

Sozialisation während der NS-Zeit.

**Eine systematisierende Analyse gesellschaftlicher und
politischer Bedingungen, sowie deren biographischer Bedeutung.**

Dissertation

Zur Erlangung des Doktorgrades
der
Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät
Der Universität Augsburg

Vorgelegt von:

Jakob Benecke aus Hamburg

2010

Erstgutachterin:	Prof. Dr. Eva Matthes
Zweitgutachterin:	PD Dr. Andrea Richter

Tag der mündlichen Prüfung:	25. Oktober 2010
-----------------------------	------------------

Danksagung

Die folgenden Personen haben auf ihre jeweils eigene Weise dazu beigetragen, dass mir diese Arbeit gelingen konnte.

Frau Prof. Dr. Eva Matthes: Sie hat mich vor einigen Jahren spontan als Doktoranden angenommen und damit überhaupt den Grundstock für meine Promotion gelegt. Dafür bin ich ihr überaus dankbar. Mein hauptsächlicher Dank ihr gegenüber ist jedoch persönlicherer Natur. Ich habe während meiner bisherigen akademischen Laufbahn zwei Universitäten und einige Lehrstühle kennen gelernt. Hierbei bin ich überall und mit den meisten Menschen gut zu Recht gekommen. Wie es sich aber anfühlt, eine Alma Mater zu haben, dies habe ich nicht gewusst, bevor ich an ihren Lehrstuhl kam. Gerade weil mit dieser Metapher, zumindest im akademischen Bereich, eigentlich ein Gebäude bezeichnet wird, empfinde ich sie als passend zur Beschreibung ihrer sehr persönlichen Betreuung meiner Arbeit. In einem Gebäude gibt es zwar bestimmte Wege und Treppen, die man nutzen kann und muss, Wände, die man, ob tragend oder nicht, nicht einfach einreißen kann. Mitunter weiß der Hausbesitzer auch ganz einfach mal besser, was man im Gebäude machen kann und was nicht, als man es selber weiß. Daneben gibt es in einem gut gebauten Gebäude aber auch die Möglichkeit, eigene Wege neu zu entdecken, eigene Räume nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, sich gegebenenfalls auch mal zu verlaufen. Im letzteren Fall aber hat man, stets ein Dach über dem Kopf, steht eben nicht im Regen. Da man das Gebäude kennt, weiß man dies auch und kann eine entsprechende (wissenschaftliche) Handlungssicherheit empfinden. All diese Bedingungen haben mir während der nicht immer nur leichten Zeit der Arbeitserstellung sehr geholfen. Nicht nur durch die Arbeit an sich, auch durch Frau Prof. Matthes Art diese zu betreuen habe ich in den letzten Jahren viel gelernt. Auch dafür bin ich ihr sehr dankbar.

Auch in ihrem Lehrstuhlteam habe ich mich immer wohl gefühlt, viel Unterstützung erfahren. Dank auch hierfür.

Frau PD Dr. Andrea Richter: Ich habe sie vor einiger Zeit als sympathische Kollegin kennen gelernt. Sie hat sich dann spontan bereit erklärt, die Zweitkorrektur meiner umfangreichen Arbeit zu übernehmen. Dafür bin ich dankbar.

Friedrich-Ebert-Stiftung: Die FES hat mir zu Beginn meiner Arbeit an dieser Dissertation ein dreijähriges Stipendium gewährt. Dafür sei ihr hiermit gedankt.

Meinen Mitdoktoranden am Lehrstuhl: Namentlich zu nennen, da diesbezüglich meine engsten Mitstreiter, wären Sonja Lichtenstern, Ute Witt, Michael Gruber, Thomas Heiland und Barbara Hartmann. Über die Jahre haben wir viele gemeinsame Stunden verbracht, dabei sowohl über unsere Arbeiten, als auch über ganz andere Dinge geredet. Geholfen hat beides gleichermaßen – Dank Euch.

Frau Dr. Michaela Schmid: Sie gehört sowohl zur Gruppe der Doktoranden, als auch zum Lehrstuhlteam. Für sie bedarf es aber einer ganz eigenen Danksagung. Von unserer ersten Begegnung weg hat sie mit der Kombination aus Kompetenz und Kollegialität, welche sie so unnachahmlich charakterisiert, meinen etwas eigenwilligen Versuch, akademische Theorie und Praxis ohne zu große Reibungsverluste zu verbinden, nach Kräften unterstützt. Vor längerer Zeit hat sie mir mal erzählt, sie hätte auch an der Entwicklungshilfe Interesse. Nun, dass es mir gut gelungen ist, gleichzeitig meinen Einsatz an der Uni und am Schreibtisch zu organisieren, stellt eines ihrer ersten diesbezüglichen Erfolgsprojekte dar. Trotz dieser geschätzten Helferqualitäten gilt mein Hauptdank aber ihr als Person. Frau Schmid ist mir in den letzten Jahren von einer Kollegin zur lieb gewonnenen Freundin geworden. In diesem Zusammenhang hat sie mich mal gefragt, was ich an unserer Freundschaft schätzen würde. Bitte, hier ist eine der Antworten. In einer Phase des zunehmenden Drucks, als für den armen Doktoranden die Tage gefühlt immer kürzer, dafür aber immer breiter zu werden schienen, hat mir so mancher Abend mit ihr wieder ein Gefühl davon vermittelt, wie es ist, wenn der Weg das Ziel ist – unschätzbar! Ich danke dir Michaela.

Frau Angelika Greißel: Sie hat vom ersten bis zum letzten Tag dieser Arbeit mit mir durchgehalten. War erst als Lebenspartnerin, dann als wichtigste Freundin stets am Fortgang des Projekts, viel mehr aber noch an meiner Befindlichkeit interessiert. Dies hat mir immer viel Rückhalt gegeben. In einer Lebensphase so mancher Verwerfung war sie mein Fixstern des Vertrauens. Klingt ein wenig pathetisch, trifft es aber genau. Für mich war ihr Beistand sehr wertvoll und hilfreich. Ich bin ihr sehr dankbar dafür.

Herrn Jan Friedrich: Er hat sich in vielfacher Hinsicht um diese Arbeit und ihren Autor verdient gemacht. Als gewiefter Computer-Fachmann hat er mit unerschütterlicher Hilfsbereitschaft ein ums andere mal meinen Rechner und dabei mich gleich mit vor dem Infarkt gerettet – dafür vielen Dank. Ganz besonders in seinem Fall ist die größte Dankbarkeit, die ich empfinde, jedoch persönlicher Natur. Er hat mir in den letzten Jahren wann immer nötig ganze Freundeskreise ersetzt und mir dabei stets – was bei mir nicht unwichtig ist – das Gefühl gegeben, er täte dies nicht aus Mitleid mit dem leidenden Doktoranden, sondern aus voller Begeisterung. Das hat mir in Belastungsphasen so viel geholfen, wie ich es hier gar nicht beziffern kann. Er hat mir mal gesagt,

er bräuchte wirklich keine Lebensversicherung. In den letzten Jahren habe ich verstanden wieso, er ist selber eine. Selbst an dunkelsten und einsamen Tagen während der Analyse der NS-Umtriebe hat mir jedenfalls eine halbe Stunde mit ihm gereicht, um mich zu versichern, dass ich noch lebe! Ich bin dir sehr dankbar lieber Freund.

Meine Eltern, Gabriella und Dieter Benecke: Beide haben mich in den letzten Jahren nach Kräften unterstützt. Insbesondere meine Mutter hat sich hierbei hervorgetan. Schier unermüdlich hat sie sich mit finanziellen Zuwendungen, Bereitschaft zum Korrekturlesen, emotionaler Anteilnahme und einigem anderem mehr um meine Bedürfnisse als Doktorand gekümmert. Hierbei hat sie eindrücklich ihre persönliche Wandlung gezeigt, von einem Menschen, der selbst zu hohem Leistungsdruck sozialisiert wurde und diesen verinnerlicht hatte, was unsere frühere Beziehung nicht immer nur einfach gemacht hat, zu einer Mutter, die mir das Gefühl geben konnte, nicht die Promotion, sondern ganz allein mein persönliches Wohlergehen läge ihr am Herzen. Vor dieser Entwicklung ziehe ich den Hut und bin in jeder Hinsicht dankbar für die mich betreffenden Effekte dieses Werdungsprozesses.

Die Kleinfamilien um Kolja und Lenka zur Linden, Bernhard und Svenja Zölch, sowie Florian und Lucy Steinmetzer: Sie waren an mir und meiner Arbeit stets interessiert. Vor allem aber durfte ich immer das Gefühl haben, bei ihnen zu jederzeit und mit beinahe unbegrenzter Spontaneität willkommen zu sein. Außerdem waren sie immer bereit, mit mir lebensnotwendige Abwechslungsunternehmungen in Angriff zu nehmen. Damit habt ihr mich mehrfach gerettet. Ich bin euch überaus dankbar. Überdies muss ich Bernhard Zölch für die geschmackvolle graphische Gestaltung der Außenansicht meiner Arbeit danken.

Mein geliebtes Patenkind Jonathan: Zeit mit ihm hat mir so oft wertvolle Abwechslung verschafft. Dabei hab ich von ihm wahrscheinlich ebensoviel gelernt, wie er von mir.

Frau Bettina Buczmann: Nach der Trennung in meiner langjährigen Beziehung ist sie als neue Mitbewohnerin bei mir eingezogen. Sie hat gleichermaßen Lebensfreude in die Bude gebracht und sich durch Bereitschaft zur Rücksichtnahme auf die speziellen Bedürfnisse eines Doktoranden ausgezeichnet. Danke dafür.

Inhaltsverzeichnis

	<u>Seite</u>
1. Einleitung	10
2. Der Sozialisationsbegriff als theoretischer Bezugsrahmen einer Analyse spezifischer Bedingungen eines Aufwachsens während der NS-Zeit.....	33
2.1. Das Sozialisationskonzept.....	36
2.2. Ausgesuchte Sozialisationstheorien und ihr Erklärungspotential für eine Identitätsbildung unter den besonderen Bedingungen der NS-Zeit.....	47
2.2.1. Tiefenpsychologische Theorien zur Persönlichkeitsentwicklung.....	48
2.2.1.1. Die klassische Psychoanalyse	48
2.2.1.2. Persönlichkeitsentwicklung bei Erikson	54
2.2.2. Entwicklungspsychologie und Persönlichkeitsentwicklung	58
2.2.2.1. Der sozial-ökologische Ansatz bei Bronfenbrenner	58
2.2.2.2. Sozialisationsrelevante lerntheoretische Ansätze.....	60
2.2.3. Soziologische Theorien zur Sozialisation	64
2.2.3.1. Der strukturfunktionalistische Ansatz	64
2.2.3.2. Sozialisation und Habitus	68
2.2.3.3. Der Lebenslaufansatz in der Sozialisationsforschung	71
2.2.3.4. Exkurs zur verfälschenden Zitierweise einer, insbesondere im Rahmen sozialisationstheoretischer Analysen zur NS-Zeit, oft zitierten Hitler-Rede.....	73
2.2.3.5. Interaktionstheorien der Sozialisation.....	80
2.2.3.5.1. Der symbolische Interaktionismus	81
2.2.3.5.2. Wichtige Erweiterungen durch Goffman	83
2.2.3.5.3. Habermas' Theorie der Kommunikativen Kompetenz ..	84
3. Jugendliche Lebenswelten zwischen 1918 und 1945.....	89
3.1. Einleitung.....	89
3.2. Darstellung ausgesuchter Sozialisationsbedingungen während der Weimarer Republik	92
3.2.1. Die vielfältigen Belastungen durch den verlorenen Ersten Weltkrieg und die Wirtschaftskrisen.....	92

3.2.2. Spezifisch jugendliche Erlebnisstrukturen vor 1933 und deren gesellschaftliche Konsequenzen	117
3.2.3. Exkurs zur Jugendbewegung und Reformpädagogik	122
3.2.3.1. Jugendliche Erlebnisstrukturen	122
3.2.3.2. Anknüpfungspotentiale zwischen Jugendbewegung bzw. Reformpädagogik und Nationalsozialismus	131
3.2.4. Die neue Massenkultur	154
3.3. Strukturthesen zur Gesellschaft der NS-Zeit.....	157
3.3.1. Zum Verhältnis von Regime und Bevölkerung I: Das nationalsozialistische Regime versuchte die Menschen nach Maßgabe seiner ideologischen Überzeugungen „von oben“ zu lenken.....	157
3.3.1.1. Gegenstandsbestimmung der NS-Ideologie und Analyse ihrer sozialisationstheoretischen Bedeutung	157
3.3.1.2. Exkurs zu möglichen Lehren, welche die gegenwärtige Erziehungswissenschaft aus einer bildungshistorischen Analyse der NS-Zeit ziehen könnte	184
3.3.1.3. Wesentliche Elemente der NS-Ideologie und deren spezifische Relevanz für den NS-Sozialisationskontext	205
3.3.1.4. Das besondere Potential einer Inklusionsförderung, wie es aus der terminologischen und inhaltlichen Vagheit der NS-Ideologie resultierte	230
3.3.1.5. Der spezifische Rassismus Hitlers und dessen Vermittlung innerhalb der NS-Erziehung	250
3.3.1.6. Die „Natur“ Chiffre als legitimierende Hilfskonstruktion der NS-Ideologie und ihre sozialisationsrelevanten Implikationen	260
3.3.1.7. Die praktische Wendung der NS-Ideologie und ihre konkreten Auswirkungen auf die Sozialisationsbedingungen im nationalsozialistischen Deutschland.....	282
3.3.1.8. Der ausschließende Charakter der nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzeption und dessen besondere Bedeutung für eine Sozialisation im NS-Kontext	335
3.3.1.9. Die Aufnahme und Nachwirkung nationalsozialistischer Ideologie im individuellen Bewusstsein	351

3.3.2. Zum Verhältnis von Regime und Bevölkerung II: Die Beeinflussung der Bevölkerung durch das Regime erfolgte durch eine ineinander greifende Anwendung von Verführung und Führung	382
3.3.2.1. Der entgrenzte Erziehungsbegriff des NS-Regimes und seine besondere konzeptionelle Bedeutung für die praktische Ausgestaltung des NS-Sozialisationskontextes	382
3.3.2.2. Ästhetische Erziehung als Element einer intendierten Inklusionsverführung im NS-Sozialisationskontext	392
3.3.3. Zum Verhältnis von Bevölkerung und Regime I: Während die NS-Ideologie bei der Bevölkerung nur begrenzten Anklang fand und die „NSDAP“ durchaus auch auf Ablehnung stieß, war die Zustimmung zur Person Hitlers und den um ihn entfachten „Führermythos“ ein wesentlich integrierendes Moment zwischen Bevölkerung und Nationalsozialismus	475
3.3.4. Zum Verhältnis von Bevölkerung und Regime II: Über die gesamte NS-Zeit lässt sich auch eine Einflussnahme „von unten“, durch Teile der Bevölkerung, nachweisen, welche die Politik des „Dritten Reiches“ deutlich mitgeprägt hat	510
3.3.5. Leben im „Dritten Reich“ I: Sowohl das alltägliche Leben als auch der Verlauf nahezu jeder politischen Maßnahme – wenn sie lang genug bestand – lässt sich während der NS-Zeit in drei Entwicklungsschritte einteilen, welche jeweils eine spezifische Sozialisationsrelevanz erlangten.	525
3.3.5.1. Der Krieg als zentrale Sozialisationsinstanz der NS-Zeit.....	530
3.3.5.1.1. Zur Sozialisationsrelevanz einer aktiven Teilhabe damals Heranwachsender am Kriegsgeschehen	538
3.3.5.1.2. Zur Sozialisationsrelevanz einer passiven Erduldung des Kriegsgeschehens durch damals Heranwachsende	609
3.3.6. Leben im „Dritten Reich“ II: Die NS-Führung bedachte unterschiedliche Bevölkerungsgruppen mit differenzierenden Kategorisierungen und damit verbundenen Charakterisierungen, zu welchen sowohl die Politik des Regimes als auch die Alltagserfahrungen und -handlungen der Betroffenen in mitunter deutlichen Widerspruch treten konnten.....	651
3.3.6.1. Der NS-Kontext und seine spezifische Bedeutung für eine Sozialisation damals Heranwachsender	670
3.3.6.1.1. Der „Lebensborn e. V.“	699
3.3.6.1.2. Die „Kinderlandverschickung“	708
3.3.6.1.3. Die nationalsozialistische Familienpolitik	728

3.3.7. Leben im „Dritten Reich“ III:	
Im Alltag des NS-Sozialisationskontextes generierte sich individuell wie kollektiv abweichendes Verhalten zumeist als Resultat komplexer Motivlagen, welche allerdings selten eine vollständige Ablehnung des Regimes oder dessen Politik zum Ergebnis hatten, sowie in Form eines Prozesses, an dessen Ende nur in Einzelfällen ein offener Widerstand gegen das NS-System stand, in dessen Verlauf jedoch die massiv repressiven negativen Rückkopplungen (Zuschreibungen und daraus resultierende gewaltsame Zumutungen) durch die nationalsozialistischen Kontrollorgane häufig eine weitere Verschärfung des Konflikts bedingten	764
4. Resümee und Objektbestimmung der nationalsozialistischen Erziehungskonzeption	835
5. Literaturverzeichnis.....	863
6. Lebenslauf.....	976

„Das Dritte Reich ist vorbei, und man wird daraus Bücher machen. Miserable, sensationelle und verlogene, hoffentlich auch ein paar aufrichtige und nützliche Bücher. Eine psychologische Untersuchung, die sich mit dem Verhalten des Durchschnittsbürgers beschäftigt, wird nicht fehlen dürfen. Und sie könnte etwa >Die Veränderbarkeit des Menschen unter der Diktatur< heißen. Ohne eine solche Analyse stünden die fremden Rächer, Forscher, Missionare und Gruseligäste ohne Leitfaden im Labyrinth. Sie wüßten nicht aus noch ein. Und auch wir, die im Labyrinth herumtappten, als es noch kein Museum war, sondern als der Minotaurus und seine Opfer noch lebten, auch wir werden das Buch nötig haben.“
(Kästner, E. (1999), S. 161).

1. Einleitung

Erich Kästner hat mit seiner Prophezeiung recht behalten. In all den, von ihm benannten, Sparten sind bis heute unzählige Bücher erschienen und es erscheinen noch immer jährlich dutzende neue.¹ Trotz dessen sind aber wesentliche Bereiche der NS-Zeit und insbesondere einer Sozialisation unter deren Alltagsbedingungen einerseits noch immer un- oder unterforscht, während andererseits die vorhandenen Forschungsergebnisse häufig so weit verstreut sind, dass sie in ihrer Gesamtheit kaum noch überblickt werden können. Somit bleibt die Fortsetzung des obigen Zitats Erich Kästners weiterhin ein dringlicher Auftrag an die geschichtswissenschaftliche, sowie gerade auch die bildungshistorische Erforschung des Nationalsozialismus:

„Verständnis und Selbstverständnis sind erforderlich. Verständnis bedeutet nicht Einverständnis. Alles verstehen und alles verzeihen sind keineswegs ein und dasselbe. Doch wer kein Zyniker oder Pharisäer und wer erst recht kein blinder Richter sein möchte, der muß nicht nur wissen, was geschehen ist. Er wird studieren müssen, wie es geschehen konnte“ (ebd.).

Die vorliegende Arbeit schließt diesbezüglich eine bestehende Forschungslücke, indem sie in mehrfacher Hinsicht zum „Verständnis“ einer Sozialisation unter der NS-Herrschaft beiträgt. Zum einen werden hunderte von Forschungsarbeiten mit ihren Ergebnissen erfasst, durch dazu passende Zeitzeugenaussagen ergänzt, und somit zu einer übergreifenden Darstellung einer Sozialisation während der NS-Zeit zusammengeführt. In Konsequenz dieses Vorgehens erhält das bewusst sehr ausgiebig gestaltete Quellenverzeichnis dieser Arbeit eine besondere weiterführende Qualität. Die Gestaltung eines Quellenverzeichnisses, dies liegt in der Natur der Sache, folgt in belegender Form grundsätzlich den Ausführungen der Arbeit, zu welcher es gehört –

¹ Der Internetbuchhändler Amazon weist allein für das Jahr 2009 1.367 wissenschaftliche Neuerscheinungen zum Thema Nationalsozialismus aus. Wenngleich hierbei auch Neuauflagen älterer Publikationen berücksichtigt werden, ist diese Zahl dennoch beachtlich. Schließlich erfolgen solche Neuauflagen überwiegend dann, wenn eine entsprechende Lesernachfrage erkannt oder erwartet wird.

so auch im vorliegenden Fall. Darüber hinausgehend stellt das Quellenverzeichnis dieser Arbeit jedoch auch die gegenwärtig (Frühsommer 2010) wohl aktuellste und fundierteste Bibliographie zum Thema Sozialisation während der NS-Zeit dar.

Zum anderen werden die unterschiedlichen Elemente eines so beschriebenen spezifischen NS-Sozialisationskontextes mittels hierzu erstellter Strukturthesen systematisierend erfasst und in ihrem Verhältnis zueinander analysiert. Zu diesen Strukturthesen ist bereits an dieser Stelle anzumerken, dass sie einen umfassenden Gültigkeitsanspruch bezüglich ihres Forschungsgegenstandes, der Erstellung und Systematisierung eines NS-Sozialisationskontextes, erheben. Wenngleich bei manchen Themen eine weitere Ausdifferenzierung einem tieferen Verständnis zuträglich ist (vgl. etwa die feinere chronologische Untergliederung des Holocaust bei Friedländer, S. (2006) gegenüber der 3 Phasen Einteilung in Strukturthese 5), so werden die grundsätzlichen Aussagen der Strukturthesen dadurch nicht relativiert oder gar widerlegt, sondern lediglich in spezifizierender Konkretisierung erweitert. Zudem wurde aus Gründen der Darstellungsökonomie keine vollständige Darstellung aller Elemente der NS-Zeit, welche unter einer bestimmten These zu subsumieren wären, gewählt. Zur exemplarischen Vertiefung wurden vielmehr solche Beispiele ausgewählt, die einerseits die These, fokussiert auf bestimmte Schwerpunkte, nachvollziehbar belegen, sowie andererseits hinsichtlich einer Analyse der damaligen Sozialisationsbedingungen eine besondere Bedeutung aufweisen. Letzteres gilt dort, wo entweder eine erhöhte Relevanz, oder aber eine bislang zu wenig erfolgte Erforschung der jeweiligen Thematik konstatiert werden konnte (beides gilt etwa für verschiedene Elemente einer Sozialisation unter Kriegsbedingungen (vgl. These 5)).

Zudem soll schon einleitend darauf verwiesen werden, dass sich nicht nur die einzelnen Thesen auf unterschiedliche Elemente des NS-Sozialisationskontextes beziehen, was durch ihre jeweilige Ausformulierung deutlich gemacht wird, sondern vor allem die erste These mit ihrer Analyse der besonderen Sozialisationsrelevanz der NS-Ideologie bzw. deren praktischer Umsetzung im Alltag der NS-Herrschaft einen grundlegenden Hintergrund für alle folgenden Thesen darstellt. Aus diesem Grund nimmt sie den meisten Platz ein. Die folgenden Thesen beziehen sich gegenüber dieser auch theoretischen Fundierung des NS-Sozialisationskontextes auf die verschiedenen sozialisationswirksamen Alltagswendungen dieser Vorgaben, welche anhand solcher Phänomene exemplarisch belegt werden, die in ihrer Erfahrung durch die damaligen Zeitzeugen subjektiv und objektiv eine wesentliche Bedeutung erlangt haben. Naturgemäß können solch exemplarische Beschreibungen von Alltagspraxis, bei aller Relevanz, die sie als Darstellung der Lebensrealität im NS-Sozialisationskontext bean-

sprechen können, knapper ausfallen, als die Erstellung einer konzeptionellen Grundlage ihres theoretischen – im NS-Falle ideologischen – Kontextes.

Bei all diesen Ausführungen folgt diese Arbeit einer multiperspektivischen Forschungsausrichtung. Noch vor, gemessen an den Zeiträumen einer historischen Erforschung der NS-Zeit, relativ kurzer Zeit berichtete ein renommierter Bildungshistoriker:

„Die Vertreter der modernen Kulturgeschichte kritisieren in den letzten Jahren zunehmend die zu stark betonte, fast ausschließliche Beschäftigung der ‚historischen Sozialwissenschaft‘ mit überindividuellen Prozessen und Strukturen“ (Kenkmann, A. (2002), S. 23).

Dem in dieser Kritik enthaltenen Handlungsauftrag entspricht die vorliegende Analyse des NS-Sozialisationskontextes. Allerdings nicht durch ein einfaches Umschlagen in die Gegenrichtung. Kein vereinfachtes und nicht weiter kontextualisiertes „*aus Geschichten Lernen*“ (vgl. Baacke, D.; Schulze, T. (1993)) stellt das Forschungsparadigma dar. Vielmehr wird eine dialektische Verknüpfung beider Perspektiven innerhalb einer zugleich makro- und mikroperspektivischen Analyse damaliger Sozialisationsprozesse verwendet.

Dieser Forschungsansatz wird im Folgenden einführend beschrieben und seine Anwendung für das hier untersuchte historische Phänomen begründet. Bereits jetzt sei allerdings erwähnt, dass auf eine, sonst im Rahmen einer Einführung übliche, Skizzierung des bisherigen Forschungsstandes verzichtet wurde. Aufgrund der erweiterten Forschungsperspektive dieser Arbeit, sowie aufgrund der Tatsache, dass der jeweils zu den Unterthemen vorhandene Forschungsstand an den Stellen referiert wird, an denen diese bearbeitet werden, würde eine vorangestellte Darstellung wenig sinnvoll sein und zu inhaltlichen Doppellungen führen.

Zur differenzierten Rekonstruktion der Bedingungen einer Identitätsgenese während der NS-Zeit ist es notwendig, den gesellschaftlichen Kontext der kindlichen und jugendlichen Sozialisation der betreffenden Zeitzeugen² in seinen wesentlichen Zügen zu systematisieren und darzustellen. Die sozialisationsrelevanten Aspekte eines Aufwachsens in der spezifischen Umwelt des NS-Staates, sowie insbesondere die damit verbundenen unterschiedlichen Herausforderungen für die Heranwachsenden (der Umgang mit den Inklusionsangeboten³, den repressiven Kontrollmechanismen einer-

² Als Zeitzeugen oder Zeitgenossen werden im Folgenden Personen bezeichnet, die die NS-Zeit selbst erlebt haben bzw. Teil der NS-Gesellschaft waren. An den entsprechenden Stellen wird dies nur in Ausnahmefällen noch einmal erläutert.

³ Den Dualismus von In- und Exklusion hat Niklas Luhmann zur Differenzierung von System-Umwelt-Beziehungen in den systemtheoretischen Diskurs eingeführt (vgl. ders. (1997)). Luhmann unterschied vier Formen des Sozialen: Interaktion, Protestbewegung, Organisation und Gesellschaft. Letztere ist wiederum in Funktionssysteme ausdifferenziert. Die genannten vier Formen des Sozialen, welche er auch als „soziale Systeme“ deklariert, differenzieren sich nicht zuletzt dadurch

untereinander, dass sie Personen auf unterschiedliche Art und Weise integrieren. Zur Analyse derartiger Prozesse hat Luhmann den erwähnten Dualismus von In- und Exklusion begründet. Hierbei handelt es sich nicht einfach um eine Bestimmung von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zu einem sozialen System (vgl. ders. (1995)). Die Begriffe bezeichnen keinen fixierten sozialen Status, sondern dynamische Prozesse innerhalb sozialer Systeme, „jene Formen, in denen Personen durch Interaktionen, Protestbewegungen, Interaktionen und die Gesellschaft in Gestalt ihrer Funktionssysteme berücksichtigt werden. Das Begriffspaar Inklusion und Exklusion hebt auf die kommunikative Adressierung von Personen durch die vier... Formen des Sozialen ab“ (Nolzen, A. (2009b), S. 61f.). Der Dualismus wird mittlerweile auf vielfältige Weise zur analytischen Strukturierung der NS-Herrschaft herangezogen (vgl. zuletzt Nolzen, A. (2009b)). In diesem Sinne findet er auch in dieser Arbeit an unterschiedlichen Stellen Verwendung, um damalige Sozialisationsprozesse strukturieren, differenziert beschreiben und in ihrer Wirkung spezifizieren zu können. Auf dem Deutschen Historikertag 2008 hat Armin Nolzen überdies vorgeschlagen, das Begriffspaar um den Terminus der Distinktion zu erweitern. Hiermit sind die vielzähligen, in dieser Arbeit als vom Regime gezielt inszenierte Inklusionsanreize behandelten, Hierarchisierungen und Binnendifferenzierungen innerhalb der nationalsozialistischen Organisationen gemeint, welche die Selbstmobilisierung der „Volksgenossen“ fördern sollten und diesbezüglich auch tatsächlich einigen Erfolg hatten. Gerade in letzter Zeit und am Beispiel damals Heranwachsender, die nach 1945 im Kontext der Bundesrepublik zu relevanten Größen des gesellschaftlichen Lebens wurden, hat sich erneut gezeigt, dass selbst die augenscheinlich eindeutigste Form der persönlichen Inklusion, die eigene Parteimitgliedschaft noch immer Gegenstand heftiger Kontroversen zwischen Geschichtswissenschaft und betroffenen Zeitzeugen, aber auch unter den Vertretern der ersteren werden kann. In den betreffenden Debatten ging es zuletzt erkennbar weniger um eine grundsätzliche Diskussion der konkreten Inklusionsmechanismen, welche letztlich 8,5 Millionen „Volksgenossen“ dazu gebracht hatten, Parteimitglied zu werden (vgl. Benz, W. (2009), S. 16) – ohne Aufnahmesperre im Mai 1933 und die selektierenden Aufnahmekriterien nach 1937, wären es vermutlich weit mehr gewesen (vgl. hierzu ausführlicher Weigel, B. (2009), sowie Wetzel, J. (2009)). Ausgehend von der Erkenntnis, dass der zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbene Historiker Martin Broszat, der seine wissenschaftliche Lebensleistung der Analyse des NS-Staates gewidmet hatte, vor 1945 selbst Parteimitglied war, entfachte sich vielmehr eine hitzige Diskussion über die Frage: „Konnte man ohne eigenes Zutun, ja gegen eigenes Wissen und bessere Überzeugung, in die Hitlerpartei geraten?“ (Benz, W. (2009), S. 8). Eben diese Argumentation wurde bezüglich Broszat von dessen ehemaligem Schüler Norbert Frei vertreten und später von weiteren, noch lebenden prominenten Zeitgenossen, die sich ebenfalls mit ihrer vermeintlich oder tatsächlich nachgewiesenen Parteimitgliedschaft konfrontiert sahen, weitgehend übernommen. De facto strebte das Regime im Sinne einer Genese möglichst loyaler „Volksgenossen“ danach, den Parteinachwuchs nur noch aus den Reihen von „HJ“ und „BDM“ zu rekrutieren (vgl. Wetzel, J. (2009), S. 85). In diesem Zusammenhang verfügte man, dass ab 31. Dezember 1937 nur noch Angehörige dieser Jugendorganisationen Aufnahmeanträge stellen könnten. Da aber die Vorgaben der Regimeführung bezüglich der anzustrebenden Erfassungsraten innerhalb der einzelnen Jahrgänge nie erreicht werden konnten (vgl. ebd., S. 88f., sowie Nolzen, A. (2009a), S. 130ff.), übten die zuständigen Funktionäre an unterschiedlichen Stellen, bei aller, bis 1944/45 aufrechterhaltenen, formalen Gewährung von „Freiwilligkeit“ (vgl. Nolzen, A. (2009a), S. 148), mitunter beträchtlichen äußeren Druck auf die Heranwachsenden aus (vgl. Wetzel, J. (2009), S. 85f.), welchem „insbesondere Jugendliche nur schwer widerstehen konnten“ (ebd., S. 86). „Die meisten von ihnen waren... jung, fast noch Kinder. Dies galt insbesondere für die 1927 Geborenen, die seit Anfang 1944, als das Mitgliedsalter heruntergesetzt wurde, bereits mit 17 Jahren in die Partei aufgenommen werden konnten“ (ebd.). Aus dieser Konstellation entwickelte sich nun die entlastende Argumentation, es sei durchaus vorstellbar gewesen, dass gerade in den letzten Kriegsmonaten ganze Jahrgänge der „HJ“ kollektiv oder zumindest in größeren Gruppen in die Partei überführt worden seien, ohne dass ihnen dies bewusst gewesen wäre. Zumindest aber wäre es nicht unwahrscheinlich, dass übereifrige „HJ-Führer“ die Aufnahmeanträge der Angehörigen ihrer „HJ-Gruppen“ mit gefälschten oder gänzlich ohne die Unterschriften der angeblichen Antragsteller weitergereicht hätten. Die hieran anknüpfende, vor allem auch in den Printmedien ausgetragene, Kontroverse darüber, wie wahrscheinlich ein solches Vorgehen im Einzelnen gewesen sei, kann hier nicht explizit nachgezeichnet werden (vgl. hierzu instruktiv Kellerhoff, S.F. (2009)). Feststeht jedoch, dass ein entsprechender Regelverstoß eines „HJ-Führers“ bisher nicht kategorial ausgeschlossen werden kann (vgl. Wetzel, J. (2009), S. 90), dessen Existenz allerdings äußerst fraglich ist und für den „es bislang keinen einzigen empirischen Beweis“ (Nolzen, A. (2009a), S. 148) gibt. Bezüglich des ersteren, oben skizzierten Argumentationsstrangs, der kollektiven Übernahme ganzer Jahrgänge im Sammelverfahren und ohne weiteres

seits, sowie den Ausgrenzungssagitationen andererseits) wurden bislang in deutlich geringerem Maße analytisch aufgearbeitet und systematisierend erfasst, als etwa die Politik des nationalsozialistischen Regimes (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 29). Hier versteht sich die vorliegende Arbeit als Beitrag zur Lückenschließung.

Überdies werden im Folgenden einige spezifische Faktoren zur Identitätsentwicklung während der NS-Zeit aufgeführt, die in verallgemeinernder Form Eindrücke von den besonderen Prägungen, die von den dort heranwachsenden Generationen erlebt wurden, vermitteln. Von diesen Einflüssen ausgehend, wird immer wieder die Brücke zur methodischen Perspektive der Biographieforschung geschlagen, die es ermöglicht, persönliche Wahrnehmungen, Gewichtungen, Interaktionen und Verarbeitungen derartiger Einflüsse am Einzelfall nachzuvollziehen. Detlev Peukert hat die methodische Relevanz dieses Vorgehens beschrieben:

„Beide historischen Zugangsweisen, die verallgemeinernde, die auf soziale und politische Strukturen zielt, wie die individualisierende, die den Erfahrungen in ihrer alltäglichen Widersprüchlichkeit nachspürt, sind für ein gerechtes historisches Verständnis unverzichtbar“ (ders. (1983), S. 42).

Zutun der betroffenen Heranwachsenden in die „NSDAP“, kann gesagt werden, dass es ein solches Vorgehen wohl nicht gegeben hat (vgl. Nolzen, A. (2009a), S. 146f., sowie Wetzel, J. (2009), S. 90). Dies bestätigte auch ein Gutachten des „HJ“-Experten Michael Buddrus, welches zu dem durchaus differenzierenden Schluss kam, dass „>es... nicht möglich (war), ohne eigenes Zutun Mitglied der NSDAP zu werden, wenngleich die Grade dieses >eigenen Zutuns< durchaus differenziert bewertet werden müssen.<“ (zitiert nach Kellerhoff, S.F. (2009), S. 171). Letztlich gilt: „Wenn überhaupt von einem Automatismus gesprochen werden kann, dann bei der >Überweisung< von HJ- und BDM-Angehörigen in die Gliederungen. Diese erfolgte seit 1937 beziehungsweise seit 1941 automatisch und verbindlich, und zwar für beide Geschlechter“ (Nolzen, A. (2009a), S. 148). Letztlich kann bezüglich der hier angesprochenen Debatte davon ausgegangen werden, dass einige der betreffenden Personen, in auffälliger Häufigkeit Persönlichkeiten, die die Bundesrepublik intellektuell mitgeprägt haben (vgl. Wetzel, J. (2009), S. 90), sich womöglich an ihre damalige Antragstellung nicht mehr erinnern konnten oder wollten (vgl. ebd., sowie Kellerhoff, S.F. (2009), S. 171, 179f.), zumal es durchaus sein kann, dass sie in den Kriegswirren der letzten Monate des „Dritten Reiches“ „einen Beweis für ihre Mitgliedschaft... nie erhalten“ (Wetzel, J. (2009), S. 90) haben. Pauschalisieren lässt sich auch diese Annahme sowohl grundsätzlich, als insbesondere auch hinsichtlich der ihr gegebenenfalls zugrundeliegenden konkreten Motivations- und Verhaltensstruktur freilich nicht. Die bisherigen Ausführungen verdeutlichen, dass die Argumentationen zum Thema von wissenschaftlicher Seite zumeist einer Analyse der damaligen bürokratischen Soll-Vorschriften folgen und zudem auf *nicht* erbrachte empirische Beweise abweichender Verläufe abstellen. Demgegenüber bleiben relevante Fragen weiterhin offen oder zumindest nicht hinreichend geklärt: „Wie kamen die Anträge zustande? Lässt sich eine Systematik erkennen? Was hatte es mit der behördlichen Betonung der Freiwilligkeit auf sich? Welches Interesse verfolgten die HJ-Führer und andere Parteifunktionäre? Wieso soll auszuschließen sein, dass sie für ihre Kameraden nicht >fürsorglich< tätig wurden? Die Sammelisten sind nicht mehr vorhanden – warum soll sicher sein, dass stets diejenigen unterschrieben, die >angemeldet< wurden? Antworten auf diese Fragen hat die Forschung bisher nicht“ (Sybille Steinacher, in Die Zeit vom 18. Juni 2009, S. 51). Hier ist weitere empirische Detailforschung notwendig, um zu abschließenden Ergebnissen zu kommen.

Der hier skizzierte Themenkomplex ist schließlich weniger aus sozialisationstheoretischer, als aus historischer und vor allem aus biographischer Perspektive bedeutsam. Verdeutlicht werden sollte mit den vorangegangenen Ausführungen der Sachverhalt, dass bislang nicht einmal bezüglich der vermeintlich objektivsten Form der Inklusion in das NS-System, einer beantragten oder nichtbeantragten Aufnahme in die „NSDAP“, in der Wissenschaft, geschweige denn der Öffentlichkeit Klarheit oder gar Einigkeit besteht. In den folgenden Strukturthesen geht es hingegen um mitunter deutlich komplexere Verlaufsformen mentaler Inklusion und deren Motivationsbedingungen.

Diese Argumentation trifft unverändert auch auf das Anliegen dieser Arbeit zu. Durch die hierbei angewandte Perspektivenkombination vermittelt die systematisierende Darstellung sozialisationsrelevanter Alltagsstrukturen⁴ des „Dritten Reiches“⁵ ein tiefer gehendes Verständnis der Lebenswirklichkeit während der NS-Zeit, als es eine alleinige Spezialisierung auf eine rein staatsgeschichtliche oder rein subjektorientierte Perspektive für sich genommen erlaubt hätte.⁶

Der hierbei zur Anwendung kommende Forschungsansatz ist als Ergänzung zu anderen Ansätzen, nicht als deren Ersatz zu verstehen: „Ein Alltagsansatz erschließt... keinen neuen Gegenstandsbereich abseits der etablierten historischen Disziplinen, sondern ‚nur‘ eine neue Perspektive“ (ders. (1985), S.42, vgl. hierzu auch Galinski, D.; Herbert, U.; Lachauer, U. (1982), S. 26, Kocka, J. (1986), S. 162ff., sowie Kershaw, I. (2006), S. 341). Dementsprechend formuliert Jürgen Kocka ein Forschungsinteresse, welches auch auf die vorliegende Arbeit anwendbar ist:

„Das Interesse der Alltagsgeschichte an den Wahrnehmungen und Erfahrungen, den Einstellungen und dem Handeln der Menschen, auch an der Frage, wie diese ihre unterschiedlichen Erfahrungen

⁴ Vgl. zum Alltagsansatz ausführlich Peukert, D. (1982), S. 19ff., ders. (1986a), sowie insbesondere Lüdtke, A. (1989). Zur kritischen Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Ansätzen und Belangen einer Alltags- bzw. Sozialgeschichte aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive vgl. Berlekamp, B.; Röhr, W. (1995), sowie die Literaturhinweise in Wirsching, A. (1996), S. 36f. Vielfältige Verweise auf publizierte Alltagsberichte aus unterschiedlichen Phasen der deutschen Geschichte liefert die zweibändige Bibliographie zur Geschichte des Alltags, die Johann Caspar Struckmann herausgegeben hat (vgl. ders. (2000) und (2001)). Hier finden sich nicht wenige weiterführende Literaturhinweise, wenngleich die Bibliographie nicht ansatzweise vollständig ist, was bei dieser Thematik wohl auch nicht notwendig und möglich ist, und zudem eine Suche nach Berichten zu konkreten zeitgeschichtlichen Phänomenen aufgrund einer etwas willkürlich anmutenden Kategorisierung und Zuordnung mitunter etwas von der berühmten Suche nach der Nadel im Heuhaufen hat.

⁵ Die Bezeichnung der NS-Zeit als „Drittes Reich“ findet in dieser Arbeit Verwendung, da sie sich im wissenschaftlichen Diskurs etabliert hat. Demgegenüber darf nicht vergessen werden, dass es sich hierbei um eine, von propagandistischen Intentionen geleitete, Definition des NS-Regimes selbst handelte, welches diese, aufgrund veränderter herrschaftspragmatischer Ansichten, nach 1939 aus dem offiziellen Sprachgebrauch tilgen wollte (zur Herleitung des Begriffes vgl. Janka, F. (1996), S. 106ff.). In bekannt herrschaftspragmatischer Manier vereinnahmten die Nationalsozialisten diesen Terminus, welcher als „Sammelbecken und Sammelbegriff all der völkischen, nationalen, volksgemeinschaftlichen und sonstigen Sehnsüchte“ (ebd., S. 112) fungierte, welche vor allem nach 1918 die deutsche Gesellschaft durchzogen hatten. „Ohne Rücksicht auf Urheberrechte und Bedenken wurde daraus ein Alltagswort gemacht, das zwar wenig Konkretes aussagte, aber gerade dadurch so viele vereinte und aneinander band“ (ebd.). Als sich die Anziehungskraft des Begriffes deutlich erschöpfte und umgangssprachlich auch zur Kennzeichnung negativer Erscheinungen der NS-Herrschaft herangezogen wurde, ließ das Goebbelsche Propagandaministerium eine Verwendung der Bezeichnung „Drittes Reich“ am 10. Juli 1939 für die deutsche Presse untersagen (vgl. ebd.). Deutschland sollte nunmehr als „Das Reich“ titulierte werden.

⁶ Die obigen Ausführungen machen deutlich, dass es in dieser Arbeit um eine Alltagsperspektive im erweiterten Sinne geht, wie sie Werner Röhr unter Berufung auf Heide Gerstenberger formuliert hat und wie sie den eingangs zitierten Forderungen Peukerts an eine sinnvolle Analyse der Lebenswirklichkeit während der NS-Zeit entspricht: „der Alltagsbegriff solle strukturelle Bedingungen des Handelns mit deren Wahrnehmungen durch Individuen und gesellschaftliche Gruppen und einer daraus folgenden [sic!] Lebenspraxis zusammenfassen. Er dürfe sich daher weder auf die Beschreibung objektiver Strukturen beschränken, noch auf die Darlegung subjektiver Erfahrungen“ (Röhr, W. (1995), S. 297).

als sinnvoll ‚integrierten‘ oder als sinnlos nicht zu integrieren vermochten, kann zur Bereicherung der Geschichtswissenschaft und besonders der Sozialgeschichte führen, die diese subjektive Dimension, ihrem Anspruch nach, immer schon einbeziehen hätte sollen, dies sicherlich auch häufig getan hat, aber doch oft nur am Rande. Nicht immer besaß sie ganz zureichende methodische Möglichkeiten, diese wichtige ‚Innenseite‘ der vergangenen Wirklichkeit optimal mit der Analyse der Bedingungen jener ‚Innenseite‘, nämlich mit der Analyse der Strukturen und Prozesse, zu verknüpfen“ (ders. (1986), S. 169).⁷

Auf den konkreten Gegenstand dieser Arbeit bezogen lässt sich hinzufügen, dass der Versuch eine „Alltagsgeschichte“ der NS-Zeit, wie sie Broszat als Teilaspekt seines Historisierungskonzeptes gefordert hatte, darzustellen, keineswegs bedeutet, die sozialen Entwicklungen der NS-Zeit als historische Normalität bewerten oder gar legitimieren zu wollen (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 351ff.).⁸ Vielmehr geht es stets darum, dass gerade „der spezifische und unverkennbar nationalsozialistische

⁷ Sozial- und Alltagsgeschichte verhalten sich folgendermaßen zueinander. Seit den 60er Jahren setzte sich in Deutschland vermehrt eine Perspektive auf historische Prozesse durch, welche sich als „moderne Sozialgeschichte“ definierte und bis heute vorrangig mit den Namen Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka verbunden ist (vgl. Rosenbaum, H. (2001), S. 744, sowie ausführlicher zur gesamten Thematik Gestrich, A. (1988) und Daniel, U. (1997)). Diese Sozialgeschichte war vor allem makrotheoretisch und strukturgeschichtlich orientiert. Zentrale Forschungsthemen waren „die Darstellung und Analyse gesellschaftlicher Strukturen sowie deren Genese und Wandel“ (Rosenbaum, H. (2001), S. 744). Sie richtete sich in ihrer Ausrichtung zunächst hauptsächlich gegen den, bis dahin vor allem in der Politikgeschichte verbreiteten, Historismus (vgl. ebd., S. 744f.). Ihr ging es demgegenüber um die Vorprägungen menschlichen Handelns durch die gesellschaftliche Wirklichkeit, in welcher das Subjekt sich bewegt (vgl. ebd., S. 745), also um die „Macht der Verhältnisse“ (Jürgen Kocka, zitiert nach ebd.). Hierbei erfuhren „individuelle Wahrnehmungen, Bedeutungszuschreibungen und Verhaltensspielräume“ (ebd.) lediglich eine verminderte und nachrangige Aufmerksamkeit. Man ging davon aus, dass die spezifischen ökonomischen und sozialen Bedingungen den Rahmen vorgeben, innerhalb dessen der Einzelne agieren könne (vgl. ebd.). Kritik an dieser Annahme regte sich dann vermehrt ab den 80er Jahren und vor allem in der Alltagsgeschichtsschreibung, der es darum ging, stärker „das Leben, Handeln, Denken und Fühlen der ‚kleinen Leute‘ in der Geschichte sichtbar zu machen, d.h. diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die in der bisherigen Geschichtsschreibung systematisch ausgeblendet waren“ (ebd.). Hierüber entwickelte sich eine beachtliche Kontroverse zwischen den Vertretern beider Forschungsansätze (vgl. ebd.), die mittlerweile jedoch weitgehend durch einen konstruktiven Diskurs ersetzt wurde. In dieser Arbeit soll eine strukturgeschichtlich fundierte Alltagsgeschichte zur Anwendung kommen, die ihren Blick primär „auf die Subjekte, deren Erfahrungen und Interpretationen ihrer Lebenswelten, auf die Bedeutung, die sie ihrem Handeln und dem der anderen zumessen“ (ebd., S. 746) richtet. Darüber hinaus gilt es aber auch, „nach den Handlungsspielräumen der Subjekte innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen, an deren Herstellung und Veränderung sie selbst beteiligt sind“ (ebd.), zu fragen. Letztlich wird hierbei von der Prämisse ausgegangen, dass „Wahrnehmungsweisen, Selbstdeutungen und Weltbilder der historischen Subjekte mindestens so wichtige ‚Tatsachen‘ darstellen, wie beispielsweise ihre sozioökonomische Lage oder ihre Zugehörigkeit zu ‚objektiv feststellbaren‘ Ständen, Schichten oder Klassen“ (Daniel, U. (1997), S. 200).

⁸ Norbert Frei hat kürzlich noch einmal grundsätzlich das Anliegen hinter Broszats Plädoyer für eine „Historisierung“ des Nationalsozialismus formuliert: Es ging ihm „um den differenzierten, alles Plakative, alle Dämonisierungen – und gerade damit auch alle gesellschaftlichen Entlastungsmöglichkeiten – verweigernden, nach allen Seiten kritisch-subtilen Umgang mit der Geschichte des <Dritten Reiches>“ (Frei, N. (2005), S. 50f.; vgl. in diesem Sinne auch Janka, F. (1997), S. 98ff.). Dieser Arbeitsauffassung folgt auch die vorliegende Arbeit mit ihrem Bemühen, die objektiven Bedingungen einer Sozialisation während der NS-Zeit, sowie deren subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung authentisch und nicht einfach den Vorgaben einiger tradierter Vorurteile folgend wiederzugeben.

ter“ (ebd., S. 342) der kurzen Epoche zwischen 1933 und 1945 deutlich herausgearbeitet wird (vgl. in diesem Sinne auch Thamer, H.-U. (1993), S. 516ff.).⁹ Gleiches gilt für dessen subjektive Wahrnehmung durch die Zeitzeugen. Ein hermeneutisches Nachvollziehen damaliger oder nachträglicher, individueller oder kollektiver Normalitätswahrnehmungen von Teilelementen des NS-Alltags bedeutet keineswegs zwangsläufig, die ideologischen Faktoren zu vernachlässigen (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 3). Die bisher angeführten forschungsmethodischen Grundlegungen der Strukturthesen zur NS-Zeit lassen sich mit Gabriele Rosenthal bezüglich des ihnen zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses weiter präzisieren. Auch sie verweist auf die Relevanz einer Verknüpfung makro- und mikroperspektivischer Ansätze, mit dem Ziel gehaltvollere und zuverlässigere Aufschlüsse zur Sozialisation von Zeitzeugen der NS-Zeit zu erhalten:

„Es ist zwar entscheidend... zu welchem Zeitpunkt im Lebenslauf der Biograph eine Erfahrung macht, was dieser Erfahrung vorausging und in welcher Lebensphase – Kindheit, Jugend usw. – diese Erfahrung gemacht wurde, wesentlich ist jedoch ebenso der Zeitpunkt im Laufe der Geschichte und die zu diesem Zeitpunkt bereitgestellten Deutungsmuster für die Auslegung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Diesem Zusammenspiel von biographischem und historischem Zeitpunkt, in dessen Schnittpunkt das Subjekt seine Erfahrungen macht, versuche ich mit dem Konzept der lebensgeschichtlich-historischen Konstellation gerecht zu werden“ (dies. (1987), S. 14, vgl. in diesem Sinne auch Berg, C. (1991b), S. 25 sowie Kenkmann, A. (2002), S. 24).¹⁰

⁹ Hier folgt die Arbeit der Auffassung Brownings: „Methodologisch gesehen ist <Alltagsgeschichte>... neutral. Sie wird nur dann zur Ausflucht oder zum Versuch, das <Dritte Reich> als etwas <Normales> darzustellen, wenn es ihr nicht gelingt, deutlich zu machen, wie weit der Alltag unter der Nazi Herrschaft von der verbrecherischen Politik des NS-Regimes durchdrungen war“ (Browning, Ch. (2002), S. 16).

¹⁰ Die Auffassung, zur adäquaten Bearbeitung eines sozialgeschichtlichen Forschungsthemas mit Bezug zur NS-Zeit gelte es gleichermaßen den jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Kontext, sowie die individuell-subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung des untersuchten Sachverhaltes durch die von ihm betroffenen Subjekte darzustellen bzw. analytisch zu berücksichtigen, wird aktuell von vielen Autoren verschiedener Professionen geteilt (vgl. beispielhaft aus forschungsmethodologischer Sicht: Kocka, J. (1986), S. 171, Gestrich, A. (1988), S. 9, Cloer, E.; Klika, D.; Seyfahrt-Stubenrauch, M. (1991), S. 70f. und 88, Jureit, U.; Meyer, B. (1994), S. 8ff., Jacobeit, S.; Jacobeit, W. (1995), S. 284f. und 288, Schneider, M. (1995), S. 258f., Kershaw, I. (2006), S. 353, aus geschichtswissenschaftlicher Sicht: Evans, R. J. (2005), S. 13ff., aus regionalgeschichtlicher Perspektive: Röhr, W. (1995), S. 8, Koch-Wagner, G. (2001), S. 8f., sowie aus psychotherapeutischer Sicht: Müller-Hohagen, J. (2005), S. 151). Das hier beschriebene Forschungsparadigma findet seine deutlichste Verfechtung im Fazit Hübner-Funks: „Die Umsetzung des Programms 'historischer Sozialisationsforschung' (ist) recht schwierig; denn sie muß in den Feldern der Vergangenheit bewandert sein, die sie untersucht... Ohne akribische Kontextualisierungsleistungen sind die Sozialisationswelten früherer Zeiten nicht nachvollziehbar“ (Hübner-Funk, S. (2005), S. 37). Für die vorliegende Darstellung von Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit hieße dies, dass sie nicht der kritikwürdigen aber durchaus verbreiteten Praxis folgt, „Zeitzeugengeschichten und (auto-)biographische Texte... auf tönernem bildungsgeschichtlichem Fundament der Öffentlichkeit zu präsentieren“ (Wiegmann, U. (2004), S. 25). Hübner-Funk kritisiert diesbezüglich berechtigterweise, dass die meisten Arbeiten, die sich dem Bereich der Biographieforschung zurechnen lassen, „relativ 'voraussetzungslos' mit der Struktur und Gestalt der subjektiven Erinnerungen“ (dies. (2005), S. 35) beginnen. Als Ursache hierfür unterstellt sie, dass die betreffenden Wissenschaftler eine Auseinandersetzung mit den Erträgen der zeitgeschichtlichen Forschung zum Nationalsozialismus

scheuen würden. Denn diese habe „Berichte und Analysen... in solcher Dichte und Vielfalt“ hervorgebracht, „daß jeder Nicht-Fachhistoriker daran als unüberwindbarer Barriere scheitern könnte“ (ebd., S. 34). Diese Auffassung entspricht sicherlich den Tatsachen. Allein zwischen 1995 und 2000 ist die Summe der erfassten Einträge in Michael Rucks Bibliographie zum Nationalsozialismus von 25.000 auf 37.000 gestiegen (vgl. ders. (2000)), wobei es sich hier keineswegs um eine vollständige Sammlung aller wissenschaftlichen Publikationen zu dieser Epoche handelt. Die hier zutage tretende Problematik wurde bereits von mehreren Autoren erkannt. Richard J. Evans hat kürzlich angemerkt, dass „kein Historiker... hoffen (kann), auch nur einen wesentlichen Teil einer so umfangreichen Literatur zu überblicken“ (ders. (2005), S. 10). Heinz Schreckenbergs veröffentlichte 2001 eine Bibliographie zur Teilthematik von *Erziehung, Lebenswelt und Kriegseinsatz der deutschen Jugend unter Hitler* (vgl. ders. (2001)). Diese umfangreiche, vom Autor erhellend kommentierte, Übersicht berücksichtigte zwar schon bei ihrem Erscheinen nicht sämtliche Publikationen zum Thema, lieferte aber eine thematisch vielfältige Orientierungshilfe in einem nicht immer übersichtlichen Forschungsfeld. Bereits in seiner Einleitung merkte Schreckenberg bezeichnend an, dass „die Literatur zum Thema ‚Deutsche Jugend unter dem Hakenkreuz‘... so zahlreich und so weit verzweigt“ wäre, „daß sie kaum noch überschaubar“ sei und sein eigener Versuch einer Bestandsaufnahme eigentlich „vermessen erscheinen“ (ebd., S. 4) müsse. Wie für die Gesamtheit der NS-Herrschaft gilt demnach auch für den Bereich einer Sozialisation während dieser Epoche, dass die diesbezügliche Forschungsliteratur ein ungeheures Ausmaß angenommen hat, welches sich allerdings auch durch etliche inhaltliche Wiederholungen und Überschneidungen auszeichnet. Betrachtet man den Bereich der spezifischen Publikationen zur „Hitlerjugend“, welche gemeinhin als wesentliche Sozialisationsinstanz des NS-Herrschaftssystems gilt, so werden weitere Problemaspekte deutlich. Zu dieser Thematik verfügen nicht einmal ausgewiesene Spezialbibliotheken wie die Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (BBF) über einen vollständigen Fundus (vgl. Wiegmann, U. (2004), S. 11). Seit 1945 hat die Quantität der Publikationen zur „HJ“, bei kleineren Schwankungen, stetig zugenommen (vgl. ebd., S. 14). Einen Boom erlebte diese Thematik im Bereich der altbundesdeutschen Erziehungswissenschaft allerdings nicht unmittelbar im Zusammenhang mit der Studentenbewegung 1967/ 68, sondern erst in den achtziger Jahren (vgl. ebd., S. 16). Dieser Befund gilt wiederum nicht für die ehemalige SBZ/ DDR. Hier „wurde das nationalsozialistische Erbe folgenreich nach westwärts abgeschoben“ (ebd., S. 17), was zur Konsequenz hatte, dass im Kontext der wissenschaftlichen DDR-Pädagogik bis 1989 nur ein einziger Titel verfasst wurde, der sich explizit mit der „HJ“ befasste. Bezüglich des oben formulierten Anliegens einer Darstellung, welche gleichermaßen objektive Gegebenheiten und subjektive Wahrnehmungen berücksichtigen will, ist hinzuzufügen, dass die genannten bibliographischen Sammlungen, gerade auch zur Geschichte der „Hitlerjugend“, autobiographische Berichte überwiegend „nicht einmal erfasst“ (ebd., S. 23) haben, „es sei denn, der Autor/die Autorin gehörte zu den maßgeblichen Repräsentanten der HJ-Elite“ (ebd.). Letzteres erscheint mir bedenklich. Zum einen, da eine ungerechtfertigte und sozialisationstheoretisch verzerrende Fokussierung auf die Erfahrungen einiger weniger hochrangiger „HJ-Funktionäre“ stattfindet. Zum anderen, da es nachweislich gerade deren Veröffentlichungen sind, welche sich durch eine deutliche Tendenz zur apologetischen Darstellung auszeichnen.

Überdies ist schon zu diesem exponierten Teilthema der NS-Herrschaft bzw. einer Sozialisation unter dieser „überhaupt nicht sicher bekannt... wie viele deutschsprachige Veröffentlichungen und wie viele Publikationen in einer der in Deutschland gängigen Fremdsprachen... existieren“ (ebd., S. 12). Weiter erschwert würde ein Versuch einer vollständigen Literaturerfassung zu diesem Themenbereich noch durch eine offensichtlich nicht einheitliche Registrierungspraxis: „Offenkundig (wird) das Schlagwort ‚Hitlerjugend‘ in der Zeitgeschichte und in der zeitgeschichtlich forschenden historischen Pädagogik – bzw. bibliothekarisch – sehr verschieden ausgelegt“ (ebd., S. 19). „Das-selbe Phänomen gibt es sogar innerhalb der Zeitgeschichte“ (ebd., S. 20).

Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten stellen die Publikationen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, einen umfangreichen (insgesamt wurden mehrere hundert Arbeiten berücksichtigt), aber nur einen begrenzten Teil der verfügbaren Veröffentlichungen zum Thema dar. Die Auswahl erfolgte dabei nach der jeweils erkennbaren Passung zum hier bearbeiteten Thema, der inhaltlichen und methodischen Plausibilität, der Aktualität, sowie der Repräsentativität und Aussagekraft bezüglich bestimmter, darzustellender wissenschaftlicher Diskurse zum Themenkreis der NS-Zeit. Bezüglich dieser wissenschaftlichen Diskurse wäre hinzuzufügen, dass lediglich solche Positionen und Kontroversen berücksichtigt wurden, die selbst zur Erhellung der Frage nach den strukturellen Voraussetzungen einer Sozialisation während der NS-Zeit und deren möglichen Nachwirkungen über 1945 hinaus beitragen.

Prinzipiell ist die Gestaltung wissenschaftlicher Publikationen zu diesem Thema, sowie deren Aufnahme im jeweiligen Fachbereich, unabhängig von ihrer fachlichen Qualität und Aussagekraft, von zwei Faktoren abhängig:

Zum einen von der biographischen Verbundenheit des Forschers mit dem Thema, sei es durch persönliche Zeitzeugenschaft, familiäre Beziehungsmuster oder die Zugehörigkeit zum Opfer- oder Täterkollektiv des Holocaust. All diese Faktoren verfälschen keineswegs zwangsläufig die Forschungsergebnisse zum Thema, können aber durchaus die Wahrnehmung desselben, gleich in welcher Richtung, beeinflussen (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 146ff. sowie Schreckenber, H. (2001), S. 12) oder dessen Bearbeitung überhaupt erst motivieren (vgl. zum konkreten Thema einer NS-Sozialisation diesbezüglich Schulz-Hageleit, P. (2006), S. 219ff., Hübner-Funk, S. (2006), S. 283 sowie Schörken, R. (2006), S. 77ff.). Dieses Potential wird schon in Raul Hilbergs autobiographischem Bericht erkennbar, der im Kontext seiner Erinnerung an die Repressionen, welche seine Familie insbesondere 1938 durch die Nationalsozialisten erdulden musste, schrieb: „>Meine Kindheit war mit einem Schlag beendet. Ich hörte alles, was die Erwachsenen sprachen, nahm an ihren Ängsten teil. (...). Als ich aus dem Fenster starrte... durchzuckte mich ein Gedanke: Eines Tages werde ich über alles schreiben, was ich hier sehe“ (ders. (2008), S. 37, vgl. hierzu auch die Aussagen Saul Friedländers in ders. (2007a), S. 96ff. sowie die diesbezüglich vergleichbaren Anmerkungen Norbert Freis bezüglich des Vertreters der damaligen Mehrheitsgesellschaft, Martin Broszat in Frei, N. (2007b), S. 7ff.). Dieses Prägungspotential der NS-Zeit ist nicht mit ihr zu Ende gegangen. So verdeutlicht etwa der autobiographische Bericht des Psychoanalytikers Radebold (vgl. ders. (2000)), wie die eigene Erfahrung einer kriegsbedingten Vaterlosigkeit während der frühen Kindheit eine spätere Wahrnehmungshemmung beim Therapeuten und Forscher bedingen kann. Aus dem Bereich der deutschen NS-Forschung ließen sich hier viele wissenschaftliche, mit hoher Aggressivität geführte Kontroversen anführen, deren emotionale aufgeladene Debatte über jedes objektiv wertende Maß hinausging. Verwiesen sei nur auf die so genannte Goldhagen-Debatte oder die Diskussion über die „Wehrmachtsausstellung“ (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 141ff.). Hiermit wird ganz ausdrücklich nicht die Auffassung geteilt, mit diesem biographischen Hintergrund gehe überwiegend ein apologetisches Interesse oder zumindest eine „Entlastungssehnsucht“ der Forscher einher (vgl. in letzterem Sinne Berg, N. (2003) und (2007), sowie kritisch zu diesem Urteil u. A. Mommsen, H. (2007), S. 24f.). Ebenso wird hier die Auffassung abgelehnt, es gäbe zwei grundsätzlich verschieden strukturierte Geschichtsschreibungen zur NS-Zeit, zu welchen die jeweiligen Historiker nach ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Opfer- oder deutschen Täterkollektiv zugeordnet werden könnten. Eben dies hatte Martin Broszat gegenüber Saul Friedländer erklärt, als er die „erkenntnistheoretisch schlechterdings unhaltbare Position“ (Frei, N. (2007b), S. 13) formulierte, die deutsche Zeitgeschichtswissenschaft sei Trägerin des rationalen Diskurses über die NS-Vergangenheit, welche sich entscheidend von der „>mythischen Erinnerung<“ (zitiert nach ebd.) der jüdischen Überlebenden unterscheide. Mit ganz anderen Implikationen hat zuletzt Nicolas Berg als Fazit seiner Analyse über den *Holocaust und die westdeutschen Historiker* ebenfalls eine Gegenüberstellung eines jüdischen und eines deutschen Gedächtnisses zur NS-Zeit als Motiv des jeweiligen wissenschaftlichen Wirkens angenommen (vgl. ders. (2003), sowie kritisch dazu Frei, N. (2007b), S. 11). An dieser Stelle geht es demgegenüber allein darum, auf die grundsätzliche biographische Prägung *aller* Forschungsarbeit und insbesondere jener zum Thema der NS-Zeit hinzuweisen, sowie deren Reflexion im Forschungsprozess einzufordern (vgl. hierzu exemplarisch Schneider, Chr. et al. (1996), S. 23). In diesen Kontext gehört auch eine Bewusstmachung meiner eigenen Abstammung aus dem deutschen Täterkollektiv (väterlicherseits) und dem deutsch-jüdischen Opferkollektiv (mütterlicherseits), sowie eine, den Arbeitsprozess begleitende, selbstreflexive und kritisch-konstruktive Auseinandersetzung mit den hieraus resultierenden Wahrnehmungsprägungen.

Zum anderen, und oftmals in Wechselwirkung mit obigem Aspekt stehend, vom Zeitpunkt ihrer Publikation und der dort gerade vorherrschenden öffentlichen bzw. im wissenschaftlichen Bereich vorherrschenden Meinung. Exemplarisch hierfür stehen die bezeichnenden Aussagen Raul Hilbergs über die ablehnenden Reaktionen, welche er Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre in Deutschland, Israel oder den U.S.A. auf die Präsentation seiner „unerbetenen Erinnerung“ an den Holocaust erhielt (vgl. ders. (2008), S. 58, 97, 107, 110f., 133). Die Hintergründe dieser Reaktionen werden treffend umschrieben mit den Worten seines damaligen Doktorvaters, der ihn nicht etwa auf fachliche Mängel hinwies, sondern ihm mitteilte, die Veröffentlichung *seiner Darstellung* würde seinen „Untergang“ bedeuten (vgl. ebd., S. 58). Hilbergs Werk gilt mittlerweile als Pionier- und Standardwerk der Holocaustforschung. Aber auch die (wiederum zeitabhängige) gesellschaftliche Haltung zur NS-Zeit und der öffentlich-politische Umgang damit, sowie deren subjektive Wahrneh-

Zu den Vorteilen eines solchen Vorgehens merkt Rosenthal an:

„(Es) ist... sinnvoll..., noch vor der Analyse von Einzelschicksalen, unabhängig von den einzelnen Subjekten, die konstituierenden Momente dieser Generationseinheit und ihre spezifischen Sozialisationsbedingungen zu rekonstruieren. Damit können fallübergreifende Fragestellungen vorab formuliert werden und bei der Einzelfallauswertung, bei der man über ein Hintergrundwissen von den Lebensbedingungen dieser Generationseinheit im ‚Dritten Reich‘ verfügt, verfolgt werden“ (dies. (1987), S. 23, vgl. in diesem Sinne auch Hübner-Funk, S. (2005), S. 23).

Konkret bedeutet dies, dass im Rahmen eines solch qualitativen und handlungstheoretisch orientierten Forschungsparadigmas (vgl. Rosenthal, G. (1995a)) wie es den Analysen Rosenthals zugrunde liegt, eines grundsätzlich zu berücksichtigen ist: Bei der Klärung der Frage, wie Menschen auf bestimmte soziale Begebenheiten antworten, stellen die Darstellungen der zeitgenössischen Lebensbedingungen mehr als eine objektiverte Ergänzung dar.¹¹ Sie bilden den verbindlichen Hintergrund, auf dessen Grundlage die subjektive Wahrnehmung und das individuelle Handeln – die erlebte Lebensgeschichte – der Einzelnen basieren.

Bei deren Darstellung folgt die Arbeit einem erweiterten Strukturbegriff, in welchem „außer demographischen und ökonomischen Entwicklungen, außer Sozialstrukturen

mung können die Aufnahme einer Publikation zum Thema und der darin enthaltenen Argumentation beeinflussen. Dies verdeutlichen die Aussagen Saul Friedländers, der seine ursprünglich scharfe Ablehnung des Broszatschen Historisierungskonzeptes kürzlich damit erklärte, dass er sich mit diesem erstmals während einer für ihn „bedrückenden“ Atmosphäre Mitte der Achtziger Jahre auseinandergesetzt habe, welche, wie Friedländer zurecht anmerkt und exemplarisch belegt, von zumindest in Ansätzen revisionistischen Tendenzen in der deutschen Politik (der Bitburg-Besuch Kohls und Reagans), der deutschen Publizistik (entsprechende Artikel Augsteins im Spiegel) und nicht zuletzt in der deutschen Wissenschaft (erwähnt sei nur der von Nolte ausgelöste Historikerstreit) geprägt gewesen sei (vgl. hierzu eindrücklich ders. (2007b)). Nicht von ungefähr zieht Volker Ullrich bezüglich eines 2007, über zwanzig Jahre nach der Kontroverse zwischen Friedländer und Broszat, an der Jenaer Universität abgehaltenen Symposiums zum Thema „Historisierung des Nationalsozialismus“ aus dessen Dokumentation einige der oben angegebenen Quellen stammen das, nicht allein, aber doch explizit auch auf die gerade angesprochene Kontroverse bezogene Fazit: „Die Zeit der großen Kontroversen und schroffen Lagerbildungen scheint vorbei zu sein“ (ders. in *Die Zeit* vom 20. Dezember 2006, S. 58). Ob dies von Dauer ist oder eine Momentaufnahme bleibt, muss die Zukunft zeigen. Dass die Geschichtsschreibung zur NS-Zeit selbst einer Historisierung bedarf, dies haben die vorangegangenen Ausführungen deutlich gemacht (vgl. hierzu auch die Wortmeldungen Jan-Holger Kirschs (S. 114f.) und Ian Kershaws (S. 200f.) in der erwähnten Dokumentation des Jenaer Symposiums). Eine solche kann in dieser Arbeit freilich nicht erfolgen, einzelne Positionen ihres Verlaufs werden dort wiedergegeben, wo sie Erhellendes zur Analyse der Sozialisationsbedingungen beitragen können.

¹¹ Ganz entsprechend dem Schema zur Struktur der Sozialisationsbedingungen (vgl. die folgenden Ausführungen zum Sozialisationskonzept) wird das Verhältnis gegenseitiger Beeinflussung zwischen den Ebenen, Gesamtgesellschaft, Institutionen, konkrete Interaktionen und Tätigkeiten, sowie schließlich dem Subjekt berücksichtigt. Die Beziehung zwischen der individuellen Biographie und der sie umgebenden Alltagsgeschichte, sowie den Elementen einer kollektiven Sozialgeschichte der Gesellschaft und deren Teilstrukturen ist nicht als schlichte gegenseitige Ergänzung zu verstehen. Vielmehr stehen beide, wie dies Dieter Kramer explizit betont hat (vgl. ders. (1981), S. 293ff.), prinzipiell in einem dialektischen sich gegenseitig konstituierenden Verhältnis zueinander.

und Institutionen... jetzt zu Recht die Mentalität einer politischen Generation, ihr kollektiver Habitus, als Strukturelement betont“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 21) wird.¹²

Schließlich trifft Rosenthal eine Einschätzung ihres Forschungsansatzes, der in allgemeiner Form auch als präzise Definition des Erkenntnisinteresses der hier vorliegenden Arbeit passend erscheint:

„Das... Ziel dieser Untersuchung läßt sich nach den bisherigen Ausführungen präzisieren: Es soll analysiert werden, inwiefern das Zusammenspiel subjektiven Erlebens bzw. subjektiver Krisenerfahrungen mit gesellschaftlich-historischen Bedingungen Einfluß auf biographische Wandlungsprozesse subjektiver Deutungsstrukturen hat und welche lebensgeschichtlich-historischen Konstellationen Veränderungen von subjektiven Deutungsstrukturen behindern oder fördern“ (ebd.).

Eine derartige Forschungsperspektive passt sich exakt in den theoretischen Rahmen der Arbeit ein: Ein Sozialisationsverständnis, welches die Ausbildung ebenso wie mögliche Veränderungen der individuellen Identität als Resultat eines Wechselspiels zwischen äußeren Einflüssen und inneren Dispositionen begreift (vgl. Berg, C. (1991b), S. 26f.). Aus sozialphilosophischer Perspektive beschreibt eine Formulierung Sartres am deutlichsten die hier zum Tragen kommende Sicht auf die sozialen Voraussetzungen von Sozialisation:

„Ein Mensch ist nämlich niemals ein Individuum; man sollte ihn besser ein *einzelnes Allgemeines* nennen“ (Sartre, J. P. (1977), S. 7).¹³

Die folgende Darstellung sozial bedeutsamer Entwicklungen im Deutschland zwischen 1933 und 1945 geschieht in Form von Strukturthesen und ausführlichen Erläuterungen zu diesen.¹⁴ Da für die NS-Zeit eine umfassende Sozialgeschichte „immer noch

¹² Hans-Ulrich Wehler hat diesen erweiterten Strukturbegriff aus dem Habituskonzept Pierre Bourdieus abgeleitet und an anderer Stelle ausführlich begründet (vgl. Wehler, H.-U. (1998), S. 15ff.).

¹³ Aus handlungstheoretischer Perspektive ließe sich dasselbe Phänomen mit zwei Aussagen von Karl Marx und Rosa Luxemburg charakterisieren. Während Marx den Schwerpunkt auf die Dominanz der gesellschaftlichen Prägekräfte legt, wenn er ausführt: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (Marx, K. (2006), S. 115), legt Luxemburg diesen eher auf die individuelle Handlungsfreiheit: „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken. Aber sie machen sie selbst“ (dies. (1916), zitiert nach Niethammer, L. et al. (1988), S. 11).

¹⁴ Vgl. in diesem Sinne auch Janka, F. (1997), S. 453, Steinbacher, S. (2009), S. 103f., sowie auf die Belange der Jugend bezogen Schilde, K. (2007), S. 91. Für eine umfassende Beschäftigung mit der NS-Zeit insgesamt sei verwiesen auf die Zusammenfassung bei Hildebrand, K. (2003), S. 1-140, sowie auf die Gesamtdarstellungen von Thamer, H.-U. (1998) und von Burleigh, M. (2000), welche durchgehend auch die Alltagsperspektive einbezieht und insbesondere in der Darstellung der Kriegsjahre ihre Stärken hat, inhaltlich jedoch nicht unumstritten ist (vgl. grundsätzlich Wehler, H.-U. (2007), S. 232, sowie differenziert argumentierend Herbert, U. unter www.histsem.uni-freiburg.de/herbert/Lehrstuhlinhaber/Beitraege/vor_2003/21_Burleigh.pdf). Wehler argumentiert verallgemeinernd, dass bisher keinem Historiker der „Griff nach den Sternen“, d.h. der adäquaten Umsetzung einer umfassenden Gesamtdarstellung zur NS-Zeit, gelungen sei (vgl. ebd.). Man muss seine Kritik an den entsprechenden bisherigen Versuchen (vgl. ebd., S. 232ff.) nicht im Detail teilen, um seinem Fazit zuzustimmen. Übersichten zu den Diskussionen und Kontroversen bezüglich einzelner Phänomene dieser Epoche finden sich bei Hildebrand, K. (2003), S. 141-325, oder Kershaw, I. (2006).

nicht geschrieben ist“ (Mommsen, H. (1999a), S. 317)¹⁵, sind die hier folgenden Strukturthesen ebenfalls als systematisierendes Ergebnis einer breiten Literaturrezeption zum Thema zu verstehen. Sie sollen als intensive Bearbeitung des NS-Sozialisationskontextes einen Beitrag leisten zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sozialisationsrelevanten Aspekten einer „nach wie vor ausstehenden Geschichte der deutschen Gesellschaft im Nationalsozialismus“ (Wirsching, A. (1996), S. 33).

Wichtig ist hierbei der Hinweis, dass es sich bei den folgenden Ausführungen ausdrücklich nicht um Beiträge zu einer Theorie- oder Institutionengeschichte der Erziehung während der NS-Zeit handelt, sondern um eine Systematisierung umfassender Sozialisationsbedingungen dieser Epoche. Ein solcher Ansatz versteht sich als Beitrag zu einer „Erziehungs- und Bildungsgeschichte als Sozialgeschichte der Erziehung und als Historische Sozialisationsforschung“ (Malmede, H. (2000), S. 115), wie sie

¹⁵ Diese Einschätzung findet sich auch in Kershaws Äußerungen zu Peukerts Arbeit über „Volks-
genossen und Gemeinschaftsfremde“ (vgl. Peukert, D. (1982)) wieder, wenn er argumentiert:
„Peukerts Arbeit (ist) um so beeindruckender, als sie bislang praktisch den einzigen umfassenden
Versuch einer Synthese von Forschungsergebnissen darstellt, die in einer Vielzahl von Mono-
graphien erarbeitet worden sind, welche sich unter einem alltagsgeschichtlichen Gesichtspunkt mit
der deutschen Gesellschaft im Dritten Reich befassen. Und obgleich Peukert den Punkt bewußt
aus seinen Überlegungen in diesem Buch ausgeklammert hat, gibt es keinen Grund, warum der
<Weg nach Auschwitz> nicht vollständig Platz in einer Analyse haben sollte, die auf einer solchen
Beschäftigung mit der <Normalität> beruht. Er bringt <Alltag und Barbarei> ausdrücklich miteinan-
der in Verbindung“ (Kershaw, I. (2006), S. 347). Mit dem zweiten Teil der Argumentation gibt Kers-
haw ein mögliches Vorgehen vor, welches in dieser Arbeit umgesetzt werden soll. Sie folgt damit m.
E. auch der kürzlich erhobenen methodologischen Forderung Saul Friedländers, nach einer „inte-
grierten“ Geschichtsforschung und -schreibung zur NS-Zeit (vgl. ders. (2007a), S. 7ff.). Dieses
Vorgehen geht von einem wissenschaftsmoralischen Impetus aus, der einer Argumentation, wie
sie von Rolf Schörken vorgetragen wurde, diametral entgegensteht. Dieser hatte bezüglich der
„Kinder jüdischer Eltern“ ausgeführt: „Es erschien mir nicht statthaft, ihre Erinnerungen in eine Ge-
nerationenuntersuchung von Jugendlichen einzubeziehen, die zum größten Teil Uniformen des
Dritten Reiches getragen haben“ (ders. (2004), S. 22). Eine solche Differenzierung führt jene Tren-
nung weiter, unter der die damals aufwachsenden jungen Juden im Deutschland nach der natio-
nalsozialistischen Machtübernahme empfindlich gelitten haben: Ihre gesellschaftliche Ausgrenzung.
Dies gilt umso mehr für diejenigen unter ihnen, die sich vor allem und tief verwurzelt als Deutsche
identifizierten. Demgegenüber erscheint es mir angebracht, beide Seiten dar- und einander gegen-
überzustellen. Nur so kann die damalige gesellschaftliche Realität erfasst werden, anstatt künstli-
che und ursprünglich nach politisch-ideologischen Interessen inszenierte Trennungen weiter nach-
zubilden. Ansonsten würde man lediglich eine Forschungstradition aufrechterhalten, welche Dieter
Pohl bereits 1997 kritisch kommentiert hat: „>Die Isolierung des Themas Judenverfolgung von
anderen Politikbereichen< (war) charakteristisch... für die Holocaust-Forschung bis zum Ende der
80er Jahre“ (zitiert nach Wette, W. (2005), S. 248). Diese Separierung hat allgemein und insbe-
sondere im Rahmen der Erforschung der Beteiligung der „Wehrmacht“ am Holocaust dazu geführt,
dass wichtige Aspekte ausgeklammert wurden und lange unberücksichtigt blieben (vgl. ebd.). Trotz
aller fundamentalen Unterschiede der Erfahrungswelten jüdischer und „arischer“ Deutscher nach
1933, welche zur Folge haben, dass sich über beide kaum noch als *eine* Geschichte berichten
lässt (vgl. hierzu besonders pointiert Diner, D. (1987), S. 62ff., insbesondere S. 67 und 71), müss-
ten Leben und Verfolgung der Juden in Deutschland doch stärker als integraler Bestandteil der
deutschen Geschichte gesehen, „ihre Ausgrenzung und Ausmerzungen... als Angriff auf die deutsche
Gesellschaft empfunden“ (Büttner, U. (2003a), S. 18) werden. Gerade aus sozialisationstheoreti-
scher Sicht sind Konzeptionen sinnvoll, die die bestehenden Erfahrungsdifferenzen berücksichti-
gen, die Geschichte der NS-Zeit aber gleichsam nicht gänzlich „in eine Geschichte der Verfolger
und eine der Verfolgten auseinanderfallen lassen“ (ebd., S. 25).

Ulrich Herrmann Ende der 70er Jahre erstmals konzipiert und später weiter ausdifferenziert hat (vgl. ebd., sowie Herrmann, U. (1978), (1986) und (1996)). Als Scharnier, welches die Elemente einer faktischen Strukturgeschichte mit den Wahrnehmungen ihrer Zeitzeugen verbindet und damit zum zentralen Gegenstand des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit wird, kann der Erfahrungsbegriff verstanden werden. Diesen hat Jörg Echternkamp in seiner historisierenden Darstellung zur deutschen „Kriegsgesellschaft“ definiert:

„Der Erfahrungsbegriff bezeichnet mithin nicht ein spezifisch mentales Phänomen. Vielmehr liegt der historiographische Nutzen des Erfahrungsbegriffs darin, die Analyse der Interdependenz von ‚Realität‘, Handeln und Deuten in wechselnden historischen Konstellationen zu leiten“ (ders. (2004), S. 4, vgl. in diesem Sinne theoretisch vertiefend auch Koselleck, R. (2000b), S. 265ff.).

Diese konzeptionelle Fokussierung des Erfahrungsbegriffes verweist zudem darauf, dass es sich bei den folgenden Strukturthesen nicht um die Konstruktion eines verallgemeinerbaren Sozialisationsverlaufes handelt. Nicht eine, aufgrund der Vielzahl notwendiger Differenzierungen stets begrenzt repräsentative, „typische Biographie“, die die gesamte damalige Erlebnislage erfassen kann“ (Buddrus, M. (2003), S. XXIII) soll das Ergebnis der folgenden Ausführungen sein. Es geht stattdessen darum, die verschiedenen Erfahrungspotentiale und deren subjektive Wahrnehmungen, sowie die hieraus resultierenden Rückkopplungseffekte analytisch und systematisierend zu erfassen. Am Ende einer solchen Analyse kann kein „synthetisierendes Ergebnis stehen“ (M. Rainer Lepsius in Hepp, A.; Löw, M. (2008), S. 58). Im Folgenden wird vielmehr ein ausführlicher und kommentierter „Ausweis von offenen Konstellationen heterogener Prozesse“ (ebd.) unternommen. Wie Lepsius bin ich der Meinung, dass „der Übergang der komplexen deutschen Gesellschaft... in den Nationalsozialismus“ (ebd.) „nicht durch eine Einzelthese erklärt werden (kann), sondern nur durch die Kumulation von verschiedenen Prozessen, auf unterschiedlichen Analyseebenen, in rascher Dichte der zeitlichen Abläufe“ (ebd.). Diese Prozesse verdichten sich in exemplarischen Konstellationen in der einzelnen Biographie:

„Die einzelne Biographie und ihr sozialer Kontext ist in der Tat der Ort, an dem sich historische Ereignisse und Zusammenhänge überkreuzen, wo sich an ihnen gemachte Erfahrungen nachhaltig niederschlagen und gelegentlich lebenslang wirksam bleiben“ (Welzer, H. (2008), S. 88).

Nimmt man die oben angedeuteten dialektischen Wechselwirkungen zwischen erfahrendem Subjekt und seiner Umwelt hinzu, so lässt sich für die vorliegende Arbeit konstatieren, dass hier der „signifikante... Perspektivwechsel vom Kind als Objekt nationalsozialistischer Sozialisation oder Vernichtung zum Kind als Subjekt historischer Erfahrung“ (Handro, S. (2006), S. 244) konsequent angewandt werden soll. Eine solch nachvollziehende Erfahrungsperspektive findet gegenwärtig u.a. in der schulischen

Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Machtübernahme wesentlich zu wenig statt. Diese gestaltet sich allzu oft als der „faktizistisch-unkritische Nachvollzug der NS-„Erfolgs‘geschichte“ (Schulz-Hageleit, P. (2006), S. 227):

„In einer schief und einseitig platzierten Auffassung von geschichtlichem Wissen begnügt sich der Geschichtsunterricht allzu häufig mit dem bloßen Nachvollzug der Macht- und Ereignisgeschichte, wodurch das im Entstehen begriffene historisch-kritische Denken nicht angeregt, sondern autoritär kanalisiert wird“ (ebd.).

Desgleichen gilt für die Aufarbeitung der Thematik in vielen Schulbüchern (vgl. ebd.). Durch diese Art der Vermittlung werden die Potentiale einer schulischen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit als Ausgangspunkt einer Erziehung zur kritisch-reflektierenden Mündigkeit, welche nicht gleichzusetzen ist mit dem Erlernen einer moralischen Verdammung des damaligen Geschehens, weitgehend verschenkt:

„Empfohlen wird vielmehr ein Ineinandergreifen von kritischem Denken und realgeschichtlichem Wissen, das unterrichtspraktisch erreicht werden kann, wenn der katastrophale ‚Aufstieg‘ von vornherein in die kritische Perspektive von Menschen gestellt wird, die damals schon besorgt und skeptisch waren“ (ebd.).

Verbindet man diesen Ansatz mit der Perspektive der Erfahrungsgeschichte, so ergeben sich wertvolle Möglichkeiten zur Förderung nicht nur des historischen Wissens, sondern auch des kritischen Geschichtsbewusstseins (vgl. ebd., S. 228ff.):

„Wer den NS-Alltag eine Weile lang etwa in der Sicht und Realerfahrung Viktor Klemperers nachvollzieht (Tagebücher 1933 – 1945), der verbindet sozusagen zwangsläufig Fakten, Quellenstudium und kritische Perspektive“ (ebd., S. 228).

Ein solches Verfahren könnte über eine, ebenfalls in die Unterrichtspraxis einzubindende, emotionale Involvierung durch die Beschäftigung mit Einzelschicksalen von Verfolgung Betroffener (beispielsweise den Anne Frank Tagebüchern, die aber nur eines von unzähligen möglichen Exempeln einer individuellen Lebenserfahrung wären, die trotz aller Unterschiede mehr Verbindungen und Anknüpfungspunkte mit derjenigen der Schüler aufweisen würde als die unvorstellbare Zahl der sechs Millionen Mordopfer) hinausgehend, Selbstreflexion (wie hätte ich mich verhalten) und Kritikfähigkeit (differenzierte Wahrnehmung von, sowie aktive Beteiligung an gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen) der Schüler fördern. Zu beachten wäre hierbei allerdings der altersgemäße Zeitpunkt einer solchen Vermittlung historischer Prozesse. Denn entwicklungspsychologisch kommt „Geschichtsbewusstsein“ erst während Pubertät und Adoleszenz zur Geltung. Dann erst können aktuelle Ich-Zustände mit früheren Ich-Zuständen korreliert werden und der Heranwachsende ist in der Lage, sich von seiner eigenen Vergangenheit bewusst zu distanzieren (vgl. ebd., S. 227 sowie ausführlicher Erdheim, M. (1998)). Zudem müsste gerade diesbezüglich die grund-

sätzliche Ergebnisoffenheit inszenierter Lernprozesse (vgl. Arnold, R. (2007)) berücksichtigt werden. Gewünschte Lernerfolge lassen sich im Bereich von Reflexionsvermittlung und Emotionsevozierung noch merklich weniger erzwingen und kontrollieren als bei einer Beschäftigung mit schlichten historischen Fakten.

Die folgenden Strukturthesen lassen sich abschließend, frei nach Foucault, als Diskursanalyse des NS-Sozialisationskontextes bezeichnen, wenngleich ihre Ausarbeitung nicht explizit dessen Methodik und theoretischen Vorgaben entspricht. Grundsätzlich jedoch soll auch hier gleichzeitig die essentielle Unterscheidung zwischen Struktur und Subjekt aufgehoben, sowie die, zur Entwicklung einer Biographie unverzichtbare, Differenzierung von Individuum und Umwelt beibehalten werden. Mit Foucault ließe sich präzisieren:

„Die Diskurse... sagen uns nicht, was das Subjekt ist, sondern nur, was es innerhalb eines bestimmten, ganz und gar besonderen Wahrheitsspiels ist. Aber diese Spiele drängen sich nicht in einer notwendigen Kausalität oder strukturellen Determinationen folgend von außen dem Subjekt auf. Vielmehr eröffnen sie ein Erfahrungsfeld, in dem Subjekt wie Objekt nur unter bestimmten gleichzeitigen Bedingungen konstituiert werden, unablässig ihr Verhältnis zueinander modifizieren und damit das Erfahrungsfeld selbst verändern“ (ders. (1994), S. 701f.).

In diesem Sinne geht es in den Strukturthesen darum, eben solche Bedingungen und deren wechselseitige Modifikationen bezogen auf eine Sozialisation während der NS-Zeit darzustellen. Da immer wieder auch öffentliche Diskurse zu den einzelnen Themenbereichen einbezogen und zusammenfassend präsentiert werden, findet auch das diesbezügliche nach 1945 einsetzende, in unterschiedlichen Formen eine Aufarbeitung der NS-Zeit versuchende, „Wahrheitsspiel“ Berücksichtigung.

Über die bisherigen grundsätzlichen Fundierungen des theoretischen und methodischen Hintergrundes der folgenden Strukturthesen hinausgehend gilt es außerdem auf zwei Gestaltungsaspekte der inhaltlichen Darstellung hinzuweisen, welche m. E. auch für die Beschreibung der zeitgenössischen Sozialisationsbedingungen während der Endphase der Weimarer Republik gelten.

Erstens erfolgen die inhaltlichen Ausführungen zu den einzelnen Thesen in einer dialektischen Perspektive, die bemüht ist, sowohl die makrosozialen Strukturen der damaligen deutschen Gesellschaft, als auch die mikrosozialen Belange einzelner Personen und Bevölkerungsgruppen in diesem übergeordneten Kontext zu erfassen. Zu diesem Zweck werden im Folgenden neben den wissenschaftlichen Analysen politisch-gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auch immer wieder deren mentale und handelnde Wahrnehmung durch die Zeitzeugen berücksichtigt, die ihren Ausdruck in autobiographischen Mitteilungen verschiedener Art finden. Bei diesem Vorgehen geht es allerdings nicht um eine naive Aufnahme und Wiedergabe dort aufzufindender

Selbstaussagen über die Faktizität historischer Abläufe. Dies entspräche einer Vorgehensweise, die zu Recht mehrfach als unzuverlässig bezeichnet und methodisch kritisiert wurde (vgl. u. A. Niethammer, L. (1972), S. 550ff., Buddrus, M. (1998), S. 50ff., Hüttmann, J. (1998), Hockerts, H.G. (2000), S. 20ff., Frei, N. (2005), S. 10f., 41ff., 86, ders. (2007), S. 63f. sowie Kershaw, I. (2006), S. 377f.).¹⁶

¹⁶ Gleichmaßen unzulässig erscheint mir demgegenüber jedoch eine Kritik an den Aussagen damals Heranwachsender, die diesen Verdrängung oder gar Apologie allein aufgrund der Tatsache unterstellt, dass deren Erlebensberichte einer bestimmten Erwartung des Forschers nicht gerecht werden. In diesem Sinne halte ich es für fragwürdig, wenn Benjamin Ortmeier an mehreren autobiographischen Zeitzeugenberichten in einer, von Wolfgang Klafki besorgten, Sammlung von Erinnerungen einzelner Erziehungswissenschaftler an deren Jugend während der NS-Zeit kritisiert, dass in deren Schulerfahrungen die Repressionen gegen jüdische Schülerinnen und Schüler zu wenig oder gar nicht vorkämen, sowie ihre damaligen Lehrer nicht hinreichend als nationalsozialistisch ausgerichtet präsentiert würden (vgl. ders. (1998), S. 559ff., vgl. hierzu auch die grundsätzliche und wenigstens im hier skizzierten Kontext berechnete Kritik an Ortmeiers Umgang mit Zeitzeugenaussagen bei Tenorth, H.-E. (1999), S. 959). Diesbezüglich ist einzuwenden, dass es sich hier um die persönlichen Erinnerungen Einzelner handelt, die geeignet sind, die Vielschichtigkeit des Alltagslebens auch unter der NS-Herrschaft zu dokumentieren. Nicht zulässig ist der Umkehrschluss, diese Berichte erhöhen den Anspruch auf Allgemeingültigkeit – was sie durchweg nicht tun – und seien daher auch an den Erkenntnissen einer allgemeinen Bildungsgeschichte zur NS-Zeit zu messen, welche selbstverständlich die Belastungen der jüdischen Schülerinnen und Schüler berücksichtigen muss. Harald Welzer hat kürzlich in einem Aufsatz kritisch zu den in letzter Zeit vermehrt erscheinenden „Familienromanen“ Stellung bezogen (vgl. ders. (2004a)); diese Kategorie stammt von Welzer, sie wurde von Hannes Heer mit nachvollziehbaren Argumenten ob ihrer Zuordnungspraxis kritisiert (vgl. Heer, H. (2008), S. 230, 378). An dieser Stelle ist nur wichtig, dass diese Kategorie auch ganz bewusst und eindeutig auto- und familienbiographische (Söhne über die Biographie der Väter etc.) ausgerichtete Berichte umfasst, die kaum gegenüber belletristischen Exponaten abgegrenzt werden. Nur auf die ersteren beziehen sich die folgenden Ausführungen. Er erkennt in diesen prinzipiell die Tendenz zur „deutschen Opfererzählung“ (vgl. hierzu auch die weiterführende Rezeption der Analysen Welzers bei Heer, H. (2008), S. 229ff.), wobei er den Vertretern der zweiten (nicht zuletzt auch den so genannten „68ern“) und dritten Generation, mit einiger Berechtigung vorwirft, sie würden bei der literarischen Auseinandersetzung mit ihren Familienangehörigen immer wieder die Konfrontation mit deren Verstrickungen in die NS-Politik scheuen (dies wirft er etwa Wiebke Bruhns vor (vgl. Welzer, H. (2004b), S. 29) und eigene Empfänglichkeiten für totalitäre Ideologien unterschlagen (dies wirft er etwa Uwe Timm vor (vgl. ebd., S. 30)). Problematisch wird diese kritische Haltung dort, wo Welzer den Bericht eines Autors für unglaubwürdig erklärt, da sich dieser ganz offensichtlich mit seinem Geschichtsbild beißt, wobei letzteres sich bei genauem Hinschauen als verkürzt erweist und so gerade die Differenzierungen biographischer Erfahrungen im historischen Kontext der Nachkriegszeit nicht erfassen kann. Welzer hält Reinhard Jirgl (vgl. ders. (2003)) vor, dessen Aussage, es haben sich aus den Flüchtlingserfahrungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg psychische Folgewirkungen bis in die dritte Generation ergeben, sei fragwürdig, da sich gerade die Integration der Flüchtlinge als „eine der zentralen Leistungen der deutschen Nachkriegsgesellschaft“ (Welzer, H. (2004a), S. 59) erwiesen habe. Dieses Urteil ist in mehrerer Hinsicht verkürzt und schwer haltbar. Es unterschlägt, dass Verlusterfahrungen sich als familiäre Belastung auch bei gelungener Integration fortpflanzen können, es ignoriert, dass die Integration in Westdeutschland anfänglich keineswegs gelungen war und in der DDR per staatlichem Machtwort, welches jeden Opferstatus der Betroffenen ausblendete, vollzogen wurde (vgl. These 5). Dementsprechend widersprechen auch die neueren Forschungsarbeiten zum Flüchtlingsthema der Aussage Welzers, wenn sie eben doch eine psychische Folgewirkung bis in die dritte Generation (an-) erkennen. Weniger kritisch, als relativierend äußert sich Schörken zu den Aussagen von Zeitzeugen (vgl. ders. (2005), S. 20ff.). Grundsätzlich kommt aber auch er zu dem entscheidenden Schluss, dass „das damals Wahrgenommene... nicht verwechselt werden (darf) mit den Ergebnissen der Geschichtsschreibung“ (ebd., S. 20). Diese Differenz bringt Hans Günther Hockerts auf den Punkt, wenn er ausführt: „Dass jemand dabei war, garantiert noch keine Verlässlichkeit der Beobachtung und der Beschreibung... Aber alle diese Vorbehalte sind im Metier des Historikers auf das Konto „Quellenkritik“ zu verbuchen“ (ders. (2000), S. 23). Es geht demnach nicht darum, die Aussagen der Zeitzeugen für allgemeingültig zu erklären oder als subjektive Ver-

Vielmehr soll herausgestellt werden, wie bestimmte, zuvor durch wissenschaftlich-empirische Forschung verifizierte Sozialstrukturen, von den Menschen, die in ihnen lebten, subjektiv erlebt, gedeutet und verarbeitet wurden.¹⁷

Mit anderen Worten, die jeweils wiedergegebenen Zeitzeugenaussagen stellen individuell-subjektive Umgangsformen mit einem historisch geprägten gesellschaftlichen Erfahrungspotential dar.¹⁸ Sie sind personifizierte Exempel einer Struktur, die sich

klärung zu verdammern, sondern vielmehr sollten diese Quellen zur Erarbeitung einer Mentalitätsgeschichte herangezogen werden, hierbei aber mit der gleichen Sorgfalt kritisch ausgewählt und analysiert werden, wie dies auch bei anderen historischen Dokumenten angeraten ist. Die Verbindung von „Struktur- und Erfahrungsgeschichte“ erfolgt in dieser Arbeit nicht allein, um „Deutungskonflikte“ zwischen „Zeithistoriker“ und „Zeitzeugen“ zu vermeiden (vgl. ebd., S. 24), sondern vor allem aus der Überzeugung, dass diese Verknüpfung beider Wahrnehmungsebenen zu einer tieferen Erkenntnis über die damals ablaufenden und zum Teil bis heute nachwirkenden Sozialisationsabläufe führt.

¹⁷ Aus quellenkritischer Sicht ist anzumerken: Um dies möglichst authentisch, sprich dem tatsächlichen Erleben der zitierten Zeitzeugen des Nationalsozialismus annähernd entsprechend und nicht deren Reaktion auf vermeintliche oder tatsächliche aktuelle Umwelterwartungen oder –bewertungen abfragend, erfassen zu können, werden vorrangig Erzählungen bzw. deren linguistische Unterkategorien (vgl. zu deren Merkmalen Rosenthal, G. (1995a), S. 240f.) herangezogen. Diesen schreibt die qualitativ-interpretative Sozialforschung die Qualität zu, am ehesten das Erleben im Moment der eigentlichen Erfahrung wiederzugeben (vgl. Schütze, F. (1976), Kallmeyer, W.; Schütze, F. (1977), Straub, J. (1989), S. 189ff., Quindeau, I. (1995), S. 83ff., Rosenthal, G. (1995a), S. 186ff., insbesondere S. 205f., dies. (2005), S. 139ff. sowie Assmann, A. (2006), S. 25). Diese Einschätzung folgt der Grundauffassung, „daß die Menschen sehr viel mehr von ihrem Leben >wissen< und darstellen können, als sie in ihren Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. Dieses Wissen ist den Informanten auf der Ebene der erzählerischen Darstellung verfügbar, nicht aber auf der Ebene von Theorien“ (Hermanns, H. (1991), S. 185).

Im Bereich der Biographieforschung werden autobiographische Erzählungen für eine Analyse der subjektiven Wahrnehmung historischer Ereignisse, sowie der biographischen Verarbeitung derselben als das adäquate Medium zur Erkenntnisgewinnung angesehen, da hier „Erfahrungen nicht als vereinzelte, disparate Elemente thematisiert (werden), sondern im Kontext eines sinnhaft strukturierten, zeitlich verfaßten Lebenszusammenhangs. Als angemessene Sprachform für die Darstellung temporal komplexer Phänomene erscheint die Erzählung. (...) Im Unterschied zu den Sprachformen der Argumentation und Beschreibung ist die Erzählung selbst temporal verfaßt“ (Quindeau, I. (1995), S. 83f.). Dieser Auffassung folgend werden in den folgenden Strukturthesen nur sehr wenige Argumentationen von Zeitzeugen des Nationalsozialismus wiedergegeben, da für diese das Gegenteil dessen gilt, was für die Erzählung skizziert wurde (vgl. Rosenthal, G. (2005), S. 139; ein Exempel für eine derartige Darstellungsweise bietet die Autobiographie von Günter Grass (vgl. ders. (2008)), welche unzählige Argumentationen und Berichte aber kaum eine reine Erzählung beinhaltet). In dieser Arbeit wird grundsätzlich die Auffassung vertreten und forschungsmethodologisch berücksichtigt, nach welcher „Erzählungen eigen erlebter Erfahrungen im Gegensatz zu Beschreibungen und Argumentationen, >diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte [sind], die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren...<“ (Rosenthal, G. (1995a), S. 205; die hier von ihr zitierte Argumentation stammt von Schütze, F. (1977), S. 1).

Darüber hinaus gehen verschiedene Wissenschaftsbereiche, die sich mit Kommunikationsforschung befassen, gemeinsam davon aus, dass es gerade der Erzählung – wobei es hier mehr um das grundlegende Prinzip der sozialen Kommunikation an sich und weniger um die dabei im einzelnen verwendeten Textsorten geht – von Erfahrungen bedarf, um innerpsychisch überhaupt Erinnerungen generieren, und mit diesen ein autobiographisches Gedächtnis formieren zu können, welches wiederum Voraussetzung der Identitätsbildung ist (vgl. grundlegend Halbwachs, M. (1985; frz. Erstausgabe 1925), sowie aus aktueller Perspektive Schacter, D. (1999) und Assmann, A. (2006), S. 25, 120, 128).

¹⁸ An dieser Stelle gilt es, eine weitere quellenkritische Einschränkung des verwendeten Quellenfundus einzuführen. Es wurden lediglich solche Aussagen von Zeitzeugen berücksichtigt, die zu-

jedoch, schon aufgrund der Probleme von Quantifizierbarkeit und Repräsentativität, umgekehrt nicht einfach aus ihnen ableiten lässt (vgl. Aly, G. (2006b), S. 13f.). Einfacher formuliert lässt sich sagen, die Einzelbeispiele können nicht ohne weiteres auf gesellschaftlicher Ebene verallgemeinert werden. In diesem Sinne stellen ja beispielsweise auch jene biographische Fallrekonstruktionen, wie sie in der qualitativ ausgerichteten historischen Sozialisationsforschung häufig durchgeführt werden, gerade keine Verallgemeinerungen dar, sondern sind strukturanalytische Typenbildungen, denen es nicht um Quantifizierbarkeit, sondern um theoretische Abstraktion geht (vgl. Rosenthal, G. (2005), S. 161ff.).

mindest anteilig autobiographisch sind. Nicht herangezogen wurden hingegen Hörensagenberichte über vermeintliche Umgangsweisen anderer Zeitzeugen mit der NS-Vergangenheit. Der Grund für dieses Vorgehen lässt sich schnell anhand eines jüngeren Exempels verdeutlichen. In seinem Bericht über seine Jugendjahre während der NS-Zeit gab der am 11. September 2006 verstorbene Joachim Fest eine Geschichte wieder, die unter Kollegen kolportiert wurde (vgl. ders. (2006), S. 342f.). Hierbei wurde ein nicht namentlich genannter „führender Kopf des Landes“ (ebd., S. 342) erwähnt, welcher „HJ-Führer“ gewesen sei und „dem Regime mit allen Fasern seiner Existenz verbunden“ (ebd.). Als dieser Jahre nach dem Kriegsende von einem anderen Intellektuellen, welcher ihm vor 1945 in der „HJ“ unterstellt war, mit einem Dokument konfrontiert worden sei, welches „ein leidenschaftliches Bekenntnis zum Führer und die unerschütterliche Erwartung des Endsieges“ enthalten habe, hätte er dieses, „nach dem Zeugnis mehrerer Teilnehmer und Eingeweihter“ (ebd., S. 343) umgehend „in den Mund gesteckt und nicht ohne einiges Herauf- und Herunterwürgen geschluckt“ (ebd.). Fest erkennt hierin ein Exempel einer inadäquaten, gleichsam nach 1945 verbreiteten Umgangsweise mit der persönlichen NS-Vergangenheit. In einer Erwiderung auf diese Darstellung stellte der Historiker Hans-Ulrich Wehler in der *Zeit* vom 2. November 2006 klar, dass es sich bei den dargestellten Personen um ihn und Jürgen Habermas, als der hauptsächlich beschriebenen Person, gehandelt habe (vgl. ebd., S. 44). Wehler klärte auf, dass in Fests Darstellung „so gut wie kein Wort richtig“ gewesen sei. Vor allem habe es sich bei dem Dokument, welches angeblich Habermas' Enthusiasmus für den Nationalsozialismus belegt habe, lediglich um ein vorgedrucktes Formblatt gehandelt, in dem auf ein unentschuldigtes Fernbleiben Wehlers vom „Jungvolkdienst“ hingewiesen wurde. Später habe sich eine Freundschaft zwischen den Ehepaaren Wehler und Habermas entwickelt. Bei einem gemeinsamen Abendessen in den siebziger Jahren habe er, Wehler, Habermas während einer Unterhaltung über die Kriegsjahre von besagtem Formblatt erzählt, dessen Existenz dieser engagiert bestritten habe. Eher im Spaß und „mit einem Gruß“ versehen schickte Wehler einige Tage später „das Beweisstück“ an Habermas. Als man sich im folgenden Jahr im Urlaub auf Elba traf, antwortete Ute Habermas auf Wehlers Frage, was aus seiner Sendung geworden sei, „schlagfertig“: „>Du kennst doch Jürgen, er hat sie verschluckt.<“ Hiermit war demnach eine mentale Reaktion Habermas gemeint, die auch nicht vor etwaigen „Teilnehmern“ stattgefunden hatte, und keineswegs um „den Realverzehr von vergilbtem Papier“. Wehler weist weiterhin darauf hin, dass er Fest rechtzeitig auf die Unrichtigkeit dieser Anekdote hingewiesen habe, und argwöhnte seinerseits, die dennoch erfolgte Aufnahme in dessen Buch, sowie die „hämische“ Kommentierung, seien eine „Retourkutsche“ Fests gewesen, welcher sich für die Kritik Habermas an seinem Verhalten im so genannten Historikerstreit habe rächen wollen. Auf diese Richtigstellung und die darin enthaltenen Unterstellungen Wehlers hinsichtlich Fests möglicher Motive, reagierte nun der Sohn Joachim Fests, Alexander, ebenfalls in der *Zeit* (vgl. die Ausgabe vom 9. November 2006, S. 62). Er weist darauf hin, dass sein Vater den Hinweis auf die Unrichtigkeit der kolportierten Geschichte nicht mehr habe berücksichtigen können, da er bereits zu krank gewesen sei, um am Manuskript zu arbeiten. Jegliche Denunziation Habermas habe ihm aber fern gelegen, schon weil er wenig „Neigung“ gehabt habe, „sich öffentlich korrigieren zu lassen“. Jürgen Habermas hingegen hatte mittlerweile bereits eine Einstweilige Verfügung gegen die Verbreitung der besagten Anekdote erwirkt (vgl. ebd.). Das Verhalten der einzelnen Akteure kann und braucht hier nicht weiter analysiert zu werden. Es ging lediglich darum zu verdeutlichen, dass die Übernahme von Hörensagenberichten eben keine der oben angegebenen Erkenntnisinteressen fördern kann. Sie sind weder der faktischen Erhellung historischer Abläufe, noch einer authentischen Erfassung deren subjektiver Erlebnispotentiale zuträglich.

Letztlich folgt das hier angewendete Vorgehen der zahlreich geäußerten Forderung einer bildungshistorischen Auseinandersetzung zwischen den „von oben“ gegebenen Sozialisationsbedingungen und deren Wahrnehmung „von unten“ durch die „Erziehungszeugen“ (vgl. Rutschky, K. (1983)), die ihnen ausgesetzt waren (vgl. Schörken, R. (1982), Hausmann, Ch. (1990), Berg, C. (1991b), S. 9, 27, Dittrich, E.; Dittrich-Jacobi, J. (1993), Heinritz, Ch. (1997), Kersting, F.-W. (1998), S. 15, Klaus, M. (1998), S. 14ff., Malmede, H. (2000), S. 124, Schörken, R. (2004), S. 12, Zymek, B. (2004) sowie Miller-Kipp, G. (2007), S. 5ff., 23ff.).¹⁹

Gerade auch für eine in vielen Elementen repressive, deshalb aber keineswegs gleichgeschaltete Sozialisationsumwelt, wie die der NS-Zeit in Deutschland, gilt die Forderung:

„Eine Geschichte der Erziehung, die nur den gesellschaftlichen Zugriff... und nicht auch die Erlebnisperspektive der Betroffenen, die Wege der selbstinitiierten Aneignung und Verwandlung der Welt thematisiert, ist bloß eine Geschichte der >Außenansicht< der Erziehung, der zur Vollständigkeit eine solche der >Innenansicht< der Erziehung angefügt werden muß“ (Wiersing, E. (1989), S. 97).

Eine derartige „Subjektgeschichte der Erziehung“ (ebd., S. 104) fällt jedoch bei der wissenschaftlichen Analyse der NS-Sozialisation häufig „den methodischen Skrupeln

¹⁹ Diese Forderung entspricht den Ansprüchen einer sinnvollen Oral History, welche längst zu einer ausdifferenzierten Forschungsmethode erweitert wurde und dabei ihre anfänglichen Unzulänglichkeiten überwunden hat (vgl. Plato, A. v. (1991)). Mit Oral History ist gegenwärtig keineswegs nur die ausschließliche Nutzung der mündlichen Quelle als alleiniges Erhebungsmaterial gemeint (vgl. ebd., S. 97): „'Oral History' ist... zumeist Teil einer historischen Forschung oder steht sogar synonym für eine ganze Richtung, der es um die *subjektive Erfahrung*, um die 'Verarbeitung' historischer Erlebnisse und Abläufe, um die Entwicklung von Konsens- und Dissenselementen einer Gesellschaft, auch um die Veränderung von Selbstdeutungen von Menschen in der Geschichte oder gar prinzipiell um die Bedeutung des Subjekts in der Geschichte geht. Und dabei spielt die mündliche Quelle neben Tagebüchern, Briefen usw. eine entscheidende, mindestens aber eine wesentliche heuristische Rolle, die zu weiteren Fragen führt und dabei immer wieder die Gegenüberstellung mit anderen Quellen verlangt“ (ebd., S. 97f., vgl. in diesem Sinne auch Jureit, U.; Meyer, B. (1994), S. 9). Ich teile diesbezüglich Alexander von Platons Ansicht, dass es, „wenn Untersuchungsziel allgemein die Erforschung subjektiver Erfahrungen oder deren Verarbeitung ist“ (Plato, A. v. (1991), S. 98), hilfreich wäre, eher von „'Erfahrungsgeschichte' oder Erfahrungswissenschaft' zu sprechen“ (ebd.), um so das zugrunde liegende Erkenntnisinteresse gegenüber einer fälschlicherweise unterstellten Quellenreduzierung zu betonen. Aus dieser Perspektive wären auch die Unterschiede zwischen Alltagsgeschichte, Oral History und Sozialgeschichte fließend, „auch wenn das Repräsentanten der letzteren ungern hören“ (ebd., S. 102). Gisela Miller-Kipp fasst die Forschungsintention zusammen, die hinter der Nutzung autobiographischer Berichte steht und die auch für das entsprechende Anliegen dieser Arbeit gilt: „In der historisch forschenden Wissenschaft... ist man sich einig, dass ohne die Erinnerungserzählung die Erlebnis- und Bedeutungsdimension vergangener Erfahrungen nicht zu erfassen, Stimmungen und Mentalitätslagen nicht nachvollziehbar und Handlungsentscheidungen nicht hinreichend zu verstehen sind“ (dies. (2007), S. 23). Wie Miller-Kipp ausführt, geht es hierbei grundsätzlich um die Aufschlüsselung subjektiver Bedeutungen, es geht nicht um die Entdeckung „historischer Wahrheiten“ (vgl. Jureit, U.; Meyer, B. (1994), S. 12). Diese Ebenen historischer Prozesse sollten miteinander kontrastiert, aber nicht verwechselt werden.

zum Opfer“ (ebd., S. 103) oder verbleibt auf der Ebene sporadischer Einwürfe.²⁰ Heinz-Elmar Tenorth hat ein diesbezügliches sozialwissenschaftliches Forschungsdesiderat zur NS-Zeit benannt, sowie gleichzeitig die Übernahme einer erweiterten Forschungsperspektive angemahnt, welche historische Bildungsverhältnisse nicht nur nach deren institutioneller Organisation und Programmatik analysiere, sondern auch deren Rezipienten mit einbeziehe:

„Nicht nur (sind) die Studien selten, die nicht primär von Intentionen aus die Praktiken und ihren Erfolg zu klären versuchen; selten sind auch Arbeiten, die neben den administrativen Quellen auch die Adressatenseite selbst dann ernst nehmen, wenn sie irritierende Äußerungen und Urteile anbietet“ (ders. (2003b), S. 19).

Im Kontext einer Arbeit, die sich mit den Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit befasst, scheint mir diesbezüglich eine erneute Perspektiverweiterung sinnvoll, welche sich mit den damals Heranwachsenden nicht nur als „Adressaten“ einer bestimmten Erziehung – somit *Erziehungszeugen* – befasst, sondern sie als Akteure ihrer Lebens- und Erfahrungsgeschichte unter den besonderen Vorzeichen der nationalsozialistischen Herrschaft in den Blick nimmt. In Konsequenz dieser Auffassung halte ich den Begriff, welchen Imbke Behnken vorschlägt, für weiterführend. Sie spricht in ihrer Rekonstruktion urbaner Sozialisationsumwelten zu Beginn des 20. Jahrhunderts von „Kindheitszeugen“ (dies. (2006), S. 17), die in diesen aufgewachsen sind, sie individuell, in weiten Teilen aber auch kollektiv erfahren und wahrgenommen, sowie diese Prägungen auf bestimmte Arten und Weisen verarbeitet haben. Für die Belange dieser Arbeit müsste diese Perspektive freilich zumindest um die Erfahrungen der damaligen *Jugendzeugen* erweitert werden.

Ganz im Sinne der vorangegangenen Ausführungen lässt sich mit Bernd Zymek die Notwendigkeit einer Analyse zusammenfassen, welche beide genannten Perspektiven – die er als „Erinnerungsgeschichte“ und „Sozialgeschichte“ zueinander verortet – einbezieht und damit zu zuverlässigeren Aussagen über historische und aktuelle Fragestellungen komme. Sein diesbezügliches Fazit präzisiert noch einmal das theoretische

²⁰ Letzteres gilt für die meisten der gegenwärtig bekanntesten und am häufigsten zitierten Arbeiten zur NS-Erziehung (vgl. Buddrus, M. (2003), Klönne, A. (2003), sowie Kater, M. (2005)). Letzterer bezieht zwar Zeitzeugenaussagen in seine historischen Darstellungen mit ein, dies erfolgt jedoch überwiegend als einfache Ergänzung der geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Ob es sich bei den angeführten Belegquellen um die Aussagen betroffener Subjekte handelt, lässt sich hierbei oftmals nur über eine Recherche im Anhang rekonstruieren. Ausnahmen, welche die Subjektseite konsequent einbeziehen, sind die, im Vergleich zur exponierenden NS-Forschung insgesamt noch immer erstaunlich überschaubaren Arbeiten, welche sich damaligen Sozialisationsverläufen mit einer fallrekonstruktiven Methodik widmen (vgl. Rosenthal, G. (1986) und (1987)). Zudem erfährt die Subjektseite in der diesbezüglich spezialisierten Dokumentation von Miller-Kipp ausführlich Berücksichtigung (vgl. dies. (2007)).

sche Verständnis, welches dieser Arbeit insgesamt zugrunde liegt, sowie auch das konkrete Vorgehen, welches innerhalb der Strukturthesen zu Anwendung kommt:

„Ohne Berücksichtigung, Kenntnis und Erforschung auch der aktuellen und historischen Sozialisationsbedingungen, der historischen und aktuellen Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozesse, der politischen und ökonomischen Strukturen, die den Hintergrund der Erinnerungsarbeit und Erinnerungsstrategien bilden, kann das Konzept der Erinnerungsgeschichte gar nicht seriös umgesetzt werden. Das gleiche gilt umgekehrt: Die personalen und kollektiven Dimensionen von Sozialisierungsprozessen, von Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozessen, von Prozessen der Gruppen- und ‚Gemeindebildung‘ (im Sinne des angelsächsischen Verständnisses von community), von ‚Generationen-Einheiten‘ (im Sinne Karl Mannheims) usw. bleiben abstrakte Modelle struktureller und funktionaler Zusammenhänge und Entwicklungsetappen, wenn nicht auch die verschiedenen Formen und Inhalte der individuellen und kollektiven Erinnerung in die Modellbildung und Analyse einbezogen werden, die ja die sozialen Prozesse erst mit bestimmten Gehalten, Kulturen, Zeiten und Biographien verbinden und erklären, warum und wie sie für die Menschen als Individuen und Kollektive ‚bedeutsam‘ geworden sind“ (ders. (2004), S. 26, vgl. in diesem Sinne auch Niethammer, L. (1989), S. 170f., sowie Assmann, A. (2006), S. 47ff.).²¹

Oder, wie es Walter Hoffmann in seinem autobiographischen Bericht formuliert:

„Sicher suche ich im Besonderen meiner Erfahrungen nach einem Allgemeinen, im Besonderen jedoch liegt das Schwergewicht, gleichsam die Authentizität“ (ders. (1992), S. 54).

Es ist das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit, das Besondere im Allgemeinen, die individuelle Wahrnehmung in den übergeordneten Strukturen, sowie gleichsam das Allgemeine im Besonderen, die Aufnahme und Verarbeitung der Lebensbedingungen der NS-Zeit innerhalb der einzelnen Biographie, zu erfassen und zu analysieren. Kurz gesagt, es sollen nicht vermeintlich trennscharf subjektive und objektive Wahrnehmungen der NS-Zeit gegeneinander ausgespielt werden, wie dies oftmals zwischen Autobiographien und geschichts-wissenschaftlichen Analysen geschehen ist, sondern „das prinzipielle Spannungsverhältnis zwischen dem (erinnerten) ‚*Erlebnishorizont*‘ des Zeitzeugen und dem ‚*Erklärungshorizont*‘ des Historikers“ (Kersting, F.-W. (1998), S. 15) in die Darstellung einbezogen und dessen heuristisches Potential genutzt werden (vgl. in diesem Sinne auch Reuband, K.-H. (2006), S. 342).

²¹ Konkret auf die Belange der historischen Bildungsforschung zur NS-Zeit bezogen formuliert Tenorth diese Aufforderung zur dialektischen Forschungsperspektive, wenn er im Anschluss an die oben wiedergegebene Desideratbemerkung feststellt: „Immerhin gibt es aber Untersuchungen, die den Erfolg der NS-Erziehung auch in der Gleichzeitigkeit von ‚Verführbarkeit und Verführung‘, also von inneren Voraussetzungen – bei den Adressaten – und äußeren Faktoren – in Institutionen und Gesellschaft – beschreiben“ (ders. (2003b), S. 19). Der hier impliziten Aufforderung folgt die vorliegende Arbeit in ihrer Forschungsperspektive und in der Art der Darstellung, die immer wieder auch die Adressaten der vom NS-Regime initiierten oder zumindest beeinflussten Sozialisationsprozesse zu Wort kommen lässt.

Folgendes Forschungsverständnis leitet dabei die Anwendung beider, sich letztlich ergänzenden, Analyseperspektiven dieser Arbeit, bei je unterschiedlicher Schwerpunktsetzung:

„Die historische Forschung ist angewiesen auf das Gedächtnis für Bedeutung und Wertorientierung, das Gedächtnis ist angewiesen auf historische Forschung für Verifikation und Korrektur“ (Assmann, A. (2006), S. 51).

Im Sinne des oben beschriebenen Erfahrungskonzeptes, welches in den folgenden Darstellungen zum tragen kommen soll, bedeutet dies, dass die angeführten autobiographischen Berichte keine wahllosen Erweiterungen der Strukturdarstellungen sind, sondern als „Erfahrungstypen“ (Maubach, F. (2007), S. 97) eine wichtige, anhand der Beschäftigung mit dem jeweiligen Einzelfall gewonnene, Perspektivergänzung darstellen. Als „Erfahrungstypen“ stellen sie ein Instrument dar, „um zu generalisieren und gleichzeitig das Besondere der individuellen Erfahrung und der historischen Konstellationen so weit wie möglich in die Ergebnissicherung zu retten“ (ebd.).

Neben den autobiographischen Texten von Zeitzeugen werden bewusst auch kürzere, sowie in manchen Fällen längere Argumentationen aus wissenschaftlichen Arbeiten zu den unterschiedlichen Strukturelementen zitiert. Dies geschieht aus dreierlei Gründen: Um die eigenen Aussagen zu belegen, deren Inhalte nach bestimmten Gesichtspunkten zu vertiefen und schließlich zumindest ansatzweise Einblicke in den wissenschaftlichen Diskurs zum jeweiligen Thema zu ermöglichen, welcher in einigen Bereichen solche Ausmaße angenommen hat, dass er nicht nur äußerst unübersichtlich, sondern bereits selbst zu einem eigenständigen Forschungszweig geworden ist (vgl. Hillgruber, A. (1982), Hildebrand, K. (2003), S. 141ff., Große Kracht, K. (2005) sowie Kershaw, I. (2006)).

2. Der Sozialisationsbegriff als theoretischer Bezugsrahmen einer Analyse spezifischer Bedingungen eines Aufwachsens während der NS-Zeit

Für die vorliegende Arbeit stellen die verschiedenen Phänomene, welche sich klassisch unter dem Begriff *Sozialisation* subsumieren, einen äußeren Rahmen dar. Es geht ihnen gemeinsam um eine Erhellung der Frage nach den Prägungen durch die Umwelt²²: wie sie sich vermitteln und welche Bedeutung sie im individuellen Lebenslauf erlangen können.

In seiner neueren, interaktiven Auslegung, die neben den Umwelteinflüssen auf das heranwachsende Individuum auch dessen Einwirkungen auf seine Umgebung berücksichtigt, stellt das Sozialisationskonzept den theoretischen Horizont dieser Arbeit dar. Zunächst soll daher eine knappe Begriffsbestimmung von Sozialisation erfolgen, wie sie im Kontext dieser Arbeit verstanden wird.

Danach werden einige ausgesuchte Sozialisationstheorien hinsichtlich ihres Erklärungspotentials für die Analyse einer Sozialisation während der NS-Zeit befragt.

Im folgenden Kapitel geht es dann darum, ausführlich und systematisierend die gesellschaftlichen Bedingungen einer Sozialisation im erweiterten Kontext des „Dritten Reiches“, sowie deren subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung durch die betroffenen Zeitzeugen darzustellen.

Im Schlusskapitel wird dann das nationalsozialistische Erziehungskonzept mit seinen genuinen Spezifikationen skizziert.

Erziehung stellt grundsätzlich ein Scharnier zwischen Sozialisation und Biographie dar. Einerseits bündeln sich in ihr die intendierten Prägungseinflüsse der konkreten historischen Umwelt der Heranwachsenden. Andererseits öffnet sich die individuelle Biographie beim Prozess der Erziehung notwendigerweise diesen Einwirkungsversuchen. Dies gilt auch dann, wenn für derartige Prägungsagitationen der Umwelt keine Ergebnissicherheit herrscht und das Subjekt diese mit einem hohen Maß an nicht direkt beeinflussbaren innerpsychischen Residuen verarbeitet (vgl. Arnold, R. (2007)).

In einer Arbeit, die sich aus bildungshistorischer Perspektive mit den Belangen einer Sozialisation unter den besonderen Umweltbedingungen der NS-Herrschaft befasst, ist es zunächst wichtig, das ihr zugrundeliegende Erziehungsverständnis offenzule-

²² Umwelt lässt sich mit Geulen theoretisch untergliedern in: „1. Materielle Rahmenbedingungen bzw. Anregungen (Wohnung, Spielzeug, Gebäude, Natur etc.), 2. Kulturelle Bedingungen (z.B. Bücher und Medien aller Art) und 3. Den besonders wichtigen sozialen Bedingungen (Erfahrungen in Interaktionen mit anderen, insbesondere mit näheren Bezugspersonen“ (Geulen, D. (2002), S. 84). Praktisch enthält allerdings jeder Sozialisationsprozess Elemente und Vernetzungen aller drei Bedingungsfelder.

gen.²³ Dies soll an dieser Stelle lediglich knapp und aus theoretischer Perspektive erfolgen, um eine erziehungswissenschaftliche Grundlage der späteren Analysen zu formulieren. Einige relevante bildungshistorische Bezüge des Erziehungsbegriffes werden dann im Verlauf der Ausführungen zum NS-Sozialisationskontext aufgegriffen und kommentiert.

Erziehung wird in dieser Arbeit konzeptuell der Sozialisation untergeordnet (vgl. Hurrelmann, K. (2002), S. 17). In Anlehnung an eine frühe Systematisierung Helmut Fends (vgl. ders. (1969), S. 38) wird Erziehung als „Sozialmachung“, sprich intendierte direkte oder indirekte Einflussnahme auf die Persönlichkeitsentwicklung, verstanden, während Sozialisation als allgemeine und umfassende Prozessbeschreibung, welche gleichermaßen funktionale und intentionale Einflüsse, wie sie auf das Subjekt einwirken und von ihm ausgelöst werden, umfasst, dieser als „Sozialwerdung“ übergeordnet wird. Hiermit wird keine hierarchisierende, sondern eine systematisierende Verortung beider Konzepte zueinander vorgenommen. Das hier zur Anwendung kommende Erziehungskonzept kann im Rahmen der vorliegenden bildungshistorischen Analysen als Perspektivenkonkretisierung gegenüber dem der Sozialisation gelten. In den Fokus rücken hierdurch all jene Momente einer Sozialisation während der NS-Zeit, in denen Menschen bewusst und weitgehend planvoll versucht haben die Persönlichkeitsentwicklung anderer Menschen zu beeinflussen.

Überdies liegt den verschiedenen Analysen im Rahmen dieser Arbeit ein rein deskriptives Erziehungsverständnis zugrunde. Dies wurde gewählt, da es zur Durchführung einer bildungshistorischen Forschung einer offenen und wertfreien Definition bedarf, die nicht bereits im Vorhinein möglicherweise wesentliche Aspekte ihres Forschungsgegenstandes allein aufgrund der Tatsache aus dem Blick verliert, dass diese gegen die Werthaltungen des eigenen Begriffsverständnisses verstoßen.²⁴ Auf das Thema dieser Arbeit bezogen hieße dies, auch solche gezielten Einflussnahmen des NS-Regimes auf die heranwachsenden „Volksgenossen“ zu berücksichtigen, die ganz offensichtlich gegen aktuelle Auffassungen einer legitimen und sinnvollen Erziehung

²³ An dieser Stelle soll lediglich eine knappe Bestimmung des Erziehungsbegriffes erfolgen, wie er den folgenden Ausführungen zugrundeliegt. Eine Darstellung seiner theoretischen (vgl. hierzu einführend Oelkers, J. (2001)) und begrifflichen (vgl. hierzu einführend Weber, M. (1999)) ist in diesem Kontext nicht notwendig.

²⁴ In der Erziehungswissenschaft existiert ein, besonders in den 80er Jahren ausgetragener, langjähriger Streit darüber, ob es sich bei den nationalsozialistischen Prägungsversuchen, welche vom Regime als „Erziehung“ deklariert wurden, um Erziehung gehandelt habe. Die unterschiedlichen Positionen und Argumente dieser Kontroverse werden in den Strukturthesen zum NS-Sozialisationskontext an den entsprechenden Stellen aufgegriffen und kommentiert. Eine eigene Position wird im Schlussteil der Arbeit formuliert. An dieser Stelle sei lediglich darauf verwiesen, dass sich die gegensätzlichen Argumentationen vor allem danach differenzieren lassen, ob sie für eine normative oder eine deskriptive Erziehungsdefinition als Grundlage bildungshistorischer Forschung zur NS-Zeit eintreten.

verstoßen. Anders als im Bereich pädagogischen Handelns, für das eine Rückbindung an gegenwärtig gültigen gesellschaftliche Normen und persönliche Werthaltungen unumgänglich ist, um als solches legitimierbar zu bleiben, ist es für eine valide Erforschung historischer Sozialisations- und Erziehungsprozesse unverzichtbar, alle Phänomene in den Blick zu kriegen, die den damaligen Edukanden in ihrer Lebensrealität als Erziehung deklariert begegnet sind.

Dieser Argumentation folgend, wird Erziehung im Folgenden mit Wolfgang Brezinka verstanden, als:

„... Soziale Handlungen..., durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Komponenten zu erhalten. Die kürzeste Formulierung für diesen Begriffsinhalt ist folgender Satz: Als Erziehung werden Handlungen bezeichnet, durch die Menschen versuchen, die Persönlichkeit anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht zu fördern“ (ders. (1999), S. 95).

In dieser Definition wird kein Generationsverhältnis einer älteren zu einer jüngeren als Bedingung für eine Deklaration einer Handlung als erzieherisch vorgegeben. Obgleich ein solches Verständnis in der pädagogischen Begriffs- und Theoriebildung spätestens seit Schleiermacher verbreitet ist und gegenwärtig nur noch wenige Vertreter der Disziplin eine versuchte Einflussnahme auf die psychischen Dispositionen Erwachsener als Erziehung bezeichnen würden, wird in dieser Arbeit kein entsprechendes Generationenverhältnis zum Ausschlusskriterium einer Berücksichtigung nationalsozialistischer Prägungsversuche erhoben. Durch ein solches Vorgehen würden sowohl einzelne intendierte und vom Regime als „Erziehung“ deklarierte Einflussnahmen (etwa die „Behandlung“ der Häftlinge in den „Konzentrationslagern“), als auch die maßlos erweiternde, interessengeleitete Aushöhlung des Erziehungsbegriffes insgesamt aus dem Blick geraten.

2.1. Das Sozialisationskonzept²⁵

Wie oben angedeutet, treten sich beim Vorgang der Sozialisation die Akteure Gesellschaft, repräsentiert durch ihre jeweiligen Vermittler, und Individuum gegenüber, prägen sich gegenseitig und ermöglichen durch die hierbei entstehenden Synthesen letztlich gesellschaftlichen Fortschritt.

Gesellschaft kann in diesem Zusammenhang mit einer Definition Adornos näher bestimmt werden:

Als „eine Art Gefüge zwischen Menschen, in dem alles und alle von allen abhängen; in dem das Ganze sich erhält nur durch die Einheit der von sämtlichen Mitgliedern erfüllten Funktionen, und in dem jedem Einzelnen grundsätzlich eine solche Funktion zufällt, während zugleich jeder Einzelne durch seine Zugehörigkeit zu dem totalen Gefüge in weitem Maße bestimmt wird“ (Adorno, T.W. (1968), S. 22.).

Bezüglich der vorangegangenen Gesellschaftsdefinition Adornos sollte allerdings angemerkt werden, dass seine Formulierung „in weitem Maße“ der Interpretation bedarf. Adorno rechnete, ganz im Sinne der *Frankfurter Schule*, mit einer wachsenden Übermacht der gesellschaftlichen Objektivität im Verhältnis zur individuellen Subjektivität, bis hin zum völligen Aufgehen der menschlichen Persönlichkeit in den Strukturen der Gesellschaft (vgl. Adorno, T.W. (1970)).

Diese Auffassung wird in der neueren Sozialisationsforschung in dieser Schärfe nicht mehr vertreten. Allerdings bleibt zu beachten, dass Adorno ebenso wie die meisten anderen Vertreter der Frankfurter Schule solche gesellschaftlichen Verhältnisse zu benennen suchte, die eine freie Entfaltung des Individuums be- oder verhindern. Diesbezüglich sah er das Individuum vielfachen Restriktionen ausgesetzt. Seine diesbezüglichen Annahmen formulierte er durchaus im Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus, in der ja, wie später noch verdeutlicht wird, versucht wurde, die heranwachsende Generation im Sinne der Staatsideologie zu funktionalisieren und zu vereinheitlichen. Insofern beinhaltet der gesellschaftskritische Fokus Adornos auch eine wichtige Perspektive für die vorliegende Arbeit.

²⁵ Hier kann lediglich eine Auseinandersetzung mit solchen Aspekten des Sozialisationskonzeptes erfolgen, die dessen spezifische Eignung als Grundlage einer systematisierenden Darstellung der Lebensbedingungen während der NS-Zeit verdeutlichen. Zur tieferen Beschäftigung mit der Geschichte der wissenschaftlichen Konzeption und Beschreibung von Sozialisation sei verwiesen auf: Geulen, D. (1989), S. 27ff. für einen knappen Überblick; Geulen, D. (1980) für eine ausführliche Darstellung der philosophischen Vorgeschichte der sozialisationstheoretischen Problemstellung; Geulen, D. (1991) für eine ausführliche Darstellung der wissenschaftlichen Bearbeitung der Sozialisationsproblematik, nach heutigem Verständnis, seit dem Übergang zum 20. Jahrhundert; Hurrelmann, K; Ulich, D. (1991a) bieten eine fundierte Einführung in die verschiedenen Ansätze der neueren Sozialisationstheorie.

Gegenüber dieser Prägungsmacht der gesellschaftlichen Umwelt gilt es jedoch ebenso, die Strukturen einer historischen Kultur hinsichtlich des ihr immanenten Individualisierungspotentials für eine unabhängige Entwicklung in ihr nachwachsender Mitglieder zu analysieren (vgl. hierzu ausführlich: Elias, N. (1987)). Auch dies soll in den später folgenden Ausführungen zur konkreten Kultur der NS-Zeit geschehen.

Bezogen auf das Individuum lautet die Frage des modernen Sozialisationskonzeptes, wie sich dessen Hineinwachsen in seine historisch gegebene Umwelt, das „Mitglied... in einer Gesellschaft *werden*“ (Hurrelmann, K.; Ulich, D. (1991a), S. 6.), konkret vollzieht. Aus gesellschaftlicher Perspektive sind diesbezüglich deren sämtliche intendierte und nicht intendierte Einflüsse auf das Individuum relevant. Sozialisation könnte somit verstanden werden als „die Gesamtheit der gesellschaftlich vermittelten Umwelt in ihrer spezifischen Bedeutung für die Entwicklung der Persönlichkeit“ (Tillmann, K. (2001), S.11). Das Individuum setzt sich mit diesen Einwirkungsimpulsen mit einer Mischung aus Anpassung und Eigenständigkeit auseinander. In der neueren Sozialisationswissenschaft hat sich zur Verifizierung dieses Prozesses das „Modell der produktiven Realitätsverarbeitung“ (Hurrelmann, K. (1991), S. 100) durch das Subjekt etabliert. Bezeichnet wird hiermit die Integrationsleistung des Individuums, das sich mit den Gegebenheiten und Anforderungen seiner Umwelt auseinandersetzen muss, um überlebensfähig zu sein. Produktiv bedeutet hierbei, dass der Einzelne durch die interpretierende Verarbeitung seiner Umwelt diese zugleich rekonstruiert und somit die Veränderung sozialer Strukturen mitgestaltet. Hurrelmann beschreibt diese Konzeption folgendermaßen:

„Was hier proklamiert wird, ist ein Modell der wechselseitigen Beziehungen zwischen Subjekt und gesellschaftlich vermittelter Realität, eines interdependenten Zusammenhanges von individueller und sozialer Veränderung. Dieses Modell stellt das menschliche Subjekt in einen sozialen und ökologischen Kontext, der subjektiv aufgenommen und verarbeitet wird, der in diesem Sinn also auf das Individuum einwirkt, aber zugleich immer auch durch das Individuum beeinflusst, verändert und gestaltet wird“ (ebd.).

Der sozialisierte Mensch wird nunmehr als „produktiv realitätsverarbeitendes Subjekt“ (Hurrelmann, K.; Ulich, D. (1991a), S. 4) deklariert und in seinen unterschiedlichen Lebensweltbezügen greifbar.

Deutlich klingt hier die bereits angesprochene Interaktivität des modernen Sozialisationsverständnisses an. Interaktiv sind diesbezüglich die innerpsychischen Verarbeitungsprozesse im Individuum, welches zwischen aufgenommenen Umwelteinflüssen und den eigenen, vor allem biographisch gewachsenen, Dispositionen vermitteln muss. Interaktiv ist aber auch die, sich im Vorgang der Sozialisation vollziehende, Kommunikation zwischen Individuum und Umwelt.

In diesem Sinne ist auch Gesellschaft nicht statisch zu verstehen, sondern als „soziales System..., das von Menschen geschaffen und weiterentwickelt wird“ (ebd.). Aus Sicht einer interaktiven Sozialisationsdefinition wird es zur notwendigen Eigenschaft eines sozialen Systems, dass dieses seinen Nachkommen entsprechende Freiheitsgrade zur subjektiven Wahrnehmung ihrer Strukturen, sowie zur persönlichen Einflussnahme auf diese einräumt. Anders gesagt, erfolgreiche Sozialisation lässt sich nur dann erwarten, wenn es innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen „prinzipiell möglich ist, soziale Zwänge zu überwinden... Herrschaftsbeziehungen aufzubrechen und freie Entscheidungen über zukünftige Lebensgestaltung zu treffen“ (ebd., S. 101, vgl. auch ders. (2002), S. 21).

Die später folgenden Ausführungen zur Sozialisation während der NS-Zeit werden diesbezüglich verdeutlichen, an welchen Stellen das nationalsozialistische System bemüht war, solche Freiheitsgrade zu beschneiden. Es wird aber auch darauf hingewiesen, wo das NS-Herrschaftssystem in seinen praktischen Formationsintentionen durchlässig war für das Ausbilden, Weiterexistieren und Einbringen von Individualität. Entgegen anders lautender Mythen und nationalsozialistischer Selbstdarstellungen hat es den totalen „Erziehungsstaat“ des „Dritten Reiches“, trotz aller Radikalisierungen während der späten dreißiger und frühen vierziger Jahre, zu keinem Zeitpunkt gegeben.

Produktive Realitätsverarbeitung bedeutet in diesem Kontext die Auseinandersetzung des betreffenden Subjekts mit der dialektischen Struktur sozialer Systeme, in welche es hineinwächst: „Sie sind als solche vorgegeben, sie schaffen einen objektiven Lebensrahmen von überindividueller Gültigkeit, in den sich Menschen integrieren“. Zugleich wird die gesellschaftliche Realität aber im Rahmen der „subjektiven Aneignung“ durch das Individuum „aufs Neue rekonstruiert“ (Hurrelmann, K. (1991), S. 100f.). Wichtig ist diesbezüglich allerdings der Hinweis, dass in dieser Arbeit nicht die konstruktivistische These vertreten wird, welche den Menschen als „*realitätserzeugendes* [Hervorhebung vom Autor] Subjekt“ (Raphael Beer, zitiert nach Hurrelmann, K. (2002), S. 23) versteht und davon ausgeht, „die innere und äußere Realität werde als subjektives Konstrukt von jedem Menschen erst erzeugt und erfunden“ (ebd.). Hier wird demgegenüber der Annahme gefolgt, „der Mensch habe als Individuum einen eigenen methodischen und erkenntnistheoretischen Zugriff auf die innere und äußere Realität“ (ebd.).

Die systematisierenden Darstellungen der besonderen Bedingungen einer NS-Sozialisation verstehen sich dementsprechend als Analyse derselben mit dem Fokus

auf „die subjektive Perspektive und die individuelle Realitätsdeutung... [der] Menschen“ (ebd.), die diesen ausgesetzt waren.

Entsteht auf der Umweltseite als Ergebnis interaktiver Sozialisationsprozesse gesellschaftlicher Wandel – ein solcher entsteht auch unter repressiven kulturellen Bedingungen, wenngleich in mitunter deutlich reduziertem Maß, ist jedoch keinesfalls mit Fortschritt gleichzusetzen, wie die Ausführungen zur NS-Sozialisation exemplarisch verdeutlichen werden –, so vollzieht sich als Resultat auf Seiten des Individuums Persönlichkeitsentwicklung. Diese kann folgendermaßen definiert werden:

„Als >Persönlichkeitsentwicklung< lässt sich ... die Veränderung wesentlicher Elemente dieses Gefüges [der Persönlichkeit; der Autor] von individuellen Merkmalsbesonderheiten im Verlauf des Lebens bezeichnen. Als umweltbezogene und lernfähige Wesen verändern Menschen bei gleich bleibender Grundstruktur der Merkmale je nach Herausforderungen im Lebenslauf ihre Verarbeitungsstrategien und bilden so ihre eigene Lebensgeschichte. (...) Die Lebensgeschichte wird auch als >Biographie< bezeichnet“ (ebd., S. 16).

Es geht also um die individuelle Wahrnehmung und Verarbeitung der jeweils historisch und kulturell geprägten Umweltbedingungen von Sozialisation, wie sie im folgenden Kapitel ausführlich beschrieben und systematisiert werden. Zugleich geht es aber auch um die Entwicklungsprozesse beim Individuum, wie sie aus dieser Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Umwelt resultieren. Diese werden im Rahmen der Darstellung der Sozialisationsbedingungen der NS-Zeit immer wieder thematisiert. Bezug nehmend auf die bisherigen Bestimmungen der einzelnen Elemente von Sozialisation lässt sich diese nunmehr wie folgt definieren:

„Als ... Prozeß der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt. Vorrangig thematisch ist dabei..., wie sich der Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt bildet“ (Geulen, D.; Hurrelmann, K. (1980), S. 51).

Im Verlauf der Sozialisation interagiert das Subjekt freilich nicht mit der Gesellschaft in ihrer umfassenden Gesamtheit, sondern mit deren Teilelementen.

Über gezielt herbeigeführte, unbeabsichtigte oder zufällige Vermittlungsmomente auf verschiedenen Bedingungebenen erlangt die Gesamtgesellschaft in differenzierter Form Einfluss auf die individuelle Persönlichkeitsentwicklung (Vgl. Tillmann, K.-J. (2001), S. 17f.). Die Ebenen der Sozialisation und ihnen immanente Komponenten lassen sich unter Berücksichtigung ihrer Wechselwirkungen im Sozialisationsprozess mit Tillmann wie folgt systematisieren:

Ebene		Komponenten (beispielhaft)
(4) Gesamtgesellschaft		ökonomische, politische, soziale, kulturelle Struktur
(3) Institutionen	↕	Betriebe, Massenmedien, Schulen, Universitäten, Militär, Kirchen
(2) Interaktionen und Tätigkeiten	↕	Eltern-Kind Beziehungen; schulischer Unterricht; Kommunikation zwischen Gleichaltrigen, Freunden, Verwandten
(1) Subjekt	↕	Erfahrungsmuster, Einstellungen, Wissen, emotionale Strukturen, kognitive Fähigkeiten

(Struktur der Sozialisationsbedingungen; Abb. aus Tillmann, K.-J. (2001), S. 18)

Für eine Analyse der Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit bedeutet diese Ausdifferenzierung der sozialisierenden Umwelt, dass die spezifischen Strukturen der damaligen Lebenswelt auf ihre jeweiligen Vermittlungspotentiale hin befragt werden. Das NS-System kann hierbei nicht als monolithischer Block verstanden werden, dem sich die damals Heranwachsenden allein gänzlich anpassen konnten oder von diesem verfolgt wurden. Eine im obigen Sinne differenzierende Analyse der Lebensbedingungen zwischen 1933 und 1945 hat vielmehr implizit den Angebots- (gesellschaftliche Vermittler) und Wahrnehmungsunterschieden (durch das erfahrende und verarbeitende Subjekt) der einzelnen Ebenen nachzugehen. Exemplarisch gesehen kann dies bedeuten, die Unterschiede in den Vermittlungsangeboten von Massenmedien, Schule, Kirche oder auch Familie, sowie die Verschiedenheiten in deren Aufnahme durch die Zeitzeugen, die mit diesen konfrontiert waren, dar- und gegebenenfalls einander gegenüberzustellen. Zu berücksichtigen wäre dabei, dass im interaktiven Sozialisationsprozess der NS-Zeit auch die Seite der heranwachsenden Subjekte keineswegs als undifferenzierte Einheit verstanden werden darf. Vielmehr gehörte es zum Normalverlauf einer Wahrnehmung des Regimes, dass dessen einzelne Angebote, je nach persönlichen Dispositionen und individueller Betroffenheit, unterschiedlich aufgefasst werden konnten. So wurde beispielsweise in katholischen Kreisen oftmals die, anfänglich erfolgreiche, Außenpolitik des NS-Regimes, sowie dessen Wirtschaftspolitik als positiv bewertet, während dessen Kirchenpolitik auf deutliche Ablehnung stieß.

Zu diesen Differenzierungspotentialen kommen noch jene, die von den nationalsozialistischen Machthabern gezielt künstlich geschaffen wurden. Dies galt allem voran für dessen Ideologie und Praxis der Rassenpolitik. So konnten die Vermittlungsangebote der einzelnen Ebenen höchst unterschiedlich ausfallen, erlebt und wahrgenommen werden, je nachdem ob man vom Regime als „arisch“ oder „jüdisch“ kategorisiert worden war.

In dieser Arbeit wird der Prozess der Sozialisation als lebenslang und somit als prinzipiell unabgeschlossen verstanden. Demgegenüber kann jedoch die Lebensphase der Kindheit, insbesondere in ihren frühen Jahren, eine erhöhte Bedeutung für sich beanspruchen, da die hier gemachten Erfahrungen „die Basis für alle späteren Entwicklungen“ (Oerter, R.; Montada, L. (2002), S. 208) legen.

Diese Bedingtheit wird in dieser Arbeit dadurch berücksichtigt, dass die Prägungsversuche des Regimes und deren Effekte untersucht werden, ohne dass eine vorschnelle Selektion der Rezipienten nach vermeintlich prädisponierenden Alterskategorien erfolgt. Ergeben sich bei einigen Sozialisationsinstitutionen des NS-Systems diesbezügliche Trennschärfen weitgehend von selbst – die Mitgliedschaft der „HJ“ war in a priori festgelegtem Maße altersabhängig –, so müssen altersbedingte Spezifika bei anderen Sozialisationsagenturen, etwa der NS-Propaganda, erst aus der Analyse ihrer Wahrnehmungseffekte geschlossen werden und können trotz Verallgemeinerbarkeiten bezüglich altersbedingter Entwicklungsstände nicht einfach vorausgesetzt werden. Trotz dieser grundsätzlichen Offenheit der Analyseperspektive liegt das *besondere* Augenmerk *dieser* Untersuchung der Konstitutionen einer NS-Sozialisation primär auf deren Erfahrungspotential für die damals heranwachsenden Zeitgenossen. Es werden die unterschiedlichen Aspekte einer Sozialisation im NS-Kontext allgemein beschrieben und dann hinsichtlich möglicher Ausprägungs- und Wirkungsbesonderheiten bezüglich bestimmter Merkmalskriterien, zu denen auch altersbedingte Entwicklungsstände und Erfahrungssummen zählen, differenziert untersucht.

Ein solches Vorgehen vermeidet zum einen ein möglicherweise ungerechtfertigtes Übergehen einzelner Bevölkerungsgruppen (beispielsweise konnte eine Mitgliedschaft in „HJ“ oder „Wehrmacht“ auch für Angehörige bestimmter Abstufungsgrade der rassistisch definierten NS-Kategorie „Jüdisch“ zum konkreten Erfahrungsraum werden) – vorschnelle Abgrenzungen würden solche Erfahrungspotentiale übersehen. Zum anderen trägt es der Tatsache Rechnung, dass die einzelnen Lebensphasen zwar hinsichtlich ihrer Entwicklungsprozesse durch die moderne Entwicklungspsychologie zu-

nehmend gut untersucht²⁶ (vgl. Oerter, R.; Montada, L. (2002)), aber in ihrer Konstruiertheit keineswegs eindeutig und nur bedingt trennscharf sind. Was Dudek für die Jugend exemplifiziert, gilt mit anderen inhaltlichen Schwerpunkten, aber in struktureller Vergleichbarkeit auch für die anderen Lebensphasen:

„Wer sich mit Jugend beschäftigt, ... weiß, dass es „die Jugend“ nicht gibt, dass begrifflich damit eine Alterskohorte, eine ontogenetische Entwicklungsphase oder eine soziale Gruppe gemeint sein kann, dass aber auch zwischen Land- und Stadt-, Arbeiter- und Bürgerjugend, zwischen Schülern und Auszubildenden, Jungen und Mädchen unterschieden werden muss“ (Dudek, P. (2002), S. 333).

Entsprechend dieser Argumentation wird in den folgenden Ausführungen zur NS-Sozialisation versucht, deren grundsätzliche Besonderheiten herauszuarbeiten und dann einer differenzierten Analyse ihrer Wirkungspotentiale zu unterziehen. Dieses Vorgehen erweist sich unter anderem schon dort als sinnvoll, wo sich dadurch vermeintlich verallgemeinerbare Generationskonzeptionen (etwa der „Hitlerjugend-Generation“) nachhaltig in Frage stellen lassen.

Neben den jeweils aktuellen Aspekten einzelner Sozialisationsprozesse werden deren Effekte außerdem durch Momente von „innerpsychischen Wechselwirkungen im Längsschnitt“ (vgl. Geulen, D. (2002), S. 86) beeinflusst. Gemeint sind damit die von früheren Erfahrungen ausgehenden psycho-dynamischen Prägekräfte, welche wiederum die subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung späterer Erfahrungen in wesentlichen Aspekten mitbestimmen. Im individuellen Lebenslauf kommt jedoch nicht allen Lebensabschnitten a priori gleiche Bedeutung zu. Auch hier lässt sich, abgesehen von besonders einschneidenden, aus dem normalen Sozialisationsverlauf herausragenden Lebenserfahrungen, allgemein feststellen, dass die Jahre der Kindheit besonders entscheidend anzusehen sind, „ja vielleicht kann man sogar sagen, dass solche Erfahrungen die Persönlichkeit umso tiefer und nachhaltiger prägen, je früher sie stattfinden“ (ebd.).

Im Sinne dieser Gewichtung kann die bereits angedeutete Ausrichtung der hier angewandten sozialisationstheoretischen Forschungsperspektive noch einmal mit anderen Argumentationsschwerpunkten verdeutlicht werden. Für die Darstellung der Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit gilt: Einerseits werden die frühen Erfahrungen der Subjekte (Säuglingsalter, Kindheit und Jugendalter) immer wieder zum Ausgangspunkt der Prozessbeschreibungen genommen. Andererseits wird Sozialisation

²⁶ So sind einige spezifische Entwicklungsaufgaben der Jugendzeit für die Thematik dieser Arbeit von besonderer Bedeutung, wie sich mit einer Definition Baackes verdeutlichen lässt: „Es handelt sich um eine Zwischenstellung zwischen Kindheit und Erwachsenenalter mit der Aufgabe, eine stabile Persönlichkeitsstruktur und eine verlässliche Ich-Identität... zu gewinnen“ (ders. (2001), S.800).

und somit die Entwicklung der Persönlichkeit aber als lebenslanger Prozess verstanden. Letzteres führt im Ergebnis dazu, dass die Systematisierung wesentlicher Effekte biographischer Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus nicht einfach nach dessen Ende 1945 abbricht und lediglich die bis dorthin gemachten Erfahrungen berücksichtigt. Vielmehr wird die Auffassung darstellungswirksam, dass sich die biographische Bedeutung eines bestimmten historischen Sozialisationseinflusses erst in der Betrachtung seiner jeweiligen Bedeutung im Kontext mitunter höchst komplexer Lebensläufe erschließt.

Diese folgen jedoch, auch das werden die folgenden Thesen zur Sozialisation während der NS-Zeit vielfältig inhaltlich belegen, durchaus nicht immer den Differenzierungsvorgaben der gesellschaftlich-politischen Ebene.

Anders gesagt: die nationalsozialistische Machtübernahme erhielt beispielsweise keineswegs im Alltag jeder deutschen Familie umgehend jene Bedeutung, die ein Wechsel von einer demokratischen zu einer totalitären Grundordnung auf politischer Ebene hatte. Demgegenüber vollzog sich der Untergang des Nationalsozialismus nicht in allen gesellschaftlichen Teilbereichen so, vor allem aber im subjektiven Bewusstsein der „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ wesentlich weniger einheitlich und abgeschlossen, wie es die politische oder militärische Geschichtsschreibung mit der Fokussierung des 8. Mai 1945 für die von ihr analysierten Ebenen beschreibt. D.h., in den wenigsten Biographien gab es bezüglich des Erlebens der konkret erfahrbaren Lebensumstände, vor allem aber die innerpsychische Verarbeitung betreffend, eine „Stunde Null“. Während Deutschland auf der Ebene politischer und militärischer Macht mit diesem Datum endgültig vom NS-Staat zunächst zum besetzten, später demokratisch regierten Land wurde, konnten die Nachwirkungen des ersteren individuell und kollektiv weit über diese Zäsur hinausreichen. Auch dies werden die folgenden Strukturthesen zur Sozialisation während der NS-Zeit deutlich machen.

Letzteres verweist auf die notwendigerweise dialektisch ausgerichtete Sicht auf die Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit, welche neben den gegebenen Prägungspotentialen auch deren spezifische Bedeutung im Kontext individueller Biographieverläufe nachvollzieht. Diese wechselseitige Abhängigkeit einer Identitätsentwicklung im historischen NS-Kontext wurde in früheren Darstellungen der Thematik mitunter nicht hinreichend berücksichtigt. Demgegenüber sind die Strukturthesen, jeweils mit ihren spezifischen Schwerpunktsetzungen, bemüht, beide Einflussfaktoren mit ihren Prägungen zu erfassen. Die Einflüsse institutioneller²⁷ Erziehung während

²⁷ Institution wird in dieser Arbeit auf zweierlei Arten verstanden. Zum einen im klassischen Sinne als „Einrichtung (Organisation, Behörde, Betrieb) schlechthin, die nach bestimmten Regeln des

des Nationalsozialismus werden in Konsequenz dessen gerade auch im Längsschnitt der individuellen Lebensläufe erfasst und analysiert. Denn diese Erziehungswirklichkeit ist in dem Maße die entscheidende Variable dieser Forschungsarbeit, in welchem man berücksichtigt, dass einerseits „im Horizont der Erziehung entschieden wird, welche Bedeutung der Lebenslauf gewinnt“ und andererseits demgegenüber die individuelle Biographie ausschlaggebend wird, wenn man bedenkt, dass „im Horizont des Lebenslaufs... entschieden (wird), welche Bedeutung die Erziehung gewinnt“ (Loch, W. (1999), S. 72). Wirklichen Erkenntnisgewinn verspricht also insbesondere eine Kombination beider Perspektiven, wie sie in dieser Arbeit angestrebt wird.

Im Ergebnis soll Sozialisation und damit verbunden Persönlichkeitsentwicklung zur Ausbildung einer, wenngleich mit kollektivierenden Elementen (Nationalität, Belange der Gesamtkultur, historische Bezüge der Lebenswelt) versehenen, individuellen und somit unverwechselbaren Identität führen. Diese wird in der vorliegenden Arbeit als Ergebnisvariable von Sozialisation verstanden. Sie wird definiert, als:

„Einheit aus **Selbstkonzept**, **Selbstwertgefühl** und **Kontrollüberzeugung** eines Menschen, die er aus subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen über **Selbstwahrnehmung**, **Selbstbewertung** und **personale Kontrolle** entwickelt und fortentwickelt und die ihn zur Verwirklichung von Selbstansprüchen, zur Realitätsprüfung und zur Selbstwertherstellung im Verhalten motivieren [Hervorhebungen vom Autor]“ (Haußer, K. (1995), S. 66).

Was zeichnet eine solche Konzeption einer Ergebnisbeschreibung bezüglich ihrer Eignung zur Analyse biographischer Effekte einer institutionellen Erziehung während der Zeit des Nationalsozialismus im Besonderen aus?

Arbeitsablaufes u. der Verteilung von Funktionen auf kooperierende Mitarbeiter (im Rahmen eines größeren Organisationssystems) eine bestimmte Aufgabe erfüllt“ (Hillmann, K.-H. (1994), S. 375). Zum anderen aber auch als „jegliche Form bewusst gestalteter oder unbewusst entstandener stabiler, dauerhafter Muster menschlicher Beziehungen, die in einer Gesellschaft erzwungen oder, durch die allseits als legitim geltenden Ordnungsvorstellungen getragen u. tatsächlich >gelebt< werden“ (ebd.). Diesem letztgenannten Verständnis nach lassen sich Institutionen auch als „Verhaltensregelmäßigkeiten“ (vgl. Reimann, H. (1991)) zwischen Mitgliedern einer Gesellschaft bezeichnen. Mollenhauer hat diesbezüglich das so genannte „institutionalisierte Handeln“ als Element des Erziehungsprozesses benannt. Er führt aus: „Die Erziehungssysteme verschiedener Gesellschaften wie verschiedener Epochen ein und derselben Nation unterscheiden sich (...) dadurch, dass in ihnen eine je besondere Situations- Typik unterstellt wird. Das gleiche gilt für Differenzen innerhalb eines Erziehungssystems; dieses verstehen wir als die Institutionalisierung von Handlungsmustern für den Umgang mit der jüngeren Generation nach Maßgabe der als typisch definierten Situationen“ (Mollenhauer, K. (1982), S. 156). Für das Thema der vorliegenden Arbeit bedeutet dieses erweiterte Verständnis von Institution, dass im konkreten historischen Kontext der NS-Herrschaft nicht nur die gezielt vom Regime geschaffenen Prägungsinstanzen („Hitlerjugend“ etc.) oder die traditionellen, vom Regime mit Instrumentalisierungsansprüchen versehenen Erziehungseinrichtungen (Kindergarten, Schule etc.) als Institutionen begriffen und auf ihre Sozialisationseinflüsse hin befragt werden, sondern auch bestimmte, vom Regime gewollte oder abgelehnte, Interaktionsmuster in zwischenmenschlichen Beziehungen. Auf die Familie bezogen ermöglicht eine solche Perspektive unter anderem die Erfassung von Kontinuitäten in der familiären Erziehungspraxis, welche über die vermeintlichen Zäsuren 1933 und 1945 jeweils unbeschadet oder nur oberflächlich, mitunter nur in der sie begleitenden argumentativen Legitimation, den veränderten Bedingungen angepasst hinausgehen.

1. Sie verweist auf einen per se ablaufenden Entwicklungsprozess. Es bedarf also keiner Untersuchung des Vorhandenseins oder Nicht-Vorhandenseins von Identität – wohl aber von deren Stabilität oder Brüchigkeit –, sie verweist jedoch auf eine Reihe differenzierender Variablen (siehe die hervorgehobenen Teile der obigen Definition), die eine Analyse jeweils aktueller individueller Identität und ihrer Entstehungsgeschichte erleichtern.
2. Sie ist ursprünglich im Bewusstsein des Individuums verortet und somit „selbst-konstruiert“, was bedeutet, dass „die Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft zu geben vermag der betreffende Mensch, das Subjekt selbst (ist)“ (ebd., S. 3). Identität verweist somit auf die Notwendigkeit, die Biographen mit ihrer eigenen Perspektive mit einzubeziehen.
3. Übereinstimmend wird heute die Jugendphase als besonders relevant bei der Ausbildung von Identität angesehen, da in dieser der Mensch kognitiv ausreichend entwickelt ist, um die Einflüsse seiner Selbst- und Fremdwahrnehmung produktiv zu verarbeiten und gleichzeitig mit entsprechenden Entwicklungsaufgaben konfrontiert wird, die eine Identitätsentwicklung fördern (vgl. Oerter, R.; Montada, L. (2002), S. 291ff.). Diese Schwerpunktsetzung entspricht der Forschungsperspektive dieser Arbeit, die vornehmlich die biographische Bedeutung von Erfahrungen aus der Kindheit und Jugend erfassen will.
4. Identität wird verstanden als lebenslang anhaltender, sowie ständig zu aktualisierender Prozess und ist zur Verortung und Bewertung biographischer Erfahrungen besonders geeignet, da sie gleichsam aus der individuellen Verarbeitung vergangener Erfahrungen entstanden ist und demgegenüber die Wahrnehmung zukünftiger Erfahrungen beeinflusst.
5. Als grundlegende Voraussetzung von Identität gilt das Vorhandensein einer inneren Balance beim Individuum zwischen den verschiedenen Ansprüchen seiner inneren und äußeren Realität. Identität lässt sich daran anschließend mit Krappmann definieren als: „Interpretationsrahmen einer Sozialisationsforschung, die als Kriterium gelungener Sozialisation die Entwicklung eines Subjekts betrachtet, das trotz widersprüchlicher Normen und nur teilweiser Befriedigung der Bedürfnisse mit anderen zu kommunizieren und zu interagieren vermag“ (Krappmann, L. (2001), S. 716).
6. An diese Definition anschließend lassen sich günstige Bedingungen für die Entwicklung einer stabilen Identität zusammenfassen: „Kinder können identitätssichernde Qualifikationen ausbilden, wenn sie an Interaktionsprozessen teilnehmen, in denen es möglich ist, verschiedene Handlungsentwürfe zu erproben, oh-

ne unangemessenen Repressionen ausgeliefert zu sein, auch zwiespältige Gefühle erkennen zu geben, ohne dass affektive Zuwendung verloren geht, sowie Sinn zu erfragen, ohne eigene Interpretationen verbergen zu müssen“ (ebd.). In diesem Sinne enthält der Identitätsbegriff ein Instrument auch zur Analyse der einzelnen Erziehungsinstitutionen.

7. Mittels Begriffen wie „diffuse Identität“ (unsichere Selbst- und Außenwahrnehmung) oder „negative Identität“ (die vollständige Abkehr von den verpflichtenden Normen der nächsten Umwelt) hat Erikson (vgl. Erikson, E.-H. (1993)) zudem Manifestationen missglückter Identitätsentwicklung theoretisch gefasst, die eine Analyse repressiver und rigider Sozialisationseinflüsse in ihrer Bedeutung für die Biographie der Betroffenen ermöglichen.

Zu den bisherigen Ausführungen zur Sozialisation als theoretischem Kontext der vorliegenden Arbeit wäre schließlich hinzuzufügen, dass diese „ein wissenschaftliches Konstrukt (ist), das in beschreibender und analytischer Absicht einen nicht unmittelbar beobachtbaren Ausschnitt der Realität bezeichnet“ (Hurrelmann; K. (2002), S. 19). Letztlich „(ist) Persönlichkeitsentwicklung als dynamischer Prozess... ein real existierender, aber in der Realität nicht dinghaft greifbarer Untersuchungsgegenstand“ (ebd.). Zur empirischen Erfassung von Sozialisationsverläufen bedarf es also einer theoretischen Fundierung derselben. Einige ausgesuchte Sozialisationstheorien sollen daher im Folgenden inhaltlich skizziert und exemplarisch auf ihr Erkenntnispotential bezüglich des Forschungsgegenstandes dieser Arbeit befragt werden. Ihre wesentlichen Annahmen werden dann in den folgenden Ausführungen zu den spezifischen Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit an verschiedenen Stellen erläuternd aufgegriffen.

2.2. Ausgesuchte Sozialisationstheorien und ihr Erklärungspotential für eine Identitätsbildung unter den besonderen Bedingungen der NS-Zeit

Theorien zur Sozialisation bedürfen heute einer erweiterten Perspektive auf ihren Gegenstand, um dessen Belange hinreichend erfassen und abbilden zu können:

„Eine Theorie der gesellschaftlichen Genese des Menschen muss, ausgehend von einem geklärten Begriff vom vergesellschafteten Subjekt, die gesamte Struktur der realen Sozialisationsbedingungen innerhalb des historisch gegebenen Systems darstellen, angefangen von der unmittelbaren physikalischen und kulturellen Umwelt, den relevanten Personen und ihrem Verhalten sowie den Interaktions- und Kommunikationsmustern, über die Institutionen der Sozialisation (Familie, Heim, Institutionen der Vorschulerziehung, Schule, Arbeitsplatz usw.) bis hin zu deren Bedingungen im Zusammenhang des ganzen gesellschaftlichen Systems. Da heute nicht mehr davon auszugehen ist, dass Sozialisation nur in der Familie und als frühkindliche, sondern prinzipiell in allen Lebensvollzügen stattfindet, gewinnt (auch) die Frage nach dem Zusammenhang der verschiedenen Momente der gesellschaftlichen Realität... aus sozialisationstheoretischer Sicht eine hohe Bedeutung. An dieser Stelle geht... Sozialisationstheorie also in makrostrukturelle Gesellschaftstheorie über“ (Geulen, A. (1989), S. 498).

Eine Theorie, die all diese Aspekte in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und Entwicklungen zu erfassen in der Lage ist und somit universelle Gültigkeit beanspruchen könnte, existiert bisher nicht. Bis heute „gibt es keine einzelne voll ausgearbeitete Theorie aus der psychologischen oder soziologischen Tradition, die als solche als >die< Sozialisationstheorie gelten könnte“ (Hurrelmann, K. (2002), S. 39). Es „existiert (vielmehr) eine Vielfalt unterschiedlicher Theorien, die sich teilweise im Wettbewerb und teilweise in Arbeitsteilung miteinander um die Klärung des Gegenstandsbereichs >Persönlichkeitsentwicklung des Menschen< bemühen“ (ebd., S. 39f.). Aus dieser Menge an Theorien werden im Folgenden einige wenige herausgegriffen, die es ermöglichen bedeutsame Aspekte einer Sozialisation im NS-Kontext zu erkennen und aufzuzeigen. Hierbei soll einerseits das Erklärungspotential dieser Theorien für die Belange eines Aufwachsens im „Dritten Reich“, sowie andererseits die Untergliederung derselben unter den theoretischen Rahmen des hier angedeuteten Sozialisationsverständnisses als sinnvoll vermittelt werden. Die Differenzierung der Theorien erfolgt hierbei nach deren Herkunft aus den jeweiligen Bereichen der Psychologie und der Soziologie.²⁸

²⁸ Vgl. zu diesem Vorgehen auch Tillmann, K.-J. (2001) und Hurrelmann, K. (2002).

2.2.1. Tiefenpsychologische Theorien zur Persönlichkeitsentwicklung

2.2.1.1. *Die klassische Psychoanalyse*²⁹

Sigmund Freud³⁰, der Begründer der Psychoanalyse, begriff diese als Bezeichnung:

1. „eines Verfahrens zur Untersuchung seelischer Vorgänge, welche sonst kaum zugänglich sind;
2. einer Behandlungsmethode neurotischer Störungen, die sich auf diese Untersuchung gründet;
3. einer Reihe von psychologischen, auf solchem Weg gewonnenen Einsichten, die allmählich zu einer wissenschaftlichen Disziplin zusammenwachsen“ (Freud, S. (1940b), S. 11).

Es ging Freud also vorrangig um die Genese seelischer Störungen, deren Behandlung und somit letztlich um die Begründung einer medizinisch- psychologischen Therapie. Seine, in klinischen Sitzungen gewonnenen, Erkenntnisse über die Hintergründe psychisch - neurotischer Erkrankungen bei erwachsenen Patienten, überführte Freud in eine allgemeine Theorie der Persönlichkeitsentwicklung. In diesem Sinne ist sein Theoriekonzept „auch für die Entwicklung von <normalen> Kindern – und damit für eine allgemeine Sozialisationstheorie – bedeutsam“ (Tillmann, K.-J. (2001), S. 58). Im Rahmen dieser Arbeit sind vorrangig einige Elemente des dritten Gliederungspunktes seiner Definition, d.h. die theoretischen Bestimmungen des Vorganges der Verarbeitung äußerer Realität und damit verbunden der Entwicklung der Subjektstrukturen beim Individuum von Interesse.

Wichtige Grundlage aller tiefenpsychologisch orientierten Theorien ist die Annahme, dass dem Bewusstsein verborgene innerpsychische Antriebe, das menschliche Verhalten, sowie seine Wahrnehmung und Willensbildung wesentlich bestimmen (vgl. Freud, S. (1940a)). Diese Auffassung stellt das wichtigste Erklärungsmoment psychoanalytischer Theoriebildung zur Persönlichkeitsentwicklung dar. Antriebsenergie erhält der Organismus, nach Freuds Auffassung, aus einer, durch seelische Triebspannung hervorgerufenen, Erregung. Diese wird von ihm subjektiv als Bedürfnis wahrgenommen.³¹ Derartige Bedürfnisse fordern nach Freud eine möglichst unmittelbare und lustvolle Befriedigung. Was hierbei als adäquat zur Bedürfnisbefriedigung erkannt wird,

²⁹ Zur ausführlichen Beschäftigung mit der klassischen, freudschen Psychoanalyse sowie deren spätere Weiterentwicklungen sei verwiesen auf: Mertens, W. (1996), zur Psychoanalyse als Therapieform: Mertens, W. (1993). Auf die allgemeine erkenntnistheoretische Verbindbarkeit von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse geht Peter Gay (vgl. ders. (1994)) vertieft ein.

³⁰ Zu den weiteren Ausführungen zur freudschen Persönlichkeitstheorie, Trieblehre und Entwicklungspsychologie vgl. Freud, S. (1972).

³¹ Diesbezüglich hat die psychoanalytische Theoriebildung allerdings eine stete Weiterentwicklung erfahren. Als Ursache menschlichen Verhaltens werden hier nur noch selten ausschließlich Triebmotivationen genannt. Die verschiedenen diesbezüglichen Ansätze lassen sich insgesamt im Sinne einer allgemeinen Motivationstheorie zusammenfassen. Vergleiche hierzu Mertens, W. (1997), S. 76ff.

hängt von der Objekt-Ausrichtung der jeweils motivierenden Triebenergie ab. Freud unterschied diesbezüglich zwei dialektisch verbundene, psychodynamische Antriebsenergien:

1. Die Libido als Korrelat des Eros oder Sexualtriebes. Sie strebt nach sinnlich-emotionaler Befriedigung und ist die entwicklungsfördernde Kraft im Organismus.
2. Die Motivationen des destruktiv ausgerichteten Thanatos (Todestrieb) oder Aggressionstriebes.

Die individuelle Subjektwerdung vollzieht sich nunmehr im Rahmen einer Abfolge psychosexueller Entwicklungsphasen in der frühen Kindheit (ungefähr zwischen der Geburt und dem 13. Lebensjahr)³². Nach und nach bilden sich in der menschlichen Psyche drei seelische Instanzen aus, die durch ihr Zusammenspiel und ihre Art (z.B. „starkes“ oder „schwaches“ Ich) die individuelle und unverwechselbare Persönlichkeit des Einzelnen prägen. Die unterschiedlichen Instanzen entstehen als Folge einer grundsätzlich konflikthaft verlaufenden Abfolge von Problembearbeitungsprozessen. Deren grundlegendes Motiv ist die Verarbeitung einander widersprechender Anforderungen der innerpsychischen Triebenergien und der normativen Bedingungen der Umwelt. Die äußere Realität vermittelt sich dem Heranwachsenden durch Ge- und Verbote der Eltern und ist somit immer auch historisch bedingt.

Diese Instanzen stellen die einzelnen Strukturen des „psychischen Apparates“ dar und lassen sich als „Einstellungssysteme..., als überdauernde Strukturen von Erlebens- und Verhaltensbereitschaften“ (Ulich, D. (2000), S. 79f.) beschreiben.

Freud unterschied drei Instanzen:

1. Das *Es* ist die früheste und angeborene psychische Instanz. In ihr sind alle Triebenergien gebündelt, sie produziert fortwährend Libido. Das *Es* beinhaltet zunächst einmal ausschließlich reine Triebimpulse und später dann Wünsche, durch Assoziationen entstandene Vorstellungen bezüglich lustvoller Befriedigungsoptionen. Das *Es* verkörpert die „ursprüngliche“ Psyche des Menschen, seine Inhalte sind diesem allerdings grundsätzlich unbewusst und gelangen nur verformt ins Wachbewusstsein. Diese Instanz ist in ihrer Struktur zeit- und gesetzlos. Sie folgt nur dem „Lustprinzip“ wonach es gilt, jedes triebbedingte Bedürfnis entsprechend seinem Triebziel möglichst schnell, unmittelbar und lustvoll zu befriedigen. Oder einfacher: Es gilt, Lust zu verschaffen und Unlust zu vermeiden.

³² Auch hier hat die Psychoanalyse einige Weiterentwicklungen erfahren. Heute wird kaum noch eine, allein an der Befriedigung sexueller Bedürfnisse orientierte, Entwicklungstheorie vertreten. Vielmehr werden verschieden nuancierte Objektbeziehungstheorien angeführt, um Persönlichkeitsentwicklung zu erklären. Vergleiche hierzu: ebd., S. 15ff.

2. Das *Ich*: Diesen oben beschriebenen, ursprünglichen somatischen Bedürfnissen (als innerer Realität) stehen in der Entwicklung des Individuums die Anforderungen der Gesellschaft und der kulturellen Umwelt (als äußerer Realität) im unveröhnlichen Gegensatz gegenüber. Die individuelle Persönlichkeit stellt somit notwendiger- weise einen fortwährenden zu bildenden Kompromiss dar. Jede Biographie lässt sich demzufolge auch als „Tribschicksal“ und Abfolge verdrängter oder verschobener Triebbefriedigungen beschreiben. Die hierfür zuständige Instanz ist das Ich, das aus dem Es heraus gebildet wird, um dessen Impulse zu kontrollieren. Das Ich ist das „Anpassungsorgan“ des Menschen und beinhaltet seine Wahrnehmung und Willensbildung. Funktionsweise dieser Struktur ist das „Realitätsprinzip“, das die innerpsychischen Bedürfnisse des Menschen mit den Forderungen der Umwelt in Abstimmung bringen muss und umgekehrt. Zudem muss es zwischen den Ansprüchen von Es und Über-Ich vermitteln.
3. Das *Über-Ich*: Diese Instanz bildet sich als letzte Struktur der Persönlichkeit des heranwachsenden Kindes. Sie enthält die durch Eltern vermittelte und vom Individuum verinnerlichten Werte und Normen der Gesellschaft. Diese treten – dann umgeformt zu Ängsten etc. (z.B. „Kastrationsangst“) – ins kindliche und später ins erwachsene Bewusstsein und werden so handlungsanleitend. Durch Identifikationsprozesse (mit den Eltern) erschließt sich der Mensch die soziale und materielle Objektwelt und es kommt nach und nach zur Internalisierung der zunächst rein äußerlichen Lebensbedingungen der jeweiligen Gesellschaft in die kindliche Psyche.

Sozialisation als Persönlichkeitsentwicklung vollzieht sich nach Freud also durch Interaktionen mit den Eltern während der Kindheit. Eine adäquate Entwicklung von Identität bzw. „das Ich“ wird nur durch Beziehungen des jungen Menschen zu anderen ermöglicht. Somit lässt sich mit Wolfgang Mertens festhalten, dass „der entscheidende Schwerpunkt in der Betonung des transaktionellen Vorganges und in der Einbeziehung unbewusster Erwartungen und Phantasien (liegt)“ (ders. (1991), S. 78). Die Affekte, Kognitionen und Handlungsintentionen eines Menschen sind nach diesem Verständnis als Niederschlag von Interaktionsszenen zu interpretieren. Die im Verlauf der Subjektwerdung wiederholt zu bewältigenden Konflikte sind allerdings oftmals geeignet, die kindliche Psyche zu überfordern und es zu traumatisieren. Dies gilt insbesondere für Beziehungen, in denen die Anforderungen der Gesellschaft vom Heranwachsenden eine zu ausgeprägte Unterdrückung seiner Wünsche verlangen und sich dies zudem mit übermäßigen Ängsten vor Sanktionierung verbindet.

Freud selbst trat diesbezüglich nicht einseitig für eine im gesellschaftlichen Miteinander notwendige Repression kindlicher Leidenschaften ein, sondern setzte mit seiner Kulturkritik bei solchen Institutionen (Kirche, Militär) an, die dem Menschen übermäßig viel Unterdrückung und Verdrängung abverlangen (vgl. Mertens, W. (1997), S. 18f.).

Ein Beispiel einer solch traumatischen Erfahrung und daran anschließenden neurotischen Fehlentwicklung der Persönlichkeit lässt sich mit Ulich darstellen:

„Erfährt ein Kind nicht die Befriedigung dieser [libidinösen; der Autor] Bedürfnisse, so erlebt es >Frustration< im Sinne einer *äußeren*, durch die Umwelt bedingten Versagung, es erleidet ein >>Trauma<<. Beispiele: Einem Kind wird Zuwendung vorenthalten, es wird am Saugen gehindert, im Schmerz alleingelassen u.ä.m. Dies ruft einen Konflikt zwischen dem Bedürfnis und der Furcht vor Bedürfnisversagung hervor, etwa vor dem Verlassenwerden. Im Falle einer Fehlentwicklung und starkem äußeren Druck entwickelt ein Kind jetzt schon eigene Abwehr gegen seine Bedürfnisse, Es kommt zur >Urverdrängung<, das Kind verzichtet auf Triebbefriedigung, womit Vorstellung und Affekt getrennt werden: Das Kind >vergisst< sein Bedürfnis nach Liebe, dies ist nicht mehr mit dem Bild der Mutter gekoppelt. Da Energie nicht verloren gehen kann, bleibt jedoch ein Rückstand an Libido, also ein >Lager< oder >Depot< des Bedürfnisses zurück, das nicht ausgelebt bzw. befriedigt werden konnte. Das Kind bleibt, wie Freud sagt, an die entsprechende Phase [der Entwicklung; der Autor] >fixiert<, es entsteht ein (unbewusstes) Nachholbedürfnis. Besteht die Versagung in Vorenthaltung oder Entzug von Liebe, so kann sich aus dieser Fixierung ein Bedürfnis nach Abhängigkeit, ein Mangel an Autonomie entwickeln. Jedenfalls behält dieses Kind ein erhöhtes Maß an >Konfliktneigung<, da seine Ich-Entwicklung beeinträchtigt wurde“ (Ulich, D. (2000), S. 81f.).

Eine Verbindung zum Erkenntnisinteresse dieser Arbeit wird hier bereits evident, wenn man diese Annahmen einer Analyse der von nationalsozialistischen Idealen geprägten Säuglingspflege, wie sie zwischen 1933 und 1945 in besonderem Maße propagiert wurde, zugrunde legt. Diese versuchte die Ausprägung einer liebevollen Bindung zwischen Säugling und Mutter zu unterbinden und diesen früh zur Unterdrückung seiner Wünsche zu erziehen. Diese Problematik einer solchermaßen eingeschränkten Persönlichkeitsentwicklung wird noch verdeutlicht, wenn man die Ausführungen des Analytikers Arno Gruen hinzunimmt. Dieser hat in seinem Werk *Der Fremde in uns* die traumatischen Erfahrungen einer Erziehung, die vom Individuum die Unterdrückung seiner Eigenart erzwingt (vgl. auch Gay, P. (1994), S. 174f.), und deren Folgen anhand vieler Beispiele auch aus der Zeit des Nationalsozialismus erläutert. Er schreibt:

„Empathie ist eine grundsätzliche Fähigkeit aller Lebewesen. Sie ist die Schranke zur Unmenschlichkeit und der Kern unseres Menschseins, also auch Kern dessen, was unser Eigenes ist. Wenn aber dieses Eigene verachtet und als nicht zu uns gehörig abgespalten werden muss, kann sich auch die Empathie nicht frei entwickeln. Unsere Fähigkeiten, mit anderen mitzufühlen, verkümmert. Der Prozess, durch den das Eigene zum Fremden wird, verhindert also, dass Menschen sich

menschlich begegnen – mit Anteilnahme, Einfühlungsvermögen und gegenseitigem Verstehen. Und so wird Abstraktion zur Basis unserer Beziehungen. Die Anfänge dieser Entfremdung liegen in der Kindheit. Das wird nirgendwo deutlicher als in einem Satz, den Hitler in einer Rede vor der NS-Frauenschaft formulierte: ‚Jedes Kind ist eine Schlacht‘ (...) Im Kampf der sogenannten Sozialisation muss das Kind dazu gebracht werden, sich dem Willen der Eltern zu unterwerfen, und daran gehindert werden, seinen eigenen Bedürfnissen und Genüssen nachzugehen. Der Konflikt ist unvermeidlich, und er muss zum Wohle des Kindes durch die Beharrlichkeit der Eltern gelöst werden.“ (Gruen, A. (2003), S. 20f.).

Zur diesbezüglichen Erziehungsideologie der Nationalsozialisten führt er aus:

„Diese besagt: Die Natur der Beziehung zwischen Kindern und Eltern ist die eines Machtkampfes, in dem verhindert werden soll, dass sich der >unreife< Wille des Kindes durchsetzt. Verschleiert wird dabei aber, dass es sich nicht um ein >Zivilisieren<, sondern um die Festschreibung von Herrschaft geht. Die so geartete Sozialisation des Kindes soll dafür Sorge tragen, dass die Motivation zum Gehorsam gegenüber den Mächtigen tief in der menschlichen Seele verankert wird. Das geht aber nur, indem man die Bedürfnisse, Wünsche und Gefühle, die dem Kind eigen sind, zum Schweigen bringt“ (ebd., S. 21, vgl. hierzu in differenzierterer Analyse neuerdings auch Gebhardt, M. (2009b)).

Die emotionalen Effekte solch traumatischer Erfahrungen beschreibt er wie folgt:

„Das sind die Wurzeln unseres Gehorsams: Ein Kind ist nicht in der Lage, sich gegen die drohende Kälte elterlicher Autorität zur Wehr zu setzen. Da die Eltern seine Gefühle als schwach und wertlos einstufen, lernt das Kind sich für sein Eigenes zu schämen. (...) Das Ergebnis ist ein tief in der Persönlichkeit verankerter Selbstwertverlust. Dieses Defizit im Selbstwert wird zum Antrieb für Gehorsam und das Sich- Einverleiben des elterlichen Diktats. (...) Mit dem Gehorsam geben wir unsere eigenen Gefühle auf. Wird ein Mensch im Verlauf seiner Identitätsentwicklung einmal in diese Richtung gezwungen, verläuft seine Entwicklung nach Gesetzen, die völlig anders sind als die, die das heute gängige psychologische Denken vorgibt. Das Festklammern an der Autorität wird dann zu einem Lebensgrundsatz“ (Gruen, A. (2003), S. 39).

Und weiter:

„Die Anhänger solcher Menschen [wie Hitler] glauben in deren Wut und Hass die Anteile wieder zu finden, die ihnen selbst abhanden kamen, weil sie unterdrückt wurden. Die eigentliche Pathologie dieses Phänomens liegt in der Wut, die aus der Not enttäuschter Hoffnungen und unbefriedigter Liebesbedürfnisse des Kindes hervorgegangen ist. Die Suche nach Liebe hat sich so in Hass und Gewalt verkehrt. ... der Wunsch nach Liebe (verwandelt sich) mit zunehmender Unterdrückung in eine Maske, unter der Rachegefühle lauern. Gleichzeitig entartet der Anteil, der keine Liebe erfuhr, zu einer Selbsttäuschung, die verhindert, dass das wahre Gefühl, nämlich der Hass, zum direkten Ausdruck kommt. Eine >Selbstfindung< durch Identifikation mit solchen Führern bewirkt dann, dass Hass als Liebe legitimiert wird. Aus Liebe zum Vaterland darf man dann morden.“ (ebd., S. 109).

Die hier zum Ausdruck kommende Einschätzung ist auf die besondere Gestalt einer Sozialisation zugeschnitten, die vom Heranwachsenden vor allem eins verlangt: Sich selbst unterordnende Eingliederung. Eine solcherart einseitige autoritäre Erziehung

und deren mögliche Effekte – Kränkungen des Selbstwertgefühls, daraus potentiell resultierender (Selbst-) Hass – haben bereits Margarete und Alexander Mitscherlich (vgl. dies. (2004)) als einen ursächlichen Faktor der breiten Zustimmung, die Hitler in Deutschland erhielt, ausgemacht.³³

Die allgemeine Bedeutung der frühkindlichen Beziehungen zu den Eltern und anderen relevanten Personen für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung haben seit Freud verschiedene Analytiker (Spitz, Mahler, Klein, Winnicott, Bowlby und besonders Ainsworth³⁴) auf verschiedene Weise theoretisch bearbeitet. Sie alle sind jedoch der Auffassung verbunden geblieben, „dass die ersten Lebensjahre insbesondere die ersten Erfahrungen mit Eltern, Geschwistern und anderen Bezugspersonen von großer Bedeutung für die spätere Entwicklung sind.“ (Mertens, W. (1997), S. 17). Lorenzer hat auf die gesellschaftlich-ideologische Determiniertheit jeder Mutter-Kind-Interaktion hingewiesen (vgl. Mertens, W. (1997), S. 91ff.) und somit einen methodischen Aspekt dieser Arbeit herausgestellt: Die Relevanz einer Untersuchung, die nachweisbare Er-

³³ Die Hauptthesen der bekanntesten Arbeit von Mitscherlich und Mitscherlich, welche die öffentliche Diskussion über die psychosozialen Effekte der NS-Herrschaft nachhaltig beeinflusst hat, lauten verkürzt: 1. Nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg und angesichts der anschließenden Konfrontation mit dem verheerenden Unglück, welches das deutsche Volk in weiten Teilen der Welt verbreitet hatte und das sich in den unzähligen Leichen der Konzentrationslager auf solch schreckliche Weise manifestierte, wäre tiefe Trauer, Melancholie und Depression die zu erwartende kollektive psychische Reaktion gewesen. 2. Im Sinne eines Abwehrmechanismus habe jedoch eine Verdrängung bei der deutschen Bevölkerung eingesetzt, eine „Unfähigkeit zu trauern“ in zweifacher Hinsicht, primär über den Verlust des „Führers“ und des damit verbundenen kollektiven Ich-Ideals, sowie sekundär über „die zahllosen Opfer“ (ebd., S. 35) der nationalsozialistischen Politik. Durch eine „kollektive Verleugnung der Vergangenheit“ (ebd., S. 40) seien Trauergefühle, Reue, Scham und Schuldkomplexe abgewehrt worden. 3. Die Folge „dieser außergewöhnlichen psychischen Anstrengung des Selbstschutzes“ (ebd., S. 38) sei jener „psychische Immobilismus“ (ebd.), welcher während der gesamten fünfziger Jahre und wahrscheinlich darüber hinaus dazu geführt habe, dass die Deutschen „angesichts brennender Probleme unserer Gesellschaft“ (ebd.) im politischen und kulturellen Bereich nur mit dumpfer Engstirnigkeit, Ängsten und der Suche nach Sündenböcken statt mit Experimentierfreude und Lebenslust reagiert hätten. Als Fazit nehmen die Mitscherlichs an: „wegen der Fortdauer dieser autistischen Haltung ist es einer großen Zahl, wenn nicht der Mehrheit der Bewohner unseres Staates nicht gelungen, sich in unserer demokratischen Gesellschaft mit mehr als ihrem Wirtschaftssystem zu identifizieren“ (ebd.). 4. Zur Lösung der psychischen Effekte dieses kollektiven Verdrängungsvorganges fordern sie eine „Einfühlung in uns selbst“ (ebd., S. 83), die zu einer Auseinandersetzung mit den eigenen Täter-Anteilen und zu einer mitfühlenden Anerkennung der Leiden der Opfer des Nationalsozialismus führen solle. Obgleich die Ansichten der Mitscherlichs – insbesondere der fordernde Aufruf um das, anderen zugefügte, Leid zu trauern – in letzter Zeit durchaus Gegenstand psychoanalytischer Kontroversen gewesen ist (vgl. Moser, T. (1992), sowie in kritischer Reaktion darauf Knoell, D.R. (1993)), erscheint mir der Hinweis auf potentiell vorhandene psychische Abwehrreaktionen im Rahmen der Auseinandersetzung mit der persönlichen aber eben auch der kollektiven Vergangenheit während der NS-Zeit wertvoll. Zur aktuellen Relevanz der Annahmen der Mitscherlichs vgl. auch Schneider, Ch. (1993), sowie Bohleber, W. (1997).

³⁴ Vgl. zu den Arbeiten von Spitz, Klein, Mahler, Winnicott die Zusammenfassungen bei Mertens, W. (1996); zu denen von Bowlby und Ainsworth die entsprechende Übersicht bei Oerter, R.; Montada, L. (2002), S. 197ff.

ziehungspraxen in ihrer Abhängigkeit von der jeweils vorherrschenden Weltanschauung zu analysieren sucht.³⁵

2.2.1.2. *Persönlichkeitsentwicklung bei Erikson*³⁶

Menschliche Entwicklung folgt für Erikson einem immanenten Grundplan mit den jeweiligen sozialen Gegebenheiten des Aufwachsens. Im positiven Falle verläuft die individuelle Persönlichkeitsentwicklung also im Zusammenspiel von („epigenetisches Prinzip“). Dieser innere Entwicklungsplan bedarf der Abstimmung organischer Ent-

³⁵ Die Effekte einer Sozialisation und spezifischer Erziehungserlebnisse während der NS-Zeit auf die Biographie Betroffener haben in letzter Zeit u. A. Gabriele Treu (vgl. dies. (2003)), eine Forschergruppe um Christian Schneider (vgl. ders. et al. (1996)) sowie aus therapeutischer Sicht Hartmut Radebold (vgl. ders. (2005)) unter Zuhilfenahme psychoanalytischer Theorien und Forschungsmethoden untersucht. Sie alle stimmen in dem Befund überein, dass aus diesen Erfahrungen – zu denen u.a. Krieg und Verlust von materiellen Gütern, Bezugspersonen, sowie von abstrakten Identifikationsobjekten (beispielsweise die mystifizierte und religiös verklarte Figur des „Führers“ oder aber ideologisch begründeten Überlegenheitsphantasien) gehören – für viele der damals Heranwachsenden die, bis heute virulente, Aufgabe erwachsen ist, verschiedenste sowohl interpersonelle, als auch intrapsychische Konflikte zu durchleben und zu bearbeiten, die ansonsten in der Lage sind, „psychische und psychosoziale Verhaltensauffälligkeiten und Störungen und körperliche Erkrankungen“ (Radebold, H. (2005), S. 61) zu evozieren. Weitere Literaturhinweise zur psychoanalytischen Bearbeitung einiger Aspekte einer Sozialpsychologie des Nationalsozialismus finden sich bei Mertens, W. (1996), S. 23f.

³⁶ An dieser Stelle sei angemerkt, dass den einzelnen Sozialisationstheorien in dieser Arbeit durchaus auch ein *negativer* Erklärungswert zugestanden wird. Das heißt, dort wo die Anknüpfung der Theorie an die Lebensbedingungen während der NS-Zeit offenbaren, dass letztere die Voraussetzungen für eine gelingende Sozialisation bzw. Identitätsbildung beim Subjekt, wie sie in der Theorie verlangt werden, gerade *nicht* erfüllte, so führt dies dazu, dass eben diese Defizite und somit Entwicklungshemmnisse der zeitgenössischen Gesellschaft benannt werden. Es führt demgegenüber nicht dazu, dass die entsprechende Theorie bezüglich ihres Potentials innerhalb einer Erörterung der Sozialisation im „Dritten Reich“ verworfen wird (vgl. zu diesem Vorgehen auch Rosenthal, G. (1986), S. 73ff. sowie dies. (1987), S. 53ff. - zur entgegen gesetzten Auffassung, die beschriebenen Sozialisationstheorien hätten per se keinen Erklärungswert für eine Persönlichkeitsentwicklung während der NS-Zeit, da in dieser ihre positiven Voraussetzungen nicht gegeben gewesen seien vgl. Schörken, Rolf (2004), S. 117f.). Meines Erachtens sind überdies auch die diesbezüglichen Anmerkungen Gieseckes (vgl. ders. (1999), S. 266) zum Thema wenig weiterführend. Der schlichte Verweis auf eine, nach der NS-Zeit liegende, Entstehungsgeschichte gängiger Identitätstheorien, welche „auf andere historische Situationen“ (ebd.) als jene Epoche des Nationalsozialismus verweise, sowie die unzutreffende Annahme, diese seien „durchweg psychologischer Herkunft“ (ebd.), reichen keineswegs aus, um deren Erklärungspotential für eine Sozialisation unter nationalsozialistischer Herrschaft zu negieren. Nähme man den erstgenannten Grund zur Legitimation, die Aussagekraft von Identitätstheorien in Abrede zu stellen, so könnte heute kaum eine der älteren unter ihnen mehr Geltungsanspruch erheben. Die Wenigsten von ihnen sind mit Berücksichtigung heutiger Brennpunkthemen, wie etwa den Anforderungen einer Risikogesellschaft oder den Bedingungen eines Aufwachsens in zunehmend multikulturellen Gesellschaften entstanden. Dennoch haben nicht wenige von ihnen wichtige Aspekte zur Identitätsentwicklung in diesen Kontexten beizutragen. Die Auseinandersetzung mit historischen Analysemodellen des Aufwachsens und des gesellschaftlichen Lebens erfordert eine Konfrontation der theoretischen Annahmen und ihrer Entstehungsgeschichte mit der Realität jener Umweltbedingungen, auf die sich die jeweilige Analyse beziehen soll. Als alleinige Begründung für eine Ablehnung der herkömmlichen Theorien reichen hierbei festgestellte Diskrepanzen nicht aus, sie müssten vielmehr Ansporn für deren sinnvolle Erweiterung sein und sind dies historisch auch bereits gewesen. Ansonsten bleibt nur jene wenig befriedigende Option, „überhaupt keiner besonderen Theorie“ zu folgen, „sondern... im alltagssprachlichen Erfahrungshorizont“ (ebd.) zu verbleiben.

wicklung und gesellschaftlichen Unterstützungsprozessen. Wie schon bei Freud ist Persönlichkeitsentwicklung nicht als kontinuierlich gleichmäßig voranschreitender Prozess zu verstehen, sondern in einzelne Phasen unterteilt. Diese bestimmt Erikson entsprechend der in ihnen zu bewältigenden Entwicklungskrisen. Krise ist hierbei zu verstehen als die konfliktträchtige Differenz zwischen den inneren Wünschen und Sehnsüchten des Heranwachsenden und den real existierenden Handlungsoptionen seiner jeweiligen Umwelt. Diese Krisen sind der entscheidende Aspekt für die Konstitution der Subjektwerdung. Das Individuum muss die auftretenden Konflikte bearbeiten und lösen, um so immer wieder seine altersentsprechende Identität entfalten zu können. Wichtig ist hierbei, dass der Heranwachsende jede Krise zu ihrer Zeit erfolgreich bewältigen kann. Gelingt dies nicht, so wird sein gesamter weiterer Lebensweg beeinträchtigt. Eine positiv verlaufende Entwicklung ist daran zu erkennen, dass die entstehende Persönlichkeit „ihre Umwelt aktiv meistert, eine gewisse Einheitlichkeit zeigt und imstande ist, die Welt und sich selbst richtig zu erkennen.“ (Erikson, E.H. (1993), S. 57).

Von einiger Bedeutung ist diesbezüglich, dass diese Krisen zwar als typische Entwicklungsaufgaben zeitlos verallgemeinerbar sind, ihre konkrete Ausgestaltung sowie die Unterstützung oder Behinderung, die das Individuum zu ihrer Bewältigung aus seiner sozialen Umwelt erfährt, aber in hohem Maße durch gesellschaftlich-historische Umstände bedingt werden. Durch diese Betrachtung werden einige Anknüpfungspunkte für die Forschungsperspektive Erziehung während dem Nationalsozialismus deutlich.

Verbindungen zur Forschungsperspektive:

Neben der allgemeinen Feststellung, dass Persönlichkeitsentwicklung bei Erikson ebenfalls als lebenslanger Prozess verstanden wird und sich somit eine biographische Perspektive auf die Subjektwerdung eröffnet, ergeben sich zusätzlich weitere konkrete Anknüpfungsoptionen³⁷:

³⁷ Erikson selbst sah die Quelle der massiven Anziehungskraft, welche die nationalsozialistische „Bewegung“ in Deutschland 1933 entfaltete, in einem tiefen, kollektiven Bedürfnis nach einem verbindenden, psycho-soziale Sicherheit vermittelnden Selbstbild, einer „nationalen Identität“ verortet, dessen Virulenz keineswegs mit dem Ende des „Dritten Reiches“ beendet sei: „Die Welt... unterschätzte ständig das verzweifelte deutsche Bedürfnis nach Einheit, das tatsächlich von Völkern, die in ihrem eigenen Land die Einheit als etwas Selbstverständliches hinnehmen, kaum begriffen werden kann. Die Welt neigt wieder dazu, die Kraft zu unterschätzen, mit der die Frage der nationalen Einheit zum Problem der *Bewahrung der Identität* werden kann und damit zu einem Problem des Lebens und Sterbens, das weit über die Frage politischer Systeme hinausreicht“ (Erikson, E.H. (1976), S. 341). Auch den deutschen Antisemitismus sieht er in dieser Mentalität begründet und zwar in Form eines nagenden Neidkomplexes: „Der Jude schien trotz seiner Zerstreuung über die Welt, er selbst zu bleiben, während der Deutsche im eigenen Land um seine Identität zitterte. Die-

1. Die erste Krise spielt sich während des Säuglingsalters ab. Wie in der gesamten Entwicklung geht es auch hier um die Vertrauensbildung zu sich selbst und seiner Umwelt. Bei der Bewältigung dieser Krise (Urvertrauen vs. Urmisstrauen) wird diesbezüglich die Grundlage gebildet, auf der alle weitere Entwicklung fußt. Für Erikson spielt in diesen ersten Lebensjahren, die Beziehung zur Mutter, als wichtigster Bezugsperson des Säuglings, die entscheidende Rolle für dessen Identitätsbildung³⁸. Es geht hier darum, dass das Kleinkind die Überzeugung des "sich Verlassenkönnens" ausbildet. Wenn die Mutter sich entfernt, muss es Vertrauen behalten können. Erfährt der Säugling Vernachlässigung oder Unzuverlässigkeit als bestimmendes Beziehungsmuster, so entwickelt er ein Gefühl des Misstrauens und der Entfremdung, das seine weitere Entwicklung stark beeinflusst. Hier fügen sich die oben bereits ausgeführten Problematiken einer nationalsozialistisch geprägten Säuglingspflege und deren Auswirkung auf die Mutter-Kind-Beziehung nahtlos an. Zudem eröffnet sich der Blick für deren biographische Relevanz.
2. Besonders wichtig für die Identitätsbildung des Heranwachsenden ist die fünfte Entwicklungskrise (Identität vs. Identitätsdiffusion), die während der Adoleszenz angesiedelt ist. Die entscheidende Frage dieser Phase lautet: „Wer bin ich und wer bin ich nicht?“ Für den jugendlichen Menschen gilt es, ein einheitliches und überdauerndes Selbstbild zu entwickeln, in das eigene Entwürfe ebenso einfließen wie Zuschreibungen anderer Kommunikationspartner. Im Verlauf dieser Ent-

se geheimnisvollen Juden schienen aus der intellektuellen Relativität ein Mittel der rassistischen Selbsterhaltung gemacht zu haben. Manchen Deutschen schien dies unverständlich, wenn man nicht einen besonderen, abwegigen Chauvinismus, einen geheimen jüdischen Pakt mit dem Schicksal annahm“ (ebd., S. 347). Eine ausgiebige Auseinandersetzung mit Eriksons Theorie einer deutschen Sehnsucht nach „nationaler Identität“ kann an dieser Stelle nicht erfolgen, diese hat jedoch Niethammer in vorbildlicher Form vorgelegt (vgl. Niethammer, L. (2000), S. 267ff.). Obgleich Niethammer differenziert Errungenschaften und wissenschaftliche Mängel von Eriksons Konzept analysiert, sieht er dessen Grundaussage als falsifiziert an: „Jedenfalls war seine Prognose ein Jahrhundert-Flop. Noch als den Deutschen ihre Einheit unvermutet in den Schoß fiel, war sie ihnen vorwiegend lästig“ (ebd., S. 305). Meines Erachtens nach stellte ein tiefes Bedürfnis nach Gemeinschaft, nach nationaler Einheit *eines* der zeitgenössischen Anziehungspotentiale des Nationalsozialismus dar, welches unter den Heranwachsenden zum Ende der Weimarer Republik eine besondere Motivationskraft entfalten konnte. Zu bedenken bleibt hierbei allerdings, dass es diesen wohl vor allem um eine Einheit der *deutschen Jugend*, sowie den damit verbundenen, bewussten oder unbewussten, idealisierten oder explizit formulierten Hoffnungen auf Verbesserung des eigenen sozialen und materiellen Status ging und nur in Abhängigkeit davon eine Neustrukturierung der Gesellschaft als Ganzes thematisiert wurde.

³⁸ Diese Fokussierung auf die Mutter-Kind-Beziehung, wie Erikson sie vornimmt, entspricht der Perspektive der „...herkömmlichen Psychoanalyse“, innerhalb derer „die Rolle und Bedeutung des Vaters in der frühkindlichen Entwicklung... erstaunlich wenig thematisiert worden (sind)“ (Mertens, W. (1996), S. 92). Wie bereits für andere Aspekte der Psychoanalyse aufgezeigt, so hat sie sich auch bezüglich der Bewertung der frühen Eltern-Kind-Interaktionen weiterentwickelt. Heute geht man hier davon aus, „daß der Vater während der ersten Lebensjahre als eine Bezugsperson... von größter Wichtigkeit ist“ (ebd., S. 92f.). Zur Beschäftigung mit den psychoanalytischen Entwicklungstheorien sei verwiesen auf die Zusammenfassung bei Mertens, W. (1996), S. 59-204.

wicklung lernt der Mensch, dass er trotz bedeutender Veränderungen derselbe bleibt. Identitätsbildung lässt sich somit folgendermaßen bestimmen: Sie „ergibt sich aus der Erfahrung der eigenen Gleichheit und Identität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität anerkennen“ (ebd., S. 18). Diese Herleitung verweist direkt auf zwei Aspekte der Erforschung biographischer Relevanz von institutioneller Erziehung während des Nationalsozialismus. Zum einen werden solche Elemente der Sozialisation ins Blickfeld gerückt, die die Ausprägung einer so verstandenen Identität extrem erschwerten, da sie einen tief greifenden Bruch in den Eigenschaftszuschreibungen bedeuteten. Gemeint sind hiermit z.B. solche Strukturen der nationalsozialistischen Pädagogik, in denen es darum ging, sogenannte „Minderwertige“ aus der Gemeinschaft zu entfernen. Diese Problematik betraf vor allem Heranwachsende, die bereits Teile ihrer Persönlichkeitsentwicklung vor 1933 vollzogen hatten. Zum anderen wird der Blick auf die Relevanz der Analyse einzelner Effekte einer derartigen Erziehungswirklichkeit im Kontext individueller Biographien gelenkt. Denn wie sich der große Bruch 1945 auf das jeweils vorhandene Selbstbild auswirkte und welche Folgen sich hieran anschließend für die weitere Identitätsbildung ergaben, lässt sich nur mittels biographischer Analysen erfassen. Deren Perspektive ist auf den Einzelfall gerichtet und verfolgt seine Entwicklung auch über das Ende des Nationalsozialismus hinaus.

3. Als dritter und letzter Aspekt soll noch die gesellschaftliche Bedeutung bei der Entwicklung des individuellen Selbstbildes beleuchtet werden. Den Selbstdefinitionen des Heranwachsenden stehen hierbei die Rollenzuweisungen und Erwartungen seiner sozialen Umwelt gegenüber. Aufgabe des Jugendlichen ist es nunmehr sich zwischen diesen beiden Polen zu verorten. Eine solche Aufgabenbeschreibung verweist noch einmal auf die Problematik aller an totalitären Ideologien orientierten Erziehung, die auch für die nationalsozialistische Pädagogik zutrifft: Wie kann sich Identität, unter solch repressiven äußeren Bedingungen entfalten? Erikson hat insbesondere für die Adoleszenz diesbezüglich einige wichtige Antworten formuliert. Er beschreibt, dass bei Identitätsdiffusion und Unsicherheit über das eigene Selbst und die eigene Zukunft oftmals ein Abwehrmechanismus greift, der eine Überidentifikation mit einem selbst gewählten Helden bewirkt. Dies verweist unmittelbar auf die Bedeutung des „Führerkultes“, wie er besonders in der Erziehung während des Nationalsozialismus den Heranwachsenden vermittelt wurde. Erikson selbst weist diesbezüglich auf die Problematik einer besonders ausgeprägten Anfälligkeit für totalitäre Ideologien während dieser Entwicklungs-

phase hin. Die Gefahr einer einseitigen Anpassung und der darin enthaltene Hinweis auf die Verführbarkeit des Jugendlichen durch die Inhalte nationalsozialistischer Erziehung werden anhand eines Zitates von Erikson besonders evident: „Der wachsende und sich entwickelnde Jugendliche ist... in manchmal krankhafter, oft absonderlicher Weise darauf konzentriert herauszufinden, wie er, im Vergleich zu seinem eigenen Selbstgefühl, in den Augen anderer erscheint und wie er seine früher aufgebauten Rollen und Fertigkeiten mit gerade modernen Idealen und Leitbildern verknüpfen kann“ (ebd., S. 106).

2.2.2. Entwicklungspsychologie und Persönlichkeitsentwicklung

2.2.2.1. *Der sozial-ökologische Ansatz bei Bronfenbrenner*³⁹

Der Begründer des sozial-ökologischen Entwicklungsansatzes Bronfenbrenner orientierte sich an den Arbeiten Piagets, und zwar an dessen Konzeption des aktiven Individuums, das sich seine Umwelt kreativ aneignet. Gleichzeitig erkannte er allerdings auch die prägende Kraft der äußeren Realität des Menschen und verstand Entwicklung als durch einen notwendigerweise wechselseitigen Anpassungsprozess bestimmt. Die grundlegende Forschungsperspektive dieses Ansatzes ist die Analyse des vielfältigen und interdependenten Gefüges von sozialisationsrelevanten Systemen. Hierunter fasst Bronfenbrenner materielle Faktoren (z.B. die räumlichen Bedingungen des Aufwachsens), die Rollenübernahmen und Beziehungen (zu Eltern, Peers etc.), wie sie sich im Laufe der Entwicklung ergeben und schließlich auch die individuellen Tätigkeiten in ihrer sozialen „Bedeutung“. Diese („horizontalen“) Aspekte der Sozialisation werden anschließend in ihrer gegenseitigen Verknüpfung mit den als allgemein verbindlich angesehenen („vertikalen“), gesellschaftlich bedingten Aspekten (z.B. das Erziehungs- und Sozialwesen, Recht und Politik) analysiert. Hier lässt sich bereits der immanente Hinweis erkennen auf die Gefahr der versuchten Vorprägung einzelner sozialisationsrelevanter Lebensräume durch entsprechende Vorgaben der Politik oder des Erziehungswesens. Diese Tatsache betrifft in der vorliegenden Arbeit die historisch-pädagogische Analyse aller dargestellten Erziehungsinstitutionen, wie sie unter 4. begrifflich fixiert wurden.

Eine der zentralen Fragen des sozial-ökologischen Ansatzes ist die nach der spezifischen Relevanz eines konkreten Lebensraumes für die Persönlichkeitsentwicklung des Menschen. Bei der Analyse der einzelnen Subsysteme und schließlich der Ge-

³⁹ Die folgenden Ausführungen richten sich nach Bronfenbrenner, U. (1981).

samtgesellschaft wird hierbei davon ausgegangen, dass das entwicklungsfördernde Potential eines Lebensbereiches in Abhängigkeit von der Zahl unterstützender Verbindungen zu anderen Lebensbereichen zu bestimmen ist.

Zur Verdeutlichung seines *verschachtelten* Struktursystems etablierte Bronfenbrenner ein komplexes Mehrebenenmodell. Dieses sieht die Person im Mittelpunkt, während sie wiederum von sich konzentrisch erweiternden und durch Wechselwirkungen verbundenen Systemen umgeben ist. Im Verlauf seiner Entwicklung „erobert“ sich der Mensch die Teilhabe an den verschiedenen Systemen, wird von den jeweils vorgefundenen Gesetzmäßigkeiten teils geprägt und wirkt teils wiederum verändernd auf diese ein. Nur wenn die Möglichkeit zu diesem Wechselspiel gegeben ist, kann sich optimale Entwicklung vollziehen. Bronfenbrenner hat dies wie folgt definiert:

„Menschliche Entwicklung ist der Prozess, durch den sich die entwickelnde Person erweiterte, differenzierte und verlässliche Vorstellungen über ihre Umwelt erwirbt. Dabei wird sie zu Aktivitäten und Tätigkeiten motiviert und befähigt, die es ihr ermöglichen, die Eigenschaften ihrer Umwelt zu erkennen und zu erhalten oder auf nach Form und Inhalt ähnlich komplexen und komplexeren Niveau umzubilden“ (Bronfenbrenner, U. (1981), S. 44).

Hier wird nun ein weiterer Aspekt erkennbar, der für eine Analyse der Sozialisationsbedingungen während des Nationalsozialismus relevant erscheint: Insbesondere im damaligen Erziehungssystem waren sämtliche Teilstrukturen gleichsam darauf ausgerichtet, den jungen Menschen an die bestehenden Strukturen anzupassen und deren Erhalt bzw. Expansion zu sichern. Platz für ein veränderndes Einwirken der Heranwachsenden sollte es im NS-System, das vorrangig um die Etablierung einer formatierten Orientierungsvermittlung in allen sozialisationsrelevanten Teilsystemen sowie im Makrosystem der Gesamtgesellschaft bemüht war, nicht oder nur in stark begrenztem, rigide kontrolliertem Maße geben.

Die besondere Eignung dieser Theorie für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit wird besonders deutlich, wenn man sich abschließend zwei Aspekte vergegenwärtigt:

1. Für Bronfenbrenner existieren keine festen Entwicklungsstufen, sondern für ihn ist sie „der jeweilige summierte... Niederschlag der Anregungsimpulse der sozialen Umwelt“ (ebd., S. 79). Die Gestalt der erlebten Erziehung fällt also schwer ins Gewicht, besonders dann, wenn ihre Inhalte und Vermittlung in solch konsequenter Weise eindimensional auftreten.
2. Neben den materiellen und sozialen Systemen aktueller Interaktion beschrieb Bronfenbrenner auch ein so genanntes „Chronosystem“, welches er als die zeitlichen Strukturierungen von Umweltkontexten verstand. Mit Hilfe dieser Variable untersucht er die individuellen, altersspezifischen Konsequenzen der Umweltbe-

dingungen für die Entwicklung der Heranwachsenden. Hierunter fallen für ihn vor allem einschneidende biographische Übergänge. Als solcher ist das Ende des Nationalsozialismus vorab erst einmal anzusehen. Welche Relevanz dies im Einzelnen erlangte, lässt sich nur über die Erforschung der individuellen Biographie erfassen.

Letztlich wird die Problematik, die Bronfenbrenners Ansatz in der Erziehungswirklichkeit des Nationalsozialismus offenbart, evident, wenn man sich seine Zielperspektive für alle Sozialisations- und Erziehungsprozesse vergegenwärtigt: Diese „(sollen) auf eine möglichst umfassende Entwicklung und Förderung der kindlichen Persönlichkeit zielen und dazu beitragen..., die Heranwachsenden zu kritischer Individualität und sozial-emotionaler Kompetenz zu führen.“ (Hurrelmann, K. (2002), S. 80) – solch eine Orientierung auch des pädagogischen Handelns entspricht der heute weit verbreiteten Zielvorstellung einer Erziehung zur Mündigkeit, die gerade in bewusster Ablehnung aller nationalsozialistischen Prägungsstrukturen ausgearbeitet und begründet wurde (vgl. Adorno, T.W. (1971)).

2.2.2.2. *Sozialisationsrelevante lerntheoretische Ansätze*⁴⁰

Obwohl die verschiedenen lerntheoretischen Konzeptionen heute vielfältigste Erklärungen für die Genese menschlichen Verhaltens anführen (vgl. Zimbardo, P. (1995), S. 263ff.), lässt sich doch eine hierbei allgemein vertretene Annahme vereinfacht formulieren: Jede Verhaltensgenerierung und -änderung stellt eine Reaktion des Organismus auf bestimmte Umweltreize, bzw. Resultate von deren kognitiver Verarbeitung, dar. Etwaige genetische Einflüsse oder Reifungsprozesse spielen in dieser Konzeption höchstens eine untergeordnete Rolle.

In diesem Sinne scheint die Relevanz von lern- und verhaltenstheoretischen Ansätzen der Psychologie für wichtige Teilaspekte der Persönlichkeitsentwicklung offensichtlich. Da sich deren Aussagen aber meist nur auf Ausschnitte der Sozialisation, wie etwa das Erlernen von Kompetenzen, beziehen, muss mit Ulich festgehalten werden, dass „sich keine Diskussion lern- und verhaltenstheoretischer Ansätze in Bezug auf Sozialisation (findet)“ (Ulich, D. (1991), S. 58).

⁴⁰ Zu den folgenden Ausführungen vgl.: Ulich, D. (1991): Zur Relevanz verhaltenstheoretischer Lern- Konzepte für die Sozialisationsforschung. In: Ulich, D.; Hurrelmann, K. (Hrsg.), S. 57-77.

Dieser Auffassung folgend sollen im Folgenden nur solche Ansätze aus dem oben beschriebenen Repertoire skizziert werden, die eine Verbindung mit dem Erkenntnisinteresse dieser Arbeit beinhalten.

Einführend lassen sich die Konzepte zur Verhaltensmodifikation, wie sie auch sozialisationstheoretisch diskutiert werden, in vier Gruppen einteilen:

1. Das klassische Konditionieren: Diese von Pawlow per Zufall entdeckte Möglichkeit, Verhalten (hier eines Hundes) zu beeinflussen, gilt als Ursprung der wissenschaftlichen Verhaltensmodifikation, im Sinne intendiert herbeigeführter Reiz-Reaktions-Abfolgen. Im Laborexperiment wurde erreicht, dass sich eine Reaktion (Speichelfluss), die vorher auf natürliche Weise mit der Futteraufnahme (unkonditionierter Reiz) verbunden war, sich auch durch eine Glocke (konditionierter Reiz) hervorrufen ließ.
2. Das operante Konditionieren: Diese Technik baut auf den Arbeiten Pawlows auf und wurde u. A. durch Skinner begründet. Im Gegensatz zu Pawlow war er der Auffassung, dass es keines erstmals Verhalten auslösenden Reizes bedürfe, sondern der Organismus grundsätzlich aktivitätsbereit sei. Im Ursprung zufälliges Verhalten wird nach diesem Ansatz dann behalten und wiederholt, wenn es erfolgreich – im Sinne einer akuten Bedürfnis- befriedigung - war. Wiederum in Tierexperimenten gelang es, spezifische Verhaltensweisen durch gezielt eingesetzte positive Verstärkung (Belohnung) und negative Verstärkung (Entzug positiver Verstärker oder Strafe (z.B. Elektroschocks)) dauerhaft zu konditionieren bzw. andere zu "löschen". Wichtig ist, dass Skinner selbst lediglich die technischen Möglichkeiten der Verhaltensmodifikation empirisch und statistisch erforschte. Seine Ergebnisse übertrug er auch in den Humanbereich, beispielsweise auf die Schule, um dort den Unterricht effizienter zu machen. Eine theoretische Begründung seiner Ergebnisse hat er allerdings stets abgelehnt und demzufolge auch keine Theorie der Persönlichkeitsentwicklung vorgelegt. Als Verstärker sind für ihn alle Umweltaspekte geeignet, die das individuelle Verhalten in eine gewünschte Richtung lenken können.
3. Der orthodoxe Behaviorismus: Als Begründer des Behaviorismus wandte Watson besonders ungehemmt die Ansätze des klassischen und operanten Konditionierens auf die menschliche Persönlichkeitsentwicklung an und versuchte seine Ideen auch mehrfach in Laborexperimenten mit Kleinkindern zu belegen. Nach Watsons Verständnis stehen dem Menschen bei der Geburt lediglich drei ererbte emotionale Reaktionsmuster zur Verfügung: Furcht, Wut und Liebe (vgl. Meyer, W.; Schützwohl, A; Reizenzein, R. (1993)). Alle anderen Verhaltensweisen sowie

deren Kombinationen zu komplexen Verhaltensmustern werden durch Einflüsse der äußeren Realität und die nachfolgenden eigenen Reaktionen bzw. deren Konsequenzen erlernt. Die innere Realität des Menschen erklärte Watson zur "Black Box", über deren Inhalt keinerlei Aussagen zulässig seien, da sie nicht beobachtbar sei. Zudem hielt er Kenntnisse über ihre Verarbeitungsmechanismen nicht für notwendig, da die Konditionierung von Reiz- Reaktionsabfolgen, die für ihn einzig relevanten Aspekte der Persönlichkeit, auch ohne dieses Wissen möglich wären. Diesem mechanistischen Menschenbild entsprechend verstand er den Behaviorismus als Naturwissenschaft, die das gesamte Gebiet menschlicher Anpassungsvorgänge umfasst. Ziel der behavioristischen Psychologie sei es nunmehr, menschliches Verhalten vorherzusagen und zu kontrollieren.

4. Das Modelllernen: Diese Konzeption des Erwerbs menschlicher Verhaltensweisen stellt eine wichtige Erweiterung der vorangegangenen Ansätze dar. Ihre Begründung geht auf Bandura zurück. Laut seiner Theorie lernen Menschen nicht nur mittels einzelner Verhaltenskonditionierungen, sondern ebenso durch die Nachahmung anderer Menschen. Die Genese einzelner Verhaltensweisen und übergeordneter Verhaltensmuster lässt sich nunmehr also auch als Übernahme von beobachteten Modellen erklären. Ob das beobachtete Vorbild dauerhaft gespeichert und selbständig nachgeahmt wird, hängt ab von der Eignung des Modells, den Verbindungsoptionen mit den Aspekten der eigenen Person und der eigenen Situation, sowie vor allem von den ersichtlichen Konsequenzen des Modellverhaltens. Letztlich ist für Bandura jede Motivation zur Aufnahme, Speicherung und Ausführung von beobachtetem Verhalten abhängig von zu erwartendem Erfolg derselben. Durch diese theoretische Analyse der kognitiven Prozesse, wie sie im Organismus handlungsleitend ablaufen, erweiterte Bandura seine Theorie des einfachen Modelllernens zur „sozial-kognitiven Modelltheorie“. Als Modelle kamen für ihn nicht nur reale Personen, sondern auch mediale (z.B. in Kurzfilmen) Vorbilder in Frage. Zudem ging er davon aus, dass nicht nur einzelne Verhaltensweisen durch Nachahmung erlernt würden, sondern durchaus auch sozial relevante Vorbilder in ihrer Gesamtheit.

Verbindung zur Erziehungswirklichkeit während des Nationalsozialismus:

Aus den Ausführungen zu 2. und 3. geht hervor, in welchem Maße die Techniken des Konditionierens und das theoretische Fundament des Behaviorismus geeignet sind, den Menschen zu lenken. Dies gilt besonders für den jungen Menschen, der ja nach Auffassung des Behaviorismus noch verhältnismäßig wenig eigene Verhaltensmuster

beherrscht. In diesem Sinne und weil einige Behavioristen sie tatsächlich des Öfteren allzu „sorglos“ einsetzten, wurden diese Ansätze oftmals als „Manipulation“ kritisiert (vgl. Ulich, D. (2000), S. 101f.).

Die Verbindung zur institutionellen Erziehung des „dritten Reiches“ wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass diese ja versuchte, den heranwachsenden Menschen im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie bzw. der Ziele des nationalsozialistischen Staates zu funktionalisieren. Hierbei wurden vielfach solche Erziehungsmethoden angewandt, die durchaus auch als Verstärker im Sinne des Konditionierens angesehen werden können, z.B. soziale Ausgrenzung, Freiheitsentzug, körperliche Bestrafung auf der einen Seite und vor allem soziale Anerkennung auf der anderen. Hier wird evident, was der größte Kritikpunkt und das größte Risiko dieser Konzepte ist: Sie enthalten keinerlei Instrument zur Beurteilung der Intentionen, die zu einer geplanten Beeinflussung des Menschen führen. Die gesellschaftliche Seite der Sozialisation birgt hier diesbezüglich nicht ein kritisches Moment.

Anhand einiger Arbeiten von Watson, allesamt vor 1933 veröffentlicht, lässt sich schließlich die besondere Gefahr einer optimistischen Übertragung der behavioristischen Ansichten auf die menschliche Gesellschaft verdeutlichen, wie sie auch für die Forschungsperspektive dieser Arbeit relevant ist. Um die Eignung seiner Verstärkungstechniken besonders hervorzuheben, formulierte Watson 1925 Folgendes:

„Gebt mir ein Dutzend gesunder Kinder und meine eigene Umwelt, in der ich sie erziehe, und ich garantiere, daß ich jedes nach dem Zufall auswähle und es zu einem Spezialisten in irgendeinem Beruf erziehe, zum Arzt, Richter, Kaufmann oder zum Bettler und Dieb, ohne Rücksicht auf seine Begabungen, Neigungen, Fähigkeiten, Anlagen und die Herkunft seiner Vorfahren“ (Watson, J. B. (1968), S. 123).

Die Parallelen zu den nationalsozialistischen Vorstellungen einer instrumentalisierten Beschaffungspädagogik sind bereits überdeutlich, lassen sich aber noch vertiefen (vgl. Lück, H.E. (1996), S. 121ff.). Nachdem Watson aus privaten Gründen und wegen einiger Gerüchte über seine Experimente die Hopkins Universität verlassen musste, fing er u.a. für das *Harpers Magazine* zu schreiben an:

„Diese bislang wenig beachteten Illustrierten-Aufsätze geben Hinweise, wie Watson sich die Zukunft unter dem Regiment behavioristischer Techniken vorstellt... Watson wendet sich gegen Korporulenz (zu der er selber neigte), fordert handwerkliche Tätigkeit (die ihm selber lag) und warnt vor zu viel Mutterliebe, vor zu viel Zärtlichkeit zu den Kindern und lehnt z.B. Ernährung mit Muttermilch ab. In seinem Utopia sollen die Kinder von einem zum nächsten Elternpaar wechseln, so dass keine falschen Gewohnheiten und Bindungen entstehen. Hemmungslos trägt er Euthanasiepläne vor: ‚Die wenigen sporadischen Fälle, in denen ein Kind mit dem einen oder anderen kranken Organ geboren wird, werden an die Ärzte weitergeleitet, die einen schmerzlosen Tod herbeiführen, es für Experimentation verwenden oder rehabilitative Maßnahmen einleiten‘.

Erziehung erinnert in Watsons Utopie an ein gigantisches psychologisches Experiment, in dem die Kinder die Versuchspersonen und die Eltern die Versuchsleiter sind: ‚Jeder Haushalt ist mit einer Einwegscheibe ausgestattet, so dass die Eltern ab und zu einen Blick auf das Kind werfen können, ohne gesehen zu werden. Das Kind lernt tätig zu sein, ohne gesehen zu werden.‘

Trotz solcher Pläne haben Watsons utopische Entwürfe einer behavioristischen Gesellschaft konservative Züge, ablesbar an der von Watson vorgesehenen Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter, die sich selbst ‚jung und schön und nützlich‘ zu erhalten habe.“ (ebd., S. 123f.).

Fast ist man geneigt zu sagen: Die institutionelle Erziehung während des Nationalsozialismus hätte, so wie sie vom Regime angedacht war, diese von Watson gewünschte Umwelt sein können, in der er, in Abstimmung mit den Maximen der NS-Ideologie und den politischen Zielen der NS-Führung, seine Konditionierungen hätte durchführen können. Die Verbindungen z.B. zur dortigen Konzeption der Säuglingspflege oder der Mädchenerziehung sind unübersehbar.

Abschließend soll noch auf zwei Aspekte hingewiesen werden, die die Theorie des Modelllernens nach Bandura betreffen:

1. Es wurde ausgeführt, dass auch Modelle in Filmen sich m.E. als Vorbilder für Nachahmungslernen eignen. Dieser Auffassung folgten bereits die im Nationalsozialismus für Propaganda zuständigen Ministerien und versuchten besonders die Jugend durch Filme wie „Hitlerjunge Quex“ ideologisch zu prägen (vgl. hierzu die Skizze zur Sozialisation im Nationalsozialismus unter 2.1.2.).
2. Auch die skizzierte Möglichkeit einer Übernahme der gesamten Verhaltensstruktur von einzelnen für das Individuum sozial relevanten Modellen versuchten die Nationalsozialisten in ihrem Sinne zu nutzen. Beispiel hierfür ist etwa der „Führerkult“, der die Heranwachsenden zur Hingabe an dessen präsentierte Überzeugungen und Verhaltensweisen verleiten sollte.

2.2.3. Soziologische Theorien zur Sozialisation

2.2.3.1. *Der strukturfunktionale Ansatz*⁴¹

Den Annahmen der strukturfunktionalen Sozialisationstheorie wird heute kaum noch ein weiterführendes Erklärungspotential bezüglich der individuellen Persönlichkeitsentwicklung attestiert, dennoch findet sie besonders in pädagogischen Arbeiten weiterhin Berücksichtigung (vgl. Faulstich-Wieland, H. (2000), S. 115ff.).

⁴¹ Die Darstellung der Inhalte des strukturfunktionalistischen Ansatzes der Sozialisation stellen größtenteils eine Zusammenfassung zweier Werke dar: Parsons, T. (1968) sowie ders. (1976).

Auch für das hier vorliegende Forschungsinteresse hat dieser Ansatz einige Relevanz, da er den Blick schärft für die Anpassungsforderungen der Gesellschaft, wie sie dem Heranwachsenden im Laufe der Sozialisation als äußere Realität gegenüberstehen. Eine solche Fokussierung birgt, wie noch dargestellt wird, einige Verbindungsmöglichkeiten mit den Spezifika institutioneller Erziehung während des Nationalsozialismus. Der so genannte Strukturfunktionalismus, wie er von Parsons begründet wurde, ist wohl diejenige Sozialisationstheorie, die ihre Perspektive am stärksten an den Belangen der Gesellschaft ausrichtet. Parsons ging es um die Entwicklung einer Theorie der Gesellschaft, deren Annahmen universelle Gültigkeit haben sollten, also für jede beliebige Gesellschaft, zu jedem historischen Zeitpunkt zuträfen und deren soziale Prozesse sämtlich erklären könnten. Orientiert sind seine Konzepte an der Frage, wie es zur Stabilität gesellschaftlicher Strukturen komme. Veränderungen schreibt er dagegen die Eigenschaft zu, den Erhalt dieser Strukturen zu gefährden und beachtet sie ansonsten kaum.⁴²

Die grundlegende Auffassung seiner Theorie lässt sich diesbezüglich mit Faulstich-Wieland wie folgt zusammenfassen: Er nimmt an, „jede Gesellschaft strebe nach einem störungs- und konfliktfreien Gleichgewicht. Alle Teile einer Gesellschaft hätten die Funktion, den Erhalt ihrer Struktur zu gewährleisten.“ Und Faulstich-Wieland resümiert: „Man spricht deshalb von Strukturfunktionalismus.“ (dies. (2000), S. 117).

Das handelnde Individuum interpretiert Parsons als grundsätzlich dazu bereit, zum Wohle des gesellschaftlichen Gleichgewichtes (ihrem Strukturerhalt), Kompromisse bei der Verwirklichung eigener Bedürfnisse einzugehen.

Diese mit den vorgegebenen Bedingungen der Gesellschaft und deren Subsystemen (z.B. das Erziehungswesen) abzustimmen, ist Aufgabe des Individuums. Das geistig-emotionale Rüstzeug, um seinem Verhalten diesbezügliche Orientierung zu verleihen, soll der Mensch im Verlauf der Sozialisation erhalten.

Organisation des menschlichen Handelns:

Für Parsons ist jedes menschliche Handeln in Systemen organisiert und verortet, die als jeweils spezifische Konstellationen untereinander hierarchisch geordnet sind. Die-

⁴² Allerdings interpretiert Parsons das Aufkommen des Nationalsozialismus und seiner Weltanschauung als Folge des konflikthaften historischen Aufeinandertreffens von modernen Wirtschafts- und Sozialstrukturen einerseits und traditionellen Wertesystemen und Sozialisationsmustern andererseits. Dies habe zu einer „Anomie“ geführt, die jedoch nicht zu einer kollektiven Anpassung an die gewandelte Realität geführt habe, sondern zu einer weitestgehend irrationalen Flucht in eine scharfe Ablehnung der Moderne, verbunden mit einer Berufung auf starre und überaus traditionelle Werte und Rollenattributen (vgl. Parsons, T. (1964)).

se Systeme lassen sich bezüglich ihrer besonderen Struktur und Funktion unterscheiden. Struktur meint hierbei die statischen Elemente jedes sozialen Systems, insbesondere der Gesellschaft, als alle Subsysteme verbindendes System.

Funktion hingegen bezieht sich auf die dynamischen Elemente der jeweiligen Systeme, die entsprechend ihrer speziellen Ausrichtung Entwicklung produzieren (z.B. die Qualifikations- und Allokationsfunktion des Schulwesens). Wichtig ist hierbei, dass Entwicklung nicht im Sinne gesellschaftlicher Veränderung verstanden werden darf. Es geht vielmehr um die Festigung ihrer Struktur mittels der von ihren Subsystemen wahrgenommenen Funktionen.

Hier ergibt sich bereits eine erste Verbindung zur Gestalt institutionalisierter Erziehung während des Nationalsozialismus.

Da die Etablierung, der Erhalt und die Expansion der Struktur des nationalsozialistischen Staates ein wesentliches ideologisches Ziel darstellte, wurde besonders versucht, das Erziehungswesen diesbezüglich zu funktionalisieren. Dessen Institutionen sollten die Heranwachsenden zur Anpassung an die ideologischen Ziele anleiten und so zur Stabilität des gesellschaftlichen Systems, wie es sich die führenden Nationalsozialisten vorstellten, beitragen. In diesem Sinne wurde beispielsweise auf das Schulwesen dahingehend Einfluss genommen, dass sowohl deren Qualifikations- (Vermittlung spezifischer Kompetenzen) als auch deren Allokationsfunktion (Differenzierung der Schüler nach bestimmten Kriterien) nach Maßgabe der NS- Ideologie auszurichten seien (vgl. hierzu das Kapitel zum Schulwesen im Nationalsozialismus). Diese Argumentation lässt erneut die Problematik erkennen, der jede Sozialisations- theorie unterliegt, die primär auf Anpassungsleistungen des Individuums abzielt und demgegenüber kaum Angaben zu Form und Inhalt der normativen Grundlagen der jeweiligen Anpassungsziele beinhaltet. Parsons sieht den handelnden Menschen als Zentrum jedes sozialen Systems an, dieser ist allerdings immer im Kontext verschiedener Systeme (Familie, Schule, Gesellschaft etc.) und ihren spezifischen Anforderungen zu verstehen.

Das Eingebundensein in diese sozialen Systeme vollzieht sich sowohl horizontal (Interaktionsprozesse im jeweiligen System) als auch in vertikal (jedes Individuum ist Teil verschiedener Systeme). Diese vielfältigen Beziehungsprozesse erhalten in der strukturfunktionalistischen Theorie ein verbindliches Muster durch die Etablierung des Rollenbegriffes. Bestimmte den jeweiligen Systemen zugeordneten Rollen (Mutter, Kind, Lehrer, Schüler etc.) bilden gleichermaßen das ordnende Element des Handelns und die Basis jeder sozialen Interaktion. Diese Rollen enthalten jeweils bestimmte Verhaltens- und Handlungserwartungen, durch die wiederum die Gestaltung sozialer

Interaktionsprozesse in hohem Maße verbindlich festgelegt ist. Der Einzelne kann aus diesen Erwartungsmustern nicht ohne Sanktionen zu erdulden, ausbrechen. Auch hier finden sich Anknüpfungspunkte für die Analyse der institutionellen Erziehungswirklichkeit während des dritten Reiches. Gerade die Sanktionierung (hier gezielte Bestrafung) von Verstößen gegen die vom national- sozialistischen Staat vorgegebenen Verhaltenserwartungen war eines ihrer zentralen Elemente. Parsons' Konzeption der Gesellschaft und ihrer Teilelemente lässt sich nunmehr entsprechend bestimmen. Er schreibt:

„An der Basis der hierarchischen Struktur ist das Sozialsystem in konkreten Menschen als *physischen Organismen* verwurzelt, die in einer physischen Umwelt agieren. Als *Persönlichkeit* nimmt das Individuum an Prozessen sozialer Interaktion mittels verschiedener *Rollen* teil. Rollen sind organisierte und zu *Kollektiven* aggregiert, die ihrerseits durch zunehmend generalisierte *institutionelle Normen* gesteuert werden. Die <Spitze> des Systems bildet die *Gesellschaft als Gesamtsystem*, heute meist in Form eines einzigen politischen Kollektivs, in dem ein einziges mehr oder minder integriertes Wertsystem institutionalisiert ist“ (Parsons, T. (1976), S. 87f.).

Sozialisation bei Parsons:

Parsons untergliedert die verschiedenen Systeme in drei Gruppen:

1. Das organische System (Energiequelle der Persönlichkeit)
2. Das psychische System (Persönlichkeit des Menschen und Kontrollinstanz der inneren Realität)
3. Das soziale System (Gesellschaft, als Summe der Interaktionen der in ihr lebenden Rollenträger).

Stark verkürzt lässt sich Sozialisation diesbezüglich definieren als schrittweise Übernahme der Verhaltensmaßstäbe des sozialen Systems in das psychische System (vgl. Hurrelmann, K. (2002), S. 83f.). Der Ablauf der individuellen Sozialisation wird hier verstanden als „Durchlaufen einer Hierarchie unterschiedlich strukturierter und sich zunehmend differenzierender Rollenbeziehungen“ (ebd., S. 85). Sozialisation bedeutet in diesem Kontext also das Lernen und zu eigen machen von jeweils rollenkonformen Verhaltensmustern entsprechend der gesellschaftlichen Wertorientierungen. Darüber hinaus umfasst sie hier auch die im Säuglingsalter beginnende und gesellschaftlich vermittelte Etablierung von Kontrollmechanismen zur Regulierung der organischen Bedürfnisanforderungen. Eine gelungene Sozialisation ist somit dann erreicht, wenn es zu einer Übereinstimmung von Rolle und Persönlichkeit kommt (vgl. Tillmann, K.-J. (2001), S. 121f.).

Obschon Parsons wiederholt daraufhin hinweist, dass die Individualität immer eine auch biographisch bedingte Unabhängigkeit gegenüber der gesellschaftlichen Prägungsmacht behalte (vgl. Parsons, T. (1968), 378f.), ist doch die einseitige Hervorhebung von Anpassungsanforderungen offensichtlich.

Diese lässt sich mit Reichwein zusammenfassen:

„Das Individuum wird bei... [Parsons] sogar zum Gefangenen eines doppelten, sich ergänzenden und verstärkenden Determinismus: einmal von Seiten des primären, kindlichen Sozialisationsprozesses und zum anderen von Seiten der jeweils akuten Rollenerwartungen, die sich auf die bereits internalisierten Bedürfnisdispositionen und Orientierungsmuster stützen können. Die Entwicklung einer eigenständigen, persönlichen Identität des Individuums, die sich in nonkonformem Verhalten gegen die jeweiligen Rollenerwartungen behaupten könnte, scheint unter diesen Bedingungen nahezu ausgeschlossen“ (Reichwein, R. (1971), S. 181).

Ein solches Verständnis von Sozialisationsprozessen lässt einige Parallelen mit den oben geschilderten behavioristischen Annahmen zur Prägbarkeit des Menschen erkennen. Es stellt demgegenüber allerdings besonders die Belange der Gesellschaft heraus, beschreibt also die Eigenschaften einer Sozialstruktur in der sich die verschiedenen Verstärkungsmechanismen theoretisch verorten ließen. Zusammengekommen fokussieren beide Ansätze Sozialisation als intendierte Formung des Individuums mit seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten, Einstellungen und Verhaltensweisen. Eben eine solch bewusste und gezielte „Vergesellschaftung“ des Menschen wurde innerhalb des nationalsozialistischen Erziehungswesens versucht wie kaum einmal sonst in der Geschichte der Pädagogik (vgl. die Skizze zur Sozialisation während des Nationalsozialismus).

2.2.3.2. *Sozialisation und Habitus*⁴³

Die Theorie des sozialen Habitus, wie sie den folgenden Ausführungen zugrunde liegt, wurde von Bourdieu entwickelt. Er geht davon aus, dass die Persönlichkeitsentwicklung des Menschen weitestgehend durch die spezifischen Einflüsse seiner direkten Umwelt geprägt werde. Persönlichkeit umfasst hierbei individuelle Eigenschaften, wie Wahrnehmungen, Einstellungen, Interessen, Vorlieben, Verhaltensweisen und Handlungen. In diesem Verständnis entspricht der Persönlichkeitsbegriff dem des Habitus (oder auch Lebensstil).

Obschon Bourdieu selbst seine Annahmen nicht als Sozialisationstheorie formuliert hat, so enthalten sie doch eine wichtige Perspektive auf den Prozess des Mitglied-

⁴³ Vergleiche zu Bourdieus Habituskonzept: Bourdieu, P. (1992) und: Bourdieu, P. (1993).

werdens in einer Gesellschaft. Sie richten den Blick auf die individuelle Sozialisation, verstanden als milieuabhängige Vergesellschaftung des Heranwachsenden.

Umwelt bedeutet in dieser Theorie vor allem Milieu als die unvermeidbare Einflussnahme der spezifischen Elemente von sozialem Status und Klassenzugehörigkeit auf die Subjektwerdung.

Nach Bourdieu lässt sich der Lebensstil eines Menschen gänzlich zurückführen auf dessen Position im sozialen Raum. Diese Prägekraft der sozialen Gruppe, in die das Individuum hineinwächst, sieht er bis in die tiefsten Schichten der entstehenden Persönlichkeit wirksam. Deren Normen und Werte werden für ihn derart verlässlich internalisiert, dass Bourdieu das Subjekt letztlich als "sozial konditioniert" bestimmt.

Die besonderen Erlebens-, Einstellungs- und Handlungsstrukturen, seines sozialen Nahraumes, vermitteln sich dem Kleinkind zunächst über einfache Nachahmung der Verhaltensweisen seiner Eltern und anderer Personen.

Die so erworbenen Kompetenzen ermöglichen ihm eine selbständige Teilnahme an der sozialen Praxis. Der Heranwachsende ist nunmehr zugleich Objekt auf ihn bezogener und Subjekt selbst generierter Praxisformen. Diese frühen Erfahrungen führen schließlich zur Ausbildung des „primären Habitus“ beim Menschen, der seinen Lebensstil zwar nicht vollständig determiniert, aber doch die Etablierung der entscheidenden Basis für dessen weitere Entwicklung bildet.

Auch für Bourdieu stellen die ersten Lebensjahre die wichtigste Phase jeder Persönlichkeitsentwicklung dar. Der dortige Einfluss des jeweiligen Milieus, in dem das Kind aufwächst, wird als verantwortlich erkannt für die Entstehung von dessen spezifischen überdauernden Dispositionen und Verhaltensschemata.

Aus den bereits ausgeführten Annahmen des Habituskonzeptes lässt sich dessen zirkuläre Struktur erkennen. Im Verlauf der Sozialisation kommt das Kleinkind zunächst auf die Habitus bedingten Praxisformen seiner Eltern; je länger es an diesen teilnimmt, desto kompetenter wird es diesbezüglich und führt diese schließlich selbst mit zunehmender Kompetenz aus. Es reproduziert nunmehr die sozialen Elemente, die ihm selbst vermittelt wurden.

An dieser Stelle ergibt sich eine wichtige Parallele zur institutionellen Erziehung während des Nationalsozialismus. Auch dort ging man vielerorts davon aus, dass die Heranwachsenden durch gezielte Sozialisationseinflüsse nach Wunsch ausrichten („Formationserziehung“ (vgl. These 6)), und sich dadurch der nationalsozialistische Staat und seine ideologischen Grundlagen gesichert reproduzieren ließen. In diesem Sinne wurde versucht, die prägenden Erfahrungsmomente für alle Edukanden zu vereinheitlichen und so ein übergreifendes Sozialisationsmilieu zu schaffen, in dem Faktoren

wie eine unterschiedliche Schichtzugehörigkeit keine Rolle mehr spielen sollten. Welch wesentliche Rolle hierbei die institutionelle Erziehung spielen sollte, verdeutlicht eine Aussage des Mitbegründers der „deutschen Arbeitsfront“⁴⁴ Robert Ley:

„Unser Staat (ist) ein Erziehungsstaat, ein Pädagoge, ein väterlicher Freund. Er lässt den Menschen nicht mehr los von der Wiege bis zum Grabe... Und so fangen wir schon beim Kinde von drei Jahren an; sobald es anfängt zu denken, bekommt es schon ein Fähnchen zu tragen. Alsdann folgt die Schule, die Hitlerjugend, die SA, der Wehrdienst. Wir lassen den Menschen nicht mehr los, und wenn das alles vorbei ist, kommt die Arbeitsfront und nimmt die Menschen immer wieder auf und lässt sie nicht los bis zum Grabe, mögen sie sich auch dagegen verwahren“ (Ley, R. (1933), S. 390f.).

Bourdieu ging ebenfalls davon aus, dass sich einmal angelegte Lebensstile in anderen Erziehungsinstitutionen, wie der Schule, entsprechend ihrer Basis weiter verifizieren. Dieses Zusammenspiel von Elternhaus und Schule im Sozialisationsprozess verstand er so, dass sich Kinder entsprechend den ihnen bekannten Praxisformen passende Anregungen in anderen sozialen Bereichen suchen und diese zur weiteren Kompetenzentfaltung nutzen. Darüber hinaus ermöglicht diese Sicht es, wie oben beschrieben, allerdings auch die intentionale, prägende Beeinflussung der Edukanden von Seiten der Gesellschaft aus, zu erkennen und zu formulieren. Ein solcher Fokus weist deutlich hin auf die Notwendigkeit, verschiedene historische Sozialisationsinstanzen nicht nur einzeln, sondern vor allem bezüglich ihrer gegenseitigen Unterstützung im Sozialisationsprozess zu analysieren und auf ihre Bedeutung für die Habitusentwicklung in der individuellen Biographie hin zu befragen. Beides verbindet diese Arbeit durch die Darstellung der Gestalt und Geschichte verschiedener Erziehungsinstitutionen und die Berücksichtigung der biographischen Erfahrungen betroffener Zeitzeugen.

Sozialisation lässt sich mit Bourdieu als differenzierte Vergesellschaftung verstehen. Das gesellschaftliche Potential des individuellen Lebenslaufs wird hierbei bestimmt durch den Grad der Verfügungsmöglichkeiten über Kapital. Dieses wird unterteilt in drei Kategorien: Ökonomisches (Geld, Besitz), kulturelles (Wissen, Kenntnisse, Umgangsweisen) und soziales (Beziehungen) Kapital. In diesem Sinne enthält die Habitus Theorie auch einen gesellschaftskritischen Moment, denn soziale Unterschiede versteht dieser als durch unterschiedliche Teilhabe an Kapital, besonders kulturellem, bedingt. Welche Lebensstile in einer Gesellschaft erfolgreich sind, wird maßgeblich bestimmt durch die Präferenzen der jeweils vorherrschenden und somit meinungsbil-

⁴⁴ Die Deutsche Arbeitsfront (DAF), am 10.5.1933 gegründet, war ein rechtlich der NSDAP angeschlossener Verband und mit ca. 23 Millionen Mitgliedern (1938) eine der größten NS-Massenorganisationen. Ihre Aufgabe, als Zusammenschluss aller „schaffenden Deutschen“ war es, diese zu betreuen und weltanschaulich zu schulen (vgl. Benz, W. et al. (2001), S. 418f.).

denden Klasse. Diese Kritik betrifft auch die Sozialisation, wie sie während der Zeit des Nationalsozialismus umgesetzt werden sollte. Entsprechend ideologischer Auffassungen wurden hier sowohl die Verfügung über diese Kapitalformen als auch die Belohnung bestimmter Lebensstile von der politischen Führung bestimmt.

2.2.3.3. Der Lebenslaufansatz in der Sozialisationsforschung

Ansätze, die den Lebenslauf als entscheidende Orientierungsperspektive für die Erforschung sozialer Prozesse ansehen, haben in den letzten Jahren besonders innerhalb der Soziologie einige Verbreitung erfahren (vgl. Kohli, M. (1991)). Allerdings wurde dabei die theoretische Diskussion über Sozialisation im Lebenslauf wenig vorangetrieben. Fortschritte ergaben sich besonders bezüglich der Erforschung verschiedener sozialisationsrelevanter Variablen (z.B. Arbeit) und ihrer Bedeutung im Lebenslauf. Der Lebenslaufansatz stellt daher bisher keine einheitliche Sozialisationstheorie dar, vielmehr liefert seine Perspektive auf den Sozialisationsprozess einige theoretische und vor allem forschungsrelevante Akzentuierungen. Für das Verständnis von Sozialisation im Sinne des Modells des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts ist eine integrative „Lebenslaufperspektive... unverzichtbar“ (ebd., S. 304). Die verschiedenen Interaktionsprozesse, wie sie innerhalb der wechselseitig ausgerichteten Person-Umwelt-Modelle beschrieben wurden, gilt es nunmehr auch mittels dynamischer Ansätze zu erfassen, die in der Lage sind, sie im biographischen Zeitablauf zu modellieren. Darüber hinaus sollten die theoretischen Annahmen und Ergebnisse der Sozialisationsforschung systematisch in der „biographischen Dimension“ artikuliert werden, um der Bedeutung ihrer Inhalte gerecht zu werden. Denn „erst im Zeitablauf des Lebens erweist sich die Komplexität der Probleme, um die es in der Sozialisationstheorie geht“ (ebd.).

Dieser Auffassung folgend haben verschiedene Vertreter der soziologischen Sozialisationsforschung in letzter Zeit die Bedeutung bestimmter Erlebnisse (z.B. des zweiten Weltkrieges (vgl. Rosenthal, G. (1987)) in biographischer Perspektive untersucht und dargestellt. Eben diesem methodisch-theoretischen Ansatz folgt auch diese Arbeit bei ihrer Erhebung der individuellen Bedeutung von institutioneller Erziehung während der Zeit des Nationalsozialismus aus der Perspektive des jeweiligen Lebenslaufes.

Eine Erforschung der Sozialisation, auch einzelner Lebensphasen (hier Kindheit und Jugend), erschöpft sich nicht in einer Betrachtung bestimmter Lebensabschnitte innerhalb ihrer zeitlichen Begrenzung. Diese Lebenslaufperspektive ermöglicht es erst,

die institutionelle Erziehung im Deutschland der NS-Zeit auch auf ihre über 1945 hinausgehende Sozialisationsrelevanz hin zu befragen.

Kohli weist darauf hin, dass eine solche biographische Perspektivität der Sozialisationsforschung die menschliche Erfahrung als entscheidende Variable integrieren müsse. Diese interpretiert er in zweifacher zeitlicher Ausrichtung:

1. Als zukunftgestaltender Umgang mit Wirklichkeit
2. Mit ihrem Orientierungspotential eine Rekonstruktion der Interpretationen vergangener Lebensabschnitte und der dort gemachten Erfahrungen bewirken zu können.

Beide zusammengenommen sind somit grundlegend für die „Konstituierung der biographischen Perspektive“.

Die besondere Akzentuierung dieser Perspektive soll abschließend anhand einer Argumentation Hitlers veranschaulicht werden:

„Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen und dort nun so oft zum ersten mal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger [(Gelächter); der Autor], sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind und noch nicht ganze Nationalsozialisten geworden sein sollten [(Gelächter); der Autor], dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs und sieben Monate geschliffen. Alle mit einem Symbol, dem deutschen Spaten [(anhaltender Beifall, „Heil“-Rufe); der Autor].

Und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassenbewusstsein oder Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung [(Beifall); der Autor] auf zwei Jahre. Und wenn sie dann nach zwei oder drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in die SA, SS und so weiter - und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben! [(Beifall, „Heil“ Rufe); der Autor] Und sie sind glücklich dabei“ (Hitler, A., Auszug aus seiner Rede in Reichenberg (Sudetenland) vom 2. Dezember 1938).

Zur Analyse einzelner Erziehungsinstitutionen während des Nationalsozialismus genügt die Darstellung ihrer besonderen Gestalt zwischen 1933 und 1945. Um zu erkennen, wie ihr Zusammenwirken innerhalb von Sozialisationsprozessen funktionierte, genügt die zusätzliche Erfassung erlebter Sozialisation innerhalb der genannten historischen Grenzen. Für die Erschließung der konkreten Bedeutung dieser Erfahrungen im Lebenslauf bedarf es einer biographischen Perspektive, die sich an der Zeitstruktur

der einzelnen Edukanden orientiert und diese nicht schon im Voraus auf eine gesellschaftlich-historische Chronologie herunter bricht.

2.2.3.4. Exkurs zur verfälschenden Zitierweise einer, insbesondere im Rahmen sozialisationstheoretischer Analysen zur NS-Zeit, oft zitierten Hitler-Rede

Die oben stehende Skizze einer institutionellen Prägung Heranwachsender stellt wohl eine der perfidesten Erziehungsvisionen der Geschichte dar. Sie geht einerseits von einer gelingenden Anpassungsrepression durch die angesprochenen Institutionen aus („und sie werden nicht mehr frei“), sowie andererseits von einer erfolgreich verlaufenen mentalen Indoktrination der betroffenen Heranwachsenden („und sie sind glücklich dabei!“). Der diesbezügliche Auszug aus Hitlers Rede in Reichenberg vom 2. Dezember 1938, welche er im Zusammenhang mit den am 4.12. im Sudetenland anstehenden Zusatzwahlen zum Großdeutschen Reichstag gehalten hat, stellt eines der meistzitierten, allerdings auch eines der am häufigsten inhaltlich verfälscht kolportierten und mit unzureichenden oder falschen Quellenangaben versehenen Dokumente der NS-Herrschaft dar. Zunächst wäre anzumerken, dass hierzu bislang keine primäre Textquelle aus der NS-Zeit bekannt ist. Der mitunter auffindbare allgemeine Verweis auf den „Völkischen Beobachter“ ist hingegen, dies haben meine eigenen Recherchen im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek in München ergeben, gleich in zweierlei Hinsicht unzutreffend. Erstens wurde in den, aus heutiger Sicht, deutschen Ausgaben die Reichenberger Rede Hitlers ohne die oben zitierte Textpassage abgedruckt. Zweitens wurde die betreffende Rede in der Wiener Ausgabe gar nicht zitiert. Als Originalquelle sind demnach bislang nur Tondokumente verfügbar. So ist der hier zitierte Ausschnitt der Rede beispielsweise als Tondokument beim Deutschen Rundfunk Archiv (DRA) in Frankfurt am Main unter der Archivnummer 00 2590330 erhältlich. Das obige Zitat stellt eine von mir erstellte Abschrift dieser Tonquelle dar. Zutreffend wiedergegeben wird das Zitat in anderen Publikationen, die sich ebenfalls an dieser Tonquelle orientieren (vgl. Dahm, V.; Feiber, A.; Mehringer, H.; Möller, H. (2002), S. 141), oder in Arbeiten, die sich wiederum an diesen orientieren, ohne selbst Fehler bei der Abschrift zu produzieren (vgl. Buddrus, M. (2003), S. XXIX). Zudem gibt es eine Schallplatte aus dem Jahre 1964 (Vertrieb Ariola-Athena-Archiv), auf welcher der betreffende Teil der Rede korrekt, wenngleich ohne den letzten Satz, wiedergegeben wird (ich danke Herrn Professor Jürgen Reulecke für diesen Hinweis). In den meisten Arbeiten, die sich nicht an einem der verfügbaren Tondokumente orientieren, wird Hitlers Vision einer vollständig verstaatlichten Jugend mit formalen oder inhaltlichen

Fehlern wiedergegeben. An einige ältere Arbeiten haben sich hierbei mittlerweile viele weitere angehängt, ohne Zitierweise oder Quellenangaben selbst zu überprüfen. So sind ganze Zitierketten entstanden, die in ihrem Verlauf nicht selten weitere Verfälschungen hervorgebracht haben. Von den älteren Arbeiten sei hier zunächst Joachim Fests, erstmals 1963 veröffentlichtes, *Gesicht des Dritten Reiches* erwähnt, in welchem er zitiert: „>... und wenn diese Knaben mit zehn Jahren in unsere Organisation hineinkommen...<“ (ders. (2003), S. 311f.). Es sind hier also bereits mehrere Knaben, dafür ist das exemplarische Mädchen verschwunden. Diese inhaltliche Veränderung entsprach, ohne dass hier irgendeine entsprechende Absicht Fests behauptet werden kann, der Rezeption der NS-Jugendpolitik nach 1945. Der tatsächlichen Indienstrahmung beider Geschlechter durch das NS-System (vgl. These 6 in dieser Arbeit) entsprach diese veränderte Darstellung dagegen nur sehr bedingt. Zudem fehlt bei Fest ohne jede Kennzeichnung und obgleich er das Zitat anschließend weiterführt der perfide Zusatz Hitlers: „Und sie sind glücklich dabei“ (vgl. ebd., S. 312). Da Fest selbst auf ein Tondokument (Lautarchiv Frankfurt a. M., Archivnummer C 1326) als Quelle verweist (vgl. ebd., S. 483), muss offen bleiben, wie die angegebenen Verfälschungen zustande gekommen sind. Übereinstimmend mit der Version Fests gibt auch Hermann Glaser in seiner, erstmals 1961 erschienenen, Publikation *Das Dritte Reich. Anspruch und Wirklichkeit*, das betreffende Hitler-Zitat wieder (vgl. ders. (1962), S. 114). Allerdings ergänzt er es um einige Angaben zur Publikumsreaktion („(Lachen)“, „(Beifall)“ etc.). Als Quelle verweist Glaser auf ein „Funkmanuskript“ aus dem Jahre 1958 (vgl. ebd., S. 173), also auch auf ein Tondokument, als Ursprungsquelle, welche er aber nicht selbst herangezogen hat. Zudem gibt Glaser als Datum, zu welchem die Rede gehalten worden sein soll, den 4. Dezember 1938 an (vgl. ebd., S. 114). Zu eben diesem Funkmanuskript führt auch eine weitere Zitierungskette. In seiner *Personengeschichte der Pädagogik* von 1998 zitiert Fritz März Hitler in der Version, die auch Glaser angibt. Allerdings nimmt er weitere Auslassungen vor (das Symbol des „deutschen Spatens“ wurde hier getilgt) und hebt das berüchtigte Ende kursiv hervor. Auffallend ist vor allem, dass Hitlers Ausführungen durch Weglassung des ersten Satzes bis einschließlich zum „und“ einen Anstrich von Konjunktiv bekommen, welcher für dessen Duktus völlig untypisch ist. Es heißt nunmehr, „Wenn diese Knaben“ usw. Als Quelle gibt März die vierte und umgearbeitete Auflage der *Pädagogik der Gegenwart* von Theodor Wilhelm an. Diese war 1967 erschienen und hatte exakt die Version vorgegeben, welche März zitiert (vgl. ebd., S. 144, in der Ausgabe von 1959 hatte Wilhelm noch keinerlei vertiefende Quellenangabe geliefert (vgl. ebd., S. 179)). Wilhelm verweist nun auf das bereits erwähnte Funkmanuskript, welches

auch Glaser angibt. Hierbei handelt es sich um das erstmals 1958 von Wolfgang Jäger, Ludwig Schubert, Heinrich von Tiedemann und Dethardt Fissen unter dem Titel *Es begann am 30. Januar* publizierte Manuskript einer Sendung, die der Norddeutsche Rundfunk am 30. Januar des Jahres ausgestrahlt hatte. In der Reihe „Probleme die junge Menschen bewegen“ wurde an diesem Tag „eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ angeboten (vgl. dies. (1959), S. 5).

In diesem Manuskript wird wiederum exakt die Version Glasers vorgegeben (vgl. ebd., S. 30, als Quelle findet sich hier nur der Verweis auf die Rede Hitlers, welche fälschlich auf den 4. Dezember datiert wurde). März hat demgegenüber die freiere Zitierweise Wilhelms übernommen. Auf Anfrage hat mir das Schallarchiv des Norddeutschen Rundfunks (NDR) dankenswerter Weise einen Mitschnitt (Archivnummer: F825301) der betreffenden Sendung aus 1958 zur Verfügung gestellt. Hier findet sich zwischen Minute 55.12 und Minute 57.55 (Gesamtdauer der Sendung: 158.15 Min.) der zitierte Ausschnitt aus Hitlers Rede. Die Überprüfung dieser Passage hat ergeben, dass es sich hierbei um einen fehlerfreien Mitschnitt der Originalrede handelte, der lediglich gegen Ende – freilich ohne jeden Hinweis, allerdings technisch deutlich hörbar – um die Stelle *und sie sind glücklich dabei* gekürzt wurde. Auch hier wird die Rede danach weitergeführt. Dass diese Passage kommentarlos schon in der Tonversion gestrichen wurde, könnte darauf zurückzuführen sein, dass damals (1958) dem vorwiegend jugendlichen Zielpublikum der Sendung die Indoktrinationsabsicht des NS-Regimes verdeutlicht werden sollte. Die Produzenten der Sendung könnten befürchtet haben, dass ein Hinweis auf eine etwaige Inklusionsbereitschaft der Heranwachsenden und deren freudigen Vollzug, sei er auch nur von Hitler unterstellt, diese Botschaft relativieren könne. Die mittlerweile erwachsenen Eltern der avisierten Hörer wollten zu dieser Zeit jedenfalls mehrheitlich nichts davon wissen, dass sie sich dem „Führer“, der sie „betrogen“ hatte, zuvor in hohem Maße freiwillig angeschlossen hatten.

Bezeichnend ist nun aber die Überführung des Tondokuments in das oftmals zitierte Funkmanuskript. Hier haben sich, neben einigen kleineren Fehlern (u.a. heißt es im Original: „alle mit einem Symbol“, nicht „alles“) sowie augenscheinlichen Versuchen, Hitlers formale Rhetorik zu glätten (z.B. in dem Satz, in dem Hitler die Vorkehrungen beschreibt, „damit sie auf keinen Fall rückfällig werden“ haben die Autoren das erste von zwei – somit gedoppelten – „dann“ gestrichen), die beiden bedeutsameren Veränderungen ergeben. Wie erwähnt, fehlen der Verweis auf „dieses Mädchen“ (dafür werden die Knaben in den Plural erhoben) und zudem die Passage „und sie sind glücklich“. Die Autoren des Funkmanuskripts geben im Vorwort ihrer Publikation allgemein an, dass „wegen der Fülle des vorliegenden Materials“ (ebd., S. 5) die Ori-

nalquellen gekürzt werden mussten, „ohne daß jedoch ihr Sinn dadurch verändert wurde“ (ebd.). Ob dies auf die hier skizzierten Veränderungen zutrifft, mag diskutabel sein. In jedem Fall wurden im NS-Herrschaftssystem auch Mädchen gezielt einer massiven Funktions- und Formationserziehung unterzogen. Bildungshistorisch ist dies gleichermaßen von Bedeutung, wie die festgestellte Unterschlagung der weiblichen Jugend für die Darstellung der NS-Sozialisation und deren Rezeption nach 1945 bezeichnend war.

In wieder anderen Publikationen haben sich weitere Fehler eingeschlichen. Karl Borcharding gibt in seiner, 1965 erschienenen, historischen Materialsammlung zur politischen Bildung, welche die Jahre 1871 bis 1965 auf ganzen 144 Seiten abdeckt und dem Nationalsozialismus derer 7 widmet (vgl. ders. (1965), S. 55ff.), Hitlers Rede mit kleinen Einschränkungen (er schreibt von Knaben und Mädchen im Plural – diese Stelle ist auf den Tondokumenten bei genauem Hinhören eindeutig, aber nicht einfach zu verstehen) korrekt wieder (vgl. ebd., S. 57). Auch seine Angaben zu den Publikumsreaktionen sind zutreffend, wenngleich er sich auf die stärkeren beschränkt (etwa nach „deutschen Spaten“ oder „nicht mehr frei ihr ganzes Leben“). Zudem trennt er die Teile „frei ihr ganzes Leben“, sowie „und sie sind glücklich dabei“ nur durch ein Komma statt durch ein Ausrufezeichen. Welche der beiden Versionen hier richtig ist, kann aus einem Tondokument nicht eindeutig erschlossen werden. Mir scheint aufgrund Hitlers Betonung das Ausrufezeichen angebracht. Es ist letztlich davon auszugehen, dass Borcharding eine Tonquelle verwendet hat, eventuell die oben angegebene Schallplatte oder einen der Mitschnitte der erwähnten Tonarchive. Hierüber lässt sich allerdings nur spekulieren, da er seine NS-Dokumente mit keinerlei konkreten Quellenangaben versieht (lediglich am Ende der Arbeit werden ein paar Quellen- und Literaturangaben gemacht, denen die zitierten Texte aber kaum verlässlich zugeordnet werden können und bei denen völlig unklar bleibt, ob alle wiedergegebenen Dokumente in diesen zu finden sind).

In seiner, erstmals 1977 publizierten, Arbeit *Schule der Diktatur* zitiert Kurt-Ingo Flessau die Rede Hitlers weitgehend in der Version Fests, verweist als Quelle aber auf den „Völkischen Beobachter“ vom 4.12.1938 (vgl. ders. (1979), S. 36, zur Quellenangabe ebd., S. 238). Neben kleineren Änderungen der Interpunktion und einer inhaltlichen, als solche gekennzeichneten Auslassung fällt bei Flessau vor allem das Fehlen einer ansonsten angegebenen Institution auf. In der ersten diesbezüglichen Aufzählung fehlt bei ihm die „SS“ (vgl. ebd., S. 36). Dies könnte auf die damalige Auseinandersetzung mit der NS-Zeit zurückzuführen sein, in welcher die „SS“ neben der obersten Regimeführung als das personifizierte Böse angesehen und postuliert, sowie

als solches dem restlichen NS-Staat, in welchem sich „normale und verführte Volksgenossen“ getummelt hätten, gegenübergestellt wurde. Eine Vermischung der NS-Erziehung – bei aller Bereitschaft, ihren Unrechtsstatus zu benennen – mit den Verbrechen der „SS“ könnte hier als zu heikel angesehen worden sein. Da Flessau jedoch weiter unten die „SS“ korrekt wiedergibt, scheint es mindestens ebenso wahrscheinlich, dass es sich zuvor lediglich um einen Flüchtigkeitsfehler bei der Zitierung gehandelt hat. Abschließend kann dies hier nicht geklärt werden. Die genannten Versionen wurden von mehreren Autoren neuerer Publikationen ungeprüft übernommen, wobei sich nicht selten weitere Fehler eingeschlichen haben. Hermann Giesecke übernimmt die Version Fests, welche er auch als Quelle angibt (vgl. ders. (1985), S. 184, sowie (1999), S. 19). Die zutreffende Datumsangabe bei Fest übernimmt Giesecke allerdings nicht, er schreibt jeweils nur von „einer Rede von 1938“ (ebd.). Demgegenüber übernimmt Heinrich Kanz in seiner, 1990 in zweiter Auflage veröffentlichten, Dokumentation *Der Nationalsozialismus als pädagogisches Problem. Deutsche Erziehungsgeschichte 1933 – 1945* das Zitat vollständig von Glaser und gibt dessen Publikation als Quelle an (vgl. ders. (1990), S. 241). Allerdings streicht er die dort angegebenen Publikumsreaktionen, ohne diese Änderung zu dokumentieren. Kanz übernimmt auch die unzutreffende Datumsangabe von Glaser. Bemerkenswert erscheint, dass Kanz selbst darauf hinweist, dass sich die betreffende Passage weder in der Dokumentation der Hitlerschen Reden von Domarus noch in den entsprechenden Ausgaben des „Völkischen Beobachters“ findet (vgl. ebd.). Er zitiert zudem ein Schreiben, welches er „auf Anfrage“ 1982 vom Deutschen Rundfunkarchiv erhalten hatte und in welchem ihm bestätigt wird, dass es dort ein Tondokument zu Hitlers Rede in Reichenberg gebe, welches auch die betreffende Passage enthalte. Kanz hat dieses jedoch offensichtlich nicht selbst herangezogen, sonst wären ihm die Unstimmigkeiten aufgefallen. Ebenfalls korrekt gibt auch Dieter Rossmeissl Glasers Version wieder und verweist auf diesen als Quelle (vgl. ders. (1985), S. 34f.).

In ihrer, 2005 erschienenen, Arbeit *Untertan, Volksgenosse, Sozialistische Persönlichkeit. Politische Erziehung im Deutschen Kaiserreich, dem NS-Staat und der DDR*, übernimmt dann Sabine Dengel das Zitat von Kanz, den sie als Quelle angibt (vgl. dies. (2005), S. 127). Bei ihr schleichen sich kleinere zusätzliche Ungenauigkeiten in der Zitierweise ein. Aus zuvor ausgeschriebenen Zahlen werden nun Ziffern, zudem heißt es bei ihr in inhaltlicher Verfälschung „>... und sie werden nicht mehr frei für [Hervorhebung vom Autor] ihr ganzes Leben!<“ (ebd.). Durchaus bezeichnend schreibt sie nun bereits von der „berüchtigten Reichenberger Rede“ (ebd.) Hitlers, deren Wiedergabe sie mit gar keiner Datumsangabe mehr versieht (vgl. ebd.). Ohne

weitere Verfälschungen, allerdings auch ohne die Angaben der Publikumsreaktionen, übernimmt Christian Zentner in seiner kommentierten Auswahl aus Hitlers *Mein Kampf* (vgl. ders. (2006), S. 206f.) Glasers Version des Zitats. Elke Nyssen übernimmt in ihrer, 1979 veröffentlichten, Arbeit zur *Schule im Nationalsozialismus* den Text zur Rede Hitlers, welche sie wie auch Flessau schlicht auf 1938 datiert, von Borcharding (vgl. dies. (1979), S. 31). Dessen Vorgabe zitiert sie korrekt, ohne allerdings seine Hervorhebungen zu übernehmen. Besonders kurios wird der Umgang mit der „berüchtigten“ Rede des NS-Führers dort, wo sie gleich aus mehreren Publikationen zusammenzitiert wird. Dies ist bei Benjamin Ortmeyer der Fall (vgl. ders. (2000), S. 21). Er zitiert den Hauptteil der Rede in korrekter Wiedergabe von Flessau, während er den Zusatz „und sie sind glücklich dabei“, welchen dieser wie schon Fest etc. nicht angibt, von Elke Nyssen und damit aus einer anderen Zitierungskette übernimmt (vgl. ebd., S. 187). Auffällig ist hierbei nun, dass ihm die Unterschiede zwischen beiden Texten nicht aufzufallen, oder zumindest nicht hinweisbedürftig zu sein scheinen. Dass in der von ihm zitierten Version einerseits „dieses Mädchen“ als Hinweis auf die Absicht, auch dem weiblichen Geschlecht eine nationalsozialistische Erziehung zukommen lassen zu wollen, sowie der erste Hinweis auf die „SS“ als Erziehungsträger fehlen, wird nicht weiter kommentiert, obgleich die zweite von ihm zitierte Version beides wiedergibt. Über die Gründe hierfür soll an dieser Stelle nicht spekuliert werden. Schließlich ist noch nicht einmal klar, ob die erwähnten Auslassungen bewusst oder aus Versehen erfolgt sind. In einigen anderen Publikationen zur NS-Zeit wird die zitierte Passage aus anderen Quellen übernommen, wobei sie weitere Verfremdungen erfährt. So zitiert Jost Hermand in seinem autobiographischen Bericht über seine Erfahrungen in der „Kinderlandverschickung“ Hitlers Rede, die auch er als „berüchtigt“ deklariert, aber fälschlich auf den 8. September 1938 datiert (vgl. ders. (1993), S. 16). Die bisher aufgeführten Fehler finden sich hier nicht (bei ihm ist von „Knabe“ und „Mädchen“ als Adressaten der NS-„Erziehung“ die Rede, außerdem zitiert er, im Gegensatz zu allen anderen bisher angeführten Publikationen zutreffend, dass die Heranwachsenden in den NS-Organisationen in welche sie „>... mit ihren zehn Jahren... hineinkommen...<“ (ebd.), „>... sooft zum erstenmal überhaupt eine frische Luft bekommen...<“ (ebd.; die anderen Publikationen zitieren, soweit sie der Zitierungskette nach Fest zuzuordnen sind, sämtlich „oft“ anstatt „sooft“ oder „so oft“, diese Anmerkung mag spitzfindig anmuten, aber auch hierbei handelt es sich um eine inhaltliche Verfälschung)). Leider finden sich dafür bei Hermand einige andere, nicht gekennzeichnete Auslassungen und Verfälschungen, die hier allerdings nicht sämtlich wiedergegeben werden können. Beispielsweise heißt es bei ihm abschließend, „>(…). Und so [Hervorhebung

vom Autor] werden sie nicht mehr frei ihr ganzes Leben!<“ (ebd.). Als Quelle gibt Hermand eine Publikation ohne Jahrgang an, auch nennt er den Herausgeber nicht (vgl. ebd., S. 137; er gibt an: *Ursachen und Folgen*, Bd. 11, Berlin o. J., S. 138f.). Diese Quelle konnte von mir nicht eingesehen werden, so dass offen bleibt, ob sich die angesprochenen Fehler dort finden oder ob Hermand unkorrekt zitiert hat. Noch problematischer sind jedoch solche Wiedergaben der betreffenden Passage, welche erst gar keine Quelle mehr angeben. Peter Hartl etwa versieht seine, bis auf kleine Ausnahmen (Hitler spricht davon, dass die Heranwachsenden im „Arbeitsdienst“ „sechs und sieben Monate geschliffen“ werden, nicht „sechs bis sieben Monate“), korrekt wiedergegebene, sowie mit erkennbarer Kennzeichnung der vorgenommenen Auslassungen versehene Angabe mit keinerlei Quellenangabe (vgl. ders. (2007), S. 9f.). Datiert wird die Rede bei Hartl zudem ohne zeitliche Spezifizierung auf das Jahr 1938. Mit der sparsamen Quellenangabe „Adolf Hitler 1938“ wartet Guido Knopps *Hitlers Kinder* auf (vgl. ders. (2001), S. 87), um dann die Passage aus Hitlers Reichenberger Rede in einer Art Telegrammstil mit massiven, nicht gekennzeichneten Auslassungen, sowie einigen deutlichen inhaltlichen Verfälschungen zu zitieren (vgl. ebd.). Ohne jede Angabe von Quelle oder Datum kommt schließlich eine weitere Publikation aus, in welcher aufgrund von massiven Kürzungen und inhaltlichen Verfälschungen nur noch die Kernaussage als zutreffend wiedergegeben bezeichnet werden kann. In seiner Publikation *Frauen unterm Hakenkreuz* aus dem Jahr 2001 zitiert Wolfgang Schneider: „>Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes, als deutsch denken, deutsch handeln,... und dann werden sie nicht mehr frei ihr ganzes Leben!<“ (ebd., S. 26). Das Ursprungszitat wird hier auf eine effektvolle Kurzversion zusammengeschmolzen, die allerdings auch in ihrer verknüpften Form nicht zutreffend wiedergegeben wurde. In der Publikation der *Edition Zeitgeschichte*, welche Eberhard Aleff herausgegeben hat und die sich mit dem Titelgebenden „Dritten Reich“ befasst (vgl. ders. (1979)), werden Hitlers Ausführungen, unter Verweis auf den „Völkischen Beobachter“ vom 4. Dezember 1938, inhaltlich verändert, indem einzelne Passagen ausgelassen und durch eigene zusammenfassende Einfügungen ersetzt werden. Hierdurch bekommt die Rede einen merkwürdig sakralen Einschlag, wenn es etwa heißt: „*Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln*. Sie komme [Hervorhebung im Original] *vom Jungvolk in die Hitler-Jugend*“ (ebd., S. 114). Kenntlich gemacht werden diese Veränderung lediglich dadurch, dass die zitierten Stellen kursiv geschrieben werden, während die Einfügungen im Blocksatz erfolgen. Dieses Vorgehen wird jedoch nicht weiter eingeführt oder kommentiert. Somit ist es nicht verwunderlich, dass die Veränderungen von weiteren Autoren nicht mehr als solche erkannt wurden. Bei-

spielsweise in dem, stark um einführende historische Hintergründe erweiterten, Katalog, welchen die Arbeitsgruppe der neuen Gesellschaft für Bildende Kunst in Berlin begleitend zur Ausstellung der beeindruckenden Bilder Renzo Vespignanis zum Faschismusthema herausgegeben hat (vgl. dies. (1980)), findet sich auf Seite 65 Aleffs Version, der auch als Quelle angegeben wird, ohne dass die inhaltlichen Veränderungen noch hervorgehoben wären. Die bedrückende Kernaussage der Hitlerschen Ausführungen blieb trotz aller Verfremdungen in allen hier berücksichtigten – die Liste ließe sich erweitern - Zitierungen der Rede erhalten. Dies mag beruhigen, wenngleich sie, wie bei Knopp und Schneider, mitunter zu effekthascherischem Beiwerk degradiert wurde. Wenn es, wie im Bereich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, auf Genauigkeit der Zitierweise und auch auf die zitierten Inhalte ankommt, dann wäre es empfohlen, sich um eines der erhältlichen Tondokumente zu bemühen und eine eigene Abschrift zu erstellen. Demgegenüber verzichteten einige der bekannteren Quellensammlungen zur NS-Sozialisation ganz auf eine Wiedergabe der Reichenberger Rede Hitlers. Dies gilt etwa für Hellfeld, M. v.; Klönne, A. (1987), Boberach, H. (1990, erstmals 1982), Gamm, H.-J. (1990), Miller-Kipp, G. (2001) oder Jahnke, K.H. (2003). Über die konkreten Gründe hierfür ließe sich erneut nur spekulieren. Abschließend sei angemerkt, dass die Rede freilich nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs zur NS-Zeit kursiert, sondern auch in den entsprechenden Alltagsdebatten. Im Rahmen der Diskussion um die kürzlich entdeckte NSDAP-Mitgliedschaft bekannter Personen der deutschen Nachkriegsgeschichte verwies ein Leser der *Zeit* in anklagender Reaktion auf einen Artikel, welcher über die Hintergründe der gerade entdeckten Parteimitgliedschaft des Schriftstellers Wellershof spekuliert hatte, auf die Rede Hitlers. Im Bemühen um Korrektheit gab dieser als Quelle Joachim Fest mit zutreffender Seitenzahl an, um dann aber frei zu zitieren: „>und sie werden nicht mehr frei *sein* [Hervorhebung vom Autor] ihr ganzes Leben<“ (zitiert nach die *Zeit*, Ausgabe vom 25. Juni 2009, S. 44).

2.2.3.5. *Interaktionstheorien der Sozialisation*

Allen Ansätzen, die in diesem Abschnitt näher beschrieben werden, ist eines gemeinsam: das Verständnis von Sozialisation als Vollzug und Produkt von Interaktionsprozessen.

Dargestellt werden die Theorien des symbolischen Interaktionismus (Mead), sowie dessen Erweiterungen durch Goffman und in der Theorie der “Kommunikativen Kompetenz” (Habermas).

2.2.3.5.1. Der symbolische Interaktionismus

Die Theorie des symbolischen Interaktionismus, in ihrer von Mead begründeten Form (vgl. Mead, G. H. (1973)), ist wohl diejenige der soziologischen Sozialisationstheorien, die am deutlichsten von der Mikro-Ebene ausgeht. Subjektwerdung vollzieht sich für ihn im Rahmen alltäglicher Kommunikation, bei der der Mensch im Gegensatz zum Tier auf geteilte und intendierte Bedeutungen (Symbole) zurückgreifen kann. Dies gilt besonders für die Sprache als wichtigstem Symbolbereich. Entscheidende Basis jeder Interaktion ist hierbei die wechselseitige Fähigkeit zur Perspektivenübernahme. Das Individuum (Ego) ist in der Lage, die Sichtweise seines Gegenübers (Alter) zu antizipieren und sein Handeln entsprechend auszurichten – umgekehrt gilt dasselbe. Derartige beiderseitige Rolleninterpretationen („role taking“) vollziehen sich im Kommunikationsalltag unzählige Male, sind aber anders als bei Parsons keine Prozesse zunehmender Anpassung, sondern Ergebnis von Interpretationsvorgängen.

Mead bringt diese Vorstellung auf den Punkt:

„Wir müssen andere sein, um wir selbst sein zu können.“ (ebd., S. 327).

Die zur Persönlichkeitsentwicklung unabdingbaren Interaktionen mit anderen Menschen sind für Mead auf beiden Seiten gekennzeichnet von Handlungsspielräumen, aber auch prinzipiell durch Abbrüche bedroht. In der Konzeption Meads ist die Idealsituation von Kommunikation eine Gleichberechtigung beider Interaktionspartner. Menschliche Kommunikation beinhaltet allerdings nicht nur die Fähigkeit, jeweils die Sichtweise des Gegenübers zu antizipieren, auch sämtliche Handlungen werden vorab nach ihrer Bedeutung für Alter und auf dessen mögliche Reaktion hin befragt. Der Interaktionsprozess ist nicht als bloße Reaktionskette zu verstehen, denn jeder Teilnehmer bringt in die Rolleninterpretation immer auch eigene Elemente mit ein („role-making“).

Der Theorie des symbolischen Interaktionismus liegt ein handlungstheoretisches Konzept von Sozialisation (vgl. Hurrelmann, K. (2002), S. 93ff.) zugrunde, das den Menschen als fortwährend kreativ und produktiv die Elemente seiner äußeren Realität verarbeitend und die Elemente seiner inneren Realität einbringend und entwickelnd erkennt. „Der Mensch wird als ein schöpferischer Interpret und Konstrukteur seiner sozialen Lebenswelt verstanden“ (ebd., S. 94).

Notwendige Basis für das Funktionieren von Kommunikation sind die innerhalb sozialer Gruppen „geteilten Bedeutungen“ bestimmter Inhalte, die es Ego ermöglichen, mit wechselnden Partnern oder auch Gruppen („generalisierter anderer“) zu interagieren.

Aus unzähligen solcher Interaktionsprozesse bildet sich nach und nach die Identität heraus. Sie begründen somit also die individuelle Persönlichkeitsentwicklung.

Mead untergliedert die Psyche des Menschen zur Beschreibung dieses Vorganges in drei Instanzen:

1. Im **I** sind die psychischen Grundlagen von Aktivität, Motivation und selbständigen Rolleninterpretationen verortet. Es umfasst neben Spontaneität und Kreativität auch die individuelle Triebkonstellation des Menschen, die unaufhörlich überschüssige Antriebsenergie produziert. Vergleichbar der Freudschen Konzeption des psychischen Apparates beinhaltet diese Instanz den Verweis auf ein entwicklungsimmanentes Lernen der Unterdrückung eigener Anteile und somit auf die oben geschilderten Anpassungsanforderungen, wie sie z.B. auch im Rahmen der nationalsozialistisch geprägten Säuglingspflege intendiert wurden (vgl. 3.2. in dieser Arbeit).
2. Das **Me** stellt das Gegenstück zum **I** dar und orientiert sich demgegenüber an sozialen Belangen. Es beinhaltet Manifestationen des Bildes, von dem Ego denkt, dass andere es von ihm haben und das er soweit generalisiert hat, dass es handlungsorientierend wirksam wird. Identitätsentwicklung ist hier also bedingt durch „die Fähigkeit des Einzelnen reflexiv aus sich herauszutreten und sich so selbst zum Objekt zu werden“ (Tillmann, K.-J. (2001), S. 140). Da der Mensch allerdings mit unterschiedlichen Partnern kommuniziert, entwickelt er dementsprechend mehrere Me. Diese gilt es, in ein einheitliches Selbstbild zu überführen.
3. Diese Funktion übernimmt das **Self**: Es verkörpert das Produkt von **I** und **Me** und ist somit Vollzugsort der menschlichen Identität.

Subjektwerdung wird also als Ineinandergreifen von Einflüssen der inneren und der äußeren Realität erklärt. Gesellschaftliche Faktoren sind geeignet, das menschliche Bewusstsein und das individuelle Handeln zu beeinflussen, nicht aber zu determinieren. Dieser Ansatz beinhaltet eine weitere relevante Perspektive, die zur kritischen Analyse aller pädagogischen Interaktionen und Institutionen hinsichtlich ihres Förderungspotentials zur Identitätsentwicklung befähigt: deren Befragung bezüglich der ihnen immanenten Freiheitsgrade und Handlungsspielräume zur Erprobung und Aufrechterhaltung selbständiger Identitätswürfe (vgl. Tillmann, K.-J. (2001), S. 145f.). Dies gilt wiederum in besonderem Maße für die Untersuchung von Erziehungsinstitutionen während der Zeit des Nationalsozialismus und ihrer bereits beschriebenen Funktionalisierungsproblematik. Ein konkretes Instrumentarium stellt der symbolische Interaktionismus meadscher Prägung hierzu allerdings noch nicht bereit.

2.2.3.5.2. Wichtige Erweiterungen durch Goffman

Goffman hat die Theorie des symbolischen Interaktionismus in zweierlei für die Forschungsperspektive dieser Arbeit bedeutender Hinsicht erweitert. Er untersuchte die Bedingungen von Identitätsentwicklung in repressiven Institutionen und fügte Meads Ansatz eine biographische Dimension der Identität hinzu (vgl. Goffman, E. (1967)).

Entsprechend ihrem historischen Kontext und ihrer gesellschaftlichen Funktion sind in verschiedenen Institutionen äußerst unterschiedliche Freiheitsgrade für Rolleninterpretationen gegeben. So bieten sich auf einer Party andere Handlungsfreiräume als etwa in einem Gefängnis. Ebenso erlaubten auch die verschiedenen Erziehungsanstalten während der Zeit des Nationalsozialismus weit weniger Abweichungen von den staatlich legitimierten Rollennormen als dies heute der Fall ist. Goffman konnte nachweisen, dass das subjektive Empfinden der Möglichkeit, Rollen zumindest in geringsten Ausmaßen selbstbestimmt verhandeln zu können, als eine Grundvoraussetzung für die Wahrung der eigenen Identität unabdingbar ist. Prozesse des wechselseitigen Aushandelns von Rollendefinitionen ließen sich selbst in repressiven Einrichtungen (wie Gefängnissen) feststellen. Die dortigen Insassen waren intensiv bemüht, über das Ausüben von „role making“, ihre Identität überdauernd zu behaupten (vgl. ders. (1972)).

In welchem Maße, unter welchen Bedingungen und mit welchen Effekten dies in den Erziehungsinstitutionen während des Nationalsozialismus möglich war, zeigen die Biographien der Edukanden, welche deren Einflussnahmen ausgesetzt waren.

Darüber hinaus untergliederte Goffman die Identitätsentwicklung in drei Bereiche:

1. Ihre zeitliche Verlaufsdimension (dem Lebenslauf vergleichbar), die sich als jeweils aktuelles Produkt der Erfahrungen des Individuums präsentiert und Einfluss auf dessen Interaktionsverhalten ausübt. Zusammengenommen mit der Überzeugung, dass Identitätsbildung ein lebenslanger Prozess sei, ergibt sich aus dieser Konzeption von „personaler Identität“ eine wirklich biographische Perspektive des symbolischen Interaktionismus.
2. Demgegenüber wirkt sich bei der alltäglichen Verhaltensgenerierung der Einfluss aktueller und überdauernder Gruppen- und Rollenstrukturen aus, die für das Individuum bedeutsam sind. Dieser Umweltkontext von Persönlichkeitsentwicklung fügt sich zusammen in der „sozialen Identität“ des Menschen.
3. Das Individuum muss lernen, in jeder Interaktion erneut das Gleichgewicht zwischen den Anforderungen beider Teilelemente aufrechtzuerhalten. Das Ergebnis

dieser Entwicklung nennt Goffman „Ich-Identität“, die es allerdings in jeder sozialen Interaktion zu modifizieren gilt.

2.2.3.5.3. Habermas' Theorie der Kommunikativen Kompetenz

Der Sozialphilosoph Habermas hat ganz in der Tradition der Frankfurter Schule⁴⁵ und anknüpfend an die Arbeiten von Mead, Freud und Kohlberg eine überaus umfangreiche und komplexe gesellschaftskritische Theorie entwickelt (vgl. Habermas, J. (1987)). Aus diesem Werk sollen im Folgenden zwei Aspekte skizziert und in ihrer Verbindung zur Forschungsperspektive dieser Arbeit thematisiert werden: 1. Die Grundqualifikationen des Rollenhandelns und 2. die Merkmale und gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Entfaltung kommunikativer Kompetenz.

1. Die Grundqualifikationen des Rollenhandelns:

Um seine Identität in den Kommunikationsprozess einzubringen und sie auch unter schwierigen (meist repressiven) Voraussetzungen selbstbewusst vertreten zu können, bedarf das Individuum einiger Fähigkeiten, die Habermas als „interaktionistische Grundqualifikationen des Rollenhandelns“ beschreibt (vgl. Habermas, J. (1973)).

⁴⁵ Grundsätzliches Bestreben der Gesellschaftstheorien, wie sie von Vertretern der Frankfurter Schule entwickelt wurden, war die Erhellung der Frage, wie sich gesellschaftliche Machtstrukturen auf die Persönlichkeiten ihrer Mitglieder auswirken (vgl. Wiggershaus, R. (1988)). Aus dieser Gruppe hat sich vor allem Adorno (vgl. Adorno, T.W. (1971)) direkt mit den Belangen des Nationalsozialismus beschäftigt. Für ihn war die bereitwillige und unreflektierte Eingliederung der großen Mehrzahl der Deutschen in das totalitäre System des nationalsozialistischen Staates auf die Folgen des Zerfalls traditioneller bürgerlich-patriarchalischer Familienstrukturen zurückzuführen. Durch die Zerstörung der traditionellen Autorität des Vaters als Familienversorger, in Folge der ökonomischen Umwälzungen der 1920er Jahre in Deutschland und bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung autoritärer Erziehungs- und Sozialisationspraktiken sei es zur weit verbreiteten Etablierung eines so genannten „autoritätsgebundenen Charakters“ (vgl. Adorno, T.W. (1995)) gekommen. Als psychisches Bedürfnis dieses Charakters interpretierte Adorno nunmehr die Hinnahme gesellschaftlicher Zwänge bzw. die Hingabe an Herrschaftsstrukturen, welches sich verbinde mit dem Fehlen von Elementen individueller Selbstreflexion. An diese Auffassung anschließend formulierte er im Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus, seine Forderung an alle folgende Pädagogik: „Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeder anderen voran, dass ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen.“ Und weiter: „Spreche ich von Erziehung nach Auschwitz, so meine ich zwei Bereiche: einmal Erziehung in der Kindheit, zumal in der frühen; dann allgemeine Aufklärung, die ein geistiges, kulturelles und gesellschaftliches Klima schafft, das eine Wiederholung nicht zulässt, ein Klima also, in dem Motive, die zum Grauen geführt haben, einigermaßen bewusst werden.“ Und schließlich: „Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie, wenn ich den Kantischen Ausdruck verwenden darf; die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen.“ (Adorno, T.W. (1971), S. 88ff.).

Adorno erarbeitete also sowohl die sozialisationsbedingten Ursachen der Annahme des faschistischen Systems und leitete gleichsam aus der Erfahrung von dessen unmenschlichen Taten eine programmatische Forderung an die Pädagogik aller folgenden Gesellschaften ab. Der Erziehungswirklichkeit während des Nationalsozialismus hat er sich hierbei nur implizit gewidmet, indem er auf die Unmittelbarkeit hinwies, mit der sich in totalitären Systemen die gesellschaftliche Autorität den heranwachsenden Kindern vermittelt.

Er untergliedert diesbezüglich zwei Kategorien: Zum einen solche Kompetenzen, die nötig sind, um überhaupt an Kommunikationsprozessen im interaktionistischen Sinne teilhaben zu können, und zum anderen solche, die es ermöglichen, deren prinzipielle Brüchigkeit konstruktiv zu verarbeiten.

Im Einzelnen benennt er aus der ersten Kategorie eine allgemeine Sprach- bzw. Kommunikationsfähigkeit sowie eine grundlegende Empathiefähigkeit, die als Voraussetzung zur „Perspektivübernahme“ unabdingbar ist. Die Problematik von Interaktionsprozessen stellt er anhand von drei Aspekten der individuellen Rolleninterpretation dar:

1. *Frustrationstoleranz*: Obschon einige Interaktionen nur sehr geringe Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung bieten, muss die Kommunikation aufrechterhalten werden. Es bedarf hierzu einer Kompetenz, die das Individuum befähigt, derartige Spannungen (Frustrationen) auszuhalten. Habermas erkennt derartige Differenzen, zwischen subjektiv erlebten Bedürfnissen und deren Unterdrückung einfordernden Rollenerwartungen, besonders innerhalb gesellschaftlicher Institutionen. Die Übertragung dieser Perspektive auf die Gestalt Erziehungsinstitutionen des nationalsozialistischen Staates verweist unmittelbar auf deren ungemein repressive Rollenstrukturen, wie sie in den Institutionenbeschreibungen und den biographischen Studien zum Ausdruck kommen.
2. *Rollenambiguität*: Anders als Parsons erkennt Habermas keine gesellschaftlichen Rollen, mit deren Merkmalen das Individuum nur vollständig in Einklang gelangen müsse. Vielmehr sieht er alle Rollenerwartungen als grundsätzlich unscharf, oft mehrdeutig und somit vom Einzelnen erhebliche Interpretationsleistungen verlangend an. Damit vermischt sich die innere Motivation des Individuums in jede Rollenausführung eigene Identitätsentwürfe einzubringen und deren Einmaligkeit zu bewahren. Die Herausforderung, derartige Unsicherheiten (Ambiguitäten) produktiv bewältigen zu können und dadurch kommunikationsfähig zu bleiben, erfordert vom Menschen eine „kontrollierte Selbstdarstellung“.

Aus diesen Annahmen lassen sich zwei wichtige Hinweise für die Erforschung der individuellen Effekte von Erziehung während des Nationalsozialismus ableiten, die verdeutlichen, wie angebracht es erscheint, hierzu die Methodik der Biographieforschung anzuwenden:

- a) Inwieweit die Ideologen des nationalsozialistischen Staates gewillt waren, die Heranwachsenden mit eindeutigen, übergreifenden und unverhandelbaren Rollenerwartungen zu konfrontieren, in die diese sich restlos einfügen

sollten, haben die oben zitierten Programme Leys und Hitlers verdeutlicht. Ob sich im breiten Feld individuell erlebter Sozialisationseinflüsse nicht doch Möglichkeiten fanden, eigene Identitätsentwürfe auszuprobieren bzw. ob sich trotz rigider Erziehungsverhältnisse nicht doch da und dort ein kleiner Rest an Handlungsfreiheit ergab, lässt sich anhand nachvollzogener Lebensläufe analysieren. Mit welchem Gewicht solch verschiedene Momente des „role taking“ in die Identitätsbildung der Subjekte Eingang fanden, und ob nicht vielleicht einzelne Erfahrungen diesbezüglich bedeutsamer wurden als die scheinbar übermächtige Anpassungskulisse institutioneller Erziehung, ist nur aus den Biographien der betroffenen Edukanden erfahrbare (vgl. 5.).

- b) Es erscheint angebracht, die Bedeutung historischer Formationen von institutioneller Erziehung nicht ausschließlich in ihren durch die „Chronologie der Gesellschaft“ (vgl. Kohli, M. (1991), S. 314ff.) bestimmten Grenzen zu erfassen. Vielmehr erscheint es gerade bezüglich der Effekte von institutioneller Erziehung während des Nationalsozialismus sinnvoll, diese mittels einer Lebenslaufperspektive zu analysieren. Durch dieses Vorgehen wird eine Betrachtung über historische Wendepunkte (hier vor allem 1945) hinaus ansatzweise implizit, die es ermöglicht, die Bedeutung solcher Faktoren, wie beispielsweise der grundlegenden Verschiebung des Verhältnisses von gesellschaftlich erwarteten Anpassungs- und Interpretationsleistungen, für die Identitätsbildung zu erfassen.
3. *Rollendistanz*: Wiederum in Abgrenzung zur Theorie Parsons' nimmt Habermas nicht an, dass das Individuum die Eigenschaften seiner jeweiligen Rolle durch Internalisierung so lange verinnerliche bis diese es schließlich vollständig ausmachen. Für ihn tritt jedes Subjekt grundsätzlich in ein reflektiertes Verhältnis gegenüber den spezifischen Rollenerwartungen. Rollendistanz meint nun die Fähigkeit, sich durch „autonomes Rollenspiel“, in kalkulierter Form, über die Grenzen bereits internalisierter gesellschaftlicher Rollenstrukturen hinwegzusetzen. Wo und in welchem Maße die Erprobung von Rollendistanz innerhalb der Erziehungsinstitutionen des nationalsozialistischen Staates möglich war, auch darüber geben die Lebensgeschichten Betroffener Auskunft.

Die Grundqualifikationen des Rollenhandelns beinhalten gleichermaßen eine mikrosoziologische Perspektive, die sie als Voraussetzung der individuellen Kommunikationsfähigkeit analysiert und eine makrosoziologische, die entsprechend repressive

Bedingungen einzelner Institutionen oder der Gesamtgesellschaft erfasst und kritisiert. Beides verweist auf die von Habermas formulierten Idealvorstellungen von menschlicher Entwicklung bzw. deren Voraussetzungen, die er in der Theorie des kommunikativen Handelns formuliert hat.

Theorie des kommunikativen Handelns:

Das einende Moment dieses großen Theoriekomplexes ist das emanzipatorische Interesse, welches bemüht ist, die Bedingungen für eine auf Verständigung zielende und auf Gleichberechtigung beruhenden Kommunikationskultur in der Gesellschaft zu etablieren. Diese Idealvorstellung soll sowohl für die Interaktionen zwischen einzelnen Subjekten gelten als auch für solche zwischen Subjekten und gesellschaftlichen Strukturen (z.B. Erziehungsinstitutionen). Als einzige Staatsform, die dies ermögliche, sieht Habermas die Demokratie an, für deren konsequente Anwendung er eintritt. Aus dieser Grundhaltung heraus formuliert er die idealisierten Merkmale einer derartigen Kommunikationskultur. Wichtigste Zielvorstellung ist für ihn die Errichtung „idealer Sprechsituationen“, in denen einzig die Überlegenheit des Arguments die Konsensbildung ohne Zwang und frei von Herrschaftsverhältnissen herbeiführt. Diese Regel wendet er zum einen auf die alltäglichen Interaktionen, zugleich aber auch auf den ihm ungemein wichtigen *Diskurs* an. Der Diskurs bezeichnet Situationen von Metakommunikation, in denen sich die Gesprächsteilnehmer über die übergeordneten Gestaltungsprinzipien der jeweiligen Kommunikation verständigen. Die Fähigkeit des Subjekts an beiden Kommunikationsarten und somit an der demokratischen Gesellschaft teilzuhaben, nennt Habermas „Kommunikative Kompetenz“. Diese ist neben der Identitätsbildung Ziel jeder Sozialisation und wird ermöglicht durch die fortschreitende Teilnahme an Kommunikationsprozessen. Diese wiederum werden von den oben genannten Prinzipien geleitet.

Die Bedingungen für das Zustandekommen einer idealen Sprechsituation und somit einer Umsetzung seiner Idealvorstellung der universell gültigen Maxime aller Kommunikation hat Habermas bereits an anderer Stelle (vgl. Habermas, J. (1971)) definiert: Sie darf nicht eingeschränkt werden, weder durch äußere Zwänge (z.B. Herrschaft) noch durch innere (z.B. Angst einzelner Beteiligter), lediglich der Zwang des besseren Argumentes ist zu akzeptieren und für alle Beteiligten muss Chancengleichheit bezüglich der Wahl und Ausübung ihrer Sprechakte gegeben sein (vgl. Tillmann, K.-J. (2001), S. 225f.).⁴⁶

⁴⁶ Ein solcher herrschaftsfreier Diskurs bleibt allerdings in jeder Gruppe oder Gesellschaft zu großen Teilen Utopie, wie dies Michel Foucault wiederholt herausgearbeitet hat (vgl. ders. (1997)). Für

Die elementaren Gegensätze zwischen diesen Forderungen und den Bedingungen an nationalsozialistischen Programmatiken orientierter Erziehungswirklichkeit ist offensichtlich. Letztere vollzog sich in bewusst repressiv gestalteten Interaktionen und ihre Gestalter verschlossen sich meist gegenüber jedem Diskurs über ihre Methoden und Ziele. Beides wird beispielsweise bereits am obigen Zitat Leys deutlich, findet in den einzelnen Strukturthesen aber noch vertiefende Darstellungen. Mit der makrosoziologischen Perspektive seiner Theorie lenkt Habermas also nunmehr den Blick auch auf die gesellschaftliche Seite institutionalisierter Erziehung und verdeutlicht die Notwendigkeit, diese in ihrer historisch bedingten Erscheinungsform zu analysieren.

Foucault wohnt jedem Diskurs per Definition ein Machtverhältnis inne. In diesem Sinne bezeichnet er den Diskurs als „regulierte Praxis“ (ders. (1997a), S. 116) und verweist den Wissenschaftler, der sich mit einer bestimmten Diskursanalyse beschäftigt, an die Aufgabe, das „Spiel der Regeln“ zu untersuchen, welche „während einer gegebenen Periode das Erscheinen von Objekten möglich machen“ (ebd., S. 50f.). Auf die spezifische, den Diskurs prägende Macht bezogen argumentiert er, dass es entscheidend sei, diese in „ihren äußersten Verästelungen, dort, wo sie haarfein wird, zu erfassen, die Macht also in ihren regionalsten und lokalsten Formen zu packen“, also zu analysieren, wie sie sich „in die Institutionen eingräbt, in Techniken verkörpert und zu materiellen, vielleicht sogar gewaltsamen Interventionsmethoden greift“ (ders. (1999), S. 36). In diesem Sinne ließe sich der Hinweis auf die Vorzüge eines herrschaftsfreien Diskurses, wie ihn Habermas beschrieben hat, vor allem als kritisches Analyseinstrument nutzen, um besonders deutliche Abweichungen von diesem Ideal zu erkennen und zu benennen. In dieser Form, die weitgehend den Ansätzen einer kritischen Theorie der Gesellschaft entspricht, wie sie in dieser Arbeit bereits angesprochen wurde, findet die Konzeption des herrschaftsfreien Diskurses im Folgenden Verwendung. Dies gilt sowohl für die obigen Ausführungen, als auch für die entsprechenden Ausführungen zur Lebenswelt der Jugend während der NS-Zeit (vgl. dort These 6) und die Darstellung der Struktur der damaligen institutionellen Erziehung.

3. Jugendliche Lebenswelten zwischen 1918 und 1945

3.1. Einleitung

Ziel der folgenden Ausführungen ist es, wesentliche Einblicke in die besonderen gesellschaftlichen Anforderungen und Potentiale zu vermitteln, wie sie die Heranwachsenden während der kurzen Zeit des Bestehens der Weimarer Republik vorfanden, sowie die unterschiedlichen Reaktionen von Teilen der Jugend auf diese erlebten Bedingungen des Aufwachsens aufzuzeigen.

Bereits vorweg soll darauf hingewiesen werden, dass es sich hierbei ausdrücklich nicht um eine differenzierte Darstellung der vielfältigen und bis heute kontrovers diskutierten Ursachen handelt, die zusammengekommen eine gesellschaftliche und politische Durchsetzung des Nationalsozialismus in Deutschland zeitigten.

Derartige Faktoren, die letztlich eine Machtübernahme⁴⁷ durch Hitler und die „Nationalsozialistische Partei Deutschlands“ (NSDAP) 1933 mit unterstützten, kommen in dieser Zusammenfassung lediglich dann zur Darstellung, wenn sie eine deutlich nachvollziehbare Relevanz für die Sozialisation zeitgenössisch Heranwachsender beinhalten.

Die folgenden Ausführungen sind als Darstellung einer Verlaufsgeschichte gesellschaftlicher Entwicklungsmuster vor und während der NS-Zeit angelegt. Dabei gilt es, Letztere gerade nicht als „Sonderfall“ der Geschichte aus der historischen Analyse auszugliedern, sondern vielmehr auf eventuell bestehende Zusammenhänge und Kontinuitäten, welche über deren zeitgeschichtliche Grenzmarkierungen hinausgehen,

⁴⁷ Der Terminus *Machtübernahme* wird in dieser Arbeit verwendet, um den historischen Vorgang zu bezeichnen, an dessen Ende die alleinige Staatskontrolle in Deutschland durch die „NSDAP“ stand. Der Begriff umfasst somit die Prozesse des Zerfalls der Weimarer Republik, die politischen Entscheidungen vom Januar 1933 und schließlich die daran anschließende, sukzessive Konsolidierung der Macht durch die Nationalsozialisten, mittels einer zunehmenden Gleichschaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen. Durch die Bezeichnung *Machtübernahme* soll außerdem die Konfrontation mit der wissenschaftlichen Streitfrage vermieden werden, ob es sich um eine *Machtergreifung* seitens der „NSDAP“, um eine *Machtüberlassung* durch die staatlichen Eliten der Weimarer Republik bzw. eine Revolution bestimmter gesellschaftlicher Kreise gehandelt habe. Dies kann in dieser Arbeit nicht diskutiert werden und war zudem bereits vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung (zu erstem Aspekt vgl. Vogelsang, T. (1967), S. 13f.; zur Anwendbarkeit des Revolutionsbegriffes vgl. Möller, H. (1986), sowie die beachtenswerten Argumente, mit denen Wehler kürzlich die Annahme einer „neuartigen rechtstotalitären Revolution“ (ders. (2009), S. 55) durch die Nationalsozialisten untermauert hat (vgl. ebd., S. 55ff.)). Zur Annahme einer *Machtergreifung* sei lediglich angemerkt, dass sie meines Erachtens inhaltlich und insbesondere als definierender Begriff der beabsichtigten Selbststilisierung der nationalsozialistischen Propaganda zu weit folgt. Denn, was die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler angeht, so hatte diese rein staatsrechtlich betrachtet zuerst einmal „keine andere Bedeutung als die Einsetzung der drei Kabinette zuvor (...) Von einer ‚Machtergreifung‘ konnte also keine Rede sein“ (Benz, W. (2004), S. 4).

hinzuweisen. Ein solches Vorgehen folgt der Forderung Broszats, die Zeit zwischen 1933 und 1945 mittels einer „Historisierung des Nationalsozialismus“ (vgl. Broszat, M. (1986b)) im Kontext epochenübergreifender Gesellschaftsentwicklungen zu analysieren. Inhalte und Aktualität dieser Forschungsprogrammatik lassen sich mit Hildebrand beschreiben:

„Insgesamt gesehen nahm die Geschichtswissenschaft den Weg von der Suche nach individueller sowie kollektiver Schuld für die ‚deutsche Katastrophe‘ über die Frage nach ihren geschichtlichen Ursachen zum historisch einordnenden Urteil über das ‚Dritte Reich‘. (...). Alle diese [neueren; der Autor] Initiativen und Tendenzen der Geschichtswissenschaft vollziehen sich im Zusammenhang mit dem in vielfacher Hinsicht außerordentlich schwierigen, alles andere als unumstrittenen Versuch einer ‚Historisierung des Nationalsozialismus‘..., das heißt: Jenseits von negativer Faszination durch die Tyrannei Hitlers und in deutlicher Distanz zu verwerflicher Verharmlosung seines Schreckensregiments ist sie darum bemüht, die Geschichte der ‚braunen‘ Diktatur als Geschichte der nationalsozialistischen Zeit zu verstehen, neben der totalitären Uniformität des Phänomens die Vielfältigkeit seiner Erscheinungen in Politik und Lebenswelt zu erkennen und dabei stets das ‚zusammenzusehen und gleichzeitig auseinanderzuhalten‘ was für diesen Zeitraum deutscher Geschichte in seiner unauflösbaren Verbundenheit von Herrschaft, ‚Verführung und Gewalt‘, von Terror, Ekstase und Alltag kennzeichnend war: ‚das Nebeneinander und die Interdependenz von Erfolgsfähigkeit und krimineller Energie, von Leistungsmobilisation und Destruktion, von Partizipation und Diktatur““ (Hildebrand, K. (2003), S. 141f.).

Ganz in diesem Sinne werden im Folgenden verschiedene Sozialisationsbedingungen geschildert, die bereits vor 1933 entstanden sind und für die dennoch eine deutlich nachvollziehbare Verbindung zu den Sozialisationsbedingungen der NS-Zeit, sowie deren subjektiver Wahrnehmung durch die damals heranwachsenden Zeitzeugen erkennbar ist. Vor allem aber wird innerhalb der Fallanalysen die Bedeutung dieser Epoche über ihr faktisches Ende 1945 hinaus erfasst. Die oftmals sehr kontrovers geführte Debatte bezüglich des Konzeptes einer „Historisierung des Nationalsozialismus“ (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 329ff.) lässt sich hier nicht wiedergeben.⁴⁸ Zwei Aspekte sind allerdings meiner Meinung nach beachtenswert: Zum einen hat sich die von Kritikern befürchtete Verharmlosung der Epoche des Nationalsozialismus durch ihre Einordnung in größere Zusammenhänge oder die Beschäftigung mit ihrer Alltagsgeschichte bisher eindeutig nicht erfüllt (vgl. ebd., S. 341ff.).

Zum anderen ist es sicher richtig, dass der nicht eindeutig abgegrenzte Begriff der „Historisierung“ als allgemeine Aufforderung zu einer Perspektivenerweiterung in der

⁴⁸ Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass Broszats Konzept keinesfalls jener apologetisch gefärbten Argumentationsstruktur zuzurechnen ist, mit der insbesondere Ernst Nolte den so genannten „Historikerstreit“ in Deutschland auslöste (vgl. Kershaw, I. (1994), S. 322).

Forschung zur NS-Zeit tragfähiger ist denn „als ordnender und analytischer Begriff“ (ebd., S. 348).

So wird er auch im Rahmen dieser Arbeit im ersteren Verständnis aufgegriffen und verwendet. Hier eröffnet er aber nunmehr einen Fokus, der ein grundlegendes Anliegen des vorliegenden Forschungsprojektes deutlich macht: Den Wunsch durch die Vermittlung „alltäglicher“ und individueller Schicksale zu einer veränderten Beschäftigung mit der NS-Zeit beizutragen. Kershaw schreibt diesbezüglich:

„Es ist gerade der Vorteil dieser neuen, in der Beschreibung und Strukturanalyse der <Alltagserfahrung> verankerten Sozialgeschichte, daß sie die unreflektierte Distanz überwindet, die herkömmlicherweise durch Abstraktionen wie die der <totalitären Herrschaft> erzeugt wird, und durch eine stärkere Wahrnehmung der Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit Anlaß zu einem tieferen Verstehen gibt“ (Kershaw, I. (2006), S. 351).

Welche Intention Broszat mit seinem Plädoyer für eine, hinsichtlich ihrer Alltagsgeschichte, erweiterte Forschungsperspektive auf die NS-Zeit verband, kann mit einer seiner diesbezüglichen Argumentationen verdeutlicht werden:

„Eine Normalisierung unseres Geschichtsbewußtseins und die Vermittlung nationaler Identität durch Geschichte kann nicht um die NS-Zeit herum, durch ihre Ausgrenzung, erreicht werden. Dabei scheint es mir, je größer der historische Abstand wird, um so dringlicher, zu begreifen, daß Ausgrenzung der Hitler-Zeit aus der Geschichte und geschichtlichem Denken in gewisser Weise auch dann schon stattfindet, wenn diese fast nur politisch-moralisch aufgearbeitet wird“ (Broszat, M. (1986a), S. 153).

Die hier aufgestellte Verdrängungsthese erfuhr kürzlich eine bemerkenswerte Untermauerung durch die Ergebnisse einer Studie von Welzer, Moller und Tschuggnall, die sich mit der Geschichtstradierung in deutschen Familien beschäftigt (vgl. dies. (2002)). Bei dieser, für die Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland repräsentativen, Erhebung gaben lediglich 6% der Befragten an, dass „ihre Eltern oder Großeltern, die die Zeit des Nationalsozialismus noch selbst erlebt haben, dem NS-System eher positiv“ bzw. „sehr positiv“ gegenüberstanden. Für obige Argumentation scheint mir nun von Bedeutung zu sein, dass diese Zahl bei Personen mit höherem Bildungsniveau (erfasst wurden Menschen mit Abitur und Universitätsabschlüssen), also dort wo eine ausgiebigere Beschäftigung mit der Thematik auf traditionelle Weise (z.B. in der Schule) sich zumindest vermuten lässt, noch weiter auf 5% sinkt (ebd., S. 246ff.). Solchen Ausweichbewegungen vor der NS-Vergangenheit im privaten Raum der Familie kann, ohne dass damit das Vermittlungsproblem gelöst wäre, allein durch solche Studien begegnet werden, die sich auch mit dem Alltag, der empfundenen „Normalität“ der „Volksgenossen“ zwischen 1933 und 1945 befassen.

3.2. Darstellung ausgesuchter Sozialisationsbedingungen während der Weimarer Republik

Die folgenden Ausführungen bieten einen fundierten Überblick über die gesellschaftlichen Sozialisationsbedingungen während der Weimarer Republik und die Auseinandersetzung der heranwachsenden Generation mit diesen äußeren Umständen. Die Darstellung in Form eines, aus verschiedenen Faktoren zusammengesetzten, Aufresses ist hierbei vor allem darauf zurückzuführen, dass eine umfassende „Geschichte der Jugend in Deutschland nach 1918 noch nicht vorliegt“ (Tenorth, H.-E. (1985), S. 110). Um eine allzu starke Zergliederung der Darstellung zu vermeiden, beschränkt sich deren Gliederung auf zwei größere Themenkomplexe: Zum einen auf die Beschreibung der demographischen, ökonomischen, politischen und sozialen Folgen des ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise für die Weimarer Gesellschaft und damit verbunden für die Sozialisation der Heranwachsenden, zum anderen auf die Analyse spezifisch jugendlicher Erlebnisstrukturen während der Weimarer Republik und deren Bedeutung für das gesellschaftliche Leben insgesamt.

Entsprechend dem Erkenntnisinteresse der Arbeit liegt der Schwerpunkt der Darstellungen hierbei jeweils auf der Zeit nach 1929, der „spezifischen Vorgeschichte des Dritten Reiches“ (Reichel, P. (1994), S. 15).

Abschließend werden die aus sozialisationstheoretischer Sicht so bedeutsamen Neuerungen, welche diese Epoche im Bereich der Massenkultur hervorgebracht hat, beschrieben.

3.2.1. Die vielfältigen Belastungen durch den verlorenen Ersten Weltkrieg und die Wirtschaftskrisen

Die junge Republik war von Beginn an mit der Hypothek des verlorenen Weltkrieges belastet, welche sich außerordentlich auf die in Deutschland vorherrschende Einstellung zur neuen Staatsform sowie den politisch Verantwortlichen auswirkte und deren teils latente, teils offene und radikale Ablehnung zur Folge hatte.

Für viele Deutsche war das Stigma der Niederlage nur schwer zu verkraften, zumal einige Aspekte deren Leugnung unterstützten, wie etwa die Tatsache, dass zum Ende des Krieges keine feindlichen Truppen auf deutschem Boden standen.

Die verbreitete diesbezügliche Verdrängungsmentalität verband sich nach der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages vom 28. Juni 1919 mit erheblichen Protesten, welche sich gegen dessen Bestimmungen und Unterzeichner richteten. Als besonders schmachvoll wurden die dort fixierte Anerkennung der alleinigen Kriegs-

schuld Deutschlands (Art. 231) und die Deklaration des Kaisers als Kriegsverbrecher (Art. 228) empfunden (vgl. Hillgruber, A. (1980)). Wichtig ist, dass die Formulierungen des Vertrages den rechten, auf Revision der Schmach von 1918 drängenden, politischen Nationalisten als Propagandamaterial in die Hände spielten. Dass der Vertrag von sich aus, aufgrund seiner Schärfe die nationale Stimmung angeheizt hätte, ist hingegen eine irreführende Annahme (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 8). Bis heute ist umstritten, „ob das Vertragswerk im Vergleich mit anderen Friedensschlüssen des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere mit dem Pariser Vertrag von 1871, wesentlich radikaler war“ (ebd.).

Die Republik geriet allerdings zusätzlich von Beginn an auch innenpolitisch unter Druck, da ihre Verantwortungsträger, vornehmlich Sozialdemokraten, seit der Entscheidung gegen eine Räterepublik 1919 zunehmend offener Ablehnung aus Kreisen der politischen Linken (vgl. Kluge, U. (1985)) und seit der Annahme des „Schandvertrages“ von Versailles öffentlichen Diffamierungen („Dolchstoßlegende“ etc.) von Seiten der politischen Rechten ausgesetzt waren. Solche Agitationen stießen, nicht zuletzt aufgrund der oben geschilderten Verdrängungstendenzen, bei großen Teilen der Bevölkerung auf bereitwillige Aufnahme und führten dazu, dass die Entscheidungsträger zumeist ohne Unterstützung der Bevölkerung agieren mussten. In dem Maße, in dem die neue Staatsform nun allerdings mit ihrer politischen Führung identifiziert wurde, ergab sich auch eine tief verwurzelte Abneigung gegenüber der Republik, und der Ruf nach ihrer Eliminierung wurde mit jeder Krise lauter und deutlicher vorgebracht. Dieser Aspekt betraf nunmehr auch diejenigen in direkter Weise, die neu in die Gesellschaft hineinwuchsen. Sie mussten sich arrangieren in einer staatlichen Umwelt, deren Struktur auf keine Tradition verweisen konnte, sowie von der Mehrheit ihrer Mitmenschen nicht akzeptiert und als verantwortlich für das wiederholte Auftreten von Krisen angesehen wurde. Obschon sich viele Deutsche während der „ruhigen Jahre“ der Republik zwischen 1924 und 1929 mit dieser arrangierten, bestimmten die zuvor beschriebenen Mentalitäten doch mehr oder weniger die öffentliche Auseinandersetzung der Bürger mit den politischen Verhältnissen im damaligen Deutschland (vgl. Peukert, D. (1987), S. 191ff.). Es kann somit nicht überraschen, dass gerade auch von Heranwachsenden derartige Auffassungen verinnerlicht, sowie ihre oftmals missliche Lage als Folge verfehlter Politik eines in ihren Augen unfähigen Systems und seiner inkompetenten Vertreter interpretiert wurde. Besonders aus den Reihen der Jugend war mit zunehmender Intensität der Krisen immer eklatanter die Forderung nach einer neuen und besseren Staatsform zu vernehmen. Nicht mehr, ob die Repub-

lik ihre Krise lösen könne, wurde diskutiert, sondern vielmehr was nach ihr kommen solle.

Die Ablehnung dieses, von weiten Kreisen der zeitgenössischen deutschen Gesellschaft und insbesondere von ihren jugendlichen Vertretern als ganz und gar misslungen angesehenen, „Demokratieexperiments von Weimar“ (ebd., S. 269) verband sich allerdings nicht mit einer Herabsetzung der ideellen Einstellung zum eigenen Vaterland. Vielmehr führten u.a. die Verdrängung der Kriegsniederlage und eine damit verbundene subjektive Wahrnehmung einer Einkreisung durch „neidische... Siegermächte“, die lediglich Deutschlands Stärke fürchteten, zu einem gänzlich übersteigerten Nationalismus in weiten Teilen der Bevölkerung. Auch in Kreisen der Politik „baute sich eine parteienübergreifende nationalistische Identifikation auf“ (ebd., S. 52). Diese Mentalität, die sich mit Peukert als „Versailler Psychose der Deutschen“ (ebd.) beschreiben lässt, spielte eine wichtige Rolle bei der Sozialisation nachwachsender Generationen, die unweigerlich mit diesen Begründungsstrategien in Kontakt gerieten, zumal sie von den Folgen des Krieges vielfach direkt betroffen waren.

Einige dieser konkreten Konsequenzen für die in Weimar heranwachsenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen gilt es kurz zu erwähnen (vgl. ebd., S. 91ff.):

1. Obwohl die Gesamtbevölkerung Deutschlands zwischen 1910 und 1925 stetig zugenommen hatte, ergab sich kriegsbedingt ein starker Rückgang der männlichen Bevölkerung zwischen 25 und 50 Jahren. Dies führte u.a. dazu, dass viele Frauen alleinstehend waren und ihre bis dato traditionelle Rolle als Hausfrau nicht ausüben konnten, sowie zum Verblassen traditioneller Familienkonstellationen. Besonders in den Kreisen des Bürger- und Kleinbürgertums hatte sich die Entwicklung hin zur Existenzform der Kernfamilie bereits durchgesetzt. Durch die Verluste des Krieges fehlte hier nun oftmals die väterliche Autorität (vgl. Tenorth, H.-E. (2000), S. 199ff.).
2. Seit 1910 ließ sich bereits deutlich ein Absinken der Geburtenrate erkennen. Diese fiel allerdings infolge des ersten Weltkrieges so rapide, dass sie zu Beginn der Weimarer Republik nur noch ungefähr die Hälfte ihrer Höhe von 1910 ausmachte und sich somit die Diskussion um den offensichtlichen Rückgang an nachwachsender Bevölkerung mit der belastenden Erfahrung der Niederlage verband (vgl. Castell-Rüdenhausen, A. (1989), S. 65). Diese Problematik wurde während der Weimarer Republik teilweise durch eine gestiegene Lebenserwartung und eine geringere Säuglingssterblichkeit aufgefangen. Beides wurde bedingt durch eine deutliche „Verbesserung der hygienischen Verhältnisse und der medizinischen Versorgung“, was zwischenzeitlich ein Bevölkerungswachstum, insbesondere in den

Großstädten, und eine weitere „Urbanisierung“ mit sich brachte (Tenorth, H.-E. (2000), S. 193).

3. Hatte sich bisher nur die Zuwachsrates der Bevölkerung verringert, so begann nun erstmals die absolute Zahl der Kinder in Deutschland zu sinken – eine Entwicklung, die bis zum heutigen Tage anhält.
4. Es ergab sich eine starke Forcierung einer demographischen Entwicklung, durch die sich aus der so wichtigen glockenförmigen nunmehr eine volkswirtschaftlich besonders ungünstige pilzförmige Altersverteilung bereits absehen ließ.

Es erfolgte letztlich eine eindeutige Unterteilung der Weimarer Bevölkerung, der sich je nach Geschlecht und Generation ganz unterschiedliche Lebensvoraussetzungen darboten. Die mit dieser Segmentierung einhergehende „Beunruhigung und neue Konflikte bestimmten die Mentalitätsgeschichte dieser Zeit außerordentlich“ (Peukert, D. (1987), S. 94). Dies machte sich besonders in vielfältigen Generationenkonflikten und damit verbundenen Auseinandersetzungen zu den bevölkerungspolitischen Bereichen „Jugend“ und „Kinderaufzucht“ bemerkbar. Die sozialpsychologischen Folgen der Effekte des Ersten Weltkriegs für die junge Generation lassen sich mit Götz von Olenhusen skizzieren:

„Der Erste Weltkrieg zerstörte in großem Umfang das traditionelle Gefüge frühkindlicher und kindlicher Sozialisation. Deswegen konnte sich bei großen Teilen dieser Generation keine Ich-Struktur herausbilden, die den umfassenden Krisen, denen sie als Kinder und Jugendliche ausgesetzt waren, hätten standhalten können. Auch die folgenden Revolutionszeiten, die Wirtschaftskrisen und nationalen Probleme konnten an ihnen nicht spurlos vorübergehen. Insbesondere hatte diese Generation die Erfahrung zu machen, daß politische Konflikte nicht rational, sondern mit Gewalt gelöst wurden oder aber ungelöst blieben“ (Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 264).

Es gilt hier auf die erweiterte Bedeutung dieser Gewalt in der politischen Auseinandersetzung vor allem in den Großstädten der späteren Weimarer Republik hinzuweisen. Diese prägte keineswegs nur die Politikwahrnehmung der Heranwachsenden, sondern wurde für diese zum alltäglichen Sozialisationserlebnis (vgl. Böhler, J. (2006), S. 34). An deren Gegenwart und Einsatz gewöhnten sie sich mehrheitlich. Außerdem wurde physische Gewalt für viele, von den weiter unten ausgeführten psychosozialen Begleiterscheinungen einmal abgesehen, zu einer akzeptablen sowie vermeintlich Erfolg versprechenden politischen und persönlichen Handlungsoption. Angesichts dieser wiederholten Erfahrung von Gewalt (persönlich oder als Zuschauer) kann es nicht überraschen, „dass bei der Jugend der Weimarer Republik – unabhängig von allen sozialen Klassen und Schichten – ein >kriegsbezogene[r] Gewaltkult< zu ver-

zeichnen war“ (ebd.). An diesen konnte das NS-System mit seinen konkreten Angeboten anknüpfen:

„Im Anschluss an die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde diese innere Disposition deutscher Jugendlicher und junger Erwachsener in der Wehrmacht und in zahlreichen militärisch ausgerichteten Organisationen und Verbänden kanalisiert und mit der Vermittlung nationalsozialistischer Weltanschauung verbunden“ (ebd.).

Die geschilderten Problematiken erfuhren in der Weimarer Republik zusätzlich eine nachhaltige Verschärfung durch die dort auftretenden Wirtschaftskrisen von 1923 (vgl. Möller, H. (2006), S. 146ff.) und 1926, vor allem aber durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1929/30 (vgl. Kindleberger, C. (1972), Wirsching, A. (2000), S. 69ff., sowie Evans, R.J. (2005), S. 327ff.). Zunächst sei darauf hingewiesen, dass es freilich nicht diese Wirtschaftskrisen der Weimarer Republik allein waren, welche dazu führten, dass Deutschland „nach dem Maßstab damaliger Tage, ganz zu schweigen von den Maßstäben des späteren 20. Jahrhunderts... in den zwanziger und dreißiger Jahren alles andere als eine wohlhabende Gesellschaft (war)“ (Tooze, A. (2007), S. 167), sondern dass es sich bei letzterem Befund um ein tiefer gehendes „Problem der internationalen ökonomischen Ungleichheit“ (ebd.) handelte (vgl. hierzu die Statistik in ebd., S. 168f.). Um die mentale Bedeutung des Erlebens der Wirtschaftskrisen für das Vertrauen der Bevölkerung in die Weimarer Republik zu verstehen, muss man demnach deren ökonomische Vorgeschichte berücksichtigen:

„Es kann gar nicht oft genug betont werden, welche Auswirkungen es hatte, dass Deutschland zu Beginn der dreißiger Jahre auf fast zwanzig Jahre zurückblickte, in denen wirtschaftlicher Verfall und Unsicherheit die Erfahrung von Wohlstand und wirtschaftlichem Fortschritt weit überwogen hatten“ (ebd., S. 177).

Das deutsche Pro-Kopf-Volkseinkommen des Jahres 1935 lag weit hinter den Vergleichsgrößen der Vereinigten Staaten oder Großbritanniens zurück (vgl. ebd., S. 170). In einer modernen Vergleichstabelle würde das „Dritte Reich“ dieser Jahre „wirtschaftlich in derselben Liga wie Südafrika, der Iran oder Tunesien spielen“ (ebd.). Wenngleich solche Vergleiche freilich hinken (vgl. ebd.), kann anhand dieses Beispiels doch verdeutlicht werden „wie unvollständig die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in den dreißiger Jahren war“ (ebd.). Die Versorgung mit Konsumgütern, wie Auto, Kühlschrank oder Radio hinkte weit hinter anderen Ländern, allen voran den Vereinigten Staaten zurück (vgl. ebd., S. 170ff.). Aufgrund dieser Situation bildeten sich in der deutschen Bevölkerung auch in ökonomischer Hinsicht tief sitzende Unterlegenheitsgefühle und ein massives Ungerechtigkeitsempfinden aus (vgl. ebd., S. 173). Bis weit in die dreißiger Jahre hinein reichten die, überwiegend in Pfennigen bemessenen, Stundenlöhne der Deutschen vielfach kaum aus, um die benötigten Le-

bensmittel zu erwerben (vgl. ebd., S. 174f.).⁴⁹ Infolgedessen lebte bis weit in die NS-Zeit hineinreichend „nur eine kleine Minderheit... unter Bedingungen, die wir heute als annehmbar betrachten würden“ (ebd., S. 176). Die Berücksichtigung dieses Hintergrundes ermöglicht ein vertieftes Verständnis der besonderen Wahrnehmung der Weltwirtschaftskrise, nicht als einmaliger Ausrutscher eines ansonsten funktionierenden Systems, sondern als endgültiger Bankrott einer maroden und „überforderten“ (Ursula Büttner) Demokratie. Gleichmaßen wird verständlich, welche Anziehungskraft allein das Versprechen verbesserter ökonomischer Lebensumstände sowie die propagandistische Benennung angeblicher, sich selbst ungerechtfertigt bereichernder, Schuldiger dieser Wirtschaftskrisen entfalten konnte.

Die wirtschaftliche Krise des Jahres 1929 griff aus den Vereinigten Staaten rasch auf Deutschland über. Nach dem „schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse am 29.10.1929, an dem Anleger über 30 Milliarden Dollar verloren, hatten U.S.-Banken kurzfristig Kredite aus Deutschland abgezogen und gleichzeitig Amerika den eigenen Wirtschaftsraum abgeschottet, um so die eigene Konjunktur zu stabilisieren. 1930 erreichten die Ausläufer der Krise Deutschland endgültig und es wurde deutlich, wie sehr der Eindruck der Stabilität der hiesigen Wirtschaft getrogen hatte, da sie „auf Pump“ aufgebaut war und nunmehr einen rasanten Verfall mit verheerenden ökonomischen und sozialen Folgen für die Bevölkerung hinnehmen musste.

Es lässt sich konstatieren, dass „die Massenarbeitslosigkeit das wohl hervorstechendste Merkmal der Weltwirtschaftskrise“ (Peukert, D. (1987), S. 246, vgl. auch Spree, R. (2004), S. 102) darstellte. Sie stieg von durchschnittlich 6,2% 1927 auf 29,9% 1932, was rund 5,6 Millionen Arbeitslosen (zuzüglich einer Dunkelziffer von ca. einer Million) entsprach. Diese, auf amtlichen Statistiken beruhenden, Angaben erfassen aber noch nicht das ganze Ausmaß der damaligen Arbeitslosigkeit. „Unter Einbeziehung der nichtregistrierten, ‚unsichtbaren‘ Teile der Arbeitslosigkeit ist im Oktober 1932 sogar von 8,75 Millionen Arbeitslosen auszugehen; hinzu kamen 3,6 Millionen

⁴⁹ Ein Kilo Graubrot kostete in den dreißiger Jahren 31 Pfennige, was für die vielen Niedriglohnarbeiter in Deutschland der Gegenwert einer halben Arbeitsstunde war. Kartoffeln waren das Grundnahrungsmittel der deutschen Arbeiterklasse. Fünf Kilo waren für 50 Pfennige zu haben. Für ein Kilo Speck im Wert von 2,14 RM musste ein Arbeiter hingegen einen halben Tag arbeiten. Butter war ausnehmend teuer. 1936 stand der Preis für ein Kilo Butter bei 3,10 RM. Ein 250-Gramm-Stück kostete also mehr, als der Durchschnittsarbeiter für eine Stunde Arbeit in die Lohntüte bekam. (...) Da überrascht es nicht, dass sich die Mehrheit der Deutschen von einer bescheidenen und monotonen Kost ernährte: Brot und Marmelade, Kartoffeln, Kohl und Schweinefleisch, herunter gespült mit Wasser, ein klein wenig Milch und Bier. Nicht ohne Grund kam in England die abschätzige Bezeichnung >Kraut< für die Deutschen auf“ (Tooze, A. (2007), S. 175).

Kurzarbeiter, von denen wiederum 1,2 Millionen weniger als die Arbeitslosenunterstützung erhielten“ (Buddrus, M. (2003), S. 509).⁵⁰

Als Folge dieser Entwicklung gerieten unzählige Menschen in Existenznot. Zudem verbreitete sich eine massiv zunehmende soziale Verelendung⁵¹ und Verunsicherung. „Unter Einschluß der Familienangehörigen lebten im Herbst 1932 weit mehr als zwanzig Millionen Menschen oder etwa jeder Dritte im Deutschen Reich von öffentlicher Unterstützung. Sie lag im Gegensatz zu heute damals weit unter dem Existenzminimum“ (Wendt, B.J. (2000), S. 53).

Gleichzeitig kam es, in unmittelbarer Abhängigkeit der ökonomischen Belastungen, überdies zu einer politischen Krise, die letztlich am 27. März 1930 zum Bruch der „großen Koalition“ unter der Führung des Sozialdemokraten Müller-Franken, sowie zur Etablierung einer Reichsregierung in Form so genannter „Präsidialkabinette“ führte, die fast ausschließlich vom Reichspräsidenten abhängig waren und sich auf keine Basis innerhalb der Bevölkerung berufen konnten (vgl. hierzu ausführlich Wirsching, A. (2000), S. 31ff., sowie Evans, R.J. (2005), S. 343ff.).

All dies führte zu einem erneuten Ansteigen eines bereits seit 1919 ständig schwelenden Krisenbewusstseins (vgl. Möller, H. (2006), S. 216ff.), welches besonders den Mittelstand seit der Inflation 1923 erfasst hatte (vgl. ebd., S. 165ff.). Die Weltwirtschaftskrise lässt sich somit als Initialzündung für den endgültigen Bruch weiter Teile der Bevölkerung mit dem parlamentarischen System beschreiben, an dessen Reparationsfähigkeit kaum jemand mehr glauben mochte, soweit man ihm überhaupt Vertrauen geschenkt hatte.

Neben den direkt betroffenen Arbeitern und Angestellten⁵² war insbesondere der Mittelstand, neben den entsprechenden Erfahrungen, vor allem von einer bedrückenden

⁵⁰ Eine dazwischen liegende Größenordnung gibt Wolfgang Keim unter Rekurrenzung auf Heinrich August Winkler an, wenn er, „einschließlich der ‚unsichtbaren‘ Arbeitslosen“, für Anfang 1933 von „fast acht Millionen Menschen“ (ders. (1995), S. 56) ausgeht, die zu diesem Zeitpunkt arbeitslos gewesen seien.

⁵¹ Von dieser waren wiederum Kinder in besonderem Maße betroffen. Ein zeitgenössisches Dokument fasst die damalige Situation zusammen: „>Kinder werden vielfach von Eltern zum Betteln oder gar zum Stehlen veranlaßt und gezwungen – Straßenhandel, Durchsuchen von Müllkästen – Nachlassen der Ehrlichkeit der Kinder – Zunahme von Habgier – Geldspekulation unter Kindern häufig – zunehmender Alkoholismus der Jugendlichen – zunehmendes Schwenden der elterlichen Autorität – da Mütter vielfach erwerbstätig, ermangeln Kinder jeglicher Aufsicht – zunehmende Verwilderung der Sitten – (...) besonders häufige Verführung durch Ausländer – Zahl der Fälle, in denen Einleitung der Fürsorgeerziehung notwendig nimmt dauernd zu – zur Zeit unterstehen dem Jugendamt annähernd 9000 Fürsorgezöglinge.“ (zitiert nach Hafeneger, B. (1988), S. 18). Abstrahiert man von diesen Ausführungen etwas das historische Kolorit aus der Wahrnehmung damaliger Verhältnisse und ihrer Beurteilung, so bleibt die Auswirkung der Weltwirtschaftskrise auf die soziale und materielle Lage von Kindern dennoch unverkennbar.

⁵² „Vor allem ist in erster Linie an die große Schicht der Angestellten zu erinnern, von der erhebliche Teile aus einer früheren rechtlich und ökonomisch selbständigen Tätigkeit in den Angestellten-

Krisenwahrnehmung und damit verbundenen massiven Verlustängsten betroffen. Nach eigener, keineswegs unbegründeter, Auffassung drohte ihnen mehr und mehr die wirtschaftlichen Existenzgrundlagen weg zu brechen. In diesem Kontext gilt es darauf hinzuweisen, dass der oft angeführte direkte Zusammenhang zwischen der zunehmenden Arbeitslosigkeit und dem Aufkommen des Nationalsozialismus in Deutschland differenzierter betrachtet werden muss. Verschiedene Studien belegen, dass erlebte Arbeitslosigkeit nicht zu sozialem Protest, sondern vielmehr zu Resignation und Passivität führte (vgl. Tenorth, H.-E. (1985), S. 99f., Falter, J. (1991)⁵³, S. 290ff. sowie Janka, F. (1997), S. 68).⁵⁴ Wo sie sich in Aktionsbereitschaft oder Wahl dispositionen niederschlug, kamen diese hingegen vor allem der klassischen Vertretung der Arbeiterklasse, der „KPD“ zugute (vgl. Evans, R.J. (2005), S. 332ff.). Den dennoch vorhandenen Zusammenhang zwischen steigender Arbeitslosigkeit und den Wahlerfolgen der NSDAP stellten demgegenüber „Kontexteffekte‘... von höchst

status wechseln mußten. Diese Entwicklung hat nicht unbedingt ihre ökonomische Situation, wohl aber ihr soziales Selbstbewußtsein beeinträchtigt“ (Möller, H. (2006), S. 276).

⁵³ Im wissenschaftlichen Diskurs wird zumeist auf die Arbeiten Jürgen Falters verwiesen, um die oben ausgeführte These zu belegen. Es sei an dieser Stelle wenigstens angemerkt, dass es in den USA bereits deutlich früher eine, auf einer anderen städtevergleichenden Datenbasis fußenden, Studie gegeben hat, welche sehr differenziert nachweisen konnte, dass mit Ausnahme von Köln und Frankfurt, sowie abgeschwächt auch in München, in allen anderen großen Städten, insbesondere auch im hanseatischen Hamburg und im vermeintlich schon damals weltstädtischen Berlin der Anteil der NSDAP-Wähler durchgehend in Korrelation mit dem sozio-ökonomischen Status der Wohnbevölkerung der einzelnen Stadtviertel anstieg (vgl. Hamilton, R. F. (1982)). Schon diese Arbeit konnte die landläufige Meinung widerlegen, das despossedierte Kleinbürgertum und die Arbeitslosen seien besonders anfällig für die Wahlversprechen der Nationalsozialisten gewesen. Leider wurde Hamiltons Studie in der öffentlichen Debatte in Deutschland viel zu wenig bemerkt und aufgegriffen.

⁵⁴ Die NSDAP schnitt tendenziell bei allen Reichstagswahlen nach 1930 im Vergleich zum Reichsmittel in den Gebieten besser ab, je niedriger die Arbeitslosenquote in dem entsprechenden Gebiet lag und schlechter in Kreisen mit überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit (vgl. Falter, J. (1991), S. 296ff.). Ein Trend, der sich bis 1933 noch verstärkte. Von der sich ausbreitenden Arbeitslosigkeit profitierte vor allem die KPD unmittelbar (vgl. ebd., S. 305), sowie etwas schwächer die SPD (vgl. ebd., S. 310). Einzig bei den arbeitslosen Angestellten verkehrte sich dieser Trend geringfügig (vgl. ebd., S. 310f.). Demgegenüber sahen auch viele noch im Beruf stehende Arbeiter die Nationalsozialisten als Erfolg versprechende politische Lösung an und wanderten in großer Zahl etwa von der SPD zur NSDAP (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 157ff.). Da jedoch der Faktor „Verschuldung“ tendenziell zu einer Stärkung der NSDAP führte, die in Kreisen, in denen mehr Wahlberechtigte davon betroffen waren, vergleichsweise besser abschnitt (vgl. Falter, J. (1991), S. 324), lässt sich festhalten: „Wirtschaftliche Not scheint... zu einer Art bereichsspezifischer Radikalisierung der Wählerschaft geführt zu haben, wobei von Arbeitslosigkeit betroffene Wähler eher für linksradikale Parteien gestimmt haben, während der ja in erster Linie durch die wachsende Verschuldung betroffene alte Mittelstand stärker zur NSDAP gewandert ist“ (ebd.). Dass Arbeitslosigkeit als konkrete persönliche Erfahrung vor allem zu Resignation, Apathie und Verzweiflung führt, dies hat Anfang der dreißiger Jahre bereits die so genannte Marienthal-Studie von Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld und Hans Zeisel ergeben (vgl. dies. (1933; Neuauflage 2007)). In der österreichischen Arbeitersiedlung Marienthal wurden nach der Schließung einer Fabrik die meisten Bewohner arbeitslos, worauf sich vorrangig die genannten Reaktionsmuster bei den Betroffenen erkennen ließen. Bereits hier führte die erzwungene Untätigkeit durch Arbeitslosigkeit zu einer umfassenden psychologischen und sozialen Lähmung. Schon in dieser Studie wurde deutlich, dass gerade lang anhaltende Arbeitslosigkeit bei den Betroffenen überwiegend zu Passivität, Resignation und empfundener Hoffnungslosigkeit führt. Zudem zeigte sich, dass das andauernde Fehlen zeitlicher Bindungen und Strukturierungen, wie sie ein Arbeitstag vorgibt, als massive Belastung empfunden wurde.

mittelbarer Natur“ (Tenorth, H.-E. (1985), S. 100) dar: Aus der sich ausbreitenden Arbeitslosigkeit entstand ein Klima von empfundener Angst und Hoffnungslosigkeit, welches sich wiederum besonders dort auswirkte, wo es noch deutliche Verschlechterungen der eigenen sozialen Lage zu befürchten gab. Dies traf wiederum verstärkt auf die Mitglieder des bürgerlichen Mittelstandes zu⁵⁵, die bereits seit der Inflation 1923 und ihren damit einhergegangenen großen Verlusten der Republik gegenüber sehr skeptisch eingestellt waren (vgl. Evans, R.J. (2005), S. 339ff.). Zu dieser Argumentation passt auch das Wahlverhalten jener Bevölkerungsgruppe, der Selbständigen aus Gewerbe und Landwirtschaft, deren Absatzmöglichkeiten vom wirtschaftlichen Klima unmittelbar abhängig waren und deren Angehörige die sich ausbreitende Arbeitslosigkeit infolgedessen auch dann besonders fürchten mussten, wenn sie noch nicht persönlich davon betroffen waren. Falter stellt diesbezüglich fest:

„Insgesamt ergibt sich aus der Analyse des Zusammenhangs zwischen Selbständigenanteil und Wahlerfolgen der NSDAP, daß anfangs der Prozentsatz der gewerblichen Selbständigen, später der Prozentsatz der landwirtschaftlichen Selbständigen stärker das Abschneiden der NSDAP beeinflusst hat. Sowohl im Juli 1932 als auch im März 1933 wuchs die NSDAP vor allem dort überproportional stark an, wo viele landwirtschaftliche Selbständige lebten“ (ders. (1991), S. 256, vgl. hierzu auch ebd., S. 248ff.).

Derartige „Kontexteffekte“ betrafen aber noch eine weitere Bevölkerungsgruppe in besonderem Maße, die sich nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Bevölkerungsschicht, sondern durch ihr Alter auszeichnete. Die in der Weimarer Republik heranwachsenden Jugendlichen mussten schließlich nicht „nur“ den Verlust eines einmal erworbenen Besitzstandes befürchten. Für sie ergab sich vielmehr eine Sozialisationsumwelt, die ihnen die Begründung einer irgendwie gearteten Existenz gar nicht erst zu ermöglichen schien.⁵⁶

⁵⁵ Horst Krüger schildert diese Mentalität in seinen Jugenderinnerungen: „Meine Eltern hatten einen klaren Sinn für oben und unten, man mußte das fühlen. Die Leute von unten waren Pack und die von oben unerreichbar hoch. (...) Und so ähnlich wie meine Eltern waren damals viele Eichkampfer: diese Nissens und Wessels, Naumanns und Neumanns, diese Stefans und Schuhmanns, Lehmanns und Strüblings. Sie waren alle aus kleinen Verhältnissen gekommen, hatten etwas Bescheidenes zustande gebracht, lebten immer in der Angst, wieder abzurutschen, wollten oben bleiben, waren nun wer und besaßen diesen untrüglichen Sinn für feinste Rangunterschiede. Sie waren unpolitisch und unerotisch, lasen den Lokal-Anzeiger, lösten am Sonntagabend Kreuzworträtsel, wählten stramm deutschnational, sprengten den Rasen und sahen auf Ordnung und Konvention. (...) Es war nicht das Negative deutscher Geschichte, was in Eichkamp rumorte. Man hatte nur immer Angst gehabt, wieder abzurutschen, und nun kam einer, der sie wie auf Flügeln immer höher tragen wollte. Das war es. Es war einfach zu schön. Alles wurde nun so weit und groß und hoffnungsvoll“ (ders. (1999), S. 30f.).

⁵⁶ Bei einer solchen, eher mentalitätsgeschichtlichen, Darstellung sollte nicht aus dem Blick geraten, dass viele Kinder und gerade solche aus ärmeren Schichten, während der Wirtschaftskrisen ganz direkt durch die damit einhergehende Verarmung betroffen waren. Sie litten Hunger und Durst, hatten nicht genug Kleidung und mussten oft selbst mit kaum bezahlten Hilfsarbeiten dazu beitragen, die Familie am Leben zu erhalten. „Der Nahrungsbedarf eines gesunden Schulkindes im Alter von sechs bis vierzehn Jahren wurde auf 1500 bis 2000 Kalorien veranschlagt. Kinder von

Der, 1926 geborene, Zeitzeuge Ulrich Frodien berichtet aus seiner Breslauer Volksschulklasse des Jahres 1932 in bezeichnender Weise darüber, wie diese Notlagen bereits das Leben junger Kinder tangierten:

„Fast die Hälfte der Erstklässler (kam) bis zum ersten Schneefall barfuß in den Unterricht. Die Eltern hatten weder Geld für feste Schuhe noch für warme Winterkleidung, schon Sandalen galten als Luxus. Ich habe Kellerwohnungen von Arbeitslosenfamilien kennengelernt, ohne Fenster, das Licht kam durch die Gitter auf den Gehwegen, stinkende, feuchte Löcher, wo vier Kinder auf einem Bettgestell mit dünnen, abgewetzten Decken schlafen mußten. Fürsorge und Arbeitslosenhilfe reichten nicht mal aus, um satt zu werden, ein großer Teil meiner Mitschüler, stellte der Schularzt fest, war chronisch unterernährt. Alles für heutige Kinder Selbstverständliche, Taschengeld, Spielzeug, Bücher, Sportgeräte, war für sie unerreichbar. Urlaubsreisen oder gar ein Fahrrad, davon wagten die meisten meiner Mitschüler nicht mal zu träumen. Und das alles war nicht etwa ein vorübergehender Notstand, dieses Elend war eine Dauererscheinung seit 1928“ (ders. (2002), S. 193).

Bezeichnend an dieser Schilderung ist allerdings auch hier, dass es sich bei Frodien um einen damals heranwachsenden Chronisten handelt, der selbst nicht unmittelbar vom Elend betroffen war, dieses eher bei Klassenkameraden besorgt beobachtete, und selbst „im Schutz einer bürgerlichen Familie aufwuchs“ (ebd., S. 194), welcher sich kurze Zeit später aktiv und „stolz“ (ebd., S. 193) am Reichstagswahlkampf im Herbst 1932 beteiligte, um den Wahlsieg für „>unsere letzte Hoffnung, Adolf Hitler...<“ (Plakattext, zitiert nach ebd.) zu sichern.

In den Familien, die selbst von lang anhaltender Arbeitslosigkeit betroffen waren, übertrugen sich eher die Empfindungen von Leere und Sinnlosigkeit, sowie die dadurch ausgelöste Apathie auch auf die Heranwachsenden. In einem autobiographischen Aufsatz vom Dezember 1932 schreibt ein damals 14-jähriges Mädchen bezeichnend:

„>Jetzt ist mein Vater schon über drei Jahre arbeitslos. Früher glaubten wir noch daran, daß Vater wieder einmal Arbeit bekommen würde. Heute haben selbst wir Kinder alle Hoffnung aufgegeben.<“ (zitiert nach Evans, R.J. (2005), S. 327).

Ebenso massiv betroffen von der wirtschaftlichen Misere waren die älteren Heranwachsenden. Für sie verschärfte die aktuelle ökonomische Krise eine ohnehin schwierige wirtschaftliche Existenz beträchtlich:

„In der Weimarer Republik strömten die geburtenstarken Jahrgänge der Jahre 1900-1913 ausgerechnet zu einem Zeitpunkt auf den Arbeitsmarkt, der durch Rationalisierungsdruck und Krisener-

Arbeitslosen kamen 1931 aber lediglich auf 530 bis 1140 Kalorien“ (Winkler, H.A. (1987), S. 42). Auch psychisch und psychosomatisch wirkte sich die Arbeitslosigkeit der Eltern belastend auf die Kinder aus betroffenen Familien aus: „Schnelle Ermüdbarkeit, Abgespanntheit, Mangel an Konzentrationskraft, allgemeine Zerstreuung und Zerkahrenheit, Nachlassen des Hausfleißes, starke körperliche Unruhe, sichtbare Leistungsrückgänge“ (ebd., S. 42f.) waren die unmittelbaren Folgen.

scheinungen geprägt war. 1925 betrug die Zahl der 14-25jährigen in Deutschland rund 14 Millionen, das entsprach 23% der Gesamtbevölkerung... Zwischen 1910 und 1925 expandierte der Anteil dieser Generation weit überproportional. Allein die Zahl der 18-21jährigen stieg zwischen 1910 und 1925 um 19,6%, die der 14-18jährigen um 13,8%... Schon Mitte der zwanziger Jahre wurde die junge Generation von der bereits damals entscheidenden strukturellen Arbeitslosigkeit betroffen. (...) In der Alterskohorte der 20-25jährigen bestand nach 1930 mit Abstand die höchste Erwerbslosenquote. Reichsweit kamen im Juni 1933 auf 100 Erwerbstätige dieser Altersklasse 44,5 Arbeitslose“ (Wirsching, A. (1999), S. 373).

Während der ökonomisch stabileren Jahre zwischen 1924 und 1929 war es noch gelungen, den Großteil der arbeitslosen Jugendlichen in den Produktionsprozess einzubinden (vgl. Hafener, B. (1988), S. 15), wenngleich auch die Stabilisierung während dieser Jahre lediglich eine oberflächliche war (vgl. Möller, H. (2006), S. 172ff.). Diese Lage änderte sich in Folge der Weltwirtschaftskrise grundlegend. Für die Jahre 1931/32 wurde eine Durchschnittsquote (1. April bis 31. März) erhoben, nach der 1,5 Millionen der insgesamt etwa 6 Millionen Arbeitslosen in Deutschland Jugendliche waren (vgl. Hafener, B. (1988), S. 17). 1932/33 betrug diese Quote 1,62 Millionen, bei etwa 6,25 Millionen Arbeitslosen insgesamt. Andere Quellen gehen gar von mindestens 2 Millionen Jugendlichen unter 25 Jahren aus, wobei hier die Dunkelziffer noch besonders hoch gewesen sei (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 510). Solche Zahlenabweichungen sollten allerdings nicht zu größerer Verwirrung führen, sie basieren häufig auf der Tatsache, dass in verschiedenen Statistiken und Publikationen der Jugendbegriff mit unterschiedlichen Altersbegrenzungen verwendet wird und somit auch unterschiedlich Gruppenstärken erfasst (vgl. ebd.). All dies ändert aber wenig an der grundsätzlichen Feststellung, dass jugendliche Arbeitslose zu Beginn des Jahres 1933 mindestens 25% aller Arbeitslosen in Deutschland ausmachten.

Schwerwiegend wirkte sich zudem aus, dass die überwiegende Mehrzahl der jugendlichen Arbeitslosen aus den Altersgruppen der 18- bis 21-Jährigen und vor allem der 21- bis 25-Jährigen stammte. Zusätzlich wirkte sich hierbei erschwerend aus, dass die Bevölkerungsabnahme besonders die Altersgruppe der 14- bis 18-Jährigen getroffen hatte (ihre Zahl sank zwischen 1925 und 1932 von 5,2 auf 3,5 Millionen), während die Gruppe der 18- bis 21-Jährigen, die überwiegend bereits im Erwerbsleben standen, praktisch gar nicht abgenommen hatte (von 3,8 auf 3,7 Millionen). Diese Lage der damaligen Jugend wurde schon dadurch zum Strukturproblem für die gesamte Weimarer Gesellschaft, dass diese Bevölkerungsgruppe einen erheblichen Anteil an der Gesamtgesellschaft ausmachte:

„Im Jahre 1925 waren 25,7 Prozent der Deutschen unter 15 Jahre, 68,5 Prozent zwischen 15 und 65 Jahre und nur 5,8 Prozent über 65 Jahre alt. Aber auch der Anteil der 15- bis 45jährigen – die

Jugendlichen und die mittleren Jahrgänge, also diejenigen, die vor dem Eintritt ins Berufsleben standen bzw. noch zwanzig bis dreißig Berufsjahre vor sich hatten – war mit einem Prozentsatz von 49,3 Prozent sehr hoch. Mit anderen Worten: 75 Prozent der Deutschen war damals unter 45 Jahre“ (Möller, H. (2006), S. 228).

Diese quantitativen Strukturbedingungen spiegelten sich mit bedrückender Konsequenz in den quantitativen und qualitativen Lebensbedingungen der damals Heranwachsenden wider. Der Start in ein selbst bestimmtes, eigenverantwortliches Berufsleben und eine damit verbundene Festigung einer tragenden Erwachsenenidentität wurden ihnen zunehmend erschwert oder unmöglich gemacht. Zwischen 1929 und 1933 verließen immer mehr Jugendliche die verschiedenen Schultypen ohne Aussicht auf eine, ihrer bisherigen Ausbildung entsprechende, Beschäftigung oder weiterführende Bildungsoptionen. „Anfang 1932 fanden rund 100 000 Volks- und 20 000 Real- schüler keine Lehrstelle, von 40 000 Abiturienten konnten nur 10 000 studieren“ (Hafeneger, B. (1988), S. 16). Hieraus ergaben sich für die Heranwachsenden vielfältige materielle, soziale, psychische und physische Konsequenzen (vgl. ebd., S. 28ff.). Neben mangelhafter Ernährung und höchst mangelhafter medizinisch-hygienischer Versorgung brachte die Arbeitslosigkeit auch vielfach Verwahrlosung, Alkoholismus, soziale Isolation und Beziehungslosigkeit, sowie das Schwinden der eigenen Motivation mit sich. Diese Empfindungen sprechen auch aus dem Bericht einer damals jungen Arbeitslosen, der im Februar 1933 in einer Schulzeitung in einem Bremer Arbeiterviertel abgedruckt wurde:

„Träge schleichen die Tage dahin. Kaum beginnt der Morgen, wünscht man sich schon wieder den Abend herbei. Wünscht, daß der Winter endlich zu Ende sei und daß man endlich heraus kann aus der Stube, in der einem das eintönige Leben zur Höllenqual wird. Manchmal ist die Dumpfheit des Zimmers nicht mehr zum Aushalten. Das tägliche Zusammenleben, der immer gleiche Anblick derselben Menschen und Gesichter gibt einem das unerträgliche Gefühl der Enge, des Zusammengepferchtseins“ (zitiert nach Keim, W. (1995), S. 57).

Diese erschwerten Umstände führten dazu, dass viele Jugendliche ihr Leben kaum mehr mit Sinnzuschreibungen versehen konnten, die es erlaubt hätten, ein gesundes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, den Wert der eigenen Person, sowie die bestehende politisch-gesellschaftliche Ordnung zu entwickeln.

Bereits 1931 wurden die Folgen der Arbeitslosigkeit für Jugendliche in diesem Sinne gedeutet:

„>Der junge Mensch ist gestört in dem Prozeß des Hereinreifens in die menschliche Gesellschaft, und zwar in der besonders wichtigen Zeit des ersten Selbstversuchens. Wie soll er zu innerer Mündigkeit kommen, wenn er der Grundlage des eigenen Erwerbs entbehren muß? Wie soll er zu innerer Verpflichtung an das Ganze kommen, wenn er nicht an diesem, sondern isoliert, beiseite geschoben, neben diesem Ganzen steht? Nur mitten hineingestellt kann im allgemeinen der noch

Unsichere sein Können wie seinen Platz dafür entdecken, nur so sich ausreifen zu dem, was dort gebraucht wird, nur so ein bewußtes und verantwortungsbereites Glied (des Ganzen) werden.<“ (Tippelmann, M. (1931): Über die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche. In: Freie Wohlfahrtspflege, Heft 6, S. 32, zitiert nach Hafeneger, B. (1988), S. 29).

Aus dieser Erfahrung des „Überflüssigseins“ entstand bei vielen Heranwachsenden, neben der bereits angesprochenen Angst, Wut bzw. Aggression gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Hierbei nicht zuletzt den genannten, damals von vielen Heranwachsenden empfundenen intergenerationellen Ungerechtigkeiten und Chancenungleichheiten (vgl. Möller, H. (2006), S. 276). Erneut kulminierte das Empfinden einer „habitualisierten Deklassierungs-Angst“ insbesondere in den Kreisen junger Menschen aus dem Bürger- und Kleinbürgertum. Neben den bereits geschilderten Effekten ergaben sich hier die Zerstörung eines bisher als gültig erfahrenen „Wertekosmos“ und zudem ein starkes Absinken materieller Lebensqualität. Vor allem aber wurden fragwürdige „ideologische Muster“, wie sie im Elternhaus zur Erklärung des eigenen Statusverlustes vorgegeben wurden, übernommen. Hierzu zählen neben den obligatorischen „Schuldzuschreibungen gegenüber der Republik“ auch „Stereotypen wie... Inflationsgewinnler... oder Parasiten“, die sich an der Gesellschaft unrechtmäßig bereichern. Gerade letzteres leistete wiederum dem wachsenden Antisemitismus Vorschub. Obschon der Zerfall der eigenen Lebensperspektive de facto am deutlichsten von Jugendlichen der Arbeiterschicht erlebt wurde, empfanden sie die Heranwachsenden bürgerlichen Ursprungs „imaginativ sehr viel stärker“. Besonders „Studenten und Gymnasiasten..., die eine Deklassierung antizipieren, aber noch nicht selbst erleben... nähern sich schon seit 1930 massenhaft der NS-Bewegung“ (Tenorth, H.-E. (2000), S. 208f., vgl. auch Falter, J. (1991), S. 146, sowie Grüttner, M. (1995)). Gerade die Studenten der Zwischenkriegszeit erlebten hierbei die Unsicherheit ihrer beruflichen Chancen und empfanden eine zunehmende Sinnlosigkeit ihr diesbezügliches Engagement betreffend, während ihr Alltag bereits mehr und mehr von Entbehrungen bestimmt wurde. Die Öffnung der Hochschulen im Kaiserreich auch für Kinder der unteren Mittelschicht hatte die Zahl der Studentinnen (auch ihr Anteil an der Gesamtzahl stieg von 6,7 Prozent 1914 auf 18,7 Prozent im Wintersemester 1932/ 33) und Studenten deutlich ansteigen lassen, diese Entwicklung hatte der Versuch einer Demokratisierung des Bildungssystems zu Beginn der Weimarer Republik weiter zugespitzt (vgl. Wildt, M. (2002), S. 72). Insgesamt stieg die Zahl der Studierenden von etwa 60 000 im Jahr 1914 kontinuierlich auf annähernd 104 000 im Jahr 1931 (vgl. ebd., S. 73). Das in der Weimarer Republik zur Erhöhung der Chancengleichheit eingeführte Stipendienwesen führte nur bei einer kleinen Zahl der Stu-

dierenden zu einer finanziellen Unterstützung (vgl. ebd.). Dieses rapide Wachstum der Studierendenzahlen verschärfte die ohnehin erschwerten Lebensbedingungen für Studenten noch weiter. „Statistisch betrachtet lag deren Existenzminimum stets deutlich unter dem eines ungelernten Arbeiters“ (ebd., S. 78). Durch Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit wurde diese Problematik noch erhöht, nicht zuletzt da nun immer weniger Werkstudenten eingestellt wurden und zugleich die Zahl verfügbarer Arbeitsplätze für Akademiker sank (vgl. ebd., S. 79). Diese Gesamtentwicklung führte dazu, dass bereits 1927/28 15 Prozent der Studenten an Unterernährung litten und in einer Erhebung von 1930 Beobachter den „>teilweise schlechten Ernährungszustand<“ (zitiert nach ebd.) der Studierenden bemängelten. All dies stand im scharfen Kontrast zu den Eindrücken, welche die außerordentlich guten Wachstumsbedingungen für akademische Karrieren im Kaiserreich vermittelt und damit den Erwartungshorizont der traditionellen bildungsbürgerlichen Schichten geprägt hatten (vgl. ebd.). Unter den Studierenden verbreitete sich das Gefühl, zu einer überflüssigen Generation zu gehören, rapide (vgl. ebd., S. 81). In dieser Situation der materiellen Not und angesichts mangelnder Zukunftsaussichten wandten sich viele Studierende dem rechten Radikalismus zu. Diese Zuwendung entstand allerdings kaum allein aufgrund dieser schweren Lebensbedingungen oder mangelnder Perspektiven (vgl. ebd., S. 81).

Das entscheidende Mentalitätskonglomerat wurde zusätzlich von dem massiven Empfinden der Überflüssigkeit und damit verbunden von Ungerechtigkeit bestimmt. Letzteres hatte bereits in der nicht erhaltenen, und nun als Voraussetzung für Lebenssinn, öffentliche Anerkennung und gesellschaftlichen Einfluss ausgemachten, Chance einer Teilnahme am Ersten Weltkrieg (vgl. hierzu die Ausführungen unter These 5) seinen Ursprung erfahren. Zu den allgemeinen Versprechungen der Nationalsozialisten wirkte hier insbesondere deren Selbststilisierung als Interessenvertreter einer jungen Generation anziehend, die auch gewillt sei, den jungen „Volksgenossen“ die Berufslaufbahnen zu ermöglichen, welche sie nach eigenem Empfinden verdient hätten. Ganz unabhängig von ideologischen Überzeugungen, die bei nicht wenigen Studenten hinzukamen oder von ihnen später bereitwillig übernommen wurden, war es zunächst einmal schon die Wahrnehmung eines nationalsozialistisch organisierten Staatswesens als Bedingung von Karrieren, die allein von der Leistung des Betreffenden abhängig sein würden, welche eine enorme Inklusionskraft auf die Vertreter der nachwachsenden Generation entfalten konnte (vgl. These 2). Aus den Reihen dieser Studierenden kamen nach 1933 u.a. die führenden Angehörigen des „Reichssicherheitshauptamtes“ (RSHA), der überwiegend akademisch ausgebildeten „Kerntruppe des Genozids“ (Ulrich Herbert). Ihre Motivation war überwiegend einer Wahrnehmung

exorbitant erhöhter Karrierechancen im NS-System geschuldet, welche sich deutlich von den Erfahrungen des Überflüssigseins in der Weimarer Demokratie abzusetzen schien (vgl. hierzu ausführlich Wildt, M. (2002)).

Für die Zeit der Weimarer Republik lässt sich die Wahrnehmung der eigenen Lebensperspektive durch die damalige Jugend und Adoleszenz insgesamt mit den Worten einer Romanfigur Erich Kästners aus jenen Tagen verdeutlichen:

„Wir leben provisorisch, die Krise nimmt kein Ende!“ (ders. (2000), S. 62).

Mit Peukert lässt sich diese Perspektive inhaltlich näher beschreiben:

„Betrachtet man die Altersgliederung der Arbeitslosen, fällt auf, daß nach relativ geringer Jugenderwerbslosigkeit unter 18 Jahren ein rapider Arbeitsplatzverlust ausgerechnet in jener Altersgruppe einsetzte, die die entscheidenden Schritte ins Erwachsenenleben machen wollte. Bei den 18-30 jährigen Männern lag die Erwerbslosigkeit erheblich über dem Durchschnitt. Da diese zugleich, wenn sie noch bei der Familie lebten, von der Arbeitslosenunterstützung ausgeschlossen waren, erfuhren sie gleichzeitig den Arbeitsplatzverlust, den Verlust jeden Einkommens und den Zusammenbruch der eigenen biographischen Perspektive“ (Peukert, D. (1987), S. 247; vgl. hierzu auch Kater, M. (1987), S. 288f.).

Nimmt man dies alles zusammen, so muss konstatiert werden, dass die eingangs erwähnten „Kontexteffekte“ zwar mittelbarer Natur gewesen sein mögen, deshalb aber nicht weniger soziale und, für die Betroffenen, biographische Bedeutung erlangten. Die Bereitschaft sowohl zur mentalen, als auch zur aktiven Inklusion in die NS-„Bewegung“ wurde unter den damals Heranwachsenden durch die Erfahrung der Massenarbeitslosigkeit, die damit verbundenen physischen und psychischen Folgewirkungen, sowie durch deren Verstärkung durch die schwelenden Generationenkonflikte massiv gesteigert. Resümierend lässt sich festhalten:

„Der Einfluß, den die hohe Arbeitslosigkeit auf das politisch-soziale Verhalten dieser Generation ausübte, kann schwerlich überschätzt werden, auch wenn sich einfache Korrelationen nicht herstellen lassen (...) Die Konstruktion einfacher Kausalzusammenhänge (verbietet sich), und die ideologischen Wurzeln für einen radikalen Jugendprotest reichen schon in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Doch steht außer Zweifel, daß die Arbeitslosigkeit der jungen Generation auch für die Sozialgeschichte des politischen Extremismus in Deutschland während der Weltwirtschaftskrise von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Die – in aller Regel nicht selbst verantwortete – Unmöglichkeit, in die sozialen und ökonomischen ‚Tatsachen‘ des Berufslebens hineinzuwachsen, begünstigte bei einer Minderheit die – schon zuvor bestehende – mentale Disposition zur kognitiven Realitätsverweigerung und damit Ideologiefälligkeit“ (Wirsching, A. (1999), S. 374).

Die oben beschriebenen Voraussetzungen führten beim überwiegenden Teil der Bevölkerung und, wie schon angedeutet, insbesondere bei den heranwachsenden Generationen, die sich um ihr beginnendes Leben „betrogen“ fühlen, wenn nicht zu offener Radikalität, so doch zu dem mehr und mehr offen ausgesprochenen Wunsch nach

einer Alternative der gesellschaftlichen Ordnung und einer entsprechenden starken Staatsführung. Viele finden diesbezüglich die Entsprechungen ihrer Forderungen in den radikalen politisch-ökonomischen Parolen der NSDAP (vgl. Bracher, K. D. (1986), S. 30f.).

Auch Geschick und Bereitschaft, die verschiedenen, bereits geschilderten Krisenerfahrungen und -ängste der Menschen gleichermaßen durch Bezichtigungen und Versprechen aufzugreifen, verhalf der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland dazu, die Massen zu erreichen. Hierzu sind auch die von Führern der Hitlerjugend ausgearbeiteten Ansätze eines umfassenden Sozialprogramms zu zählen, die eine Lösung der Jugendarbeitslosigkeit versprachen und denen etwa die Vertreter der bündischen Jugendverbände kaum etwas entgegenzusetzen hatten (vgl. Kater, Michael H. (1987), S. 289).

Wirsching fasst diesbezüglich treffend zusammen:

„Hitler und die NSDAP verstanden es, an die millionenfache Erfahrung von sozialer Deklassierung ebenso propagandistisch anzuknüpfen wie an das massenhafte Empfinden nationaler Demütigung bei doch fortbestehendem Bewußtsein einer kulturellen Überlegenheit Deutschlands. Indem sie an die sozialen, nationalen und kulturellen Ressentiments praktisch aller Bevölkerungsgruppen appellierte, gelang es der NSDAP als erster deutscher Partei, die alten Lager- und Milieugrenzen zu überwinden. (...) Tatsächlich hat man in der NSDAP angesichts ihrer Stimmengewinne in allen sozialen Schichten und Milieus (seit 1930), eine ‚Volkspartei des Protests‘ gesehen“ (Wirsching, A. (2001), S. 49, vgl. hierzu auch Falter, J. (1991), S. 364ff.).

Eine, von Stephan Marks ins Leben gerufene, interdisziplinäre Forschergruppe *Geschichte und Erinnerung* (vgl. ders. (2001)) hat die emotionalen Motive, welche die Anziehungskraft eines derartigen politischen Protestes auf weite Kreise der Weimarer Gesellschaft ausmachten, anhand sozialpsychologischer Analysen herausgearbeitet:

„Die von uns geführten Interviews deuten darauf hin, dass Scham bzw. Schamabwehr einer der Gründe zu sein scheint, der Menschen dazu bewegte, Hitler und Nationalsozialismus zu bejahen und aktiv mitzutragen: Offenbar wurden Niederlage im Weltkrieg, Versailler Vertrag, Armut, Wirtschaftskrise und >Schwäche< der Weimarer Republik von Teilen der Bevölkerung als beschämend und entehrend erlebt“ (Marks, S. (2003), S. 196).

Die Wirkung dieser emotionalen Inklusionsförderung wurde, so konstatieren Marks et al. noch durch die damaligen Strukturen öffentlicher und familiärer Erziehung verstärkt:

„Dies dürfte auch an der (schwarzen) Pädagogik⁵⁷ jener Zeit liegen, die noch stark der vordemokratischen Werte-Polarität von Scham und Ehre verhaftet war. Nicht zu vergessen: Millionen junger

⁵⁷ Diese hat Alfred Andersch in seiner Erzählung *Der Vater eines Mörders* (ders. (1982)) eindrücklich am Beispiel des damaligen Lehrers und Vaters Heinrich Himmler beschrieben. Zum Realitätsgehalt dieser Erzählung vgl. Himmler, K. (2005), S. 29ff.

Deutscher wurden geprägt von Vätern, die nicht als strahlende Sieger aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrten (so wie jedes Kind seinen Vater gerne sehen würde), sondern körperlich und seelisch verwundet und traumatisiert, als Verlierer. Viele dieser Väter delegierten ihre unverarbeitete Schmach an ihre Kinder, die dann ihrerseits einen großen Teil der nationalsozialistischen Bewegung bildeten“ (ebd.).

Dem aufkommenden Nationalsozialismus, vor allem seiner Propaganda, gelang es, diese emotionalen Virulenzen, von denen freilich nicht wenige seiner Führer selbst in hohem Maße betroffen waren⁵⁸, für seine Ziele gewinnbringend aufzugreifen:

„Der Nationalsozialismus vermochte offenbar, Scham für seine Zwecke zu instrumentalisieren, indem er seinen Anhängern Gelegenheiten der Schamabwehr bot und legitimierte: Durch eine Propaganda, die beharrlich Kriegsende und Versailler Vertrag als >feigen Verrat< und >Schandvertrag< emotionalisierte. Durch ein heroisierendes und zynisches Weltbild der Härte und damit Abwehr weicher Gefühle und humanisierender Werte. Durch Abwehr der Scham anhand jüdischer (aber auch homosexueller und behinderter) Mitbürgern, wobei auf antisemitische Traditionen zurückgegriffen wurde: sie zu verhöhnen, zu entwürdigen, wie Dreck wegzuschaffen; sie zu Objekten und bloßen Ziffern (Häftlingsnummern) zu entwerten und zu vernichten. Durch Idealisierungen (Deutschlands, Hitlers) und grandiose Ansprüche auf Weltherrschaft sowie durch Anstrengungen, die >Ehre< Deutschlands wieder herzustellen. Zusammenfassend scheint Scham und deren Abwehr ein Bestandteil des *emotionalen Untergrunds* zu sein, der Menschen bewegte, Hitler und NS zu folgen“ (ebd.).

Solche Schamgefühle wurden jedoch nicht nur aufgrund ihrer psychodynamischen Effekte bedeutsam. Eine eklatante Rolle bei der Zuwendung weiter Bevölkerungskreise zum Nationalsozialismus als politische Alternative spielte ein weiteres weit verbreitetes Element subjektiver Realitätswahrnehmung, welches sich mit den vorhandenen Schamgefühlen auf explosive Weise verband. Gemeint ist das Gefühl der Ungerechtigkeit mit welchem viele Deutsche, insbesondere Jugendliche auf die gesellschaftliche und politische Situation der späten Weimarer Republik, sowie ihre eigene Situation innerhalb dieses Kontextes, reagierten. Diese Mentalität hat schon vor 25 Jahren Barrington Moore aufgegriffen (vgl. ders. (1984)) und anhand einer Analyse von Autobiographien damals Heranwachsender herausgearbeitet, dass jenes „Gefühl moralischen Zorns über wahrgenommene Ungerechtigkeit häufig eine mächtige Komponente der Massenunterstützung für faschistische Bewegungen“ (ebd., S. 529) gewesen ist. Nimmt man die hier angedeuteten Faktoren zusammen, kann mit einiger Berechtigung behauptet werden, „die NSDAP (zeichnete sich) hinter der propagandistischen Fassade von Stärke und Macht in erster Linie durch... organisiertes Selbstmitleid aus“ (Bajohr, F. (1998), S. 28).

⁵⁸ Zur Thematik psychodynamischer Effekte von Scham bei Adolf Hitler vgl. aus psychoanalytischer Sicht Stierlin, H. (1995), S. 111ff.

Das Empfinden von Scham, wie es in Deutschland unmittelbar vor 1933 aufgrund einer entsprechenden Sozialisation sowie nach der unverarbeiteten Kriegsniederlage von 1918 virulent war, und das faschistische Angebot, ja geradezu Gebot, sich demgegenüber an einer nationalen Stolzkultur zu beteiligen, sind als mentaler Hintergrund der nationalsozialistischen Machtübernahme oft benannt worden. In dieser Arbeit werden diese Faktoren jedoch wesentlich konkreter, im Sinne eines psychodynamischen Prozesses, als emotionale Ursachen einer Unterstützung Hitlers und seiner politischen Forderungen durch die deutsche Bevölkerung verstanden.

Genauer, es wird die These vertreten, dass die Motivation, sich für den Nationalsozialismus und vor allem für seinen „Führer“ zu engagieren, weit verbreitet aus einem nicht reflektierten Bewusstseinskonglomerat resultierte, nach welchem diese (NS und Hitler) eine Struktur der Abwehr der unbewussten Schamgefühle anboten und legiti- mierten und versprachen, narzisstische Defizite zu füllen – z.B. durch Revidierung der Traumata des Ersten Weltkrieges – wie die der psychischen und physischen Verlet- zungen der Soldaten, der Verluste gefallener Angehöriger, bis hin zur Niederlage selbst.

Dies sollte vordergründig die Tilgung einer erlittenen Schmach, tiefer liegend jedoch die endgültige Abwehr einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit den erlittenen Ver- lusten und psychischen Überforderungen, sowie den dadurch ausgelösten emotiona- len Affekten ermöglichen (vgl. Marks, S. (2007a), S. 167f.). Im Sinne der Psychoana- lyse, sowie auch der neueren allgemeinen sozialpsychologischen Forschung lässt sich konstatieren, dass der aufkommende Nationalsozialismus auch und vor allem auf der hoch wirksamen emotionalen Ebene solche Erfolge feiern konnte, da er das, glei- chermaßen bewusst und unbewusst anziehend wirkende Angebot zu machen schien, ein „Durcharbeiten“ (ebd., S. 169) der während der eigenen Sozialisation, durch Krieg und Niederlage, sowie im Kontext der Wirtschaftskrisen erlittenen Belastungen sei schnell und ohne weitere Entbehrungen möglich, man müsse sich nur für die richtigen politischen Verantwortungsträger entscheiden.

Auf der Ebene unbewusster Beschämungen bot der Nationalsozialismus, allen voran seine radikale Propaganda, verlockende Botschaften von berechtigtem und schon aufgrund „rassischer“ Kriterien begründetem Stolz. Scham kann hier als wahrgenom- mene „Spannung zwischen Ich und Ideal... bezeichnet“ (Hilgers, M. (2006), S. 17) werden. Sie „führt also zu einer gewissen Verunsicherung über das aktuelle Identi- tätskonzept, mit der Notwendigkeit, die Vorstellung von sich, den anderen und der Realität zu aktualisieren“ (ebd., S. 19). Demgegenüber „entsteht Genugtuung, Stolz, ja Euphorie, wenn sich die Spannung zwischen Ich und Ideal mindert oder vorüberge-

hend aufgehoben scheint. In vielerlei Hinsicht ist Stolz daher die gegenteilige Empfindung zu Scham (...) Beide Affekte – Stolz wie Scham – regulieren das Selbstwertgefühl“ (ebd.). Grundsätzlich ist Scham keine rein negative Emotion. Entwicklungspsychologisch erfüllt sie die wichtige Funktion emotionaler Affekt- und damit verbunden praktischer Verhaltensregulation (vgl. ebd., S. 18f. sowie Marks, S. (2007b), S. 33). Das gesunde Äquivalent einer beklemmenden oder gar pathologischen Schamempfindung wäre demnach nicht Schamlosigkeit oder ein pathologischer Narzissmus, sondern eine gelingende und ausgleichende Schamregulierung. Eine solche bot der aufkommende Nationalsozialismus bekanntermaßen nicht an. Vielmehr zog er seine Attraktivität aus der Tatsache, dass seine Führer der unreflektierten Schamabwehr ein propagandistisches Ventil boten und versprachen, die vorgeblichen Auslöser dieser unangenehm empfundenen Emotion endgültig zu beseitigen.

In diesem Zusammenhang war zunächst die proklamierte nationalistische Selbstüberhöhung von Bedeutung, sowie das Angebot verschiedener Ressentiments (vgl. Hilgers, M. (2006), S. 334f.), welche die Projektion beschämender Selbstwahrnehmungen auf gesellschaftliche Minderheiten und Randgruppen oder chiffrierte Feindbilder ermöglichten. Durch eine Entlastung von unbewussten, psychisch aber höchst virulenten Schamgefühlen, wirkten diese chiffrierten Feindbilder der NS-Propaganda, die rassistischen und politischen Ressentiments, welche sich diffamierend gegen alles vermeintlich Andere richteten, subjektiv befreiend und somit anziehend. Der Psychoanalytiker Wurmser hat diese hier beschriebene Gesamtdynamik treffend skizziert. Er definiert das Ressentiment als:

„nicht einfach ein Synonym für Enttäuschung oder Zurücksetzung, für Scham oder Neid, für brennende Eifersucht und Rachgier – obwohl alle diese in das Ressentiment hineinspielen und ihm wohl auch als breite Basis zugrunde liegen –, sondern es ist das Ungerechtigkeitsgefühl..., was mir dabei als ganz unerlässlich vorkommt“ (ders. (1987), S. 115).

Aus psychodynamischer Sicht bot der propagandistisch proklamierte Antisemitismus, welcher sich in den Krisenzeiten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts quasi reflexartig gegen die jüdische Minderheit richtete (vgl. Benz, W. (2001), S. 137f.), sowie auch die offene und hämische Diffamierung der politischen Gegner, den Anhängern des Nationalsozialismus die willkommene Option, Projektionsobjekte, vermeintliche Legitimation und das Versprechen einer Bedürfnisbefriedigung für ihre unbewusste Schamabwehr zu erhalten.

Auf der Ebene der bewusst wahrgenommenen, aber keineswegs verarbeiteten „Schmach“ von Versailles, die zudem von vielen Deutschen schon in ihrer militärischen Entstehung nicht nachvollzogen werden konnte, verkündeten die forschenden Tö-

ne der NS-Führer zudem für den Fall ihrer politischen Verantwortungsübernahme eine rasche außenpolitische Revision der dort gefällten Entscheidungen:

„Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Frieden von Versailles war das nationale Gedächtnis der Deutschen ein typisches Verlierergedächtnis, in dessen Mittelpunkt die affektgeladenen Begriffe der <Schmach> und der <Schande> standen. Den Kern dieser Erfahrung bildete der Ehrverlust, die Zerstörung des positiven individuellen und kollektiven Selbstbildes. Zur Wiederherstellung der Ehre gab es in dieser Psycho-Logik nur ein Mittel: die Umkehrung von Schande in heroische Größe, von beschämender Erniedrigung und Entmachtung in Manifestationen von Stärke und Überlegenheit“ (Assmann, A. (2006), S. 66f.).

Gerade in dieser scheinbar objektiven Ausprägung konnte die Schamabwehr auch als Delegation an die damals im Kindesalter befindlichen nachfolgenden Generationen sozialisationswirksam werden. Die, 1920 geborene, Zeitzeugin Ingeborg Ochsenkecht erinnert sich:

„Ich wusste, dass wir den Krieg verloren hatten. (...) Welche Verantwortung für mich! Die Folgen dieser Niederlage waren für Deutschland verheerend. Schon als Kind hatte ich vom Versailler Vertrag, von verlorenen Territorien und von Reparationszahlungen in unvorstellbarer Höhe gehört. Mir schien es furchtbar gemein und ungerecht zu sein, dass die Deutschen, wenn sie schon besiegt worden waren, auch noch dafür zahlen mussten! >Wenn ich groß bin, helfe ich, damit alles wieder gut wird<, hatte ich mir vorgenommen“ (dies. (2005), S. 29).

Diese unmittelbare Bedeutung damaliger, nicht bearbeiteter, bewusster und unbewusster Schamempfindungen für die erfolgreiche Machtübernahme der Nationalsozialisten wird in den folgenden Kapiteln immer wieder aufgegriffen und an Beispielen exemplarisch verdeutlicht.

Dem oben angedeuteten psychodynamischen Prozess spielten dann auch die weiteren Entwicklungen der Jahre unmittelbar vor 1933 verhängnisvoll in die Karten. Durch die Weltwirtschaftskrise bedingte individuelle Krisenerlebnisse durchdrangen mehr und mehr auch den Alltag der Betroffenen (vgl. Peukert, D. (1987), S. 247ff. sowie aus Sozialisationsperspektive Keim, W. (1995), S. 56ff.).

Es kam zu einer zunehmenden Kollektivierung von biographischen Problemverläufen, die sich folgendermaßen beschreiben ließen: Die Dauer der erlebten Erwerbslosigkeit wurde immer länger, was wiederum zu einem sozialen Abstieg und zum Absinken des persönlichen Einkommens, oftmals bis zum Erreichen des Existenzminimums führte. Angesichts schwindender Staatseinnahmen zahlte die Arbeitslosenversicherung allerdings nur über einen sehr begrenzten Zeitraum hinweg, danach sprang die kommunale Wohlfahrt ein, deren intensive Überprüfungen meist als erniedrigend empfunden wurden. Gleichzeitig ergab sich eine faktisch bestehende Rechtsunsicherheit, denn kaum einer fand sich im „Dschungel“ der verschiedenen und ständig wechselnden Paragraphen zurecht. Dieser Zustand führte zu einer massiven Ausbreitung eines

Gefühls des Ausgeliefertseins an anonyme Behördenmächte und verstärkte damit die schon vorhandene Ablehnung der Republik, die auf sozialer Ebene scheinbar gänzlich versagte.

Aus diesen Problemverläufen ergaben sich ganz direkte Konsequenzen für den Alltag der in Arbeitslosigkeit geratenen Menschen. Dieser wurde ohne Sinnvermittlung durch eine legitimierende Aufgabe als leer und bedrückend empfunden. Die Selbstbezeichnung der „nutzlosen Generation“ machte unter den Mitgliedern der besonders betroffenen Jahrgänge die Runde und offenbarte die tiefe Verunsicherung ihrer Selbstwahrnehmung. All dies hatte eine verstärkte Suche nach sinnstiftenden Aktivitäten zur Folge, welche wiederum zu einer erhöhten Ansprechbarkeit durch radikal gesinnte politische Organisationen führte.

Vornehmlich die militanten Männerbünde linker und rechter (vor allem der bereits erwähnten NSDAP) Parteien rekrutierten aus diesen zunehmend hoffnungslosen Massen ihre rasch ansteigenden Mitgliederzahlen. In deren meist strenger Organisationsdisziplin fanden die verunsicherten, arbeitslosen Männer die ersehnte Strukturierung ihres Alltages. Neuen Lebenssinn fanden sie zudem im dort besonders hochgehaltenen Zusammenhalt, der genannten subjektiv als sinnvoll erlebten Ausfüllung des Alltages, die jeden Genuss von Freizeit erst zu legitimieren schien, sowie nicht zuletzt durch die Hoffnungen, die mit der dort jeweils versprochenen großartigen Neuordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse verbunden wurden. Überdies übte das gesteigerte Selbstbewusstsein, welches das Gefühl einer aktiven Teilhabe an der Umstürzung der empfundenen Ungerechtigkeit mit sich brachte, einen starken Reiz aus.

Diese Umstände haben vor allem auch für die Sozialisationsbedingungen der in der Weimarer Republik heranwachsenden Jugendlichen einige Bedeutung, da sie vermehrt von dem angesprochenen Verfall verbindlicher Alltagsmuster und beruflicher Werdegänge betroffen waren. Dies lässt sich anhand einiger statistischer Daten gut verdeutlichen (vgl. Giesecke, H. (1981), S. 162ff.). Unter dem Einfluss der Weltwirtschaftskrise ergab sich auch ein dramatisches Ansteigen der Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland. So waren 1931 ungefähr 732.000 junge Menschen ohne Arbeit und ohne Orientierung vermittelnde Aufgabe. Wie bereits erwähnt fanden 1932 ca. 100.000 Volks- und 20.000 Realschüler keine Lehrstelle und von 40.000 Abiturienten konnten lediglich 10.000 studieren. Von der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (RAA) wurde die Zahl der Jugendlichen ohne Arbeit zwischen 15 und 25 Jahren am 30.7.1932 schließlich mit insgesamt 1.036.696 beziffert.

Diese besondere Problematik der Jugendarbeitslosigkeit rief u.a. zwei Lösungsstrategien hervor, die nach ihrem gesellschaftlichen Entstehungsort unterschieden werden

können. Zum einen wurden von Seiten des Staates, wo man um eine mögliche „Verwahrlosung“ der Jugend besorgt war, einige Maßnahmen etabliert, um die arbeitslosen Jugendlichen in feste Strukturen einzugliedern. In diesem Sinne wurde beispielsweise der Freiwillige Arbeitsdienst (FAD) ins Leben gerufen,⁵⁹ in dem nach einer Idee der „Bündischen“ den Heranwachsenden das Gefühl von sowie die Verantwortung für die „Volksgemeinschaft“ vermittelt werden sollte. Die hier angeschlossenen Organisationen erledigten Arbeiten, die ansonsten keinen Abnehmer fanden. Deren Erfolg zeigt die rasant steigende Zahl der Teilnehmer. Während im Januar 1932 noch 14.000 Jugendliche an derartigen Programmen teilnahmen, so waren dies im November des gleichen Jahres bereits 285.000. Der FAD blieb allerdings eine weitgehend geschlechtsspezifische Angelegenheit und vermochte für junge Frauen nur wenige Angebote bereitzustellen (vgl. Watzke-Otte, S. (1999), S. 75ff.).⁶⁰

Das immer besorgniserregendere Ausmaß der Jugendarbeitslosigkeit ließ sich durch derartige politische Rettungsversuche allerdings nur mehr sehr bedingt bekämpfen. Ganz zu schweigen von den Gefühlen der Perspektivlosigkeit und Deprivation, wie sie unter diesen Jahrgängen weite Verbreitung fanden. Diese jungen Menschen waren von Massenarbeitslosigkeit stark betroffen und „zugleich von dem legitimierenden Mythos der Fronterfahrung ausgeschlossen“ (Peukert, D. (1986), S. 30). Aus dem hieraus resultierenden, von vielen geteilten Gefühl des Überflüssigseins entstand bei den Heranwachsenden eine zunehmende Abneigung gegen die „Weimarer Gerontokratie“, durch welche sie sich als ausgegrenzt und bevormundet zugleich empfanden. Im Sinne solcher Generationskonflikte ist auch ein zweiter Ansatz zur Behebung der Jugendarbeitslosigkeit zu interpretieren, wie er damals aus Kreisen der Heranwachsenden proklamiert wurde. Immer mehr Vertreter der Jugend klagten selbst das Recht der jungen Generation gegenüber den „alten Autoritäten“ der Weimarer Republik ein. Dieser Anspruch ging über die Proklamation eines etwaigen Rechtes auf Arbeit jedoch deutlich hinaus und erstreckte sich auf weitreichende Forderungen, wie denen nach Selbstbestimmung und gesellschaftlichem Einfluss.⁶¹ Bei der Suche nach Verbünde-

⁵⁹ Zum FAD vgl. ausführlich Benz, W. (1968) sowie Dudek, P. (1988b). Zu weiteren arbeitsmarkt-, bildungs- und sozialpolitischen Versuchen der Regierungen der Weimarer Republik, die ökonomische Krise und Arbeitslosigkeit Jugendlicher zu regulieren vgl. Hafener, B. (1988), S. 32ff.

⁶⁰ Auf dem Höhepunkt der Erfassung arbeitsloser Jugendlicher durch den FAD waren im November 1932 „nur 4,4% aller anerkannten Arbeitsdienstmaßnahmen (5.633)... Projekte für Frauen“ (Watzke-Otte, S. (1999), S. 78). Für die Problematik junger weiblicher Arbeitsloser bestand kaum ein Bewusstsein (vgl. ebd., S. 75), zudem hatte man Schwierigkeiten Arbeitsfelder zu finden, die man für Frauen geeignet empfand (vgl. ebd., S. 76). Letztlich wurden Mädchen fast ausschließlich Tätigkeiten im erweiterten hauswirtschaftlichen Bereich zugewiesen (vgl. ebd., S. 76f., 80).

⁶¹ Zum Thema des Generationskonfliktes in der Weimarer Republik und der politischen Instrumentalisierung des „Mythos Jugend“ durch rechte Kräfte, aber auch durch die Sozialdemokratie vgl. erhellend Stambolis, B. (2003). Stambolis erkennt in der hier beschriebenen Zuspitzung des Gene-

ten für die Verwirklichung ihrer Wünsche fanden sich auch viele Jugendliche in den Versprechungen der rechten Agitation wieder. Die diesbezüglich besonders hemmungslose Propaganda der „NSDAP“ ließ vielen Heranwachsenden diese als letzte Alternative für den Erhalt einer eigenen Lebensperspektive erscheinen (vgl. hierzu facettenreich Koebner et al. (1984)). Und dennoch lassen sich für die individuelle Wahrnehmung und biographische Bedeutung dieser zeitgenössischen Verhältnisse und Umwälzungen keine pauschal gültigen Verlaufsmuster anführen. So haben bereits Jürgen Franzke et al. anhand der „Lebenserinnerungen Nürnberger Metallarbeiter und Arbeiterfrauen“ herausgearbeitet, dass es zu individuell sehr unterschiedlichen „Bewältigungs- und Anpassungsformen“ kam (vgl. dies. (1984)). Franzke et al. konnten, trotz ihres begrenzten Materials, in ihren Einzelfallrekonstruktionen bereits so verschiedene Typen wie den „inneren Emigranten“, den „Widerstandskämpfer“, den „politisch Konvertierten“ und den „unpolitisch Distanzierten“ inhaltlich verifizieren (vgl. ebd., S. 262ff.).

rationenkonfliktes eine wesentliche Ursache des Scheiterns der Weimarer Demokratie (vgl. ebd., S. 10). Von Interesse sind diesbezüglich auch die Interpretationen Gunnar Heinsohns, der die Generationenkonflikte zwischen 1919 und 1933 als letzten „*youth bulge*“ in Deutschland ansieht (vgl. ders. (2008), S. 23). Unter „*youth bulge*“ versteht Heinsohn einen überdurchschnittlich hohen Anteil (mindestens 20 Prozent) von Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren an der Gesamtbevölkerung (vgl. ebd., S. 13f.). Ein solches Verhältnis, so Heinsohn, führe dazu, dass die männlichen Vertreter der nachrückenden jungen Generationen zunehmend um Anerkennung und ihren gesellschaftlichen Status kämpfen würden, was eine gewaltfördernde Dynamik zur Folge hätte, die sich innergesellschaftlich (siehe die obigen Ausführungen), aber auch intergesellschaftlich (Terrorakte, Kriege etc. (vgl. ebd., S. 113ff.)) auswirken könnten. Letztlich stellt er die einfache Formel auf: „Die Existenz eines *youth bulge* ergibt sich aus dem Verhältnis der zugänglich werdenden Positionen zu der Positionsmenge, die nachrückende Söhne einfordern. Bereits mehr als ein Sohn pro Vater erzeugt Spannung“ (ebd., S. 21, vgl. auch ebd., S. 38). Ganz im oben angedeuteten Sinne verweist auch Heinsohn darauf, dass die diesbezügliche Gewaltbereitschaft nicht aus Arbeitslosigkeit resultiert, aber durch das Vorhandensein einer ökonomischen Krise verschärft werden kann (vgl. ebd., S. 22). Bezüglich der NS-Herrschaft resümiert er: „Hitlers Bewegung bis 1933 ist noch *youth bulge* befeuert..., sein Krieg ab 1939 verbraucht zunehmend bereits einzige Söhne“ (ebd., S. 23). Was bezüglich der Anführung des schwelenden Generationenkonflikts als destabilisierender Faktor der Weimarer Republik und dessen Bezeichnung als „*youth bulge*“ lediglich anmutet wie ein neuer Terminus für eine lange bekannte Tatsache, wird weiterführend interessant durch den universalen Gültigkeitsanspruch der These Heinsohns („Gegenwart und Vergangenheit zeigen, daß es bei überzähligen jungen Männern so gut wie immer zu blutigen Expansionen sowie zur Schaffung und Zerstörung von Reichen kommt“ (ebd., S. 11)). Bei „*youth bulges*“ soll es sich demnach nicht um „alles erklärende Faktoren“ (ebd., S. 24) handeln, aber um eine demographisch verursachte Dynamik, welche stets zu gewaltsamen Auseinandersetzungen führe. In diesem Sinne sind auch die Zukunftsaussichten, die Heinsohn etwa bezüglich des weltweiten Terrorismus zeichnet, wenig erbaulich (vgl. ebd., S. 37ff.).

Letztlich resultiert aus dem Universalanspruch seiner These auch die Schwierigkeit ihrer Rezeption. Für bestimmte historische Phänomene, wie den Weimarer Generationskonflikt, weist sie auf bekannte Prozesse hin, in ihrer beanspruchten Allgemeingültigkeit ist sie hingegen kaum zu be- oder widerlegen. Im Kontext der historischen Sozialisationsforschung wurde sie wohl auch deswegen bisher nur ansatzweise aufgegriffen. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den statistisch untermauerten Argumenten Heinsohns erscheint lohnenswert, an dieser Stelle kann jedoch lediglich darauf hingewiesen werden, dass seine Deutung des Generationenkonflikts zwischen 1919 und 1933 die oben angeführten Interpretationen unterstützt.

Demgegenüber lässt sich jedoch konstatieren, dass das Verhältnis der Generationen zueinander in den Familien während der Weimarer Republik übergreifend vielfach von Konflikten geprägt war, die der aufkommende Nationalsozialismus instrumentalisieren konnte:

„Vieles deutet darauf hin, daß es den Nationalsozialisten gelang, jene Spannung zwischen den Generationen für sich zu nützen..., die sich etwa seit dem ersten Weltkrieg und dann in den krisenhaften zwanziger und frühen dreißiger Jahren durch den Gegensatz von autoritären Familienstrukturen und gleichzeitigem Prestigeverlust der Familienväter (durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg, ihre wirtschaftliche Depotenzenierung durch Arbeitslosigkeit) verschärft hatte“ (Sieder, R. (1987), S. 229, vgl. in diesem Sinne auch Mommsen, H. (1985) sowie Reulecke, J. (1985)).

Diese familiären Generationenkonflikte fanden ihre Entsprechung auf politischer Ebene. Hier zogen sie „sich quer durch alle politischen Lager hindurch“ (Wirsching, A. (1999), S. 371), wurden prägend „in der studentischen ebenso wie in der Arbeiterjugend, in der kirchlichen ebenso wie in der parteipolitisch organisierten Jugend“ (ebd.). Unterschiede bezüglich der Reaktion der damals Heranwachsenden auf die wahrgenommenen Ungerechtigkeiten zwischen den Generationen, die vorgefundenen Potentiale zur persönlichen Bedürfnisbefriedigung (vom Lebenssinn, über gesellschaftlichen Einfluss, bis hin zur materiellen Versorgung) betreffend, lassen sich demnach eher nach individuellen Dispositionen der betreffenden Vertreter der jungen Generation bestimmen, als nach milieuspezifischen Kategorisierungen vorwegnehmen. Die Bedeutung dieser Generationenkonflikte für die nationalsozialistische Machtübernahme sollte keineswegs unterbewertet werden. Zumindest für jene, die ihre damalige Situation als unbefriedigend empfanden und darauf nicht nur mit emotionaler Wut, sondern auch mit der Bereitschaft, sich aktiv an der Veränderung der Verhältnisse zu beteiligen, bot der erstarkende Nationalsozialismus in Wort (eine aggressiv Bedürfnisbefriedigung einfordernde und Feindbilder anbietende Ideologie und deren propagandistische Verbreitung, welche immer wieder gezielt die „junge Generation“ als Hoffnungsträger ansprach) und Tat (Optionen zur eigenen Mitwirkung und Gewaltausübung in den unterschiedlichen Gruppierungen der „NSDAP“, zunächst vor allem in der „SA“ (vgl. Longerich, P. (2003), S. 22ff.)) zahlreiche subjektiv wahrnehmbare Anknüpfungspunkte für eine mentale oder aktiv handelnde Umsetzung persönlicher Bedürfnisbefriedigung. Hierzu passt auch die besondere Mitgliederstruktur der „NSDAP“ vor deren Machtübernahme. In der Zeit vor 1933 waren über 50 Prozent der Parteimitglieder männlich und jünger als 30 Jahre, das Durchschnittsalter der damaligen Nationalsozialisten betrug 28,8 Jahre (vgl. Haar, I. (2009), S. 62).

Auch und nicht selten gerade unter den damals Heranwachsenden führten die beschriebenen Sozialisationsbelastungen zu Schamempfindungen, welche psychische

Abwehrreaktionen hervorriefen, die wiederum eine Inklusion in die mentalen und praktischen NS-Entlastungsangebote förderten. Hilgers hat zur Begründung aktueller Zuwendungsbereitschaft unter Heranwachsenden zu rechtsextremen Gruppierungen und Deutungsmustern eine Argumentation vorgestellt, welche sich, wenngleich auf andere konkrete gesellschaftliche Verhältnisse bezogen, strukturell auch auf die mentale Lage der Weimarer Jugend übertragen lässt:

„Das Gefühl der Entwertung eigener Vergangenheit, psychosozialer Identität oder eigener Leistungsfähigkeit durch die Folgen von Wiedervereinigung und wirtschaftlicher Rezession wird als massive Beschämung, als Verlust der Würde erlebt“ (ders. (1996), S. 170).

Vor 1933 waren die Ursachen dieser belastenden Selbst- und Umweltwahrnehmung der verlorene Krieg mit seinem „Schandfrieden“, wirtschaftliche Krisen, daraus resultierende oder aufgrund dessen drohende Arbeitslosigkeit, sowie insbesondere der schwelende Generationenkonflikt. Die Flucht in mentale Orientierungsmuster und ein aktives, nicht selten gewaltbereites, Engagement für eine Veränderung der Lebensumstände war damals und ist heute (vgl. ebd., S. 170f.) gleichermaßen eine verbreitete Reaktion Jugendlicher und junger Erwachsener auf solcherart bedingte emotionale Belastungsmomente. Damals wie heute war hierbei eine psychologische Funktion entscheidend: „Rechtsextremes Agieren reguliert das Selbstwertgefühl“ (ebd., S. 171). Sei es lediglich in Form mentaler Deutungsmuster, in Form entsprechender verbaler Proklamierungen oder in Form handelnden Ausagierens, grundsätzlich gilt: „*Die Verwandlung von Scham in Gewalt* gegen andere wendet Ohnmacht in Macht, Schwäche in Stärke, indem andere nun erleiden, was man eben noch selbst empfand“ (ebd.).

Häufig wird auf den spannungsgeladenen Gegensatz zwischen dem damaligen Aufbegehren der jungen Generation, sowie den konservativen Ordnungsvorstellungen der älteren hingewiesen. Dieser Befund trifft im Rahmen des Generationenkonfliktes sicherlich zu, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es gerade die empfundene und als ausweglos wahrgenommene Hoffnungslosigkeit war, innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes, dessen Rahmenbedingungen man eigentlich akzeptiert hätte (gemeint ist weniger die konkrete demokratische Politikform, als vielmehr die zeitlich übergreifende, bürgerliche Gesellschaftsordnung), selbst eine erfolgreiche Biographie gestalten zu können, welche nicht selten die massivsten Proteste evozierte. Wiederum trifft eine diesbezügliche Argumentation Hilgers historisch übergreifend zur Beschreibung derartiger psychischer Reaktionsmuster zu:

„Um so unerreichbarer oder aussichtsloser es erscheint, eigentlich akzeptierte Werte, Ausbildungen und Konsumgüter zu erreichen, die als Ausdruck des persönlichen Wertes fungieren..., also bürgerliche Maßstäbe verinnerlicht sind, deren Verwirklichung unmöglich ist, desto größer wird die

intrapsychische Spannung: Scham entsteht, wo man sich nicht in der Lage fühlt, den akzeptierten Standard zu erreichen“ (ebd., S. 172).

Die sozialpsychologischen Reaktionen auf diese Belastungsstruktur sind ebenfalls damals dieselben gewesen wie heute:

„Die entstehende brennende Scham sucht ihr Ventil, sucht nach dem bösen anderen, der einem Erlösung verschafft. (...) Die beschämende Erkenntnis, daß man mit seinen Kompetenzen nicht gebraucht wird, gepaart mit der Ohnmacht, dies nicht ändern zu können, stellen wesentliche Komponenten des Ressentiments dar. Je unerreichbarer ein würdevolles Leben des einzelnen, desto heftiger entwickelt sich der Sog zu totalitären Lösungen“ (ebd., S. 172f.).

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Weimarer Republik teilten in Reaktion auf ihre wahrgenommene Lage die Ressentiments, die in der deutschen Gesellschaft verbreitet waren, entwickelten eigene, vor allem vom Generationskonflikt geprägte und wurden somit empfänglich für die propagandistischen Deutungsangebote der Nationalsozialisten (vgl. Marks, S. (2007b), S. 38)

3.2.2. Spezifisch jugendliche Erlebnisstrukturen vor 1933 und deren gesellschaftliche Konsequenzen

Zwei elementare Kennzeichen der Sozialisationsbedingungen, wie sie von Heranwachsenden besonders nach der Weltwirtschaftskrise vorgefunden wurden, waren das, bereits geschilderte, oftmals problematische Verhältnis der Generationen zueinander, sowie eine empfundene Notwendigkeit sich mit den herrschenden Kräften selbstbewusst auseinanderzusetzen und diesen eigene Lebensentwürfe entgegenzusetzen. Dies galt für die privaten ebenso wie für übergeordnete politische Lebensbereiche (vgl. Reulecke, J. (1988)).

Seit dem ausklingenden 19. Jahrhundert hatte sich in Deutschland zunehmend ein Bewusstsein für „Jugend“ als eigenständige Lebensphase gebildet. Der so neu entstandenen Bevölkerungsgruppe begegnete man schon zu Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg und verstärkt in den Weimarer Jahren mit Versuchen, „die jeweilige Jugendkohorte fest in das gesellschaftliche Gefüge einzubinden und sie einerseits für die Staatszwecke, andererseits für unterschiedliche politische wie weltanschauliche Programme einzelner Parteien, Verbände und sonstiger Interessengruppen zu gewinnen, was schon lange vor 1933 auf eine immer weitergehende ‚Vergesellschaftung‘ und schließlich ‚Verstaatlichung‘ von Jugend hinauslief und im ‚Gesetz über die Hitler-Jugend‘ im Dezember 1936 kulminierte“ (ebd., S. 244).⁶² Es lässt sich demnach von

⁶² So bewertet etwa Peter Dudek den oben genannten „FAD“ in dieser Hinsicht überaus kritisch und schreibt ihm eine „pädagogische Sinnentleerung“ zu, welche seine gesellschaftliche Funktion letztlich auf die „Sozialdisziplinierung erwerbsloser Jugendlicher“ eingeschränkt, sowie aufgrund

einer Kontinuität staatlicher Inklusionsbemühungen gegenüber der Jugend sprechen, welche die historische Zäsur der Machtübernahme 1933 überdauerte. Deutlich durchbrochen wurde sie jedoch durch das Ausmaß des nationalsozialistischen Instrumentalisierungswillens.

Diese Ansätze wurden von den Heranwachsenden vor 1933 höchstens ambivalent aufgenommen. Der Wille sich durchaus auch kämpferisch gegen die „alten Mächte“ zu behaupten und der Frust über die als unbefriedigend angesehenen Eingliederungsmaßnahmen von staatlicher Seite führten auf deren Seite vermehrt zu einer offenen Ablehnung der Weimarer Republik und ihrer Repräsentanten.

In dieser, mehrfach angedeuteten, schwierigen Stellung der Generationen zueinander wird von einigen Forschern ein wichtiger Entwicklungsfaktor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland vermutet (vgl. Kater, M. (1985a) sowie Götz von Olenhusen, I. (1987)). Ganz im Sinne der oben geschilderten Krisen- und Konfliktverläufe lässt sich diese Sozialisationsproblematik mit Reulecke kurz veranschaulichen:

„Teile der beim wirtschaftlichen und politischen Aufbau der Weimarer Republik zu kurz gekommenen sogenannten ‚Frontgeneration‘ der ca. 30- bis 45 jährigen begannen in der zweiten Hälfte der 20er Jahre die Jugend als angeblich ernstgenommenen Partner für eine nationalsozialistische Revolution zu umwerben, um mit ihrer Hilfe das verhaßte politische System der älteren Generation zu stürzen... ‚Macht Platz, ihr Alten!‘ lautete die Kampfparole. Inzwischen ist sogar behauptet worden, daß ‚der Nationalsozialismus als Massenbewegung eine Protestbewegung der nichtproletarischen Nachkriegsgeneration‘ gewesen sei... Leider bieten die überlieferten Quellen zu den Wahlen in der Endphase der Weimarer Republik nicht die Möglichkeit eines exakten statistischen Beweises, doch sprechen viele Hinweise dafür, daß der hohe Zuwachs der für die NSDAP abgegebenen Stimmen seit 1930 von Jung- und Erstwählern stammte“ (Reulecke, J. (1988), S. 245).⁶³

Letztgenannter Aspekt ist insofern auch sozialisationstheoretisch von herausragender Bedeutung, als dass die politischen Akteure die politische Entscheidungskraft und den Willen zur Selbstbestimmung der Anfang der 30er Jahre noch einmal in besonders großer Zahl wahlberechtigt werdenden jungen Bürgerinnen und Bürger weitgehend verkannten. Angebote an die Heranwachsenden zu einer gleichberechtigten Partnerschaft und zur Mitgestaltung an der Republik blieben überwiegend aus. Vielmehr wurde von Seite des Staates und der parteilichen Jugendorganisationen über-

seiner Struktur und inneren Ausrichtung letztlich in bedenklicher Weise „organisatorisch, ideologisch und politisch“ den Boden für „den Weg in das Jugendarbeitszwangssystem“ bereitet habe, welches nach 1933 ausgebaut wurde (vgl. ders. (1988), S. 252f.).

⁶³ Eine Analyse der Wählerschaft der „NSDAP“ um 1933 findet sich bei Falter, J. (1979). Auf einen hohen Zulauf von Jung- und Neuwählern zu selbiger weisen zudem auch Karl Dietrich Bracher (vgl. ders. (1969), S. 103f.) sowie Peter Dudek (vgl. ders. (1999), S. 49) hin.

greifend versucht, die Jugend zu „zähmen“ und sie in bestehende Strukturen untergeordnet einzugliedern.

Eine solche Untersagung aktiver Mitspracherechte führte auch bezüglich der Wahl einer politischen Heimat bei den jungen Mitgliedern der Gesellschaft vermehrt zu einem Verschleiß der politischen Alternativen zum Nationalsozialismus.⁶⁴

Ihr Gegenstück fand dieses Gefühl der Ausgrenzung wiederum im bereits erwähnten „Sammelbecken“ der programmatischen und personellen Identifikationsangebote der „NSDAP“.⁶⁵ Diese gewann ihren Nachwuchs auch dadurch, dass sie 1930 als einzige Partei (neben der Kommunistischen Partei Deutschlands, der „KPD“) den Jungwählern auch junge Kandidaten anbot (vgl. Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 262) und der jungen Generation eine aktive Rolle bei der Umgestaltung der politischen Verhältnisse versprach (vgl. Reulecke, J. (1988), S. 246). Dazu passt auch, dass die zeitgenössisch Heranwachsenden vor allem an einer aktiven Teilnahme am Aufbruch und erhofften politischen Sieg der „nationalsozialistischen Bewegung“, an aktiver und selbständiger Generierung von Lebenssinn interessiert waren. Die Führer der NSDAP boten ihnen dementsprechend bedürfnisgerechte Identifikationsmöglichkeiten zur Genüge, während sich die anderen Weimarer Parteien vornehmlich durch verschiedenartige Begrenzungen ihrer Integrationskraft auszeichneten (vgl. Möller, H. (2006), S. 93ff., insbesondere S. 107ff.).

Die NS-„Bewegung“ lieferte der „jungen Generation“ zahlreiche Anknüpfungspunkte für eine vermeintliche Bedürfnisbefriedigung. Das Erscheinungsbild des Nationalsozialismus „auf der Strasse (wurde) unübersehbar von den außerordentlich jungen SA-Trupps bestimmt“ (Falter, J. (1991), S. 146). Neben den bereits erwähnten Kandidaten waren bald auch „die Parteimitglieder... im Schnitt sehr viel jünger als die Mitglieder der anderen Parteien oder die Gesamtbevölkerung. So waren knapp 60 Prozent der zwischen 1925 und 1930 neu in die Partei eingetretenen Mitglieder unter 30 Jahre alt“ (ebd.). Es waren vor allem dieser Aktivismus – der ja auch die Struktur der NS-Erziehung nach der Machtübernahme zu guten Teilen ausmachte –, die Möglichkeit zur persönlichen Partizipation, zum eigenen Mitstreiten, was die Jugendlichen am Nationalsozialismus anzog. Demgegenüber ist die oben zitierte Aussage Reuleckes zumindest insofern zu differenzieren, als dass die damals zeitgenössische Jugend zum Aufschwung der „NSDAP“ beitrug, sie aber nicht in dem gleichen Maße wählte, wie

⁶⁴ Für eine ausdifferenzierte Darstellung der Altersstrukturen und Machtverhältnisse innerhalb der einzelnen Jugendorganisationen der Weimarer Zeit und die Relevanz unterschiedlicher Sozialmilieus bei der Entwicklung politischer Orientierungen von Jugendlichen (z.B. „proletarisch“ vs. „bürgerlich“) vgl. Götz von Olenhusen, I. (1987).

⁶⁵ Zu dieser politischen Entwicklung vgl. ausführlich: Kater, M. (1985a) sowie Mommsen, H. (2003).

dies die starke aktive Beteiligung junger Menschen in den verschiedenen Bereichen der „Bewegung“ hätte vermuten lassen (vgl. Falter, J. (1991), S. 147). Wenngleich für die hier relevante Periode leider kaum gesicherte Informationen über das Wahlverhalten Jugendlicher vorliegen (vgl. ebd.), spricht doch einiges für diese Annahme (vgl. ebd., S. 146f.). Jürgen Falter, der die verfügbaren Daten ausgewertet und gegeneinander abgewogen hat, kommt zum Ergebnis, dass möglicherweise „in den eher städtischen Regionen des Reiches ein leicht über dem Durchschnitt liegender Zustrom jüngerer Wähler zur NSDAP stattgefunden hat“ (ebd., S. 152), dass sich demgegenüber aber „eine klare, mittelstark ausgeprägte statistische Beziehung zwischen dem Anteil älterer Wähler und dem NSDAP-Wachstum nachweisen (läßt)“ (ebd., S. 151). Falter unterteilt drei Wählergruppen nach deren Alter (vgl. ebd., S. 149): „Jung“ (20-25 Jahre), „Mittel“ (25-65 Jahre) und „Alt“ (über 65 Jahre). Diese Gruppen betreffend zieht er folgendes Fazit:

Es „bleibt festzuhalten, daß zwar ein positiver Zusammenhang zwischen dem Anteil älterer Wähler und dem NSDAP-Zuwachs vorliegt, der in der Regressionsanalyse auch nach Kontrolle möglicher Störeinflüsse wirksam bleibt, daß aber für die Annahme einer überdurchschnittlichen Anfälligkeit von Jungwählern gegenüber der NSDAP auf Reichsebene keine statistische Unterstützung zu finden ist. (...) Die Annahme einer überdurchschnittlichen Anfälligkeit von Jungwählern gegenüber dem Nationalsozialismus bleibt... so lange unbewiesen, wie nicht mit Hilfe von Sonderauszählungen nach Art der amtlichen Repräsentativstatistik, die möglicherweise noch in irgendwelchen Archiven auf ihre Entdeckung warten, vielleicht einmal später andere, positive Zusammenhänge nachgewiesen werden können. Die hier vorgelegten Ergebnisse jedenfalls deuten eher auf das Gegenteil einer solchen Annahme hin“ (ebd., S. 154).

Letztlich kann das damalige Verhalten Heranwachsender beim Übergang von der Weimarer Demokratie zur NS-Diktatur als unmittelbare oder mittelbare Reaktion auf die vorgefundenen, überwiegend und in zunehmendem Ausmaß als belastend empfundenen, Sozialisationsbedingungen gedeutet werden:

„Unter gesellschaftsgeschichtlichem Aspekt und vor dem Hintergrund solch längerfristiger Betrachtung erweisen sich die oft als ‚Jugendprotest‘ bezeichneten ‚Jugendbewegungen‘ der letzten achtzig Jahre weniger als selbstbestimmte innovative Aufbruchsbestrebungen, sondern als mehr oder weniger spontane Versuche, auf eine als allzu drückend empfundene Indienstnahme der Jugend zu reagieren und entsprechende Gängelungen abzuwehren. Jugend ist ja kein Wert an sich, sondern das jeweilige Konzept ‚Jugend‘ erweist sich immer als ein gesellschaftliches Konstrukt von Meinungsmachern, d.h. als ein Ensemble von gesellschaftlichen Sinnzuschreibungen und Wunschvorstellungen. (...) Selbstverständlich sind die jeweiligen Jugendgenerationen ein identifizierbarer Teil der konkreten Gesellschaftsgeschichte; sie erleben innergesellschaftliche Spannungen und mentalitätsgeschichtliche Brüche meist besonders intensiv und reagieren auch besonders sensibel auf entsprechende Zumutungen, sind aber zugleich auch Strategien zu ihrer Instrumenta-

lisierung für gesellschaftsstabilisierende wie gesellschaftskritische Zwecke in besonderer Weise ausgeliefert“ (Reulecke, J. (1988), S. 251).

Hierüber hinausgehend ergaben sich durch die Folgen der Industrialisierung, welche seit Mitte des 19. Jahrhunderts auch Deutschland ergriffen hatte, wesentliche Veränderungen der Lebensumstände für die, in der Weimarer Republik heranwachsenden, jungen Menschen. Die starke Verstädterungstendenz führte zur Entwicklung immer größerer industrieller Großraumgebiete und vermehrt zu Bildung sozialer Brennpunkte. Jugendliche waren hier „überrepräsentiert“, wurden auffällig, vor allem durch eine deutlich ansteigende Jugenddelinquenz, und wurden somit verstärkt als „Problemfall“ wahrgenommen (vgl. Peukert, D. (1987), S. 94ff.).

Hinzu kam, dass auch von pädagogischer Seite ein stetig wachsender allgemeiner Autoritätsverlust der Eltern gegenüber den Heranwachsenden erkannt wurde, die zudem die bisher anerkannten sozialen Wert- und Normvorstellungen nicht mehr zu akzeptieren schienen. Somit wurde „Jugend“ letztlich „zur Chiffre für den Zusammenbruch der traditionellen Bindungen und Aufsicht“ (ebd., S. 94).

Ganz im Sinne der bereits geschilderten Strategien einer unterordnenden Inklusion der Jugend, wurden diese Entwicklungen von Seiten des Staates als „Kontrollproblem“ interpretiert, zu dessen Lösung ein neues Bildungssystem und neue Eingliederungsstrukturen etabliert werden sollten. Die diesbezüglichen Kompetenzen waren der jeweiligen Reichsregierung durch die Weimarer Verfassung gegeben, die ihr in Erziehungsfragen die Entscheidungshoheit von den Ländern übertragen hatte. Infolge dieser neuen Kompetenzverteilung gelang es, die Institutionen des Jugendwesens und der Bildungspolitik zu vereinheitlichen und zu reformieren (vgl. Giesecke, H. (1981), S. 81ff.).

Als herausragendes Produkt dieser staatlichen Erziehungs- und Bildungspolitik kann beispielsweise das „Reichsjugendwohlfahrtsgesetz“ von 1922 angesehen werden, mit dem die Belange der Jugendfürsorge für „auffällige“ und der Jugendpflege für „normale“ Jugendliche geregelt wurden (vgl. Peukert, D. (1987), S. 95f.).

Dessen erster Artikel garantierte jedem Kind „das Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit“ (ebd.). Diese Bestimmung offenbarte allerdings nur scheinbar eine Perspektive, welche Erziehungsfragen vom Kinde und dessen Selbstentfaltung her erörtert. Was denn „Tüchtigkeit“ im Einzelnen bedeutet, wurde durchweg von gesellschaftlicher Seite und deren Ansprüchen her bestimmt. Als Fazit bezüglich der diesbezüglichen staatlich-institutionellen Maßnahmen lässt sich somit festhalten, dass „die Organisation der Jugend in der Weimarer Republik vom programmatischen Anspruch, wie von der institutionellen Praxis her, weitgehend

fremdbestimmt“ (ebd.) werden sollte und, dass dieses Anliegen auch zu guten Teilen umgesetzt wurde. Für die Notwendigkeit einer Beteiligung der Jugend an den Entscheidungen, welche ihr Leben direkt und indirekt betrafen, fehlte den meisten damaligen Verantwortlichen das Bewusstsein einer entsprechenden Notwendigkeit.

Einige ausgesuchte Zahlen können die Ergebnisse dieser allgemeinen Eingliederungspolitik anschaulich belegen: Von insgesamt ca. 9 Millionen Jugendlichen waren 1926 in Deutschland 4,3 Millionen Mitglieder in verschiedenen Jugendverbänden, was ungefähr jedem zweiten Mädchen und Jungen entspricht. Im Einzelnen verteilten sich die Jugendlichen allerdings zu 1,6 Millionen auf Sportvereine, 1,2 Millionen auf kirchliche Jugendverbände, 368.000 auf die Arbeiterjugendbewegung und 51.000 auf die Gruppen der bündischen Jugend.

Die beiden letzteren sind im weiteren Sinne einer autonomen Jugendbewegung in Deutschland zuzurechnen, deren Einfluss auf die Sozialisation der Heranwachsenden erheblich größer war, als es die geringen Mitgliederzahlen vermuten lassen. Da sich in ihr am deutlichsten die Anliegen der jungen Generation offenbaren, sollen einige Aspekte der Jugendbewegung und der mit ihr eng verbundenen Reformpädagogik während der Weimarer Republik zusammenfassend dargestellt werden.⁶⁶

3.2.3. Exkurs zur Jugendbewegung und Reformpädagogik

Im Folgenden sollen zwei Themenkomplexe erörtert werden:

- Die Bedeutung beider Strömungen im Alltag der zeitgenössischen Jugend.
- Die potentielle Kontinuität zwischen einzelnen Motiven der Jugendbewegung und Reformpädagogik vor 1933 sowie den NS-Erziehungskonzepten.

3.2.3.1. *Jugendliche Erlebnisstrukturen*

Die Entwicklung der so genannten Jugendbewegung vollzog sich in Deutschland bereits seit dem ausklingenden 19. Jahrhundert (vgl. Schelsky, H. (1984), S. 51ff., sowie Reble, A. (1995), S. 284ff.) und gestaltete sich bis in die Weimarer Republik hinein.⁶⁷

⁶⁶ Zu den einzelnen Ansätzen der Reformpädagogik, die hier nur im Kontext jugendlicher Sozialisationsverläufe berücksichtigt wird, vgl. einführend Skiera, E. (2003) sowie kritisch Oelkers, J. (1996).

⁶⁷ Mit Wirsching sind hierbei sinnvoller Weise zwei Phasen der Jugendbewegung zu unterscheiden. Die einer bereits in der Vorkriegszeit entstandenen „älteren“ Jugendbewegung, die den Krieg an der Front erlebt hatte“ und die „lebensreformerische, erzieherische und bündische Elemente miteinander verknüpfend, ... sich schon ihren ... eigenen Mythos geschaffen (hatte), der seinerseits den politischen Diskurs der Weimarer Republik lagerübergreifend beeinflusste“ (Wirsching, A. (2000), S. 76). Während dies vor allem infolge des Hineinwachsens von Vertretern der Jugendbewegung in entsprechende Positionen der Weimarer Gesellschaft geschah (vgl. Reble, A. (1995),

In ihr kamen Motive und Verhaltensstrukturen zum Tragen, die sich als Reaktionen auf die vorgefundenen Sozialisationsbedingungen erklären und beschreiben lassen. Sie sind weitgehend im Vorangegangenen bereits angeklungen, lassen sich hier aber noch präzisieren.

Aus den Erfahrungen von empfundener Bevormundung durch ältere Generationen und Entbehrungen durch Krieg und Wirtschaftskrisen entstand innerhalb der Weimarer Jugend ein weit verbreitetes neues Lebensgefühl.

Als Gegensatz zur als kalt und beengend empfundenen kulturellen Lebenswelt sowie ihrer technisch geprägten und am „Nützlichkeitsgedanken“ orientierten Anpassungsanforderungen trat man nun vermehrt für eine irrationale Lebensweise ein (vgl. Mommsen, H. (2003), S. 117): Für ein ganzheitliches und unmittelbares Erleben von Natur sowie für den Aufbau und Erhalt einer „wahren“ und ungeteilten, kameradschaftlichen Gemeinschaft.⁶⁸ Diese Gegensätze finden sich wieder in der deutlich vorgetragenen Trennung zwischen „Zivilisation“ und „Gesellschaft“ einerseits, die als Inbegriffe aller Entfremdung des Menschen erkannt werden, sowie urtümlicher „Kultur“ und „Gemeinschaft“ andererseits, die man als Symbole einer gelungenen Umsetzung des neuen Lebensgefühls ansieht (vgl. Oelkers, J. (1996), S. 223ff.).⁶⁹

S. 286ff., sowie Dudek, P. (1999), S. 48ff.), ließ sich demgegenüber die „jüngere“ Jugendbewegung“, geprägt durch die bereits geschilderten krisenhaften Sozialisationserfahrungen „kaum mehr in den politisch-sozialen Gründungskonsens der Weimarer Republik einfügen“ (Wirsching, A. (2000), S. 77). Obschon sie notwendigerweise deren geistige Elemente aus der Zeit vor 1918 anklängen lässt, so befasst sich die obige Skizze doch vornehmlich mit der „jüngeren“ Jugendbewegung der Weimarer Zeit, die als Reaktion auf die dort erlebten Bedingungen des Aufwachsens verstanden wird. Zur Phaseneinteilung der „Jugendbewegung“ vgl. weiterführend auch Giesecke, H. (1981), sowie die, m.E. der hier angedeuteten Einteilung entsprechenden, Untergliederungen damals zeitgenössischer geisteswissenschaftlicher Pädagogen wie Spranger, Litt, Weniger oder Flitner. Diese werden zitiert und kommentiert bei Matthes, E. (1998), S. 170ff.

⁶⁸ Deutlichen Einfluss erfährt die Jugendbewegung u.a. durch die Werke einiger Theoretiker (vgl. auch Reble, A. (1995), S. 276ff.), deren Ideen bereits im vorangegangenen Kapitel dieser Arbeit erläutert wurden. Die Begriffe „Ganzheitlichkeit“, „Natur“ und „Leben“ sind in diesem Kontext nicht nur auf äußerliche Phänomenbereiche, sondern vor allem auf den Menschen und dessen Innerlichkeit bezogen. In diesem Sinne hatte schon Rousseau, auf den sich Vertreter der Jugendbewegung und der Reformpädagogik immer wieder beriefen (vgl. März, F. (1998), S. 565), sein Credo „Rückkehr zur Natur“ als Aufforderung zur Natürlichkeit sowie zur Abkehr von der gekünstelten und zergliederten Lebensweise der zeitgenössischen Gesellschaft verstanden. Die u.a. von Dilthey vertretene „Lebensphilosophie“ hatte bereits die ganzheitliche Betrachtung der nur unmittelbar erlebbaren Entfaltung des Lebens gefordert. Mit den Arbeiten Sigmund Freuds hielt schließlich durch die dort propagierte Etablierung des Unbewussten die Berücksichtigung des Irrationalen Einzug in die Erforschung der menschlichen Psyche.

⁶⁹ Freilich handelte es sich bei der Gegenüberstellung von Gesellschaft und Gemeinschaft sowie bei der Glorifizierung der letzteren nicht um ein Phänomen, welches allein die damalige Jugendbewegung ausgezeichnet hätte. Infolge der beschriebenen wirtschaftlichen und politischen Krisenwahrnehmung avancierte die „Gemeinschaft“ mit ihren Konnotationen „Einheit, Stärke, Macht und innere Geschlossenheit“ (Sontheimer, K. (1992), S. 251) in weiten Kreisen der Bevölkerung zu einem der herausragenden Exponate aus dem Fundus von „magischen Worten der Weimarer Zeit“ (ebd.), welches eine unerhörte Anziehungskraft entfaltete und von den Nationalsozialisten schließlich erfolgreich zu Propagandazwecken eingesetzt wurde.

Mit ihrem Bedürfnis nach Einheit der Jugend reagierten die Heranwachsenden auf unterschiedliche, alltäglich erlebte Segmentierungserfahrungen.

Es lässt sich als „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Ernst Bloch, zitiert nach Wirsching, A. (2000), S. 24) bezeichnen, dass hierbei, neben neu aufbrechenden intergenerationellen Konflikten, auch, durch „traditionelle Lebensformen und -welten“ (ebd.) geprägte, intergenerationelle Abgrenzungen fortbestanden. Es handelte sich vor allem um herkunftsspezifische Bindungen, welche durch eine traditionelle Zugehörigkeit der Eltern und daran anschließend oftmals auch der Jugendlichen zu unterschiedlichen politischen oder konfessionellen Milieus bestimmt wurden (vgl. Peukert, D. (1987), S. 149ff.).

Auch die Krisen der Weimarer Republik bringen neue, teils bedenkliche Segmentierungstendenzen mit sich. So führt der Verfall des Sozialstaates infolge der Weltwirtschaftskrise, zusammen mit den sich ausbreitenden Machbarkeitsphantasien der Weimarer Sozialplaner zu einer verschärften Auslesediskussion, im positiven (Eliteförderung nach Maßgabe des Nützlichkeitsgedankens), wie im negativen (z.B. in der Eugenik, zur versuchten „ausmerzenden“ Erbgutpflege) Sinne. Dies gilt auch für die zunehmend an Bedeutung gewinnende Sozialpädagogik und die dortigen Ansätze, so genannte „unerziehbare“ Kinder und Jugendliche zwangsweise in Verwahrung zu nehmen, womit ein erzieherisches „Auslese-Ausgrenzungsparadigma“ bereits angedeutet wurde, welches später in der NS-Zeit aufs Äußerste überspitzt und für nahezu sämtliche pädagogische Praxis handlungsleitend werden sollte (vgl. Peukert, D. (1987), S. 142f.).

Die grundlegenden Elemente einer „Generationsgestalt der Jugendbewegung“ lassen sich nunmehr in Anlehnung an eine Überschau Fends zusammenfassend beschreiben (vgl. Fend, H. (1996), S. 190ff.), als

1. Autonomiebedürfnis der jungen Generation und deren Forderung nach dem Recht auf eine selbstbestimmte und selbstverantwortliche Lebensgestaltung.
2. Suche nach Möglichkeiten des Erlebens unabhängiger, unverstellter Gemeinschaft mit anderen Jugendlichen. Dieses Bedürfnis fand seinen Ausdruck in den jugendlichen Geselligkeitsformen des Wanderns und der Fahrt, die den Heranwachsenden gleichermaßen die Chance boten, den Zwängen von Großstadtleben, gesellschaftlichen Erwartungen und elterlicher Autorität zu entkommen sowie Gemeinschaft zu erleben und Selbständigkeit zu erproben.
3. Historisch erstmalige Entwicklung einer, durch Generationenkonflikte geprägten, „Generationengestalt“ die sich „als Gegenprogramm zum gesellschaftlichen Nor-

malentwurf, zu den dominanten kulturellen Strömungen“ (ebd., S. 191) interpretieren lässt.

4. Aufnahme und Verfechtung einer Reihe von ideologischen Prinzipien, die als Reaktionen auf die vorgefundenen Rahmenbedingungen des Aufwachsens erklärbar sind: Aus den Erfahrungen in einer Republik, die den sich ausbreitenden sozialen Problemen nicht gewachsen war und deren Vertreter die Jugendlichen nicht einbezogen, ergaben sich zum einen die bereits erwähnte Ablehnung des parlamentarischen Systems, zum anderen der Ruf nach staatlicher Herrschaft, welche im hegelschen Sinne durch dem gesellschaftlichen Leben übergeordnete Strukturen legitimiert sei. Mit dem Eintreten für Gemeinschaft verband sich in den Kreisen der Jugendbewegung auch die Forderung nach Abschaffung der sozialen Klassentrennung, womit aber keine Aufhebung jedweder Differenzierung gemeint war. Vielmehr sollte die geforderte Einheit eine klare Gliederung in Geführte und Führer, in Masse und Elite beinhalten. Hierbei wurde Elite durch Attribute wie „geistiges Führertum“, „Vorbildhaftigkeit“, „Charakter“ und „Unbeirrbarkeit“ (ebd., S. 197) definiert. Dieses „Führerprinzip“ kam auch innerhalb der Organe der Jugendbewegung zum Tragen, etwa in der Parole: „Jugend erzieht Jugend“. Der bereits geschilderte Nationalismus der Weimarer Jugend verband sich hier verstärkt mit dem Bedürfnis nach Einheit und Solidarität, eine Entwicklung, die in der vehementen Forderung nach einer echten „Volksgemeinschaft“ kulminierte. Gefühle des Ausgebeutet- und Ausgegrenztwerdens, wie sie viele Heranwachsende empfanden, verbanden sich in deren Bewusstsein nun mit dem aufkommenden Irrationalismus sowie der schon erwähnten Suche nach „legitimer Herrschaft“ zu einem starken Bedürfnis nach einem Führer, dem man in unbedingter Treue folgen wollte.⁷⁰ Ge-

⁷⁰ Eine derartige Führungsfigur lässt sich mit Hilfe einer älteren Differenzierung Max Webers charakterisieren. Dieser beschrieb eine traditional bzw. rational, eine legal und schließlich eine charismatisch legitimierte Herrschaft. Diese entstehe vor allem in gesellschaftlich-politischen Umbruchsituationen und fußt in einer persönlich-affektuellen Hingabe einer Gefolgschaft („Jünger“, „Anhänger“) an eine „übernatürlich“ oder zumindest „außeralltäglich“ erscheinende Führungspersönlichkeit, die ihr Charisma fortwährend durch Erfolge unter Beweis stellen muss. Scheinbar charismatische Führungspersonen lassen sich, so Weber, durch gezielte Anwendung von Ideologie, Manipulationstechniken und Massenmedien, bei gleichzeitiger Unterdrückung rationaler Aufklärung auf der Basis rigider Herrschaftsstrukturen propagandistisch „aufbauen“ (vgl. Weber, M. (1990)). Der direkte Zusammenhang zu obiger Thematik wird offenbar, wenn man ein Zitat Petersens, eines zeitgenössischen Reformpädagogen, hinzuzieht. Dieser beschreibt die gesuchten Führungspersönlichkeiten wie folgt: Sie zeichnet als „erste Eigenschaft... die Fähigkeit zur Ueberschau“ aus. „Sie leben mehr und anders als andere Menschen in einem Ganzen und... suchen und finden neue Verbindungen, andere Wege, als bislang beschritten wurden. (...) (Die) Begeisterung..., die ein wahrer Führer einer Gemeinschaft stets erweckt, stammt nur zum Teil daher, dass die Gemeinschaft, die ihn anerkennt, *einsieht, erkennt*, als richtig versteht, was der Führer will, es ist statt Einsicht und Erkennen vielmehr das Erste und das Wesentliche das Empfinden für das Wesentliche, das Empfinden für das Richtige, ein Glauben daran“ (Petersen; zitiert nach Oelkers, J. (1996), S. 245). Dass man, gerade in Kreisen der „jüngeren“ Jugendbewegung, zum Ende der Republik

gen das Gefühl der Instrumentalisierung durch die industrialisierte Gesellschaft entwickelte sich zudem in weiten Kreisen der Jugendbewegung ein starker Antiintellektualismus. Durch diesen angeregt bildete sich schließlich eine „Philosophie der Tat“, welche den Einsatz aller Entscheidungskraft und die persönliche Selbstaufopferung der jungen Menschen zur Lösung der anstehenden gesellschaftlichen Probleme einfordert. Diese Mentalität führte zum Ende der Weimarer Republik bei den Vertretern der „jüngeren“ Jugendbewegung zu einem deutlichen Radikalitäts- und Militarisierungsschub sowie zu einem Anstieg der Gewaltbereitschaft. Hierdurch unterscheidet sie sich nunmehr deutlich von ihren früheren Vertretern, die noch vorrangig durch Idealismus beseelt waren. Zusammengenommen ergaben die genannten Aspekte für eine Vielzahl der Heranwachsenden den Ausschlag, sich den NS-Jugendorganisationen anzuschließen und für deren Ziele, die sie auch für die eigenen hielten, zu kämpfen (vgl. Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 170ff.).

5. Bewegung, die sich aus „einer kleinen, aber strukturbildenden Minderheit der Jugendkohorten“ (Fend, J. (1986), S. 192) zusammensetzt und die sich in ihrer großen Mehrheit aus den Bevölkerungsschichten des Bürgertums rekrutiert.

Der letzte Aspekt bedarf hierbei einiger Differenzierung. Es existierten neben den staatlichen Jugendorganisationen und eben jenen der „Bündischen Jugend“, wie die „jüngere“ Jugendbewegung ebenfalls bezeichnet wurde (vgl. hierzu ausführlich Hellfeld, M. (1987), S. 33ff.), in der Weimarer Republik und besonders während ihrer letzten Wochen und Monate auch solche Verbände, die den verschiedenen politischen Parteien angeschlossen waren (vgl. Mommsen, H. (2003)).

Bei der „NSDAP“, die selbst einigen Erfolg bei der Rekrutierung junger Mitglieder hatte (vgl. Reuband, K.-H. (2006), S. 333), erfreute sich organisatorisch mehr noch als die „Hitler-Jugend“⁷¹ die „SA“ (Sturmabteilung) regen Zulaufs Heranwachsender.⁷²

oftmals glaubte, diesen sehnsüchtig erwarteten neuen Führer in der Person Adolf Hitlers gefunden zu haben, wurde später wiederholt als entscheidendes Motiv für die Hinwendung zur nationalsozialistischen Bewegung interpretiert (vgl. hierzu beispielsweise den Hinweis auf eine entsprechende Argumentation bei Spranger in Matthes, E. (1998), S. 170).

⁷¹ Die „Hitlerjugend“ war bis 1932 eine eher unbedeutende Jugendorganisation mit gerade einmal 20.000 offiziellen Mitgliedern gewesen, im Oktober 1932 gelang es dem „Reichsjugendführer“ von Schirach allerdings schon, 80.000 Jugendliche für den, von den Nationalsozialisten abgehaltenen, „Reichsjugendtag“ zu rekrutieren, „die stundenlang vor Hitler paradieren mußten“ (Wippermann, W. (1998), S. 151).

⁷² Die „SA“ konnte ihre Mitgliederzahl zwischen November 1930 und Januar 1933 von 60.000 auf 700.000 erhöhen, wobei 59,1% der letzteren Zahl aus der Bevölkerungsgruppe der 19- bis 24- und weitere 19,1% aus der 24- bis 29-Jährigen stammten (vgl. Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 263). Grundsätzlich lässt sich ein 1929 einsetzender massiver Zuwachs der „SA“ konstatieren (vgl. Longerich, P. (2003), S. 81ff.). Anziehend wirkten hierbei vor allem die Option zur aktiven und

gemeinschaftlichen Generierung von Lebenssinn (vgl. ebd., S. 48), die nicht existente Milieufestlegung des „SA“ (vgl. ebd., S. 85), die hohe Anpassungsfähigkeit der „SA“ an regionale, lokale oder soziale Gegebenheiten (vgl. ebd.), das Angebot, gegenüber einer ökonomisch unsicheren und politisch von Grabenkämpfen durchzogenen Umwelt, Teil einer Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Stärke und Geborgenheit suggerierenden Subkultur zu werden (vgl. ebd., S. 115ff.), sowie, bei einmal bestehender Mitgliedschaft, die intensive Bindung der „SA-Männer“ an ihre jeweilige Untergruppe (vgl. ebd., S. 136ff.), welche sich in einer Art „<SA-Geist>“ manifestierte (zitiert nach ebd., S. 136). Vor allem aber resultierte eine ganz besondere Anziehungskraft der „SA“ aus einer Konstellation der oben beschriebenen Bedürfnisse. Denn, „während in der sozialen Zusammensetzung der Parteiarmee keine soziale Schicht eindeutig dominierte“ (ebd., S. 85), zeichnete sie sich insbesondere durch ein wesentliches Strukturmerkmal aus, ihre Jugendlichkeit (vgl. ebd., S. 85f.). Zum Merkmal des starken Anteils Jugendlicher bzw. junger Männer in der „SA“ kam die Tatsache, dass besonders viele unter ihnen von Arbeitslosigkeit und deren ökonomischen und sozialen Folgeeffekten betroffen waren (vgl. ebd., S. 86). Ganz im oben angedeuteten Sinne lässt sich die „SA“ als Sammelbecken der Jugendlichen bezeichnen, die unter unterschiedlichen Voraussetzungen von Arbeitslosigkeit betroffen waren: „Man (wird) die NS-Parteiarmee im Kern als einen Zusammenschluß von vorwiegend Jugendlichen oder jüngeren Männern beschreiben können, die zu einem nicht unerheblichen Teil aus der Arbeiterschaft stammten, aber wohl zum größeren Teil der Proletarisierung zusteuern Angehörige der Mittelschicht waren“ (ebd., S. 88). Wenngleich also nicht in gänzlich gleichem Maße von konkreter Arbeitslosigkeit betroffen, wurde die „SA“ für beide Gruppen attraktiv, aufgrund ihrer Kombination aus unterstützenden Maßnahmen für die jungen Arbeitslosen (vgl. ebd., S. 89), sowie der Vermittlung des Eindrucks, man könne mit einer Mitgliedschaft gleichsam Ordnung und Lebenssinn nicht nur erhalten, sondern selbst aktiv handelnd generieren, wo nötig gewaltsam erzwingen. Diesbezüglich war es „der paramilitärische Stil, der direkte Aktionismus der Parteigruppe“ (ebd.), welcher überaus anziehend wirken konnte. Insofern verband sich mit einer Mitgliedschaft in der „SA“ für viele damals Heranwachsende die Wahrnehmung, man könne hier Isolierung durch Gemeinschaft, Passivität durch Aktivität, Einflusslosigkeit durch Stärke, unerfüllte Tage durch militärische Ordnung und die Verrichtung scheinbar bedeutender Aufgaben, sowie nicht zuletzt die hoffnungslos erscheinende ökonomische Lage durch das Unterstützungsnetzwerk ersetzen. Wenngleich sie etwas voneinander abweichende biographische Erfahrungsmuster aufwiesen, so teilten die beiden Hauptgruppen jener jungen Männer der „SA“, die 1902-1905/07 Geborenen und die 1905/07-1914 Geborenen (vgl. ebd., S. 90), doch die Wahrnehmung der NS-Parteiorganisation als Ort, an dem sie ihre sozialisierten Präferenzen für militärische Agitationen ausleben (vgl. ebd., S. 90ff.), und gleichsam ihre Ansprüche gegenüber den älteren Generationen im Generationenkonflikt durchsetzen konnten. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Longerich resümiert, die „<Erfolge>“ (ebd., S. 245) der „SA“ hätten deutlich weniger „aus der Überzeugungskraft eines politischen Systems“ (ebd.), als „aus den vielfältigen Funktionen, die die <Subkultur> SA umfasste“ (ebd.) resultiert. Aus sozialisationstheoretischer Sicht handelte es sich bei der „SA“ um ein propagandistisch verklärtes und von den Heranwachsenden in großer Zahl subjektiv wahrgenommenes Angebot zur Befriedigung höchst virulenter Bedürfnisse. Diese Wahrnehmung musste durchaus nicht immer von Dauer sein, so erklärt sich die bemerkenswert hohe Fluktuationsrate unter den „SA-Mitgliedern“ (vgl. ebd., S. 86). Zunächst aber zog die Tatsache, dass es kein verbindliches, politisch-inhaltlich geprägtes „SA-Bewusstsein“ (ebd., S. 140) gab, sondern ein vorherrschendes „<ideologisches Vakuum>“ (zitiert nach ebd.) es ermöglichte, sich mit ganz unterschiedlichen persönlichen Dispositionen mental in der NS-Parteiorganisation zu verorten, die jungen Männer in hoher Zahl an. Im Gleichschritt mit den politischen Erfolgen der „NSDAP“ konnte somit auch die „SA“ in den Jahren ab 1931 zunehmend expandieren (vgl. ebd., S. 109ff.). Ganz entsprechend der hier angenommenen Eignung der „SA“ als wahrgenommener Steigbügel zur Befriedigung eigener Bedürfnisse ist es dann auch zu erklären, dass die Parteiorganisation in der Zeit unmittelbar vor der Machtübernahme, als es so schien, als ob sich der Nationalsozialismus zu Tode gesiegt hätte ohne tatsächlich an die Macht zu kommen, tief frustriert war, Verluste in ihren Mitgliederzahlen hinnehmen musste und insgesamt stagnierte (vgl. ebd., S. 159).

Am Beispiel der „SA“ offenbarte sich schließlich auch der Anstieg der Gewaltbereitschaft in weiten Kreisen der Weimarer Jugend eklatant. In der Mitgliederstruktur der NSDAP-Jugendorganisationen bestätigt sich auch deren bereits beschriebene Zuwendungsattraktivität für Heranwachsende mit besonders schweren Sozialisationsverläufen. Im Rahmen einer Studie von Peter H. Merkel „(war) eine wohlbehütete bürgerliche Kindheit... in der ganzen Beispielsammlung nur in jedem sechsten Fall zu finden“ (ebd., S. 274). Gerade diese Vertreter der jungen Generation, welche sich als immer wieder benachteiligt empfanden, waren demnach wohl am empfänglichsten, für die Anziehungskraft der „SA“, wie sie Lothar Steinbach beschrieben hat: „Der uniformierte SA-Mann, kantig und

Daneben hatte aber auch der Kommunistische Jugendverband („KJVD“) als Jugendorganisation der KPD aufgrund seines Identifikationspotentials für junge Arbeiter einigen Erfolg.⁷³ Republiktreu waren in der schweren Krise der Weimarer Republik nach 1930 vor allem noch die Jugendverbände der SPD ausgerichtet (vgl. Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 269). Dies verdeutlicht, dass es neben denen der „bündischen Jugendbewegung“ eine ganze Reihe weiterer Jugendorganisationen gab, in denen Jugendliche ganz unterschiedliche Prägungen erfuhren, die aber jeder für sich versuchten, das politische Potential des jugendlichen Selbstbehauptungswillens möglichst weitgehend für sich zu gewinnen (vgl. Dudek, P. (1999), S. 49). Zwischen den einzelnen Jugendorganisationen ergab sich nur wenig Fluktuation, vielmehr war das Verhältnis zumeist von gegenseitiger Abneigung und Schuldzuweisungen geprägt. Entscheidend war somit keine vollständige Erfassung und irgendwie geartete Ausrichtung der Jugend auf einen ideologischen Konsens, sondern eher die geteilte Erfahrung der zunehmenden Organisation der Jugend während der Weimarer Republik, bei gleichzeitig ansteigender Ablehnung des Parteienstaates und einer wachsenden Gewaltbereitschaft – gerade bei Vertretern der Generationen, die den ersten Weltkrieg nicht als Soldaten miterlebt hatten. Zudem erhielt die Weimarer Jugend, über alle sozialen Schichten hinweg, insgesamt viel zu wenig geistiges Rüstzeug, um die politischen Krisen und Verhältnisse realistisch und rational beurteilen zu können (vgl. Fend, J. (1996), S. 199ff.). Dies galt insbesondere auch für die Vertreter der Jugendbewegung, die sich in beiden Phasen bewusst nicht mit den politischen Alltagsfragen

protzig in der äußeren Erscheinung, der Archetypus des hausbackenen, rustikalen Deutschen, mit Braunhemd, Schulterriemen und Koppelschloß sich abhebend von der übrigen Masse Mensch, die Fäuste in die Hüften gestemmt, verkörperte das ‚Männlich-Schöne‘ des beginnenden Dritten Reiches. Die wohlorganisierten Aufmärsche, Vorbeimärsche und Abmärsche in ‚Reih‘ und ‚Glied‘ demonstrierten Stärke, sie versinnbildlichten das Imponiergehabe nationalsozialistischer ‚Herrenpolitik‘, sie verstellten die Aussicht auf die Armseligkeit und Auswegslosigkeit des politischen Alltags durch dröhnende Szenen. Nationalsozialistische Organisationsmuster, angefangen von dem Tagfüllenden Kundgebungsprogramm des SA-Mannes im ‚aktiven‘ Dienst, das mit dem Kirchgang beginnen konnte und meist in wuchtigen Kundgebungen und Fackelzügen endete, war die sinnfällige Übersetzung des Abstraktums Politik ins ‚Ästhetische‘, Gefühlsmäßige, äußerlich beeindruckende, Pompöse, Glamourhafte“ (ders. (1995), S. 22). Der Psychoanalytiker Helm Stierlin berichtet diesbezüglich aus seiner Kindheit: „In einem Park Stettins, meiner ehemaligen Heimat... fand ein Aufmarsch der SA statt. Peter von Heydebreck, der Führer der schlesischen SA, war zu Besuch gekommen und inspizierte die aufmarschierten Verbände. Einarmig, hager und stolz saß er auf einem Pferd, das die Rosenbüsche zertrampelte. Selbst heute kann ich mir kein besseres Bild menschlicher Omnipotenz ausmalen“ (ders. (1995), S. 11). Zur ästhetischen Inszenierung der „SS“ vgl. zudem Reichel, P. (1994), S. 222ff.

⁷³ Hier wurde zwar die Not der Jugendlichen offen angesprochen, diese allerdings nicht als zu lösende Krise des parlamentarischen Systems, sondern ganz im Sinne der Marxistischen Theorie als Teil des natürlichen Entwicklungsprozesses hin zu einer sozialistischen Gesellschaft beurteilt. Der „KJVD“ folgte letztlich wohl allzu fraglos dem Vorbild des „Vaterlandes aller Werktätigen“, der Sowjetunion. Die Mitglieder der „kommunistischen Jugend“ erfuhren in ihrer Organisation vor allem eine autoritäre Erziehung, „die nicht zu kritischen Verhaltens- und Denkweisen führen konnte“ (Götz von Olenhusen, I. (1987), S. 272).

beschäftigten und oftmals beseelt von einer „diffusen Sendungsideologie“ (Peukert, D. (1987), S. 96) nach irrationalen und revolutionären Lösungen aller gesellschaftlicher Probleme verlangten. Zusammenfassend lässt sich, obschon einzelne Befürworter der Republik auch unter den jungen Menschen in Deutschland nicht unterschlagen werden sollten, mit Mommsen das Fazit ziehen, dass „der Tatbestand, dass die junge Generation aus der Weimarer Republik ausgewandert war, der NSDAP direkt und indirekt zugute gekommen“ (Mommsen, H. (2003), S. 126) war. Darüber hinaus muss auch erwähnt werden, dass die Jugendbewegung, wiederum in beiden Phasen, mehr eine „Bewegung der ‚Jungen‘“, denn eine „Bewegung der ‚Jugend‘“ insgesamt war (vgl. Tenorth, H.-E. (2000), S. 220f.). Trotz der Teilnahme von Mädchen an den Veranstaltungen der Jugendbewegung blieb diese doch „eine männlich dominierte und von männerbündischen Idealen inspirierte Bewegung“ (ebd.).⁷⁴ Abschließend gilt es zu erwähnen, dass es in den letzten Jahren der Weimarer Republik auch eine den Motiven der Jugendbewegung entgegen gesetzte Mentalität unter damals Heranwachsenden gab. So berichtet Giesecke von einer „neuen Jugend“, die auf die beschriebenen Sozialisationsbedingungen mit Anpassung, emotionaler Kälte, Desinteresse an geistigen Gütern und Zuwendung zum Praktischen, der Arbeitswelt, moderner Technik etc. reagierte (vgl. Giesecke, H. (1981), S. 70f.).

Eine Bewertung der unmittelbaren Sozialisationsrelevanz, welche die Jugendbewegung im Alltag der Weimarer Jugend insgesamt erhielt, muss nach Lage der aufgeführten Faktoren vorerst zum Ergebnis kommen, dass diese eine eher „marginale Rolle“ (Peukert, D. (1987), S. 97) gespielt habe. Berücksichtigt man allerdings die bereits eingangs gemachte Feststellung, dass die in der Jugendbewegung zum Tragen gekommenen Ideale, Motive und Verhaltensweisen mehr offenbarten, als sich etwa an der Summe ihrer Mitglieder ablesen ließe, so ergibt sich eine neue Bewertungsgrundlage der Bedeutung dieser Sozialisationsaspekte innerhalb der Jugend in Deutschland vor 1933. Diese lässt sich mit Klönne wie folgt auf den Punkt bringen:

„Nicht so, als ob vor 1933 die Jugendgeneration insgesamt von den Jugendbünden und –verbänden ‚erfaßt‘ worden wäre; wohl aber läßt sich sagen, daß Leitbilder und Aktivitätsmuster der Jugendbewegung eine Art kultureller Hegemonie für die nachwachsende Generation gewonnen hatten, und damit verband sich auch ein vages Gefühl von der ‚Einheit der Jugend‘ oder das Bedürfnis, eine solche Einheit herzustellen. Für viele ‚bewegte‘ junge Menschen damals, bis weit in die konfessionellen Jugendverbände und zum Teil auch in die Arbeiterjugendbewegung hinein, hieß ‚Aufbruch der Jugend‘ zugleich ‚Erneuerung der Nation‘“ (Klönne, A. (2003), S. 304).

⁷⁴ Ausführlich mit der Frage nach Möglichkeiten und Problemen von weiblicher Teilnahme und Mitgestaltung innerhalb der Jugendbewegung hat sich Irmtraud Klönne beschäftigt (vgl. dies. 1998a)).

Neben diesen Motiven der Jugendbewegung wurden außerdem auch durch Vertreter einer neuen historischen Strömung der Pädagogik, der Reformpädagogik vor und während der Weimarer Republik, Ansätze zu einer „neuen Erziehung“ (vgl. Herrmann, U. (1987)) entwickelt. Die Reformbewegung ist ihrem Selbstverständnis nach eine Bewegung, die sich entschieden gegen die pädagogischen Programme vergangener Epochen wendet. Sie richtet ihre massive Kritik gegen den als überzogen empfundenen Intellektualismus und die verbreitete autoritäre Ausrichtung des zeitgenössischen Schulwesens. Ganz im Sinne der oben ausgeführten scharfen Trennung zwischen zergliedernder Zivilisation und Ganzheitlichkeit formulieren Vertreter dieser Reformbewegung nunmehr einen ihrem Verständnis nach unvereinbaren Gegensatz zwischen dem „geistigen Totmachen“ (ebd., S. 13) durch die zeitgenössische Schule und unmittelbarem Leben und Erleben. Gegen die bevormundende Eingliederung der Heranwachsenden in die Gesellschaft wird nun der Versuch unternommen, eine Erziehung „vom Kinde aus“ (vgl. Flitner, A. (1999), S. 30-54) zu etablieren. Diese solle ihren Fokus richten auf die einfühlsame Unterstützung und Anregung des kindlichen Entwicklungsprozesses, der soweit irgendwie möglich selbständig und ohne Begrenzungen verlaufen solle. Eine Versorgung mit Themen und Materialien sollte hierbei streng nach individueller Interessenslage des Kindes erfolgen. Diese Auffassung kann m.E. als Grundtenor der Reformpädagogik im Deutschland der Weimarer Republik bezeichnet werden. Welche Argumente von verschiedenen Theoretikern zu ihrer Begründung herangezogen wurden und welche praktischen Umsetzungen man sich für diese Ideen vorstellte, lässt sich hier nicht im Einzelnen wiedergeben. Festzuhalten ist allerdings, dass sich trotz ähnlicher Ausgangslage deutlich unterscheidbare Konzeptionen, etwa in den Ansichten zur Schulgestaltung ergaben, die wiederholt zu heftig geführten Kontroversen Anlass gaben (vgl. Herrmann, U. (1987), S. 18ff.). Auch in der reformpädagogischen Diskussion in Deutschland kamen nationalistische Tendenzen zum Ausdruck, die etwa zur Forderung nach „völkischer Erziehung“ führten. Zudem fand auch in mehreren dieser Konzeptionen einer „zukunftsweisenden“ Erziehungsgemeinschaft das Führerprinzip sowie der Elitedanke eine deutliche Befürwortung. Bezüglich der möglichen Ergebnisse einer konsequenten Umsetzung der „neuen Erziehung“ ist die reformpädagogische Bewegung von einem großen Enthusiasmus be-seelt. Dieser lässt sich mentalitätsgeschichtlich durchaus als Äquivalent utopischer Machbarkeitsphantasien verstehen, wie sie in der Weimarer Gesellschaft mit technischen Entwicklungen verbunden und auch in den Vorschlägen zur Lösung sozialer Probleme (etwa der Sozialhygiene) aufzufinden waren (vgl. Peukert, D. (1987), S. 138f.). Man glaubte, einen „neuen Menschen“ durch die „Emporbildung aller inne-

ren Kräfte“ erschaffen zu können (vgl. Herrmann, U. (1987), S. 12f.). Da einige Reformpädagogen durchaus an der theoretischen Ausgestaltung des Weimarer Schulwesens beteiligt waren, lässt sich hier auch deren Relevanz für die Alltagssozialisation der Heranwachsenden konkretisieren. Herrmann fasst diesbezüglich zusammen:

„Die reformpädagogischen Vorstellungen vom ‚neuen Menschen‘ und der ‚neuen Gesellschaft‘, von der ‚neuen Schule‘ und der ‚neuen Erziehung‘, wie sie sich 1918/19 zu Wort gemeldet hatten, waren bereits in der Mitte der 20er Jahre (politisch-) praktisch und (theoretisch-) pädagogisch unhaltbar geworden. Aber in praktisch-pädagogischer Hinsicht begann ihr ungebrochener Siegeszug (den selbst die Nationalsozialisten in Dienst nehmen mußten, wollten sie im Erziehungsfeld erfolgreich sein!), und die Errungenschaften der Reformpädagogik sind heute selbstverständlicher Bestandteil modernen Schullebens und Unterrichtsgeschehens“ (ebd., S. 28).

Man kann also festhalten, dass reformpädagogisches Gedankengut in Weimar ansatzweise durch die Mitgestaltung der öffentlichen Bildung direkt sozialisationswirksam wurde, hierbei allerdings den gleichen Problemen unterlag, wie das gesamte Bildungssystem. So argumentiert Tenorth dahingehend dass „in der Weimarer Republik die Bildungspolitik schon deshalb nicht zum Motor gesellschaftlicher Veränderung (wird), weil sowohl die verbleibenden Länder als auch epochenspezifisch bedeutsame Ereignisse [gemeint sind Weltkrieg, Inflation, sowie Wirtschaftskrise und schließlich der Untergang der Republik; der Autor] die pädagogischen Intentionen überformen“ (Tenorth, H.-E. (2000), S. 207). Letztlich gelingt es der Schulpolitik der Weimarer Republik nicht, eine Verbesserung der Chancengleichheit durch adäquate Veränderungen des Bildungssystems herbeizuführen (vgl. Tenorth, H.-E. (1985), S. 103ff.). Die reformpädagogischen Konzepte zur praktischen Gestaltung von Erziehung bleiben aber sozialisations- wirksam und werden vereinzelt auch von den Nationalsozialisten aufgegriffen, jedoch ohne dass sich hierbei eine Übereinstimmung innerhalb der ideologischen Motive beider Bewegungen einfach unterstellen ließe. Diese Frage soll im Folgenden kurz erörtert werden.

3.2.3.2. Anknüpfungspotentiale zwischen Jugendbewegung bzw. Reformpädagogik und Nationalsozialismus

Eine viel und oftmals kontrovers diskutierte Frage innerhalb der historischen Erziehungswissenschaft ist diejenige nach einer möglichen Kontinuität zwischen einzelnen ideologischen und programmatischen Elementen der Jugendbewegung bzw. der Reformpädagogik vor 1933 und den Erziehungsprogrammen der NS-Zeit (vgl. Langewiesche, D.; Tenorth, H.-E. (1989), S. 21f., Fend, H. (1996), S. 196ff. sowie Matthes, E. (1998), S. 208ff.). Diese Frage kann hier nur in aller Knappheit und mit

Blick auf strukturelle Kontinuitäten bearbeitet werden.⁷⁵ Einzelne solcher Anknüpfungsoptionen wurden bereits im vorangegangenen Text offenbar, nun soll es darum gehen, zu beurteilen in welchem Ausmaß diese greifen konnten. Der Fokus liegt hierbei, entsprechend der Arbeitsperspektive, auf den Belangen der Jugendbewegung, deren Mentalitäten m.E. als exemplarisch für die Reaktionen vieler Heranwachsender auf ihre während der Weimarer Republik gemachten Sozialisationserfahrungen gelten können. Zu einem knappen Urteil kommt hier Reble, der darauf verweist, dass etwa „die Hitlerjugend... manche bündischen Formen (Kleidung, Fahrt, Heimabende usw.)“ übernommen habe und darüber hinaus „von dem kulturellen Wollen... vieles vom Dritten Reich für seine Absichten verwertet, propagiert und organisiert“ wurde – demgegenüber jedoch „die Seele der Jugendbewegung, ihr zentrales Anliegen, die Menschen aus der Macht des organisierten Massendaseins zu befreien, (getötet)“ worden sei (Reble, A. (1995), S. 290; vgl. in diesem Sinne auch Mitterauer, M. (1986), S. 231f.). Diese Feststellung trifft zu, ist jedoch vereinfacht. Es gilt sie in einigen Punkten zu präzisieren und etwas zu erweitern. Wie bereits beschrieben, war die Jugendbewegung durchzogen von nationalistischen Tendenzen. Dies gilt für die Phase vor 1918, insbesondere allerdings für die hier wesentliche Phase der „bündischen Jugendbewegung“ während der Weimarer Republik, u.a. bedingt durch die mehrfach erwähnten zeitspezifischen Sozialisationserfahrungen. Dieser Nationalismus brachte bereits vor 1933 einen deutlichen Anstieg von Antisemitismus unter den Heranwachsenden mit sich. Dieser Verlauf entspricht einer Argumentation Leys, der darauf verweist, dass beide nicht „nur in ihrer historischen Erscheinung parallel (sind), sondern... komplementäre Inhalte der politischen Religion des Nationalismus“ darstellen (Ley, M. (2003), S. 111). Hierbei tritt „der genuine Nationalismus mit dem Anspruch der ‚heiligen Nation‘ auf, übernimmt den corpus mystikum der Kirche und damit deren Heilsfunktion“. Er wird verstanden und propagiert „als Vollstrecker der Geschichte, der Heilsgeschichte. In der sich angemäßen Messianität wähen sich Nationalismen dazu ausersehen, die Feinde im Sinne einer Vorhersehung töten zu dürfen bzw. die Tötung als sakrale Vorleistung zur Erlösung begehen zu müssen“ (ebd., S. 107). Derartige Verbindungen von Nationalismus und Antisemitismus finden sich bereits innerhalb der „älteren“ Jugendbewegung (vgl. Laqueur, W.Z. (1962), sowie Klönne, A. (1985b)). Noch wesentlich bedenklicher sind in diesem Zusammenhang allerdings die

⁷⁵ Den Ideen und einzelnen Vertretern der Reformpädagogik hat sich Oelkers ausführlich mit Perspektive auf diese Fragestellung gewidmet und dabei auch Kontinuitäten im Schaffen beispielsweise von Gustav Wyneken (vgl. Oelkers, J. (1996), S. 230ff.) und Peter Petersen (vgl. ebd., S. 243ff.) kritisch beleuchtet. Gleiches gilt für Matthes, die sich mit einzelnen Vertretern der geisteswissenschaftlichen Pädagogik befasst hat (vgl. Matthes, E. (1998), S. 21ff.).

Mentalitäten, wie sie sich in weiten Kreisen der „jüngeren“ Jugendbewegung entwickelten. Hier führten die beschriebenen Tendenzen zusammen mit der zunehmenden Radikalisierung und dem Aufkommen eines überzogenen Irrationalismus dazu, dass hier bereits vor 1933 viele faschistisches und antisemitisches Gedankengut vertraten (vgl. Kater, M. H. (1987)) bzw. für die religiös anmutenden Elemente nationalsozialistischer Ideologie und deren Führermythos empfänglich waren (vgl. Klönne, A. (1985b), S. 185).⁷⁶

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es ganz unverkennbar Schnittmengen, zwischen den politischen Ansichten der Jugendbewegung und der Ideologie der Nationalsozialisten gab. Diese allerdings „waren Symptom einer allgemeinen politischen Fehlentwicklung des deutschen Bürgertums – aber eben nur ein Symptom neben vielen gleichgerichteten, und gewiss nicht die Ursache der Bewegung hin zum Faschismus“ (Klönne, A. (2003), S. 125). Darüber hinaus weist Klönne zu Recht daraufhin, „daß in der Tradition der Jugendbewegung zugleich eine Chance systemoppositionellen Verhaltens lag. Das >autonome< Milieu jugendlichen Gruppenlebens blieb zumindest zum Teil widerstandsfähig auch gegenüber dem totalitären Zugriff der staatlichen Jugenderziehung im Faschismus“ (ebd.). Letztere Feststellung deckt sich mit anderen Argumentationen. So berichtet beispielsweise Jovy, selbst ehemals Mitglied der Jugendbewegung, in seinen autobiographisch geprägten Ausführungen davon, dass er den Nationalsozialismus stets abgelehnt habe und dafür in vielen Strafbataillonen habe leiden müssen (vgl. Jovy, M. (1984)). Derartige Ablehnungen sind auch über 1933 hinaus in größerem Umfang festzustellen, so verweist Mommsen darauf, dass es den staatlichen Erziehungsorganisationen während der NS-Zeit mitunter nicht gelungen sei, die Vertreter besonders der „älteren“ Jugendbewegung einzubinden und letztlich gar „einzelne HJ-Gauorganisationen aufgelöst (wurden), da sie von ehemaligen Wandervögeln unterwandert waren“ (Mommsen, H. (2003), S. 126). Fend schließlich führt zur Integration der Jugendbewegung in die nationalsozialistische Bewegung durch Baldur von Schirach aus, dieser habe „ausdrücklich die Leistung der Jugendbewegung und die >übernahmefähigen Momente< betont“, dem allerdings den „bezeich-

⁷⁶ Aus dieser Mentalitätsverschiebung zwischen „alter“ und „neuer“ Jugendbewegung resultierte auch ein dementsprechend verändertes Verhältnis zum Nationalsozialismus: „Die bündische Jugend der zwanziger Jahre kannte zwar auch die Idee des ‚neuen Menschen‘, aber ihr subkultureller Stil und ihr Habitus unterschieden sich doch recht deutlich von jenen des Wandervogels und der Freideutschen Jugend“ (Dudek, P. (1988), S. 48). Die damit einhergehenden Neuerungen der inneren Ausrichtung lassen sich folgendermaßen skizzieren: „Eine zunächst ziellose Erlösungsvorstellung, die auf das ‚Organische‘ vertraute und sich jeder ‚künstlichen‘ Organisation entgegenstellte, näherte sich mehr und mehr einem Nationalismus faschistischer Tonart. So wurde der Horizont der bürgerlichen Jugendbewegung immer enger, während ihre großen Errungenschaften auf dem Gebiet der Erziehung und der Umgangsformen, ihre Musizierfreudigkeit, ihre Art sich zu kleiden, sich über die ganze Jugend ausbreiteten“ (H. Pross (1958), zitiert nach ebd.).

nenden Vorwurf“ eines „zu starken Individualismus“ hinzugefügt. Dieser Vorwurf impliziert für Fend einen Hinweis auf eines der Elemente der Jugendbewegung, welches „eine Widerstandsfähigkeit gegen den Faschismus enthalten hat“ (Fend, H. (1996), S. 199). Gemeint ist das bereits beschriebene Autonomieideal.

Auch in den theoretischen Ansätzen der Reformpädagogik finden sich Elemente, die scheinbar eine Integration in das nationalsozialistische Ideologiekonzept erlauben. Dazu zählen etwa die schon erwähnten Überlegungen zu einer Erziehung zur „Volksgemeinschaft“ (vgl. Oelkers, J. (1991), S. 36ff.), die von einigen Reformpädagogen überdies zur Rassenfrage zugespitzt wurde (vgl. Oelkers, J. (1996), S. 233f.). Ebenfalls zu diesen problematischen Ansätzen der Reformpädagogik können bestimmte Ausprägungen des oft vertretenen Führerprinzips (vgl. ebd., S. 245) gezählt werden. Aus solchen augenscheinlichen Parallelen lassen sich allerdings, wie Oelkers nachgewiesen hat, nicht ohne weiteres auch „Kausalannahmen“ ableiten (vgl. ders. (1991), S. 23f.). Letztlich lässt sich weder für die Jugendbewegung noch für die Reformpädagogik eine „lineare Kontinuität“ in Verbindung mit dem Nationalsozialismus empirisch erhärten (vgl. ders. (1988)). Problematisch war viel eher die oftmals mangelnde Anbindung der teils illusorischen, von Irrationalismus geprägten, Vorstellungen beider Bewegungen an eine korrigierende „nüchterne Realitätskenntnis“ (Fend, H. (1996), S. 200) bzw. „klare normative Optionen im staatspolitischen Bereich“ (ebd., S. 199). Diesbezüglich beklagt März eine „politische >Abstinenz<“ der Jugendbewegung, welche eine Indienstnahme durch den „nationalsozialistischen Staat“ bemerkenswert vereinfacht habe (vgl. März, F. (1998), S. 569).⁷⁷ Letztlich überzeugten so das scheinbare Aufgreifen jugendbewegter Autonomieansprüche durch die Nationalsozialisten, sowie die Dynamik und formative Ästhetik, welche deren Organisationen geschickt suggerierten, damals manchen Jugendlichen. Die leblosen Buchstaben trockener politischer Programme blieben hingegen meist unbeachtet. Inge Scholl schreibt diesbezüglich über sich und ihre Geschwister:

„Etwas anderes kam dazu, was uns mit geheimnisvoller Macht anzog und mitriß, das waren die kompakten, marschierenden Kolonnen der Jugend mit ihren wehenden Fahnen, den vorwärtsge-

⁷⁷ Vergleichbar argumentiert auch Lingelbach bezüglich der Rolle der Vertreter der „Pädagogischen Bewegung“ in den gesellschaftlichen Entwicklungen der Jahre vor 1933, wenn er darauf verweist, dass diese ihre durchaus wertvollen erzieherischen Ideen eingebettet hätten, „in die unkritische Theorie einer nach ‚Kulturbereichen‘ funktional gegliederten Gesellschaft, die eine nüchterne Beurteilung der politischen und pädagogischen Realsituation in den Jahren vor der Errichtung des ‚Führerstaates‘ erschwerte. Die Verflechtung dieses ‚kulturopädagogischen‘ Denkens mit den in weiten Kreisen des Bürgertums wirksamen antidemokratischen Vorstellungen einer ‚konservativen Erneuerung‘“ hat seiner Meinung nach letztlich „dazu beigetragen, daß die Mehrzahl der Erzieher in der historischen Situation, als die Demokratie zerschlagen... wurde, die in ihrer pädagogischen Verantwortung liegende Verpflichtung zu politischem Widerstand nicht“ erkannt hätten (ders. (1987), S. 254).

richteten Augen und dem Trommelschlag und Gesang. War das nicht etwas Überwältigendes, diese Gemeinschaft? So war es kein Wunder, daß wir alle, Hans und Sophie und wir anderen, uns in die Hitlerjugend einreihen“ (Scholl, I. (2005), S. 14).

Hierzu gilt es allerdings anzumerken, dass sich die Geschwister Scholl mit dieser Wahrnehmung eben nicht nur in jugendbewegter, sondern in einer emotionalen Gesellschaft befanden, die weite Teile der deutschen Bevölkerung umfasste.

Das vollständige Programm der „NSDAP“ oder gar Hitlers überaus deutliches politisches Selbstbekenntnis „Mein Kampf“ (vgl. ders. (1933)) hatte kaum jemand gelesen⁷⁸ und wer es gelesen hatte, nahm es häufig nicht ernst (vgl. Lange, K. (1968)). Enorme Zustimmung erhielt vor allem Hitler als „Führer“ des deutschen Volkes dennoch – oder vielleicht gerade deshalb (vgl. These 3 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit). Aus den erlebten inneren Widersprüchen (vgl. These 7 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit) des „Dritten Reiches“ später einen entschlossenen Widerstand gegen das Regime abzuleiten, dies schafften neben den Geschwistern Scholl und ihren Kameraden der „Weißen Rose“ wiederum nur wenige. Der Vorwurf, durch mangelnde politische Reflektion den Nationalsozialismus in seiner Machtübernahme gestützt zu haben, trifft also die Organisationen der Jugendbewegung nicht alleine, sondern benennt ein übergreifendes Defizit der zeitgenössischen deutschen Gesellschaft. Das damalige Fehlen einer notwendigen Anbindung pädagogischer Theorien an politische Realitäten lässt sich mit Oelkers auch für die Erziehung zur Gemeinschaft, wie sie von vielen Reformpädagogen befürwortet wurde, aufzeigen. Er argumentiert:

„die politische Reformervartung (besteht) darin, daß im Kleinen, also in der pädagogischen Gemeinschaft, begonnen oder ‚grundgelegt‘ wird, was später in der großen Gemeinschaft vollendet werden soll. Und dabei geht es,..., nicht wirklich um eine Erziehung zur Demokratie, also um die Erfahrung von Differenz, Konflikt und Verfahren der Konsensfindung, sondern um die romantische Utopie sozialer Einheit. (...) Die damit verbundenen Argumentationsfiguren sind *gefährlich*: Sie können in verschiedenen Kontexten politischer Weltanschauungen gebraucht werden, ohne daß der Unterschied pädagogisch registriert werden müsste. ‚Gemeinschaft‘ ist der Zentralbegriff der bolschewistischen wie der reaktionären Pädagogik, er erlaubt Utopie, ohne deren Verwirklichung an die demokratische Gesellschaft zu binden. ‚Gemeinschaft‘ war einfach das romantische positive Prinzip, eine säkulare Heilserwartung, an die sich ‚völkische‘ wie ‚kommunistische‘ Symbolisierungen gleichermaßen heften konnten. Auf dieser Linie macht es keinen Unterschied, ob von ‚linker‘ oder ‚rechter‘ *Gemeinschaft* gesprochen wurde. Totalitär waren sie beide“ (Oelkers, J. (1991), S. 39).

⁷⁸ Ein Buch, das „allein in Deutschland bis 1945 eine Gesamtauflage von rund 10 Millionen Exemplaren (erreichte)“ (Zentner, Ch. (2006), S. 10; vgl. zu detaillierten Zahlen ebd., S. 179f.) und über das Ernst Jäckel zu Recht schrieb: „Selten oder vielleicht tatsächlich nie in der Geschichte hat ein Herrscher, ehe er an die Macht kam, so genau wie Adolf Hitler schriftlich entworfen, was er danach tat. Nur deswegen verdient der Entwurf Beachtung“ (ders. (1981), S. 7; vgl. hierzu auch These 1 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit).

Die Einbruchsmöglichkeiten für die nationalsozialistische Ideologie, wie sie in derartigen politischen Erziehungstheorien enthalten waren, haben einzelne Reformpädagogen (vgl. ders. (1996), S. 249) und Vertreter geisteswissenschaftlicher Pädagogik (vgl. Matthes, E. (1998), S. 208) damals und mitunter auch über 1945 hinaus verkannt. Dieser Vorwurf betraf nun allerdings im damals zeitgenössischen deutschen Geistesleben keineswegs die Vertreter der Reformpädagogik allein. Während viele Intellektuelle, wohl aus Opportunismus und durch „zahlreiche Missverständnisse“ (Fest, J. (2003), S. 338) bedingt, bald nach dem 30. Januar 1933 der „neuen Bewegung“ ihre Loyalität bekundeten⁷⁹, kann doch nicht übersehen werden, dass dies oftmals und in allen Fachbereichen auch aufgrund vermeintlicher ideologischer oder zumindest politischer⁸⁰ Interessensgemeinschaft geschah (vgl. Mosse, G.L. (1979), S. 231ff., Corino, K. (1980), Abendroth, W. (1984), Reimann, B.W. (1984), Korotin, I. (1994), Bialas, W.; Gangl, M. (2000), Friedländer, S. (2000), S. 62ff., 190, Koonz, C. (2003), S. 46ff. sowie Fest, J. (2003), S. 338ff.).

Neben den Versuchen, „die Wissenschaft für den politischen Kampf brauchbar“ (Mosse, G.L. (1979), S. 231) zu machen oder sich selbst Vorteile zu verschaffen, sind vor allem jene vielfältigen Bemühungen kritisch zu betrachten, die nach dem 30. Januar 1933 danach trachteten die deutsche Wissenschaft von allen jüdischen Einflüssen (Personen, Ideen und Forschungsergebnisse) zu „säubern“ (vgl. ebd., S. 232ff.) bzw. deren Erträge in Abrede zu stellen (vgl. ebd., S. 240ff.).

Meines Erachtens gilt es bezüglich der hier besprochenen Thematik Differenzierungen auszuhalten, denn selbstverständlich spricht der Hinweis auf Vertreter anderer intellektueller Lager diejenigen der deutschen Reformpädagogik vor und nach 1933 nicht von den oben genannten Problematiken frei. Dem gegenüber entlarvt er aber jene Vorwürfe, die den damals zeitgenössischen deutschen Reformpädagogen eine ganz unmittelbare und einzigartige Mitschuld an der Machtübernahme des NS-

⁷⁹ Fest bemerkt hierzu: „Bereits am 3. März erklärten sich dreihundert Hochschullehrer aller Richtungen in einem Wahlauftritt für Hitler, während die Masse der Studenten schon beträchtlich früher ihren Übertritt ins nationalsozialistische Lager vorgenommen hatte“ (ders. (2003), S. 342). Fest kommt zudem eindeutigen Fazit, dass „vergleichsweise wenige Zwangsmaßnahmen erforderlich (waren)“ und es hierbei, wenn auch in Einzelfällen einiger Druck und mitunter der Ausschluss politisch „unzuverlässiger“ Kandidaten aus ihren Ämtern vonnöten gewesen sein mag (hiermit sind nicht die jüdischen Professoren gemeint, die aufgrund „rassischer“ Kriterien gezwungen wurden, ihre Lehrstühle aufzugeben), „den Kulturfunktionären des Regimes... schließlich nur (oblag), die weitgehend vollzogene Selbstgleichschaltung im intellektuellen Bereich auch institutionell zu besiegeln“ (ebd., S. 343). Vgl. zu diesem Themenbereich sehr ausführlich und mit unzähligen Fallbeispielen Heiber, H. (1991), besonders S. 47ff. und 318ff.

⁸⁰ Heiber kommt hier zu dem Urteil, dass „die allgemeine politische Wirkung der Hochschullehrerschaft“ bereits „in den Weimarer Jahren als destabilisierend charakterisiert werden muß“ (Heiber, H. (1991), S. 40).

Regimes zuschreiben, als unzulängliche Vereinfachung.⁸¹ Der Gedächtnisforscher Eric Kandel hat sicherlich recht, wenn er in seiner Autobiographie feststellt:

„Ich gelangte zu dem bedrückenden Schluss, dass viele deutsche Künstler und Intellektuelle – auch vermeintliche Schöngeister wie Jünger, der bedeutende Philosoph Martin Heidegger und der Dirigent Herbert von Karajan – der nationalsozialistischen Inbrunst und der rassistischen Propaganda der Nationalsozialisten allzu bereitwillig erlegen waren. Spätere historische Untersuchungen von Fritz Stern und anderen haben gezeigt, dass Hitler in seinem ersten Amtsjahr keineswegs von einer breiten Mehrheit getragen wurde. Hätten die Intellektuellen mobil gemacht und große Bevölkerungsteile hinter sich gebracht, hätten sie Hitlers Griff nach der totalen Regierungsgewalt möglicherweise verhindern oder zumindest behindern können“ (ders. (2006), S. 54).⁸²

Als Resümee bezüglich des Verhaltens „intellektueller Professionen“ im Kontext nationalsozialistischer Herrschaftsformierung lässt sich an dieser Stelle nur verkürzend

⁸¹ Eine solche direkte Mitschuld suggeriert – ohne allerdings klarzustellen, ob er diese Auffassung selbst teilt – Dieter Lenzen, wenn er ausführt: „Nach dem Ende des Hitlerfaschismus in Deutschland ist der Geisteswissenschaftlichen Pädagogik... vorgeworfen worden: sie sei aufgrund ihrer Wissenschaftsmethode unfähig gewesen, das Verhängnis des Faschismus zu verhindern“ (ders. (1999), S. 129, ich danke Herrn Dr. Carsten Heinze für den Hinweis auf diese Passage). Hierzu ist zu sagen, dass in der Geschichte der Pädagogik noch niemals ein politischer Umschwung, geschweige denn die Etablierung eines totalitären Systems, durch eine Wissenschaftsmethode konkret herbeigeführt oder verhindert werden konnte. Ähnliches gilt für die Vertreter einer pädagogischen Schule. Eine derartige Argumentation überschätzt das Potential jeder Pädagogik und insbesondere der Erziehungswissenschaft zur unmittelbaren politischen Einflussnahme kolossal. Wie damals kann auch die heutige Pädagogik innerhalb der deutschen Gesellschaft nur ihren Beitrag leisten, um bei ihren Zöglingen Einstellungen, Wahrnehmungen und Verhaltensweisen auszubilden und nachhaltig zu fördern, die deren Hinwendung zu menschenverachtenden Ideologien, sowie den damit einhergehenden politischen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen möglichst erschweren. Dass Erziehung niemals eins zu eins die Intentionen – seien sie im Einzelnen nun positiv oder negativ zu bewerten – der Erzieher beim Zögling umzusetzen vermag (vgl. die Ausführungen zum Behaviorismus im vorangegangenen Abschnitt der Arbeit) ist schließlich längst erziehungswissenschaftliches Allgemeingut und wird gerade durch die Ausführungen in dieser Arbeit (vgl. etwa die Gruppe der Jugendlichen unter These 6 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit) erneut bestätigt. Darüber hinaus kann und sollte Erziehungswissenschaft als Teil jener Professionen, die sich reflektierend mit dem Menschen und seinen sozialen Belangen befassen, dazu beitragen, ein Bewusstsein zu verbreiten, welches eine indoktrinierende Formierung der heranwachsenden Generationen als moralisch unververtretbar und einer Bewältigung der Herausforderungen der Moderne als unzuträglich brandmarkt.

⁸² Heidegger etwa schrieb im Herbst 1933 in einer Freiburger Studentenzeitschrift bezeichnend: „Nicht Lehrsätze und Ideen seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz.“ (Reimann, B. (1984), S. 50). Heidegger ist vom Vorwurf, sich dem Nationalsozialismus nicht entgegengestellt, sondern diesen vielmehr öffentlich begrüßt zu haben, sicher nicht allein betroffen, er ist vielmehr nur ein eindrückliches Beispiel einer unter deutschen Professoren 1933 durchaus verbreiteten Mentalität. So brauchte Heidegger auch Carl Schmitt, den er aufforderte, sich der Partei „nicht zu verschließen“, nicht zu überzeugen. Der hatte sich längst für eine Unterstützung der NSDAP entschlossen und bemühte sich zusammen mit anderen Staatsrechtslehrern gleich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten darum, den „Führerstaat“ theoretisch zu fundieren und zu legitimieren (vgl. ders. (1933), Laux, E. (1986) sowie Fix, E. (1993), S. 99ff.). Es gehört allerdings ebenso zu einer differenzierten Betrachtung der Rolle der Universitäten, deren institutionelle Entwicklung während der NS-Zeit wenigstens zu erwähnen. Wie im gesamten Bildungsbereich konnten die Nationalsozialisten auch hier mit ihren herrschaftspragmatischen Umstrukturierungen einige Erfolge feiern. Wenngleich „die Ordinarienuniversität dabei kaum Widerstand gegen die Diktatur geleistet hat“ darf insgesamt dennoch nicht unbeachtet bleiben, „daß sie sich beileibe nicht einfach instrumentalisieren ließ: Sie bewahrte vielmehr einen während der verschiedenen Phasen des ‚Dritten Reiches‘ unterschiedlich großen Rest an Eigenständigkeit“ (Hildebrand, K. (2003), S. 249, vgl. auch ders. (2001)).

festhalten, dass sich dieses, wo keine Verfolgung aufgrund rassistischer oder politischer Kriterien des Regimes erfolgte, überwiegend zwischen den Polen „Selbstgleichschaltung und Selbstmobilisierung“ bewegte (vgl. Hildebrand, K. (2003), S. 250). Die betreffenden Vertreter des universitären Geisteslebens „(lebten) zwischen Zwang und eigener Initiative... und arbeiteten, als Anhänger und Parteigänger, als Karrieristen und Opportunisten, als Denunzianten und Rufmörder, aber auch als Anständige und Unauffällige, als Distanzierte und Resistente“ (ebd.). Für die Geisteswissenschaften gilt hierbei übergreifend, dass ihr Verhalten vor allem zu Beginn der NS-Zeit geprägt war, „von der ‚Normalität der Anpassung‘“, später dagegen, insbesondere während des Zweiten Weltkrieges „die breite Skala der davon abweichenden Verhaltensweisen“ bemerkenswert wurde (vgl. ebd., S. 252).

Wenn es darum geht übergreifende Strukturen festzuhalten, so scheint mir die Erkenntnis von besonderer Relevanz, dass es dem NS-Regime nach der Machtübernahme zunehmend gelang, die Trennung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft aufzuheben (vgl. Mosse, G.L. (1979), S. 12). Quer durch sämtliche Wissenschaftsbereiche fanden die irrationalen Inhalte der nationalsozialistischen Ideologie Eingang in Veröffentlichungen und wurden ohne Hemmungen zur regimekonformen Begründung eigener Forschungsergebnisse herangezogen (vgl. die Dokumente in ebd., S. 234ff.). In welchem Maße dies im Einzelnen aus Berechnung oder tatsächlicher Überzeugung geschah, sei hier dahingestellt. Viele Wissenschaftler der unterschiedlichsten Bereiche nutzten ausgiebig die Möglichkeiten, welche das Regime ihnen einräumte, zur ungehemmten Forschungsarbeit, auch in moralisch und rechtlich höchst problematischen Kontexten, bis hin zur willkürlichen oder gezielten Inkaufnahme des Todes von „Versuchspersonen“ (vgl. u.a. Klee, E. (2004a) und (2004b)).

Verbunden mit dem sozialen Fördermittel der Nationalsozialisten, der öffentlichen Leistungsanerkennung regimekonformer Effizienznachweise, auf die später noch eingegangen wird, motivierten diese Optionen häufig eine tiefgehende, durch Loyalität an den „Führer“ und das Regime gebundene Inklusion in das NS-System. Die Mehrzahl dieser Wissenschaftler ließ sich in Folge dieser Entwicklungen dazu verleiten, die eigenen Forschungsschwerpunkte, sowie die begründende Präsentation ihrer Ergebnisse an die subjektiv wahrgenommenen oder von diesem offen formulierten Interessen der NS-Führung anzupassen. Argumentativ und praktisch hatten sie somit einen nicht zu unterschätzenden Anteil an den Verbrechen des Regimes. In diesem Sinne sind beispielsweise die, ebenfalls später noch zu schildernden, Beteiligungen von Wissenschaftlern verschiedener Professionen an den Zwangssterilisations- und „Euthanasieprogrammen“, an den medizinischen Experimenten an „KZ-Häftlingen“ und

nicht zuletzt am Holocaust selbst besonders bedrückende Extrema einer Verhaltensstruktur, für die sie ansonsten jedoch exemplarisch stehen.

Zu einer adäquaten Rekonstruktion der damaligen Verantwortung einzelner Wissenschaftler und Wissenschaftsbereiche gehört es demnach nicht nur zu ergründen, welchen Beitrag sie möglicherweise durch methodische Unterlassung oder durch das Bereitstellen von praktischen und ideologischen Anknüpfungsoptionen an den Nationalsozialismus, zur Machtübernahme Hitlers geleistet haben. Es muss auch das Ausmaß einer folgenden, argumentativen oder handelnden Inklusion in das NS-System berücksichtigt werden..

Für die oftmals bezichtigte geisteswissenschaftliche Pädagogik ergibt sich hier ein anderes Bild als es die Verkürzungen auf ersteren Interpretationsansatz mitunter nahe legen. Hans-Christian Harten, Uwe Neirich und Matthias Schwerendt haben eine ausführliche Analyse des Einzugs, welchen die „rassenhygienischen“ Theorien der Nationalsozialisten nach 1933 in die erziehungswissenschaftliche Debatte halten konnten, unternommen (vgl. dies. (2006)). Ihr Fazit bezüglich der hier diskutierten Thematik fällt recht eindeutig aus:

„Auffallend ist, daß die geisteswissenschaftliche Pädagogik in unserem Text- und Personencorpus allenfalls am Rande präsent ist, sie hat im ‚rassenpädagogischen Diskurs‘ keine nennenswerte Rolle gespielt. Dazu passt, daß auch in der führenden Fachzeitschrift ‚Die Erziehung‘ von insgesamt 639 Beiträgen, die während des Dritten Reichs erschienen, ganze acht das Stichwort ‚Rasse‘ oder ‚Auslese‘ im Titel tragen... Die bekanntesten Vertreter der geisteswissenschaftlichen Pädagogik wie Spranger, Nohl oder Flitner haben das Rasse-Konzept entweder gar nicht oder nur beiläufig rezipiert“ (ebd., S. XI).

Diese knappen Bemerkungen können und sollen keine dezidierte Auseinandersetzung mit dem Wirken der genannten Pädagogen vor, während und nach der NS-Zeit ersetzen (vgl. hierzu instruktiv Matthes, E. (1998)). Der Hinweis auf ein Fehlen einer Beteiligung ihrerseits am rassentheoretischen Diskurs, wie ihn das Regime wünschte, stellt keine Exkulpation der geisteswissenschaftlichen Pädagogik dar. Sie weist vielmehr auf die Notwendigkeit einer differenzierten Analyse eines problematischen aber vielschichtigen Prozesses hin, dessen Spektrum eben nicht nur – gewollte oder ungewollte – Vorarbeit und intendierte Anpassung oder aktiven Widerstand umfasste.

Abschließend lässt sich für Jugendbewegung und Reformpädagogik an der Schwelle zur Machtübernahme der Nationalsozialisten ein zuvor bereits angedeutetes Fazit ziehen: „Die Formenwelt der pädagogischen Bewegung“ bot zwar Anknüpfungspotentiale, die durch die Nationalsozialisten „genutzt“ werden konnten, dies vollzog sich allerdings mittels erheblicher „Ausbeutung“ und „Umdeutung“ im Sinne nationalsozia-

listischer Interessen und Ideologie (vgl. Langwiesche, D.; Tenorth, H.-E. (1989), S. 20).⁸³

Dass dies wiederum relativ ungestört möglich wurde, war nicht zuletzt eine Folge des mangelnden Realitätssinnes der Autoren und ihrer ungenügenden Auseinandersetzung mit dem politischen Alltag der Weimarer Republik. Leider gab es besonders in der Jugendbewegung auch problematische Geisteshaltungen wie Antisemitismus sowie den Ruf nach einem neuen „Führer“. Ob diese dadurch insgesamt als „großartige Fehlleistung“ (Laqueur, W.Z. (1962), S. 261) beurteilt werden muss, lässt sich hier nicht abschließend klären. In jedem Fall machte die Verbreitung von Einstellungen und Handlungsformen, welche der Nationalsozialismus für seine Ziele instrumentalisieren konnte (vgl. Hellfeld, M. v. (1990), S. 30), eben nur den ersten Schritt auf dem Weg zu einer vollständigen Inklusion in das NS-System aus. Nach 1933 traten ehemalige Führer der Bündischen Jugend im gesamten Deutschen Reich in das „Jungvolk“ ein, „um dort so weiterzumachen, als sei nichts geschehen“ (ebd., S. 29, vgl. hierzu exemplarisch zum Wirken des, 1907 geborenen, Bündischen Jugendführers Eberhard Koebel ebd., S. 30ff.).

Als es ihnen anfänglich tatsächlich gelang, weite Teile des „Jungvolks“ zu prägen, reagierte das Regime mit einer „Säuberungswelle“ und wechselte bis 1935 die Führungsschicht der Jugendorganisation weitgehend aus (vgl. ebd.). Der Hinweis auf die problematischen Entwicklungen innerhalb der Jugendbewegung vor 1933 sollte nicht den Blick dafür verstellen, dass deren Einstellungen de facto überwiegend „mit der nationalsozialistischen Ideologie nicht vereinbar (waren)“ (ebd., S. 30).

In den Jahren nach 1933 waren es nicht zuletzt Gruppen der Bündischen Jugend, die ihren Mitgliedern in einer zunehmend rigiden Umwelt Optionen boten, abweichende Erfahrungen zu machen und andere Lebensstile auszuleben (vgl. exemplarisch ebd., S. 36ff.). Dass sie hierfür immer massiver von der „Hitlerjugend“ und den Ordnungsorganen des NS-Staates verfolgt und diffamiert wurden, ist kennzeichnend für den Bruch, welcher sich trotz aller Anknüpfungspotentiale zwischen Jugendbewegung und Nationalsozialismus aufgetan hatte. Das Spektrum der motivierenden Auffassungen derjenigen „jugendbewegten Führer..., die sich im Umfeld der Machtergreifung zum Nationalsozialismus bekannten“ (Reulecke, J. (1993), S. 231), reichte „von der (illusionären) Vorstellung, man könne die HJ bündisch unterwandern, über Opportunismus und Aufstiegsehrgeiz bis hin zum begeisterten Mitgestaltenwollen“ (ebd.). Hierbei

⁸³ Eine sehr knappe und präzise Darstellung der Einbruchsmöglichkeiten und Verfremdungen nationalsozialistischer Herrschaftspolitik in die Organisationsformen der Jugendbewegung nach 1933 liefert Mitterauer, M. (1986), S. 223ff.

wurden von den entsprechenden Führern der Jugendbewegung selbst Kontinuitätslinien zwischen selbiger und der NS-„Bewegung“ gezogen (vgl. ebd., S. 231f.). Diese Bemühungen um die Beschwörung einer historischen Entwicklungslinie der Jugendbewegten Ideale, welche schließlich im Nationalsozialismus münde, sahen die Führer des NS-Regimes, insbesondere deren Jugendführer allerdings mit einiger Skepsis und reagierten spätestens ab 1934 mit deutlicher Ablehnung auf derartige Versuche (vgl. ebd., S. 233ff.):

„Tatsächlich konnten die Nationalsozialisten keine jugendliche Bewegung dulden, die eigene Gestaltungsräume reklamierte. Die sogenannten ‚bündischen Umtriebe‘ nach der offiziellen Auflösung aller jugendbewegten Bünde im Juni 1933 wurden daher unnachsichtig verfolgt; eine Reihe bündischer Führer endete im KZ“ (ebd., S. 233).

Die NS-Propaganda stellte die bündische Jugend nunmehr in diffamierender Absicht als pazifistische und teilweise kommunistisch infizierte Bewegung dar (vgl. ebd.). Infolge dieser Entwicklung wurden die Reste der bündischen Jugend im NS-System zunehmend zum Hort, nicht von überzeugten Widerständlern, aber von Abweichlern, die auch angesichts der neuen repressiven Umwelt ihre ganz eigenen Ausbruchsoptionen suchten und verteidigten. Der „HJ“, „SS“ und „Gestapo“ machten diese illegalen bündischen Jugendgruppen, zu denen sich später, vor allem während des Krieges, auch ähnlich motivierte „Edelweißpiraten“, „Meuten“, „Cliques“ etc. gesellten, erheblich zu schaffen (vgl. ebd., S. 234). Von einem reibungslosen Übergang von den Aktivitäten und Mentalitäten der bündischen Jugend zum Nationalsozialismus und dessen Formen organisierten Jugendlebens kann demnach keine Rede sein. Bezogen auf die Mitglieder ersterer kann vielmehr differenzierend konstatiert werden:

„Jugendbewegt-bündische Sozialisation konnte offenbar unter den Bedingungen Hitlerdeutschlands zu extremen Optionen führen; sie reichten vom überzeugten Sich-Ausliefern an das Regime und dessen Ideologie bis hin zum aktiven Widerstand z.B. in der ‚Weißen Rose‘ und im ‚Kreisauer Kreis‘ (ebd., S. 234f.).

Wenngleich es jugendbewegte Führer gab, die entweder eine nachhaltige Inklusion in das NS-System vollzogen, oder aber bereits vor 1933 die verfälschende Instrumentalisierung der Ideale der bündischen Jugend durch den Nationalsozialismus erkannten und anprangerten (vgl. in diesem Sinne exemplarisch zur Person Theodor Schieders ebd., S. 223ff.), so veränderte sich die Wahrnehmung der NS-Herrschaft durch das Personal der Jugendbewegung nach 1933 doch zumeist prozessual und vielfach nach 1934 endgültig, so dass von einer mentalen Kontinuitätslinie, wenn überhaupt, dann nur für die Zeit unmittelbar nach der Machtübernahme gesprochen werden kann.

Dem oft erfolgten Hinweis darauf, „daß die Jugendbewegung viele Stilelemente, Symbole, Begriffe und Umgangsformen ‚erfunden‘ hatte, die sich auch hervorragend dazu

verwenden ließen, vor allem die männlichen Jugendlichen ins Jungvolk und in die HJ zu locken (Fahrt- und Lagerleben, Feuerromantik, Liedgut, Kluft usw.)“ (ebd., S. 230), wäre differenzierend hinzuzufügen, dass diese „nicht nur von der NS-Jugend-erziehung übernommen“ (ebd.) wurden, sondern auch „schon in der Weimarer Republik in den großen christlichen, sozialistischen und Sportjugendorganisationen nachgeahmt wurden“ (ebd., S. 231). Sie „waren also vielseitig verwendbar, spielten auch beim Wiederaufbau der Jugendorganisationen nach 1945 wieder eine wichtige Rolle“ (ebd.). Wenn also trotz aller verfälschenden Instrumentalisierung der jugendbewegten Praxen vor 1933 von einem Anknüpfungspotential für die Formierungserziehung des NS-Regimes ausgegangen werden soll, so widerlegen diese Vielseitigkeitshinweise jedenfalls die Diagnose einer entsprechenden Prädisponierung derselben.

Hinzu kommt, dass häufig allzu undifferenziert von *der* Jugendbewegung gesprochen, oder zumindest suggeriert wird, bei den heterogenen Gruppierungen Bündischer Jugend habe es sich um deren einzig existierende Form in den Jahren vor 1933 gehandelt. Abgesehen von der grundsätzlich problematischen Verkürzung, welche diese Aussage impliziert (vgl. ebd., S. 239), tun sich in diesem Kontext mitunter einzelne Wahrnehmungsdesiderate auf, die eigentlich für die NS-Zeit selbst als typisch angesehen werden können. So existierten bis weit in die NS-Zeit hinein auch Gruppen einer jüdischen Jugendbewegung, welche ihren Mitgliedern angesichts einer zunehmend feindlichen Umwelt vermehrt zur entlastenden Zuflucht wurde (vgl. exemplarisch Tamir, A. (1992), S. 51). Die Existenz solcher Gruppen einer jüdischen Jugendbewegung machen erneut deutlich, dass es einer differenzierten Analyse bedarf. Die Problematik des Antisemitismus in der Bündischen Jugendbewegung wird augenscheinlich, wenn ein ehemaliges Mitglied einer jüdischen Gruppe anmerkt:

„(Wir) taten... es der deutschen Jugendbewegung gleich, in der wir schon lange Zeit unerwünscht waren“ (ebd., S. 57).

Der obige Hinweis auf die *deutsche* Jugendbewegung scheint mir aus der biographischen Erfahrung des Zeitzeugen zu resultieren, welche sich als zunehmende soziale und gewaltsame Isolierung während der ersten Jahre der NS-Zeit vollzogen hat (vgl. ebd., S. 19ff.). Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es demgegenüber von Bedeutung, dass es sich damals in beiden Fällen um Gruppen gehandelt hat, die sich der deutschen Jugendbewegung zuordnen lassen. Der berechtigte Versuch, problematische Entwicklungen der Bündischen Jugend aufzuzeigen, sollte nicht dazu führen, die Ausgrenzungen der Nationalsozialisten forschungsimplicit weiterzuführen.

Weiterhin wird anhand des Beispiels der jüdischen Jugendbewegung deutlich, dass es sich bei den Einstellungen – den Antisemitismus freilich ausgenommen – der Bün-

dischen Jugend um Deutungsmuster (vgl. hierzu These 1 der folgenden Strukturthesen) gehandelt hat, die für die damalige Jugend weitgehend verallgemeinerbar waren. Im Bericht des Zeitzeugen heißt es bezüglich der jüdischen Jugendbewegung:

„Wie jene [gemeint ist die „deutsche Jugendbewegung“] errichteten wir Zeltlager in der freien Natur, entzündeten Lagerfeuer, deklamierten erhabene Gedichte, und wie sie träumten wir von einer neuen Art von Leben in immerwährender Gemeinschaft. (...) Ein merkwürdiges Sammelsurium von Weisen war es, das wir gesungen haben. Möglicherweise werden kommende Generationen nicht verstehen, warum wir Lieder der Landknechte sangen, die Europa im 30jährigen Krieg verwüstet und ausgeplündert haben (...) Wir begeisterten uns an einer aristokratischen Haltung, wie sie uns die neuromantische Dichtung eines Stefan George vorführte. (...) Wir waren vom Glauben erfüllt, daß die Gemeinschaft den einzelnen von der Entfremdung zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und All erlösen werde. Wir wagten zu hoffen, daß die Verwirklichung all der Dinge an die wir glaubten, unserem Leben Sinn und Inhalt verleihen werde. (...) Ein gemeinsames Element in den Aussagen all derer, in deren Spuren wir gingen, ist die tiefgründige, manchmal recht nebelhafte Ausdrucksweise, so wie die deutsche Sprache während dieser Epoche überhaupt mit Irrationalität aufgeladen war. Aber so konnten wir uns mit der Tiefsinnigkeit der Worte identifizieren, ohne die Dinge exakt definieren zu müssen“ (ebd., S. 57-59).

Die Suche nach Lebenssinn, nach Anerkennung der eigenen Bedürfnisse im gesellschaftlichen und privaten Generationenkonflikt, nach authentischer Gemeinschaft sowie die Orientierung an emotionsgeladenen, aber inhaltlich vagen Ausdrucksformen, all dies waren mentale Erscheinungsformen, wie sie die damalige Jugend überwiegend und kaum durch Milieugrenzen trennscharf unterscheidbar verband. An diesen Orientierungsmustern konnten die Nationalsozialisten vor und nach 1933 anknüpfen. Bei allem Plädieren für eine qualitativ differenzierende Auseinandersetzung mit der damaligen Verantwortung der Jugendbewegung darf schließlich nicht übersehen werden, dass deren quantitativer Anteil an der gesamten deutschen Jugend kaum so hoch war, als dass sie dort eine Machtübernahme der Nationalsozialisten hätte allein organisatorisch oder mental vorbereiten können. Zwar war die deutsche Jugend nach 1918 – immerhin 9,1 Millionen Heranwachsende im Alter zwischen 14 und 21 Jahren (vgl. Tenorth, H.-E. (2008), S. 216) – in hohem Maße organisiert (etwa 40% aller Jugendlichen waren in einem Verein oder Verband), jedoch gehörte nur ein verschwindend kleiner Teil den Bünden und Gruppen der klassischen Jugendbewegung an (vgl. ebd.):

„Von allen Jugendlichen, die mit ihren Organisationen im ‚Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände‘ vertreten sind, waren (1927) nur knapp 1% in Bünden der alten Jugendbewegung, dagegen 10,6% in evangelischen, 18% in katholischen und 8,6% in sozialistischen Jugendorganisationen, aber 37% in Sportverbänden und etwas mehr als 10% über den Beruf organisiert, z.B. in Gewerkschaften“ (ebd.).

Noch einmal, es geht hier nicht um eine Relativierung der problematischen Prozesse innerhalb der Jugendbewegung vor 1933. Zweifelsohne hatten die Paradigmen der Jugendbewegung gesellschaftlich, vor allem aber auf die organisierte Jugendpflege und das pädagogische Denken der Zeit vor 1933 deutlich mehr Einfluss, als es diese statistischen Zahlen für sich genommen vermuten ließen (vgl. Reulecke, J. (1993), S. 223f.). Demgegenüber gilt es allerdings, die damaligen Sozialisationsrealitäten hinreichend exakt zu erfassen. Dies gelingt nur dann, wenn man berücksichtigt, dass eine wie auch immer geartete Einstellung der Bündischen Jugend, die selbst ein „äußerst heterogenes, vielfach zersplittertes Spektrum von kleinen und größeren Gruppierungen“ (ebd., S. 223, vgl. auch ebd., S. 230) darstellte und keine ideologisch geschlossene Einheit, kaum Aussicht auf eine gesamtgesellschaftliche Durchsetzung gehabt hätte, wenn diese von den Angehörigen der anderen Jugendorganisationen und -verbänden entschieden abgelehnt worden wäre. Und, ohne hier genaue Verhältnismäßigkeiten anzugeben, der Vorwurf mangelnden politischen Bewusstseins wäre den Vertretern der anderen Jugendorganisationen, sofern sie nicht sowieso explizit nationalsozialistisch ausgerichtet waren, insbesondere jenen der großen Freizeitverbände, zweifelsohne ebenso zu machen wie der Jugendbewegung. Über den Sinngehalt solcher nachträglichen Vorwürfe ließe sich in beiden Fällen diskutieren, denn das mangelnde Politikbewusstsein innerhalb der damaligen Jugendbewegung wird ja nicht grundsätzlich, also kontextunabhängig, sondern vor allem aufgrund der, durch die folgende NS-Herrschaft bedingten, besonderen historischen Bedeutung ihres Agierens diskutiert. Hier wäre es meines Erachtens sinnvoller, über die möglichen Lehren aus den damaligen Versäumnissen für die gegenwärtige Organisation jugendlicher Freizeit nachzudenken, als sich auf den rückwärtsgewandten Vorwurf zu kaprizieren, die Jugendbewegung habe so den Nationalsozialismus (mit-)vorbereitet.

Zur hermeneutisch hinreichenden Erfassung der damaligen Jugendbewegung gehört es darüber hinaus, nicht einfach nur deren mangelndes politisches Bewusstsein anzuführen. Vielmehr gilt es nachzuvollziehen, dass diese Missachtung des politischen Alltags kein schlichtes Versäumnis darstellte, sondern als Einstellungsmuster weitgehend aus einer genuinen Zielsetzung der Jugendbewegung resultierte. Angesichts eines Heranwachsens in einer Gesellschaft, in welcher die Jugendlichen das autoritäre Gebaren der älteren Generationen hinnehmen sollten, wenngleich ihre eigene Zukunftssicherung unsicher geworden war, reagierten diese mit einer Suche nach Ausbruchsmöglichkeiten:

„Gegenüber solchen Verunsicherungen stellte die Jugendbewegung einen Raum dar, der weitgehend frei war von Konkurrenz- und Statusproblemen. Hier konnten die Jungen und Männer den sie

bedrängenden Verhältnissen entfliehen, den Träumen von einem unbeschwerten Leben nachhängen. Von daher ist die oft vertretene Deutung der Jugendbewegung als Rebellion stark zu relativieren; für die Mehrheit der männlichen Jugendbewegten bedeutete sie wohl eher eine Fluchtbewegung vor der angstverursachenden Moderne in eine „pädagogische Provinz“ (Klönne, I. (2000), S. 48).

Dass zu solch einer gezielten Flucht weniger die vertiefend analytische Auseinandersetzung mit den realpolitischen Gegebenheiten gehörte, als eine romantische Beschwörung einer Zukunft, in welcher alle subjektiven Bedürfnisse gestillt sein mögen, kann wohl kaum allzu sehr überraschen. Letztlich war es wohl weniger ein spezifisches Unpolitischsein der Jugendbewegung, als deren genuine Ausrichtung am subjektiv als möglichst authentisch und unverfälscht wahrgenommenen, somit aber auch unreflektierten und später für das NS-Regime instrumentalisierbaren „Erlebnis“:

„Die bewegende Mitte der Jugendbewegung ist ein erlebnis. Als ein irrationaler vorgang, der seine stärksten wirkungen in seelischen bereichen entfaltet, entzieht er sich allen definitionsversuchen. Man kann seine voraussetzungen erklären und seine wirkungen beschreiben, aber man kann es letztlich nur nach-erleben, nicht nach-denken. In seinem allgemeinen sinn ist das erlebnis, um das die Jugendbewegung kreist, das erlebnis der gemeinschaft. In ihrer konkreten lage: das erlebnis der verlebendigung aller lebensbeziehungen durch das zurückfinden zu urformen menschlicher gesellung.“ (Auszug aus einer jugendbewegten Selbstdarstellung, zitiert nach ebd., S. 14, Groß- und Kleinschreibung so im Original).

Diese Erlebnissuche gestaltete sich zudem nicht aus einem zumindest verhältnismäßig verlässlichen Alltag heraus, wie ihn die Mehrzahl der Heranwachsenden heute kennt. In einer Zeit, in welcher die deutsche Bevölkerung ganz allgemein wenig Erfahrung mit einer demokratischen Gesellschaftsordnung hatte und mit deren politischen Erscheinungsformen überwiegend wenig anfangen konnte (vgl. Gay, P. (2004), S. 99ff.), sah die Sozialisationsumwelt vieler Heranwachsender eher so aus, wie sie der Schriftsteller Jakob Wassermann schon damals beschrieben hat:

„Jakob Wassermann zeigte tiefes Mitgefühl für die >hoffnungslose Jugend<. Er schilderte einen jungen Mann: >Hinter ihm der Krieg, vor ihm der soziale Untergang, links zerrt der Kommunist an ihm, rechts der Nationalist, um und um keine Spur von Redlichkeit und Vernunft, in ihm selber alle guten Instinkte in den Haß abgebogen.<“ (zitiert nach ebd., S. 186f.).

Aus dieser konkreten bedrückenden Lebenssituation heraus (vgl. Möller, H. (2006), S. 276) suchten damals viele Heranwachsende eine sinnstiftende soziale Heimat, meist als Sehnsucht nach einer wahren Gemeinschaft ausformuliert (vgl. Gay, P. (2004), S. 107ff.), das Erlebnis als Alternative zum schwer zu ertragenden Alltag sowie einen „Führer“, der ihnen ihre Lage mit vereinfachten Deutungen erklärte, die Schuld anderen zuschob und nicht zuletzt eine Behebung allen Übels versprach.

All dies traute man den Parteien, die bisher die Wege der Republik bestimmt hatten, vor allem deren Funktionären, zugleich überwiegend Vertreter der älteren Generationen, von denen man sich ungerecht behandelt empfand (vgl. Möller, H. (2006), S. 228f.), letztlich der demokratischen Politikform im Allgemeinen, nicht zu. Es gab jedoch auch aus den Reihen der Jugendbewegung, genauer der Freideutschen Jugend durchaus Versuche, die eigenen Ideale direkt und in organisierter Form in Einflussnahmen auf politischer Ebene umzusetzen (vgl. Fiedler, G. (1993)). Diesen oft übersehenen Bemühungen war letztlich nur wenig Erfolg beschert. Ein Widerspruch zur pauschalen Annahme des fehlenden politischen Bewusstseins der Jugendbewegung sind sie dennoch.

Die Nationalsozialisten reagierten am effektivsten auf diese jugendlichen Bedürfnislagen, indem sie nicht nur jüngere Vertreter, sowie vermeintlich passende Deutungsmuster und Versprechen anboten, sondern sich auch selbst entsprechend stilisierten: „Die Nazis... hatten zwar eine Partei... aber sie nannten sich lieber eine Bewegung. Das klang organischer“ (Gay, P. (2004), S. 107).

Aus alledem resultierte die Bereitschaft vieler Jugendlicher, auch vieler Jugendbewegter, sich weniger als Wähler, sondern aktiv und damit vermeintlich Lebenssinn stiftend und tatsächlich Aktionismus erlebend in die NS-„Bewegung“ zu inkludieren. Dies *nur* als Unpolitischsein zu deklarieren, welches dazu geführt habe, dass die damalige Jugend Hitler blind in die Arme gelaufen wäre, greift als Deutung aus sozialisationstheoretischer Sicht zu kurz.

Das NS-Regime konnte die oben skizzierte Erlebniskonzeption des jugendlichen Gemeinschaftslebens später sowohl im männlichen Teil, als insbesondere auch im weiblichen Teil (vgl. Klönne, I. (2000), S. 242f.) seiner „Jugendorganisation des Führers“ für seine Zwecke funktionalisieren (vgl. hierzu die Ausführungen zur subjektiven Attraktivität der „HJ“ für damals Heranwachsende unter These 6 der folgenden Strukturthesen). Dies lag nicht zuletzt daran, dass das Regime den Führern und Führerinnen (vgl. zu diesem selten thematisierten Aspekt ebd., S. 29, sowie exemplarisch ebd., S. 224f.) der Jugendbewegung vielfach erfolgreich suggerieren konnte, man stelle die Verwirklichung dessen dar, wofür sich die Jugendbewegten „inbrünstig“ eingesetzt hatten (vgl. ebd.). Zunächst blieb die damit verbundene „Unterordnung unter politisch-öffentliche Prinzipien, die der ‚Volksgemeinschaft‘ und des nationalsozialistischen Staates“ (ebd., S. 245) unerkannt oder, dies war mehrheitlich der Fall, wurde als ersehnte „Führung“, als Gegenentwurf zur politischen Streitkultur der Weimarer Republik willkommen geheißen. Der Bruch, welchen die nationalsozialistische Verstaatlichung der Jugend in ihren Intentionen und ihrer Praxis mit den Vorstellungen der Ju-

gendbewegung vollzog, dies wurde erst einige Zeit später unverkennbar, als das Regime den Dienst in seiner Jugendorganisation zunehmend rigide gestaltete und eine Teilnahme entsprechend einforderte (vgl. ebd. sowie These 6 zur Gruppe der Jugendlichen).

Ich teile schließlich die Einschätzung Jürgen Reuleckes, dass die Frage, „Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?“ (ders. (1993), S. 222), eine deutlich zu undifferenzierte (vgl. ebd., S. 222f.) und daher prinzipiell „falsche Frage“ (ebd., S. 222) darstellt. Dass sie in den letzten 75 Jahren dennoch in dieser Form gestellt und mitunter kontrovers und emotional diskutiert wurde, hatte nicht selten andere „strategische“ (ebd.) Motive, als eine möglichst objektive Analyse des Verhältnisses von Jugendbewegung und Nationalsozialismus:

„Bei den Auseinandersetzungen dominierten – auf grobe Nenner gebracht – zunächst Anbiederung an und deren Zurückweisung durch die Nationalsozialisten, nach 1945 dann Schuldzuweisung und das Bemühen um deren Widerlegung. Die Ursache für die... Emotionalität der Debatte liegt darin, daß diese bis in die 1970er Jahre hinein, in Resten noch heute, meist von Personen geführt worden ist, für die die Jugendbewegung aus biographischen Gründen sehr viel mehr bedeutete als nur ein gesellschaftsgeschichtliches Phänomen unter vielen anderen“ (ebd., S. 231, vgl. hierzu auch ebd., S. 235ff.).

Insgesamt, dies wurde bereits differenzierend ausgeführt und durch vertiefende Forschungen verifiziert (vgl. ebd., S. 242), überschätzen alle Versuche, die Jugendbewegung zu einer Vorläuferin des Nationalsozialismus zu machen, einerseits deren Handlungsmöglichkeiten und -spielräume kolossal (vgl. ebd.), wobei sie erstere andererseits in ungerechtfertigter Weise isoliert betrachten, d.h. aus ihrem damaligen gesellschaftlichen Gesamtkontext herausreißen (vgl. ebd.):

„Sie war ein Kind ihrer Zeit, zwar ein eigenwilliges, aber politisch kein maßgebliches, und – wie hätte es anders sein können – intensiv in schichten- und vor allem generationsspezifischer Weise von den mentalen Dispositionen und geistigen Strömungen seit Ende des 19. Jahrhunderts geprägt. Deshalb verdienen... die 'Unterlassungssünden' der Jugendbewegung – 'verglichen mit der vor 1933 gezeigten Unzulänglichkeit vieler anderer gesellschaftlicher Gruppen' – 'kaum die leidenschaftliche Kritik, die einige Beobachter an ihr geübt haben.'“ (ebd., die zitierten Passagen stammen von Peter Stachura).

Mentalitäten und Praxen der Jugendbewegung waren „ein exemplarischer Ausdruck der Art und Weise, wie junge Menschen vorwiegend aus dem bildungsbürgerlichen Milieu im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts auf die 'verstörende Modernisierung' (Peukert) reagierten“ (ebd., S. 243). Mit der nötigen Differenzierung lässt sich also festhalten:

Dass „ihre Politikvorstellungen weitgehend 'Symptom einer allgemeinen politischen Fehlentwicklung des deutschen Bürgertums (waren) – aber eben nur *ein* Symptom unter vielen gleichgerichte-

ten.'... Gleichzeitig befähigte aber jugendbewegte Sozialisation eine durchaus bemerkenswerte Zahl von jungen Menschen auch zur Opposition gegen das Regime bis hin zum offenen Widerstand. Auch von einer sozialisationsgeschichtlichen Einbahnstraße kann also keine Rede sein“ (ebd.).

Den gesamten Themenkomplex betreffend scheint es mir letztlich wichtig anzumerken, dass es gerade Aufgabe einer „Historisierung des Nationalsozialismus“ sein muss, ihre Gegenstände in übergreifende historische Zusammenhänge einzuordnen. Dies kann nun aber gerade *nicht* bedeuten, der NS-Pädagogik, mit dem einfachen Hinweis auf vor 1933 vorhandene Anknüpfungspotentiale (vgl. Dudek, P. (1999), S. 185), inhaltliche Kontinuitäten zuzuschreiben. Eine derartige Aussage kann nur Ergebnis fundierter und vor allem differenzierter Analysen sein, da sonst einerseits der untersuchte Gegenstand nicht angemessen behandelt würde und dies andererseits tatsächlich zu der oft befürchteten Verharmlosung des Nationalsozialismus (vgl. Kershaw, I. (2002), S. 335ff.) führen würde. Meines Erachtens ist hierbei eine Argumentation besonders zu beachten, die Tenorth für die oben angedeutete Problematik pädagogischer Kontinuitäten zwischen den Ideen und Methoden der geisteswissenschaftlichen Pädagogik vor 1933 und dem nationalsozialistischen Erziehungsprojekt bereits 1986 skizziert und seitdem wiederholt vorgetragen hat (vgl. Tenorth, H.-E. (1986, 1989a sowie 2003a)). Er stellt hier die Frage, ob denn die Begriffe Kontinuität und Diskontinuität überhaupt in der Lage sind, die Umwälzungen innerhalb der deutschen Pädagogik nach dem März 1933 umfassend zu beschreiben. Vielmehr plädiert er dafür, diese als „einen *Bruch* [Hervorhebung; der Autor] mit der deutschen pädagogischen Tradition“ (ders. (1986), S. 299) und ihren Inhalten zu verstehen.⁸⁴ Denn, wenngleich es selbstverständlich geisteswissenschaftliche, oder allgemeiner Reform-Pädagogen, ebenso wie Vertreter der anderen wissenschaftlichen Professionen, gegeben hat, die den Inszenierungen der Nationalsozialisten wenig entgegenzusetzen hatten, sowie pädagogische Methoden, wie erziehungswissenschaftliche Paradigmen, die sich von der „neuen Bewegung“ instrumentalisieren ließen (vgl. die Beispiele in Oelkers, J. (1996), S. 223ff.), so kann allein daraus kein abschließendes Urteil über die Geisteshaltung ihrer Vertreter, die Qualität ihrer Ideen und Methoden und erst recht nicht über diese pädagogische Strömung insgesamt abgeleitet werden. Unabhängig davon, ob ein entsprechender Erkenntnisprozess spät, zu spät oder in Ausnahmefällen gar nicht eingesetzt hat, lassen sich wohl nur wenige Beispiele geisteswissenschaftlicher Pädagogik finden, die ihre eigenen Vorstellungen im Erziehungsprojekt der Nationalsozialisten zur Gänze und vor allem über die 12 Jahre seines Be-

⁸⁴ Vgl. hierzu inhaltlich auch Tenorth, H.-E. (2000), S. 240ff.

stehens hinweg unverändert als verwirklicht angesehen haben (vgl. Matthes, E. (1998), S. 21ff.). Hermann Giesecke beschreibt dieses Dilemma einigermaßen treffend, wenn er argumentiert:

„Mit einem gewissen Recht kann man auch führende Erziehungswissenschaftler der Weimarer Zeit wie Spranger, Nohl, Flitner, Petersen als NS-Pädagogen bezeichnen, weil sie den völkischen Implikationen der NS-Ideologie so fern nicht standen. Gelegentlich ist damit heute eine nachträgliche moralische Verurteilung solcher ‚bürgerlicher‘ Pädagogen verbunden. Aber die ideologische Vielfalt und Widersprüchlichkeit der nationalsozialistischen ‚Bewegung‘ machte es vielen nicht leicht, darin ihre eigenen Positionen zu präzisieren. Konnte man für die ‚Volksgemeinschaft‘, aber gegen den Atheismus und Rassismus sein? Selbst katholische Bischöfe taten sich schwer mit solchen Feinheiten“ (ders. (1999), S. 12).

An der obigen Ausführung Gieseckes gäbe es einiges zu kritisieren. Was genau ist mit „NS-Pädagogen“ gemeint? Hier bestanden u.a. zwischen Theoretikern und Praktikern während der NS-Zeit eklatante Unterschiede. Der Hinweis „Erziehungswissenschaftler... wie“ suggeriert, dass diese Kennzeichnung für alle Genannten gleichermaßen zuträfe, was irritierend erscheint, wenn Petersen (wohlgerne, Giesecke personifiziert seine Kategorie, es geht also um das Verhalten von Personen, nicht um die NS-Anpassungsfähigkeit ihrer pädagogischen Projekte (vgl. diesbezüglich zu Petersen die Argumentation bei Oelkers, J. (1996), S. 246ff., sowie Tenorth, H.-E. (2000), S. 243) in undifferenzierter Weise gleichgesetzt wird etwa mit Nohl⁸⁵. Zudem wird der Anschein erweckt, es gäbe hierzu noch mehr entsprechende Fallbeispiele oder die Beurteilung sei gar für die gesamte pädagogische Richtung zutreffend, solch eine Pauschalisierung ist allerdings gerade dann problematisch, wenn potentielle Gegenbeispiele (wie Theodor Litt (vgl. Lingelbach, K. Ch. (1987), S. 252 sowie Matthes, E. (1998), S. 52ff.) stillschweigend außer Acht gelassen werden.⁸⁶

Weiterführend an Gieseckes Argumentation bleibt jedoch die Verdeutlichung der Frage, ob man die obige Skizze mit einer der Klassifizierungen Kontinuität oder Diskontinuität umfassend charakterisieren kann? Dies gelingt wohl kaum,⁸⁷ es würde stets etwas für das eine und gegen das andere sprechen.⁸⁸ Hier kommt nun der Vorschlag

⁸⁵ Zur Kontroverse um Nohl vgl. dessen Darstellung bei Matthes, E. (1998), S. 68ff. sowie die entsprechenden Beiträge der Zeitschrift für Pädagogik (1995), Heft 3.

⁸⁶ Interessanterweise lässt Giesecke allerdings auch Gustav Wyneken außer Acht, dessen Texte auch nach 1945 eine auffällige Nähe zu Deutungsmustern der NS-Ideologie aufwiesen. Dies lässt sich mit einiger Berechtigung konstatieren, wenngleich er selbst sich zu diesem Zeitpunkt eindeutig vom NS-Regime und dessen Politik distanziert hatte (vgl. Oelkers, J. (1996), S. 233).

⁸⁷ Was hier für die Belange der geisteswissenschaftlichen Pädagogen und Pädagogik diskutiert wurde, gilt m.E. vergleichbar auch für die entsprechenden Aspekte der pädagogischen Implikationen der Jugendbewegung vor 1933 und deren Übernahme durch die Nationalsozialisten (vgl. hierzu Kater, M. (1977) sowie insbesondere Reulecke, J. (1993)).

⁸⁸ Tenorth fasst dies in das treffende Fazit: „Für die spezifische Figuration nationalsozialistischer Erziehungstheorie gilt, was sich schon über ihren Personencorpus sagen ließ: Die Pädagogik von

Tenorths zum Tragen, diese Entwicklung als „Bruch“ zu bezeichnen – was keineswegs als apologetische Entlastung der geisteswissenschaftlichen Pädagogik und Pädagogen gemeint ist – denn dieser Terminus ist in der Lage, mentale und methodische Kontinuitäten ebenso, wie deren von Diskontinuität geprägten Gebrauch während der NS-Zeit zu erfassen. Eine solche Konzeption erscheint sinnvoll, da sie die problematische Ausgangslage erfassen kann, die besagt, dass „die Vertreter der Reformpädagogik – so Kerschensteiner, Spranger, Petersen, Lietz oder Otto – ... nicht deshalb als präfaschistisch zu etikettieren (sind), weil sie der Republik kritisch gegenüberstanden oder gegebenenfalls antidemokratischem, antisemitischem, völkischem und nationalistischem Gedankengut“ (Dengel, S. (2005), S. 79) anhängen. Eine solche Einstufung übersieht, trotz aller möglichen Kritikpunkte, den erwähnten Bruch, welcher durch die intendierte Instrumentalisierung des reformpädagogischen Gedankenguts durch das NS-Regime entstand:

„Die komplizierte geistesgeschichtliche Konstellation von Kontinuität und Traditionsbruch, von Affinität und Distanzierung im Verhältnis von Reformpädagogik und Nationalsozialismus wird nur verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß durch die Hitler-Bewegung und die NS-Doktrin den vorher – wenn man so sagen darf – unanstößigen, konventionellen Formulierungen und Begriffen ein Sinn unterschoben wurde, der ihnen vorher nicht beigelegt war“ (Herrmann, U. (1985), S. 69).

Tenorth ist für seinen Vorschlag massiv angegriffen worden (vgl. ders. (1989a), S. 261ff.), wobei mitunter noch nicht einmal geklärt zu sein schien, ob seine Kritiker überhaupt vom selben Gegenstand gesprochen hatten (vgl. Miller-Kipp, G. (1988), S. 22f.).

Ohnehin ist die reformpädagogische Bewegung in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dieser Thematik allzu oft als homogener Theorie- und Personenkorpus dargestellt worden. Dies entspricht jedoch nicht den damaligen Realitäten (vgl. Skiera, E. (2003), S. 453ff.).⁸⁹ So gilt für alle Schnittmengen in den pädagogischen

1933-1945 repräsentiert eine singuläre historische Figuration, bei Kontinuitäten in Elementen zeigt sie vor allem Diskontinuität der Ideen und Theorien über Erziehung im ganzen, eine Differenz des pädagogischen Diskurses schon deshalb, weil die physische Ausgrenzung von Personen eine Verarmung der Reflexion und nach 1933 letztlich eine Verkehrung der Tradition mit sich brachte“ (ders. (1986), S. 316). Auch bei Dudek findet sich eine entsprechende Argumentation: „Aus der Erklärung des Rassismus zur Staatsdoktrin ergaben sich weitreichende Konsequenzen speziell auch auf dem Gebiet der Bildungspolitik und Erziehungspraxis. Im pädagogischen Denken vor und nach 1933 blieb damit die Möglichkeit der Diskontinuität in der Kontinuität aufgehoben. Die Aufnahme des Rassismus in den pädagogischen Diskurs bedeutete nämlich einmal einen Bruch zu den normativen Gehalten des pädagogischen Denkens vor 1933 und ermöglichte zugleich die Nutzung der erarbeiteten Methoden und Stilelemente unter den Bedingungen einer Diktatur, die sich die Erziehung und Schulung der Individuen zu Volksgenossen zum Ziel gesetzt hatte“ (ders. (1999), S. 186).

⁸⁹ „In Anbetracht ihrer immanenten Widersprüche und der kritischen Reflexe zur Reformpädagogik im allgemeinen sowie zu einzelnen Motiven und Bewegungen im besonderen kann die Reformpädagogik nicht als irgendwie geschlossen oder einheitlich vor- und dargestellt werden“ (Skiera, E. (2003), S. 453). Kennzeichnend für die Reformpädagogik war und ist vielmehr eines, ihre „Vielfalt“

Konzepten unterschiedlicher Reformpädagogen (etwa die kindliche Selbsttätigkeit) sowie insbesondere für die möglichen Anknüpfungsoptionen zur NS-Pädagogik, dass diese nicht pauschal behauptet, sondern „an die einzelnen Konzeptionen gebunden und... im einzelnen entfaltet und ggf. kritisiert werden“ (ebd., S. 454) müssten.

Im Rahmen wissenschaftlicher Analysen wurde die Konzeption Tenorths bisher zu wenig umgesetzt. Seine Charakterisierung hat eine Gültigkeit, die letztlich über den begrenzten, hier diskutierten Rahmen hinausgeht. Denn, die Nationalsozialisten haben sich bei verschiedensten damals zeitgenössischen Geistesströmungen bedient und diese in ihre Ideologie übernommen, propagandistisch vermarktet und politisch instrumentalisiert. Es besteht also eine Kontinuitätsfrage für höchst unterschiedliche Bereiche der NS-Herrschaft (vgl. Reichel, P. (1994), S. 15). Für die meisten davon ist die Beschreibung eines Bruches nach 1933 zutreffend. Wenngleich sich vielfach Kontinuitäten erkennen lassen, so ist doch entscheidend, dass diese Mentalitäten von den Nationalsozialisten mit der Übernahme meist vollständig instrumentalisiert und dabei „gleichgeschaltet“, überspitzt, zweckentfremdet, umgedeutet, pauschalisiert oder in unzulässiger Einseitigkeit interpretiert⁹⁰ wurden.

Somit übersehen Argumentationen, die eine bruchlose Abfolge von Geistesströmungen aus der Zeit vor 1933 und der NS-Herrschaft konstatieren, zumindest dreierlei: erstens die Tatsache, dass sich historische Prozesse, so sehr sich dies angesichts der nationalsozialistischen Katastrophe auch aufdrängen mag, zumindest hermeneutisch nicht von ihrem Ende her interpretieren lassen; die Reformpädagogen sind mit ihren Einstellungen und Irrtümern von vor 1933 nicht ohne weiteres auf Grundlage des Wissens um den nationalsozialistischen Völkermord zu beurteilen (vgl. in diesem Sinne auch Röhrs, H. (1998), S. 345).⁹¹

(ebd., S. 464). Auf Grundlage dieser Auffassung kann die Reformpädagogik differenziert analysiert werden: „Ihre Heterogenität im Sozialen (verschiedene ‚Bewegungen‘ mit ihren je eigenen ‚Geschichten‘) und ihre Widersprüchlichkeit im Konzeptionellen (inter- und intrakonzeptionelle Widersprüche, Indifferenzen und Ambivalenzen) kann so (wieder) unvoreingenommen dargestellt und kritisch analysiert werden“ (ebd.).

⁹⁰ Beispiel, für eine solche Verwendung namhafter Quellen, aus denen steinbruchartig entnommen wurde, was in die eigene Argumentation zu passen schien und unterschlagen, was dieser widersprach, ist die Übernahme von Nietzsches Philosophie des Heroismus durch Alfred Baeumler. Dieser verwies auf Nietzsches Aussagen über Willenskraft und die Verteidigung adeliger Lebensgemeinschaften, während er dessen Abneigung gegen nationalistisches Denken und die Deutschen geflissentlich übergang (vgl. Baeumler, A. (1937), S. 283ff.).

⁹¹ Wenngleich Röhrs Pauschalurteil etwas beschönigend anmutet, bestätigt seine Argumentation dennoch die hier vertretene These: „Der verbrecherische Mißbrauch ist keine Fortführung, sondern der brutale Bruch einer begonnenen Entwicklung. (...) Die reformpädagogische Bewegung wurde 1933 in Deutschland jäh unterbrochen. Das Reden von ihrer präfaschistischen Funktion scheint den Blick für die Tatsache getrübt zu haben, daß dem Nationalsozialismus als totalitärem Regime nichts so suspekt und verhaßt war wie der liberale und humanitäre Kurs der Reformpädagogik“ (ders. (1998), S. 345).

Zweitens hat die politische Ausgestaltung der NS-Herrschaft über die 12 Jahre ihres Bestehens hinweg einige Umgestaltungen vollzogen (vgl. These 5 der folgenden Strukturthesen), welche auch zu einer Veränderung ihrer Wahrnehmung durch zeitgenössische Pädagogen geführt haben (vgl. exemplarisch die Ausführungen zu Hans Scholl als ehemaligem Führer einer Gruppe der Bündischen Jugend, sowie zum Reformpädagogen Adolf Reichwein); eine Diskussion um Kontinuität und Diskontinuität müsste demnach auch spätere Brüche nachvollziehen, wenngleich eine früher erfolgte Erkenntnis im Nachvollzug erfreulicher sein mag.

Drittens erfolgte die Nutzung bestimmter reformpädagogischer und jugendbewegter Schlagwörter und Praxen eklektisch, d.h. es wurden nur solche Teilelemente herangezogen, die den Interessen des Regimes entsprachen und diese zudem in ihren Zielsetzungen an dessen Ansprüche angepasst; reine Kontinuitäten können demnach nicht allein aufgrund gleicher Schlagwörter und Methoden konstatiert werden, sondern müssten sich aus einer differenzierenden Analyse der tatsächlich erfolgten Nutzung im NS-Kontext ergeben.

Insgesamt lässt sich für die meisten der angesprochenen Bereiche, bei aller nachweisbaren Kontinuität, doch eine eindeutige NS-Spezifik erkennen. Der Terminus der „Nazifizierung“⁹², den Harald Scholtz ursprünglich für die Versuche einer umfassenden „Erziehung“ bzw. „Umerziehung“ der Deutschen im Sinne des NS-Regimes vorgeschlagen hatte (vgl. ders. (1985), S. 11), erscheint mir diesbezüglich auch auf dessen Umgang mit vorgefundenen und für brauchbar befundenen Traditionen etc. (Rassismus, Antisemitismus einerseits, Nationalismus und Theorie und Praxis der Erziehung andererseits) anwendbar. Hubert Steinhaus verdeutlicht im vorweggenommenen Fazit seiner Analyse der pädagogisch gemeinten Aussagen in Hitlers „Mein Kampf“ die Stimmigkeit der obigen Bruchargumentation und beschreibt gleichzeitig, was mit „Nazifizierung“ konkret gemeint sein kann:

„Zweifellos gibt es für jedes pädagogische Detail aus „Mein Kampf“ historische Parallelen oder Vorspiele; als Ganzes ist jedoch die nationalsozialistische Pädagogik, insofern sie von Hitler bestimmt wird, seine unverwechselbare Pädagogik. Ihre Details werden durch seine individuelle Existenz zu jenem Amalgam verschmolzen, das wir weniger systematisch als biographisch verstehen können. Hier findet jeder Vergleich seine Grenzen: diese Pädagogik sucht ihresgleichen“ (ders. (1985), S. 105).⁹³

⁹² Peter Dudek nennt dies „einen spezifischen nationalsozialistischen Bedeutungsgehalt“ (ders. (1999), S. 187), welchen etwa bestimmte „Vokabeln, die in der Weimarer Pädagogik in den verschiedensten Milieus verwendet wurden“ (ebd.), nach 1933 erhalten hätten.

⁹³ Für die Frage nach den Kontinuitäten zwischen den pädagogischen Ansätzen der Reformbewegung und jenen der NS-Zeit hat Lingelbach eine ähnliche Einschätzung formuliert: „Mit gewissem Recht kann man die Phänomene der nationalsozialistischen Erziehung als Übersteigerung bestimmter Entwicklungstendenzen der deutschen Pädagogik erklären. Der ‚völkische‘ Vitalismus

Mit der oben vorgetragenen Argumentation soll gerade keinesfalls einem Ende der kritischen Auseinandersetzung mit den Schnittpunkten zwischen den unterschiedlichen pädagogischen Bestrebungen vor und nach 1933 das Wort geredet werden. Peter Dudek hat völlig recht, wenn er bemerkt: „Die offenkundigen Momente der Diskontinuität in den Programmatiken und den erklärten Erziehungszielen sollten den Bildungshistoriker nicht blind machen gegenüber der Kontinuität der Praxisformen und der berufskulturellen Disposition professioneller Pädagogen“ (ders. (1999), S. 193). Letzteres war mit der hier vertretenen Bruchthese sicher nicht gemeint. Es geht vielmehr darum, die Scheuklappen abzulegen, die sich vielfach mit dem Hinweis auf fehlende Grundvoraussetzungen der NS-Pädagogik verbinden (vgl. die entsprechenden Ausführungen in den folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit) und zu einer Einstufung der damaligen Erziehungsvorhaben als Unpädagogik führen, welche sich als Analyse bereits selbst genug ist. Daran anknüpfend werden mitunter die vermeintlichen Versäumnisse der genannten pädagogischen Richtungen zitiert, die eine Machtübernahme der Nationalsozialisten auch im Erziehungsbereich erleichtert hätten.

Demgegenüber gilt es jedoch die Forderung nach einer tieferen Auseinandersetzung mit der „Erziehungswirklichkeit zwischen 1933 und 1945“ (ebd., S. 203) aufrechtzuerhalten, die nicht nur als „Ausnahmestand..., der Pädagogik systematisch dispensierte“ (ebd.) wahrgenommen werden kann, sondern deren besondere Modifikationen (vgl. ebd.) „gerade als ein Exempel der Gewaltförmigkeit von Erziehung..., als Exempel der ‚entsetzliche(n) Möglichkeiten ‚erzieherischer‘ Beeinflussung‘ (Kanz 1984, S. 47) (gelesen)“ (ebd.) und erforscht werden sollten.

etwa, das Postulat eines verbindlichen nationalen Bildungsideals, das Gemeinschafts- und Leistungsprinzip kennzeichnen eine erziehungstheoretische Strömung, die spätestens seit der ‚Kulturkrise‘ des 19. Jahrhunderts ständig an Einfluß gewann. Aber erst die Verbindung dieser nationalpädagogischen Traditionen mit dem rigorosen politischen Gleichschaltungswillen und der rassistischen Ideologie der NSDAP ergab die charakteristischen Züge der nationalsozialistischen ‚Erziehungswirklichkeit‘. Diese spezifischen Tendenzen der nationalsozialistischen Erziehung und Erziehungstheorien systematisch zu erfassen und am Maßstab ‚einheimischer‘ Grundbegriffe zu beurteilen, wäre ein denkbarer Weg erziehungswissenschaftlicher Auseinandersetzung mit der Pädagogik des ‚Dritten Reiches‘“ (ders. (1987), S. 247).

3.2.4. Die neue Massenkultur⁹⁴

Im Kontext einer Beschreibung der Sozialisationsbedingungen von Heranwachsenden in der Weimarer Republik gilt es kurz die damaligen Neuerungen im Bereich der Massenkultur in Deutschland zu schildern. Waren es doch diese Entwicklungen, die das ermöglichten, was Oelkers eine „Ästhetisierung des Politischen“ nennt.

Dies definiert er folgendermaßen:

„Sie soll die Gefühle des Schönen und des Erhabenen an eine Symbolwelt binden und somit die Synthesen des Ganzen in der Phantasie herstellen, nachdem die soziale Wirklichkeit längst keine Einheit mehr darstellen kann. Ein Grund für die Faszinationskraft der politischen Erziehung zur Volksgemeinschaft liegt ohne Zweifel hier, in der ästhetischen Inszenierung von ‚Ganzheit‘ und der Bindung sozialer Gefühle an eine okkasionell überzeugende Symbolwelt“ (Oelkers, J. (1996), S. 240).

Die Hilfe neuer medialer Attraktionen und sozialer Formationen wurde bereits in der Weimarer Republik von verschiedenen Interessengruppen genutzt und insbesondere durch die nationalsozialistische Bewegung instrumentalisiert, um eine kurzfristige aber dennoch emotional nachhaltige Inszenierung und Verbreitung ihrer Symbole und des ideologischen Kontextes, sowie ihrer propagandistischen Schuldzuweisungen und Wahlversprechen zu erreichen. Nach 1933 wurde diese ästhetisierende Form der Vermittlung ideologischer Inhalte zunehmend zu Zwecken planmäßiger politischer Propaganda und staatsbürgerlicher Erziehung (vgl. Herrmann, U.; Nassen, U. (1994)) im Sinne der Nationalsozialisten herangezogen.

Während der 20er Jahre vollzog sich in Deutschland ein deutlicher „Formwandel der Öffentlichkeit“ (Peukert, D. (1987), S. 163ff.), ausgelöst durch politische, soziokulturelle und schließlich technische Entwicklungen. „Formierte Massen beherrschten das Bild: Als Marschkolonnen, in der Inszenierung von Großkundgebungen, in sportlichen Großveranstaltungen, bei Massenspektakeln auf der Bühne, aber auch in der Serienproduktion und in der seriellen Architektur des neuen Bauens“ (ebd., S. 163). Eine verstärkt formierte Öffentlichkeit brachte sowohl die Standardisierung des Einzelnen als auch eine zunehmende Uniformierung der beteiligten Menschen mit sich. Von einzelnen politischen Bewegungen (KPD, „NSDAP“) wurden derartige Inszenierungen der Massen und ihre „unzweifelhafte Faszination“ vermehrt funktionalisiert und zu ihrer „Kennmarke“ gemacht.

Durch die technischen Innovationen, wie etwa den Lautsprecher, das Telefon oder das maschinell vervielfältigte Flugblatt ergaben sich auch in dieser Hinsicht gänzlich

⁹⁴ vgl. zu diesem Themenbereich ausführlicher Reichel, P. (1994), S. 46 ff und 157ff.

neue Optionen der öffentlichen Inszenierung. Der „Herr des Mikrophons“ erreichte nunmehr ungeheure Menschenmassen. Diese Entwicklung erlebte durch die Einführung des Tonfilms 1929 und die massenweise Produktion bzw. dem regelmäßigen Sendebetrieb des Radios, der seit 1923 aufgenommen wurde, eine weitere Initialzündung. Beide fungierten fortan als Leitmedien der Massenkultur und erreichten dabei auch solche Bevölkerungsgruppen, denen der Zugang zu traditionellen Bildungsmedien und Kulturgütern versagt geblieben war. Das offensichtliche Faszinationspotential des Films auf Mitglieder aller sozialen Schichten führte zum Bau großer Filmpaläste. Mehr und mehr erkannte man auch den Propagandawert des Kinos.⁹⁵

Auch der Rundfunk expandierte in großem Umfang (vgl. Peukert, D. (1987), S. 173).⁹⁶ Bereits 1926 registrierte man eine Million offizieller Rundfunkteilnehmer. Diese Zahl stieg bis Anfang 1932 auf vier Millionen an. In Deutschland hatte zu der Zeit jeder vierte, in den Großstädten jeder zweite Haushalt ein eigenes Radio. Innerhalb der medienproduzierenden Branche ergab sich allerdings eine starke, kontrollierende Übermacht politisch konservativer ausgerichteter Großkonzerne, wie beispielsweise die UFA, „die von dem deutschnationalen Pressezaren Alfred Hugenberg beherrscht wurde“ (ebd., S. 172). Diese Konzerne schlossen sich vielfach der latent vorhandenen und vermehrt an die Oberfläche tretenden Ablehnung des Weimarer Parteienstaates sowie der weltpolitischen Lage Deutschlands an und verstärkten solche Einstellungen und Wahrnehmungen durch entsprechende Inhalte, die zunehmend von Radikalisierung und Polarisierung geprägt waren. Dadurch wurden „die letzten Jahre der Weima-

⁹⁵ Die inhaltlichen Neuerungen innerhalb der Filmproduktion, wie sie in der Weimarer Republik zu Propagandazwecken genutzt wurden, können hier nicht behandelt werden. Bezüglich des obigen Themas sei allerdings verwiesen auf Selle, der u.a. filmische Inszenierungen in seiner Analyse des Kleinbürgertums hinsichtlich dort auffindbarer „faschistischer Sozialisationsstrategien“ einbezogen hat (vgl. Selle, G. (1987)).

⁹⁶ Besonders der gewiefte Propagandist Joseph Goebbels hatte die Bedeutung des Rundfunks für die eigenen politischen Vorhaben früh erkannt. Schon 1925 notierte er in sein Tagebuch: „>Radio, Radio! Radio im Hause! Der Deutsche vergißt über Radio Beruf und Vaterland! Radio! Das moderne Verspießungsmittel! Alles im Hause! Das Ideal des Spießers“ (zitiert nach Reichel, P. (1994), S. 159). Bereits im März 1933 umriss er dann in seiner ersten Rede vor Rundfunk-Intendanten, was er vom Rundfunk erwarte und charakterisierte damit die Eckpfeiler der zukünftigen NS-Propaganda, deren Exponate sich, je nach politischer Zielsetzung (vgl. Thesen 2 und 5 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit), nach Intonation und Intensität unterschieden, deren Struktur jedoch unverändert mit den hier verkündeten Maximen beschreiben lassen. Goebbels sagte, dass er den Rundfunk „>für das allermodernste und für das allerwichtigste Massenbeeinflussungsinstrument< halte, >das es überhaupt gibt<“ (zitiert nach ebd.). Dieses wollte er einsetzen und die Bevölkerung „>so innerlich durchtränken mit den geistigen Inhalten unserer Zeit, daß niemand mehr ausbrechen kann<“, dabei hieße es allerdings nicht offensichtliche politische Indoktrination zu betreiben, vielmehr laute das oberste Gebot: „Nur nicht langweilig werden. Nur keine Öde (...)“ (zitiert nach ebd.). Dies galt dann auch für das Medium Film während der NS-Zeit (vgl. These 2) und hätte auch für das damalige Fernsehen gegolten, wären die NS-Propagandisten hiermit über ein Experimentierstadium hinausgekommen. Wo die tatsächlichen Lebensbedingungen nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nur schleppend oder gar nicht besser wurden, verstanden es deren Verführungsexperten den Menschen gekonnt eine soziale Wirklichkeit von „Brot und Spielen“ zu suggerieren.

rer Republik von einer Wende zur Kriegsverherrlichung geprägt, die die faschistische Mentalität und Propaganda massenhaft vorbereitete“ (ebd., S. 175). In den letzten Monaten der Republik wurden die neuen Möglichkeiten einer „multimedialen Massenmobilisierung“ (Reichel, P. (1994), S. 158) von der NS-Propaganda kreativ und mit einigem Erfolg zu Wahlkampfzwecken genutzt. „Plakate, Flugblätter und Zeitungs-Sonderausgaben“ sowie „Filme, Fotoserien und Schallplatten mit Hitler-Reden“ wurden hunderttausendfach verbreitet (vgl. ebd.). Durch diese Strategie wurden die nationalsozialistischen Inhalte auf bis dahin wenig bekannte, unmittelbare Art und Weise an die Frau und den Mann gebracht und gleichzeitig die Grundlage gelegt für jene mentale Personenhysterie, die bald als „Führer-Mythos“ um sich greifen und der NS-Bewegung die Loyalität der Bevölkerung sichern sollte (vgl. These 3 der folgenden Strukturthesen zur NS-Zeit). George Lukács hat diese Propaganda treffend als „Verschmelzung von deutscher Lebensphilosophie und amerikanischer Reklametechnik“ (ders. (1954), S. 573) charakterisiert.

Abschließend lässt sich mit Peukert die politische Bedeutung dieser „Faszination der Formation“ verdeutlichen, die vor 1933 und darüber hinaus, besonders während der NS-Zeit, deutliche Auswirkungen auf die Sozialisation Heranwachsender hatte:

„In diese soziokulturellen und technischen Möglichkeitsfelder stieß das Bedürfnis nach neuem, massenhaften Ausdruck des Politischen angesichts der Krise der alten liberalen wie der alten autoritären Politikmodelle und angesichts der Massenmobilisierung des Ersten Weltkriegs. Das Lager wurde zur Lebensform, die Kolonne zur Bewegungsweise. Uniformierung und Militarisierung der politischen Strömungen überwucherten von den radikalen Rändern her auch die bisherige politische Mitte und wurden Anfang der dreißiger Jahre zur vorherrschenden Erscheinungsform der richtungsmäßig zerklüfteten politischen Kultur. Diese Einheitlichkeit der Form trotz der Feindschaft der Programme, die das Deutschland... der Zeit zwischen den Weltkriegen kennzeichnete, löste sich erst mit dem Zweiten Weltkrieg auf“ (ebd., S. 165).

3.3. Strukturthesen zur Gesellschaft der NS-Zeit

- 3.3.1. Zum Verhältnis von Regime und Bevölkerung I:
Das nationalsozialistische Regime versuchte, die Menschen nach Maßgabe seiner ideologischen Überzeugungen „von oben“ zu lenken.

3.3.1.1. *Gegenstandsbestimmung der NS-Ideologie und Analyse ihrer sozialisations-theoretischen Bedeutung*

Als zentraler Kern der Hitler'schen Weltanschauung lässt sich ein biologisch geprägter Rassismus⁹⁷ feststellen (vgl. ausführlich Wippermann, W. (1989) sowie Schmuhl, H.-W. (1992), S. 215ff.). Erstere wiederum prägte die meisten politischen Initiativen der nationalsozialistischen Regierung während der NS-Zeit unmittelbar (vgl. Friedländer, S. (2000), S. 114, Wendt, B.J. (2000), S. 22 sowie Adam, U.D. (2003), S. 19ff.)⁹⁸ und fand dabei auch sukzessive Eingang in das damalige deutsche Erziehungswesen (vgl. Keim, W. (1997), S. 95ff.). Bereits im 25 Punkte umfassenden Parteiprogramm⁹⁹ der „NSDAP“¹⁰⁰ vom 24.2.1920 wurden solcherart begründete antisemitische und an-

⁹⁷ Zur Entwicklung des Rassismus als politisch einflussreiches Mentalitätskonstrukt vgl. Schmuhl, H.-W. (1992), sowie Mosse, G.L. (2006). Für eine allgemeine Gegenstandsbestimmung des Konstruktes „Rassismus“ vgl. Schmuhl, H.-W. (1993), S. 184ff. Für die verfälschende Übernahme der Theoreme Charles Darwins durch den Sozialdarwinismus und die Nationalsozialisten vgl. einführend Klee, E. (2004b), S. 15f. In der neueren Geschichtsschreibung zur NS-Zeit ist man sich weitgehend einig, dass die allgemeine Grundlage der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik der Rassismus des Regimes war (vgl. Ehmer, J. (2004), S. 35). Demgegenüber hat sich bisher jedoch keine allgemein verbindliche Definition von Rassismus durchgesetzt (vgl. ebd.). Entgegen deutlich weiter gefasster Definitionen (vgl. ebd.), wird in dieser Arbeit unter Rassismus lediglich eine Diskriminierung verstanden, „die ihre Motivation und Legitimation aus dem Konstrukt der Rasse bezieht, das im 19. Jahrhundert zunächst im Bereich der Geschichtsphilosophie entwickelt worden war, und dann durch die verschiedenen sozialdarwinistischen, rassenhygienischen oder völkischen Bewegungen eine ungeheure Popularisierung erfuhr“ (ebd., S. 35f.).

⁹⁸ Hiermit wird nicht das Vorhandensein eines bereits vor 1933 fest umrissenen Planes zur Vernichtung der deutschen und europäischen Juden durch die Nationalsozialisten behauptet (vgl. Adam, U.D. (2003), S. 15f., 250ff.), der nach der NS-Machtübernahme unbeirrbar in die Tat umgesetzt worden wäre. Vielmehr waren die hier beschriebenen weltanschaulichen Überzeugungen Hitlers ideologische Grundüberzeugungen, welche die NS-Politik während der gesamten Zeit des „Dritten Reiches“ prägten. Der offizielle Kommentator des nationalsozialistischen Parteiprogramms Gottfried Feder beschrieb diesen Sachverhalt folgendermaßen: „Antisemitismus ist gewissermaßen der gefühlsmäßige Unterbau unserer Bewegung“ (zitiert nach ebd., S. 19). Bei der konkreten Umsetzung seiner antijüdischen Motive ließen sich Hitler und andere führende NS-Vertreter allerdings immer wieder von herrschaftspragmatischen Aspekten leiten (vgl. hierzu ausführlich Longerich, P. (1998)). In diesem Sinne ist die obige Feststellung auch nicht als Reduktion auf eine alleinige Verantwortung Hitlers für die Planung der Holocaust-Verbrechen zu verstehen, sondern zielt darauf ab, dass „Hitlers pathologischer Antisemitismus, seine <Mission> zur <Entfernung> der Juden aus Deutschland und schließlich aus Europa, das *Klima* im <Rassenstaat>... prägte, die Aggressionen der Aktivisten schürte und das Vorgehen derjenigen legitimierte, die die Rassenpolitik planten und dirigierten. In kritischen Momenten war Hitlers Genehmigung offensichtlich entscheidend. Seine Bedeutung steht daher weder generell noch in ihrem Ausmaß in Frage“ (Kershaw, I. (2006), S. 395).

⁹⁹ Das Programm ist abgedruckt in Hofer, W. (2004), S. 28ff.

¹⁰⁰ In dieser Arbeit werden Begriffe, die von den Nationalsozialisten geschaffen oder bewusst instrumentalisiert wurden, mit Anführungszeichen versehen. Dies geschieht, wenngleich das Risiko

geblich auf eine „Hebung der Volksgesundheit“ abzielenden Elemente deutlich vertreten (vgl. Friedländer, S. (2000), S. 38f.), die schließlich in Hitlers Buch *Mein Kampf*, das er nach seinem missglückten Putschversuch von 1923 während seiner Inhaftierung in Landsberg schrieb, explizit ausgeführt wurden. Gerade Letzteres stellt eine zuverlässige Quelle zur Erschließung der NS-Ideologie (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 177f.)¹⁰¹ und Hitlers Erziehungsvorstellungen (vgl. Steinhaus, H. (1981) sowie Giesecke, H. (1999), S. 19ff.) dar, da die diesbezüglich dort enthaltenen Positionen im Verlauf der 12 Jahre des „Dritten Reiches“ unzählige Male variiert, aber nie grundsätzlich verändert worden sind (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 10ff. und 141 sowie Mosse, G.L. (1979), S. 23ff.).¹⁰² Aus den genannten Aspekten resultiert eine besondere Sozialisationsrelevanz der NS-Ideologie für die Zeit zwischen 1933 und 1945. Demgegenüber ist die oft angeführte Tatsache, dass „die nationalsozialistische >Weltanschauung<... eigentlich nichts wirklich Neues hervor(brachte)“, sondern bei ihrer Konzipierung größtenteils „Geisteshaltungen und Wertvorstellungen aus der Zeit vor 1933 kopiert, übernommen und zusammengeschrieben (wurden)“ (Hellfeld, M. v. (1990), S. 107, vgl. in diesem Sinne auch Janka, F. (1997), S. 178f.), mentalitäts- und theoriegeschichtlich bemerkenswert, ändert aber wenig an deren Relevanz für das hier diskutierte Thema.¹⁰³ Denn nicht zuletzt aus der bereits vor 1933 gegebenen gesell-

sicher besteht, dass dies „die Lesbarkeit ernsthaft beeinträchtigen“ (Evans, R. J. (2005), S. 35) könnte. Mir erscheint diesbezüglich der Hinweis auf instrumentalisierende Verzerrungen durch das NS-Regime wichtiger als der Lesekomfort. Ausnahmen von dieser Regel werden dort gemacht, wo ein Begriff bereits seit langem zum wissenschaftlichen Begriffsstandard geworden ist (dies gilt für die Termini Nationalsozialismus, nationalsozialistisch, NS).

¹⁰¹ Zentner bemerkt zutreffend, dass *Mein Kampf* bezüglich Hitlers eigener Biographie sowie der frühen Parteigeschichte der NSDAP „lückenhaft, irreführend, verschleiern und verschweigend“ sei, was jedoch die nationalsozialistische Weltanschauung und ihre anvisierte Umsetzung betreffe „an Deutlichkeit nichts zu wünschen“ (ders. (2006), S. 13) übrig lasse. Ein treuer Anhänger Hitlers berichtete später, dieser habe seinem Werk selbst eine „wirklichkeitsfremde Offenheit für einen Mann des Staates“ zugeschrieben, die er angeblich damit begründete, er habe sich „damals in der Gefangenschaft... alles von seiner Seele schreiben müssen, was ihn bewegte“ (Frank, H. (1953), S. 45, vgl. auch Zentner, Ch. (2006), S. 181).

¹⁰² Hitler selbst hatte in *Mein Kampf* zunächst das „Festhalten an einmal niedergelegten Dogmen“ (ders. (1933), S. 513) positiv hervorgehoben, welches die katholische Kirche betreibe und wodurch sie ihren „Glaubenscharakter“ erhalte. Zum angestrebten „Sieg einer völkischen Weltanschauung“ führt er dann aus, dass dieser nur möglich wäre, wenn deren „einmal als günstig befundene Form für immer beibehalten...“ würde, zumindest aber „so lange, bis sie der Sieg gekrönt hat“ (ebd.). Dieser Dogmatismus bezog sich freilich nur auf Hitlers ideologische Grundmaximen. Auch für die Praxis der organisierten Jugenderziehung während der NS-Zeit stellte Hannsjoachim W. Koch bereits in seiner 1975 erschienenen Studie zur „Hitlerjugend“ treffend fest, dass Hitler seine diesbezüglich in *Mein Kampf* formulierten Überzeugungen später „nie mehr geändert“ (ders. (1975), S. 245) habe und ihm dabei besonders an der Schaffung eines nationalsozialistischen Rassebewusstseins bei den nachwachsenden Generationen gelegen gewesen sei.

¹⁰³ Derartige Feststellungen haben zudem nur eine eingeschränkt aufklärende Qualität, denn „Hitler hat nie den Anspruch auf Originalität in ‚Weltanschauungsfragen‘ erhoben. Auf den früh vorgebrachten Vorwurf anderer Gruppen, daß die Nazis die ‚völkische Idee‘ nicht erfunden, aber nun täten, als ob sie sie ‚gepachtet‘ hätten, antwortete er: ‚Nicht nur gepachtet, sondern für die Praxis

schaftlichen Virulenz der abgehandelten Themen resultierte ja gerade die sozial-emotionale Wirksamkeit von Hitlers Ressentimentsammlung:

„Lebensgefühl und Weltanschauung eines Großteils der deutschen Bevölkerung stimmten a priori mit dem überein, was in 'Mein Kampf' dargeboten und propagiert wurde. Hitlers 'Genialität' war die der Mittelmäßigkeit; seine Durchschnittlichkeit war überdurchschnittlich“ (Glaser, H. (1979), S. 6).

Man könnte die Formulierung Glasers mit einiger Berechtigung überspitzt nennen, dies würde aber wiederum nichts an der grundsätzlichen Stimmigkeit seiner Schlussfolgerung ändern: Die Mehrzahl der Deutschen hat um 1933 und zu guten Teilen auch danach *Mein Kampf* nicht als konkrete politische Willenserklärung ernst genommen, die dort vertretenen Ressentiments und Schuldzuweisungen verstanden jedoch nicht wenige als willkommene Verbalisierung eigener mentaler Dispositionen.¹⁰⁴

geschaffen', nämlich durch Schaffung einer ‚schlagkräftigen Organisation'. In *Mein Kampf*, Buch II, Kapitel 5“ (Arendt, H. (1955), S. 577).

¹⁰⁴ Grundsätzlich erscheint es mir angebracht, davon auszugehen, dass die deutsche Bevölkerung sich zu guten Teilen, wie aus den anderen Propagandaangeboten der Nationalsozialisten, auch aus der Lektüre von *Mein Kampf* selbst jene Elemente herausgriff, die ihren jeweiligen kollektiven und individuellen Dispositionen entsprachen. Der, vor allem für die diffamierten Minderheiten, bedrohliche Gesamtkontext, sowie die inhaltlichen Anteile, für die man sich weniger interessierte oder deren Stil und Aussage einem nicht behagte, wurden demgegenüber verkürzt wahrgenommen oder verdrängt, nicht selten auch „nicht für voll genommen“ und als überzogene Äußerungen abgetan, die nicht politisch umsetzbar seien. Es fand demnach vor allem eine verkürzte, selektive und an persönlichen Bedürfnissen orientierte Lektüre von Hitlers Buch statt. Gegenüber dieser grundsätzlichen Einschätzung teile ich jedoch die Auffassung Michael Wildts, der das Pauschalargument, kaum jemand habe bis 1933 *Mein Kampf* gekannt, geschweige denn gelesen, nachdrücklich in Frage stellt (vgl. ders. (2008), S. 37). Hierfür sprechen einige Fakten und Argumente. Schon die erste Auflage von 10 000 Exemplaren hatte sich innerhalb eines halben Jahres verkauft, mit den zunehmenden Wahlerfolgen erhöhte sich die Nachfrage weiter (vgl. ebd.). Man wollte wissen, was dieser neue politische Agitator, den eine steigende Zahl von Anhängern für so viel versprechend hielt, zu sagen hatte. Bis Ende 1932 wurden dann 228 000 Stück verkauft, obgleich der Preis (zwölf Reichsmark sowie 8 für die „Volksausgabe“) keineswegs niedrig war. Natürlich belegen diese Zahlen noch nicht, dass das Buch auch gelesen wurde. Die Wahrscheinlichkeit erscheint mir jedoch sehr hoch, da die Zeit vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten von politischen Auseinandersetzungen geprägt war, die eine Suche nach Hoffnungsträgern und subjektiv akzeptablen Interpretationen des damaligen Zeitgeschehens mit sich brachten. Dies lässt wiederum die tatsächliche Rezeption einer erworbenen Publikation annehmen, die vordergründig mit einer solchen Zielsetzung antrat. Demgegenüber gab es vor 1933, wenngleich Hitler als propagandistisch inszenierter „Führer“ zunehmend erfolgreich zu einem politischen Idol aufgebaut wurde, noch vergleichsweise wenig Anlass dazu, *Mein Kampf* nur als Symbol der eigenen Inklusion zu erwerben – verschenkt, etwa als Dreingabe bei einer standesamtlichen Hochzeit, wurde es erst später – und mit dieser Intention ungelesen, aber gut sichtbar ins heimische Bücherregal zu stellen. Nach der Machtübernahme erscheint es dann wahrscheinlicher, dass Hitlers Buch besessen, aber nicht gelesen wurde. Wie das bekannte „Hitlerbild“, welches in jedem Haushalt hängen sollte, war die Ausgabe von *Mein Kampf* im Regal nunmehr ein, mit welchem Grad an Freiwilligkeit und innerer Überzeugung auch immer abgegebenes, Bekenntnis zur neuen politischen Führung. Um zu wissen, was Hitler und die Nationalsozialisten vorhatten, meinte man sein Buch jetzt nicht mehr zu brauchen, es schien ja unmittelbar erlebbar. Aus einer erfolgten Lektüre und darauf folgenden Zustimmung zur politischen Machtübernahme Hitlers kann gewiss nicht unmittelbar eine Übereinstimmung mit allen Zielen der Nationalsozialisten, geschweige denn, dem schwersten Verbrechen, dem Holocaust, abgeleitet werden. Gerade letzteres wurde in Hitlers Buch ohnehin nur drohend angedeutet. Eine unzureichende Rezeption, die den oben angedeuteten Strukturen einer selektiven Wahrnehmung folgte, kann hingegen einer großen Zahl der damaligen deutschen Bevölkerung unterstellt werden. Die verallgemeinernde Behauptung, niemand habe damals Hitlers Pamphlet gelesen, scheint letztlich eine voraussetzende Schutzargumentation vor potentiellen Versäumnis-

Eine gewissenhaftere Lektüre allein hätte der weit verbreiteten Zustimmung zu Hitlers, ohnehin auch anderweitig vorgetragenen, Argumentationen wohl keinen Abbruch getan. Zudem darf nicht übersehen werden, dass sich Hitler zwar auf zeitgenössisch verbreitete Theoreme bezog, dabei jedoch keineswegs die ganze Bandbreite der Diskurse umfasste, die zu den einzelnen Themenbereichen abrufbar gewesen wären. Dies zeigt sich exemplarisch am damaligen Diskurs über „Rasse“ und „Vererbung“. Hier waren, neben den chauvinistischen und vorwiegend antisemitischen Ansätzen, wie sie auch Hitler vertrat, bereits 1931 und bis in die diesbezüglichen Kontroversen der pädagogischen Diagnostik hinein, durchaus ganz andere Ansichten vernehmbar. So äußerte etwa Müller-Freienfels, „daß 'Rasse' ein soziologisch und kulturell bedingter Wertbegriff sei“ (Laux, H. (1990), S. 46), dass Rasse wandelbar sei und „Rasestypen, als in bestimmten Erblinien konstant gebliebene Typen,... nicht nachgewiesen (sein)“ (ebd.).

Abgesehen von der Tatsache, dass ein fehlender wissenschaftlicher Nachweis dem gefühlsmäßig antiintellektuell eingestellten, auf Kategorien wie „Wille“, „Gefühl“ (nicht im empathischen, sondern im pathetischen Sinne) und „Natur“ abhebenden, Hitler und seinen Gesinnungsgenossen wenig Unbehagen bereitet haben dürfte, wird hier deutlich, dass die eklektische Auswahl einzelner Argumentationsstränge eben auch ein intentionaler und selektierender Akt war. Insofern scheint mir die diesbezügliche Vorgehensweise des Regimes allgemein mit einer Bezeichnung am besten getroffen,

vorwürfen zu sein. Hitler selbst wurde durch den Verkauf seines Buches schon vor der Machtübernahme, ganz entgegen seiner propagandistischen Stilisierung als armer Mann aus dem Volke, zum wohlhabenden Autor (vgl. hierzu Kershaw, I. (1998), S. 831, Plöckinger, O. (2006), S. 183 sowie Wildt, M. (2008), S. 37f.). Bereits 1925 betrugen seine hieraus resultierenden Bruttoeinkünfte knapp 20.000 Reichsmark, 1930 stiegen sie auf über 48.000 Reichsmark. 1933 wies sein Steuerbescheid diesbezügliche Einkünfte von mehr als 1,2 Millionen Reichsmark aus.

Abschließend sei erwähnt, dass gegenwärtig eine kommentierte Ausgabe von Hitlers „Kampf“ überfällig ist. Eine solche Veröffentlichung wäre ratsam, da die Auseinandersetzung mit totalitären Argumentationen immer sinnvoller ist als deren Verschlusshaltung, die ihre Mystifizierung erst ermöglicht. *Mein Kampf* ist in Antiquariaten – es darf verkauft, nur nicht neu aufgelegt werden – und per Internet aus den USA unkommentiert erhältlich. Deshalb wäre der Rechteinhaber, das bayerische Finanzministerium, gut beraten, einer geschichtswissenschaftlich kommentierten Neuauflage zuzustimmen. Neben der so geförderten Entmystifizierung wären durch ein solches Vorgehen vor allem jene Gefahren eingedämmt, die aus dem Auslaufen der Urheberrechte im Jahr 2015 resultieren. Zwar wäre auch dann eine bloße Verbreitung nationalsozialistischer Schriften verboten, aber eine Publikation zu vorgeblichen Zwecken der politischen Bildung ließe sich nur schwer juristisch unterbinden. Um diesen Status in Anspruch zu nehmen, könnte mitunter schon eine äußerst knappe Einleitung genügen. Zu welch unerwünschtem Ergebnis eine ungeklärte Rechtslage führen kann, hat das Vorgehen in der Türkei gezeigt, wo *Mein Kampf* („Kavgam“), um kurdenfeindliche Diffamierungen erweitert, veröffentlicht wurde. Es ist daher außerordentlich sinnvoll, dass das Münchner Institut für Zeitgeschichte, nach Angabe seines Direktors Prof. Horst Möller, auch ohne Veröffentlichungserlaubnis durch den bayerischen Staat, bereits damit begonnen hat, eine kommentierte Ausgabe zu erstellen. Hierbei handelt es sich um ein langwieriges Unterfangen. Mit dieser Eigeninitiative des Instituts ist zumindest gesichert, dass die neue Situation 2015 nicht auf einen gänzlich unvorbereiteten Resonanzboden unter den Zuständigen für ein politisches Bildungswesen fällt.

welche Christine Wittrock bereits 1981 zur Verifizierung der NS-Frauenpolitik eingeführt hat. Sie schlug vor, die Haltung des NS-Regimes „als die des eklektischen Pragmatikers zu charakterisieren“ (dies. (1981), S. 322).

Hitler hat nicht einfach nur Vorhandenes übernommen, er hat die Elemente ausgewählt, die zu seinen persönlichen Dispositionen und subjektiven Ressentiments passten, welche er wiederum mit einer Vielzahl anderer Deutscher teilte. Diese Einschätzung trifft auch für die begriffliche und theoretische Begründung der NS-Pädagogik zu, welche sich in eklektischer Manier bei einigen anderen Zeitströmungen und „insbesondere aus dem Fundus der ‚pädagogischen Bewegung in Deutschland‘ (bediente)“, mit dem dort Entliehenen jedoch überwiegend „anderes oder Neues (meinte und wollte)“ (Miller-Kipp, G. (1988), S. 30). Wie mit ihrer „Weltanschauung“ im Allgemeinen, so konnten die Nationalsozialisten auch durch die terminologisch verschleiernde Verpackung ihres Erziehungskonzeptes einige herrschaftspolitische Vorteile generieren (vgl. ebd.). Unter anderem versteckte dies „die wirklichen Absichten oder stattete sie mit historischer Legitimität aus“, zudem ließ diese Begrifflichkeit „mit mehreren Deutungen auch mehrere Identifikationsmöglichkeiten zu“ (ebd.). „Die tatsächliche Bedeutung diktierten die Machthaber, deren Verfügungsgewalt sich eben auch auf geistige Traditionen erstreckte“ (ebd., S. 31). Die begriffliche und praktische Instrumentalisierung zeitgenössischer pädagogischer Theorien, Termini und Methoden durch die Nationalsozialisten bedeutete, bei einigen Ausnahmen, meist einen Bruch mit den ursprünglich damit verbundenen erzieherischen Intentionen, wenngleich dies oftmals zunächst oder gar nicht bemerkt wurde und außerdem eine Vielzahl zeitgenössischer Erziehungswissenschaftler nicht von einer bereitwilligen Inklusion in das NS-System und dessen Ideologie abhalten konnte (vgl. Tenorth, H.-E. (1989b), S. 135ff. sowie den Bereich der „Rassenpädagogik“ betreffend Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M. (2006), S. XIV). Der Nachweis eines Anknüpfungspotentials für die NS-Ideologen allein reicht daher noch nicht aus, um die NS-Affinität einzelner Strömungen und Vertreter der damals zeitgenössischen Pädagogik nachzuweisen. Ungeachtet der bedenkliehen Bereitschaft, mit welcher viele Pädagogen sich nach 1933 den neuen Machthabern und dessen gesellschaftspolitischen Zielen anschlossen, kann eine tatsächlich vollständige inhaltliche Übereinstimmung nur für den Einzelfall geklärt werden. Dies entlastet bildungshistorische Kollektive freilich keinesfalls von der Auseinandersetzung mit moralischen Fragwürdigkeiten ihres Agierens, wie etwa dem Antisemitismus der Jugendbewegung. Es fordert aber dazu auf, diese Mentalitäten differenziert zu analysieren und gegebenenfalls deren unterschiedliche Ausprägungen zu konstatieren. Bezogen auf die Jugendbewegung heißt dies, dass zu unterscheiden wäre zwi-

schen ihrem Antisemitismus und der Judenverfolgung der Nationalsozialisten, bis zum Massenmord des Holocaust hin, den wohl nur wenige Vertreter der ersteren befürwortet hätten. Es macht die schwer zu fassende Eigenart der nationalsozialistischen Erziehungskonzeption aus, dass sie gleichsam Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu ihren historischen Vorgängern aufweist. Insofern lässt sich konstatieren, dass sie einerseits keine legitime Fortführung bestehender Erziehungskonzepte, insbesondere aus der reformpädagogischen Bewegung, darstellte. Andererseits kann aus diesem Befund, wie auch aus ihrer „zeitlichen Einmaligkeit“, keine „qualitative Einzigartigkeit“ der NS-Pädagogik abgeleitet werden (vgl. Miller-Kipp, G. (1988), S. 31):

„Sie wird von den Nationalsozialisten selbst mit dem Topos der ‚Revolution der Erziehung‘ behauptet. Dem ist auch später zugestimmt und die ‚Revolution‘ ist als *reale* angesehen worden (TENORTH 1985, S. 125)... Ich meine, für dieses Urteil reicht die Beweisführung kaum aus. Daß die ns. Pädagogik zwar nicht in einzelnen Elementen, aber doch als System im ganzen *de facto* ‚neu‘ gewesen sei (ebenda), müßte im Durchgang durch die Erziehungswirklichkeit belegt werden. Dabei wäre ein Hinweis darauf willkommen, wie etwas ganz Neues in diesem Falle möglich wäre“ (ebd.).

Politisch, aber auch aus sozialisationstheoretischer Sicht, erlangten nach der Machtübernahme des NS-Regimes weniger Hitlers abstrakt formulierte Einstellungsmuster, sondern vielmehr deren praktische Umsetzung unmittelbare Alltagsbedeutung. Durch praktische Inkraftsetzung gewannen die Agitationen der Nationalsozialisten ihre besonders bedenkliche Eigendynamik, welche sich im Verlauf des Umsetzungsprozesses weiter steigerte. Dies galt auch für die erzieherischen Intentionen des Regimes. Unabhängig davon, dass die Nationalsozialisten die Motive „völkische Ideologie, überdrehter Nationalismus, Sozialdarwinismus¹⁰⁵ und Rassendiskriminierung...

¹⁰⁵ Durch die evolutionstheoretischen Überlegungen Darwins inspiriert, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Herbert Spencer eine soziologische Theorierichtung begründet, welche ihre Anhänger als Sozialdarwinismus bezeichneten (vgl. hierzu Francis, E.K. (1981)).

Diese Theorie wurde bereits vor 1933 in Deutschland aufgegriffen und von den Nationalsozialisten in ihre Ideologie eingegliedert (vgl. hierzu ausführlich Wippermann, W. (1989)). In Hitlers *Mein Kampf* (vgl. insbesondere ebd., S. 425ff.) lassen sich die Ansätze seiner trivialen und an vielen Stellen schlicht falschen Interpretation des Sozialdarwinismus sowie deren Konsequenzen erkennen (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 177). Das NS-Regime bediente sich der sozialdarwinistischen Theorie, wie sie dies auch mit anderen zeitgenössischen, nicht selten rassistisch argumentierenden, Theorien tat. Aus derartigen Instrumentalisierungspotentialen kann aber nicht einfach eine Übereinstimmung der Annahmen oder gar Handlungsvorschläge zwischen der NS-Ideologie und ihren herangezogenen Behelfstheorien abgeleitet werden. Dies hat Mosse für den Sozialdarwinismus verdeutlicht: „Die enge Verbindung, die oft zu Darwin hergestellt wird, beruht auf einem Irrtum, denn... Rassismus (war) nicht einfach eine Form des Sozialdarwinismus, sondern eine Sammelbecken-Ideologie, die die Tugenden, die Moralvorstellungen und die Wohlanständigkeit der Epoche als ihre Stereotype übernahm und sie den ererbten Eigenschaften einer überlegenen Rasse zuzuordnete“ (Mosse, G.L. (2006), S. 269).

Letztlich besteht „kein Anlaß zu behaupten, die deutsche und englische Lehre von >Rassenbiologie und Hygiene< sei der unmittelbare Vorläufer der Nazi-Politik gegen die Juden“ (ebd., S. 104). Dieser Befund ist auf andere inhaltliche Aspekte der Hitler'schen Weltanschauung übertragbar: In *Mein Kampf* griff er zeitgenössisch virulente Vorurteile und dazugehörige Argumentationsmodelle

nicht... erfunden“ (Hellfeld, M. v. (1990), S. 107) haben, wurden diese weltanschaulichen „Ideen“ doch von ihnen bedürfnispragmatisch ausgelegt (vgl. Burrin, P. (2004), S. 58ff.), dabei meist exorbitant zugespitzt, sowie vor allem deren einerseits instrumentalisierendes und andererseits zerstörerisches Potential in die politische Praxis überführt (vgl. ebd., S. 66)¹⁰⁶. Hannah Arendt hat diesen Aspekt bereits früh auf den Punkt gebracht:

Die „eigentliche Originalität [der nationalsozialistischen Herrschaftskonzeption; der Autor] bestand darin, daß sie ideologische Aussagen buchstäblich ernst nahmen und dadurch in Konsequenzen jagten, von denen sich der gesunde Menschenverstand... nichts hätte träumen lassen“ (Arendt, H. (1955), S. 743, vgl. in diesem Sinne auch Burleigh, M.; Wippermann, W. (1991), S. 22, Burrin, P. (2004), S. 66), Friedländer, S. (2007a), S. 34 sowie Wildt, M. (2007), S. 67).¹⁰⁷

Eine solche praktische Wendung der „Weltanschauung“ war notwendige Voraussetzung eines nationalsozialistischen Herrschaftsanspruches, der gerade nicht durch den intellektuellen Austausch und die vermeintliche Überzeugungskraft der eigenen Argumente politisch die Oberhand gewinnen, sondern die Menschen emotional überwältigen, so unbedingte Macht über sie gewinnen und in jeder Hinsicht absolute Herrschaftsverhältnisse schaffen wollte.

Nicht von ungefähr beschreibt Buddrus keine ideologische Indoktrinierung auf einer rein kognitiven Ebene, welche trotz aller gegensätzlichen Behauptungen, wie sie vor allem in der Memoiren- und Rechtfertigungsliteratur ehemaliger „HJ-Führer“ zu finden sind, in der „Jugendorganisation des Führers“ (vgl. hierzu These 6 zur Gruppe der

auf, wobei er praktisch „auf jede brauchbare Quellenangabe (verzichtet)“ (Zentner, Ch. (2006), S. 13). Letzteres vermittelt in *Mein Kampf* den Eindruck von Originalität, welcher eben keine tatsächliche Urheberschaft Hitlers bezüglich der von ihm vorgebrachten, nationalistischen und rassistischen Theoreme entspricht.

¹⁰⁶ Das Fehlen einer bindenden Programmatik, sowie die Bündelung gesellschaftlich virulenter Ansichten, die aber derart unpräzise proklamiert wurden, dass genügend Interpretationsspielraum für die Projektion subjektiver Bedürfnisse blieb, machte einen wichtigen Erfolgsfaktor der NS-„Bewegung“ aus. Somit „(war) es gerade die eklektische Natur jener nationalsozialistischen Ideologien..., die sich als Quelle ihrer Stärke erwies und den Weg zur Bildung von Massenbewegungen und einer Politik des Fanatismus bahnte“ (Bracher, K.D. (1976), S. 82). Diese Eigenschaften der nationalsozialistischen Ideologie waren ihren Verfassern durchaus bewusst und von diesen intendiert: „>Der Nationalsozialismus hat niemals eine Lehre gehabt in dem Sinne, daß er Einzelheiten oder Probleme erörterte. Er wollte an die Macht. [...] Wir hatten schon unsere Pläne, aber wir unterbreiteten sie nicht der öffentlichen Kritik. [...] Gewiß haben wir eine Vorstellung. Aber wenn wir sie in Worte kleiden, bringt uns das sofort Feinde und vermehrt die Widerstände. [...] Jeder kann sich vorstellen, was er will. Was wir wollen, werden wir zur rechten Zeit schon wissen.<“ (Joseph Goebbels in einer geheimen Erklärung vor geladenen Vertretern der deutschen Presse am 5.4.1940, zitiert nach Janka, F. (1997), S. 124).

¹⁰⁷ Auf diese Eigenart der NS-Ideologie hat Andreas Wirsching erst kürzlich erneut hingewiesen: „Für mich ist völlig klar, dass ihre völkisch-rassistische, sozialdarwinistische Ideologie ein deutsches Spezifikum ist. ... Der Rassismus war vorwiegend ein Importprodukt aus Frankreich... aber er ist in Deutschland organisatorisch virulent geworden, hat hier den Antisemitismus rassistisch aufgeladen“ (ders. im *Spiegel*-Interview, abgedruckt in Heft 3 vom 14.1.2008, S. 45).

Jugend) durchaus eine bedeutende Rolle gespielt hat (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 60ff.), als Schwerpunkt der nationalsozialistischen Jugenderziehung.

Er verweist vielmehr darauf, dass das Regime die Heranwachsenden in jener Lebensphase, in welcher „der Mensch noch beeinflussbar ist...“ (zitiert nach ebd., S. 61) in der „HJ“ mit dem Ziel einer ideologisch-funktionalen Typenbildung einem umfassenden Versuch der „Implementierung von nationalsozialistischer Weltanschauung“ (ebd., S. 60) ausgesetzt habe. Abgesehen von den Ansätzen einer geistigen Ausrichtung durch Indoktrination, welche vor allem aus stetigen Wiederholungen bestimmter inhaltlicher Aspekte der NS-Ideologie und ihrer propagandistischen Vermarktung bestand, spielten die aktiven „Kategorien 'Vorbild' und 'Erleben'“ (ebd.) eine mindestens gleichbedeutende Rolle bei der angestrebten „Installation von Weltanschauung im 'neuen Menschen'“ (ebd.).

In der „Hitlerjugend“ „waren geschulte Führer, die schon vorlebten, was verlangt wurde, ebenso wichtig wie die planvolle Gestaltung von Erlebnissen, die weit über unmittelbares Erleben hinausreichten und auch medial vermitteltes, mentalitätsprägendes und 'seelenformendes' Erfahren einschloß“ (ebd.). Zieldimension aller NS-Erziehung war ein „Nationalsozialist“ (vgl. ebd.), welcher nicht nur ideologisch überzeugt, sondern vor allem nach deren Vorgaben äußerlich aktiviert und zukünftig leicht aktivierbar wäre, sowie für deren Umsetzung leistungsfähig und tüchtig einsetzbar und sich selbstständig einsetzend, sich hierbei jedoch unreflektiert an die Normen der NS-Jugendorganisation, wie des gesamten NS-Systems bindend (vgl. ebd., S. 61 sowie Klönne, A. (2003), S. 84f.).

Die NS-Führung meinte instinktiv zu wissen, dass Argumente, seien sie auch noch so anbindungsfähig an gesellschaftlich verbreitete Mentalitäten, allein kein Herrschaftssystem etablieren und keine Bewusstseinsveränderung generieren, geschweige denn beides auf lange Sicht und gegen mögliche Widerstände aufrechterhalten könnten. Freilich hat das Regime dafür gesorgt, dass auch die standardisierten Argumente und Deutungsmuster seiner Rassenkonzeption in der „Volksgemeinschaft“ verbreitet wurden. Hierbei hat, neben der Propaganda, nicht zuletzt auch eine systemtreue Pädagogenschaft ihren bedauerlichen Beitrag geleistet. Letzteres verdeutlichen Harten, Neirich und Schwerendt in ihrer Analyse des damaligen Diskurses zur „Rassenhygiene“¹⁰⁸ innerhalb der Pädagogik:

„Lehrer gehörten, wie wir sahen, zu den wichtigsten Adressaten rassenhygienischer und – politischer Schulung; die Schule war einer der wichtigsten Orte, um die Rassenideologie des Nati-

¹⁰⁸ Freilich war auch der Begriff „Rassenhygiene“ im Gebrauch der NS-Herrschaft nicht exakt definiert, sondern interessengebunden interpretiert und vorrangig willkürlich zur Legitimation von Exklusionsmaßnahmen herangezogen (vgl. Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M. (2006), S. 3).

onalsozialismus in der Gesellschaft zu verbreiten und zu verankern. Deshalb überrascht es nicht, daß rassenhygienisches und -politisches ‚Gedankengut‘ auch in breitem Umfang in das pädagogische Denken und Schrifttum eindrang. (...) Wir haben insgesamt 2052 Texte gefunden, die zwischen 1933 und 1945 erschienen sind... Versucht man eine Grobgliederung nach Typus und Funktion, so bilden didaktische Veröffentlichungen die größte Gruppe: Schulbücher, Schulungsmaterialien und Beiträge zur Methodik und Didaktik des rassenhygienisch-rassenkundlichen Unterricht [sic!] (zusammen 31,7%). Es folgen Texte zur ‚Rassenpädagogik‘ – Schriften zur ‚rassischen‘ oder ‚rassenpolitischen Erziehung‘, zum ‚rassenkundlichen Denken‘ u.ä., die dem Gesamtkomplex der ‚politisch-weltanschaulichen Erziehung‘ zuzurechnen sind (20, 1%). (...) Die Mehrheit der Autoren (62,4%) waren professionelle Pädagogen – Lehrer und Studienräte, Professoren und Dozenten der Lehrerbildung, Pädagogen und Psychologen. 20,3% der Autoren waren ‚reine‘ Naturwissenschaftler“ (dies. (2006), S. 66f.).

Trotz der massiven Verbreitung und besonderen Wirkungskraft, welche die politische Machtübernahme den nationalsozialistischen Argumentationen verlieh, war es jedoch die damit ermöglichte *praktische* Umsetzung der ideologischen Maxime, die erst deren volles Inklusionspotential generierte.

Die neuere Sozialpsychologie hat diese Auffassung mit Blick auf individuelle Verhaltensgenerierung bestätigt, sie „hat nachgewiesen, daß es keinen linearen Kausalzusammenhang von Einstellung und Tat gibt“ (Brockhaus, G. (1997), S. 48). Für die „Volksgenossen“ bot demgegenüber die *aktive* Praktizierung der NS-Ideologie gleich zweierlei verlockende Optionen: Sich selbst handelnd in die „Bewegung“ (zur Bewegungsmetapher vgl. Meschnig A. (2008), S. 287ff.) zu integrieren, dabei zu sein und vermeintlich selbst handelnd am eigenen und nationalen Aufstieg mitzuarbeiten, sowie die Möglichkeit, eventuelle Unsicherheiten, welche aus der Vagheit und Widersprüchlichkeit der „völkischen Weltanschauung“ resultieren konnten, durch eigene Aktivität scheinbar zu bereinigen:

„Was sich auf der Ebene der Ideologie nicht präziserte, veranschaulichte sich in der Praxis der >Bewegung<, die Sinnerfüllung, Zielsicherheit, Geborgenheit und Raum zur Artikulation von Aggressivität bot“ (Peukert, D. (1982), S. 46).

Gerade Letzteres, die Option Gewalt gegenüber einer Minderheit auszuüben und dabei durch die Berufung auf das Wohl der „Volksgemeinschaft“ scheinbar moralisch legitimiert zu sein, hat Michael Wildt kürzlich als wichtige Voraussetzung eines Inklusionsvollzuges in das NS-System herausgearbeitet (vgl. ders. (2007)). Gewalt in struktureller, vor allem aber in physischer Form lässt sich als zentrales Handlungsmotiv der NS-Ideologie bezeichnen (vgl. aus psychologischer Perspektive Müller-Hohagen, J. (2008), S. 156). In der zunehmenden Verfolgung der jüdischen Bevölkerung vollzog sich jene Umsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung in soziale Praxis am schnellsten und eindeutigsten (vgl. hierzu ausführlicher These 6 zur

Gruppe der jüdischen Bevölkerung) und wurde dabei rasch eindrücklich für die „Volksgemeinschaft“ erlebbar und bei entsprechender Disposition mitvollziehbar. In Bezug auf die obige Argumentation Arendts ist dieser Prozess folgendermaßen zu verifizieren:

„Was die Nationalsozialisten... von anderen Antisemiten unterschied, war die Tat. (...) Im Handeln, in der Praxis bewies sich der nationalsozialistische Antisemitismus, nicht durch gelehrte Artikeln [sic!] oder Parteibroschüren“ (Wildt, M. (2008), S. 20f.).

Aber nicht nur in den gewaltsamen Repressionen gegenüber der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und später der eroberten Gebiete ließ sich ein solches Bewegungsgesetz der NS-Herrschaft erkennen. Die politisch-praktische Instandsetzung der zentralen Elemente aus Hitlers Ideologie lässt sich *grundsätzlich* als NS-Kontext bereits vor 1933 bestehender Mentalitäten bezeichnen, welcher deren besondere Handhabung während der NS-Zeit definierte.

Die nationalsozialistischen Machthaber verwiesen bezüglich ihrer gesamten sozialpolitischen Maßnahmen legitimierend auf das übergeordnete Ziel einer Emporbildung der „Volksgemeinschaft“. Letztere war bereits im 19. Jahrhundert thematisiert worden und fand insbesondere mit dem von Ferdinand Tönnies eingeführten Gegensatz von Gesellschaft und Gemeinschaft gesellschaftliche Verbreitung und Virulenz. In der Weimarer Republik und deren politischen Grabenkämpfen mochte kaum eine Partei mehr auf die Forderung nach einer „Volksgemeinschaft“ verzichten, wobei überwiegend die Inklusion und Einheit aller deutschen „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ im Vordergrund der entsprechenden Argumentationen standen (vgl. Wildt, M. (2009)). Die NS-Herrschaft legte ihren Schwerpunkt bei der Interpretation von „Volksgemeinschaft“ hingegen auf deren rassistische Auslegung, welche ihren Realitätsgehalt weniger durch theoretische Argumente vermitteln, als vielmehr durch gewaltsame Exklusion aller abweichenden „gemeinschaftsfremden“ Elemente, allen voran der Juden, praktisch instand setzen sollte (vgl. ebd., S. 36).

Entsprechend seiner machtpolitischen Intentionen war das NS-Regime denn auch im Bereich der Erziehung weniger an einer ausführlichen theoretischen Fundierung seiner pädagogischen Maxime interessiert, als an der Etablierung einer „Gebrauchspädagogik“ (Hermann Giesecke), mit welcher sich, unter Rückgriff auf herkömmliche Erziehungsmethoden, eine möglichst rasche, effiziente und nachhaltige Vermittlung der wichtigsten Grundprinzipien der NS-Ideologie, sowie sich daraus ergebender Verhaltensgrundsätze an die junge Generation der „Volksgemeinschaft“ bewerkstelligen ließe.

Ein Aufwachsen unter diesen, nach 1933 sukzessive ausgebauten (vgl. These 5), Bedingungen kann als spezifische „NS-Sozialisation“ (Henningsen, J. (1985), S. 333 sowie Keim, W. (1988), S. 11) bezeichnet werden. Von grundsätzlicher Bedeutung ist diesbezüglich jedoch der Hinweis auf notwendige Differenzierungen. Die Annahme eines NS-Sozialisationskontextes kann keinesfalls gleichbedeutend sein mit der Vorstellung seiner einheitlichen Wahrnehmung durch die unterschiedlich betroffenen Subjekte, sowie noch weniger mit der Auffassung, hieraus habe sich bei diesen realiter eine „gleichgeschaltete“ Identitätsbildung generiert. Vielmehr ist es das Anliegen dieser Strukturthesen, aufzuzeigen, welche „formierenden“ Sozialisationsbedingungen das NS-Regime etablieren wollte und wie diese tatsächlich unterschiedlich erfahren, wahrgenommen und verarbeitet werden konnten. Dies gilt in besonderem Maße für die Ausführungen in These 6, welche sich mit vermeintlichen Gruppenschicksalen unter der NS-Herrschaft befasst. Die Benennung solcher Gruppen ist nicht gleichzusetzen mit der Behauptung, diesen habe eine entsprechende trennscharfe Erlebnis- und Verarbeitungsfragmentierung der deutschen Gesellschaft zwischen 1933 und 1945 entsprochen. Vielmehr geht es darum, derartige Typisierungen, wie sie vom Regime propagiert und vielfach bis heute als NS-Wirklichkeit tradiert werden, nach bestimmten Interessenslagen aber von den nationalsozialistischen Machthabern bereits selbst unterlaufen wurden, zu dekonstruieren sowie gleichsam einen differenzierten und instruktiven Blick auf damalige Sozialisationsverläufe zu werfen, der geeignet ist, Erkenntnisgewinne zu produzieren, wie sie oben forschungsparadigmatisch angedeutet wurden. Im Sinne hermeneutischen¹⁰⁹ Verstehens von historischen Bildungsprozessen erscheint es mir durchaus ratsam, zunächst von den Deutungsmustern auszugehen, die in der untersuchten Epoche öffentlich propagiert wurden und in größeren nichtwissenschaftlichen Gesellschaftsbereichen unverkennbar bis heute als deren soziale Realität tradiert werden. Diese gilt es dann mit den hiervon mitunter deutlich

¹⁰⁹ Hermeneutik als verstehende Methode wird bei der Beschäftigung mit der NS-Herrschaft mitunter mit der ihr immanenten Grundproblematik konfrontiert, denn obschon man etwas „... ablehnen und dennoch <verstehen>...“ kann „... stoßen unsere intellektuellen und psychischen Fähigkeiten im Fall des Nationalsozialismus (doch) an eine Grenze, die für Wilhelm Dilthey unvorstellbar gewesen wäre“ (Wolfgang Sauer, zitiert nach Kershaw, I. (1994), S. 37, vgl. in diesem Sinne auch Broszat, M. (1986), S. 101). Derartige Grenzen des Verstehens werden zumeist bei der Auseinandersetzung mit den Grausamkeiten und organisierten Massenmorden der nationalsozialistischen Judenverfolgung und -vernichtung erfahrbar. Dies hat Dan Diner besonders deutlich formuliert: „Auschwitz ist ein Niemandsland des Verstehens“ (ders. (1987), S. 73). Um dem Vorwurf einer willkürlichen Interpretation ihrer Quellen zu begegnen, hat die wissenschaftliche Hermeneutik ihre Methodik in den vergangenen Jahren enorm ausdifferenziert. Exemplarisch sind hier die Arbeiten von Oevermann (vgl. Oevermann, U.; Allert, T.; Konau, E.; Krambeck, J. (1979)) zur Etablierung einer „objektiven Hermeneutik“ zu nennen, die eine Analyse der latenten Sinnstrukturen, wie sie in alltäglichen Lebensäußerungen enthalten sind, durch eine Vielzahl von Hypothesenüberprüfungen verifizieren.

abweichenden tatsächlichen Verhältnissen zu konfrontieren. Somit soll versucht werden, Zuschreibungsverzerrungen, wie sie das Alltagsleben der Zeitzeugen schon als fortlaufende Propagandabotschaft der NS-Presseorgane objektiv als angebliche Wesenskategorie und subjektiv als gegebene Auseinandersetzungsherausforderung betrafen, einerseits aufzuzeigen und gleichzeitig aufzubrechen, indem weiterführende Einsichten hinzugefügt werden, die geeignet sind, einerseits die von den Nationalsozialisten vorgenommene Bildung vorgeblich homogener Bevölkerungsgruppen (*die Jugend, die Frauen, die Juden etc.*), sowie andererseits die diesen jeweils attestierten Charaktertypiken als das zu entlarven, was sie sind, Schimären der NS-Propaganda. Um es anschaulich zu machen: Weder vor, während noch nach der NS-Zeit hat es eine gänzlich homogene Bevölkerungsgruppe der Frauen gegeben, die sich mit einheitlichen Sozialisationsbedingungen kollektiv gleichartig auseinandergesetzt und dabei eine übereinstimmende Identitätsbildung vollzogen hätte. Dass die Ausführungen unter These 6 dennoch von dieser Basis ausgehen – nicht aber auf dieser verbleiben – ist der Auffassung geschuldet, dass diese Kategorisierungen selbst eine nicht unbedeutende Sozialisationsbedingung darstellten, die es zu erfassen, nicht aber blind nachzuvollziehen gilt. Nicht zuletzt die heftige Kontroverse, welche die fragwürdigen Einlassungen der ehemaligen Tagesschausprecherin Eva Herman zur vermeintlich sozialen Realität der NS-Zeit vorbrachte, offenbarte, wie virulent diese Deutungsmuster in der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft bis heute sind. Hiermit ist nicht gemeint, dass entsprechende Äußerungen einer einzelnen Person, sei sie von öffentlichem Interesse oder nicht, sowie ihrer medialen Verurteilung eine allzu große Bedeutung zukäme. Interessant an dieser Auseinandersetzung war zweierlei: Erstens, dass Eva Herman zunächst nicht oder nur in Einzelfällen allein aufgrund des Inhaltes ihrer Argumentation dem nationalsozialistischen Gedankengut zugerechnet wurde,¹¹⁰ son-

¹¹⁰ Im Kontext pädagogischer Diskurse ist dies kürzlich Bernhard Bueb mit seiner „Streitschrift“ für mehr disziplinierende Elemente in der Erziehung (vgl. ders. (2008)) widerfahren. Seine diesbezüglichen Ausführungen erscheinen deutlich unterkomplex, in ihren theoretischen Argumenten veraltet und in ihrer mitunter einseitigen Forderung nach mehr Autorität auch inhaltlich fragwürdig (vgl. hierzu die erziehungswissenschaftlich fundierte und weiterführende Kritik bei Arnold, R. (2007)). Der von Bueb geforderte Mut zur Erziehung verkommt in seinen Ausführungen zum einseitigen Mut zur autoritären Disziplin (vgl. ebd., S. 17), sie ist für ihn das „Universalrezept“ (Arnold, R. (2007), S. 19) aller Pädagogik. Eine so einseitige Auslegung beinhaltet aber grundsätzlich die Gefahr eines Missbrauchs durch totalitäre Ideologien. Vor einer solchen Instrumentalisierungsgefahr warnt Bueb selbst indirekt, indem er auf die NS-Pädagogik verweist (vgl. ders. (2008), S. 11f.). Die konzeptionellen Voraussetzungen für einen weiteren Missbrauch der Buebschen Erziehungsideale sind damit aber keineswegs behoben, sondern bleiben unverändert bestehen. Eine Pädagogik, die Disziplin zum primären Selbstwert erklärt, wird zur Anpassungspädagogik (vgl. Arnold, R. (2007), S. 16, 18, 79, sowie inhaltlich S. 60ff.), welche – wenngleich nicht selbst auf eine solche abzielend – einer politischen Instrumentalisierung wenig entgegenzusetzen hätte. Formeln, wie das zustimmende und nicht differenzierende: „Wer führt, erwartet Gefolgschaft“ (Bueb, B. (2008), S. 17), ma-

dern diesen historischen Kontext selbst als Referenz in die Debatte um ihre Ansichten zur Säuglingspflege und der damit verbundenen Rolle der Mutter einbrachte (vgl. die Wiedergabe des originalen Wortlauts bei Wippermann, W. (2008), S. 111).

Zweitens ist nicht die massive und mitunter selbstgerechte Ablehnung, welche Herman in der medialen Öffentlichkeit erfuhr, in besonderem Maße bemerkenswert, sondern das quantitative und qualitative Ausmaß der Reaktionen, mit denen sich etwa der Historiker Wolfgang Wippermann konfrontiert sah, nachdem er Herman in einer Talkshow völlig zu Recht darauf hinwies, dass sie die Lebensrealitäten der NS-Zeit verkenne oder zumindest schon dadurch verkürze, dass sie den rassistischen Kontext aller Sozialpolitik des nationalsozialistischen Regimes außer Acht lasse. Daraufhin wurde Wippermann per Post und Mailbox in solcher Menge mit – für die Denke des Absenders bezeichnenden – Diffamierungen wie „Vergangenheitsbewältiger“, „Volkspädagoge“, „linke Ratte“, „Stalins Mann in Berlin“, „Judenknecht“ oder „Volksschäd-

chen diese Problemstellung schnell deutlich (vgl. zu dieser Einschätzung auch Arnold, R. (2007), S. 54).

Die Bueb'schen Argumentationen lassen durchweg die Angst vor „der ungesicherten Erziehungswirkung“ (ebd., S. 55) erkennen, die aber spätestens seit der Berücksichtigung systemischer Theorien in der Erziehungswissenschaft zu deren Problembewusstsein bezüglich der begrenzten Herstellungsmacht pädagogischer Programme gehört. Bei Bueb wird diese Problematik, der man mit passenden und flexiblen Konzepten begegnen (vgl. hierzu ausführlich Arnold, R. (2007)), die aber nicht endgültig behoben werden kann, nicht gelöst, sondern schlicht unterschlagen. Bueb macht schlicht keine konkreten Aussagen darüber, wie „Kinder und Jugendliche, die man einem Anpassungscurriculum ausgesetzt hat, später plötzlich selbstbestimmt und kooperativ handeln können (sollen)“ (ebd., S. 121). Auf Mängel der eigenen Erziehungskonzeption reagiert Bueb demnach mit einem Taschenspielertrick, welcher in der Bildungsgeschichte seit Rousseau – freilich unter ganz anderen Vorzeichen – bekannt ist. Man verweist mehr oder weniger explizit auf ein Erziehungswunder, welches zu irgendeinem Zeitpunkt sicher eintreten und alle Paradoxien beheben werde. Bei Bueb ist dies die einfache und lediglich abstrakt philosophisch abgehandelte Einschätzung, Freiheit würde man sich eben durch Disziplin erwerben (vgl. ders. (2008), S. 33ff., sowie kritisch dazu Arnold, R. (2007), S. 74ff.).

Buebs weitgehend unqualifizierte Angriffe auf die Nutzung psychologischer Diagnostik und Methoden in der Pädagogik (vgl. ders. (2008), S. 71f.) sind überdies ärgerlich, da sie nicht nur diffamierend überzogen sind (die Behauptung, die Tiefenpsychologie schreibe „jedem Zwang traumatisierende Wirkung zu“ (ebd., S. 107) ist begrifflich, wie inhaltlich unzutreffend), sondern zudem den Blick für wichtige Neuerungen des Bildungsbetriebes verstellen, indem sie prominente Behauptungen kolportieren, die aber tatsächlich in krassem Widerspruch zur Realität stehen (vgl. Arnold, R. (2007), S. 75). Eindeutig *nationalsozialistisch* sind die Bueb'schen Erziehungsvorstellungen aufgrund all dieser Kritikpunkte jedoch noch lange nicht (vgl. zur entsprechenden Einstufung Koch, C. (2007)). Aus vergleichbaren Teilansichten oder einer prinzipiell instrumentalisierbaren Konzeption lässt sich nicht unmittelbar eine Wesensgleichheit konstruieren. Dies gilt schon und zuallererst aufgrund des völligen Fehlens jedes rassistischen Zuschnitts der erziehungspraktischen Forderungen bei Bueb, welcher aber ein genuines Wesensmerkmal der NS-Erziehung ausmachte. Dass Micha Brumlik, der sonst berechtigterweise sehr für die bildungshistorische Berücksichtigung der Schicksale damals aus eben diesen Gründen der Ausgrenzung und Verfolgung ausgesetzter Kinder eintritt, Buebs Argumentation, welcher dieser rassistische Kontext fehlt, ohne weiteres als „Rückgriff auf... nationalsozialistische... Erziehungsprinzipien“ (ders. (2007a), S. 9) deklariert, verwundert mich. Ähnlich wie Bueb kommt auch der Erziehungswissenschaftler Bernd Ahrbeck zum Befund, „die Abkehr von der autoritären Erziehung, insbesondere in Erinnerung an den Nationalsozialismus“ habe „zu einer entscheidenden und lang währenden Schwächung des Erziehungsgedankens“ (ders. (2004), S. 8) geführt. Bei Ahrbeck folgt auf diese Diagnose jedoch ein differenziert argumentierendes Plädoyer für aktive Erziehung, welches mit den Bueb'schen Verkündungen kaum mehr als die einführende Bezugnahme auf die NS-Zeit gemein hat.

ling“ bedacht, dass die Freie Universität Berlin seine E-Mail-Adresse sperrte und ihm Rechtsschutz anbot (vgl. ebd., S. 7). Erhellend sind hierbei auch jene Anklagen, die ihm vorwerfen, er besäße weder „Anstand“ noch „Wertgefühl“ (vgl. ebd.). Ganz offenbar werden diese Eigenschaften noch immer weit verbreitet mit dem Glauben an eine Mutterrolle, wie sie die Nationalsozialisten zumindest öffentlich vertraten und hierbei als angebliche Entsprechung der weiblichen „Natur“ propagierten, assoziiert. Freilich kann nicht bei all diesen Reaktionen davon ausgegangen werden, dass die dahinter stehenden Deutungsmuster während einer Sozialisation in der NS-Zeit verinnerlicht, und bis heute unverändert beibehalten wurden. In vielen Fällen dürften biographische Prozesse (die Unfähigkeit oder der Unwille, sich Irrtümer einzugestehen, sowie das Bedürfnis, eine bedeutsam erlebte Lebensphase nicht zu entwerten), familiäre Traditionen (vgl. hierzu grundsätzlich Welzer, H. et al. (2002)) und andere Vermittlungsprozesse dazu geführt haben, dass gegenwärtig sowohl ältere, als auch jüngere Deutsche der Auffassung sind, die nationalsozialistische Führung habe ein vermeintlich positiv zu bewertendes Frauenbild vertreten und politisch gestärkt. Dennoch bleibt das Ergebnis irritierend: Massive Diffamierungen eines Wissenschaftlers, der es gewagt hatte, diese Deutungsmuster in Frage zu stellen. Diese Angriffe erreichten ein solches Niveau, dass Wippermann sich die berechnete Frage stellt, ob er es mit einem neuen „Historikerstreit“ zwischen Wissenschaft und (normalerweise) „schweigender Mehrheit“ der Gesellschaft zu tun habe (vgl. ders. (2008)). Es war nicht zuletzt auch diese starke Emotionalität und nicht selten Aggressivität, mit welcher diese Einstellungen gegen subjektiv wahrgenommene Angriffe verfochten wurden, welche mich dazu veranlasste, keine allgemeine Beschreibung damaliger Sozialisationsbedingungen auszuarbeiten, sondern gerade bei diesen überkommenen Deutungsmustern selbst anzusetzen und diese mit relativierenden, differenzierenden und, wo nötig, mit falsifizierenden historischen Fakten zu kontrastieren. Natürlich belegt eine Debatte, wie sie hier angedeutet wurde, nicht, dass alle, die entsprechende Deutungsmuster vertreten, noch heute Nationalsozialisten wären oder bewusst mit deren Gedankengut sympathisieren würden. Dies dürfte höchstens auf eine kleinere Minderheit zutreffen. Die hierbei vorgetragenen Argumente der „schweigenden Mehrheit“ sind jedoch in Quantität und Qualität¹¹¹ geeignet, die pauschale Annahme „daß der Nationalsozia-

¹¹¹ Der Bezug zum Nationalsozialismus und dessen vermeintlich „guten Seiten“ wurde hierbei immer wieder von den Schreibern selbst hergestellt (vgl. die exemplarische Wiedergabe bei Wippermann, W. (2008), S. 112ff.).

lismus endgültig tot ist“ (Schörken, R. (2004), S. 182)¹¹² zumindest hinsichtlich mentaler und emotionaler Erbschaften deutlich in Zweifel zu ziehen.

Doch zurück zur Analyse des NS-Kontextes, seiner Genese und Sozialisationsrelevanz. Im oben angedeuteten Sinne sind verschiedene Einstellungen, die bereits länger in der deutschen Gesellschaft virulent waren, nach 1933 auf spezifische Weise als Teil der politischen Praxis sozialisationswirksam geworden (vgl. These 6). Letzteres nicht zuletzt deshalb, da Hitlers ideologische Ansichten, sowie seine Auffassung über eine effektive Staatsführung (vgl. These 2) dazu führten, dass das nationalsozialistische Regime danach trachtete, die „Volksgenossen“ weitgehend durch Erziehung zu formieren¹¹³ und ihre diesbezüglichen Maßnahmen mit den Inhalten der „völkischen Weltanschauung“ auflud und legitimierte. Auch hier kann allerdings, wie etwa Carsten Heinze zutreffend bemerkt hat (vgl. ders. (2001), S. 15), von der oben angedeuteten Struktur einer ideologischen Vorprägung der pädagogischen Agitationen des NS-

¹¹² Schörken erkennt in den Ergebnissen der Forschergruppe um Harald Welzer (vgl. dies. (2002)), welche auf eine verbreitete Tendenz hinweisen, die während der NS-Zeit als Erwachsene lebenden Familienmitglieder weitgehend von moralischer Infragestellung bezüglich ihres damaligen Verhaltens freizuhalten, einen vermeintlichen Beleg für eine gegenwärtig geschlossene und entschiedene Ablehnung des Nationalsozialismus in der deutschen Gesellschaft. Er übersieht hierbei allerdings, dass Welzer et al. nachgewiesen haben, dass im diesbezüglichen Transmissionsprozess innerfamiliär positive Deutungsmuster zum Nationalsozialismus generiert und tradiert werden, welche es subjektiv erleichtern, die eigenen Angehörigen zu entlasten. Gleichzeitig verhindern diese vorausseilenden Entlastungsbedürfnisse, ganz unabhängig davon, ob ihnen eine reale Schuld der damals lebenden Angehörigen gegenübersteht, eine tiefergehende Auseinandersetzung mit dieser Epoche, welche neben historischer Faktenkenntnis auch das Potential emotionaler Verführbarkeit berücksichtigen würde. Gerade neuere, biographisch orientierte Studien haben nachgewiesen, dass solche unbearbeiteten Familiengeschichten, im wechselseitigen Zusammenwirken mit schwierigen biographischen Erfahrungen und entsprechenden sozialen Rahmenbedingungen, einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leisten können, beispielsweise zur Zuwendung junger Frauen zum rechtsradikalen Milieu (vgl. Köttig, M. (2004) und (2008)). Schörkens Grundsatzkritik an den Interpretationen Welzers ist nicht immer ganz einfach nachzuvollziehen (vgl. ders. (2004), S. 170ff.), darauf wird in dieser Arbeit an anderer Stelle eingegangen, eine eindeutige Bestätigung seines Fazits, den endgültigen „Tod“ des Nationalsozialismus, liefern sie nicht. Derartige Pauschalbehauptungen stellen sich bei genauerer Betrachtung als besonders problematisch dar, da Analysen zur intergenerationalen Vermittlung stark rechts orientierter Einstellungen immer wieder darauf hinweisen, dass sich „insbesondere dethematisierte Bereiche der Familienvergangenheit“ (Köttig, M. (2008), S. 212) diesbezüglich verstärkend auswirken können. Sie lösen sich mit zeitlichem Abstand gerade nicht von selbst auf (vgl. ebd.), sondern werden von den nachkommenden Generationen entsprechend ihrer subjektiven, zu guten Teilen unbewussten, Bedürfniskonstellationen thematisch ausgebaut, wobei meist Opfer- und Leidensgeschichten der Großeltern aufgebaut, Verdachtsmomente im Hinblick auf deren Täterschaft dagegen negiert werden (vgl. ebd., S. 204).

¹¹³ Zu diesem Zweck wurden unzählige Agitationen des Regimes, die dem alleinigen Ziel dienten, dessen Herrschafts- und Gesellschaftspolitik zu unterstützen, als „Erziehung“ deklariert. Wer etwa als „Trinker“ eingestuft worden war und sterilisiert werden sollte, sich dieser Behandlung jedoch entzog, bei dem „>... sollte durch geeignete Erziehungsmaßnahmen für eine andere Auffassung gesorgt werden<“ (zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 51). Ab 1938 wurden in zunehmendem Maße Personengruppen, denen man vordergründig ein abweichendes Verhalten unterstellte, als billige Arbeitskräfte auf Großbaustellen (Autobahnen, Flughäfen, Kasernen etc.) zwangsverpflichtet (vgl. Klee, E. (2004b), S. 64). Die Verhaftung dieser angeblich „Arbeitsscheuen und Asozialen“, sowie deren Verbringung ins „KZ“, wurde von einem führenden Vertreter des NS-Regimes als „Erziehungskur in den hierfür hervorragend geeigneten Konzentrationslagern“ legitimiert (zitiert nach ebd., S. 65). Diese Liste ließe sich beliebig erweitern, die Struktur einer verklärenden Erziehungspropagierung wurde anhand der beiden Exempel nachvollziehbar.

Regimes nicht einfach auf eine erfolgreich „gleichgeschaltete“ Erziehungspraxis geschlossen werden. Es gab diesbezüglich graduell unterschiedliche Interpretationen des „Führerwillens“, die auch vom jeweils vorhandenen Maß an Anpassungswillen beim Ausführenden abhingen. Diesbezüglich relevant ist, dass Helmut Stellrechts Werk „Neue Erziehung“ (vgl. ders. (1942)) „die einzige Pädagogik aus der Feder eines Parteifunktionärs (Stellrecht war hochrangiger Funktionär im Reichsarbeitsdienst, in der RJF und in der SS)“ (Miller-Kipp, G. (2006), S. 219) darstellte. Die Tatsache, dass „die NSDAP aus den eigenen Reihen erst sehr spät ein Theorem zu der von ihr behaupteten Erziehung hervorgebracht (hat)“ (ebd., S. 219f.), bedeutete angesichts des Kontrollwillens der NS-Machthaber, dass die früheren theoretischen Untermauerungen „ihnen dienlicher Pädagogen“ (ebd., S. 220) für sie lange zumindest ihren legitimatorischen Zweck erfüllten. Demgegenüber ermöglichte dies aber auch eine gewisse Bandbreite, weniger der konkret ausformulierten pädagogischen Aufgaben- und Zielbeschreibungen, als deren abstrakt-theoretischer Begründungen.¹¹⁴

Überdies kam es, bedingt durch die besondere Struktur der nationalsozialistischen Staatsführung immer wieder zu Reibungsverlusten (beispielsweise durch Kompetenzstreitigkeiten der führenden Vertreter des Regimes oder unter den unterschiedlichen, für einen Bereich zuständigen Institutionen und Organisationen der „Vielherrschaft“ (Hans-Ulrich Wehler) des NS-Staates; vgl. hierzu Thesen 2 und 3) bei der praktischen Umsetzung der Hitler'schen Vorgaben, seien sie explizit formuliert oder von den zuständigen Funktionären vorausseilend wahrgenommen (im Sinne von aufgefasst, aber auch ausgestaltet) worden. Hinzu kommt die Tatsache, dass Planung und Praxis der „nationalsozialistischen Pädagogik“¹¹⁵ während der NS-Zeit Veränderungen unterworfen waren, welche ihre Ursache in der herrschaftspragmatischen Staatsführung des Regimes hatten (vgl. Scholtz, H. (1985), S. 44ff., Tenorth, H.-E. (1993a), S. 241ff. so-

¹¹⁴ Eine Darstellung der theoretischen Argumentationen von „Hitlers Pädagogen“ (vgl. Giesecke, H. (1999)), welche sich inhaltlich ausführlich mit den Ausführungen Hitlers, Kriecks und Baeumlers zum Thema befasst, aber diejenigen Stellrechts lediglich am Rande mit einbezieht, kann sich zwar mit den Unterschieden zwischen den Erziehungsvorstellungen des „Führers“ und den theoretischen Ansätzen der genannten NS-Erziehungswissenschaftler befassen und diesbezüglich einige Differenzierungen zwischen damaliger pädagogischer Selbstbehauptung und „erzieherischer“ Systemfunktionalität herausarbeiten, die Struktur, insbesondere die praktische Seite des nationalsozialistischen Erziehungswesens, wie auch die Liste seiner Pädagogen ist hiermit allerdings nur unzureichend erfasst.

¹¹⁵ Wie Carsten Heinze verstehe ich unter „nationalsozialistischer Pädagogik“ „pädagogische Anschauungen..., die sich an der kanonisierten ‚nationalsozialistischen Bestiologie‘ der pädagogischen Vorstellungen HITLERS... orientierten“ (ders. (2001), S. 15), sich also *selbst* im NS-Kontext verorteten. Daneben hat es innerhalb der „Pädagogik während der NS-Zeit“ selbstverständlich abweichende erzieherische Entwürfe (vgl. Lingelbach, K.Ch. (1987), S. 203ff.) und Praktiken unterschiedlicher Couleur (u.a. reformpädagogisch oder konfessionell ausgerichtete Einrichtungen) gegeben, deren Zahl und Einfluss jedoch angesichts der zunehmenden Repressionen durch den NS-Staat immer weiter abnahm und die nur für einen vergleichsweise geringen Teil der heranwachsenden „Volksgenossen“ unmittelbar sozialisationswirksam wurden.

wie die Thesen 5 und 6). Noch gar nichts gesagt ist hierbei über die Wirkung derartiger Erziehungsmaßnahmen auf die betroffenen Edukanden, die keineswegs immer den Intentionen der NS-Erziehungsplaner entsprach (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend). Insgesamt muss demnach, „gegen die Vorstellung eines monolithischen Denkens und einer gleichgeschalteten Wirklichkeit“ in der Pädagogik nach 1933, auf deren „immanente Widersprüche“ hingewiesen werden (vgl. Tenorth, H.-E. (1989b), S. 139). Demgegenüber dürfen jedoch die, vor allem aus sozialisationstheoretischer Sicht entscheidenden, „Konsistenzen“ (ebd.) im nationalsozialistisch geprägten Erziehungswesen nicht außer Acht gelassen werden. Auch, wenn das NS-Erziehungsdenken wenig „theoretische Stringenz“ (ebd.) aufweisen konnte und seine praktische Umsetzung von den oben angesprochenen, potentiell wirkungsrelativierenden Faktoren betroffen war, so lässt sich hieraus kein Mangel an „*praktischer* [Hervorhebung vom Autor] Konsistenz“ bei der Verwirklichung der NS-Erziehungskonzepte, also im Bereich ihrer „Handlungskontexte“ (ebd.), ableiten. Diesbezüglich war eine „reale Geschlossenheit... nicht nur ideologisch beansprucht, sondern trotz systematischer Theorielosigkeit durchaus gegeben“ (ebd., vgl. inhaltlich auch ebd., S. 142ff.).

Ziel des NS-Regimes war es, ein „Konzept... funktionaler Erziehung“ (ebd., S. 143) zu etablieren, welches in seinem Sinne als gewinnbringend, also grundsätzlich (gemeint im Sinne von stets, aber auch von auslegbar, solange kein deutlicher Widerspruch zur Auffassung der NS-Führerschaft entstand) an der „völkischen Ideologie“ ausgerichtet und seinen politischen, wie herrschaftspragmatischen Plänen zuträglich, beurteilt wurde. Diese praktische Komponente nationalsozialistischer Erziehung war Hitler und der NS-Führung wesentlich wichtiger, als ein stringentes Theoriekonzept zu ihrer Begründung. Legitimieren ließ sie sich propagandistisch und machtpolitisch ohnehin einfacher. In unverkennbarer und offen ausgesprochener Bezugnahme auf die ideologischen und erziehungstheoretischen Argumentationen Hitlers führte dies zu mannigfaltigen Versuchen einer vermeintlich wissenschaftlichen Fundierung einer solchen Pädagogik durch die exponierten pädagogischen Theoretiker des NS-Erziehungswesens Ernst Kriek und Alfred Baeumler sowie „den vielen Epigonen, die... in Auseinandersetzung mit oder in der Nachfolge zu... [diesen] argumentierten“ (ebd., S. 139). Kriek und Baeumler sowie unzählige „willige Nachbeter“ (ebd., S. 144) in den unterschiedlichen Bereichen der Pädagogik während der NS-Zeit,¹¹⁶ trachteten danach, ein Kon-

¹¹⁶ Hierbei handelt es sich um die Beschreibung von Handlungsstrukturen, in welche sich viele damalige Vertreter des Erziehungswesens in Deutschland bereitwillig oder unter dem Druck des Regimes in unterschiedlichem Ausmaß inkludierten. Selbstverständlich galt dies, ob freiwillig oder nicht, keineswegs für alle, die vor 1933 in Deutschland pädagogisch tätig gewesen waren. Ich stimme Wolfgang Keim ausdrücklich in der Auffassung zu, dass demgegenüber auch „die ‚andere‘

glomerat keineswegs neuer, aber im NS-System spezifisch funktional eingesetzter Erziehungsformen (vgl. ebd., S. 143f.) theoretisch zu legitimieren. Die hierzu aufgerufenen Argumentationen sind zumeist phrasenhafte Variationen einer überwiegend höchstens populärwissenschaftlichen, immer wieder ins propagandistische abgleitenden Begründungs- und Verklärungsstrategie bezüglich der Hitler'schen Erziehungsprämissen: Gute Erziehung ist, was der „völkischen Gemeinschaft“ nutzt und zudem an den Paradigmen des nationalsozialistischen Rassendenkens ausgerichtet ist (vgl. Giesecke, H. (1985), S. 181ff.). Differenzierend wäre einzufügen, dass sich zwischen den reinen „Nachbetern“ der Hitler'schen Erziehungsmaximen, welche unabhängig vom Grad ihrer eigenen Überzeugung vor allem durch die spezifischen Leistungsentlohnungen innerhalb des NS-Systems motiviert wurden und die Vorgaben des NS-Regimes bereitwillig, aber wenig reflektiert verbreiteten und für ihre praktische Instandsetzung eintraten, sowie solchen Pädagogen, die sich als „Nationalsozialist auf eigene Faust“ (Ernst Kriek, zitiert nach Hoyer, E. (1996), S. 4) verstanden und den Nationalsozialismus eigenständig interpretieren wollten, mitunter deutliche Unterschiede erkennen ließen. Diese betrafen etwa den erkennbaren Willen zur wissenschaftlichen Selbstbehauptung, die konkreten pädagogischen Intentionen und das Niveau der vorgetragenen Argumentationen, sowie das Streben nach persönlichem machtpolitischem Einfluss. Unter denjenigen Pädagogen, welche versuchten, in einem wechselseitigen Auslegungsprozess eigene Pädagogik und Nationalsozialismus auf einen Nenner zu bringen, wurde häufig die Vagheit der NS-Ideologie bewusst oder unbewusst genutzt, um darin vermeintliche und tatsächliche Entsprechungen mit eigenen Entwürfen zu verorten. Hieraus resultierten nicht selten sowohl der Glaube, im neuen System ließen sich eigene pädagogische Konzeptionen verwirklichen, als auch

deutsche Pädagogik“ (ders. 1997), S. 220) zwischen 1933 und 1945 in der bildungsgeschichtlichen Historiographie Beachtung finden muss. Festzuhalten bleibt: „Bei aller Dominanz der Nazi-Erziehung hat es... auch noch eine... nicht nazistische... deutsche Pädagogik gegeben: im jüdischen Bildungswesen der Vorkriegszeit, im Rahmen von pädagogischem Widerstand und pädagogischer Opposition sowie im Exil“ (ebd., vgl. hierzu inhaltlich ausführlicher ebd., S. 220ff.). Da in dieser Arbeit die Sozialisationsbedingungen, wie sie während der NS-Zeit für die überwiegende Mehrzahl der damals Heranwachsenden alltagsprägend waren, im Fokus stehen, gilt die Aufmerksamkeit vor allem jenen Erziehungswissenschaftlern und –praktikern, die hierzu einen Beitrag geleistet haben. Aber auch das jüdische Schulwesen findet im Rahmen der Darstellung der Ausgrenzungsagitationen des NS-Regimes gegenüber der jüdischen Bevölkerung seine Erwähnung (vgl. These 6). Einen kursorischen und kommentierten Quellenüberblick über die Werke und Argumentationen solcher „Nachbeter“ (Schreckenbergs, H. (2001), S. 17) der Hitler'schen Erziehungsmaximen liefert die Bibliographie Heinz Schreckenbergs zum Thema (vgl. ebd., S. 17ff.). Grundsätzlich bedeutet diese Differenzierung, dass bezüglich der „erzieherischen“ Agitationen des Regimes bzw. den Bemühungen, diese theoretisch zu legitimieren von der Pädagogik *des*, nicht *im* (während der Zeit des) Nationalsozialismus gesprochen werden müsste (vgl. Miller-Kipp, G. (2006), S. 219). Da sich letztere Formulierung jedoch in undifferenzierter Form noch immer in vielen Publikationen zum Thema findet, wird sie in dieser Arbeit an einigen Stellen unter direkter Bezugnahme auf die entsprechenden Arbeiten verwendet.

eine Bereitschaft, mögliche Korruptionen des eigenen pädagogischen Wirkens durch eine bereitwillige Integration in die neue politische Herrschaft auszublenden, bewusst hinzunehmen oder gar als erwünscht zu legitimieren. Ersteres gelang eher dort, wo die pädagogische Konzeption sich ohnehin als unabhängig vom politischen Kontext verstanden hatte, letzteres eher dort, wo deutliche Affinitäten mit einzelnen Elementen der proklamierten NS-Ideologie, etwa der Konzeption einer „völkischen Gemeinschaft“ als Gegenstück zur modernen Gesellschaft, die Forderung nach „Gemeinschaftserziehung“, oder auch rassistische und nationalistische Ansätze, vorhanden waren (vgl. hierzu die Beispiele bei Oelkers, J. (1996), S. 227ff.). Ob und inwieweit tatsächlich bestehende Diskrepanzen zwischen den eigenen pädagogischen Vorstellungen und der NS-Ideologie sowie, wichtiger noch, ihrer praktischen Umsetzung, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wahrgenommen wurden, war individuell höchst verschieden. Einfluss übte diesbezüglich wohl vor allem der Grad der persönlichen Reflexionsfähigkeit und –bereitschaft aus, welche wiederum von den konkreten Erfahrungen mit dem NS-System beeinflusst wurde. Die subjektive Auslegung des Nationalsozialismus hat dazu geführt, dass es auch unter denen, die den Nationalsozialismus in ihrem Sinne interpretierten und nicht nur dessen Interpretationsvorgaben „nachbeteten“, deutliche Unterschiede gab. Diese betrafen u.a. den Grad der tatsächlich vorhandenen Schnittmengen mit der Ideologie und den politischen Zielen des NS-Regimes, sowie das Maß an persönlicher Anpassungsbereitschaft an diese. Inwieweit letzteres subjektiv als Veränderung oder gar Korruption der eigenen Positionen wahrgenommen wurde, war erneut individuell verschieden. Nicht selten ermöglichten es die ausgeprägte inhaltliche Vagheit der NS-Ideologie und der pädagogischen Konzepte zeitgenössischer Theoretiker letzteren auch schwerwiegendere Anpassungen ihrer Positionen auszublenden (vgl. beispielsweise zu Ernst Kriek die diesbezüglichen Ausführungen bei Lingelbach, C. (1987), S. 170ff., sowie Hoyer, E. (1996), S. 71ff.).¹¹⁷ Auf der anderen Seite erfuhr auch der Nationalsozialismus in diesen Auslegungsprozessen einige Umdeutungen. So meinten gerade während der Endphase der Weimarer Republik und zu Beginn der NS-Zeit nicht wenige Intellektuelle im vermeintlichen Wollen der Nationalsozialisten Entsprechungen mit eigenen Ansichten zu erkennen. Immer wieder ermöglichte es hierbei eine selektive Wahrnehmung des vagen und inhaltlich inkonsistenten Interpretationsangebotes (Ideologie, Propaganda etc.) des

¹¹⁷ Ohne hier tiefer darauf eingehen zu können, sei darauf hingewiesen, dass bisher nicht einmal darüber Einvernehmen besteht, ob mit Ernst Kriek ein allgemein als NS-affin angesehener Pädagoge seine Positionen während eines bereitwilligen Anpassungsprozesses unter der NS-Herrschaft (einen solchen attestiert Lingelbach, C. (1987), S. 162ff., relativiert wird er bei Hoyer, E. (1996), S. 120ff., sowie bei Giesecke, H. (1999), S. 60) tatsächlich inhaltlich verändert hat.

NS-Regimes, Parallelen zwischen diesem und den eigenen gesellschaftspolitischen und, meist damit zusammenhängend, erzieherischen Vorstellungen anzunehmen (vgl. hierzu exemplarisch aus dem Bereich zeitgenössischer Pädagogen die Umdeutung des aufkommenden Nationalsozialismus zum Äquivalent seiner Vorstellungen eines nationalen Sozialismus bei Adolf Reichwein, wiedergegeben bei Hohmann, C. (2007), S. 77f. und 83¹¹⁸, sowie aus dem Bereich damaliger akademischer Philosophen die Deutung des aufkommenden Nationalsozialismus als vermeintlich politische Entsprechung seiner Seinsphilosophie bei Martin Heidegger, wiedergegeben bei Safranski, R. (2004), S. 256ff.¹¹⁹ – diese Liste ließe sich weit fortführen, hier angegeben wurden

¹¹⁸ Man muss Hohmanns Gesamtbeurteilung (vgl. dies. (2007)) über Reichweins Agieren während der NS-Zeit als „dienstbares Begleiten“ der Machtausübung des nationalsozialistischen Regimes, sowie ihrer Relativierung seiner „späten“ Widerstandstätigkeit keineswegs insgesamt zustimmen, um seine, von ihr wiedergegebenen, Einschätzungen zum Nationalsozialismus als im obigen Argumentationskontext bezeichnend anzusehen. Eine ganz anderen konkreten, deutlich praktischen Zuschnitt erfuhr der „nationale Sozialismus“ bei Sophie Scholl (vgl. Beuys, B. (2010), S. 123ff.).

¹¹⁹ Heidegger wurde durch seine ganz persönliche Wahrnehmung der aufkommenden NS-„Bewegung“ „philosophisch elektrisiert“ (Safranski, R. (2004), S. 264). Ihre Machtübernahme deutete er als „die Wiederkehr des Griechentums im gesellschaftlichen Leibe: die Revolution als die Wiederherstellung der ursprünglichen *Macht des Aufbruchs der griechischen Philosophie* (Rektoratsrede)“ (ebd., S. 312). Die „nationalsozialistische... Revolution“ interpretierte er als „Machtergreifung der Philosophie“ (ebd., S. 325). In ihr erkannte er „eine Kraft des Widerstandes gegen die unheilvolle Entwicklung der Moderne... Das machte für ihn *die innere Wahrheit und Größe dieser Bewegung...* aus“ (ebd.). In diese Entwicklung wollte er sich von Beginn an „einschalten“ (ebd., S. 259). Heidegger tat dies, indem er sich im März aktiv in die Hochschulpolitik einschaltete (vgl. ebd., S. 266), dort nationalsozialistische Prinzipien vertrat (vgl. ebd., S. 266ff.) und am 1. Mai, „mit demonstrativer Wirkung“ (ebd., S. 273) der „NSDAP“ beitrug. Am 15. April 1933 wurde er zum Rektor der Freiburger Universität gewählt (vgl. ebd., S. 271f.). In dieser Position entwickelte er schnell „einen bemerkenswerten Tatendrang“ (ebd., S. 272, vgl. hierzu im Einzelnen ebd., S. 273ff.). Am bedenklichsten ist diesbezüglich wohl sein Agieren gegenüber jüdischen Studenten und Kollegen einzuschätzen (vgl. ebd., S. 287ff.). Heidegger war kein Antisemit im ideologischen Sinne der Nationalsozialisten. Für ihn war „nicht die Abstammung, sondern die Entscheidung... maßgebend. In seiner Terminologie heißt das: Der Mensch ist nicht von seiner *Geworfenheit*, sondern von seinem *Entwurf* her zu beurteilen“ (ebd., S. 287). Diese, im Prinzip begrüßenswerte, Einstellung hinderte ihn jedoch nicht daran, dass er mit einiger Arroganz „>... die Deutschen, seine Kollegen ebenso wie seine Studenten, tatsächlich in Juden und Nichtjuden einteilte<“ (zitiert nach ebd., S. 288f.) und Anfragen ersterer an seine Person, deren Erledigung zu seinen dienstlichen Pflichten gehört hätte, als typisch jüdische Zudringlichkeiten auslegte: „Von dem Moment an, da er Rektor wurde, hat er den privaten Umgang mit jüdischen Kollegen beendet und keinen seiner jüdischen Schüler mehr promoviert“ (ebd., S. 291). Am 27. Mai 1933 hielt er dann seine bekannte Rektoratsrede an der Universität (vgl. ebd., S. 274f.). Bereits vorher war vom Rektorat die Order an alle Universitätsangehörigen ergangen, dass das Horst-Wessel-Lied gesungen, und „Sieg Heil“ gerufen werden sollte (vgl. ebd., S. 275). In dieser Rede wurden die Differenzen seiner Interpretation des Zeitgeschehens und der Realität der NS-Herrschaft dann überdeutlich: „Die zu seinen Füßen lauschenden Studenten und Parteioberen, die Professoren, Honoratioren, Ministerialbeamten und Dezernenten samt Gattinnen werden von Heidegger so angesprochen, als gehörten sie zu dem metaphysischen Stoßtrupp, der aufbricht in die Region *der schärfsten Gefährdung des Daseins inmitten der Übermacht des Seienden*. Und Heidegger selbst ist der Stoßtruppführer“ (ebd., S. 277). Beim anschließenden Bankett raunt man ihm zu, „er habe wohl seinen >privaten Nationalsozialismus< zu Gehör gebracht“ (ebd.). Die Rede hinterlässt einige Ratlosigkeit. Karl Löwith bemerkt hinterher, „man habe nicht gewußt, ob man nun die Vorsokratiker studieren oder in die SA eintreten sollte“ (ebd., S. 282). Heidegger gehörte allerdings dennoch weiterhin zum erweiterten akademischen NS-System und war bemüht, seine Vorstellungen in politischem Engagement für den Nationalsozialismus um- und durchzusetzen (vgl. ebd., S. 256ff., insbesondere S. 272ff.). Hierbei scheiterte er jedoch auf ganzer Linie. Unzweifelhaft bedeutete es „eine Selbstüberforderung, als er sich in die

lediglich zwei Beispiele, an denen die behauptete Wahrnehmungsstruktur exemplarisch nachvollzogen werden kann¹²⁰). Gerade im Bereich der Pädagogik wurde dieses Potential auch dadurch verstärkt, dass die NS-Führung über keine geschlossene und ausgearbeitete Erziehungstheorie verfügte, sondern bei ihren diesbezüglichen Argumentationen stets auf die nationalsozialistische Weltanschauung rekurrierte. Hierzu passt auch die Argumentation von Hubert Steinhaus, der feststellt, 1933 hätten viele deutsche Professoren der Erziehungswissenschaft keineswegs zur persönlichen Inklusion in das NS-System gezwungen werden müssen. Vielmehr habe die vage, auf Ideologie bezogene und sich selbst als Vollendung historischer Traditionslinien inszenierende Erziehungspropaganda des Regimes eine hohe Bereitwilligkeit unter den Vertretern der Profession generieren können:

„Es genügten die Reaktualisierung der wilhelminischen Geschichtsmythologien und der Rausch der Machtergreifungsmonate, um sich willig und zustimmend in die marschierende Kolonne einzureihen. ‚Gleichschaltung‘ war 1933 kein pejorativer Begriff. Die Zustimmung erfolgte guten Willens‘ (ders. (1988), S. 90).

Die entsprechende Inklusionsbereitschaft speiste sich häufig aus einer individuellen Melange aus Entsprechungsglauben im oben angedeuteten Sinne, sowie der ungeheuren narzisstischen Motivation, welche die Belohnungen (öffentliches Ansehen, Machtpartizipation, Sinngenerierung) des NS-Systems für persönliche Anpassung und Effizienz des eigenen Schaffens verlieh, entfachen konnte. So hatte bereits Kurt-Ingo Flessau recht, als er anmerkte, dass „die nationalsozialistische Pädagogik nicht mit einer Stimme gesprochen“ (ders. 1979), S. 31) habe „und – trotz vieler Übereinstim-

revolutionäre Bewegung realpolitisch *einschaltete*“ (ebd., S. 297). In der NS-Führung galt Heidegger bald „als jemand, der >Nationalsozialismus spielte<“ (ebd., S. 303). Umso deutlicher ihm die Unvereinbarkeit seiner Ideen mit der NS-Realität, aber auch sein geringer Einfluss auf die tatsächliche Ausgestaltung der nationalsozialistischen Politik wurden, desto mehr zog er sich zurück (vgl. ebd., S. 327ff.). Am 23. April 1934 trat er als Rektor der Universität Freiburg zurück (vgl. ebd., S. 305). Dann, spätestens ab 1935 erfolgt der innere Bruch. Nun „erscheint ihm (der Nationalsozialismus)... nicht mehr als Ausbruch aus der Moderne, sondern als ihr besonders konsequenter Ausdruck. Er entdeckt, daß der Nationalsozialismus selbst das Problem ist, für dessen Lösung er ihn gehalten hatte. Er sieht im Nationalsozialismus den Furor der Neuzeit toben: technische Raserei, Herrschaft und Organisation, also Uneigentlichkeit als totale Mobilisierung“ (ebd., S. 329). Nach 1945 räumte er ein „daß er politisch geträumt und sich deshalb getäuscht hat... Aber daß er sich politisch täuschte, weil er philosophisch träumte, wird er niemals zugeben können“ (ebd., S. 266).

¹²⁰ Weitere Beispiele aus dem Bereich der Erziehungswissenschaft wären etwa Peter Petersen (vgl. Oelkers, J. (1996), S. 246f., 249), der den Nationalsozialismus und dessen öffentliche Erziehungsansprüche als Vollendung der „deutschen Bewegung der Neuen Erziehung“ interpretierte (zitiert nach ebd., S. 246). Ähnlich meinte Heinrich Roth in der „Hitlerjugend“ die Erfüllung der Jugendbewegung zu erkennen, während u.a. Scharrelmann, Wolfgang Scheibe oder Karl Friedrich Sturm in der nationalsozialistischen Pädagogik die Vollendung der Reformpädagogik (vgl. ebd., S. 246f.) sahen. Auch in der damaligen Jugend fanden solche subjektiven Auslegungen des Nationalsozialismus statt, die allerdings zumeist näher an den Verführungsversprechen der NS-Propaganda lagen. So deuteten nicht wenige Heranwachsende die aufkommende NS-„Bewegung“ und ihr Angebot zur Teilhabe an einer organisierten Jugend als ersehnte Vollendung des bündischen Gemeinschaftsgedankens (vgl. Frodien, U. (2002), S. 194f. sowie Scholl, I. (2005), S. 14).

mungen – nicht ein einhelliges Menschenbild“ (ebd.) besaß. Auch Flessau weist darauf hin, dass Hitlers Erziehungsmaximen kein theoretisches System darstellten (vgl. ebd.) und in ihrer populistischen Vagheit – abgesehen von einigen Grunddogmen, allen voran dem Rassismus – Raum zu subjektiver Interpretation boten. Bei diesen handelte es sich aber gerade nicht um bewusste Abweichungen von der „Führermeinung“ – auch diese hat es vereinzelt gegeben, sie waren jedoch meist bemüht, im Verborgenen pädagogisch zu wirken und mit ihrem Engagement eben nicht allzu deutlich öffentlich wahrgenommen zu werden –, sondern um eine Inklusionsbereitschaft systemtreuer Erzieher, welche zu einem hohen Grad intrinsisch motiviert war:

„Die an Pädagogik interessierten einflußreicheren Staats- und Parteifunktionäre haben sich so wenig wie linientreue Wissenschaftler abhalten lassen, aus zumeist politischem Ehrgeiz und Eigenstreben ihre eigenen Theorien zu entwickeln, eigene Bildungskonzeptionen durchzusetzen“ (ebd.).

Wo die Betreffenden der unterschiedlichen Fachrichtungen nach der Etablierung des nationalsozialistischen Machtstaates etwaige Diskrepanzerfahrungen zwischen ihren vorauseilenden Interpretationen und der realen NS-Herrschaft machten, reagierten sie mit Enttäuschung, welche jedoch kaum zu aktivem Widerstand führte, häufiger jedoch zu Resignation und einem verstimmten, aber leisen Rückzug (vgl. exemplarisch den sukzessiven Rückzug Heideggers, beschrieben bei Safranski, R. (2004), S. 298ff.). Nicht selten fand sich aber auch eine ausgesprochene oder uneingestandene Bereitschaft zu einer erhöhten Anpassung der eigenen Konzepte und Einstellungen. Letztere hing meist von der angenommenen Höhe der vermeintlichen oder tatsächlichen Chancen zur Umsetzung eigener pädagogischen Grundansichten innerhalb des NS-Systems ab, sowie vom subjektiv wahrgenommenen oder erhofften persönlichen politischen Einfluss in diesem (vgl. exemplarisch zu Heidegger, ebd., S. 281ff.). Dass bei diesen Vorgängen von Anfang an weniger die angesprochenen Intellektuellen den Nationalsozialismus prägen konnten, als dass sie von dessen Führern instrumentalisiert wurden (vgl. zu Heidegger die Anmerkung in ebd., S. 356), dies blieb den meisten unter ihnen verborgen oder wurde von ihnen verdrängt. Nicht wenige haben, wie es Martin Heidegger nach seiner Freiburger Rektoratsrede zugerannt wurde, in den ersten Monaten und Jahren der NS-Zeit ihren „>privaten Nationalsozialismus<“ (zitiert nach ebd., S. 277) vertreten und dabei nicht selten geglaubt, sie verstünden diesen besser als das NS-Regime, welches früher oder später ihre Ansichten teilen und mit ihnen umsetzen werde. Eigene Korruptionen durch die persönliche Aktivität in und für den politischen Nationalsozialismus haben die wenigsten von ihnen nach 1945 eingestehen können oder wollen (vgl. exemplarisch Heideggers Argumentation nach 1945,

wiedergegeben in ebd., S. 259 und 376f.). Selbstkritik wurde nach 1945, wenn überhaupt, mit begründenden Erklärungen versehen – was nicht einfach das Gleiche ist wie Apologetik – und dann meist erst viele Jahre später, im Rahmen autobiographischer Publikationen, öffentlich geäußert (vgl. hierzu exemplarisch aus dem Bereich der Erziehungswissenschaft die Ausführungen führender geisteswissenschaftlicher Pädagogen, zitiert und kommentiert bei Matthes, E. (1998), S. 180ff.). Aus der vorgebrachten Argumentation folgt schließlich, dass aus Sicht einer differenzierenden Wissenschaftsgeschichte keineswegs sämtliche dieser pädagogischen Konzeptionen, die im NS-System oder gar während der NS-Zeit erarbeitet wurden, in einer einzigen Kategorie als „nationalsozialistisch“ vereinheitlicht werden können. Es gab, bei aller erkennbaren Anpassungsbereitschaft mit der Ideologie der neuen Machthaber, doch eine erhebliche Variationsbreite in den individuellen Auslegungen. Deckungsgleichheit gab es nicht einmal zwischen den Ansichten und Argumenten zweier Pädagogen, die allgemein als die NS-affinen Erziehungstheoretiker schlechthin gelten, Ernst Krieck und Alfred Baeumler. Kriecks irrationale Kulturkritik, sowie seine Propagierung einer, durch totale Erziehung formierenden, vor allem als geistige konzipierten „echten“ und organischen „völkischen Gemeinschaft“, deren Zusammenleben durch einen „nationalen Sozialismus“ geprägt sei (vgl. Hoyer, E. (1996), S. 68ff.), unterschieden sich mitunter erheblich von den männerbündischen Idealen Alfred Baeumlers und seiner Begrüßung des „totalen Krieges“ als ersehnte Situation zur männlichen Bewährung (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 81ff.). Des Weiteren verstand Krieck unter „Züchtung“, welche er als natürliche Eigenschaft einer „echten Gemeinschaft“ betrachtete und als geistige Entwicklung ihrer Mitglieder verstand, etwas anderes, als es die sozialdarwinistischen und rassistischen Ansichten Hitlers vorgaben.

Die Übertragung darwinistischer Prinzipien auf den Bereich der Erziehung lehnte Krieck ab. Sein Rassebegriff wie auch sein Antisemitismus waren, entsprechend seiner kulturkritischen Grundhaltung, irrational nationalistisch. So vertrat er die „Blut und Boden“-Ideologie der Nationalsozialisten, nicht aber deren biologischen Rassismus und die damit verbundenen Forderungen nach einer genetischen „Ausmerze“. Diese Liste ließe sich fortführen (vgl. grundlegend Lingelbach, C. (1987), Hoyer, E. (1996) sowie Giesecke, H. (1999)). Eine solche Variationsbreite ist in einem System mit totalitären Ansprüchen sicher bemerkenswert, sie darf jedoch wiederum nicht den Blick verstellen für ihre systemstützenden Momente und ihre klar gezogenen Grenzen im NS-Herrschaftssystem. Eine nicht zu offensichtlich völlig einseitige und vom Regime vorgeschriebene Auslegungslinie schuf den oben angedeuteten Raum für individuelle Interpretationen. Dies verschaffte dem Regime auch auf akademischer Ebene einige

Legitimation, da zumindest der Anschein eines wissenschaftlichen Diskurses aufrechterhalten werden konnte. Darüber hinaus förderte dieses Potential die Inklusionsbereitschaft der betreffenden Theoretiker – dies keineswegs nur im Bereich der Erziehungswissenschaft –, konnten sie sich doch als bedeutsam erleben und durch ihre vermeintliche herausgehobene Deutungskompetenz des Nationalsozialismus mitunter übersehen, in welchem Maße sie selbst von dessen Akteuren instrumentalisiert und korrumpiert wurden. Letzteren lieferten sie hingegen den wichtigen Dienst einer Herrschaftsstützung, indem sie die wenigen Axiome der NS-Ideologie und die ebenso knappen, hieraus ableitbaren Erziehungsmaximen mit wortreichen legitimierenden Argumentationsformen versahen. Dies scheint mir die bedeutendste „Leistung“ der Erziehungstheoretiker im und für das NS-System, mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten und mitunter im heftigen Widerstreit miteinander wurden sie – dies gilt freilich für Vertreter aller Wissenschaftsrichtungen – doch insgesamt zu unverzichtbaren „Sinn-Lieferant[en]“ (Giesecke, H. (1999), S. 73) für das nationalsozialistische Regime. Natürlich war auch ihr diesbezüglicher Einfluss neben der übermächtigen und gezielt generierten NS-Propaganda begrenzt, eine herrschaftsstützende Funktion erfüllte er dennoch. In einer Arbeit, die an der Erfahrung interessiert ist, welche damals Heranwachsende mit einer nationalsozialistisch geprägten Erziehung gemacht haben, können die einzelnen Positionen derartiger Auslegungsdifferenzen jedoch vernachlässigt werden.

Von herausgehobener Bedeutung ist hier weniger der theoretische Hintergrund, als vielmehr die Art und das Ausmaß des konkreten Einflusses, welchen ein damaliger Pädagoge – der Begriff wird hier bewusst weit gefasst, um auch Personen zu erfassen, die etwa in bürokratischen Funktionen verbindliche Vorschriften für das NS-Erziehungswesen verfassten – auf die Praxis der Erziehung im NS-System ausüben konnte (vgl. zu dieser Herangehensweise Miller-Kipp, G. (2006), S. 219f.). Dies führt zum wichtigen Punkt der grundsätzlichen Begrenzung all dieser Deutungsprozesse. Die gewährten Freiheitsgrade individueller Auslegung waren stets durch den Willen des Regimes zur Herrschaftssicherung vorgegeben. Was aber dieser nützte, dies entschieden allein die politischen Führer, allen voran Adolf Hitler (vgl. These 3 zur charismatischen Herrschaft). Durch die, trotz zugelassener Kontroversen auf unteren Ebenen, letztlich uneingeschränkt beanspruchte Deutungshoheit des „Führers“ war gesichert, dass das, was der Gemeinschaft nützen sollte, auch und primär den politischen Interessen des Regimes entsprach. „Dieses Konglomerat wurde... mit einiger Konsequenz (wenn auch nicht immer mit dem erwarteten Erfolg) durchgesetzt“ (Tenorth, H.-E. (1989b), S. 144) und somit für unzählige damals Heranwachsende

unmittelbar sozialisationsrelevant, die diesen Erziehungsversuchen als Adressaten, nicht aber als Bezugselemente von etwaigen „subjektorientierten Kontrollen“ (ebd.), welche es im NS-Erziehungssystem nicht gab und aufgrund der funktionalen Gesamtausrichtung auch nicht geben sollte, ausgesetzt waren. In diesem Kontext einer, für das gesamte NS-System zu kennzeichnenden, funktionalisierten Praxis waren Einfluss und Bedeutung der genannten Erziehungstheoretiker stets begrenzt. Sie fand ihre Beschneidung immer dort, wo sie vom Regime als dessen Intentionen abträglich wahrgenommen wurde. Je stärker die attestierte Abweichung, desto rigider fielen erst der Entzug von Einfluss auf die praktische Erziehungsgestaltung sowie in schwereren Fällen die aufgebauten Kontrollrepressionen aus. Diese Annahme ließe sich an unzähligen Beispielen aus allen Bereichen des damaligen pädagogischen Wirkens belegen. Aufgeführt sei hier nur eines, welches die Grundsätzlichkeit des Primats politischer Intentionen in der NS-Herrschaftsstruktur verdeutlichen soll: als die politische NS-Führung die Auffassung gewann, die verschärfte Rassismuskonstruktion zwischen Kriek und den biologistischen Rassismustheoretikern wäre womöglich einer effizienten Umsetzung der eigenen Pläne abträglich, verbot deren Stellvertreter Heydrich schlicht eine weitere öffentliche Diskussion. Kriek erfuhr hierbei „das endgültige Scheitern seiner früheren Hoffnung, die NS-Bewegung als Vehikel seiner eigenen politisch-pädagogischen Vorstellungen benutzen zu können“ (Giesecke, H. (1999), S. 55). Was folgte war ein sukzessiv voranschreitender Einflussverlust Kriecks auch auf politischer Ebene (vgl. ebd., S. 55ff.). Um es auf den Punkt zu bringen, das NS-Regime war überzeugt, dass es die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ nicht durch intellektuelle Argumentationen von der Richtigkeit seiner weltanschaulichen Ziele überzeugen könne, sondern vor allem durch die Sogkraft praktischer Instandsetzung, sowie die aktive Teilhabe möglichst vieler „Volksgenossen“ an dieser. Dies galt auch für den Bereich der Erziehung. In diesem Sinne funktionalistisch war auch das Interesse, welches das NS-Regime an jeder Erziehungspraxis, sowie auch deren theoretischen Begründungen hatte. Pädagogische Theorie für sich genommen fiel unter den von seinen Führern verachteten „Intellektualismus“, welchen man gleichsam für die diagnostizierte Krise mitverantwortlich machte und selbst als destabilisierenden Einfluss gegenüber der eigenen Machtausübung fürchtete. Dementsprechend bewertete man alle pädagogischen Bemühungen vom Primat der Praxis her, sowie nach ihrem zu erwartenden oder tatsächlichen Wirkungserfolg (vgl. Miller-Kipp, G. (2006), S. 220). Ganz dieser instrumentalistischen Auffassung entsprechend, äußerte beispielsweise der „Reichsjugendführer“ von Schirach 1938 seine Verachtung für pädagogische Theorie:

„Erzieherische Bewegungen und Einrichtungen soll man nach ihren Erfolgen beurteilen. Ihr Wert für die Nation besteht nicht im Glanz einer bestechenden Theorie“ (ders. (1938), S. 11, vgl. auch Miller-Kipp, G. (2006), S. 220).

Die möglichst weitreichende Kontrolle aller ablaufenden Erziehungspraxis hatte für Hitler und die Regimeführung klare Priorität vor deren theoretischer Legitimation. Aus dieser Prioritätensetzung lässt sich folgendes Fazit ziehen: Die Erziehung im NS-System sollte im Sinne der Ideologie funktionalisiert werden, der pädagogischen Theorie, die dies mitunter bereitwillig und aus eigenen Interessen heraus tat, wurde gestattet, diesem Ansinnen durch erklärende Umschreibungen zuträglich zu sein. Im Umkehrschluss waren die zugestandenen Kompetenzen jedoch deutlich beschränkter. Theoretische Ausführungen, welchen eine Abträglichkeit vom Ziel der Erziehungsfunktionalisierung attestiert wurde, zogen systeminterne Repressionen nach sich, eine grundsätzliche Abkehr von den ideologischen Maximen Hitlers durch einen argumentativ inszenierten Umdenkensprozess scheint kaum vorstellbar. Dass auch im Erziehungsbereich nicht allein der Inhalt der einzelnen Argumentationen ausschlaggebend für ein mögliches Eingreifen von Kontrollinstanzen war, sondern hierzu außerdem Kompetenzstreitigkeiten (um politischen Einfluss oder die Deutungshoheit unter den Theoretikern) beitrugen, die nicht selten zu gegenseitiger Verleugnung und Denunziation führten, war bezeichnend für die Art des wissenschaftlichen Diskurses unter der NS-Herrschaft. An der hier angenommenen Bedeutungsverteilung ändert dies wenig. Letztlich sollte das NS-Erziehungswesen in zweierlei Hinsicht funktional sein: Erstens praktisch, im Bemühen einen stetigen, mental und physisch gefestigten, Nachschub an nationalsozialistischen Gesinnungsgenossinnen und Gesinnungsgenossen zu generieren, sowie zweitens theoretisch, im Bemühen die ablaufende und weiter anstehende NS-Erziehungspraxis mitlaufend und a priori zu legitimieren (vgl. Tenorth, H.-E. (1989b), S. 145). Dem ersteren Bemühen wird in dieser Arbeit deutlich mehr Aufmerksamkeit zuteil. Wo die theoretischen Argumentationen nationalsozialistischer Erziehungswissenschaftler geeignet scheinen, den Sachverhalt zu erhellen, werden sie wiedergegeben.

Unabhängig von den oben skizzierten Einschränkungen bleibt also jene grundsätzliche Feststellung gültig, die Sabine Dengel kürzlich erneut formuliert hat: „Das von Hitler in >Mein Kampf< konzipierte Grundgerüst des völkischen Erziehungsprogramms (ist) konstitutiv und verbindlich für die Gestaltung der nationalsozialistischen Erziehungspraxis“ (dies. (2005), S. 135, vgl. in diesem Sinne auch Miller-Kipp, G. (1985), S. 189).

„Erziehung“ im Kontext der NS-Herrschaft war einerseits ideologisch vorgeprägt und andererseits als ein Instrument derselben konzipiert, mit dem Ziel einer umfassenden und nachhaltigen Inklusion der „arischen“ Bevölkerung (vgl. Tenorth, H.-E. (2008), S. 236ff.). Diese doppelte Abhängigkeit der „nationalsozialistischen Pädagogik“ wurde durchaus offen ausgesprochen, u.a. vom „Reichserziehungsminister“ Bernhard Rust, der diese in einem Erlass über die „Grundlagen der Erziehung“ vom 19. Januar 1938 folgendermaßen spezifiziert:

„Politisches Handeln ist die Stiftung einer neuen Ordnung. Bevor von einer neuen Erziehung die Rede sein kann, muß die Ordnung, der überzeugende Kraft innewohnt, geschaffen sein. Der Staat Adolf Hitlers ist deshalb zum Erziehungsstaat geworden, weil der Führer durch die Schöpfung seines Reiches die Kraft seines Volkes in einem einzigen politischen Willen, in eine einzige, alle durchdringende Weltanschauung zusammenfasste und damit wieder große und sinnvolle Erziehung möglich machte. Alle *planende* Erziehung ist ausgerichtet nach einer *gegebenen* Ordnung. Das nationalsozialistische Erziehungssystem ist seinem Ursprung nach nicht ein Werk der pädagogischen Planung, sondern des politischen Kampfes und seiner Gesetze“ (zitiert nach Gamm, H.-J. (1990), S. 127f., vgl. auch Fricke-Finkelburg, R. (1989), S. 106).

Hier werden die Unabhängigkeit der Pädagogik, sowie die Herausbildung mündiger Individualität als Erziehungsziel radikal negiert. Demgegenüber wird die Anpassungsförderung an eine vorgegebene Weltanschauung und eine politische Führung als Aufgabe aller „Erziehung“ propagiert. „Pädagogik“ wird so zu einer stabilisierenden Funktion des NS-Herrschaftssystems (vgl. die Ausführungen zum Strukturfunktionalismus im vorangegangenen Kapitel). Je mehr Funktionalität seiner Elemente das NS-System angesichts seiner kriegsbedingten Destabilisierung (vgl. These 5) benötigte oder zu benötigen meinte, desto eindeutiger wurden auch die entsprechenden Aufgaben der nationalsozialistischen Erziehung formuliert. In der 1944 erstellten „Kriegsgeschichte der HJ“ hieß es lapidar:

„Millionen von Mädchen und Jungen sollen, es ist nicht einfacher zu sagen, zu Nationalsozialisten erzogen werden“ (zitiert nach Buddrus, M. (2003), S. 60).

Im ideologisch gewollten Krieg radikalisierte sich die Politik des Regimes, nicht die nationalsozialistische Führung selbst. Gleiches gilt für die deutlicher zu Tage tretende Instrumentalisierung ihrer Erziehungsintentionen und -agitationen. Alle Erziehungsabsichten des NS-Systems resultierten einerseits ursprünglich aus Hitlers weltanschaulichen Maximen, auf welche sie sich auch immer wieder beriefen, und strebten andererseits deren Verbreitung unter den Mitgliedern der „völkischen Gemeinschaft“ an.

Diese Funktionalisierung der „Erziehung“ durch das NS-Regime zum „Herrschaftsmittel..., das der Durchsetzung inhumaner politischer Zwecke dient“ (Lingelbach, K.Ch. (1987), S. 18), muss zweifelsohne bei jeder Analyse der damaligen Erziehungswirk-

lichkeit berücksichtigt werden. Weniger weiterführend erscheint mir demgegenüber allerdings die Frage, ob sich die „Erziehung‘ im nationalsozialistischen Deutschland“ (ebd.) angesichts ihrer hier skizzierten politischen Gebundenheit „der Bewertung durch pädagogische Kriterien *überhaupt* [Hervorhebung vom Autor] entzieht“ (ebd.) und als Untersuchungsgegenstand eher in den Fachbereich der Politikwissenschaften gehört (vgl. ebd.).¹²¹

3.3.1.2. *Exkurs zu möglichen Lehren, welche die gegenwärtige Erziehungswissenschaft aus einer bildungshistorischen Analyse der NS-Zeit ziehen könnte*

Entgegen der oben wiedergegebenen Ansicht sollte sich die historische Bildungsforschung und hierbei gerade jene, die um Traditionsbildung der eigenen Disziplin bemüht ist, ganz bewusst mit der gezielten Instrumentalisierung öffentlicher Erziehung unter der NS-Diktatur befassen.¹²²

Dies ist schon geraten, da „die Erfahrung der totalitären Erziehung... Bildung und Wissenschaft selbstkritisch an ihre eigene Verführbarkeit erinnern (muß)“ (Tenorth, H.-E. (1993a), S. 255). Zudem gehört es prinzipiell zu einer gesicherten Identität als Pädagoge, auch das grundsätzliche Missbrauchspotential seiner Disziplin, sowie jene ihrer Entwicklungen zu kennen, von denen man sich selbst distanzieren möchte. Ganz, wie es Christa Berg formuliert hat: „Das Selbstverständnis und die Identität einer Disziplin verlangen um ihrer Zukunft willen die Klärung selbst ihrer finstersten Vergangenheit“ (dies. (1991), S. 12).

¹²¹ M.E. müssten, um einen solchen Verweis der Analyse „nationalsozialistischer Pädagogik“ an andere Fachdisziplinen überhaupt sinnvoll diskutieren zu können, zunächst einmal konkrete und tragfähige Kriterien erarbeitet werden, nach denen entschieden werden könnte, auf welche konkreten historischen Pädagogikformen diese Forderung anzuwenden sei. Der Hinweis auf eine politische Funktionalisierung durch die staatliche Führung allein kann hierzu jedenfalls nicht hinreichend sein. Dieser Befund trifft allein schon in der deutschen Bildungsgeschichte auf das Kaiserreich (vgl. zur politischen Indoktrination von Kindern im Kaiserreich erhellend Lerch, E.; Mühlbauer-Hülshoff (1991)), den NS-Staat und die ehemalige DDR zu (vgl. Dengel, S. (2005)).

Von den Erziehungsverhältnissen in anderen europäischen Staaten, etwa der ehemaligen Sowjetunion, einmal ganz abgesehen. Um diesbezüglich differenzierende Erkenntnisse zu gewinnen, sind die bereits existierenden vergleichenden Studien hilfreich, weitere aber vonnöten. Zu deren Generierung ist es allerdings notwendig, sich auch bildungshistorisch mit dem Gegenstand der NS-Erziehung zu befassen. Grundsätzlich teile ich die, in kritischer Erweiterung einer Argumentation Tenorths formulierte, Auffassung Gisela Miller-Kipps, dass bezüglich der NS-Pädagogik ein „schärfstes Maß an Beurteilung“ vonnöten, wobei jedoch „eine sachbedingte Reihenfolge der Arbeitsschritte“ einzuhalten sei: „Man solle sich zuerst um das größte Maß an Verstehen bemühen und dann in eine politische Beurteilung eintreten, der sich [Erziehungs-] Wissenschaft keineswegs zu enthalten hätte“ (zitiert nach Klafki, W. (1990b), S. 47).

¹²² Einen ersten, knappen Überblick über die unterschiedlichen Positionen dieser andauernden erziehungswissenschaftlichen Kontroverse liefert der Bericht über das Podium: „Pädagogik im Nationalsozialismus“, welchen Wolfgang Klafki zur entsprechenden Veranstaltung auf dem 12. Kongress für Erziehungswissenschaft vom 19. bis 21. März 1990 verfasst hat (vgl. ders. (1990b)).

Ich halte in diesem Sinne die Aufforderung Peter Dudeks für richtig, den „Erziehungsstaat des ‚Dritten Reiches‘... auch und gerade als ein Exempel der Gewaltförmigkeit von Erziehung“ zu lesen, „als Exempel der ‚entsetzliche(n) Möglichkeiten ‚erzieherischer‘ Beeinflussung‘“ (ders. (1997), S. 106, vgl. in diesem Sinne auch Tenorth, H.-E. (1988), S. 62 sowie die Aussagen Wolfgang Klafkis in ders.; Braun, K.-H. (2007), S. 17f.). Von den, hierbei mitunter ans Licht kommenden, unangenehmen Erkenntnissen bezüglich des Gewalt- und Instrumentalisierungspotentials *jeder* „Erziehung“, kann man sich durch normierende Bezeichnungen der NS-Erziehungsmaßnahmen als „Un-Pädagogik“ (vgl. Blankertz, A. (1982), S. 272f. sowie Lingelbach, K.Ch. (1988), S. 532) distanzieren. Die damit verbundene Forderung, bei der Beschreibung der NS-Erziehungsagitationen auf die herkömmliche pädagogische Terminologie zu verzichten, erscheint mir jedoch wenig sinnvoll. Dies gilt umso mehr in einer Arbeit wie der vorliegenden, die sich mit den Sozialisationsbedingungen damals Heranwachsender befasst, für die die persönliche Auseinandersetzung mit der gezielten Einflussnahme, mit welcher das NS-System sie unter dem Signum der „Erziehung“ konfrontierte, keine akademische Frage, sondern eine Lebensnotwendigkeit darstellte.

Der erziehungswissenschaftlich noch immer kontrovers geführten Debatte, welche pädagogischen Lehren man aus dem Exempel der NS-Erziehung ziehen könne, wird im Folgenden anhand einer Auseinandersetzung mit den Ausführungen Hermann Gieseckes zum Thema vertiefend nachgegangen. Ich bin diesbezüglich der Auffassung, dass die negativen Exempel nationalsozialistischer „Erziehung“ nicht bloße Menetekel einer barbarischen Diktatur bleiben sollten, sondern ebenso als Kontrastfolien genutzt werden, aus welchen sich Legitimation und Methoden einer demokratisch orientierten Pädagogik begründet ableiten lassen.

Wie Ulrich Wiegmann halte ich die Erforschung der Bildungsgeschichte im Nationalsozialismus für geeignet, „pädagogisch/erziehungswissenschaftliche Verantwortung zu erkennen, als Referenzrahmen allgemeinpädagogischer Vergewisserung anhaltend zu bestehen oder gar handlungsregulierend zu wirken“ (ders. (2004), S. 21). Entgegen der Auffassung Hermann Gieseckes (vgl. ders. (1999), S. 282f.) bin ich, ohne einer Überschätzung der Möglichkeiten pädagogischen Handelns auch nur ansatzweise anheim zu fallen, diesbezüglich durchaus der Meinung, dass die gegenwärtige Erziehungswissenschaft etwas aus ihrer Geschichte während der NS-Zeit lernen kann. Nicht einfach nur, frei nach Rousseau verallgemeinernd, einfach das Gegenteil dessen zu tun, was damals getan wurde, um „gute“ Pädagogik zu betreiben (vgl. Rousseau, J.-J. (1975), S. 73), ist hiermit gemeint. Ebenso wenig geht es um die Anführung einer vermeintlichen historischen „Lektion für die Pädagogik“, welche sich in

strukturell-abstrahierender Form auf die Bereiche von Politik und Ökonomie bezieht, ohne im pädagogischen Sinne hinreichend konkret zu werden (vgl. zu diesem Vorgehen Gamm, H.-J. (1990), S. 26ff.). Demgegenüber lassen sich nämlich auch in konkretisierender und differenzierter Sicht an den nationalsozialistischen Erziehungsversuchen der „jungen Generation“ Beeinflussungsmöglichkeiten Heranwachsender ablesen (vgl. hierzu vor allem These 6 zur Gruppe der Jugendlichen), die Hinweise darauf geben können, worauf eine Erziehung zur Demokratiefähigkeit¹²³ achten sollte. Damit sind gerade keine Ausrichtungen der Kinder und Jugendlichen nach tatsächlich akzeptableren oder besseren Wertvorstellungen gemeint, sondern die adäquate Vermittlung entscheidender *Kompetenzen*, die es den Heranwachsenden ermöglichen, sich selbstbewusst, aber auch selbstreflexiv mit ihrer Umwelt und den eigenen Bedürfnissen auseinanderzusetzen. Sinnvolle Vorschläge dafür, wie diese Kompetenzen und ihre pädagogische Vermittlung aussehen könnten, kamen insbesondere aus den Reihen der kritisch-konstruktiven Erziehungswissenschaft (vgl. Klafki, W. (1976, 2002a), sowie Matthes, E. (1992)) und waren selbst häufig nicht zuletzt durch die Methode der Ideologiekritik (vgl. Klafki, W. (1989, 2002b)) begründet worden. Aus dem Bemühen um persönliche und fachliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus (vgl. einführend Krüger, H.-H. (1999), S. 58ff.) entstanden über Jahrzehnte pädagogischer Konzeptionsarbeit verschiedene Ansätze, welche sich als Gegenentwürfe zur funktionalisierenden Erziehungsintention des NS-Regimes lesen lassen (vgl. hierzu exemplarisch die Ausführungen zur Sozialisationstheorie nach Jürgen Habermas in dieser Arbeit).

Sie kulminieren im Erziehungsziel einer Allgemeinbildung, wie sie von Wolfgang Klafki vorgestellt wurde (vgl. ders. (1990a, 1996) sowie Matthes, E. (1992), S. 90ff.). Diese fordert eine Bildung ein, die es allen Heranwachsenden ermöglichen soll, sich mit der Fähigkeit zur Selbstbestimmung, Mitbestimmung und Solidarität am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen und sich in diesem kritisch-konstruktiv zu engagieren. Allgemeinbildung zielt hierbei nicht nur auf eine kognitive Dimension ab, sondern ebenso auf die

¹²³ Auch, wenn mit dieser Kontrastfolie wichtige Problembereiche, etwa der reformpädagogischen Konzepte in Deutschland und anderen europäischen Ländern während des 19. und 20. Jahrhunderts, analytisch aufgedeckt werden können, erscheint es mir doch fraglich, ob es bildungshistorisch – wenn man so will: hermeneutisch – statthaft und sinnvoll ist, Erziehungskonzepte der Vergangenheit inhaltlich vor allem nach ihrer Eignung zur Demokratieerziehung zu bewerten (vgl. zu diesem Vorgehen Oelkers, J. (1996), insbesondere zur Pädagogik Petersens ebd., S. 249ff., sowie zu damaligen sozialistischen Schulversuchen ebd., S. 252). Im Gegensatz hierzu geht es in den obigen Ausführungen nicht darum, ältere Konzepte hinsichtlich ihrer entsprechenden Eignung zu bewerten – dass eine solche die Agitationen der nationalsozialistischen Pädagogik in ihren Zielen und Methoden nicht kennzeichnete, braucht nicht explizit ausgeführt zu werden –, sondern um die Frage, welche Erkenntnisse die Kontrastfolie der NS-Erziehung einer gegenwärtigen, den aktuellen Verhältnissen und Problemen angemessenen Bildungsplanung zu liefern vermag.

Ausbildung der „Argumentations- und Kritikfähigkeit, von sozialer Empathie sowie moralischer Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit“ (Krüger, H.-H. (1999), S. 71). Diese Kompetenzen sind geeignet, den Menschen zur aktiven Partizipation in einer demokratisch organisierten Gesellschaft zu befähigen, sowie zur bewussten Wahrnehmung von gegenläufigen Entwicklungen und zur entschiedenen Widersetzung gegen diese. Wenngleich die genannten Ansätze nicht durchweg in fachlicher Auseinandersetzung mit den Lehren der NS-Diktatur und deren erzieherischer Agitationen entstanden sind, so orientieren sie sich mit den Vertretern der Frankfurter Schule doch ursprünglich an theoretischen Quellen, die diese Perspektive vertreten und formuliert haben. Eine so verstandene Bildungsarbeit würde überdies aktuellen pädagogischen Überzeugungen und Ablehnungshaltungen entsprechen, welche explizit als Reaktion auf eine dezidierte Auseinandersetzung mit der NS-„Erziehung“ formuliert wurden. So hat beispielsweise Gisela Miller-Kipp bezüglich des zunehmenden militärischen Drills an Schulen in den USA folgendermaßen argumentiert:

„Gerade wir Deutschen haben ja mit militärförmig organisierter Erziehung und Formen der Lagererziehung desaströse Erfahrungen gemacht. Die *boot camps* und *military academies* in den USA sind ja ein Indiz für gesellschaftliches Versagen. (...) Um die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zu zitieren: *Life, Liberty und Pursuit of Happiness*. Wie soll man das leisten, wenn man nicht zur Selbstbestimmung erzogen wurde? (...) Der Versuch Persönlichkeitsbildung mit Drill zu bewerkstelligen, ist, wenn man in die Erziehungsgeschichte sieht, immer schief gegangen. Deutschland hat das im nationalsozialistischen Reich historisch erlebt“ (dies. Im Interview mit der *Zeit* vom 9. Januar 2003, S. 10).

Das oben angedeutete Konzept der Allgemeinbildung nach Klafki ist zudem auch nicht zuletzt das Ergebnis einer biographischen Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen, die dieser in der eigenen Jugend mit der NS-Erziehung gemacht hat (vgl. ders. (1988)). Nur erwähnt werden kann an dieser Stelle, dass Klafkis Konzept mittlerweile eine breite Rezeption innerhalb der unterschiedlichen Fachdidaktiken erfahren hat, wobei es sowohl hier, als auch im Bereich der allgemeinen Pädagogik gleichsam auf Unterstützung und Kritik gestoßen ist (vgl. hierzu einführend Meyer, H.; Meyer, M. (2007)). Dies galt insbesondere für seine Forderung einer Unterrichtsorientierung an gesellschaftlichen „Schlüsselproblemen“ (vgl. hierzu instruktiv den, bezeichnend mit „Wer hat Angst vor Wolfgang Klafki?“ überschriebenen, Beitrag von Reeken, D. v. (1999)). Im Rahmen dieser Kontroverse wurde teils unberechtigte Kritik an Klafkis Vorschlägen geübt, welche mitunter daher rührte, dass seine Konzeption nur unzureichend aufgenommen wurde (vgl. Reeken, D. v. (1999), S. 298). Demgegenüber scheinen mir solche Einwände gerechtfertigt, die sich auf einen allzu starken Gegenwartbezug der Konzeption beziehen (vgl. Matthes, E. (1992), S. 179f.). In Kon-

sequenz dieser Einschätzung soll die Konzeption der Allgemeinbildung hier explizit nicht im, den diesbezüglichen Intentionen Klafkis nur bedingt gerecht werdenden, Sinne eines „Steinbruch[es], aus dem man sich jene Steine holt, aus denen die Kathedrale einer fortschrittlichen, konfliktfreien, auf absoluter Gleichheit beruhenden Gesellschaft gebaut werden soll“ (Tätigkeitsbericht des Vorstandes des Geschichtslehrerverbandes, zitiert nach Reeken, D. v. (1999), S. 292) aufgenommen werden. Eine solch spezifische Orientierung an Problemen sowie Normen und Werten der Gegenwartsgesellschaft würde tatsächlich Gefahr laufen, zu einer Auswahl der Fachinhalte lediglich entsprechend der oben genannten Zielsetzungen zu führen. Ohne, dass dies freilich jemals im Sinne der handelnden Personen wäre, wiese ein solches Vorgehen zumindest methodisch eine erkennbare Nähe zum bereits vorgestellten eklektischen Pragmatismus auf, mit dem das NS-Regime seine Inhalte für eine zielgerichtete „erzieherische“ Vermittlung auswählte. Wenngleich es dem Regime hierbei nicht um die Evozierung eines im heutigen Sinne kritischen Bewusstseins für die Probleme der damaligen Gegenwartsgesellschaft ging, sondern allein um eine verführerische Einschwörung auf seine „Lösungs“-Vorschläge, so ist die grundsätzliche Nähe zwischen beiden didaktischen Prinzipien offenkundig.

Mir erscheint es von daher sinnvoll, die oben genannten Bildungsziele als Prinzipien aufzufassen, welche weniger die Auswahl einzelner Bildungsinhalte, als vielmehr die Art ihrer Vermittlung prägen sollten. Hierbei kommt es ganz entscheidend auf die Wahrung von kommunikativen Freiheitsgraden an, die es den nachkommenden Generationen erlauben, eigene Meinungen zu entwickeln, zu vertreten und gegebenenfalls konsequenzlos zu revidieren. Konkret bedeutet dies, dass es beispielsweise in den Schulen kein „Einschwören“ (Matthes, E. (1992), S. 180) der Heranwachsenden auf Probleme der jeweils aktuellen Erwachsenengeneration, sowie insbesondere nicht auf die hierbei jeweils vorherrschenden Lösungsansichten geben sollte, sondern eine Bildungskonzeption angebracht erscheint, welche davon ausgeht, dass Kindern und Jugendlichen „die Freiheit gelassen werden müsse, ihr eigenes Selbst- und Weltverständnis zu entwickeln“ (Reeken, D. v. (1999), S. 299). Eine solche, auf die Vermittlung einer Fähigkeit zum eigenständigen Urteil und zur reflektierenden Abstraktions- und Differenzierungskompetenz ausgerichtete, Konzeption wäre den Bestrebungen der NS-Erziehung diametral entgegengesetzt und könnte durchaus für sich in Anspruch nehmen, die Lehren aus dieser Epoche gezogen zu haben.

Grundsätzlich von einer solchen, die Pädagogik allgemein betreffenden, Erziehung *nach* Auschwitz ist jene, vorrangig den entsprechenden Fachunterricht (Geschichte, Deutsch, Religion, Ethik, Sozialkunde) und die politische Bildung betreffende, Erzie-

hung *über* Auschwitz zu unterscheiden. Beide Anforderungen an Erziehung lassen sich aus Adornos Leitsatz ableiten (vgl. Marks, S. (2003), S. 196f.). Die letztgenannte Erziehung *über* Auschwitz kann, sinnvoll konzeptionalisiert und ausgeführt, ihren Beitrag zu den oben benannten Zielen ersterer leisten, ist aber keinesfalls mit dieser gleichzusetzen. Das Lernen über den Holocaust, dies haben empirische Studien hinreichend erwiesen, muss, um als faktisches Wissen, vor allem aber mit den dazugehörigen moralischen Botschaften und angestrebten empathischen Effekten, bei den Schülern nachhaltig verfangen zu können, verstärkt an deren spezifischen Sensibilitäten anknüpfen (vgl. Ehrmann, A. (2002), S. 53ff.). Es gilt diesbezüglich auch der Grundsatz, „Bildung und Erziehung sind...weit mehr als Wissenserwerb“ (ebd., S. 62): „Wissen *über* den Holocaust und Empathie mit den Opfern sind beide notwendig, reichen aber für das Begreifen von Geschichte und den kritischen Umgang mit ihr nicht aus. Anteilnahme, Mitgefühl und Toleranz sind Grundkompetenzen, die für die Bewältigung alltäglicher Konflikte, den friedlichen und gewaltfreien Interessenausgleich von klein auf wie Spielregeln eingeübt werden müssen“ (ebd.).

Am meisten Erfolg versprechen hierbei, nach gängigen Lerntheorien, praktische Auseinandersetzungen mit der NS-Zeit in Form von Projektunterricht, „bei dem die Lernenden nicht Objekte, sondern Akteure des Lernprozesses sind, den sie partnerschaftlich mit dem Lehrer gestalten“ (ebd., S. 62f.).¹²⁴ Dass bloße Wissensvermittlung allein nicht ausreicht, dies mussten nicht zuletzt Bildungsforscher erstaunt feststellen, als sie kurz nach der Wende in einer großen empirischen Studie das Geschichtsbewusstsein und die politische Orientierung Jugendlicher im Ost-West-Vergleich mit Bezug auf den Nationalsozialismus untersuchten. Hierbei ergaben sich wider Erwarten keine signifikanten Wissensunterschiede aufgrund „marxistischer Indoktrination und Instrumentalisierung des Antifaschismus“. Vor allem, so das überraschende Ergebnis, ließ sich die Anfälligkeit ostdeutscher Jugendlicher für Neonazismus nicht aus mangelndem Faktenwissen ableiten (vgl. ebd., S. 53, sowie ausführlich Borries, B. v. (1995)). Die Ergebnisse empirischer Studien zum Kenntnisstand heutiger Jugendlicher über den Nationalsozialismus sind nach wie vor widersprüchlich (vgl. Heyl, M. (2001), S. 3).¹²⁵ Bei der Beschäftigung mit diesem Thema werden jedoch zwei Dinge

¹²⁴ Vgl. hierzu auch die Beschreibungen entsprechender pädagogischer Projekte in Erler, H. (2003), S. 233ff. Besonders interessant sind diesbezüglich die Schilderungen zu einem pädagogischen Projekt, welches an einer kleinen Schule im Süden der USA durchgeführt wurde. Nachdem die dortigen Schülerinnen und Schüler sich unter der Zahl sechs Millionen ermordeter Juden wenig vorstellen konnten, sammelten sie über verschiedene Wege eben diese Menge an Büroklammern aus aller Welt und errichteten aus diesen ein Mahnmal, welches den Holocaust symbolisieren soll (vgl. Schroeder, P.; Schroeder-Hildebrand, D. (2000)).

¹²⁵ Auffallend ist diesbezüglich jedoch, dass die Kenntnis über die wesentlichen Elemente des Holocaust unter den Schülerinnen und Schülern deutlich ausgeprägter ist (vgl. Barlog-Scholz, R.

klar: Zum einen die Einsicht, dass ein schlichtes mehr an Faktenvermittlung nicht die gewünschten Ergebnisse zeitigen wird, mitunter sogar kontraproduktiv sein kann. Zum anderen die Erkenntnis, dass viele Jugendliche, ähnlich wie weite Kreise der deutschen Gesellschaft nach dem 8. Mai 1945, anscheinend *jede* Konfrontation mit diesem Abschnitt der deutschen Geschichte als ein „Zuviel“ empfinden und entsprechend ablehnend reagieren (vgl. ebd., S. 4). Hier wäre die Didaktik des Geschichtsunterrichts dringend gehalten, Konzepte zu entwerfen, mit denen die Schüler, durch eine Anleitung zur kritischen Reflexion durch den Lehrer (vgl. Albrecht, C. (2003), S. 183), nicht aber von vorschnell, quasi reflexartig vorgegebenen negativen Bewertungen begleitet, auch die Auseinandersetzung mit den vermeintlich, oft genug in den Familien als solche tradierten, „guten Seiten“ der NS-Zeit erleben können (vgl. Marks, S. (2003), S. 190f.). Es bedürfte grundsätzlich einer erweiterten und, dies wäre für den Erfolg derartiger Vermittlungsintentionen entscheidend, bewusst nicht Scham evozierenden (vgl. ebd., S. 196ff.) Beschäftigung auch mit den sozialpsychologischen Inklusionsmechanismen der einfachen, wie der exponierten „Volksgenossen“, damit die heutigen Schüler eine kritische Einstellung hierzu *entwickeln* können. Einfach zur Reproduktion vorgeben lässt sich diese nicht. Der schulische und politisch bildende Unterricht sollte bezüglich der Behandlung des Themas Nationalsozialismus versuchen, verstärkt von der Belehrung zur Evozierung von Aufmerksamkeit bei den Schülern zu gelangen (vgl. Rumpf, H. (2004)). Oder anders formuliert, um sich dem, einer Empathieentwicklung hinderlichen, „Gespenst der Abstraktion zu widersetzen“ (Reich-Ranicki, M. (1997), S. 8).

Die Erziehungswissenschaft weiß seit langem, dass eine Überfütterung durch die passive Adaption vorgefertigter und vorbewerteter Fakten Interesse und Lernmotivation der Kinder zunichte machen können (vgl. etwa Roth, H. (1971), S. 376). Gleichzeitig weiß sie seit kürzerem mit zunehmender Sicherheit, dass sich Lerneffekte nicht ergebnissicher im Vorhinein planen lassen (vgl. etwa aus systemischer Sicht Arnold, R. (2007)). Beides spräche dafür, den Schülerinnen und Schülern auch das Thema Nationalsozialismus so zu vermitteln, dass sich ihnen Möglichkeiten bieten, Zugänge selbst mitzugestalten, sowie die Auseinandersetzung auch handelnd selbst mitzuentwickeln. Bei alldem spielt auch die emotionale Ebene der Vermittlung eine bedeutsame Rolle:

„Es geht dieser Aufmerksamkeit darum, sich verletzbar zu halten für das, was als Geschichte aus Welten der Vergangenheit andrängt und was uns den Atem verschlägt, was uns fasziniert, den

(1994), S. 426f.) als jene über dessen gesellschaftliche und politische Voraussetzungen (vgl. ebd., S. 427).

Kopf schütteln lässt, ratlos macht – je nach dem, wenn wir es nur nicht vorschnell zu Wissen gerinnen lassen, das unbeteiligt zu häufen und landläufiger Unterrichtsbearbeitung zuzuführen ist“ (ebd., S. 152f.).

Freilich ist eine Emotionalisierung der schulischen oder allgemein der pädagogischen Beschäftigung mit der NS-Zeit als alleinige Maßnahme wenig viel versprechend. Als ergänzende Vermittlungskomponente ist sie jedoch notwendig, zur Erweiterung der schulischen Behandlung des Nationalsozialismus von einer oftmals unreflektierten Faktenweitergabe zur Nutzung der immanenten Potentiale zur pädagogischen Generierung von Empathie, Mitgefühl und Toleranz. Hilfreich hierzu kann unter Anderem die Lektüre autobiographischer Berichte damals heranwachsender Angehöriger sowohl der Opfer- als auch der „Volksgemeinschaft“ sein.¹²⁶

Diese dürfte allerdings nicht a priori einer Kategorisierung als Exempel der NS-Verbrechen oder der Verblendung damaliger „Volksgenossen“ unterzogen werden. Es müsste das Wagnis einer eigenständigen Auseinandersetzung der Schülerinnen und Schüler mit den jeweiligen Lebensgeschichten, die ja von den Lehrerinnen und Lehrern aufgrund ihrer Eignung ausgewählt würden, eingegangen werden. Nicht von ungefähr weiß die neuere Medienwirkungsforschung, dass Heranwachsende besonders von solchen Inhalten emotional ergriffen werden, die ein hohes Anknüpfungspotential an ihre eigene Lebenswelt und die dort gemachten Erfahrungen beinhalten. Mitunter wären demnach Berichte, in denen die Ausgrenzungen jüdischer Schülerinnen und Schüler während der dreißiger Jahre (vgl. These 6) geschildert werden, zur nachhaltigen Vermittlung einer antifaschistischen Haltung viel versprechender als Berichte aus dem Holocaust. Letztere sollten hingegen die Vorgeschichte der Opfer, die gerade im Fall der deutschen Juden sukzessive verlaufende Zerstörung einer weitgehend normalen Lebenswelt, mit einbeziehen (vgl. in diesem Sinne auch Friedländer, S. (2000), S. 16). Das hier Ausgeführte lässt sich mit Gadamer in theoretischer Abstrahierung treffend zusammenfassen:

„Warum fesseln uns die Geschichten? Darauf gibt es nur die <hermeneutische> Antwort: Weil wir uns im Andern, im Andern der Menschen, im Andern des Geschehens wiedererkennen“ (ders. (2000), S. 126).

¹²⁶ Zur Befürwortung einer Einbindung solcher autobiographischen Erfahrungsberichte in die pädagogischen Vermittlungsversuche über den Nationalsozialismus, vor allem in die Bemühungen, mittels dieser zur Umsetzung des Ziels beizutragen, „dass Auschwitz nicht noch einmal sei“, vgl. u.a. Giordano, R. (1987), S. 17f., Klüger, R. (1992), S. 16f., Benz, W. (1996), S. 11, Reich-Ranicki, M. (1997), S. 8, Zander, W. (1999), S. 15, Friedländer, S. (2000), S. 14, Marks, S. (2003), S. 190 und 200.

Dieses „Wieder erkennen“¹²⁷ müsste die Didaktik des Geschichtsunterrichts ihren Schülerinnen und Schülern neben der Vermittlung von Faktenwissen auch ermöglichen, um die angedeuteten weiterreichenden Lerneffekte zeitigen zu können. Ein solches „Wieder erkennen“ würde auch ganz konkret die Entwicklung eines Bewusstseinszustandes fördern, der jenem, welcher den Holocaust mit ermöglicht hat diametral entgegenstünde. Letzterer wurde nicht zuletzt dadurch ermöglicht, dass die „Juden“ für die große Mehrheit der Täter „meist eine anonyme Masse (blieben)“ (Browning, C. (2002), S. 201 sowie These 6). Sollten statt der Lektüre entsprechender Berichte Zeitzeugen in den Unterricht eingeladen werden, so wäre eine vorherige psychologische Weiterbildung der begleitenden Lehrkräfte sinnvoll. Dies gilt insbesondere für die Fälle, in denen Zeitzeugen aus den Gruppen der NS-Täter oder Mitläufer eingeladen werden, wobei sich bei den Zuhörern – bisher vor allem in Forschungsgruppen festgestellt – immer wieder unbewusste Gegenübertragungen ergeben (vgl. Marks, S. (2003), S. 191).

Neben diesen konzeptionellen Ausführungen bedürfen im hier diskutierten Kontext auch einige Auseinandersetzungen mit der NS-Erziehung in der gegenwärtigen Erziehungswissenschaft der kritischen Analyse. Ohne Zweifel war das deutsche Erziehungswesen während der NS-Zeit ein wichtiges, vom Regime als überaus bedeutsam angesehenes und geschickt instrumentalisiertes Element des NS-Herrschaftssystems. Dessen politische Intentionen durchdrangen das Erziehungswesen auf vielfache Art und Weise und erhoben diesem gegenüber stets einen unbedingten Primatsanspruch (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 281ff.). Diese machtpolitischen Prädisponierungen bedeuteten jedoch nicht, dass das Erziehungswesen nicht seinen ganz eigenen Teil dazu beigetragen hat, dass der Nationalsozialismus über zwölf Jahre bestehen, den Massenmord an den Juden und anderen „Lebensunwerten“ in Gang setzen, einen Weltkrieg auslösen und diesen über Jahre hinweg ausfechten konnte. Diesen Beitrag argumentativ zu relativieren, gelingt nur auf Kosten ungerechtfertigter Beschränkungen des Diskussionsgegenstandes. Beispielhaft lässt sich dies an den Ausführungen Hermann Gieseckes aufzeigen. Er vertritt zunächst eine merkwürdig verkürzte Alles-oder-Nichts-Argumentation, wenn er darauf verweist, dass es die Erziehung *allein* nicht vermocht habe, das deutsche Volk „kriegslüstern“ zu machen (vgl. ders. (1999), S. 282). Diesem Befund ist zuzustimmen, er ändert aber nichts am *Beitrag*, welchen das Erziehungswesen innerhalb des NS-Systems und zu dessen Funktionsfähigkeit

¹²⁷ Ernst Ludwig Ehrlich meint etwas Vergleichbares, wenn er von „Identifizierung“ spricht und in dieser ein Mittel erkennt als Nichtjude „ein adäquates Verhältnis zur Schoah zu gewinnen“ (ders. (2003), S. 36). Ein solches Identifizierungspotential erkennt Ehrlich beispielsweise in der Beschäftigung mit dem Schicksal der Jüdin Anne Frank.

geleistet hat. Giesecke selbst verweist, ohne auf den erweiterten Erziehungsbegriff des NS-Regimes an dieser Stelle weiter einzugehen oder dessen Auswirkungen auf die damalige Erziehungspraxis zu thematisieren, schlicht darauf, dass „die meisten der in dieser Zeit Erzogenen... erst nach 1945 erwachsen (wurden)“ (ebd., S. 282). Dass es den Instanzen des NS-Erziehungswesens gerade unter diesen Heranwachsenden durchaus gelang, mittels ihrer Agitationen zur mentalen Formierung einige Kriegsbegeisterung zu erzeugen (vgl. These 5), lässt er hierbei unbeachtet. Auch die weiteren Argumentationen Gieseckes zur Verantwortung der Pädagogik an den Untaten des NS-Regimes wirken mitunter undifferenziert. So liefert er, auf seine Bemerkungen, die damalige Pädagogik habe das deutsche Volk nicht „kriegslüstern“ machen können und das von ihr verbreitete antisemitische Ressentiment sei „nicht von selbst und folgerichtig in die neue Qualität des Völkermordes“ (ebd.) umgeschlagen, nicht etwa eine differenziertere Auseinandersetzung mit den Beiträgen der damaligen „Erziehung“ am Gelingen der verbrecherischen NS-Politik, sondern wechselt sprunghaft die Argumentationsrichtung. Er hebt nunmehr unvermittelt und ohne weitere Kommentierung hervor, diese wäre durch Erziehung nicht zu *verhindern* gewesen (vgl. ebd.). Dieses sprunghafte Chargieren ist ein Wesensmerkmal von Gieseckes Argumentationen und findet sich beispielsweise auch dort, wo er nach einigen oberflächlichen Bemerkungen zu den veränderten Lebensbedingungen, mit welchen sich die Deutschen nach 1945 auseinandersetzen mussten, plötzlich und ohne Überleitung anführt: „Weder die Schule der preußischen Armee, noch das humanistische Gymnasium, noch die katholische Konfessionsschule haben die Barbarei *verhindern* können“ (ebd., S. 285; Hervorhebung nicht im Original). Zunächst ist in diesem Kontext die Reduzierung der NS-Herrschaft auf „die Barbarei“, mit welcher offensichtlich vor allem der geplante und fabrikmäßig umgesetzte Massenmord an den europäischen Juden gemeint ist, problematisch, da hierdurch die Beteiligung des damaligen Erziehungswesens an anderen, die NS-Herrschaft stabilisierenden und die Umsetzung ihrer ideologisch vorgeprägten Pläne unterstützenden Bereiche der nationalsozialistischen Politik aus dem Blick gerät. Zudem wird das Bild vermittelt, die genannten Erziehungskonzeptionen und deren Vertreter hätten vor 1933 sämtlich die aufkommende NS-Herrschaft verhindern wollen, dies entspricht so pauschal nicht den historischen Tatsachen, zumal unklar bleibt, ob die Machtübernahme der Nationalsozialisten an sich oder erst die Verbrechen des Holocaust als Auslöser des Widerspruchs der damaligen Pädagogen gemeint sind. Die wichtigste Botschaft scheint für Giesecke jedoch seine Auffassung zu sein, dass pädagogische Bemühungen weder vor 1933 die Errichtung einer nationalsozialistischen Diktatur (vgl. in diesem Sinne auch ders. (1998),

S. 77), noch zukünftig deren eventuelle Wiederkehr (vgl. ders. (1999), S. 282 und 292) hätten verhindern können.

Hier zeigt sich erneut die Problematik der „Alles-oder-Nichts“-Perspektive, sie wäre auch bezüglich dieser Thematik durch differenziertere Analyseansätze abzulösen.

Es sollte möglich sein, die Haltungen oder das Verhalten der Pädagogen vor 1933 kritisch zu untersuchen, ohne dass dies zu einer pauschalen und wenig weiterführenden Schuldzuweisung führt, wie jener gegenüber der damaligen geisteswissenschaftlichen Erziehungswissenschaft, ihre Methoden hätten die Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht verhindern können (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik in dieser Arbeit). Gleichsam sollte es möglich sein, Aufgaben für eine gegenwärtige und künftige Pädagogik zu benennen, die auch aus dem Entstehen und dem Verlauf der NS-Herrschaft resultieren, ohne der Utopie zu verfallen, ein entsprechendes Handeln allein könne ein erneutes Aufkommen entsprechender Haltungen und Verhältnisse verhindern. Gieseckes pauschal auf Verhinderung ausgerichtete Perspektive erkennt der Pädagogik diesbezüglich wenige Möglichkeiten zur Beteiligung zu. Sie könne lediglich ihre eigene Machtlosigkeit „verbreiten“ (ebd., S. 292). Problematisch wird diese Darstellung dort, wo andere Argumentationen zum Thema unterkomplex wiedergegeben und dadurch in ihrer Aussage entstellt werden. Dies trifft auf Gieseckes Rezeption der bekannten Forderung Adornos an die „Erziehung nach Auschwitz“ zu.¹²⁸

Hierzu führt Giesecke aus: „Adornos Hoffnung, daß eine bessere Erziehung künftig so etwas wie Auschwitz verhindern möge, wird nur dann nicht trügen, wenn dies in erster Linie *politisch* verhindert werden kann“ (ebd., S. 285f.). Dann spitzt er weiter zu: „Erziehung allein kann... die Barbarei nicht verhindern“ (ebd., S. 286). Eine solche „Alles-oder-Nichts“ Haltung entspricht jedoch nicht dem, was Adorno für die Pädagogik nach 1945 angemahnt hatte. Dessen Argumentation war deutlich differenzierter und sich der Grenzen, welche Erziehung durch die Macht der Verhältnisse, seien sie wirtschaftlich, kulturell oder vor allem politisch, aber auch durch die Komplexität der zu erziehenden Subjekte, gesetzt sind, völlig bewusst (vgl. Adorno, T. (1971), S. 88ff.). Adorno war gerade der Auffassung, dass „die Möglichkeit, die objektiven, nämlich gesellschaftlichen Voraussetzungen, die solche Ereignisse ausbrüten, zu verändern, heute aufs äußerste beschränkt ist“ (ebd., S. 89) – der Text wurde 1966 verfasst, die Beeinflussbarkeit der „objektiven“ Verhältnisse hat mittlerweile weitere Beschränkungen erfahren, nicht zuletzt durch die voranschreitende Globalisierung. Gerade *deshalb*

¹²⁸ Zu Entstehungskontext und Wirkungsgeschichte der Forderung Adornos vgl. Meseth, W. (2000).

forderte Adorno eine „Wendung aufs Subjekt“, die Etablierung einer psychologisch (hier vor allem psychoanalytisch) orientierten und geschulten Erziehung, von welcher er sich den meisten Erfolg im Sinne der oben angedeuteten pädagogischen Maxime versprach. Er präzisierte diesbezüglich:

„Ich möchte... nachdrücklich betonen, daß die Wiederkehr oder Nichtwiederkehr des Faschismus im Entscheidenden keine psychologische, sondern eine gesellschaftliche Frage ist. Vom Psychologischen rede ich nur deshalb soviel, weil die anderen, wesentlicheren Momente dem Willen gerade der Erziehung weitgehend entrückt sind, wenn nicht dem Eingriff der Einzelnen überhaupt“ (ebd., S. 92).

Im Gegensatz hierzu, so seine Forderung, soll Erziehung im Rahmen ihrer Möglichkeiten den Einzelnen befähigen, sich problematische Entwicklungen im hier diskutierten Sinne bewusst zu machen und sich ihnen, wo er dies kann, entgegenzustellen. Dies kann den zu Erziehenden jedoch nicht, etwa per Aufklärung über die negativen Aspekte des Faschismus, einfach antrainiert werden (vgl. ebd., S. 89f., 103). Vielmehr geht es darum – eine durchaus moderne pädagogische Forderung –, den Einzelnen zur entsprechenden Selbstregulation zu befähigen, indem man sein (Selbst-) Bewusstsein (gemeint ist die Wahrnehmungsfähigkeit für sich und andere, sowie ein gestärktes, aber eben nicht nur narzisstisch erhöhtes Selbstwertgefühl) und seine kritische (Selbst-) Reflexionsfähigkeit fördert (vgl. ebd., S. 90f.). Hierbei gilt es für Adorno, bereits in der frühen Kindheit durch eine, im psychoanalytischen Sinne adäquate und empathische Erziehung, die notwendigen Wurzeln zu legen (vgl. ebd., S. 91). Das geforderte Erziehungsziel steht nunmehr weitgehend im Einklang mit den oben angedeuteten Kriterien einer Mündigkeitsbildung, wie sie auch Klafki formuliert hat. Adorno resümiert:

„Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie, wenn ich den Kantischen Ausdruck verwenden darf; die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen“ (ebd., S. 93).

Mittels dieser Kompetenzen soll es dem Einzelnen, im stets begrenzten Rahmen seiner Wahrnehmungs- (diese sind angesichts der heutigen Informationsflut weiter reduziert) und Handlungsmöglichkeiten, gelingen können, dem „Druck des herrschenden Allgemeinen auf alles Besondere“ (ebd., S. 91) gegebenenfalls standzuhalten. Gleichzeitig soll der Einzelne befähigt werden, sich „der Freiheit... gewachsen“ (ebd., S. 92) zu zeigen. Diese Forderung Adornos ist gleich in vierfacher Weise differenzierter, als es die argumentationskompatible Rezeption Gieseckes suggeriert. Erstens geht es um den Einzelnen und seine individuellen Kompetenzen und Dispositionen (etwa der Umgang mit den eigenen Frustrationen und Ängsten (vgl. ebd., S. 96f.)), nicht um eine pauschal veranschlagte Erziehung der Gesamtgesellschaft. Zweitens ist sich

Adorno, wie die obigen Ausführungen exemplarisch belegen, bewusst, dass Erziehung mit dem einzelnen Subjekt nur einen beschränkten Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse erreicht und diesen auch nur in begrenztem Maße beeinflussen kann, wobei mögliche Einschränkungen aus dem Individuum (Persönlichkeitsmerkmale) oder seiner Umwelt (gesellschaftliche Konstellationen, nicht zuletzt die Stellung des Bildungswesens) heraus verursacht sein können. Es geht also um die Förderung gesellschaftlicher Potentiale, nicht um eine Kollektiverziehung derselben. Drittens wird nicht von einer erzieherischen Allmacht gesprochen, welche meint, man könne die gewünschten Ergebnisse planvoll herbeiführen, quasi anerziehen. Auch auf den Einzelnen bezogen gesteht Adorno der Erziehung die Weckung und Förderung entsprechender Potentiale zu, nicht mehr und nicht weniger. Dies kann gänzlich, in Teilen oder auch gar nicht gelingen. Viertens geht es Adorno bei seiner grundsätzlichen „Forderung an Erziehung“ nicht darum eine Kopie des Holocaust allein durch deren Neuausrichtung zu verhindern, sondern um die, auch erzieherisch geförderte, Etablierung innerer Kräfte „gegen das *Prinzip* von Auschwitz“ (ebd., S. 93; Hervorhebung nicht im Original).

In diesem Sinne entsprechen die Forderungen der neueren kritischen Erziehungswissenschaft, wie sie oben benannt wurden, ebenso dem Impetus Adornos, wie konkrete Programme zur Demokratieerziehung, wenn diese auch die subjektiven Dispositionen ihrer Rezipienten einbezieht. Resümierend sei gesagt, dass Adornos pädagogischer Imperativ, „die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung“ (ebd., S. 88), zunächst einmal meint, dass diese Forderung die erste *an* Erziehung sein, nicht aber, dass sie als erstes oder gar ausschließlich an diese gerichtet werden solle. Die obigen Ausführungen haben verdeutlicht, dass er sich der Vormacht der jeweils aktuellen (politischen) Verhältnisse vollkommen bewusst war. Die entscheidende pädagogisch-konzeptionelle Frage ist allerdings, wie mit dieser Tatsache einer abhängigen Stellung des Erziehungs- und Bildungswesens sinnvoll umgegangen werden soll. Angesichts dessen, dass Erziehung stets mit den planvollen und zufälligen, bewussten und unbewussten Einflüssen anderer Sozialisationsinstanzen konkurrieren muss (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 283f.), schreibt Giesecke dieser gegenüber der Macht und der Prägekraft der politischen Verhältnisse (in diesem Fall dem NS-Kontext, von ihm als „kriminelles Arrangement“ einseitig auf das Regime bezogen definiert) nur „Ohnmacht“ zu (vgl. ebd., S. 281). Dieses Verständnis von Pädagogik greift genauso kurz, wie auf der anderen Seite die Vorstellungen erzieherischer Herstellbarkeit, die kürzlich von Bernhard Bueb (vgl. ders. (2008)), ebenfalls mit Verweis auf den NS-Hintergrund, geäußert wurden. Sinnvolle Pädagogik, ins-

besondere Bildung, arbeitet aber in und mit dem Bewusstsein ihrer grundsätzlichen Vorprägung (schon durch rechtliche Normen) und ihrer prinzipiellen Beeinflussbarkeit (im Fall des NS-Kontextes beispielsweise des Eindringens entsprechender ideologiegesteuerter Medien in die unterschiedlichen Settings öffentlicher Pädagogik) durch die aktuellen politischen Verhältnisse (vgl. zu dieser Thematik einführend Otto, H.-U.; Rauschenbach, T.; Vogel, P. (2002)). Vor allem aber befasst sie sich mit der Frage, woher denn die entsprechenden politischen Entwicklungen kommen. Diese fallen ja nicht vom Himmel, sondern sind selbst menschengemacht. Genau hier knüpfen die pädagogischen Forderungen an, wie sie oben beschrieben wurden und sich als Erziehung zur Mündigkeit zusammenfassen lassen. Nicht die Abwehr problematischer, von irgendwoher kommender politischer Veränderungen ist Ziel dieser Pädagogik, sondern die *Beteiligung* einer, im obigen Sinne geeigneten, Erziehung an der Schaffung, Verbreitung und Festigung eines gesellschaftlichen Klimas, welches – um nicht mit dem Verweis auf Demokratie gegenwärtige politische Verhältnisse zum Ideal zu erklären – von einer Diskursfähigkeit der Bevölkerungsmitglieder gekennzeichnet ist, die gleichsam ein empathisches Eingehen auf eigene und fremde Bedürfnisse, und die Schaffung konstruktiver Ausgleiche zwischen diesen ermöglicht, sowie sich entschieden Versuchen entgegenstellt, die darauf abzielen dieses Klima zu zerstören (dies geschieht gegenwärtig etwa dort, wo sich in vielen Großstädten Menschen den Umzügen Rechtsradikaler demonstrierend entgegenstellen, das problematische Gegenstück stellt das Wegschauen vieler Bürger und mitunter gar der Ordnungskräfte bei Gewalttaten aus dem rechten Milieu dar, wie es zuletzt häufiger aus abgelegenen Gebieten im Osten Deutschlands berichtet wurde). Eine derartige Pädagogik ist sich ihrer Grenzen und selbstverständlich auch der Gefahr ihres Scheiterns bewusst. Dies nimmt sie aber gerade zum Anlass, diese Grenzen auszuloten und entsprechend ihr pädagogisches Handeln zu konzipieren. Beispielhaft hierfür wären etwa die neueren Konzepte einer differenzierten systemischen Pädagogik, welche zuletzt, ebenfalls mit Bezugnahme auf den hier diskutierten Kontext, von Rolf Arnold zusammengestellt und kommentiert (vgl. ders. (2007)) sowie in dieser Arbeit bereits an anderer Stelle vorgestellt wurden. Solchen konzeptionellen Fragen weicht Giesecke, zumindest im vorliegenden Diskussionskontext, aus, indem er sich lediglich auf die Unfähigkeit der damaligen Erziehungskonzepte und -methoden bezieht, die NS-Machtübernahme zu verhindern. Ganz ohne deren Vertretern „schmeicheln“, oder sie gar, geschweige denn mich selbst „wichtig machen“ (Giesecke, H. (1999), S. 282) zu wollen, muss konstatiert werden, dass die aktuelle wissenschaftliche Pädagogik in ihren Konzepten und Methoden deutlich weiterentwickelt ist, als die Vorgehensweisen historischer Bil-

dungsinstitutionen, wie „die Schule der preußischen Armee“ (ebd., S. 285), „das humanistische Gymnasium“ (ebd.) in seiner damaligen Form oder „die katholische Konfessionsschule“ (ebd.) der letzten Jahrhundertwende es gewesen waren. Giesecke argumentiert weiter rückwärtsgewandt, indem er darauf hinweist, dass „diejenigen, die die Nazis unterstützten,... im wesentlichen dieselbe Erziehung erfahren (hatten) wie diejenigen, die sich zu widersetzen versuchten“ (ebd., S. 292). Aus dieser, zumindest im Prinzip (pädagogische Praxisunterschiede vor 1933 werden hierbei allerdings eingegeben) zutreffenden Feststellung, schließt er dann schwer nachvollziehbar: „Die Art und Weise der erlebten Erziehung erlaubt also keinerlei Prognose für das künftige Handeln und Verhalten. Deshalb sind alle Versuche illusorisch, mit Hilfe der Erziehung und durch deren Verbesserung Einfluß auf die Zukunft nehmen zu wollen“ (ebd.). Gegen diese Schlussfolgerung wären zumindest zwei gravierende Einwände zu erheben.

Erstens aus historischer Sicht: Der Universalschluss, eine historische Bildungsepoche könne mit ihren Erscheinungsformen und Erfahrungen als endgültiger Beweis der „Ohnmacht“ aller hier angesprochenen erzieherischen Intentionen und deren Umsetzung gelten, erscheint mir fragwürdig. Eine solche Argumentation unterschlägt die Tatsache, dass die pädagogischen Konzeptionen im Verlauf der Geschichte nicht nur unterschiedlichen politischen Verhältnissen ausgesetzt waren, sondern auch selbst wesentliche inhaltliche Weiterentwicklungen erfahren haben, deren Motive nicht selten aus den Erfahrungen der Bildungsgeschichte resultierten, aber auch auf die Ergebnisse einer stetig verfeinerten Bildungsforschung zurückgriffen. Was also vor 1933 pädagogisch erdacht und umgesetzt wurde, entspricht methodisch und nach seinen konkreten Zielsetzungen nicht dem, was heute propagiert wird. Somit verbieten sich auch schlichte Gleichsetzungen bezüglich der Wirkungsannahmen. Gerade letzteres wäre übrigens auch historisch erst einmal differenziert zu betrachten, bevor davon gesprochen werden kann, *die* damalige Pädagogik – die sich wie schon angedeutet nur unter groben Nivellierungen der damaligen Bildungslandschaft behaupten lässt – habe gleichermaßen Anpassung und Widersetzung bezüglich der NS-Herrschaft hervorgebracht. Die Motive etwa der Widerständler vom 20. Juli waren, bei aller historischen Bedeutung ihrer Bemühungen, nicht diejenigen, welche Adorno meinte und wie sie sich in den gegenwärtigen Konzepten einer Erziehung zur Mündigkeit finden. Zunächst mehrheitlich überzeugte Nationalsozialisten, waren diese Widerständler vor allem von nationalistischen Motiven (Deutschland so weit noch möglich zu retten und sein Ansehen im Ausland zu verbessern) angetrieben und präferierten selbst überwiegend eine autoritäre, keine demokratische Staatsform. Dagegen ist es interessant,

dass die Geschwister Scholl, zunächst selbst begeisterte Nationalsozialisten, sich nach persönlichen Diskrepanzerfahrungen sukzessive von diesem entfernten und sich ihm schließlich offen widersetzten. Inwieweit hierbei Erziehungseinflüsse Bedeutung erlangt haben, wäre anhand biographischer Rekonstruktionen zu klären. Jedenfalls weist dieser Prozessverlauf darauf hin, dass sie, trotz ihrer anfänglichen Überwältigung, zumindest in Ansätzen eine Mentalität verinnerlicht hatten, wie sie auch von Adorno als pädagogische Zieldimension eingefordert wurde. Auch bezüglich der damaligen Mehrheitsgesellschaft derjenigen, die lange oder bis zum Ende „mitgemacht“ haben, müsste zwischen denen differenziert werden, die nicht die Kraft hatten, sich gegenüber dem Regime zu behaupten, und denen, die diesem voller Überzeugung gefolgt sind und sogar dessen Verbrechen als legitim erachteten. Kurz gesagt, die Annahme einer gleichen Erziehungserfahrung vor 1933 und einer einheitlichen Wirkung derselben scheint mir die historische Realität zu verkürzen.

Zweitens aus konzeptioneller Sicht: Angesichts erkannter Wirkungsunsicherheiten erzieherischer Agitationen schlicht deren „Ohnmacht“ zu erklären und der Pädagogik lediglich die Verbreitung dieser Erkenntnis zuzugestehen, erscheint mir wie eine „Vogel-Strauß-Taktik“, die zwar Handlungssicherheit vermittelt – wer nichts versucht, kann auch nicht scheitern –, aber den Herausforderungen der Gegenwart nicht angemessen ist. Vergleichbar zu dieser Argumentation ist die gegenwärtige erziehungswissenschaftliche Kontroverse um die Herausforderungen, welche die Postmoderne an die Pädagogik stellt. Auch auf diese Frage hat Giesecke im Prinzip ähnlich reagiert, als er „das Ende der Erziehung“ prognostizierte, obgleich er diesen Befund inhaltlich weiter ausdifferenzierte (vgl. ders. (1996)). Diese Einschätzung wird jedoch der Tatsache nicht gerecht, dass Kinder nach wie vor Erziehung brauchen (vgl. Ahrbeck, B. (2004)) und dass Pädagogen diesbezüglich auch im Bewusstsein schwieriger Handlungsbedingungen, der vielfältigen und komplexen Einflüsse auf die Heranwachsenden, sowie der begrenzten Herstellungssicherheit bezüglich der eigenen erzieherischen Bemühungen eine Verantwortung für die Entwicklung der Heranwachsenden tragen. Pädagogische Konzeptionen, welche diesen Herausforderungen nicht mit Flucht oder Selbstüberschätzung, sondern mit einer differenzierten Methodik begegnen, hat Arnold in seiner bereits erwähnten Publikation exemplarisch einführend dargestellt (vgl. ders. (2007)). Sie ist geprägt von dem Bemühen, den zu Erziehenden einerseits ein positives Selbstwert- und Selbstwirksamkeitsgefühl zu vermitteln, sowie andererseits die empathische Diskursfähigkeit durch eine entsprechende Pädagogik zu fördern. Eine solche Pädagogik ist sich der relativierenden Einflüsse anderer Sozialisationsbedingungen voll bewusst, kann aber mit guten Argumenten für sich in An-

spruch nehmen, den Heranwachsenden Einiges mit auf den Weg gegeben zu haben, damit diese sich in der Gesellschaft behaupten können, ohne dabei selbst belastende Verletzungserfahrungen machen oder anderen Vergleichbares zufügen zu müssen. Eine so konzipierte Pädagogik reagiert bewusst, gezielt und differenziert auf die Sozialisationskomplexität, sie weicht dieser keineswegs einfach aus, wie Giesecke dies andeutet (vgl. ders. (1999), S. 285). Giesecke resümiert schließlich: „Zu lernen aus der NS-Zeit ist nicht, wie man Erziehung verbessern könne, um Ähnliches für die Zukunft zu vermeiden; zu lernen ist vielmehr, daß politische Verhältnisse verhindert werden müssen, in denen nur noch Helden moralische Prinzipien durchhalten können“ (ebd., S. 283). Hierzu wäre zu sagen, dass letzteres grundsätzlich *auch* durch eine Pädagogik, wie sie hier bereits als Allgemeinbildung im Sinne Klafkis oder als Erziehung zur Mündigkeit eingeführt wurde, gefördert werden kann, da sie ein entsprechendes (Selbst)Bewusstsein, sowie die notwendigen interaktionistischen Fähigkeiten zu vermitteln trachtet. Bezüglich ersterem, dem Potential aus der NS-Erziehung zu lernen, muss ich sagen, dass ich anderer Auffassung bin als Giesecke. So liefert schon die erfolgreiche Bewusstseinsbeeinflussung durch die NS-Propaganda – von den Nationalsozialisten als „Erziehung“ verstanden – wichtige Hinweise für gegenwärtige pädagogische Bemühungen, derartige Gesellschaftsentwicklungen zu vermeiden. Sie hat deutlich gemacht, dass Aufklärung (im NS-Falle ideologische Indoktrination) allein wenig wirksam ist, sondern beachtet werden muss, wie sie sich mit den subjektiven Dispositionen ihrer Rezipienten verbindet (vgl. Thesen 1 und 3). Die nationalsozialistischen Legitimationen des Holocaust (vgl. These 6) haben gezeigt, wie wichtig es ist, Prinzipien einer universal gültigen Moral zu vermitteln, die auch persönlichen Frustrationen standhält. Die NS-Erziehung lieferte zudem viele Beispiele dafür, dass nicht nur die kognitive, sondern vor allem die emotionale Aufnahme einer Botschaft oder eines Erlebnisses über die Nachhaltigkeit ihrer Wirkung entscheidet, woraus sich wichtige Aufschlüsse für eine adäquate Mündigkeitserziehung ableiten ließen. Nicht zuletzt hat auch die NS-Erziehung gezeigt, dass Kinder und Jugendliche ganz unabhängig vom politischen Kontext ihres Aufwachsens des Respekts, der Anerkennung und der Zuwendung bedürfen. Die Lehre aus der NS-Erziehung ist, sie ihnen soweit möglich bedingungslos zu geben, da sie sich diese Erfahrungen, wenn sie sie zu sehr entbehren müssen, mitunter in problematischen Umfeldern einholen. Dies galt für das nationalsozialistische Inklusionsangebot inklusive der verkündeten Kriegsteilnahme (vgl. These 5), wie es auch ein wichtiges Motiv für die gegenwärtige Zuwendung zu rechten Gruppierungen darstellt.

Insgesamt halte ich eine Haltung, wie sie ein anderer Pädagoge nach der biographischen Erfahrung der NS-Erziehung als Motivation seines erzieherischen Schaffens formuliert hat, für weiterführend:

„>Nie wieder< habe auch ich gesagt, als ich Lehrer wurde: Ziel einer Pädagogik nach 1945 müsse es sein, ein zweites 1933 zu verhindern. (Daß ein zweites 1933 anders aussehen werde als das erste, war mir von vornherein klar.) Das ist das Ziel des Pädagogen Hentig geblieben. Ich wüsste nicht, welche Tatsache oder welches Argument es mir nehmen, es in Unfug oder gar Unrecht verwandeln könne. (...) Als Lehrer hatte ich vor allem Erzieher zu sein, meinen Unterricht in den Dienst des Sokratischen Auftrags zu stellen: die Menschen durch Selbsterforschung, Selbstkritik, Selbstdisziplin besser zu machen – und wachsam gegen Routine, Verführung und Korruption. >Zu hoch gegriffen< für einen Pädagogen? Sollte ich mich auf die Vermittlung von Kulturtechniken, Bildungsgütern und Berufsvorbereitung beschränken? (...) >Da Kriege im Geist des Menschen ihren Ursprung haben, müssen auch im Geist des Menschen die Werke zur Verteidigung des Friedens errichtet werden.< Was der erste Satz der Präambel der UNESCO über den Krieg sagt, trifft im gleichen Maß auf die Gewalt, den Fremdenhaß, die Herrschsucht, den Faschismus, die zynische Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden anderer zu. >Im Geist der Menschen die Werke zur Verteidigung< diesen oder jenen Gutes >zu errichten< – diese Bemühung nennt man Erziehung. Daß sie immer nur unvollkommen gelingen wird, rechtfertigt nicht, daß man sie von vornherein zugunsten von Abrichtung einerseits und laissez-faire andererseits aufgibt“ (Hentig, H. v. (1993), S. 104).

Der Pädagoge Hartmut von Hentig hat im Laufe seines Wirkens viele theoretische und vor allem schulpraktische Exempel geliefert, wie eine Erziehung zu bewerkstelligen ist, die sich primär an der Vermittlung von Selbstwert-, Selbstwirksamkeits-, sowie eines nicht oktroyierten, sondern aufgrund eigener Respektserfahrungen verinnerlichten Verantwortungsgefühls orientiert (vgl. ders. (1993) sowie neuerdings (2006) zur Gestaltung einer Gemeinschaftserziehung im hier vorgestellten Sinne). Solches erzieherische Handeln hat seinen biographischen und inhaltlich motivierenden Ursprung in der NS-Zeit und ist geeignet, zur Verhinderung eines erneuten 1933 – wie auch immer dies aussehen würde – beizutragen, ohne dass es sich fortwährend darauf oder auf den Nationalsozialismus an sich beziehen müsste.

Die Notwendigkeit der Vermittlung demokratischer Prinzipien zeigt sich übrigens, unabhängig vom hier diskutierten Metakontext, auch am Beispiel der Wahrnehmung der ehemaligen DDR unter heutigen Schülern. Neuere Studien haben ergeben, dass Schüler (vor allem Hauptschüler) in Bundesländern im Osten, aber auch im Westen (Bayern) Deutschlands ungefähr zur Hälfte davon ausgehen, dass das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) „ein Geheimdienst gewesen (sei), wie ihn auch ein demokratischer Staat hat“ (Deutz-Schroeder, M; Schroeder, K. (2008), S. 596). Dies ist sicher zum Teil der schlichten Unkenntnis der Schüler über das Agieren des „MfS“ geschul-

det, offenbart aber auch deutliche Verständnislücken bezüglich der Merkmale, die eine Demokratie auszeichnen. Aus Beispielen wie diesem lässt sich schließen, dass es notwendig ist, auch die kognitive Vermittlung der Funktionsabläufe und Wesensmerkmale von Diktaturen und Demokratie zu forcieren, um den Heranwachsenden eine fundiertere politische Orientierung zu ermöglichen.

Im Sinne der bisherigen Ausführungen sind auch die Einschätzungen Gieseckes zur NS-Erziehung selbst kritisch zu analysieren. Unzulässig verkürzend erscheint mir die Perspektive, unter welcher Giesecke die erzieherische Praxis des NS-Systems und deren Legitimation durch die politische Führung analysiert. Zunächst merkt er an, „die moralische Qualität eines politischen Systems“ ließe sich „nur aus der angemessenen politischen Analyse..., nicht vom Ansatz der Erziehung her (sichtbar)“ (ebd., S. 288) machen. Demgegenüber wäre einzuwenden, dass etwa die gezielte Ausgrenzung jüdischer und anderer „fremdvölkischer“ Schüler selbstverständlich bereits vom Ansatz der angewandten Erziehung her Aufschlüsse über die „moralische Qualität“ eines politischen Systems liefert, welches diese Maßnahmen nicht nur ermöglicht, sondern gezielt fordert und fördert. Problematisch für diese Diskussion ist allerdings, dass Giesecke nur die, im technischen Sinne, positive Beeinflussung der damals Heranwachsenden berücksichtigen zu wollen scheint, also das Indoktrinationspotential gegenüber der „arischen“ Zielgruppe nationalsozialistischer Erziehungsversuche. Diejenigen, die hiervon innerhalb des Erziehungssystems ausgeschlossen wurden, kommen bei ihm kaum vor. Diese Einseitigkeit ist nicht nur aus moralischer Sicht, mit welcher eine historische Analyse nicht a priori, sondern deren Ergebnisse a posteriori konfrontiert werden sollten, fragwürdig. Sie ist vor allem hermeneutisch auch unzulänglich. Denn, die Exklusion unerwünschter Elemente gehörte genuin zum Erziehungswesen der NS-Zeit, die Versuche einer Inklusion der „Volksgenossen“ waren untrennbar mit dieser gezielten Ausgrenzung verbunden. Nur wenn man beide Seiten in den Blick nimmt, erfasst man die Erziehungssagitationen der NS-Führung hinreichend. Dann aber werden die kritischen Implikationen des Erziehungswesens bereits auf struktureller Ebene deutlich, ohne dass es zunächst notwendig wäre, sich mit den ideologischen Begründungen und politischen Zielsetzungen dieser Ausgrenzung zu befassen. Giesecke begrenzt zudem die Zieldimensionen pädagogischen Handelns auf eine systemunabhängige, da gänzlich wertneutrale Maxime: „Gelungenes Lernen ist also das Erfolgskriterium“ (ebd.). Demgegenüber ist einzuwenden, dass die hier zugrunde gelegte Wertneutralität der komplexen Realität pädagogischer Theorie- und Methodendiskussion in Geschichte und Gegenwart nicht gerecht wird.

Die Formulierung von Erziehungszielen ist stets kulturabhängig, dies bedeutet aber nicht, dass diese ihre normativen Implikationen nur aus dem Bereich der Politik erhalten würden. Die Erziehungswissenschaft hat, solange sie nicht in einen, gegenwärtig längst überholten, rein sammelnden Empirismus verfiel, ihre methodischen Intentionen auch selbst mit eigenständigen Zielsetzungen versehen, die vermeintlich damit umzusetzen wären. Demokratische Systeme zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sich in ihnen mitunter heftige Kontroversen über angemahnte Erziehungsziele entwickeln, unter den Erziehungswissenschaftlern, aber auch zwischen ihnen und Vertretern der Politik. Wenngleich diese Ziele nicht unweigerlich dem Erziehungsbegriff unterzuordnen sind, so gehören sie doch zweifelsohne zum Gesamtkomplex erzieherischen Wirkens. Giesecke ist insoweit zuzustimmen (vgl. ebd.), als sich ein breites Spektrum von Erziehungsmethoden den unterschiedlichsten politisch-ideologischen Systemen der Moderne zuordnen lässt und nicht spezifisch für eines von ihnen ist, sei es faschistisch oder demokratisch organisiert. Einzuwenden ist jedoch, dass sich *allein* anhand der dort nachweisbar angewandten pädagogischen Methodik eben auch keine Analyse eines historischen Erziehungswesens vollziehen lässt. Dies gilt grundsätzlich und nicht nur für die NS-Zeit. Nimmt man die oben angedeuteten strukturellen Veränderungen des Erziehungswesens während der NS-Zeit, sowie die spezifischen Zielsetzungen, die sich mit der dort angewandten Methodik verbanden und die auch pädagogisch, keineswegs erst auf politischer Ebene, mit argumentativen Legitimationen versehen wurden, so werden die Gestaltungsmerkmale einer genuin nationalsozialistischen Erziehung durchaus eindeutig erkennbar und sind nicht länger mit anderen, insbesondere mit demokratischen Systemen der Moderne austauschbar. Die damalige Erziehung kann aus ihrer anteiligen Verantwortung für das Gelingen der NS-Herrschaft und die Verbreitung von deren Ideologie nicht durch argumentative Zuschnitte entlassen werden. Damit soll ausdrücklich nicht jenen nach dem Mund geredet werden, die alle damals erfolgte systemtreue Erziehung, mit dem Verweis auf ihre moralische Verwerflichkeit, aus dem Kanon der Pädagogikgeschichte streichen wollten. Vielmehr sollen die vorangegangenen Ausführungen, wie eingangs bemerkt, als Aufforderung verstanden werden, sich mit der NS-Erziehung als historischem Exempel für mögliche Problemfelder pädagogischen Handelns ernsthaft, differenziert und dezidiert auseinanderzusetzen. In dieser Fassung lässt sich dann, entgegen der Auffassung Gieseckes, sehr wohl etwas aus der NS-Zeit darüber „lernen..., wie man Erziehung verbessern könne, um Ähnliches für die Zukunft zu vermeiden“ (ebd., S. 283). Wenngleich Erziehung niemals in der Lage sein wird, bedenkliche politische Entwicklungen allein und nur aus sich heraus aufzuhalten (vgl. ebd.), so ist sie doch entschei-

dend an der Ausbildung derjenigen beteiligt, die einmal politisch aktiv und einflussreich werden, und sei es nur als Wähler oder Nichtwähler. Pädagogische Konzepte, wie das oben genannte der Allgemeinbildung, die sich entschieden von der gezielten Indoktrination, wie sie im NS-Erziehungswesen stattfand, absetzen und demgegenüber eine freiheitliche Diskursethik einfordern, sind diesbezüglich durchaus gewillt und in der Lage ihren *Beitrag* zu leisten zu einer Erziehung der nachkommenden Generationen, welche eine Propagierung eines totalitären Systems in deren Reihen unwahrscheinlicher macht. Mehr kann Erziehung nicht leisten, sie ist in wesentlichen Teilbereichen, vor allem ihrer Praxis, stets von den politischen Verhältnissen abhängig, die sie umgeben, mehr aber noch vom sozialen Zuschnitt der Gesellschaft, in der sie wirken soll. Diesen äußeren Bedingungen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist sie nicht. Für wenig nachvollziehbar halte ich abschließend, dass Giesecke der Auffassung zu sein scheint, nicht nur Erziehungsmethoden, sondern auch Pädagogen seien allein durch den politischen Kontext, in welchem sie agieren, definiert. Er führt aus, dass wenn man vom politischen Hintergrund absehe, „das, was Kriek und Baeumler über pädagogische Fragen geschrieben haben, durchaus als diskutabile Auseinandersetzung mit der deutschen Erziehungs- und Bildungsgeschichte verstanden werden (ebd., S. 287) könne. Diese Einschätzung halte ich für problematisch, sie wirft die grundsätzliche Frage auf, ab wann und wodurch sich pädagogische Verantwortung generiert. Können die genannten Vertreter der NS-Pädagogik, unabhängig von der Diskussion über ihre konzeptionellen Argumentationen, tatsächlich von einem politischen Kontext abstrahiert werden, in welchen sie sich selbst und selbständig – eben dies ist der Unterschied zu Methoden, die von den Nationalsozialisten nicht erfunden, aber instrumentalisiert wurden – in das NS-System inkludierten und bemüht waren, dessen Macht, sowie ihren Einfluss darin stetig auszuweiten? Ganz abgesehen davon, dass ihnen dies nur in begrenztem Maße gelungen ist, halte ich ein solches Unterfangen nicht für bildungsgeschichtlich angemessen. Die NS-Pädagogen muten in dieser Argumentation wie eine bloße Verfügungsmasse des NS-Regimes an. Dies sind sie nicht gewesen, sie haben bereitwillig ihre pädagogischen Konzeptionen an den politischen Zielen der Nationalsozialisten ausgerichtet und wollten deren Umsetzung mittels ihrer Erziehungskonzeptionen fördern, sowie durch ihre theoretischen Ausführungen legitimieren. Durch Gieseckes Art der Darstellung werden sie zumindest teilweise von ihrer Verantwortung entlastet, ihre Pädagogik soll nunmehr allein durch den politischen Kontext fragwürdig geworden sein, in welchem sie formuliert wurde.

3.3.1.3. *Wesentliche Elemente der NS-Ideologie und deren spezifische Relevanz für den NS-Sozialisationskontext*

Nach diesen grundsätzlichen bildungshistorischen Gedankengängen zur NS-Zeit gilt es, sich wieder der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihren Spezifika zuzuwenden. Neben der bereits beschriebenen praktischen Umsetzung übernommener Deutungsmuster und Theoriekonzepte durch die Nationalsozialisten bedingte ein weiterer Aspekt die oben angedeutete spezifische Originalität der NS-Ideologie. Nicht nur die konkrete Zusammensetzung der Versatzstücke der „völkischen Weltanschauung“ machte deren Besonderheit, sprich die „Nazifizierung“ (Harald Scholtz) zeitgenössischer Mentalitätsströmungen aus, sondern auch die spezifische Auswahl der hierbei berücksichtigten Teilelemente, welche nach Maßgabe des nationalsozialistischen Herrschaftspragmatismus erfolgte. Denn jene instrumentalisierten Theoriekonzepte, welche zur öffentlichen Legitimation der ideologischen Deutungsmuster durch deren angebliche geistes- und naturwissenschaftliche Kontinuität mit diesen vom NS-Regime herangezogen wurden, wurden keineswegs in Gänze übernommen. Hitler und die jeweils verantwortlichen Unterführer des NS-Herrschaftssystems wählten vielmehr aus den unterschiedlichsten Konzepten nur jene Elemente aus, die ihrer Ansicht nach entweder die eigene Herrschaftspraxis legitimieren, oder aber, durch den angeblichen Beleg der historisch verbürgten Richtigkeit der eigenen Ideologie, die Legitimationsgrundlage der eigenen Politik bilden sollten. Mit anderen Worten, die Nationalsozialisten wählten lediglich solche Theorie*anteile*, die für sie zweckmäßig waren¹²⁹ (vgl. Offermanns, A. (2004), S. 10, 215ff.) und deren Übernahme ihnen im wahrsten Sinne des Wortes sinnvoll erschien. Häufig verkürzten sich die Übernahmen von Texten, angeblich in geistiger Tradition mit dem Nationalsozialismus verbundener Theoretiker, auf wenige Sätze oder einzelne Schlagwörter. Etwa wenn aus Homers Kriegerepos „Ilias“ die, den meisten der damaligen Gymnasiasten bekannte, Maxime: „Immer der Beste sein und die anderen übertreffen“ als Beleg für die hochrangigen Referenzen, welche der krude Sozialdarwinismus des Regimes angeblich für sich in Anspruch nehmen könne, präsentiert wurde (vgl. Schreckenber, H. (2003), S. 253). Inwieweit derartige Wahrnehmungsverkürzungen nun durch biographisch gewachse-

¹²⁹ Schon dieses funktionale Auswahlkriterium bedeutete einen Bruch der nationalsozialistischen Handhabung traditioneller Theoriekonzepte oder Werthaltungen mit den Intentionen, die ursprünglich zu ihrer Hervorbringung geführt hatten. Dieser Befund gilt freilich nicht nur für den Bereich wissenschaftlicher Theoriebildung, sondern für sämtliche Versuche des NS-Regimes, durch Berufung auf angebliche historische Traditionen ihrer Politik, eine Systemstabilisierung zu erreichen. So hat Joachim Petsch beispielsweise auch für die Verwendung historischer Architekturelemente durch den NS-Staat festgestellt, dass deren „Auswahl... nicht so sehr auf ästhetischen Kriterien (beruhte), sondern... ihre Bedeutung und Brauchbarkeit für die Vermittlung nationalsozialistischer Inhalte... den Ausschlag gaben für die Übernahme der historischen Formen“ (ders. (1992), S. 202).

ne und persönlich-subjektive Überzeugungen oder aber durch kalkulierenden Herrschaftspragmatismus bedingt wurden, kann nur im Einzelfall geklärt werden. Zumeist wird es sich um ein Gemisch aus beidem gehandelt haben. Hier geht es jedoch mehr um die Struktur als um die Analyse der Einzelfälle. Erstere soll, bezogen auf die Erziehungskonzepte des Regimes, anhand des Beispiels von Platon verdeutlicht werden. Dessen Werk hatte im kulturwissenschaftlichen Diskurs vor 1933 weitreichende Verbreitung gefunden und konnte dementsprechend auch von den Nationalsozialisten als gewichtige Legitimationsquelle herangezogen werden:

„Auch die platonische Staats- und Erziehungstheorie diente den Nationalsozialisten in der – selbstverständlich – verfälschten Übernahme zur Legitimation der eigenen Ideologie, hier ‚vor dem denkenden und sittlich verantwortlichen Menschen‘ (Bannes 1933, 6). Wichtiger erschien aber, daß die unterste Stufe der *Paideia* in ihrer Ausformung in Platons *Politeia* und seinen *Nomoi* als Folie für die Darstellung der ästhetischen ‚Erziehungsmethoden‘ im BDM-Werk ‚Glaube und Schönheit‘ besonders geeignet war, da hier mit der musisch-gymnastischen Wächtererziehung die Stufe des Ästhetisch-Anschaulichen im Erziehungsprozeß sehr genau durchdacht worden ist. Im NS-Erziehungskonzept war ein lebenslanges Verharren bzw. Festhalten auf diesem Stand angestrebt, während Platon diesen Entwicklungsstand nur als propädeutisch für die wissenschaftliche bzw. die philosophische Bildung begriff“ (Offermanns, A. (2004), S. 216f., vgl. hierzu ausführlich ebd., S. 83ff. sowie exemplarisch auch Schreckenberg, H. (2003), S. 204).

Die vorangegangenen Ausführungen zur NS-Weltanschauung sollten verdeutlichen, dass „Ideologie“ in dieser Arbeit in einem weit gefassten Sinne rezipiert und interpretiert wird, um auch deren wahrnehmungspsychologische Wirkungsabsichten und Effekte in den Blick zu bekommen. Dementsprechend wird Ideologie so definiert, wie Kernberg in zitierender Anlehnung an Althusser vorgeschlagen hat:

„>Eine Ideologie ist ein System (mit der ihm entsprechenden Logik und Exaktheit) von Repräsentationen (Bildern, Mythen, Ideen und Begriffen), die innerhalb einer bestimmten Gesellschaft eine historische Existenz oder Funktion besitzen<. Althusser betrachtete die Ideologie als ein unbewußt determiniertes System illusorischer Repräsentationen der Realität, das sich aus den vorherrschenden Konzeptionen einer sozialen Gruppe über ihre eigene Existenz herleitet“ (Kernberg, O. (2000), S. 42f.).

Für die nationalsozialistische Ideologie wäre hinzuzufügen, dass sie ihre bewusstseinsprägende Wirkungsmacht als Stabilisator der NS-Herrschaft gerade nicht ihrer dogmatischen Verwendung als Katechismus der *einen* geeinten „Volksgemeinschaft“, sondern vielmehr ihrer Eignung als Projektionsfläche heterogener subjektiver Bedürfnisansprüche verdankte:

„Die Vorstellungssyndrome Volk/Rasse und Führer/Gemeinschaft umschreiben einen Wertbezug, der von verschiedenen Gruppen höchst unterschiedlich ausgefüllt werden konnte: konservativ-nationalistisch, christlich-messianisch, militärisch-disziplinierend, rassistisch-purifizierend, terroristisch-nihilistisch“ (Lepsius, M.R. (1993), S. 111).

An die obige Konzeption anschließend sollen hier zur Erhellung der Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit diejenigen „illusorischen Repräsentationen der Realität“ innerhalb der nationalsozialistischen Ideologie Beachtung finden, die sich durch ihre Deutungsimplicationen und deren politische Umsetzungen unmittelbar oder mittelbar auf das damalige Alltagsleben durchgeschlagen haben.

An diese konzeptionellen Ausführungen anknüpfend gilt es zunächst, die nationalsozialistische Ideologie inhaltlich näher zu beschreiben. In *Mein Kampf* beschreibt Hitler ein angeblich anthropologisch bedingtes „ehernes Grundgesetz“, wonach die „unzähligen Ausdrucksformen des Lebenswillens der Natur ihre in sich begrenzte Form der Fortpflanzung und Vermehrung“ schon bei der „oberflächlichsten Betrachtung“ offenbarten (Hitler, A. (1933), S. 311). Belegt werden soll diese These durch das Anführen von auf das Gröbste vereinfachten und in unzulässiger Weise auf den Menschen übertragenen Analogien aus der Tierwelt: „Jedes Tier paart sich nur mit einem Genossen der gleichen Art. Meise geht zur Meise,... der Wolf zur Wölfin usw.“ (ebd.).¹³⁰ Hieraus leitet er anschließend zwei Grundaxiome ab (vgl. ebd., S. 311ff.), welche sich als eine Art anthropologischer Rassismus bezeichnen lassen. Zum einen gebe es „höhere“ und „niedere Rassen“, und zum anderen gelte es eine Vermischung beider zu verhindern, da dies unweigerlich zur „Bastardisierung“ der „höheren Rasse“ führe. Im „deutschen Volkskörper“ gebe es, trotz anhaltender und vorgeblich unheilvoller Vermischung mit anderen Rassen, noch einige Bestände der von Hitler als höchste interpretierten „nordisch-germanischen Rasse“, des „Ariers“.¹³¹ Diese Bestände gelte es zu bewahren und darüber hinaus zu einer ihr gebührenden „beherrschenden Stellung“ unter den „Rassen“ insgesamt zu führen. Um dieses Ziel effizient umsetzen zu

¹³⁰ Auch, wer das angeblich naturgegebene Prinzip der rassischen Prägung jeden menschlichen Daseins nicht verstanden hatte, wurde mittels Tieranalogien belehrt: „Völker, welche nicht die Bedeutung ihrer rassischen Grundlage erkennen und beachten, gleichen Menschen, die Möpsen die Eigenschaften von Windhunden anlernen möchten, ohne zu begreifen, daß die Schnelligkeit des Windhundes wie die Gelehrigkeit des Pudels keine angelernten, sondern in der Rasse liegende Eigenschaften sind“ (Hitler, A. (1933), S. 372). Eine entsprechende Beispielliste ließe sich anhand der Lektüre von Hitlers *Mein Kampf* oder seiner gesammelten Reden von 1932 bis 1945 (vgl. Domarus, M. (1962) und (1963)) beliebig fortsetzen. Freilich waren diese Tieranalogien, die sich jedem Leser anschaulich aufdrängen sollten, nicht die Erfindung Hitlers. Vielmehr hatte schon der, von den Nationalsozialisten gefeierte und instrumentalisierte, Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain (1855-1927) in seiner kulturhistorischen Arbeit „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ seine Auffassung der menschlichen Rassen anhand von Beispielen aus der Tierwelt erläutert. Hierbei resümierte er dann: „In Wahrheit sind die Menschenrassen, trotz des breiten, gemeinsamen Untergrundes, von einander in Bezug auf Charakter, auf Anlagen und vor Allem in Bezug auf den Grad der einzelnen Befähigungen so verschieden wie Windhund, Bulldogge, Pudel und Neufundländer“ (ders. (1922), S. 288, vgl. auch Benz, W. (2002), S. 46f.).

¹³¹ „Daß... der Arier als Inbegriff des reinen deutschen Blutes herausgehoben wurde, war einem Willkürakt der Nationalsozialisten zuzuschreiben. Denn ursprünglich bezeichnete man damit ein Volk, das in Asien zwischen 3000 und 1600 v. Chr. verstreut gelebt hatte, und nicht ein nordisch-germanisches, das als Ahnvolk des nationalsozialistischen Idealmenschen hätte dienen können“ (Janka, F. (1997), S. 185).

können, sei es das primäre Ziel der „neuen Bewegung“ zunächst einen neuen Staat zu schaffen, der „einen völkischen Organismus darstellt: Einen germanischen Staat deutscher Nation“ (ebd., S. 362). Ideologische Grundlage dieses neuen Staates solle die „völkische Weltanschauung“¹³² (vgl. ebd., S. 409ff.) werden, welche aus der beschriebenen Annahme unterschiedlicher Wertigkeiten verschiedener „Rassen“ sowohl die Notwendigkeit als auch eine Verpflichtung aller Staatsbürger zur kampfbereiten Förderung der „stärkeren Rasse“ ableitet. Dies gelte es auch über Erziehung zu vermitteln, zu fördern und durchzusetzen:

„Hitlers Erziehungsgrundsätze waren die unmittelbare Konsequenz seiner Vorstellung von Geschichte und Politik: Aus dem Gedanken, dass der Höherwertige im Kampf ums Dasein siegt, war das Erziehungsziel abgeleitet, es komme auf das Heranzüchten gesunder Körper und auf die Ausbildung eines Charakters mit starker Willens- und Entschlusskraft an“ (Schörken, R. (2001), S. 203).

Aus einer konsequenten „Förderung der Fruchtbarkeit der gesündesten Träger des Volkstums“ und gleichzeitiger „Ausmerze“ der „Keime“ ihres „Verfalls“ entstünde dann, nach Auffassung Hitlers, eine Rasse, welche geradezu zwangsläufig eine weltweite Hegemonialstellung einnehmen würde (ebd., S. 449). Zu erreichen sei ersteres durch eine weit gefasste politische Maßnahmenstruktur, welche sicherstelle, dass ausschließlich diejenigen, die im Sinne der Nationalsozialisten „gesund“ (also möglichst „reinrassig“ und nicht körperlich oder psychisch behindert, homosexuell, „asozial“, in besonderem Maße arbeitsunwillig, Wiederholungs-Straftäter, Zigeuner oder Jude) sind, Kinder zeugen würden. Diese allerdings so viele wie nur irgend möglich.¹³³ Hier zeigt sich die, dem Rassismus allgemein und insbesondere seiner biologischen (gegenüber seiner kulturellen) Variante innewohnende, „Dialektik von Degenerations-

¹³² Wie für die meisten Begriffe der NS-Ideologie und der politischen Alltagssprache des „Dritten Reiches“ gilt auch für den Terminus „völkisch“, dass eine präzise Definition nicht existierte, ja nicht einmal eine nachvollziehbare Begrenzung. Das Regime verband ihn immer wieder mit der Diffamierung des Versailler Vertrages und besonders „der Juden“. Letztlich stand „völkisch... schlecht hin für ‚deutsch‘“ (Hampel, J. (1988), S. 91) und wurde sinngemäß oftmals dem Attribut „religiös“ vergleichbar gebraucht (vgl. Hitler, A. (1933), S. 424).

¹³³ Diese ideologische Auffassung führte neben der propagandistischen Proklamierung einer „natürlichen“ Rolle der Frau als Hausfrau und vor allem Mutter (vgl. These 6 zur Gruppe der Frauen) auch zu einigen praktischen Versuchen einer Förderung „arischen“ Nachwuchses. Beispiele hierfür sind die Einrichtung so genannter „Lebensbornheime“, die die Geburt unehelicher Kinder fördern sollten, indem sie entsprechende Hilfsleistungen anboten, sowie eine Idee der Nationalsozialisten für „arische“ und besonders „tüchtige“ Männer die Ehe zu dritt zu ermöglichen, in der diese mit zwei Frauen Kinder zeugen können sollten. Obschon sich diese Vorstellung letztlich nicht flächendeckend umsetzen ließ, folgten doch einige hochrangige Vertreter des NS-Regimes der hier enthaltenen Maxime. Dies zeigt u.a. das Beispiel von Gerda Bormann, die als überzeugte Nationalsozialistin selbst neun Kinder zur Welt brachte und ihren Mann Martin überdies ermutigte auch außerhalb der Ehe Kinder zu zeugen (vgl. Bleuel, H.P. (1972), S. 74f. sowie Himmler, K. (2005), S. 233ff.). Inwieweit die obige Gegenüberstellung einer Geburtenförderung bzw. -bekämpfung nach „rassischen“ Kriterien einer weiteren inhaltlichen Differenzierung bedarf, um die entsprechenden Maßnahmen des Regimes treffend zu erfassen, wird in These 6 näher beleuchtet.

angst und Züchtungsutopie“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 188), welche im Nationalsozialismus eine so verheerende Dynamik entfaltete.

Zum anthropologischen kam damit in der NS-Ideologie und ihrer Umsetzung nach der Machtübernahme noch ein hygienischer Aspekt des angewandten Rassismus hinzu (vgl. ebd., S. 187). Der erste Ansatz hatte sich gegen „minderwertige Rassen“ (Afrikaner, Roma und Sinti, Slawen etc.), sowie die „Rassenfeinde“ (Juden) gerichtet, der zweite verfolgte jene Elemente innerhalb der eigenen „Rasse“, die deren Höherentwicklung angeblich behinderten (vor allem psychisch Kranke und geistig behinderte, sowie alle „Asozialen“ – letzteres war freilich eine unklar definierte und vom NS-Regime in immer stärker ausuferndem Maße funktionalisierte Zuschreibungskategorie¹³⁴).

Eine entscheidende Zuspitzung aller rassistischen Konzepte, welche vom Nationalsozialismus auf die Spitze getrieben und durch die Praxis der „völkischen Weltanschauung“ für viele „Fremdrassigen“ zur tödlichen Gefahr wurde (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung), war dann die, durch nichts gerechtfertigte, Verknüpfung behaupteter physischer Rassem Merkmale mit intellektuellen, psychischen und moralischen Eigenschaften (vgl. Poliakov, L.; Delacampagne, C.; Girard, P. (1984), S. 26f., sowie Schmuhl, H.-W. (1993), S. 186).¹³⁵ Erst eine derartige Annahme eines komplexen Rassencharakters, welcher bei einigen Parteitheoretikern wie Alfred Rosenberg gar zum Ausdruck einer religiös verklärten „Rassenseele“ stilisiert wurde (vgl. Mühlfeld, C. (1992), S. 169ff. sowie Piper, E. (2007), S. 207ff.), machte eine, wenn-

¹³⁴ Nikolaus Wachsmann fasst hierzu treffend zusammen: „Das Attribut >asozial< war bei den Behörden im Dritten Reich so beliebt, weil es auf alle Formen nichtnormativen Verhaltens angewandt werden konnte. Seine Kraft lag gerade darin, dass es nicht genau definiert werden konnte“ (ders. (2006), S. 323). Entsprechend lässt sich die Intention hinter der zunehmenden Verwendung dieser Zuschreibungskategorie durch die Repressionsorgane des NS-Staates bestimmen: „Viele der internierten Bettler und Obdachlosen konnten jetzt [gemeint ist die Zeit nach dem Inkrafttreten des „Gewohnheitsverbrechergesetzes“ am 24. November 1933; der Autor] also auf unbestimmte Zeit festgehalten werden. Sie galten als >Parasiten<, >Asoziale< und >Arbeitsscheue<, Etiketten, mit denen ihre dauerhafte Entfernung aus der nationalsozialistischen >Volksgemeinschaft< und die Unterbringung in Anstalten gerechtfertigt wurde, in denen sie bei knapper Verpflegung Schwerstarbeit leisten mussten“ (ebd., S. 125, vgl. zur Thematik allgemein auch Ayaß, W. (1995), sowie die Anmerkungen in Klee, E. (2004b), S. 61 und 64f.). In seiner inhaltlichen Vagheit und der damit verbundenen pragmatischen Auslegbarkeit durch die Verfolgungsorgane des NS-Systems entsprach ein weiterer Begriff dem der „Asozialität“. So führt Robert Gellately für den Terminus des „Volksschädlings“ aus: „Dieser Begriff der seit dem Beginn des Regimes in der Presse auftauchte, erhielt erst im September 1939 eine 'juristische' Definition. Aber auch die 'Verordnung gegen Volksschädlinge' blieb, als sie schließlich verkündet wurde, vage... Der Begriff war wichtig, denn gerade wegen seiner Unbestimmtheit konnte eine potentiell unbegrenzte Zahl von Bürgern verdächtigt werden, Volksschädling zu sein“ (ders. (1995), S. 69).

¹³⁵ Entsprechend formulierte auch der Erziehungswissenschaftler und überzeugte Nationalsozialist Ernst Kriek wenige Monate vor der Machtübernahme in seiner Konzeption einer „Nationalpolitischen Erziehung“: „Rasse bedeutet, (...) daß bestimmte Eigenschaften des Leibes ein für allemal bestimmten seelischen Verhaltensweisen und geistigen Werten zugeordnet sind“ (ders. (1932), S. 29).

gleich gänzlich pervertierte, Begründung von Ausgrenzung, Verfolgung und schließlich Ermordung anderer Rassen überhaupt möglich. Eine „bloß klassifizierende... Rassentheorie“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 186), und sei sie noch so oberflächlich, hätte dies nicht gestattet. Im oben angedeuteten Vorgang liegt die bedeutendste Gefahr eines biologischen Rassismus, wie ihn auch die führenden Nationalsozialisten vertraten: Er „bildet mithin Gruppen und belegt sie mit Gruppenstereotypen“ (ebd.). Insbesondere die intellektuellen oder moralischen Attribute, mit denen der Rassist real existierende oder von ihm konstruierte Rassen versieht, existieren als solche nicht in der Realität, sondern entspringen seinen subjektiven Dispositionen. „Es ist also der Rassist, der die Rasse im soziologischen Sinne des Wortes begründet“ (Poliakov, L.; Delacampagne, C.; Girard, P. (1984), S. 26). Hans-Werner Schmuhl zieht hieraus den Schluss, der für Hitlers rassistische Argumentation entscheidend ist:

„Streng genommen sind Rassen nichts weiter als zu wissenschaftlicher Begrifflichkeit geronnene Vorurteile. Es verwundert daher nicht, daß der Rassismus den Begriff der Rasse niemals wertfrei verwendet, er stellt vielmehr Hierarchien auf, in denen rassistische Gruppen als >höherwertig< oder >minderwertig< in einer Stufenfolge angeordnet werden“ (ders. (1993), S. 186, vgl. hierzu auch ausführlich ders. (1991)).

Eine schwerwiegende Folgeproblematik ergibt sich nun daraus, dass der Rassismus – tatsächlich freilich der Rassist – zunächst gedanklich, das NS-Regime jedoch in außerordentlich perfider Weise auch in seiner politischen Praxis, dieses pauschalisierende Wertparadigma auf die einzelnen Vertreter der „Rassen“ anwendet. Detlev Peukert erkennt entsprechend den „gemeinsamen Nenner des Rassismus“ darin, „daß die Beurteilung und Behandlung von Menschen nach deren >Wert< differenziert wird, dessen Kriterien aus einem normativen und affirmativen Leitbild des >Volkskörpers< als Kollektivsubjekt abgeleitet werden“ (ders. (1989), S. 105). Moralische Prinzipien, die bei allen nationalen und ethnischen Unterschieden, in ihren Grundhaltungen universelle Gültigkeit beanspruchen könnten, werden durch den Rassismus nicht anerkannt.

Die schlichte Einstufung als Mitglied der Wir- oder aber der Fremdgruppe kann in Konsequenz dessen mindestens zur Überheblichkeit führen. Im Rahmen der NS-Politik wurde die, vom Regime vorgenommene, Beurteilung als „artfremd“ oder „fremdvölkisch“ für die Betroffenen schließlich lebensbedrohlich (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung). Diese, rassistisch begründete, Dichotomie (nach „Wir-“ und „Fremdgruppe“, aber auch nach Erscheinungsformen innerhalb der ersteren, welche es entweder zu „fördern“ oder „auszumerzen“ gelte) durchzog sämtliche ideologischen Argumentationen und politischen Praxen der Nationalsozialisten. Ver-

mittelt über die unterschiedlichen Vertreter einer nationalsozialistisch ausgerichteten Erziehung (von entsprechend eingestellten Familienmitgliedern bis zu den gezielten Indoktrinationsversuchen in den NS-Erziehungsinstitutionen und Jugendorganisationen) konnten sie auch auf die Identitätsentwicklung damals Heranwachsender einwirken und dort verfangen. Eine Zeitzeugin berichtet Jahrzehnte später hierzu:

„Ich hab´ oft Wut... Ich hab´ Wut..., auf mich, dass ich das nicht schneller abgelegt hab´, aber auch Wut auf den alten Mann [gemeint ist ihr Vater], dass das so massiv in mich zumindest reingelegt wurde. Da ist nichts Weiches dabei, da ist, da sind keine Grautöne. Die ganze Welt zu Hause... waren extreme schwarz – weiß Töne im Gefühl,... im Denken, und die Grautöne die fehlten. Und die Farben fehlten. Im Denken meine ich jetzt, nicht so im äußeren Bild, da auch, aber mehr noch... im Denken. So das Bunte, die bunte Vielfalt des Lebens und das Interesse an Menschen, das ist mir alles nicht vermittelt worden“ (Grunhild Klöckner (1994); Abschrift ihres autobiographischen Berichts in der Dokumentation „Im Schatten des Holocaust. Kinder der Opfer – Kinder der Täter“ von Heike Mundzeck (Produktion: Allcom Film + AV GmbH), hier Minute 44f.).

Mit dem Rassismus waren weiter drei wesentliche Aspekte der nationalsozialistischen Weltanschauung unmittelbar verbunden: der Antisemitismus¹³⁶, welcher sich als primäre gruppenspezifische Negativ-Konkretisierung von Hitlers Rassismus bezeichnen ließe, die Proklamation einer „reinrassigen“ deutschen „Volksgemeinschaft“¹³⁷ als deren vermeintlich positives Gegenstück, sowie schließlich die Forderung nach Eroberung von zusätzlichem „Lebensraum“¹³⁸ für Letztere (vgl. Hitler, A. (1933), S. 726ff., Jäckel, E. (1981), S. 42, sowie Piper, E. (2007), S. 448ff.).

¹³⁶ „Antisemitismus – als Begriff im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden – meint im modernen Sprachgebrauch die Gesamtheit jüdenfeindlicher Äußerungen, Tendenzen, Ressentiments, Haltungen und Handlungen unabhängig von ihren religiösen, rassistischen, sozialen oder sonstigen Motiven... Nach der Erfahrung nationalsozialistischer Ideologie und Herrschaft wird Antisemitismus als ein gesellschaftliches Phänomen verstanden, das als Paradigma für die Bildung von Vorurteilen und die politische Instrumentalisierung daraus konstruierter Feindbilder dient“ (Benz, W. (2001), S. 129).

¹³⁷ „Gemeinschaft“ wurde vom NS-Regime nicht zuletzt als pädagogische Erlebniskategorie proklamiert und praktiziert. Eine pädagogisch hergestellte war sie dennoch nicht und wurde von den Nationalsozialisten auch nicht als solche verstanden. Erziehung sollte zur Verwirklichung ideologischer Maximen beitragen, dies galt auch bezüglich der angestrebten „völkischen Gemeinschaft“, die in den Erziehungsorganisationen ihre Entsprechungen finden sollte. Sie war „keine eigentlich soziale Kategorie, die aus gemeinsamen Handeln, aus Interaktionen erwächst, sondern naturhaft-organisch begründet. Gemeinschaft setzt in diesem Verständnis 'die Artgleichheit der in einer erzieherischen Gemeinschaft Stehenden voraus'. Denn: '... Erst unter den Bedingungen dieser Gleichartigkeit entsteht gewöhnlich auch eine innere Gesinnungsgemeinschaft.' (Hehlmann 1941, S. 445)“ (zitiert nach Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 3). Der Primat der Ideologie darf bei allen Verweisen auf die Erziehungsinteressen, welche sich im NS-Herrschaftssystem mit der Kategorie „Gemeinschaft“ verbanden, vor allem aber bei der Berufung auf vermeintlich soziale Bezüge der Gemeinschaftskonzeption im NS-Kontext, nicht übersehen werden.

¹³⁸ Auch der Begriff des „Lebensraums“ war keine Erfindung der Nationalsozialisten, sondern kam bereits unmittelbar nach der Jahrhundertwende auf. Umso weniger das ethnisch definierte „Volk“ als Staatsvolk gefasst wurde, desto weniger verstand man auch dessen Territorium als kartographisch definiertes Staatsgebiet. „Lebensraum“ wurde hierüber zur Bezeichnung für Territorien ethnisch definierter Völker: „Ein solcher >Lebensraum< reicht über nationalstaatliche, völkerrechtlich fixierte Grenzen hinaus, stellt sie sogar in Frage“ (Bajohr, F.; Wildt, M. (2009), S. 12). Schon nach

Hitler selbst war wie viele seiner treuesten Anhänger fanatischer¹³⁹ Antisemit (vgl. Jäckel, E. (1981), S. 55ff.). „Die Juden“ waren für ihn einerseits eine „minderwertige Rasse“, sowie andererseits die größte Gefahr für die „arische Rasse“, deren „gewaltigsten Gegensatz... der Jude“ (Hitler, A. (1933), S. 329) darstelle. Für eine, angeblich notwendige „rassenhygienische Gesundung“ (vgl. ebd., S. 692f.) der deutschen „Volksgemeinschaft“ sollten sie schließlich das größte Hindernis bedeuten. Mehr noch, die „rassische Zersetzung“, welche „die letzten arischen Werte unseres deutschen Volkes“ zerstöre, würde „vom Juden... planmäßig betrieben“ (ebd.). Nachdem ihm dies im „bolschewistisch-jüdischen“ Russland und in den meisten westlichen Demokratien bereits gelungen sei, strebe das „Weltjudentum“ nunmehr danach, auch in Deutschland und schließlich in der gesamten Welt die Herrschaft an sich zu reißen und die Zersetzung ihrer „Wirtsvölker“ zu betreiben (vgl. ebd., S. 702ff. und 722ff.). Folgerichtig wurde bereits den Schulkindern Furcht und Abneigung vor dem angeblichen Walten der „Juden“ vermittelt, die etwa im, von Hitler als Synonym für „Kommu-

der Jahrhundertwende fand diesbezüglich vor allem in „völkisch“ orientierten Kreisen die Vorstellung Verbreitung, dass Territorien, welche mit diesem Anspruch in Besitz genommen würden, „von den dort lebenden Menschen >gesäubert< werden müssen“ (ebd.). Seine NS-Spezifik erhielt der „Lebensraum“-Begriff durch die Radikalität, mit welcher er zur Legitimation von Kriegshandlungen und der ethnischen „Säuberung“ eroberter Gebiete herangezogen wurde. Wie die anderen Metaphern der NS-Ideologie, so bot auch die „Lebensraum“-Chiffre ihren Interpreten Raum für subjektive Auslegungen. So berichtete ein Deutscher in der unmittelbaren Nachkriegszeit einem Interviewer der US-Armee Folgendes über seine Auseinandersetzung mit dem Terminus: „Gruber gab bereitwillig zu, *Mein Kampf* – ein Buch, das er natürlich nicht gelesen hatte – für bare Münze genommen zu haben. >Ja, ich hab wirklich alles geglaubt, was der Führer sagte – besonders über das Thema Lebensraum. Ich schaute mir immer die Landkarte an, und es schien so zu sein, wie er sagte, daß wir umzingelt waren und Rußland viel zu groß war.< Überflüssig zu erwähnen, daß der junge Gruber nicht allein aus Leidenschaft für ein Großdeutsches Reich die Karte studiert hatte. >Nach Aussage unserer Propaganda<, sagte er, und man konnte merken, wie oft er genau dieselben Worte verwendet haben mußte, >hätten wir die Ukraine bekommen, und das wäre speziell für meinen Beruf sehr gut gewesen, weil wir die Ukraine >besiedelt< hätten und die Leute wie ich dort dringend gebraucht worden wären.<“ (zitiert nach Stern, J. (2006), S. 108).

¹³⁹ Fanatismus wird in dieser Arbeit verstanden, als

- „- eine durch die Persönlichkeitsstruktur mitbedingte, auf *enge engte Werte und Inhalte* bezogene persönliche *Überzeugung* von hohem Identifizierungsgrad,
- die *Durchsetzung* dieser Überzeugung mit großer Intensität, Nachhaltigkeit und Konsequenz, unter hohem Energieaufwand..., wobei Dialog- und Kompromissunfähigkeit besteht,
- die *Bekämpfung von Außenfeinden* mit allen, auch rigorosen, aggressiven, vernichtenden Mitteln, unter gleichzeitiger positiver Gewissenskonformität (>*gutes Gewissen*<“ (Hole, G. (2004), S. 44, zu den Unterarten des Fanatikers und des Fanatismus sowie zu dessen Verbreitung vgl. ebd., S. 45ff.).

Vom Fundamentalismus unterscheidet sich der Fanatismus aufgrund seiner Struktur:

- „- Der *Fundamentalismus begründet* die Lehre oder Bewegung und stellt ihre *Verbindlichkeit* her.
- Der *Fanatismus kämpft* für diese Verbindlichkeit und versucht sie mit hohem energetischen Einsatz *durchzusetzen*“ (ebd.). Die Ausführungen dieser ersten, sowie auch der zweiten These belegen in vielfacher Hinsicht, dass das Politikverständnis und die daraus resultierende politische Praxis Hitlers und anderer Führer des NS-Regimes von Motiven geprägt waren, die dem psychologischen Konstrukt des Fanatismus, wie es hier definiert wurde, zuzurechnen sind (vgl. diesbezüglich auch ebd., S. 134ff.). Davon abzugrenzen sind dann die eher an rationaler Effizienz orientierten, oft als Technokraten kategorisierten Vertreter des Regimes, wie sie später noch dargestellt werden. Für sie alle gilt jedoch, dass sie mit ihrer Verfechtung der „völkischen Ideologie“ vor allem auch persönliche Motive, allen voran das egozentrische Bedürfnis nach Anerkennung, verfolgt haben.

nismus“ gebrauchten, „Bolschewismus“ sämtliche negativen, und von der Durchschnittsbevölkerung, insbesondere den Anhängern der christlichen Konfessionen aus Bürgertum und Bauernschaft als bedrohlich empfundenen, Entwicklungen zu verantworten hätten. Von dieser „Erziehung“ erfasst, schrieb ein Volksschüler 1936 zum Thema „Was ist Bolschewismus?“ Folgendes:

„>Die Juden haben aus den Russen Bolschewisten gemacht. Sie reißen die Kirchen ab. Die Kinder wissen nicht, wem sie gehören. Den Bauern nehmen sie die Felder und das Vieh. Sie sagen auch: Den lieben Gott brauchen wir nicht.<“ (zitiert nach Rossmeissl, D. (1985), S. 65f.).

Um seine ideologische Argumentation mit vorgeblichen anthropologischen Belegen zu erhärten, untergliederte Hitler die Menschheit schließlich in „drei Arten“, die „Kulturbe-gründer, Kulturträger und Kulturzerstörer“ (vgl. Hitler, A. (1933), S. 318). Ganz im Sinne seiner ideologischen Ansichten kommt für Hitler „als Vertreter der ersten [Katego-rie; der Autor] wohl nur der Arier in Frage“ (ebd.). Konsequenterweise wird in die letzte Kategorie des „Kulturzerstörers“ die „jüdische Rasse“ verortet (vgl. ebd., S. 329ff.).¹⁴⁰ Während der „Arier“ angeblich von Idealismus beseelt, für eine höhere Sache stolz auch den eigenen Vorteil, ja sogar das eigene Leben hingibt, behauptet Hitler, sei „der Jude“ in all seinem Tun vom „nackten Selbsterhaltungstrieb“ (ebd., S. 330) geleitet.¹⁴¹ Es ist an dieser Stelle nicht möglich, aber auch nicht nötig, die mitunter abstruse, von grundsätzlichen inhaltlichen Fehlern geprägte,¹⁴² und alle fehlenden empirischen Be-

¹⁴⁰ Tatsächlich galt gerade für die Kulturpolitik des NS-Regimes das genaue Gegenteil. Während die Nationalsozialisten damit scheiterten, „eine eigene Kunst, die sie mit Vorliebe nur >deutsche< nannten zu etablieren“ (Dussel, K. (1993), S. 267), setzten sie ihre, durch fanatischen Antisemitismus beseelte, Zerstörungswut gegen die kulturellen Exponate der „jüdischen“ Moderne ungehemmt um (vgl. ebd.).

¹⁴¹ Variationen dieser rassischen Attribuierungen des „Ariers“ und seines angeblichen Gegenparts, des „Juden“ finden sich in der NS-Propaganda zu tausenden, sie weichen jedoch höchstens partiell vom Hitler'schen Grundparadigma ab, sind zumeist eher anpassungswillige Anbiederungen an dieses und brauchen hier nicht in weiteren Beispielen exemplifiziert zu werden. Nicht wenige Beispiele finden sich bereits in den frühen Reden Hitlers aus der Zeit vor der Machtübernahme (vgl. exemplarisch Jäckel, E.; Kuhn, K. (1980), S. 190). Eine aufschlussreiche Interpretation einer solchen Rede liefert Klaus Holz (vgl. ders. (2001), S. 359ff.).

¹⁴² U.a. ist seine „Rassendefinition, biologisch gesehen, unrichtig, da hier der Rassebegriff mit dem übergeordneten Artbegriff gleichgesetzt wird. Zum zweiten ist seine Behauptung, in der Natur gäbe es als ewiges Gesetz den Trieb zur Rassereinheit, nicht haltbar“ (Zentner, Ch. (2006), S. 143). Hitlers Aussagen zur Bedeutung der Rassen sind faktisch falsch (vgl. schon Altner, G. (1969)). Schwierige Fragen, wie jene „nach der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Rassen“ (Zentner, Ch. (2006), S. 144) umgeht er unter Zuhilfenahme argumentativer Kunstgriffe und Hilfskonstruktionen (vgl. ebd.). Zudem stellt „der Ausdruck >arische Rasse< (Sanskrit: arya = vornehm, Adel)... die unzulässige Übertragung eines philologischen Begriffs auf einen konstruierten biologischen Tatbestand“ (ebd., S. 223) dar. „So etwas wie eine >arische< Rasse (oder auch eine >jüdische Rasse<)... existierte (nicht)“ (Longerich, P. (2002), S. 240). Ähnlich unzureichend ist die Diskussion der „Rassenfrage“ bei anderen Vordenkern des NS-Regimes, wie etwa Hans F. K. Günther (vgl. ders. (1933), auszugsweise abgedruckt bei Mosse, G.L. (1979), S. 101ff.). Auch sie läuft inhaltlich konsequent auf die Idealisierung einer „nordischen Rasse“ hinaus und verdammt in bekannter Weise die angebliche Vermischung der verschiedenen Rassen, vor allem mit jüdischen Erbanlagen. Ganz grundsätzlich gilt für die nationalsozialistischen „Natur“-Argumentation, wie für den Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts überhaupt, dass sie sich „naturwissenschaftlich...

lege mit dem schlichten Verweis auf das angebliche Walten der „Natur“ (vgl. ebd., S. 147) oder den angeblichen Willen Gottes ersetzende Argumentationslogik ausführlich nachzuzeichnen, welche Hitler in *Mein Kampf* zur Erörterung der „Rassenfrage“ vorexerzierte (vgl. hierzu zusammenfassend Zehnpfennig, B. (2000), sowie Zentner, Ch. (2006), S. 141ff.). Prinzipiell stehen alle seine diesbezüglichen Ausführungen in dem Bemühen, die eigene „Wir-Gruppe“ und sich selbst an deren Spitze, als deren „Führer“ zum Rassenadel zu erklären, sowie mit den „Juden“ das Bild einer feindlichen Gegengruppe zu etablieren (vgl. Janka, F. (1997), S. 187ff.).

Letztere strebe angeblich die Weltherrschaft an und verfolge, im Bewusstsein ihrer eigenen kulturellen Unfähigkeit und ewig dazu verdammt, sich als „Parasit im Körper anderer Völker“ von deren Errungenschaften zu nähren, den „arischen Kulturschaffenden“ mit neiderfüllter Missgunst. Die jüdische Assimilierung in Deutschland (und ebenso in allen anderen „Wirtsvölkern“) sei dementsprechend stets von dem Ansinnen motiviert, durch Anpassung die eigenen Andersartigkeit unsichtbar zu machen, sich unbemerkt in die Gesellschaft einzuschleichen und diese (letztlich aber die gesamte Welt) sukzessive unter die eigene Kontrolle zu bringen (vgl. Hitler, A. (1933), S. 342ff.). Dies würde aber, so die rassistische Logik Hitlers, zwangsläufig zum Verderben des Wirtsvolkes führen. Der Aufstieg der „arischen Rasse“ wäre somit untrennbar verbunden mit der sukzessiven „Ausmerze“ jeden jüdischen Einflusses. Für eine adäquate Einschätzung des Alltagslebens im Deutschland unter der NS-Herrschaft ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass diese „rassische“ Konstruktion keineswegs nur durch die Organe und Organisatoren der nationalsozialistischen Propaganda von außen, sowie durch die Parteiführung von oben in die unterschiedlichen Gebiete und Regionen eingebracht wurde. Indem gerade auch die kleineren Parteifunktionäre vor Ort, als Person greifbar und gerade in ländlichen Gebieten (vgl. Kaschuba, W.; Lipp, C. (1980), S. 119ff.) zudem oftmals schon aus der Zeit vor der Machtübernahme als Meinungsführer bekannt und anerkannt, die gleich lautende Botschaft stetig verkündeten, wurde sie allgegenwärtig und ihre vermeintliche Gültigkeit erhielt enormen Nachdruck. Exemplarisch für unzählige andere, die sich in Duktus und inhaltlichem Schwerpunkt unterscheiden mögen, nicht aber in der Art der Funktionalisierung des „Juden“, sei hier eine Rede des stellvertretenden Gauleiters aus Soltau zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zitiert:

gebärdete“ (Wildt, M. (2002), S. 851), in ihrem Narrativ jedoch „Geschichtsphilosophie blieb, die mit Rasse und Natur als historischer Basis, am Fortschritt, an der Entwicklung zum Höheren, Besseren, an deren Gesetzmäßigkeit wie Erkennbarkeit festhielt. Nicht die Erkenntnis von Natur stand im Mittelpunkt rassistischen Denkens, sondern geschichtliche Gesetze; Rasse nicht nur verstanden als biologische Definition von Menschengruppen, sondern vor allem als historische Mission, als geschichtlicher Auftrag“ (ebd.).

„<Es geht jetzt ums Ganze! Um deinen Hof! Um deine Kinder! Um unsere Zukunft, und es gibt keine Gnade. (...) Da gibt es noch einige Leutchen, die... mäkeln und ihre Informationen aus dem englischen Rundfunk beziehen. Fragen Sie solche Burschen: mein lieber Freund, hast du denn nicht gesehen, daß der Jude uns beinahe aufgefressen hätte, weißt du nicht, daß der Jude die schwarze Pest ist, daß er dabei ist, gegen uns zu hetzen und zu wühlen, auch durch die feindlichen Sender? Ehe Juda nicht verschwunden ist, gibt es weder Ruhe noch Frieden auf der Welt“ (zitiert nach Heer, H. (1980), S. 95).

Dieser Gefahr für die eigene „Rasse“, die angeblich von einer Unterwanderung und Überwältigung durch „die Juden“ ausgehe, sollten schon die jüngsten Mitglieder der „arischen Gemeinschaft“ gewahr sein. Dementsprechend wurden sie in den unterschiedlichsten Exponaten des NS-Erziehungssystems darauf hingewiesen.

Ein unsägliches, vor allem für den Vulgärrantisemitismus des „Stürmers“ typisches, jedoch auch für die gesamte Struktur judenfeindlicher Prägungen, welchen „arische“ Kinder ausgesetzt werden sollten, durchaus exemplarisches Beispiel stellen die antisemitischen Kurzgeschichten für Kinder dar, welche der Stürmerverlag 1938 unter dem viel sagenden Titel „Der Giftpilz“ herausgab. Diese sollten Eltern ihren Kindern vorlesen. In einer dieser Geschichten geht der kleine Franz mit seiner Mutter zum Pilze sammeln. Über die Bewertung der einzelnen gesammelten Pilze geraten die beiden zu einem Gespräch über „Giftpilze“, wobei die Mutter Franz die angeblichen Analogien zwischen Pilz- und Menschengattung erklärt:

„Und weißt du auch, wer nun diese schlechten Menschen, diese Giftpilze der Menschheit sind?“ fragte die Mutter... Franz wirft sich stolz in die Brust. „Jawohl, Mutter! Das weiß ich. Es sind die – Juden. Unser Lehrer hat das schon oft in der Schule gesagt.“

Lachend klopfte die Mutter ihrem Franz auf die Schulter. „Donnerwetter, du bist ja ein ganz gescheiter Junge! (...) Wenn sie sich auch noch so verstellen, wenn sie auch noch so freundlich zu uns tun, und wenn sie tausendmal sagen, sie würden es gut mit uns meinen, so dürfen wir das nicht glauben. Sie sind nun einmal Juden und bleiben Juden. Sie sind giftig für unser Volk!“

„Wie die Giftpilze!“ sagt Franz

„Ja, mein Kind! Wie ein einziger Giftpilz eine ganze Familie töten kann, so kann ein einziger Jude ein ganzes Dorf, eine ganze Stadt, ja sogar ein ganzes Volk vernichten.“

Franz hat die Mutter verstanden“ (zitiert nach Bromberger, B.; Mausbach, H. (1987), S. 41ff.).

Der Einleitungstext zu diesem Buch stellte die, als „Erziehung“ deklarierte, Zielsetzung derartiger Ausführungen klar:

„Die deutsche Jugend muß den jüdischen Giftpilz kennenlernen. Sie muß wissen, welche Gefahr der Jude für das deutsche Volk und die ganze Welt bedeutet. Sie muß wissen, daß die Judenfrage eine Schicksalsfrage für uns alle ist. Die nachstehenden Kurzgeschichten künden die Wahrheit über den jüdischen Giftpilz. Sie zeigen uns die verschiedenartigen Gestalten, in denen der Jude auftritt. Sie zeigen uns die Verkommenheit und Niedertracht der jüdischen Rasse. Sie zeigen uns

den Juden als das, was er in Wirklichkeit ist, als Teufel in Menschengestalt“ (zitiert nach ebd., S. 44).

Dieser Intention wurde, zumindest von überzeugten NS-Lehrern, auch in der Schule nachgekommen. Die, 1928 geborene, Zeitzeugin Gudrun Wilcke erinnert sich, wie sie als damals zehnjähriges Mädchen von einer Lehrerin eine Geschichte aus dem „Giftpilz“ vorgelesen bekam (vgl. dies. (2005), S. 89f.). Es ging um zwei Mädchen, „die im Wartezimmer eines Zahnarztes auf ihre Behandlung warteten. Außer ihnen war niemand im Raum. Der Zahnarzt, ein hässlicher, kleiner, dicker Mann mit Krummnase und schwarzem Kraushaar, (also ein Jude!), winkte das erste Mädchen ins Behandlungszimmer. Das zweite Mädchen blieb allein zurück. Auf einmal hörte es das verzweifelte Gejammer des ersten Mädchens: ‚Ach nein, Herr Doktor! Bitte nicht, Herr Doktor!‘ – Dann Stille. Die Tür des Behandlungszimmers öffnete sich, der Zahnarzt, teuflisch grinsend, erschien und winkte dem zweiten Mädchen, ohne dass das erste herausgekommen wäre. Das zweite Mädchen wich dem Arm des Zahnarztes aus und rannte davon, hinaus aus der Zahnarztpraxis“ (ebd., S. 89).

Ganz im Sinne des NS-Erziehungskonzeptes, welche seine ideologischen Botschaften effizient vermitteln wollte, sich aber um die empathische Fürsorge für die kindlichen Rezipienten wenig scherte, erfolgte das weitere Vorgehen der Lehrerin:

„Sie ließ uns mit diesem Schluss allein. Auf Fragen nach dem Schicksal des ersten Mädchens antwortete sie nur: ‚Macht euch Gedanken darüber.‘“ (ebd.).

Die Wirkung auf den entstehenden „Rassesinn“ der jungen Heranwachsenden fiel wie beabsichtigt aus:

„Mich hat diese Geschichte wochenlang beschäftigt, hat mir Alpträume verursacht! Wir waren ja noch nicht aufgeklärt, hatten aber schon mitgekriegt, dass es Verbrechen mit Namen ‚Notzucht‘ oder ‚Kindesmissbrauch‘ gab, die mit Sexualität zu tun hatten. Was dabei Mädchen oder Kindern angetan wurde, wussten wir zwar nicht genau, waren aber davon überzeugt, dass es etwas ganz Furchtbares sein musste. Das Resultat meines ‚Gedanken-drüber-Machens‘ war die Erkenntnis: ‚So etwas Schreckliches tun Juden Deutschen an! Dann ist es doch unser Recht, uns gegen sie zu wehren!‘“ (ebd.).

Abgesehen von der perfiden antisemitischen Verleumdung wird hier deutlich, dass die NS-Erziehung nicht davor zurückschreckte, zur nachhaltigen Vermittlung ihrer ideologischen Botschaften eine gezielte Verängstigung und emotionale Überforderung ihrer Zöglinge anzustreben.

Vergleichbare Versuche einer praktischen Umsetzung der Intention, den „Rassesinn und das Rassegefühl“ allgemein und insbesondere in dieser konkreten Form des radikalen Antisemitismus in die nachwachsenden „arischen“ Generationen „hineinzubrennen“ (vgl. Hitler, A. (1933), S. 475f.), ließen sich, in unterschiedlichen Ausprägungsgraden und dabei konkret angewandten Methoden, für alle Bereiche der NS-Erziehung nachweisen (vgl. etwa zur Thematisierung der „Rassenhygiene“ in Schul-

büchern der NS-Zeit Kollmann, M. (2006) sowie zum Antisemitismus in Schulbüchern der NS-Zeit Schwerendt, M. (2009)). Im Rahmen des nationalsozialistischen Schulunterrichts wurde schon im Bereich der Elementarbildung versucht, die grundlegenden Botschaften des antisemitischen Deutungsmusters ins Bewusstsein der jüngsten „Volksgenossen“ zu implementieren. In einem verbreiteten (Auflage 70.000) und im Schulunterricht verwendeten Bilder- und Lesebuch mit dem bezeichnenden Titel *Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid*¹⁴³ (von Elvira Bauer 1936 im Stürmer-Verlag veröffentlicht), wurden entsprechende Illustrationen gezeigt und knapp kommentiert (vgl. Augustinovic, W.; Moll, M. (1991)). Um das Wesentliche sicher zu vermitteln, wurden Schlagwörter, wie „Teufel“, „Juden“, „Hängemaul“, „Schuft“ etc. durch Rotdruck besonders kenntlich gemacht (vgl. Schwerendt, M. (2009), S. 7). In der Erziehungswissenschaft ist noch immer ein Desiderat an größeren Untersuchungen und zusammenhängenden Darstellungen zur Durchdringung damaliger Pädagogik durch Theorie und Praxis nationalsozialistischer Rassenpolitik zu beklagen (vgl. ebd., S. 9f.). Ganz grundsätzlich ist jedoch zu konstatieren, dass „in den vorliegenden Untersuchungen zur nationalsozialistischen Schule eine angemessene Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes antisemitischer und rassistischer Aussagen in Schulbüchern, Lehr- und Rahmenplänen oft fehlt. Dieses Manko führt dazu, den Stellenwert antisemitischer Inhalte im Zusammenhang nationalsozialistischer Verfolgungspraxen inadäquat einzuschätzen“ (ebd., S. 30).

Diesbezüglich hat die systematische Schulbuchanalyse¹⁴⁴ Matthias Schwerendts, in welcher er im Einzelnen Schul- und Lehrerhandbücher, Unterrichtshefte für die Fächer Geschichte, Deutsch, Religion und Biologie, sowie für einen fachübergreifenden rassenkundlichen Unterricht untersucht (vgl. ebd., S. 13), einen ersten wichtigen Beitrag zur Lückenschließung gebracht. Im Ergebnis kann Schwerendt einen auch quantitativ beachtlichen „Einbruch eines ‚naturwissenschaftlichen Rassenparadigmas‘ in die bis dahin stark geisteswissenschaftlich geprägte Tradition der Lehrerbildung und demzufolge auch in Schulbücher und Curricula“ (ebd., S. 10) nachweisen. „Neben Ärzten waren Lehrer sowohl Hauptadressaten als auch Multiplikatoren nationalsozialistischer Rassenhygiene und Rassenpolitik“ (ebd.).

¹⁴³ Das Buch kann im Internet vollständig eingesehen werden, unter:

<http://www.archive.org/details/TrauKeinemFuchsAufGrnerHeidUndKeinemJdAufSeinemEid>

¹⁴⁴ Aus den untersuchten Schulbüchern verschiedener Fächer stellte Schwerendt einen Analysekorpus von 132 Texten zusammen, in welchen etwa 4000 antisemitische Äußerungen gefunden wurden, die er in 284 unterschiedliche Items zusammengefasst hat (vgl. ders. (2009), S. 20), anhand derer die Bandbreite des Antisemitismus in deutschen Schulbüchern der NS-Zeit differenziert dargestellt werden kann (vgl. ebd., S. 199ff.).

Die Zahl der rassentheoretischen und antisemitischen Abhandlungen, Aufsätze, Kommentare und Abschnitte in den Schul- und Lehrbüchern der NS-Zeit ist Legion (vgl. ebd., S. 11). Es spricht letztlich viel „für die Annahme einer signifikanten und flächendeckenden Integration antisemitischer und rassistischer Inhalte in die allgemeine Unterrichtspraxis an deutschen Schulen in der Zeit von 1933-45“ (ebd., S. 334). Die Effizienz des antisemitischen Unterrichts wurde mitunter durch Schulräte bei Unterrichtsrevisionen überprüft (vgl. ebd., S. 14).

Aus Schwerendts Analysen ergab sich erneut eine Bestätigung der, für die Bildungsforschung erstaunlichen, Erkenntnis, dass die Derivate der rassistischen Diskurse innerhalb einzelnen Fachdidaktiken „in der schulpädagogischen Diskussion nicht selten eng mit reformpädagogischen Ansätzen und methodisch didaktischen Konzepten verbunden gewesen (sind), deren moderner und effizienter Aufbau gerade nicht auf eine ‚lupenreine Indoktrination‘ abzielte“ (ebd., S. 11). Dieser Befund macht deutlich, dass die Annahmen einiger historischer Analysen, sowie die Erinnerungen vieler Zeitzeugen an einen plumpen, indoktrinativen und letztlich wirkungslosen antisemitischen Unterricht zumindest nicht die ganze Bandbreite entsprechender pädagogischer Maßnahmen erfassen (vgl. ebd.). Es wurde deutlich, „dass die Vermittlung menschenverachtender Unterrichtsinhalte durchaus kompatibel ist mit modernen, reformpädagogischen Unterrichtsmethoden“ (ebd.). Dies bedeutet freilich kein Versagen der Methode, die ja auf Vermittlung ausgerichtet, und für sich genommen m.E. neutral ist. Sie erfährt ihre spezifische Beurteilung aufgrund historisch und kulturell abhängiger Vorgaben. Daher werden auch diese nationalsozialistischen Vermittlungsansätze durch den perfiden Instrumentalisierungswillen des Regimes problematisch, ihre Methoden durch diesen Kontext, nicht aber per se fragwürdig.

Auch die Erziehungswissenschaft der NS-Zeit öffnete sich für die rassenideologischen Paradigmen des Regimes, schuf, abgesehen von den Ergebnissen der Rassenpsychologie, kein eigenes Rassenparadigma (vgl. ebd., S. 337):

„Ihre Beiträge zur Theoriebildung lagen in der Integration rassenhygienischer, rassensoziologischer und erbbiologischer Rassenkonzepte in die eigene Disziplin. Viele ihrer Vertreter nahmen dieses Paradigma bereitwillig auf und integrierten es vor allem in die Schulbücher und in viele didaktisch und methodisch angelegte schulpraktische Texte“ (ebd., S. 338).

In den entsprechenden Inhalten werden die antisemitischen Deutungsmuster vorrangig im Kontext dreier bekannter Themenkomplexe platziert: Die „jüdische Moderne“, die „jüdische Verschwörung“, sowie antisemitisches Handeln bildeten zusammen mehr als die Hälfte aller antisemitischen Argumentationsmuster ab (vgl. ebd., S. 233). „Sie können deshalb als Kernelemente antisemitischer Inhalte in den nationalsozialis-

tischen Schulbüchern gelten“ (ebd.). Ergänzt wurden diese Elemente durch die Berufung bekannter antisemitischer Chiffren, des rücksichtslosen Händlers, eines verschlagenen, angepassten und manipulierenden Menschen, sowie dessen behauptete Wurzellosigkeit, sowie sein feiges und unsoldatisches Verhalten. „Der Jude“ wurde geschildert, als Ausbeuter, als Prototyp eines hedonistischen, moralisch verkommenen und kriminellen Menschen (vgl. ebd.). Diese Versatzstücke fanden sich in den Schulbüchern aller von Schwerendt untersuchten Fächer, sowie in den fachübergreifenden Werken (vgl. ebd.).

Diese Vermittlung antisemitischer Ideologeme an die nachrückenden Generationen der „Volksgemeinschaft“ vollzog sich auch im Rahmen des „HJ-Dienstes“, die am weitesten verbreitete konkrete Erziehungsmaßnahme des Regimes. Hier gab es diesbezüglich Unterschiede im Vorgehen zwischen weiblichem „BDM“ und männlicher „HJ“, oder zwischen „Jungvolk“ und eigentlicher „Hitlerjugend“. Die Grundintention blieb jedoch übergreifend dieselbe. Entgegen anders lautender Berichte, welche sich vorwiegend in der apologetischen Erinnerungsliteratur ehemaliger „HJ-Führer“ (vgl. mit entsprechenden Literaturhinweisen Buddrus, M. (2003), S. 72), aber auch in den Retrospektiven einfacher Mitglieder der damaligen „Jugendorganisation des Führers“ finden, die sich oftmals an die erlebte Vermittlung ideologischer Inhalte nicht erinnern können oder wollen¹⁴⁵, beziehungsweise diese rückblickend zur unbedeutenden Randerscheinung im Alltag des „HJ-Dienstes“ verkürzen, „gehörte der Bereich der sogenannten rassenpolitischen Schulung“ seit Anfang 1934 „zum festen Inventar der weltanschaulichen Schulungsarbeit der HJ“ (ebd., S. 70). Im Juni 1939 verkündete der „Reichsjugendpressedienst“ dementsprechend, dass der „Rassegedanke“ vor allem in seiner antijüdischen Ausprägung zum „... Mittelpunkt aller weltanschaulichen Erziehungsarbeit in der Hitler-Jugend...“ (zitiert nach ebd.) geworden sei und rühmte sich dieser Entwicklung als herausragende Leistung im Bereich der Erziehungsgestaltung (vgl. ebd.). Allerdings muss bei der Analyse derartiger Vermittlungsprozesse der NS-Ideologeme die Bandbreite der angewandten Vermittlungsansätze berücksichtigt werden. Eine einseitige Orientierung an und Berufung auf Gehirnwäsche-Praktiken, wie sie etwa in George Orwells Roman *1984* geschildert werden, ermöglicht es einerseits den damaligen Mitgliedern der Jugendorganisation derartige Erfahrungen authentisch von sich zu weisen, andererseits verstellt sie den Blick für die subtileren

¹⁴⁵ So ist etwa „die stereotyp vorgetragene Legende, in der HJ sei das Lesen der von Streicher herausgegebenen Zeitschrift *Der Stürmer* verboten gewesen“ (Buddrus, M. (2003), S. 72) anhand der überlieferten Unterlagen nicht nachzuweisen und angesichts der positiven Bewertungen, welche Schleicher durch den „Reichsjugendführer“ von Schirach erfuhr recht fraglich (vgl. ebd.).

Vermittlungspraktiken, wie sie im NS-Erziehungswesen einschließlich der Propaganda Verwendung fanden.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Auf einer Tagung der „Abteilungsleiter und Abteilungsleiterinnen für weltanschauliche Schulung der HJ-Gebiete und BDM-Obergau“ verwies der anwesende „Chef des Amtes für weltanschauliche Schulung der Reichsjugendführung“ die Teilnehmer auf eine neue, aus den Vorgaben der „Rassengesetze“ von Nürnberg abgeleitete „Erziehung der Jugend“, welche es gelte, „... dem großen und letzten Sinn unseres Lebens dienstbar zu machen“, der da hieße, „Volk und Rasse. In diese Zielsetzung ordnen wir auch die Jugenderziehung ein“ (Zitate nach Buddrus, M. (2003), S. 73). Aus dieser Haltung resultierten in der unmittelbaren und weiteren Folgezeit Arbeitsmaterialien für die „HJ-Dienste“, welche sich mit Themen wie den „... Auswirkungen der Rassenmischung am Beispiel des Untergangs alter Völker und Kulturen...“ oder den „Ergebnisse[n] der Bastardforschung“ befassten. Letzteres sollte den Heranwachsenden das „Schicksal des seelisch zerrissenen, zwischen den Rassen stehenden Bastards... veranschaulichen und die Einflüsse der Verbastardisierung auf Politik und Kultur... demonstrieren“. „Ziel dieser Aufklärung“ sollte dann eine erfolgreiche „Erziehung zu einem gesunden Rassenstolz“ sein (alle Zitate nach ebd.). Mit diesen und anderen, an der NS-Ideologie orientierten Schulungsthemen (vgl. ebd.) waren an den „HJ-Abenden“ Kinder und Jugendliche ab dem 12. Lebensjahr und konzentriert Mädchen und Jungen in ihrem 15. Lebensjahr konfrontiert. Zwölfjährige hatten Thematiken, wie „Kampf und Auslese – Gesetz allen Lebens“, „Blutsgemeinschaft Volk“, „Haltet euer Blut rein“ oder „Das deutsche Volk muß wachsen“ durchzuarbeiten. „Das zentrale Heimabendthema ‚Das Volk und sein Bluterbe‘“ (ebd.) wurde bei den Jungen mit Unterthemen, wie „Kampfauslese in der Natur“ oder „Gesetze der Vererbung“, sowie bei den zwölfjährigen Mädchen mit Unterthemen, wie „Wir wahren die Reinheit des Blutes“ oder „Gesetze schützen das gesunde Erbgut“ (vgl. ebd.). Letztere hatten zudem „Ahnen- und Sippschaftstafeln“ anzulegen. Zur Vermittlung der „Nürnberger Gesetze“ wurde das Thema „Rasse“ im Frühjahr 1936 in allen „HJ-Einheiten“ in einem zwölfwöchigen Kurs behandelt (vgl. ebd., S. 73f.). Mit der Vorlage eines umfangreichen Handbuches für die Schulungsarbeit der „HJ“ durch die führenden „HJ-Weltanschauungsfunktionäre“ Fritz Brennecke und Paul Gierlichs nahm die rassenpolitische Arbeit der „HJ“ eine neue Qualität an (vgl. ebd., S. 74). Im Kapitel „Bevölkerungspolitik“ dieses Handbuches wurden beispielsweise die „Ausmerze des Minderwertigen und Auslese des Höchstwertigen“ als zentrale „Mittel“ vorgestellt, um das Ziel „den rassischen Wertzustand unseres Volkes zu erhöhen und zu erhalten“ erfolgreich umzusetzen (Zitate nach ebd.). Zudem wurde ab 1937 auch im Bereich der „rassenpolitischen Schulung“ die Zusammenarbeit mit anderen NS-Organisationen, allen voran Himmlers „SS“ angeordnet (vgl. ebd.). Hierdurch sollten zunächst die Führer der „Jugendorganisation“ und später die einfachen „HJ-Mitglieder“ durch eine gezielte Verwendung von Schulungsinhalten und Schulungsmethoden der „SS“ an deren „aktive ‚Rassenpolitik‘“ herangeführt werden (vgl. ebd.). War diese Vereinbarung nahezu vollständig auf die männliche „HJ“ ausgerichtet, so wurde parallel hierzu auch im „BDM“ eine rassenpolitische Schulung nach „spezifisch weibliche[n]“ Kriterien etabliert (vgl. ebd., S. 74f.). Deren Ziel war es, „dem Willen und den Gesetzen des Staates auf biologischem und rassenpolitischem Gebiet‘ in der ‚gesamten weiblichen Jugend von 10 bis 21 Jahren... stärksten Widerhall‘ zu verschaffen“ (ebd.). Im Ergebnis sollten die „blutsmäßigen Lebensfragen und Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes den Mädeln durch die rassenpolitische Erziehung zur eigenen Verpflichtung“ (zitiert nach ebd., S. 75) werden. Letztlich war die rassistische Indoktrinierung der Jungen wenngleich unterschwellig, so doch in zunehmendem Maße vom Aspekt einer anzustrebenden Vernichtung der „Fremdrassigen“ geprägt, wobei die Erörterungen zur „Lösung der Rassenfrage“ immer stärker auch Optionen zu einer „Ausschaltung“ störender „Rassenelemente“ vermittelten (vgl. ebd.). Demgegenüber wurde die Rassenthematik im „BDM“ vor allem „unter bevölkerungspolitischen, fortpflanzungsorientierten und sexualhygienischen Gesichtspunkten behandelt“ (ebd.). Durchweg wurde hierbei überwiegend eine nachhaltige „Internalisierung von Vorurteilen, Stimmungen und Grundüberzeugungen“ (ebd.) angestrebt, wie sie die nationalsozialistische Weltanschauung vorgaben und wie sie den Machterhalt und -ausbau des NS-Regimes sichern sollten. Die rassenpolitische Schulung in der „HJ“ wurde in der Folgezeit bis zum Untergang des Nationalsozialismus 1945 weiter ausgebaut, an den ideologischen Zielsetzungen des Regimes ausgerichtet (vgl. ebd., S. 75ff.), sowie nach dessen jeweiligen herrschaftspragmatischen Intentionen (vgl. These 5) verschärft oder abgeschwächt. Letzteres bedeutete keinesfalls ein etwaiges Umdenken bei der politischen Führung, die entsprechenden Unterdrückungen oder Verschleierungen derartiger Schulungsthemen erfolgten rein zweckgebunden, dem obersten Ziel des nationalsozialistischen Machterhaltes folgend. Dass man hierbei keineswegs nur kurzfristigen Notwendigkeiten folgte, sondern langfristig die Vermittlung der NS-Ideologie an die jungen Generationen der „Volksgemeinschaft“

Es lässt sich im Nachhinein kaum pauschalisieren, in welcher Form und in welchem Ausmaß die Mitglieder der „HJ“ mit ideologischen Indoktrinationsversuchen konfrontiert waren. Hier spielen vom Wohnort über den Zeitpunkt des Dienstes bis zur Persönlichkeit des jeweiligen „HJ-Führers“ zu viele potentielle Differenzierungsfaktoren eine Rolle. Dass eine solche „Überzeugungsarbeit“ allerdings als Aufgabe der „Hitler-Jugend“ verstanden und konzipiert wurde, steht außer Frage. Die Schulungsinhalte, welche bei den Dienstabenden der einzelnen „HJ-Gruppen“ bearbeitet werden sollten, waren zudem von oben vorgegeben und von oder mit Zustimmung einer „Reichsjugendführung“ konzipiert worden, welche sich unabhängig von ihrem aktuellen Personal stets durch einen überzeugten Antisemitismus auszeichnete (vgl. ebd., S. 72).¹⁴⁷ Mit dem Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im Jahr 1935 „verloren auch die antijüdischen Schulungsinhalte der HJ-Heimabende viel von ihrer bisherigen ‚Naivität‘; sie wurden konkreter und extremer, radikaler und handlungsorientierter“ (ebd.). Die „Reichsjugendführung“ war aktiv bemüht ihren Zöglingen die entsprechenden Deutungsmuster und Handlungsmotivationen zu implantieren, wie sie aus der NS-Weltanschauung resultierten (vgl. ebd., S. 73ff.). Im Ergebnis fanden sich unter denjenigen, die sich aktiv an den gewaltsamen Ausschreitungen gegen jüdische Mitbürger beteiligten, nicht wenige Mitglieder der „Hitler-

plante, verdeutlicht schon die Tatsache, dass bereits 1936 die „HJ-Multiplikatoren der NS-Weltanschauung“ bezüglich des Themas „Weltgefahr Bolschewismus“ instruiert wurden (vgl. ebd., S. 80). Dies geschah mit der Zielsetzung, die „HJ-Mitglieder“ auf ihren praktischen Einsatz „im Komplex der 1937/38 forcierten antijüdischen und außenpolitischen Offensivmaßnahmen“ (ebd.) des NS-Staates vorzubereiten und einzustimmen. Die vorangegangenen Ausführungen belegen, dass eine rassenpolitische Schulung spätestens nach dem Erlass der „Nürnberger Gesetze“ zu den zentralen Elementen des „HJ-Dienstes“ gehören sollte und weitgehend gehörte. Auf der Suche nach derartigen Agitationen der Ideologievermittlung innerhalb der „HJ-Dienste“ darf freilich nicht nach offenen Erwähnungen oder Befürwortungen des Holocaust gesucht werden. Wie angedeutet, geschah diese Indoktrination subtiler, so dass sie reibungsloser an die Dispositionen der Heranwachsenden anknüpfen konnte. Das Regime strebte hiermit schließlich einerseits eine Legitimation seines politischen Handelns an, welche die Jugendlichen verinnerlichen und in ihre Umwelt tragen sollten, sowie andererseits eine tiefe Internalisierung der Maximen der NS-Ideologie bei den Jugendlichen, die in Folge dessen eine entsprechende Überzeugung entwickeln und ein entsprechendes eigenes Handeln an den Tag legen sollten. Die zu behandelnden Themen, sowie die Materialien und Methoden ihrer Vermittlung waren den „HJ-Führerinnen und Führern“ auf den untersten Ebenen weitgehend vorgegeben. Wie sie diese Aufgaben jedoch konkret wahrnahmen, dies lässt sich nicht pauschalisieren und konnte graduelle individuelle Abweichungen, Schwerpunktsetzungen oder auch Relativierungen beinhalten. Bisher ist vor allem aus den hier erwähnten Intentionen und Praktiken der „Reichsjugendführung“, sowie aus den Erfahrungsberichten einzelner ehemaliger „HJ-Mitglieder“ auf die Umsetzung dieser Vorgaben in den „HJ-Diensten“ geschlossen worden. Systematische Analysen zur konkreten Form der tatsächlich erfolgten ideologischen Schulung in der „HJ“ liegen demgegenüber nur wenige vor. Allein von einer solchen Basis ließe sich jedoch zuverlässig auf die Wirksamkeit derartiger Indoktrinationsversuche schließen.

¹⁴⁷ Dies gilt etwa für die „Reichsjugendführer“ von Schirach und Axmann, deren nach 1945 publizierte Relativierungsbehauptungen bezüglich ihres Antisemitismus während der NS-Zeit Buddrus zu Recht mit dem Verdacht apologetischer Selbstdarstellung versieht (vgl. ders. (2003), S. 72).

Jugend“ (vgl. exemplarisch BenGershon, E. (1993), S. 35, sowie Frodien, U. (2002), S. 134).¹⁴⁸

Den obigen Exponaten ließen sich viele vergleichbare, aus dem NS-Erziehungswesen oder der NS-Propaganda hinzufügen, dies ist an dieser Stelle aber nicht nötig. Entscheidend ist vielmehr, dass sie, mit den oben erwähnten kleineren Einschränkungen, exemplarisch für eine Struktur von Prägungsversuchen sind, mit denen alle, in diesem Fall die jüngsten, „Volksgenossen“ zu Antisemiten im Sinne des nationalsozialistischen Regimes erzogen werden sollten.

Diese Intention fruchtete bei vielen damals Heranwachsenden „Ariern“ in einer Weise, die es erlaubte, beinahe jedes diesbezügliche Erlebnis entsprechend der nationalsozialistischen Deutungsvorgabe zu interpretieren. Auf den ersten Blick ganz anders

¹⁴⁸ Zur Beteiligung von Mitgliedern der „HJ“ an frühen, immer wieder auch gewalttätigen, Übergriffen gegen die jüdische Bevölkerung vgl. Brumlik, M.; Kunik, P. (1988), S. 27ff., Buddrus, M. (1990), Obst, D. (1991), S. 265, 267f., 305, Friedländer, S. (2000), S. 154, Nolzen, A. (2000), Bajohr, F.; Pohl, D. (2006), S. 34, Campbell Bartoletti, S. (2007), S. 81f., Wildt, M. (2007), S. 161, 165f., 201, 294 sowie exemplarisch Knopp, G. (2001), S. 92, 171. Zum „BDM“ vgl. Burleigh, M. (2000), S. 334. Zur Beteiligung an den konzentrierten Boykottaktionen 1933 vgl. Ginzel, G. B. (1984), S. 209, Seidel, D. (2004), S. 45, bei spontanen Boykottaktionen, vor allem in ländlichen Regionen Wildt, M. (2007), S. 210f. und 295, sowie in Großstädten Friedländer, S. (2001), S. 284. Zur Beteiligung an den Zerstörungen und Gewalttaten der „Reichskristallnacht“ vgl. Buddrus, M. (1998), Wildt, M. (2007), S. 333, sowie exemplarisch BenGershon, E. (1993), S. 98 und Tausk, W. (2000), S. 182. Zur Beteiligung an antisemitischen Gewaltakten im erweiterten Kontext des Zweiten Weltkrieges vgl. exemplarisch Ganor, S. (1998), S. 56ff. Diesbezüglich zum „BDM“ vgl. Kaplan, M. (2003), S. 267, Stargardt, N. (2006), S. 24 und 147. Zur Beteiligung an den nationalsozialistischen Endphasenverbrechen (vgl. These 5) vgl. Hammermann, G. (2006), S. 138, Wildt, M. (2008), S. 203, sowie exemplarisch Bergau, M. (1994), S. 111ff. Zur Beteiligung an antisemitischen Gewalttaten im angeschlossenen Österreich vgl. Alexandre, M. (1998), S. 154. Motiviert wurden die Heranwachsenden hierzu meist aus einem Gemisch ideologischer Verblendung und anerzogener Befehlsempfänglichkeit, daneben aber auch Streben nach anerkennenswerter Leistungsbereitschaft und pubertärem Machtbedürfnis (vgl. Bajohr, F.; Pohl, D. (2006), S. 34). Schon diese Exempel widersprechen jeder Einstufung der „Hitlerjugend“ als unpolitisches, rein jugendpflegerisches Apercu der NS-Herrschaft. Eine moralische Kontaminierung ihrer Mitglieder kann demgegenüber hieraus nicht einfach abgeleitet werden. Sie erfordert eine differenziertere Analyse (vgl. Kater, M. (2005), S. 224ff.). Diese Argumentation verdeutlicht, dass es letztlich keine abschließend klärenden Bewertungsmaßstäbe für eine pauschale moralische Einstufung der „HJ-Mitglieder“ geben kann. Eine entsprechende Beurteilung hängt immer von den Einstellungen des Beurteilenden (vgl. hierzu Hentig, H. v. (2007), S. 160) und dessen Schwerpunktsetzungen, von den individuell begangenen Handlungen der jeweiligen Angehörigen von „HJ“ und „BDM“, deren Voraussetzungen und vor allem ihren erkennbaren Alternativen ab. Feststeht jedoch, dass die von Baldur von Schirach im Nürnberger Prozess vorgebrachte Exkulpation (vgl. Wortmann, M. (1982), S. 13f. sowie Schreckenber, H. (2001), S. 427f.) der deutschen Jugend beides nicht leisten kann, eine Entbindung von Schirachs von seiner Verantwortung, die Heranwachsenden gezielt Hitler, dem Nationalsozialismus und schließlich einem Kriegseinsatz zugeführt zu haben, sowie „die Jugend“ von ihrer Verantwortung zu befreien, für all das, was sie in diesem Kontext konkret getan hat. Letztlich kann die Frage nach moralischer Verantwortung der damaligen „Hitlerjugenden“ wohl nur so mehrdeutig geklärt werden, wie dies der jüdische Zeitzeuge Jorge Semprun in seinem Bericht über seine Erfahrungen im Holocaust getan hat. Als er mit anderen Juden in einem Deportationszug durch Trier gefahren wird, bewirft ein Junge diesen mit Steinen. Semprun kommentiert dies folgendermaßen und für die hier diskutierte Gesamtthematik bezeichnend: „Er kann nichts dafür, der Junge, und doch kann er dafür. Er hat sich nicht selber zu einem kleinen Nazi gemacht, und doch ist er ein kleiner Nazi. Vielleicht hat er schon gar keine andere Wahl mehr, als jetzt ein kleiner Nazi zu sein und später ein großer Nazi zu werden“ (ders. (1981), S. 37).

anmutende Wahrnehmungen konnten so als Beleg der angeblichen Gefährlichkeit der „Juden“ gedeutet werden. Auf der anderen Seite gab es für die betroffenen Mitglieder der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und der eroberten Gebiete Europas bald keinen Ausweg mehr aus diesem Deutungskreis. Ein Bericht eines damals heranwachsenden „Volksgenossen“ verdeutlicht dies:

„Im Sommer 1943... war (ich) einmal mit zwei Klassenkameraden zu einer Radtour aufgebrochen, als wir plötzlich am Rande eines Waldes auf ein Sperrschild stießen, das in einem anderen Ton abgefaßt war als gemeinhin. Es wurde angedroht, daß sofort ohne Aufruf scharf geschossen werde, wenn man weiterginge. Man wußte auch als 14jähriger sofort, daß das auf entflohene KZ-Häftlinge aus Buchenwald gemünzt war. Ich kann auch die Empfindungen rekonstruieren, die mir durch den Kopf gingen: ‚Was mögen das für ungeheuer gefährliche Menschen sein, daß dort sofort auf die geschossen wird!‘“ (zitiert, nach Schörken, R. (2004), S. 146).

Die öffentliche Klassifizierung der „Juden“ als Gefahr für Leib und Leben der „Volksgenossen“ trug soweit, dass sie als Bedrohung angesehen wurden, selbst wenn die vermeintlich Gefährdeten sie einsperrten und mit Waffengewalt bedrohten. Im vorigen Beispiel des Gespräches zwischen Mutter und Sohn über die „Giftpilze“, werden die gefährlichen Elemente dieser, für „arische“ Kinder anvisierten, Wahrnehmungsstruktur deutlich. Neben einer perfiden Diffamierung „der Juden“ und der gezielten Evozierung von Ängsten vor den so titulierten Mitmenschen werden nämlich noch zwei, aus sozialisationstheoretischer Sicht fast noch bedenklichere, Lernvorgaben vermittelt. Erstens wird, durch den, im vollständigen Text noch deutlich ausführlicher und direkter formulierten, Hinweis auf die Verstellungskünste und Täuschungsabsichten „des Juden“, den Heranwachsenden Zuhörern bereits Immunität gegenüber empirischen Gegenbeweisen zur nationalsozialistischen Argumentation eingepflegt. Zweitens wird, durch die unverhohlene Vergabe emotionaler Belohnung (Anerkennung durch die Mutter) für die erfolgte kindliche Äußerung antisemitischer Ressentiments, den jungen Zuhörern suggeriert, dass Judenfeindlichkeit sozial erwünscht und ihre Übernahme lediglich eine Frage der jeweils vorhandenen Intelligenz bzw. des Informationsstandes sei. Wer, nach diesem Schema, nicht antisemitisch eingestellt wäre, dem fehlten einfach Klugheit oder Wissen, um die eigene Umwelt zutreffend interpretieren zu können. In jedem Fall wurde Judenfeindlichkeit von den Heranwachsenden als positiv besetzte Eigenschaft verinnerlicht.

Die angebliche Boshaftigkeit und Degeneration des „Juden“ stellte schließlich die definitorische Negation des „Ariers“ dar, dessen ansonsten vage Definition vor allem hierüber verifiziert und konkretisiert wurde. Dass die „arische Rasse“ wertvoll und zur Weltherrschaft auserkoren sei, dies wurde von den NS-Funktionären immer wieder – und wiederum insbesondere vor den Heranwachsenden in den unterschiedlichen NS-

Erziehungseinrichtungen – mit argumentativen Zirkelschlüssen vertreten, welche sich scheinbar selbst belegen konnten. Diese Struktur findet sich beispielsweise in den Erinnerungen des, 1925 geborenen, Zeitzeugen Sally Perel an die Erklärungen seines damaligen „Rassekundelehrers“ über „>die völkische Beschaffenheit unserer Gemeinschaft<“:

„>Das Bündnis des deutschen Blutes< bestand aus sechs Rassen; die Herrenrasse, die sich vor allen anderen auszeichnete, war die nordische. Diejenigen, welche ihr entstammten, besaßen Eigenschaften, die sie zu Macht, Organisation, Wissenschaft und Kultur prädestinierten. Daß Gott ausschließlich der nordischen Rasse diese Eigenschaften verliehen hatte, bewies, daß sie – und nur sie – auserwählt worden und fähig war, in der Welt Ordnung zu schaffen und insbesondere das Abendland vor seinem Untergang zu retten: >Gott hat uns erwählt.<“ (ders. (2005), S. 98f.).

Dass die „nordische Herrenrasse“ die beschriebenen Eigenschaften besäße sollte also durch ihre vermeintliche Auserwählung durch Gott bewiesen sein, letztere wiederum wurde durch das angebliche Vorhandensein erstgenannter Eigenschaften belegt. Um es abstrakt zu formulieren, Argument A (besondere Eigenschaften der „nordischen Rasse“) sollte durch den Verweis auf Argument B (Auserkorensen durch Gott) bewiesen werden, wohingegen Argument B selbst nur durch den Verweis auf Argument A belegt wurde. Einen *unabhängigen* Beleg für ihre Behauptungen konnte die obige Argumentationskette freilich ebenso wenig vorweisen, wie die absurde nationalsozialistische „Rassentheorie“ insgesamt. Die hier dargestellte Argumentationslogik durchzog dessen ungeachtet unzählige der Exponate so genannter „Rassenexperten“, die damit angeblich die Richtigkeit ihrer Behauptungen belegten, ohne dies je tatsächlich getan zu haben. Die diesbezüglichen legitimierenden Ausführungen der politischen Führer, Theoretiker und Propagandisten des Nationalsozialismus waren oftmals angefüllt mit argumentativen Zirkelschlüssen und Verweisen auf unüberprüfbare „Naturgesetze“. Dass einige der letzteren, zumindest ihre behaupteten Konsequenzen betreffend, bittere Realität wurden, lag nicht an ihrer Richtigkeit, sondern daran, dass die NS-Politik sie mittels rassenpolitischer Agitation zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen machte. Diese sahen und führten die nationalsozialistischen Führer dann allerdings nicht selten als vermeintlichen Beleg für die Stimmigkeit ihrer eigenen Behauptungen an.¹⁴⁹

¹⁴⁹ In den Ausführungen ranghoher Vertreter des NS-Regimes ließen sich unzählige Belege für die diesbezüglich bezeichnende Legitimationslogik finden, ein eigenes Vorgehen damit zu rechtfertigen, dass es sich dabei lediglich um eine Reaktion auf ein bestimmtes Verhalten Anderer gehandelt habe. Mal bewusst (während der NS-Zeit und davor mit propagandistischem Kalkül, danach vor allem aus apologetischen Motiven), mal unbewusst, im tatsächlichen Glauben und Glaubenwollen an die Richtigkeit der „völkischen Ideologie“, wurde hierbei unterschlagen, dass das beobachtbare Verhalten der Anderen primär als Konsequenz aus den Agitationen des NS-Systems entstand und nicht umgekehrt. Entsprechende Beobachtungen waren in den allermeisten Fällen

Weitere derartige Exponate hier zu analysieren erscheint mir überflüssig, es käme dabei wenig heraus, was das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit weiter vorantreiben könnte.

Abschließend sei eine Formulierung Hitlers zitiert, welche die Struktur der sich selbst bestätigenden Argumentation überdeutlich werden lässt. Laut den Tagebucheinträgen Goebbels vom 13. Mai 1943 äußerte der „Führer“, im Willen, die „Juden“ als Weltverschwörer darzustellen, Folgendes über die vermeintlich authentischen „Protokolle der Weisen von Zion“:

„<(…) Der Führer vertritt den Standpunkt, daß die Zionistischen Protokolle absolute Echtheit beanspruchen könnten. So genial könnte kein Mensch das jüdische Weltherrschaftsstreben nachzeichnen, wie die Juden es selbst empfänden.>“ (zitiert nach Friedländer, S. (2006), S. 503).

Hier wird der angebliche Realitätsnachweis einer Unterstellung für echt erklärt, da er eben diese Unterstellung bestätigt. Tatsächlich wurden so weder die Richtigkeit der Unterstellung, noch die Authentizität ihres vermeintlichen Beleges bewiesen. Noch wesentlich bedrohlicher wurden solche argumentativen Zirkelschlüsse, wenn sie im Ergebnis eine Gewaltaufforderung beinhalteten, aus der es kein Entrinnen zu geben schien. So verkündete beispielsweise die Zeitschrift „Volk und Rasse“ im Mai 1942:

„<Das richtige Begreifen des Judentums muß seine völlige Vernichtung fordern>“ (zitiert nach ebd., S. 365).

Wer anderer Auffassung war als die NS-Propaganda, der hatte sich nach dieser Argumentationslogik nicht aufgrund einer eigenen Analyse der bestehenden Tatsachen eine andere Meinung gebildet, sondern schlicht das „Judentum“ nicht begriffen. Diese, in sich selbst kreisende, Argumentationsstruktur führte dazu, dass die NS-Propaganda die Juden diffamieren konnte, ohne je einen tatsächlichen empirischen Beleg für ihre Behauptungen anführen zu müssen. Diese Art der sich selbst bestätigenden Auseinandersetzung mit der Gruppe der „fremdvölkischen“, angeblich feindlichen „Juden“ setzte sich nach und nach auch im Bewusstsein der einfachen „Volks-genossen“ fest. So beschrieb etwa ein Arbeiter seine Gefühle beim Sehen des antisemitischen Propagandafilms „Jud Süß“ folgendermaßen:

„<Hier sieht man den Juden, wie er wirklich ist... ich hätte ihm am liebsten den Hals umgedreht.>“ (zitiert nach ebd., S. 126).

keine Belege für die Richtigkeit der NS-Argumentationen, sondern für deren praktisch-politische Realisierung, welche ersteren die Qualität sich selbst erfüllender Prophezeiungen verlieh. Die Vertreter des NS-Systems haben viele Beispiele für diese Argumentationslogik geliefert. Sie findet sich etwa in dem autobiographischen Bericht, welchen der ehemalige Kommandant des „KZ Auschwitz“, Rudolf Höss kurz nach Ende der NS-Zeit (1946/ 47) in polnischer Haft verfasst hat. Hier bezeichnet er die, von ihm als Lagerkommandanten beobachteten, verzweifelten Versuche jüdischer Gefangener, die Lebensumstände im „KZ“ erträglicher zu machen – was in diesem Fall bedeutet, die eigene psychische und physische Vernichtung aufzuhalten oder zumindest aufzuschieben – als „typisch jüdische... Art“ (ders. (1978), S. 111, vgl. diesbezüglich auch ebd., S. 111ff.).

Die deutsche Gesellschaft, in welcher er selbst lebte, hielt Hitler demgegenüber infolge lang anhaltender „rassischer Vermischung“ für degeneriert und schwächlich.

Die Rettung sahen er und die nationalsozialistische Führungsriege in der Förderung und Kontrolle „rassereiner“ Fortpflanzung, sowie den daraus resultierenden und in jeder Hinsicht „rein arischen“ Nachkommen. Diesen galt es dann ihre „rassischen“ Pflichten zu verinnerlichen, was wiederum durch „Erziehung“, als welche das NS-Regime all seine Bemühungen einer gezielten Meinungsprägung und Verhaltensgenerierung in der „Volksgemeinschaft“ vertuschend bezeichnete, bewerkstelligt werden sollte:

„Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesgemäß in Herz und Hirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt“ (Hitler, A. (1933), S. 476f.).¹⁵⁰

Man glaubte auch nicht daran, dass sich das Wissen um die eigene genetische Überlegenheit bei den nachkommenden „Volksgenossen“ von selbst einstellen würde. Zudem wollte man nicht darauf vertrauen, dass sich dies als Erfahrungswert aus den zukünftigen Bewährungsproben, welche die Heranwachsenden als Vertreter Deutschlands und des NS-Staates zu bestehen haben würden, einstelle. Vielmehr sollte erneut Erziehung möglichst kontrolliert ein derartiges Selbstbewusstsein hervorrufen:

„Selbstvertrauen... muß schon von Kindheit auf dem jungen Volksgenossen anerzogen werden. Seine gesamte Erziehung und Ausbildung muß darauf angelegt werden, ihm die Überzeugung zu geben, anderen unbedingt überlegen zu sein“ (ebd., S. 456).

Künftige Siege, so Hitler, könne das deutsche Volk nur erringen, wenn der „Glaube... an die Unbesiegbarkeit seines ganzen Volkstums“ (ebd.) im Bewusstsein der heranwachsenden „Volksgenossen“ unerschütterlich manifestiert würde. Freilich gerät Hitler, wenngleich er zudem eine harte körperliche Ausbildung einfordert (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend), hierbei mitunter in Widerspruch zu den unsinnigen, von ihm immer wieder bemühten Tieranalogien¹⁵¹ – man stelle sich, ironisch formuliert, ein Zebra vor, welches einen Löwen besiegt, weil dem das nötige Selbstvertrauen fehlt.

¹⁵⁰ Die Grundsätze der nationalsozialistischen Gemeinschaftsordnung sollten bereits die jüngsten „Volksgenossen“ verinnerlichen. So gab Werner May 1934 im „Deutschen Nationalkatechismus“ zur übergeordneten Frage „Was ein deutscher Junge und ein deutsches Mädel vom Dritten Reich wissen soll“ die folgende bekannte Argumentationskette wieder: „Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist, Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein“ (ders. (1934), S. 13).

¹⁵¹ Auch die Gesamtsicht auf die vermeintlich positiven Effekte einer Übernahme der Grundsätze der Rassentheorie für die praktische Bevölkerungspolitik des „Dritten Reiches“ wurde entsprechend propagiert: „Eine... Verhinderung der Zeugungsfähigkeit und Zeugungsmöglichkeit seitens... körperlich Degenerierter und geistig Erkrankter würde die Menschheit nicht nur von einem unermesslichen Unglück befreien, sondern zu einer Gesundung beitragen, die heute kaum fassbar erscheint. Wenn so die bewusste, planmäßige Förderung der Fruchtbarkeit der gesündesten Träger des Volkstums verwirklicht wird, so wird das Ergebnis eine Rasse sein, die... die Keime unse-

Ohnehin findet sich an dieser Stelle ein schwerwiegender Interpretationsfehler der Darwinschen Selektionstheorie, welcher einen beachtlichen Widerspruch innerhalb Hitlers pseudowissenschaftlichen Ausführungen zur Folge hatte. Darwins Maxime, im „Kampf ums Dasein“ (struggle for life) hätten diejenigen die besten Chancen, die am Tauglichsten (survival of the fittest) wären, behauptete schließlich nicht, dass der Stärkste überlebe, sondern derjenige, der an seine Lebensbedingungen am besten angepasst sei und dessen Art dadurch die höchste Zahl an Nachkommen hätte, die wiederum zur Fortpflanzung gelangten (vgl. Bayrhuber, H.; Kull, U. (2005), S. 384). All dies sind jedoch Eigenschaften, welche Hitler den angeblich „minderwertigen“ Juden zuschrieb. Sie wurden in seinen abstrusen Phantasien zu wahren Meistern der Anpassung an die Lebensbedingungen in ihren unterschiedlichen Wirtsvölkern, allen voran der „arischen Rasse“ (vgl. Hitler, A. (1933), S. 329ff.). Indem „der Jude“ sogar erfolgreich seine Zugehörigkeit zur „rassischen Gemeinschaft“ suggerierte („er (nimmt) sich... die Frechheit heraus und verwandelt sich in einen ‚Germanen‘, in diesem Falle also in einen ‚Deutschen‘“ (ebd., S. 342)¹⁵²), so Hitler, würde er dort an politischem und sozialem Einfluss gewinnen, sowie gezielt und zahlreich mit deren weiblichen Mitgliedern Nachkommen zeugen (vgl. ebd., S. 630), um so schließlich die Macht über alle Völker zu übernehmen, welche er erfolgreich unterwandert hätte. Während des Ersten Weltkrieges und danach wäre es „den Juden“ in Deutschland, so behauptete er weiter, zudem gelungen, unterschiedliche Teilgruppen der Gesellschaft (regionale (vgl. ebd., S. 211) und konfessionelle (vgl. ebd., S. 629f.)) zu instrumentalisieren und gegeneinander aufzuhetzen. Durch geschickte und intentionale Anpassung hatte „der Jude“ demzufolge eine unerhörte Wirkungsmacht innerhalb seiner selbst gewählten Umwelt entfaltet. Den grundsätzlichen Unterschied zwischen „Juden“ und „Ariern“ erkennt Hitler schließlich auf Einstellungsebene, seiner Ansicht nach fehlt ersteren „vollständig die allerwesentlichste Voraussetzung für ein Kulturvolk, die idealistische Gesinnung“ (ebd., S. 330). Hierbei handelt es sich allerdings, ganz unabhängig

res heutigen körperlichen und damit auch geistigen Verfalls wieder ausgeschieden haben wird. (...). Der völkischen Weltanschauung muss es, im völkischen Staat endlich gelingen, jenes edlere Zeitalter herbeizuführen, in dem Menschen ihre Sorge nicht mehr in der Höherzüchtung von Hunden, Pferden und Katzen erblicken, sondern im Emporheben des Menschen selbst“ (Hitler, A. (1933a), S. 448f.).

Diese Strategie würde, so die Argumentation Hitlers, dann zu folgenden praktischen Vorteilen für die deutsche „arische Volksgemeinschaft“ führen: „Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herren der Erde werden“ (ebd., S. 782).

¹⁵² Rhetorisch etwas geschliffener, inhaltlich aber durchaus vergleichbar ist auch die Argumentation, mit welcher Goebbels am 20. Juli 1941 in der Zeitschrift „Das Reich“ einen Artikel über die angeblich perfiden Anpassungsleistungen der Juden versah (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 232f.). Unter der bezeichnenden Überschrift „<Mimikry>“ entwirft er ein Szenario, in dem „die Juden zu Parodisten par excellence (wurden)“ (ebd.).

von seiner erneut unhaltbaren inhaltlichen Erklärung, um ein mentalitätsgeschichtliches Konstrukt, welches keine direkte Schnittmenge mit der vorgeblich naturwissenschaftlichen Argumentationslogik hat, mit welcher es in Hitlers *Mein Kampf* vermengt wird. Es wird deutlich, dass dort keineswegs die verschiedensten Theoriekonzepte zusammengefügt werden, um eine differenziertere Analyse der eigens aufgeworfenen „Judenfrage“ zu ermöglichen, sondern dass hierbei das Motiv handlungsleitend war, persönliche Dispositionen scheinbar objektiv zu begründen. Freilich handelte es sich bei den rassistischen Ausführungen in Hitlers Buch, wie Hans Mommsen kürzlich in Anlehnung an Martin Broszat und kritischer Abhebung von Eberhard Jäckel erneut angemerkt hat, nicht um exakt umrissene „ideologische Fernziele“, die vom NS-Regime „schrittweise in die Praxis umgesetzt worden seien“ (ders. (2007), S. 21). Dennoch ist es das Drama der ressentimentbeladenen Hitler'schen Gedankenwelt, dass der Träger derartiger „eher vager ideologischer Fernziele“ (ebd.), welche nach der nationalsozialistischen Machtübernahme durchaus Raum boten für „den durchweg spontanen Charakter der politischen Willensbildung an der Spitze des Regimes“ (ebd., vgl. in diesem Sinne auch Broszat, M. (1970), S. 402 sowie Kershaw, I. (2007), S. 77), Mitstreiter für seine Motive finden, die politische Macht in Deutschland übernehmen und somit die Handlungskompetenz erhalten konnte, seine psychischen Bedürfnisse – von denen er nicht wenige, in unterschiedlichen Ausprägungsgraden mit anderen deutschen „Volksgenossen“ teilte – mit Hilfe staatlicher Gewalt zu befriedigen. Somit lässt sich für die NS-Herrschaft eine „ideologisch motivierte Zielstrebigkeit zur Vermehrung und Vollendung der Führerherrschaft und eine generelle, von radikalisierten Schüben zeitweise verschärfte Tendenz zur Durchsetzung und Verwirklichung weltanschaulicher Programmpunkte des Nationalsozialismus“ (Rebentisch, D. (1989), S. 535) trotz obiger programmatischer Einschränkung konstatieren. Ohne Zweifel basierten Hitlers Führerstaat und dessen besondere, vom Regime gezielt neu implementierten Sozialisationsbedingungen weitgehend auf der Grundlage einer politischen Verbindlichkeit seiner Ideologeme, so diffus und mitunter widersprüchlich diese im Einzelnen auch gewesen sein mögen, sowie auf der Tatsache, „daß auch bei seinen Unterführern ein ähnliches ideologisches Koordinatensystem vorhanden war“ (Thamer, H.-U. (1993), S. 528).

Die nationalsozialistische Ideologie wird häufig rezipiert, indem ihre wesentlichen Grundelemente, der Rassismus, der Antisemitismus, die Lebensraumpolitik, der Sozialdarwinismus, sowie die vorgeblich konsequente Folgerung aus all dem, die individuelle und kollektive Verpflichtung zum aktiven Überlebenskampf, aufgezählt werden. Solche Präzisierungen sind auch aus sozialisationstheoretischer Perspektive wichtig,

da aus diesen Einstellungsmustern eine Politik erwachsen konnte, die für Millionen von Menschen, darunter unzählige junge und jüngste Heranwachsende, unmittelbar (als Verfolgte) oder mittelbar (beispielsweise im Kontext des Krieges) zur Bedrohung wurde. Aber auch aus einer solchen Perspektive sind die inhaltlich vagen Verbalisierungen dieser Ideologie, wie sie die Propaganda den „deutschblütigen Volksgenossen“ als verbindendes Deutungsangebot präsentierte, bedeutsam.

Sie ermöglichte es der Regimeführung unterschiedliche Auslegungen und Zielkonkretisierungen, sowie zunehmend verschärfte Ausgrenzungspraxen, aber auch herrschaftspragmatisches Agieren vor sich selbst und nach außen zu legitimieren, ohne in offensichtliche Deutungskonflikte zu geraten. Hierfür ist die „Weltanschauung“ Heinrich Himmlers ein eindrückliches Beispiel (vgl. Longerich, P. (2008), S. 265ff.). Er war natürlich glühender Antisemit, die „Juden“ waren allerdings auch für ihn Element einer „bunten Collage von Feindbildern“ (ebd., S. 272), deren negativste Eigenschaften er ihnen wiederum zuschrieb. Anfang der vierziger Jahre definierte er die „Juden“ dann als Angehörige einer, ebenfalls nicht näher konkretisierten, Gruppe der „Asiaten“. Der Antisemitismus blieb ideologische Konstante, der Bedrohungsrahmen wurde massiv erweitert. So perfide dies klingt, für Himmler war die Vernichtung der Juden nur der Anfang einer Neuordnung ganz Europas nach seinen rassistischen Idealen (vgl. ebd., S. 770). Er unterschied zudem auch bezüglich der „rassisch“ höhergestellten konsequent nach „germanischen Helden“ und „arischen Untermenschen“, wobei wiederum beide Kategorien nicht eindeutig definiert waren. Auch seine Hierarchisierung der „arischen Rasse“ erlaubte also eine flexible Auslegung. Peter Longerich ist daher zuzustimmen, wenn er resümiert, dass „diese Flexibilität, Ideologie mit Machtpolitik zu verbinden,... seine eigentliche Stärke (war)“ (ebd., S. 769). Nicht nur seine, so wäre hinzuzufügen, sondern auch jene der NS-Ideologie, die es ihm erlaubte, seine spezifischen Vagheiten einzubringen ohne in zu deutlichen Widerspruch zu denjenigen anderer NS-Führungsgrößen zu geraten. Mit Widersprüchen sind hierbei nicht die durchaus vorhandenen Interpretationsstreitigkeiten zwischen Vertretern des NS-Regimes, vor allem auf den Ebenen unterhalb des „Führers“, gemeint, sondern solche Deutungsgegensätze, die zu einer Relativierung oder gar Aufgabe der genannten Grundelemente der „völkischen Weltanschauung“ hätten führen können. Was bereits für Hitler gesagt wurde, gilt demnach auch für Himmler:

„Es wäre... falsch anzunehmen, dass es in erster Linie darum gegangen wäre, ein bestimmtes, ideologisch fixiertes Programm in die Wirklichkeit umzusetzen. Himmler war vielmehr in erster Linie ein höchst flexibler und anpassungsfähiger Politiker, der es verstand seine... Politik mit ideologischen Versatzstücken zu legitimieren“ (ebd., S. 274).

Wenngleich der Grad des eigenen Glaubens an die Elemente der NS-Ideologie, das jeweilige Maß an inhaltlicher Vagheit und Inkonsistenz, sowie die Reichweite der Veränderungen während der nationalsozialistischen Herrschaft unter den führenden Regimevertretern deutlich unterschiedlich ausfallen konnten, so verband sie letztlich doch die Wahrnehmungsfunktion der „völkischen Weltanschauung“, welche es ihnen subjektiv erlaubte, ihre gewaltsame Politik vor sich und anderen zu begründen.

Die NS-Ideologie wurde für die Regimeführung, wie für viele NS-Aktiven zur Grundlage einer neuen, von einigen unumstößlichen Maximen getragenen, aber eben auch in weiten inhaltlichen Teilen subjektiv interpretierbaren „>Hypermoral<“ (Gehlen, zitiert nach ebd.), welche es „ihnen erlaubte, nicht nur nach außen, sondern auch vor sich selbst widerspruchsfrei zu handeln“ (Safranski, R. (1993), S. 148, vgl. hierzu auch ebd., S. 150).

3.3.1.4. Das besondere Potential einer Inklusionsförderung, wie es aus der terminologischen und inhaltlichen Vagheit der NS-Ideologie resultierte

Auch gegenüber der allgemeinen „Volksgemeinschaft“ entfachte die NS-Ideologie gerade aufgrund ihrer Vagheit hohe Inklusionskräfte. Diese beruhten allerdings weniger auf einer, eher selten anzutreffenden, vollständigen Übereinstimmung mit den Fixpunkten aus Hitlers persönlicher Weltanschauung (vgl. Broszat, M. (1970) sowie Kershaw, I. (2007), S. 77). Integrierend wirkte hier vielmehr das Potential zu subjektiver Interpretation und Zuschreibung, welches gerade die populistische Vagheit der propagandistischen Verkündungen des NS-Regimes zu Ideologie und Führermythos auszeichnete. Dies wird auch in den folgenden Ausführungen immer wieder deutlich werden (vgl. auch These 3). Die propagandistischen Verkündungen von Hitlers Weltanschauung konnten vor allem deshalb inkludierend wirken, da sie es durch ihre Proklamierungsstruktur ermöglichten, in ihnen subjektive Mentalitäten zu verorten. Diese lassen sich folgendermaßen definieren:

„Die Mentalitäten haben ihren systematischen Ort zwischen Ideen und Verhalten, Doktrin und Stimmung, an der Verbindungsstelle von Individuellem und Kollektivem, Außergewöhnlichem und Durchschnittlichem. Sie sind mehr als Lebensgewohnheit, Sitte und Brauchtum und nicht nur eine bloße Widerspiegelung der sozio-ökonomischen Verhältnisse, sondern etwas Dynamisches, eine z.T. eigengesetzliche Kraft, eine Geisteshaltung, die ein Werturteil über bestimmte Dinge impliziert, ein Komplex affektiv geladener Erwartungs- und Verhaltensdispositionen, die sich nicht zuletzt in irrationalen Emotionen wie Frömmigkeit, Furcht, Mythen, Haß und Aggression äußern“ (Reichardt, R. (1978), S. 131).

Beruhend auf derartigen Mentalitäten konnten in die ideologischen Verkündungen des NS-Regimes mitunter höchst unterschiedliche und über die ursprünglichen Sachinhal-

te deutlich hinausreichende Bedeutungen hineingelesen werden. Das projektive Potential der Formel einer „arischen Volksgemeinschaft“, einer der wirkungsmächtigsten in der nationalsozialistischen Massenbewegung (vgl. Bajohr, F.; Wildt, M. (2009), S. 8), ist hierbei zweifach zu verstehen: Als Projektionsfläche subjektiver Dispositionen, sowie als erhofftes Ergebnis deren gesellschaftspolitischer Durchsetzung. Letzterer Zuschnitt verweist auf die Verheißung veränderter sozialer Zustände, welche unerhört inklusionsfördernd wirkte und eine soziale Mobilisierung auslöste, welche die „Volksgemeinschaft“ zu weit mehr als einer bloßen Propagandaformel machte, ohne dass sie je tatsächlich existiert hätte (vgl. ebd.).

Die subjektive Wahrnehmung, dass eine, vom Regime, abgesehen von ihren biologischen Grundstrukturen, wie gesagt nur vage definierte und somit inhaltlich auslegbare, „Volksgemeinschaft“ noch nicht existierte, sondern erst hergestellt werden müsse, konnte mindestens eine Bereitschaft unter den „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ fördern, dem NS-Regime eine entsprechende Anlaufzeit zuzugestehen. In vielen Fällen evozierte sie jedoch die Bereitschaft, selbst nutzbringend an deren Genese beteiligt zu sein (vgl. Wildt, M. (2009), S. 37), sich persönlich für die „Bewegung“ zu engagieren.

Das bisher Ausgeführte verweist auf die Wichtigkeit, stets zwischen den Ideologischen Maximen der führenden Nationalsozialisten, sowie deren individuell oder kollektiv subjektiver Lesart durch die jeweiligen Zielgruppen ihrer öffentlichen Proklamationen zu differenzieren (vgl. Schörken, R. (2005), S. 17). Dies gilt insbesondere auch für die Analyse möglicher Effekte einer Sozialisation während der NS-Zeit über 1945 hinaus. Während die vordergründigen Kernelemente der nationalsozialistischen Ideologie nur von vergleichsweise wenigen „Volksgenossen“ auch nach dem Untergang des „Dritten Reiches“ weiter befürwortet wurden, war „der psychologische Resonanzboden nur verdeckt“ (Kettenacker, L. (1983), S. 101).

Im Sinne der oben skizzierten Gegenüberstellung („Arier“ – „Jude“) lässt sich im hier besprochenen Sinne nunmehr auch die konstitutive Funktion „des Juden“ innerhalb der „völkischen Weltanschauung“ eindeutig bestimmen. Sie bestand darin, das Negative zu sein von welchem sich die positiven Eigenschaften des „Ariers“ abheben ließen (vgl. Mosse, G.L. (1979), S. 24 sowie Janka, F. (1997), S. 193f.):

„Wir waren die besseren Menschen auf der Welt, wir waren die tüchtigeren Menschen auf der Welt, wir waren die schöneren Menschen auf der Welt. Und die Juden waren das Gegenteil – so wurde uns das interpretiert“ (Irmgard Rogge, Jahrgang 1927, zitiert nach Knopp, G. (2001), S. 127).

Eine Deklaration als „arisch“ oder als Mitglied einer nicht genau definierten „Volksgemeinschaft“ hätte kaum durch den Verweis auf angebliche „Naturgesetze“ allein ein

solch enormes Interesse in der damaligen Bevölkerung hervorgerufen. Vielmehr waren es die damit verbundenen positiven Konnotationen, welche eine nicht zu unterschätzende Verführungskraft entfalteten. Integrierend wirkte das, mit der NS-Ideologie verbreitete, „Überlegenheits- und Zugehörigkeitsaxiom... >Wir auserwählten Deutschen<, das mit Geltungsbedürfnis, Machtzuschreibungen, Lustgewinn und Überwertigkeitsphantasien... einherging“ (Klaus, M. (1998), S. 11).

Dieses überhöhende Identitätsangebot verfiel in besonderem Maße bei den jungen „Volksgenossen“, denen nach den Erfahrungen des Generationskonfliktes und der drohenden oder tatsächlich erlebten eigenen biographischen Perspektivlosigkeit, welche wiederum zusammen dazu geführt hatten, dass man sich zu den bestehenden nationalen Komplexlagen noch zusätzlich von den „Alten“ als kollektiv benachteiligt und bevormundet bzw. missachtet wahrnahm, sowie den psychosozialen Begleitumständen der Entwicklung im Kindes- und Jugendalter, die Aufwertung, die spürbare Aufwertung der „Jugend“ ein starkes Bedürfnis war.

Diese Motivlage griff das NS-Regime auf, indem man innerhalb der „Volksgemeinschaft“ eine, mit verklärenden Bedeutungszuschreibungen versehene, Untergruppe für die deutsche Jugend etablierte, die „Hitlerjugend“. In dieser fanden die Jugendlichen eben nicht nur die Gemeinschaft mit Gleichaltrigen und ein damit verbundenes Zugehörigkeitsgefühl, welches gleichsam die Angst vor sozialer Isolierung stillen konnte, sondern sie nahmen ein Identitätsangebot war, welches ihnen ein persönlich und kollektiv deutlich erhöhtes Selbstwertgefühl vermittelte. Nicht nur, dass man nicht alleine stand, sondern im „Wir“ existieren konnte, verführerisch war zudem vor allem das Potential zu einer subjektiven Wahrnehmung, wie sie der Ausspruch einer damals 10jährigen Zeitzeugin zum Ausdruck bringt: „>Wir waren WIR<“ (zitiert nach Klaus, M. (1998), S. 19).

Die rassistisch definierte „Volksgemeinschaft“ bot bedürfnisspezifische Unterkategorien, wie das Beispiel der „HJ“ zeigt. Äquivalente hierzu fanden sich in den unterschiedlichsten Bereichen der NS-Öffentlichkeit (vgl. These 3 zum Hitlermythos). Als „Arier“, so die Botschaft an die gesamte „völkische Gemeinschaft“, gehörte man automatisch einer starken und hochwertigen Gemeinschaft an. Diese Überzeugung schien vielen Angesprochenen geeignet, eigene Schamgefühle und Modernisierungsängste zu überwinden. Um aber den nicht existierenden „Arier“ nationalsozialistischen Zuschnitts überhaupt näher und als positiven Pol der rassistischen Variationsmöglichkeiten definieren zu können, bedurfte es eines negativen Gegenpols (vgl. Wildt, M. (2008), S. 15): Der „Jude“ in seiner angeblichen rassistischen „Minderwertigkeit“. Durch diese ideologische Funktionalisierung unterschied sich der hasserfüllte und rassistisch be-

gründete Antisemitismus Hitlers deutlich von der damals verbreiteten, religiös motivierten Judenfeindschaft: „Der religiöse Vorbehalt war mit der Taufe beendet gewesen, der rassistisch begründete Makel war nicht kurierbar. Lösung der >Judenfrage< im neuen Sinne bedeutete deshalb nur noch Vertreibung oder Vernichtung. Der Nationalsozialismus hat folgerichtig daraus die >Endlösung< gemacht“ (Benz, W. (2002), S. 42f.).

Die angesprochene Vagheit der NS-Ideologie erstreckte sich aber in höchst sozialisationswirksamer Weise auch auf andere Bereiche der NS-Herrschaft.

Dem obigen Verweis auf die Unklarheit, auf welchen konkreten Kriterien eine Zugehörigkeit zum „völkischen“ Kollektiv basieren sollte, wäre diesbezüglich etwa hinzuzufügen, dass bis 1945 auch von keinem der führenden NS-Ideologen theoretisch schlüssig ausgearbeitet wurde, was den „Nationalsozialismus“ *überhaupt* sei (vgl. Benz, W.; Buchheim, H.; Mommsen, H. (1993)).¹⁵³

Zu der Frage, was „Sozialismus“, ein Begriff der immerhin im Namen der Partei geführt wurde, für das Regime bedeute, sagte Robert Ley bezeichnenderweise, dieser meine „nichts anderes als Kameradschaft“ (Ley, R. im „Völkischen Beobachter“ vom 27. Januar 1934, zitiert nach Schoenbaum, D. (1999), S. 87).¹⁵⁴ Letztlich bestand die ideologische Sprache der Nationalsozialisten „aus einer Anzahl normativer Begriffe: >Arbeiter<, >Bauer<, >Soldat<, >Sozialismus<. Jeder von ihnen war undefiniert, aber alle bedeuteten etwas Positives und waren daher über jede Kritik erhaben. (...) Das neue Regime (war) nach seiner eigenen Definition zugleich revolutionär, sozialistisch, egalitär und elitär“ (ebd., S. 73, vgl. diesbezüglich auch Arendt, H. (1955), S. 568).¹⁵⁵

Der Nationalsozialismus war „ausschließlich, was der >So-und-so< sagt oder tut“ (Frank, H. (1953), S. 184).¹⁵⁶ Diese Unschärfe der „völkischen Idee“ und ihrer Ele-

¹⁵³ Zum Aufstieg und zur theoretischen Ausrichtung des französischen Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert und der Übernahme der Bezeichnung durch Hitler vgl. Mosse, G.L. (2006), S. 185ff.

¹⁵⁴ Für die heranwachsende Jugend definierte Rudolf Ramlow: „Kameradschaft halten, das ist tätiger Sozialismus“ (ders. (1933), zitiert nach Mosse, G.L. (1979), S. 303). Mit Perspektive auf die NS-Führung führt Bracher zu dieser Thematik aus: „Der >Sozialismus<-Begriff, auf den sich Hitler... berief, entsprach ganz seiner Vorstellung von der dummen Masse, deren Bedürfnisse man mit dem klassischen Mittel des >panem et circenses< befriedigen, deren Lenkbarkeit man fast unbegrenzt manipulieren könne. Wer sich in diesem Sinne um das Volk kümmerte, war in Hitlers Augen ein Sozialist“ (Bracher, K.D. (2003), S. 198).

¹⁵⁵ Diese propagandistische Glorifizierung einzelner Bevölkerungsgruppen war jedoch keineswegs identisch mit einer tatsächlichen Verbesserung des Lebensstandards in diesen. So ergaben sich etwa für die Bauern und insbesondere die Bäuerinnen aus der Tatsache, dass die NS-Regierung in der Landwirtschaft eine weitere Mechanisierung und Modernisierung blockierte, erhebliche Belastungen (vgl. Albers, H. (2001)). In einer geheim gehaltenen Umfrage des Frauenamtes der „DAF“ von 1936 erklärte eine der Befragten zu ihrer Lage: „>Wir haben keine Freizeit, besonders wenn man Kinder hat. Manchmal ist die ganze Arbeit dermaßen schwer, daß ich die Flinte ins Korn werfen möchte<“ (zitiert nach Bock, G. (2002), S. 192).

¹⁵⁶ Diese Art der personengebundenen Definition zog sich durch das NS-Führungssch. So berichtete mir auch der älteste Sohn Martin Bormanns, Martin Bormann jr. in einem Interview darüber,

mente hatte aber für Hitler und die NS-Strategen einen unschätzbaren Vorteil. „Statt sich für spezifische Punkte eines ausgearbeiteten Aktionsprogramms einsetzen zu müssen, konnte man sich fanatisch für eine in weiter Ferne gelegene, utopische Zukunftsvision ereifern“ (Kershaw, I. (2001), S. 73) – und auf dem Weg zu deren Verwirklichung, je nach Bedarf, alles und jeden zur Elite oder aber zum Feind, im Sinne der NS-Weltanschauung erklären. So erinnert sich die Zeitzeugin Elisabeth Sternheim-Peters, die ihren autobiographischen Bericht zu einigen Themen der NS-Zeit in der dritten Person geschrieben hat (sie bezeichnet sich hier selbst als E.), an eine entsprechende Definition Baldur von Schirachs: „>Jugend ist vorurteilsfrei und einer echten Gemeinschaft fähig, ja, Jugend ist Sozialismus.<“ (zitiert nach Sternheim-Peters, E. (2000), S. 81).¹⁵⁷ Allerdings war „Jugend“ für von Schirach ebenfalls ein Begriff, der nach Bedarf mit vermeintlich erhebenden Attributen gefüllt werden konnte: „Faust, die Neunte Symphonie und der Wille Adolf Hitlers sind ewige Jugend“ (ders. (1934), S. 18f.).¹⁵⁸

wie er als Sinn suchender Junge seinen Vater befragt hatte (zu den Transkriptionsregeln vgl. die Ausführungen zur Methode des narrativen Interviews in dieser Arbeit):

Bormann: ... meine=meine Frage an den Vater dreiundvierzig

Interviewer: Ja

B: was ist Nationalsozialismus eigentlich **wirklich**

I: Mhm

B: Nationalsozialismus ist der Wille des Führers, Punkt (2) ja das ist natürlich keine Erklärung

I: Mhm

B: aber der Punkt **ist** die Erklärung im Grunde genommen, nicht

I: Ja

B: des war meine- meines Vaters Glaubensbekenntnis (3) er war auch von Hitler immer mehr (3) angezogen worden

(Interview mit Martin Bormann jr. (27/ 884-896).

¹⁵⁷ Dass diese begriffliche Projektionsfläche gerade bei Heranwachsenden, die zu Hause oder in der Schule keinerlei differenzierte Auseinandersetzung mit derartigen Theoremen erfuhren, ihren Zweck erfüllte, dafür liefert der Bericht Sternheim-Peters ein konkretes Beispiel: „Da niemand in E.s Umwelt das Privateigentum an Produktionsmitteln in Frage stellte oder auch nur als mögliche Theorie diskutierte, erschien den Heranwachsenden die vorgefundene kapitalistische Gesellschaftsordnung naturgegeben und unabänderlich. Kritiklos übernahm sie die auf >soziale Gesinnung< und >soziales Handeln< reduzierte und individualisierte nationalsozialistische Auslegung der Begriffe Sozialismus und sozialistisch. Eine Verbesserung nicht nur der privaten, mitmenschlichen Beziehungen, sondern auch der Gesellschaft schien nur mit der >Kraft des Herzens< erreichbar. Sozialismus bedeutete nichts anderes als die weltliche, säkularisierte Form christlicher Nächstenliebe, mit der Ungerechtigkeiten und allzu krasse Unterschiede zwischen Arm und Reich gemildert und versöhnt werden sollten“ (dies. (2000), S. 82).

¹⁵⁸ „Jugend“ wurde als Chiffre für die besonders kraftvolle und zukunftsfähige Dynamik der „nationalsozialistischen Bewegung“ vor und nach 1933 auch von anderen Parteigrößen der NSDAP herangezogen (vgl. Dudek, P. (1999), S. 49). Die, in der obigen Aussage von Schirach herangezogene, Anführung klassischer Kulturgüter (Faust, Beethovens Neunte) entsprach einer verbreiteten Propagandastruktur der Nationalsozialisten. Mit der Instrumentalisierung derartiger Werke, deren Titel und Inhalt ohne Rücksicht auf inhaltliche Feinheiten in die Argumentationsstruktur der „völkischen Weltanschauung“ eingepasst wurden (vgl. exemplarisch Frodén, U. (2002), S. 91), erhielt die NS-Ideologie eine wirksame Scheinlegitimation. Der Verweis auf den Einklang mit Goethe und anderen Klassikern, sowie die historische Tradition von Friedrich dem Großen und anderen genialen Feldherren, sollte schließlich alle empirischen Belege überflüssig machen.

Begriffe von traditioneller politischer Bedeutsamkeit wurden bereits in den Wahlkämpfen unmittelbar vor der Machtübernahme 1933 von den Nationalsozialisten instrumentalisiert, um einerseits selbst deren Zugkraft zu nutzen und andererseits den politischen Gegner zu schwächen, indem man dessen zentrale Schlagworte propagandistisch vereinnahmte (vgl. Longerich, P. (2003), S. 143). Ganz im Sinne der „völkischen Weltanschauung“ wurde nicht nur die „Volksgemeinschaft“ später stets als militärische Wehrgemeinschaft verstanden, sondern schon zu Beginn der dreißiger Jahre ein entsprechendes Sozialismusverständnis innerhalb der „SA“ formuliert. Der oben genannte „Einsatz“ für die Gemeinschaft bedeutete hier schlicht Kampfbereitschaft:

„<Unser Sozialismus ist auch ein ethischer Begriff, er bedeutet das Sehnen des gehetzten, des suchenden Menschen nach einem Geborgensein im eigenen Vaterlande, das ihm dieses System nicht geben kann, weil es ihm bei seiner pazifistischen Einstellung den Besitz gar nicht garantieren kann. Jedem seinen Besitz. Dem Bauern seinen Hof, dem Handeltreibenden seinen Laden, dem Arbeiter seine Arbeitsstätte, dem Beamten seine Pension. Das ist Besitz. Dieser kann aber nur garantiert werden, wenn jeder einzelne sich verpflichtet, diesen seinen Besitz zu verteidigen.>“ („SA“-Broschüre, zitiert nach ebd., S. 142).

Abgesehen davon, dass auch hier viel versprochen wurde und sich die Vorstellungen einer sozialen Revolution, wie sie in der „SA“ vor und unmittelbar nach der NS-Machtübernahme vorherrschten, letztlich nicht durchsetzen konnten (vgl. Thesen 2 und 5), bleibt doch die Instrumentalisierung des „Sozialismus“-Begriffes unübersehbar. Auch hier sollte dieses Schlagwort weniger eine kognitive, durch gründliches Nachdenken ausgelöste, Hinwendung zum Nationalsozialismus evozieren, sondern vielmehr eine rasche emotionalisierte Inklusion in die „Bewegung“. Dementsprechend wurde „Sozialismus“ auch vorwiegend mit aktionistischen Tätigkeiten verbunden, etwa wenn einzelne soziale Maßnahmen wie „die Einweihung von SA-Küchen oder Straßensammlungen für mittellose Kameraden, als <wahrer Sozialismus> oder <Sozialismus der Tat> gepriesen“ (ebd., S. 143) wurden. Die phraseologische Emphase, mit welcher die unterschiedlichen Angehörigen der NS-„Bewegung“ ihr Verständnis des „Nationalsozialismus“ umschrieben, war einerseits dem Umstand geschuldet, dass ihr eine umfassende durchdachte Programmatik fehlte, sowie andererseits der Tatsache, dass alle ernsthaften Kontroversen um ihre innere Ausrichtung bereits Anfang der

Entsprechendes galt auch für „die Kunst und das Ästhetische in ihrer spezifischen nationalsozialistischen Prägung“ (Offermann, A. (2004), S. 224). In dieser „gehören beide einem bestimmten *Typ* an. Beide entlehnen ihre Inhalte in großem Maße weithin bereits akzeptierten Denk- und Wahrnehmungsmustern, die sie *ahistorisch* übernehmen und so umformen, daß sie mit der Weltanschauung kompatibel werden. Auf diese Weise wird eine Kontinuität geschaffen, die als vorhandene wahrgenommen, schon sinnlichen Einfluß nehmen kann. Der NS erscheint als die Fortführung von Traditionen, die ihn vor den Menschen legitimieren. Zudem ist durch die Tradition... der Erfolg (durch Erfahrung) weitestgehend vorprogrammiert“ (ebd.).

20er Jahre im Kontext parteiinterner Macht- und Orientierungskämpfe ausgefochten worden waren:

„War für die Rechten der Begriff Nationalsozialismus streng genommen tautologisch, weil Nationalismus und Sozialismus, recht verstanden, identisch waren, Sozialismus nichts anderes bedeutete als die Mobilmachung und Formierung der gesamten Nation, so gab es für die Linken in der NSDAP doch noch so etwas wie eine soziale Programmatik, die sie mit dem Begriff verbanden, weshalb sie es vorzogen, vom nationalen Sozialismus zu sprechen. Dieser >neue Sozialismus<... wurde vor allem von Strasser und Goebbels propagiert, wobei Letzterer bald ins Lager der hitlergläubigen Zentristen überwechselte“ (Piper, E. (2007), S. 144).

Zum Zeitpunkt der Machtübernahme sollte „Nationalsozialismus“ also nichts anderes sein, als die verklärende Umschreibung einer politischen Mobilisierung aller „Volksgenossen“ im oben beschriebenen Sinne der „NSDAP“-Führung.

Was „Nationalsozialismus“ nach Auffassung des Regimes tatsächlich sein sollte, dies wurde mitunter auch in jenen Selbstaussagen am deutlichsten, welche sich auf die unterschiedlichen Rollen der Geschlechter fokussierten. So resümierte Engelbert Huber in seiner Analyse *Das ist Nationalsozialismus*: „Die deutsche Erhebung ist ein männliches Ereignis“ (ders. (1933), S. 122; vgl. auch Schneider, W. (2001), S. 12).

Auch für den zweiten Begriff, den die „NSDAP“ im Namen führte, den Nationalismus, galt, dass er keineswegs von Hitler und seinen Anhängern erfunden worden war, sondern bereits seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in intellektuellen Kreisen diskutiert wurde (vgl. Mommsen, W. J. (2002)). In seinen Inhalten war auch dieser weniger fixiert als auslegbar:

„Wichtig ist, dass die Elemente, die ein Gemeinschaftsbewusstsein von Großgruppen, also ein Nationalbewusstsein, konstituieren, im Prinzip in hohem Maße variabel, ja sogar austauschbar sind, und dass es eine Vielzahl von Formen der >Nation< gibt“ (ebd., S. 12).

Auf den Punkt gebracht bedeutet dies, dass „die Nation... ein künstlich geschaffenes Syndrom von Wertassoziationen“ (ebd.) darstellte. Nation und Nationalismus sind demnach „nicht von vornherein etwas grundsätzlich Abzulehnendes oder sogar fürchterlich Böses, sondern es kommt darauf an, was in ihrem Namen konkret gemacht wird“ (ebd.). Mit anderen Worten, es kommt auf den politisch-gesellschaftlichen Kontext an, der die jeweilige Auslegung des Nationalismuskonzeptes bestimmt. Diesbezüglich wurde der Nationalismusbegriff schon vor 1933, genauer während des Ersten Weltkrieges und in Teilen der Weimarer Gesellschaft mit den problematischen Implikationen militärische Expansion, völkischer Rassismus und Antisemitismus versehen (vgl. ebd., S. 22f.), zunehmend aggressiv vertreten (vgl. ebd., S. 20, Müller, S. O. (2004) und auf die Ideengeschichte der „Volksgemeinschaft“ (Bruendel, S. (2003)) bezogen. Dieser aggressive und zugleich chauvinistische Nationalismus wurde spä-

testens nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg in Deutschland politisch breitenwirksam (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik in dieser Arbeit).

Erst die Nationalsozialisten trachteten allerdings danach, die „Nation“ gänzlich im Sinne ihrer Weltanschauung zu interpretieren und den Begriff so zum Instrument ihrer Machtpolitik zu degradieren. Sie leiteten aus ihrem Verständnis eines „völkischen“ Nationalismus vor allem zweierlei ab: eine völlig überzogene Umsetzung von dessen integralistischen Elementen (der Forderung nach einer ethnischen und kulturellen Homogenität des eigenen Nationalstaats (vgl. Mommsen, W. J. (2002), S. 17)), sowie die Legitimation ihrer ungehemmt vorbereiteten und umgesetzten Expansionspolitik.

Letztlich sprengte die angestrebte Schaffung „eines nationalsozialistischen Großraumeuropas unter der Führung einer rassistisch-germanistischen Elite“ (ebd., S. 23), den Kern der Idee eines deutschen Nationalstaates (vgl. ebd., S. 23f.).

Insbesondere der Kriegsnationalismus ab 1939 war geprägt von den ideologischen Maximen der Nationalsozialisten. „Volksgemeinschaft“, Führerkult, Antisemitismus und Rassismus wurden seine prägenden Elemente. „Die Leitvorstellung des Nationalismus vom auserwählten Volk mutierte zur fixen Idee von der herrschenden Rasse“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 26). Wie die meisten anderen von ihnen verwendeten erfolgversprechenden Schlagwörter des damals zeitgenössischen öffentlich-politischen Diskurses, wurde der Nationalismus als Begriff und Idee von den Nationalsozialisten instrumentalisiert und durch seine überspannte ideologische Auslegung schließlich weitgehend pervertiert. Diese Umdeutung des Nationalismus wurde allerdings von weiten Teilen der „Volksgemeinschaft“ entweder geflissentlich übersehen oder offen gutgeheißen: schien doch Hitlers Politik mit der einsetzenden Aufrüstung, den offen formulierten Großmachtsansprüchen und vor allem durch die anfänglichen militärischen Siege, insbesondere jenem gegen den traditionellen „Erzfeind“ Frankreich, die Befriedigung jahrzehntelang kollektiv gehegter nationaler Bedürfnisse zu ermöglichen (vgl. Müller, S.O. (2004)). Diese Erfolge bescherten der NS-Führung und insbesondere ihrem „Führer“ unerhörte Popularitätsschübe in der deutschen Gesellschaft und verschafften ihm eine tiefgehende Loyalitätsbasis, die erst mit der Erosion seiner Glaubwürdigkeit als nationaler Heilsbringer zerfiel (vgl. These 3).

Ohne Frage entwickelte die anfängliche, erst vorgeblich pazifistische, später aggressive Durchsetzungskraft suggerierende, außenpolitische Erfolgsbilanz Hitlers zunächst ein nicht zu unterschätzendes Inklusionspotential innerhalb der deutschen Bevölkerung (vgl. Peukert, D. (1982), S. 79f. sowie Echterkamp, J. (2004), S. 13).¹⁵⁹ Sie

¹⁵⁹ Auch Peukert nennt diesbezüglich als individuelle und kollektive Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung: „Erfolg, Stärke, Aufschwung und Sicherheit“ (ders. (1982), S. 80). Eine studentische

verschaffte dem NS-Regime eine breitere Loyalitätsbasis als dies durch Ideologie möglich gewesen wäre. Der vermeintliche Wiederaufstieg Deutschlands zur Welt-

Forschungsgruppe um Götz Aly hat hingegen kürzlich einige neue Ansätze zur Erforschung der Stimmung innerhalb der „Volksgemeinschaft“ vorgelegt (vgl. ders. (2006)). Nach deutlicher Kritik an der bisherigen Forschung zum Thema (vgl. ebd., S. 9ff.), welche die damaligen Berichte des „Sicherheitsdienstes“ oder Feldpostbriefe deutscher Soldaten ungerechtfertigt zur objektiven Quelle erhoben und für repräsentativ erklärt habe, schlägt Aly vor, die „damaligen politischen Stimmungslagen“ (ebd., S. 15) mittels einer Reihe statistischer Erhebungen zu ermitteln. Im Einzelnen haben Aly und sein Forschungsteam folgende Kenngrößen der Volksstimmung zwischen 1933 und 1945 ausgewählt: die Entwicklung der Vergabe von ihnen als eindeutig nationalsozialistisch befundener Vornamen (insbesondere Adolf), die Kirchenaustritte nach 1933, das Sparverhalten der „Volksgenossen“ während der NS-Zeit, die Todesurteile des „Volksgerichtshofes“ gegen deutsche Staatsbürger, sowie die Begleittexte zu Gefallenenanzeigen deutscher Soldaten, wie sie deren Angehörige formulierten. Aus ihren Einzelergebnissen leiten sie eine Gesamtstatistik zur Volksstimmung, genauer zur Entwicklung der Einstellung der „Volksgemeinschaft“ gegenüber der NS-Führung und seiner Politik ab (vgl. ebd., S. 116ff.), welche sie allerdings selbst als „von hoher spekulativer Qualität“ (ebd., S. 116) einschätzen. Neben dem methodischen Verfahren, mit welchem diese Gesamtstatistik gewonnen wurde, könnten auch die einzelnen Erhebungsverfahren einige Fragen aufwerfen. So scheint mir etwa bei der Analyse der Kirchenaustritte die Kontrastierung mit der Zusammensetzung der Restmitgliedschaft zu fehlen. Jedenfalls sagt ein festgestelltes Ausbleiben eines Anstiegs der Kirchenaustritte im Herbst und Winter 1939 (vgl. ebd., S. 55) wenig darüber aus, wie diejenigen dachten, die bereits in den Jahren zuvor zahlreich ausgetreten waren. Außerdem fehlt eine Analyse dessen, wer zu diesem Zeitpunkt noch in der Kirche war. Der allgemeine Hinweis auf das Hinzukommen „frisch aus der Hitlerjugend entlassener und dort indoktrинierter Jahrgänge“ (ebd., S. 58) scheint mir hier nicht ausreichend. Bei der, auf einige wenige Anlageangebote des Regimes beschränkten, Analyse des Sparverhaltens (vgl. ebd., S. 73ff.) scheint mir die Interpretation der Ergebnisse mitunter zu weit zu gehen. Dass die Deutschen ihr Geld ab 1944 eher auf dem Schwarzmarkt ausgaben als anlegten (vgl. ebd., S. 79), dürfte beispielsweise vor allem eine Frage der schlichten Überlebensnotwendigkeit gewesen sein und höchstens anteilig Resultat eines empfundenen Misstrauens gegenüber dem NS-Regime. Letztlich erscheint mir auch fraglich, inwieweit ein Faktor des passiven Erduldens (Urteile des „Volksgerichtshofs“ (vgl. ebd., S. 80ff.)) ohne weiteres mit Faktoren des aktiven Agierens (alle anderen erhobenen Indikatoren) zu einem Stimmungsbild zusammengefügt werden kann. Trotz derartiger offener Fragen und dem Experimentstatus der Gesamtstatistik liefert die Analyse aber interessante Erkenntnisse. Sie macht deutlich, dass die Annahme einige Berechtigung genießt, die Kriegsbegeisterung der Deutschen wäre im gesamten Zweiten Weltkrieg von einer massiven Kriegsangst überlagert worden, welche auch die militärischen Anfangserfolge der „Wehrmacht“ kaum überwinden konnten (vgl. ebd., S. 120). Alys Fazit ist geeignet, die diesbezüglichen Einschätzungen älterer Forschungsarbeiten (vgl. These 3), welche überwiegend von einem Höhepunkt der Hitler'schen Popularität nach dem Sieg über Frankreich ausgingen, zumindest infragezustellen: „Die ideologisch motivierte Loyalität zum NS-Staat nahm seit dem Überfall auf Polen 1939 deutlich ab; sie erholte sich nach dem siegreichen Frankreichfeldzug nur unwesentlich; mit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion im Sommer 1941 setzte ein zweiter, bald dramatischer Schwund ein“ (ebd., S. 131). Zur Klärung dieser Einschätzungsdifferenzen bedarf es weiterer empirischer Forschung mit geeignetem Quellenmaterial (vgl. ebd., S. 138). An dieser Stelle reicht es aus, dass auch Aly nicht an der wesentlichen Auffassung zweifelt, die „Volksstimmung“ sei wesentlich von der Sorge der „deutschblütigen Volksgemeinschaft“ um ihr persönliches Wohlergehen während des Krieges und vor allem für den Fall einer drohenden Niederlage geprägt gewesen (vgl. ebd., S. 138ff.). Aly weicht von älteren Analysen lediglich dahingehend ab, dass er den Zeitpunkt, zu welchem das Vertrauen in die militärischen Fähigkeiten Hitlers und der NS-Führung schwand, früher ansetzt (vgl. ebd., S. 132ff.) bzw. zweifelt, in welchem Maße es überhaupt ausgereicht hat, um eine Zustimmung zur militärischen Expansion zu generieren. An der grundsätzlichen Konzeption des „Hitlermythos“ als wichtigem Inklusionsfaktor des NS-Systems, wie er in dieser Arbeit vorgestellt wird (vgl. These 3), ändern Alys Argumente also wenig, sie hinterfragen lediglich – und dies ist als Forschungsergebnis nicht zu unterschätzen – die bisher angenommene Entwicklung seiner Wirkungsmacht nach Beginn des gewaltsamen Expansionskrieges. Da, wie bereits ausgeführt, noch weitere empirische Untermauerungen der Ergebnisse der Forschungsgruppe um Götz Aly wünschenswert wären, stützen sich die entsprechenden Ausführungen dieser Arbeit weiterhin auf die Annahmen der älteren, etablierten Analysen. Die m.E. berechtigten Zweifel Alys an deren Aussagekraft sollten jedoch an dieser Stelle berücksichtigt werden und zukünftig im Kontext der diesbezüglichen Forschung beachtet werden.

macht bot auch denen ein Identifikationspotential, die ansonsten keine Anhänger des Nationalsozialismus waren. Somit lässt sich der damals virulente Nationalismus als wichtiger Stabilitätsfaktor der NS-Herrschaft bezeichnen, in welchem „sich... jene Gegensätzlichkeit auf(löste), welche eine weit verbreitete Sicht des Nationalsozialismus bestimmte“ (Echterkamp, J. (2004), S. 8): „Im Namen von Volk und Vaterland konnte man das Regime ablehnen – und sich weiterhin von seinen Erfolgen faszinieren lassen“ (ebd.).

Angeichts der frühen militärischen Erfolge und einer geschickten propagandistischen Vermarktung des Krieges als angeblich unausweichliche Reaktion Deutschlands auf die illegitimen Beschränkungsversuche durch andere Länder und Rassen, wurde der „völkische“ Nationalismus „eine zentrale Integrations- und Mobilisierungskraft der Kriegsgesellschaft und muß im psychologischen Sinne als eine maßgebliche Disposition betrachtet werden“ (ebd., S. 7). Passgenau wurde die Projektion einer egalisierenden „Volksgemeinschaft“ durch die NS-Propaganda zur „völkischen Kampfgemeinschaft“ umdekliniert (vgl. ebd., S. 8), so dass beide Überzeugungspotentiale genutzt werden konnten, welche sich aus einer Verbindung von nationalsozialistischer Weltanschauung und nationalistischer Mentalität ergaben: das Bedürfnis nach einer „natürlich“ und untrennbar verbundenen Gemeinschaft, sowie deren gemeinsame Verteidigung gegen äußere Feinde. Auch hier wird das sozialisationstheoretisch relevante Faktum erkenntlich, dass die NS-Herrschaft unterschiedliche Optionen bot, sich selbst subjektiv in ihr zu verorten, ohne dabei zwangsläufig vollständig überzeugter Nationalsozialist sein zu müssen. Wenngleich dies gerade unter den jüngeren „Volksgegnossen“, insbesondere jenen, die keine bewusste politische Sozialisation vor 1933 erfahren hatten, nur relativ wenige betraf, so ist zu konstatieren, dass sich hier einmal mehr die individuelle Auslegbarkeit von Theorie und Praxis des Nationalsozialismus zeigte, welche nicht zuletzt auf die begriffliche Vagheit und den inhaltlichen Eklektizismus seiner Konzeptionen zurückzuführen war. Zu diesem Kontext gehörte auch der propagandistische Rückgriff auf „das seit dem Ersten Weltkrieg kultivierte Frontkämpferideal“ (ebd., S. 9), welchem nicht wenige der führenden Nationalsozialisten überzeugt anhängen.

Bereits wenige Tage nach dem Angriff auf Polen richtete sich etwa Hermann Göring an die Belegschaft der Berliner Rheinmetall-Borsig-Werke und formulierte entsprechend:

„So rufe ich sie alle auf, Mann für Mann, Frau für Frau, Jungen und Mädels. Wir alle sind Frontkämpfer!“ (zitiert nach ebd., S. 8).

Mit Appellen wie diesem versuchte man bis in die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs hinein und vor allem anfänglich mit einigem Erfolg, eine umfassende und alle gesellschaftlichen Grenzen überwindende „Selbstmobilisierung“ (ebd., S. 9) der deutschen „Volksgenossen“ für einen bedingungslosen Kampfeinsatz an der jeweils zugewiesenen Stelle (Front oder „Heimatfront“ etc.) zu evozieren. Aus dieser Verknüpfung mit der Konzeption einer rassistisch definierten „Gemeinschaft“, sowie aus der propagandistisch vermittelten Behauptung, diese kämpfend gegen (Rassen-)Feinde verteidigen zu müssen, resultierte letztlich der schwerwiegendste Effekt der Vereinnahmung des Nationalismus durch das NS-Regime. Neuere und differenzierende Analysen der Handlungsmotivationen einzelner Täter und Tätergruppen des Holocaust belegen, dass sich hieraus eine deutlich erhöhte Bereitschaft zur Gewaltanwendung ergab. Dies galt sowohl für die älteren Teilnehmer des Ersten Weltkrieges und deren überkommenen Nationalismus (vgl. ebd., S. 7), als auch für „diejenigen, die zu jung waren, um [diesen; der Autor] als Soldaten... erlebt zu haben, und in den zwanziger Jahren im völkisch-nationalen Klima der Universitäten ihre Karrieren begannen“ (ebd., S. 8). Gerade bei letzteren vermischte sich ihr aggressiv nationalistisches Weltbild mit dem Zuschnitt der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ zur Wahrnehmung einer vermeintlichen (und in manchen für die hier benannte Bevölkerungsgruppe explizit erfahrbaren Bereichen) einer tatsächlichen Leistungsgemeinschaft. Dieses Mentalitätskonglomerat generierte eine Handlungsmotivation, die sie zur „Kerngruppe des Genozids an den Juden' [(Ulrich Herbert)] werden ließ“ (ebd.).¹⁶⁰ Ein vergleichbares Instrumentalisierungspotential bot auch der, in der NS-Propaganda schier allgegenwärtige, Integrationsterminus „Volk“ für die Begründung des NS-Herrschaftssystems: Dieser hat „den Eindruck (erzeugt), als lägen ihm keine konkreten Interessen, sondern unverrückbare Naturtatsachen zugrunde. Auch die Ordnungsvorstellungen, die er für die innere Einheit der jeweiligen Gesellschaft entwirft, werden nicht mehr als Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien, sondern als die dem >Volk< natürlichen Gliederungen verstanden“ (Hoffmann, L. (1991), S. 201f.). Im Sinne der hier vorgetragenen Argumentation ist dann eine Definition des Begriffes Nationalsozialismus als typisch zu bezeichnen, wie sie der damalige Pädagoge und überzeugte Nationalsozialist Ernst Krieck fasste. In dieser verbinden sich die ideologi-

¹⁶⁰ Die Aussagen beziehen sich auf zentrale Tätergruppen des Holocaust, welche an diesem entweder als mentale Wegbereiter oder durch aktive Gewaltausübung beteiligt waren: „Juristen, Geisteswissenschaftler, Ärzte und Technokraten, beispielsweise des Führungskorps im Reichssicherheitshauptamt (RSHA), das sich mehrheitlich aus der Kriegsjugendgeneration des Ersten Weltkriegs, also den zwischen 1900 und 1910 geborenen Jahrgängen, rekrutierte und aus der bürgerlichen unteren Mittelschicht in die akademische Elite aufgestiegen war“ (Echterkamp, J. (2004), S. 8, vgl. hierzu ausführlich und instruktiv Wildt, M. (2002)).

sche Ausrichtung mit der pathetisch vorgetragenen sozialrevolutionären Selbstdarstellung des Regimes, wobei die relevanten Begriffe solcherart in Zirkelschlüssen erklärt werden, dass sie wenig konkrete Erhellung erfahren, aber viel Freiraum für subjektive Interpretationen bleibt:

„National-Sozialismus: der Name umreißt Gehalt, Richtung und Sinn der Bewegung. Durch den Sozialismus erhält der Nationalismus einen neuen Gehalt, der Sozialismus durch den Nationalismus aber die Richtung, die Möglichkeit des Wirklichwerdens. Nationalsozialismus drückt das revolutionäre Prinzip aus und damit die Richtung auf die uns von Not, Geschichte und Schicksal gestellte Gesamtaufgabe nach ihrer rassischen, ihrer nationalpolitischen, ihrer staatsbildenden, ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen, ihrer kulturellen und erzieherischen Seite hin: all das umfaßt der symbolische Name der Bewegung in der Totalität“ (ders. (1932), S. 43).

Neben diesen theoretischen Überlegungen lassen sich sowohl die Sozialisationsrelevanz, als auch der gesellschaftliche Umgang mit dieser begrifflichen Unschärfe exemplarisch anhand eines Berichtes des, 1929 geborenen, Sohnes des Generalfeldmarschalls der „Wehrmacht“ Erwin Rommel, Manfred verdeutlichen:

„Wenn man mich als jungen Menschen gefragt hätte, ob ich Nationalsozialist sei, hätte ich diese Frage mit einem klaren... Jawohl beantwortet. Ich wußte zwar nicht genau, was Nationalsozialismus ist, ich stellte mir da wunder etwas vor wie: der Einzelne ist nichts, die Gemeinschaft ist alles, der Einsatz für Deutschland, gleich dem Führer Adolf Hitler, ist Ehrensache, Bekämpfung des Bolschewismus, Errichtung eines germanischen Großreiches, neue Menschen, die sich nicht wegen des Geldes, sondern wegen der Ehre einsetzen... Selbstverständlich war ich auch gegen die Juden, was mir leicht fiel, weil ich nur wenige kannte, die ich selbstverständlich als positive Ausnahme betrachtete. Ich fühlte mich... im hohen Maße frei. Tat ich doch alles, was mir befohlen wurde freiwillig... Der Nationalsozialismus wurde eben von der Jugend getragen. Die Jugend war die Hoffnung, so wie man es uns beigebracht hatte. In der Schule neigte ich zu Unverschämtheiten gegenüber meinen Lehrern, die nach meiner Einschätzung... nicht die neue Zeit richtig begriffen hätten... daß Adolf Hitler der größte aller lebenden Menschen sei, daran hatte ich keinen Zweifel“ (zitiert nach Maser, W. (1985), S. 89).

Ganz offensichtlich erlaubte es das schwammige Konstrukt „Nationalsozialismus“ dem jungen Manfred, seine unterschiedlichen, von zeitgenössischen Generationskonflikten, sowie individuellem Entwicklungsstand und Herkunftsmilieu geprägten, Bedürfnisdispositionen sämtlich und ohne allzu große Reibungsverluste zu integrieren. Mögliche Zweifel ließen sich demgegenüber durch die versichernde Interaktion mit Bedürfnisgenossen unterbinden. So verweist Rommel darauf, dass seine Auffassung des „Nationalsozialismus“ „von meinen Kameraden geteilt (wurde). Wir bestätigten uns immer gegenseitig, daß wir recht hätten“ (ebd.).

Diese Unschärfe ihres ideologischen Konzeptes brachte dem NS-Regime durchaus Erfolge innerhalb der deutschen Bevölkerung, da sie es den „Volksgenossen“ erlaub-

te, einerseits hineinzuiinterpretieren, was sie verwirklicht sehen wollten (vgl. Johnson, E.A.; Reuband, K.-H. (2006), S. 340ff.), sowie andererseits „alles auszublenden, was sie vielleicht als irritierend empfinden mochten“ (Evans, R.J. (2005), S. 364). Selbst, wenn das Fehlen genauer programmatischer Konzepte bemerkt wurde, so konnte dies noch im eigenen Sinne ausgelegt werden:

„Ich freue mich über Hitlers Programmlosigkeit“, schrieb Luise Solmitz in ihr Tagebuch, >denn entweder ist ein Programm Lüge, Gimpelfang oder Schwäche. – Der Starke handelt aus der Notwendigkeit einer ernsten Stunde heraus und kann sich nicht binden...< Eine ihrer Bekannten, die dem Nationalsozialismus früher gleichgültig gegenübergestanden hatte, sagte ihr, sie werde gerade deshalb für Hitler stimmen, weil er kein anderes Programm habe als Deutschland“ (ebd., S. 433f.).

In der *praktischen* Umsetzung der unterschiedlichen und je für sich mehrdeutigen Vorgaben verband Hitler selbst wiederum „feste Grunddogmen mit größtmöglichem politischen Pragmatismus“ (Kershaw, I. (2001), S. 69).¹⁶¹

Abgesehen von den Eckpfeilern Lebensraumeroberung, Rassenkampf und Antisemitismus wurde die Interpretation einzelner Aspekte der NS-Ideologie (vor allem ihrer sozialen, weniger ihrer rassistisch-biologischen Inhalte) immer wieder an aktuell angenommenen Notwendigkeiten angepasst (vgl. These 6 zu den Gruppen der Frauen, sowie der Juden). Am Beispiel der propagandistisch verkündeten „Volksgemeinschaft“ führt Kurt Sontheimer die diesbezügliche Bedeutung der sozialen Ideologie Hitlers vor Augen:

„Gerade weil im Vordergrund der antidemokratischen Ideenbewegung solche politischen Mythen standen, die als positive Werte kaum jemand in Frage stellen konnte, wurde der Blick unscharf für die politische, verfassungsmäßige Struktur der staatlich organisierten Volksgemeinschaft. Es war die politische Funktion solcher Mythen, das nackte Diktaturschema des nachliberalen Staates zu verschleiern“ (ders. (1992), S. 252).¹⁶²

Wer aber hatte bei aller Auslegbarkeit die ideologische Definitionshoheit? Nach den Vorstellungen des NS-Regimes sollte die gesamte Gesellschaft nach dem militaristi-

¹⁶¹ In diesem Sinne führt Kershaw bezüglich Hitlers Plänen zur Etablierung einer „Volksgemeinschaft“ aus: „Anders als diese <Parteitheoretiker> [(Alfred Rosenberg und andere); der Autor] interessierte Hitler sich für die Sozialstrukturen nicht wirklich, solange sie (ihm) nicht gefährlich oder hinderlich waren. (...) Was die reale Welt des Hier und Jetzt und der nächsten Zukunft betraf, hatte Hitler kein Interesse daran, in die Gesellschaftsordnung einzugreifen. Genauso wie die Industrie und der Kapitalismus waren die gesellschaftlichen Gruppen da, um auf ihre spezifische Weise dem politischen Ziel des völkischen <Überlebenskampfes> zu dienen. (...) Weniger um die Veränderung objektiver Realitäten ging es dem Nationalsozialismus als um den mit außerordentlichem Ehrgeiz unternommenen Versuch, das subjektive Bewusstsein zu verändern“ (Kershaw, I. (2006), S. 265).

¹⁶² „Gemeinschaft“ war in Deutschland lange vor 1933 als „>Idol dieses Zeitalters<“ (Helmuth Plessner, zitiert nach Wildt, M. (2007), S. 353) zum Mythos geworden, ihre elitäre Verklärung erlaubte es den Nationalsozialisten die Exklusionsvorhaben ihres rassistischen Gesellschaftskonzeptes als „natürliche“ Auslese auszugeben. Seit dem Ersten Weltkrieg wurde der Begriff der „Volksgemeinschaft“ mehr und mehr zum politischen Kampfbegriff (vgl. ebd., S. 26ff.).

schen Prinzip von Führung und Gefolgschaft untergliedert werden (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 98f.). Überall etablierte man Parteifunktionäre, die in den verschiedensten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens die Einhaltung der Vorgaben der „völkischen Weltanschauung“ überwachen und denen die Untergebenen unbedingten Gehorsam leisten sollten. Seinen pseudoreligiös zugespitzten Kulminationspunkt fand dieses „Führerprinzip“ in der Person Hitlers, der die Geschicke des deutschen Staates lenke und diesen zu neuen Höhen führe (vgl. Broszat, M. (2000)). Hitler hat stets das uneingeschränkte „Interpretationsmonopol“ (Lepsius, M.R. (1993), S. 111) bezüglich der nationalsozialistischen „Weltanschauung“ für sich beansprucht, wie es ihm auch von der NS-Propaganda und weiten Teilen der Bevölkerung zugeschrieben wurde. Dies sollte ihn gleichsam als legitimen „Führer“ ausweisen und dafür sorgen, dass „seine Handlungen nicht extern über legitime Interpretationen und Normierungen der Ideologie kritisierbar“ (ebd.) wurden. „In diesem Sinne hat Hitler stets mit Nachdruck jede Kodifizierung des Nationalsozialismus und jede Programmdiskussion bekämpft“ (ebd.). Der Staat verkam gegenüber dieser personalisierten Kompetenzzuschreibung zum Instrument einer nationalsozialistisch ausgerichteten und durch den „Führer“ angeleiteten Interessenpolitik. Er wurde zum „völkischen Staat“, zur reinen Machtbasis für die angestrebte Umsetzung der Hitler'schen Weltanschauungsparadigmen (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 99ff.). Der Staat war im NS-Herrschaftssystem demnach nicht nur in seiner Relevanz einer rassistisch begründeten Gemeinschaftskonzeption nach-, sondern bezüglich der politischen Entscheidungsgewalt auch der unmittelbaren Exekutive der Vorgaben Hitlers, der „NSDAP“ untergeordnet. Eindeutig formuliert wurde dies in einer Rede Hitlers vom Parteitag von 1934, in welcher er klarstellte:

„Die Partei befiehlt dem Staat und nicht der Staat der Partei“ (zitiert nach einer Rede des „Reichsdozentenführers“ Walter Schulze vom 21. Januar 1938, in Gamm, H.-J. (1990), S. 160, vgl. in diesem Sinne auch Hitler, A. (1933), S. 425ff. und 440ff.).¹⁶³

Ihnen beiden stand Adolf Hitler als oberster „Führer“ vor. Diese exponierte Stellung hatte dieser nicht nur in organisatorischer, sondern zudem in mentaler Sicht inne. Auch der von der NS-Propaganda vielfach beschworene mythische „Wille“ der „Volksgemeinschaft“, welcher Ausdruck ihrer „wertvollen“ rassistischen Wurzeln sei, war letztlich nichts anderes, als der Wille des nationalsozialistischen Regimes und Hitlers als

¹⁶³ Diese hierarchische Festlegung ist freilich eine rein machtpolitische. Inhaltlich wurde bereits im „Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat“ vom 1. Dezember 1933 in § 1 (1) festgestellt, dass „nach dem Sieg der nationalsozialistischen Revolution“ nunmehr „die nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei die Trägerin des deutschen Staatsgedankens“ (RGBl. I, 1933, S. 1016) sei. Somit konnte auch im Bereich des Staatswesens jede Meinung, die nicht dem Willen des NS-Regimes entsprach als abweichend und illegitim identifiziert werden.

dessen oberstem Exponenten. In einer Rede vom Sommer 1934 stellte Hermann Göring diese innere Struktur des NS-Staates eindeutig klar:

„>Das Recht und der Wille des Führers sind eins.<“ (zitiert nach Wachsmann, N. (2006), S. 59).¹⁶⁴

Als unverzichtbares Instrument zur praktischen Verwirklichung ihrer umfangreichen gesellschaftspolitischen Ziele erkannten die Nationalsozialisten die „Erziehung“. Diese wurde von ihnen in umfassender Weise als Bezeichnung für ihre Bemühungen (vgl. These 2) herangezogen. Vorrangiges Ziel dieser Agitationen war es, sämtliche deutsche Staatsbürger, die nach ihrer Ansicht auch solche bleiben sollten, in die hierarchisch strukturierte und ideologisch eingeschworene „Volksgemeinschaft“ zu integrieren. „Erziehung“ konnte in diesem Sinne ebenso Elemente propagandistischer oder materieller Verführung, wie Einschüchterung und Gewaltanwendung umfassen. Zielgruppe dieser Erziehung war prinzipiell die Gesamtgesellschaft mit Ausnahme derjenigen „Elemente“, die aus dieser „ausgemerzt“ werden sollten. In besonderem Maße galt die Aufmerksamkeit des Regimes jedoch der nachwachsenden Jugend, an deren weltanschaulich orientierter Prägung – geistig und körperlich – man besonders interessiert war. Diese Thematik wird an anderer Stelle ausführlich dargestellt (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend). Hier soll lediglich auf das Grundprinzip einer „>richtigen< Erziehung“ (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 103) in Hitlers Sinne hingewiesen werden:

„Nicht das Individuum an sich, sondern dessen Nützlichkeit für die Volksgemeinschaft steht im Mittelpunkt seiner pädagogischen Grundsätze“ (ebd.)¹⁶⁵.

Unabhängig von allen glorifizierenden Zuschreibungen innerhalb der Hitler'schen Weltanschauungserklärungen und den Verschleierungen der NS-Propaganda war die politische Praxis, mit welcher die neuen Machthaber ab dem 30. Januar 1933 an die deutsche Bevölkerung herantraten, von einer Verwertungsperspektive geprägt, deren Maxime die Umsetzung der „völkischen Ideologie“ und damit untrennbar verbunden der Erhalt der NS-Herrschaft waren. Während die „Volksgenossen“ jedoch ihren Einsatz (wenn nötig, das eigene Leben) zur Errichtung einer angeblich paradiesischen Zukunft als Vertreter einer „arischen Herrenrasse“ einbringen sollten, war denjenigen,

¹⁶⁴ Ausgehend von dieser Maxime war es dann eine logische Konsequenz, dass mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten die Zahl der Verurteilungen wegen angeblich politischem Widerstand steil anstieg. Wen das NS-Regime als Andersdenkenden oder gar als Gegner der eigenen Machtansprüche ansah, der wurde im Rahmen der Formierung des neuen NS-Staates mit den nunmehr zur Verfügung stehenden Mitteln verfolgt: „Hatten 1932 nur 66 Angeklagte wegen Vorbereitung zum Hochverrat eine Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe erhalten, waren es 1933 bereits 1652“ (Wachsmann, N. (2006), S. 107).

¹⁶⁵ Gemeinschaftserziehung wurde schon vor 1933 von Pädagogen entsprechend definiert. So stellte etwa der spätere Nationalsozialist Ernst Kriek bereits 1930 fest, dass im Prozess der Gemeinschaftserziehung alles, was deren Absichten zuwiderlaufe „erbarmungslos unterdrückt (wird), auch wenn es an sich, rein menschlich genommen, noch so wertvoll wäre“ (ders. (1930), S. 19). Hier findet sich, strukturell gesehen, bereits die vorweggenommene Konzipierung jener NS-Erziehung, deren Schlagwort dann lautete „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“.

die man endgültig aus der „Volksgemeinschaft“ ausschließen wollte, das gegenteilige Schicksal zugeordnet worden. Sie sollten sich zwar ebenfalls als nützlich erweisen, etwa indem man ihre Arbeitskraft ausbeutete, dies allerdings auf dem Weg in die persönliche und kollektive Vernichtung (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung).

Das kampfbetonte und instrumentalistische Politikverständnis¹⁶⁶ Hitlers, wie es zwischen 1933 und 1945 auch die gesellschaftliche Realität der Menschen prägte, lässt sich letztlich folgendermaßen grob zusammenfassen:

„Politik ist die Kunst der Durchführung des Lebenskampfes eines Volkes um sein irdisches Dasein. Außenpolitik ist die Kunst einem Volke den jeweils notwendigen Lebensraum in Größe und Güte zu sichern. Innenpolitik ist die Kunst, einem Volke den dafür notwendigen Machteinsatz in Form eines Rassenwertes und seiner Zahl zu erhalten“ (Weinberg, G. (1961), S. 62).

Grundlegendes Ziel aller Politik war für Hitler also „die Vormachtstellung der arischen Rasse“ (Fix, E. (1993), S. 98). Sowohl Partei¹⁶⁷ als auch der Staat und seine Bürger

¹⁶⁶ Mit Politikverständnis ist hier die Auffassung, welche Hitler vom politischen Agieren und den dabei anzustrebenden Zielen bzw. anzuwendenden Mitteln vertrat. Diese Auffassung wurde, als angewandte „Politik“, während der NS-Zeit für die deutsche Gesellschaft und die Bevölkerung der besetzten Gebiete unmittelbar alltagsrelevant und sollte demnach, insbesondere in einer hermeneutisch orientierten Arbeit, in seiner erlebbaren Form – zu der Struktur, offizielle Bezeichnung und individuelle Erfahrung gleichermaßen gehören – berücksichtigt werden. Ein, selbstverständlich mit guten Gründen, hiervon abweichendes Politikverständnis, aktuell zumeist einer demokratisch zu organisierenden Gesellschaft, sollte diesbezüglich durchaus Grundlage der abschließenden Bewertung der erhobenen Sozialisationswirklichkeit sein. Als a priori bewertendes Paradigma kann es allerdings den Blick für die damaligen Erlebenspotentiale verstellen. Dies ist meines Erachtens bei der kritischen Einschätzung Lutz van Dicks der Fall, wenn er, über die Analysen eines anderen Erziehungswissenschaftlers, verallgemeinernd feststellt: „Wann immer Heinz-Elmar Tenorth in seinen Veröffentlichungen über die NS-Zeit die >explizite Politisierung wissenschaftlicher Pädagogik< kritisiert, für die >es in Deutschland kein Vorbild gab<..., fällt auf, daß er an keiner Stelle den tatsächlichen politischen Gehalt jener NS-Politisierung untersucht oder definiert. Daß mit der sogenannten NS-Politisierung genau das Gegenteil dessen betrieben wurde, was die Vokabel vorgibt, nämlich eine Entpolitisierung der Bevölkerung durch systematische Abschaffung aller demokratischen Einrichtungen, durch Unterbindung selbständiger Informationsmöglichkeiten und eine Verdummung der Massen durch professionelle Agitation – dies gerät Tenorth nicht in den Blick“ (ders. (1990), S. 23). Unabhängig davon, wie man die Arbeiten Tenorths im Einzelnen bewerten will, gilt: Politikverständnis und politisches Handeln entspringen, neben den rein faktischen Handlungsmöglichkeiten, immer einem dahinter stehenden Weltbild. Die, bereits im Kaiserreich nachweisbaren Bestrebungen die deutsche Jugend zu „verstaatlichen“ erfolgten zweifelsohne in der Intention, sie zu Politisieren. Nur war diesbezüglich, während der NS-Zeit, die Umsetzung der „völkischen Weltanschauung“ und das damit verbundene „Menschenbild“ (vgl. Herrmann, U. (1985), S. 14f. der diesbezüglich eine Kritik an Heinrich Kupffer formuliert, deren Konsequenz der hier vertretenen Argumentation durchaus entspricht) handlungsmotivierend und nicht die Errichtung oder Erhaltung einer demokratischen Gesellschaftsform. Unabhängig von forschungsmethodischen Bedenken ist anzumerken, dass eine derartige Oktroyierung eines eigenen Politikverständnisses Gefahr läuft, denjenigen Argumente zu liefern, die geneigt sind, bestimmte Institutionen und Organisationen des NS-Systems („Hitlerjugend“, „Wehrmacht“) als angeblich per se „unpolitisch“ zu definieren und sie so von vornherein aus jeglicher Schulddiskussion herauszunehmen. Letztlich verdeutlicht dieses Beispiel eine Annahme, welche in dieser Arbeit, „die Politik“ und auch „die Pädagogik“ betreffend, vertreten wird: Entscheidend ist der jeweilige, historisch höchst wandelbare, gesellschaftspolitische Kontext, in welchem sie begründet und angewandt werden (vgl. in diesem Sinne auch Giesecke, H. (1999), S. 281ff., sowie Hübner-Funk, S. (2005), S. 317f.).

waren hierbei nur Mittel zum Zweck. Die Maßgaben, die sich aus der Forderung nach einer „rassischen Gesundung“ des deutschen „Volkskörpers“ ergaben, bestimmten auch die jeweils aktuelle Handlungsstruktur nahezu sämtlicher sozialpolitischen Systeme (vgl. Sünker, H. (1994), Burleigh, M. (2000), S. 257ff., sowie Süß, W. (2003), S. 405ff.) bzw. die Auslegung der sozialen Werte (z.B. der offiziell proklamierten Rolle der Frau (vgl. These 6)) im NS-Herrschaftssystem.

Dies ging oftmals soweit, dass sich die Frage aufdrängt, „inwieweit die <soziale Ideologie> der Nazis überhaupt als ernste Absichtserklärung betrachtet werden sollte, statt als bloße manipulative Propaganda“ (Kershaw, I. (2006), S. 247, vgl. in diesem Sinne auch Bracher, K. D. (2003), S. 198 sowie Echterkamp, J. (2004), S. 7).¹⁶⁸

¹⁶⁷ Die NSDAP wurde schon zu Beginn der NS-Zeit von einem führenden Juristen als der „>... einzige... Träger des politischen Willens der Nation<“ (zitiert nach Sösemann, B. (2002), S. 126) definiert und deren Hauptaufgaben in bezeichnender Weise festgelegt, als: „Erziehung des Volkes, Durchsetzung der Weltanschauung, Auslese der Führer und völkische Willensbildung“ (ebd.).

¹⁶⁸ Hiervon abweichend schreibt Zitelmann im Kontext der Hitler'schen Ideologie „auch den *sozialpolitischen* Ideen... eine weitaus entscheidendere Bedeutung zu, als bislang angenommen wurde“ (ders. (1993), S. 504). Zitelmann vermutet bei Hitler insbesondere eine deutliche Neigung zur „>Chancengleichheit<“ für alle „Volksgenossen“, sowie eine ebenso starke Abneigung gegen das Bürgertum, „das er als verfault und dekadent betrachtete“ (ebd.). Hitlers Vorbild sei hierbei „die moderne, hochtechnisierte Industriegesellschaft der Vereinigten Staaten“ (ebd.) gewesen. Ich teile diesbezüglich allerdings die Auffassung Kershaws, der Zitelmanns Argumentation entgegenhält: „Dieser Ansatz scheint jedoch, trotz der überzeugend klingenden Argumente methodisch und begrifflich fehlerhaft zu sein. Was die Methode betrifft, so läßt sich bei Hitlers sozialen Vorstellungen dann eine gewisse Kohärenz feststellen, wenn man die verstreuten Äußerungen zur <sozialen Frage> zusammenfügt, die sich schon in seinen Reden Anfang der zwanziger Jahre und auch noch in seinen Monologen im <Führerhauptquartier> finden. Dabei wird jedoch kaum auf den konkreten Kontext seiner Äußerungen und deren intendierte Funktion geachtet, so daß die Gefahr einer Überbetonung der Kohärenz und vor allem einer Überbewertung dieser Ideen innerhalb der Hitler'schen Weltanschauung besteht“ (ders. (2006), S. 368). Um es auf den Punkt zu bringen, der nationalsozialistischen Führung ging es „programmatisch weniger um eigentlich sozialpolitische Zielvorstellungen, vielmehr wurde die Sozialpolitik den zentralen politischen Zielen des NS-Regimes untergeordnet“ (Kranig, R. (1993), S. 138, vgl. in diesem Sinne ausführlicher Schulz, G. (1998), S. 134ff., 143f.), welche nicht zuletzt herrschaftspragmatischer Natur waren (vgl. Kranig, R. (1993), S. 138f. sowie Echterkamp, J. (2004), S. 7). Ein Exempel von vielen möglichen für diese Prioritätensetzung lieferte die, von Winfried Süß eingehend untersuchte, Gesundheitspolitik des NS-Regimes während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 (vgl. ders. (2003)). Süß stellt zunächst klar, dass die Nationalsozialisten „schon vor dem Krieg... damit begonnen (hatten), das am medizinischen Bedarf orientierte System der Gesundheitsversorgung durch eine Medizin der Ungleichheit zu ersetzen, die Gesundheitsressourcen nach rassistischen Wertigkeitskriterien und gesellschaftlichen Nützlichkeitskalkülen zuteilte“ (ebd., S. 405). Im Verlauf der Kriegsvorbereitungen und vor allem nach dessen Beginn 1939 verschob sich dementsprechend die Ausrichtung der deutschen Gesundheitspolitik im Sinne der neuen Notwendigkeitszuschreibungen durch die Regimeführung. So hatten sich „die Kriegsvorbereitungen der deutschen Gesundheitsbehörden... auf die Sicherstellung des medizinischen Bedarfs der Streitkräfte konzentriert, kaum jedoch auf die Gesundheitsversorgung der Zivilbevölkerung in einer mehrjährigen militärischen Auseinandersetzung“ (ebd.). „Die Entscheidung des Regimes, knappe medizinische Güter und Dienstleistungen bevorzugt der Wehrmacht zuzuteilen, bildet eine erste Bestimmungsgröße nationalsozialistischer Gesundheitspolitik in der Kriegszeit“ (ebd.). Diese Bevorzugung ließ in der Zivilbevölkerung die „medizinische Betreuung zunehmend zu einem Mangelgut werden“ (ebd.). Wie die oben angedeuteten, ideologisch geprägten Intentionen weiter in der gesellschaftspolitischen Praxis umgesetzt wurden und wie sie von den Zeitzeugen erfahren wurden, dies verdeutlicht anhand einiger Beispiele These 6. Eine Hervorhebung der sozialpolitischen Intentionen Hitlers kann, wenn überhaupt als sinnvoll erachtet, nur im Rahmen einer umfassenden Kontextualisierung erfolgen, die ihre ideologischen

Gerade in einer pädagogisch orientierten Arbeit ist es allerdings von einigem Interesse, dass Hitler eine „Säuberung“ und zukünftige „Reinhaltung“ der, seiner Meinung nach, besonders kulturell wertvollen und kämpferisch durchsetzungsfähigen „arischen Rasse“ als unabdingbare Grundvoraussetzung für deren anzustrebende weltweite Vormachstellung ansah; demgegenüber allerdings bei vielen öffentlichen und privaten Anlässen ein fast schon behavioristisch (vgl. die entsprechende Theoriedarstellung im vorangegangenen Kapitel) anmutendes Erziehungsverständnis formulierte. Wer prinzipiell zur „Volksgemeinschaft“ gehöre, der unterscheide sich vor allem durch die ihm widerfahrene Erziehung von seinen „Volksgenossen“. Dementsprechend äußerte sich Hitler bei der Eröffnung des Kriegswinterhilfswerks 1940:

„Der Nationalsozialismus hat von vornherein die Auffassung vertreten, daß jede Haltung nur das Produkt der Erziehung, der Gewöhnung, der Vererbung ist, also auch wieder umerzogen werden kann. Denn das Kind, das in unserem Volk groß wird, wird nicht geboren mit irgendwelchen Vorurteilen standesgemäßer oder klassenmäßiger Herkunft, sie werden ihm erst anezogen. Erst im Laufe seines Lebens werden ihm diese Unterschiede künstlich aufoktroiert... Wir erziehen die Menschen zu einer einheitlichen Lebensauffassung, zu einer einheitlichen, gleichmäßigen Pflichtauffassung, und wir sind der Überzeugung, daß nach einem gewissen Zeitalter dieser Erziehung *die Menschen die Produkte dieser Erziehung* sein werden, das heißt, sie werden dann genau so die neuen Gedanken repräsentieren, wie sie heute noch teilweise die alten verkörpern“ (zitiert nach Zitelman, R. (1991), S. 223; vgl. auch Domarus, M. (1963), S. 1581).

Nur kurze Zeit später, am 10. Dezember 1940 erklärte er erneut, dass die Menschen, abgesehen von ihrer rassistischen Lebensgrundlage, „das Produkt ihrer Erziehung“ seien und bemerkte weiter:

„Und das beginnt leider schon fast mit der Geburt. Der kleine Wurm im einen Fall wird schon anders eingewickelt, wie der kleine Wurm im anderen Fall. Und das geht dann so fort. Und wenn das Jahrhunderte geschieht, dann kommt plötzlich einer und sagt: Ich will euch jetzt wieder auswickeln aus euren verschiedenen Umhüllungen, damit wieder der Kern herauskommt, denn im Kern seid ihr ja sowieso alle die gleichen“ (zitiert nach ebd., S. 224).

Begrenzungen und Motive berücksichtigt. Dies wird in der treffenden Präzisierung Michael Wildts deutlich: „Die Sozialutopie des Nationalsozialismus zielte nie auf eine offene oder gar wohlfahrtsstaatliche Gesellschaft, sondern blieb stets rassenbiologisch normiert. (...) Das nationalsozialistische Ziel bestand nicht in einer universell-egalitären Gesellschaft, gleich ob christlich, liberal oder sozialistisch verstanden, sondern in der biopolitischen Leistungssteigerung einer rassistischen Volksgemeinschaft“ (ders. (2008), S. 109). In diesem Sinne lieferte dem Regime „nicht die Sozialpolitik, sondern die pseudoegalitäre Propaganda die wichtigsten Instrumente des Egalisierens. Ihr sitzt auf, wer von dem Mythos der Volksgemeinschaft auf die gesellschaftliche Realität schließt“ (Echterkamp, J. (2004), S. 13, vgl. in diesem Sinne auch Winkler, H.A. (1977), S. 490). Subjektiv allerdings konnte das, propagandistisch vermittelte, Gefühl sozialer Gleichheit „>eine mitreißende sozialpsychologische Suggestivität< (Hans-Ulrich Wehler)“ (zitiert nach ebd.) innerhalb der „Volksgemeinschaft“ evozieren und eine erhöhte Inklusionsbereitschaft generieren. In dieser Hinsicht wurde auch die NS-Sozialpolitik in besonderem Maße sozialisationsrelevant und findet in dieser Arbeit Berücksichtigung.

In seiner offenen Bekundung der „Allmacht der Erziehung“ (Zitelmann, R. (1991), S. 224) bei vergleichbarem rassischem Erbgut, wich Hitler in seinen propagandistischen Verkündungen durchaus ab von der Auffassung einiger nationalsozialistischer Rassetheoretiker, für die „allein die Vererbung entscheidend (war)“ (ebd., S. 223) – selbstverständlich ohne dass diese Diskrepanz zwischen der eigenen und der Meinung des „Führers“ je von einem Vertreter des letztgenannten Personenkreises im „Dritten Reich“ öffentlich moniert worden wäre. Bei den vorangegangenen Ausführungen handelt es sich um eine Darstellung der Hitler'schen Erziehungsvorstellungen in Abhängigkeit von seiner rassistisch geprägten „völkischen Weltanschauung“. Hitlers Erziehungsbegriff und Erziehungskonzept, welche wiederum die, während der gesamten NS-Zeit von offizieller Seite unwidersprochene, theoretische Basis sämtlicher konkreter Erziehungsmaßnahmen des nationalsozialistischen Staates und ihm nahe stehender zeitgenössischer Pädagogen darstellten, sowie eine, sich daraus logisch ableitende, Struktur der institutionellen Erziehung des „Dritten Reiches“, werden noch an anderer Stelle besprochen. Die Umgestaltung der Gesellschaft – gleich, wie sie im Detail betrieben, bzw. einfach verkündet wurde – hatte den einen Zweck, die Grundlage für die Umsetzung der politischen Ziele Hitlers zu schaffen (vgl. Kranig, A. (1993), S. 139). Die „Volksgemeinschaftsideologie“, in dem speziellen Zuschnitt, wie sie sämtlicher Politik des NS-Regimes zugrunde lag, lässt sich dementsprechend mit Detlev Peukert verifizieren:

„Das Konzept der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsutopie zielte auf die Formierung einer ideologisch homogenen, sozial angepassten, leistungsorientierten und hierarchisch gegliederten Gesellschaft mit den Mitteln der Erziehung der >gut Gearteten< und der >Ausmerze< der angeblich >Ungesarteten<“ (ders. (1982), S. 295, vgl. hierzu auch Sünker, H. (1994)).

Dieser Konzeption entsprechend sollte auch die institutionelle Pädagogik ihren funktionalen Dienst innerhalb des anvisierten „Erziehungsstaates“ erweisen. Ihr zeitgenössischer Vertreter, Gerhardt Giese hat diese Aufgabenstellung, die Verinnerlichung der „völkischen Weltanschauung“ beim Zögling unbedingt zu fördern, in seiner Abhandlung über „Staat und Erziehung“ bereits 1933 in seinem Konzept der „politischen Pädagogik“ fixiert:

„Was der nationalsozialistische Staat und die politische Pädagogik unserer Zeit fordern, ist nicht der Staatsbürger des 19. Jahrhunderts, sondern der aus dem Erleben der Kriegs- und Nachkriegszeit geborene 'politische Mensch', der im Dienst für Volk und Staat, in der unbedingten Hingabe und Verantwortung dem Ganzen gegenüber den höchsten Sinn seines irdischen Daseins erfaßt und erst aus dieser politischen, d.h. stets auf das Ganze bezogenen Verpflichtung, auch seine sonstige wissenschaftliche oder künstlerische oder wirtschaftliche Arbeit leistet als Dienst an der Nation. – Der 'totale Staat', der Staat des 20. Jahrhunderts, ist auf diesem politischen Menschen

aufgebaut, von ihm geschaffen und deshalb auch auf eine in einem bisher unerhörten Maße politisch erzogene Jugend angewiesen; denn die Totalität dieses Staates beruht nicht auf der Allmacht seiner äußeren Gewalt und nicht auf der möglichst weit getriebenen verwaltungstechnischen 'Gleichschaltung', sondern sie ist letzten Endes begründet in der politischen Gesinnung der Menschen, die diesen Staat führen und tragen" (ders. (1933), S. 286).

Stetige Proklamierung der „völkischen Weltanschauung“ und die praktischen Umsetzungsbestrebungen der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaftsutopie“ lassen sich somit, wie bereits verschiedentlich angedeutet, als NS-Sozialisationskontext bezeichnen. Auf mentaler Ebene führte dies, gerade bei den jüngeren „Volksgenossen“, die oft keinen anderen Deutungshintergrund (sei es vor 1933 oder danach in abweichenden Milieus) kennen gelernt hatten, zur Verinnerlichung einer, den oben beschriebenen Argumentationsstrukturen entsprechenden, Weltsicht. Diese schien gleichsam Sinn zu generieren, sowie individuelle und kollektive Geltungsbedürfnisse legitimieren und befriedigen zu können:

„Nichts löst das Messianische – das Gefühl des Heiligseins – mehr aus als die Hörigkeit einem 'höheren Ziel gegenüber. Der Aufruf, für einen Gott, eine Nation, eine Idee Blut zu vergießen, löst Gefühle der inneren Reinheit aus, eine Ekstase absoluter ‚Liebe‘, einen Taumel von tugendhafter Selbstverliebtheit“ (Gruen, A. (1986), S. 104f.).

Nach dem Untergang des NS-Kontextes und seiner dogmatischen Wahrnehmungsgelbte, welche keinerlei positive Auseinandersetzung mit abweichenden Erklärungsmustern des Weltgeschehens vorgesehen hatten, kam es in den westlichen Besatzungszonen in Folge der Konfrontation mit einer neuen, auf grundsätzlich anderen Wertvorstellungen beruhenden Weltsicht und ihrer demokratischen Praxis bei vielen jungen Deutschen zu erheblichen Identitätserosionen:

„1946 war ich zwanzig Jahre alt. Mein Allmachtsgefühl hatte sich inzwischen in ein verheerendes Minderwertigkeitsgefühl verwandelt. Mein ideologisches Stützkorsett war zunächst von außen zerbrochen, dann als durch und durch verbrecherisch entlarvt worden. Was nützte es uns 18- bis 20jährigen, aus dem Inferno des letzten Kriegsjahres davongekommen zu sein: Zu tief war der Abgrund, in den wir gestürzt waren, zu groß die innere Verlassenheit. Nichts gab es, auf das wir hätten zurückgreifen können“ (Renate Finckh, zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 131).

Trotz der Erfahrung der Brüchigkeit der NS-Identität fiel es zahlreichen damals Heranwachsenden deutlich schwer, die neuen Identitätsangebote der westlichen Alliierten anzunehmen:

„Mir gelang nicht, was viele bald fertigbrachten, nämlich mir von ihnen (den Amerikanern) so etwas wie eine neue Identität zu borgen. Erst später verstand ich, wie dieser Prozeß damals massenweise ablief. Er begann mit großer Selbstunsicherheit. Ich traf alte Bekannte, die mir früher als kraftvoll und selbstbewußt imponiert hatten und die jetzt nur noch ein Schatten ihrer selbst waren. Ihre Identifizierung mit dem System hatte sie einst in einem Maße geschützt, daß sie als volle Persönlichkeiten erschienen waren, ohne es zu sein. Sie hatten narzißtisch gezehrt von der Partizipation

an dem durch die Begriffe Volk-Reich-Führer benannten Großgebilde und für Stärke gehalten, was eigentlich enorme Abhängigkeit war. (...) Nun enthüllte sich das Maß ihrer Entpersönlichung und zugleich ihrer Orientierungslosigkeit“ (Richter, H.-E. (1986), S. 52).

Derartige Ausführungen lassen es fragwürdig erscheinen, ob die Einfeldung in den neuen westlich-demokratischen Mentalitätskontext tatsächlich bei den meisten derjenigen, die ihre kindliche und jugendliche Sozialisation während der NS-Zeit erlebt hatten, so reibungslos verlaufen ist, wie es gern behauptet wurde und wird. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es sich bei der Loslösung von den im NS-System erworbenen Identitätsmustern und dazugehörigen Loyalitätsbindungen um einen „jahrzehntelangen, mühsamen Weg... der De-Konversion“ (Hübner-Funk, S. (2005), S. 91) gehandelt hat (vgl. ebd., S. 284ff., 387ff.). Dies galt für viele der damals Heranwachsenden nach 1945, wenngleich freilich auch diese Annahmen am Einzelfall zu differenzierende und nicht pauschalisierbare Verarbeitungspotentiale darstellen (vgl. in diesem Sinne kritisch zur theoretischen Konstruktion Hübner-Funks, Miller-Kipp, G. (2006), S. 224). Die Tatsache, dass „man... sich reibungslos in die sich reorganisierende Gesellschaft ein(fügte)“ (ebd.), stellt jedenfalls nur einen Beleg für eine erfolgte Neuorientierung nach dem Untergang des Nationalsozialismus dar, nicht aber für dessen biographische und insbesondere mentale Überwindung. In der sowjetischen Besatzungszone standen den Heranwachsenden, bei aller Gegensätzlichkeit in den inhaltlich transportierten Zuschreibungen, für eine solche handelnde Eingliederung zumindest strukturell vertraute Identitätsangebote zur Verfügung (vgl. Karutz, A. (2003), S. 233ff.).

Statt der vergangenen konnte man sich hier einer, in ihren Maximen vermeintlich diametral entgegengesetzten, aber ebenso dogmatisch vermittelten Interpretation des „wahren“ Sozialismus anschließen. Die historische Bildungsforschung hat diesbezüglich lange die erfolgte Integration in den westlichen Wertekonsens hervorgehoben, ohne dabei auftretende Probleme der Identitätsfindung, vor allem aber die mentalen Anknüpfungspotentiale im ebenfalls totalitär organisierten System der SBZ/ DDR hinreichend zu erfassen.

3.3.1.5. Der spezifische Rassismus Hitlers und dessen Vermittlung innerhalb der NS-Erziehung

Von zentraler Bedeutung für das Verständnis des Hitler'schen Antisemitismus ist die Tatsache, dass dieser mit einer Klassifizierung als biologischer Rassismus nur unzureichend gekennzeichnet ist. Freilich, dies haben die vorangegangenen Ausführungen deutlich gemacht, hegten die Nationalsozialisten gegenüber anderen Rassen und da-

runter auch den „Juden“ Überlegenheitsphantasien, welche sich in biologistischen Argumentationsmustern äußerten. Der Antisemitismus Hitlers unterschied sich allerdings in einem wichtigen Punkt von seinem sonstigen Rassismus. Die obigen Ausführungen haben gezeigt, dass die Diffamierungen, mit welchen die nationalsozialistische Propaganda die „Juden“ versah, mitunter deutlich über eine schlichte Aburteilung als „minderwertig“ hinausgingen.

Der biologische Rassismus Hitler'scher Prägung sah „den Neger“ als die unterste Stufe seiner Rassenskala an (vgl. Heinsohn, G. (1995), S. 167 sowie Zimmermann, R. (2008), S. 19). Demgegenüber ging es „bei den Juden... primär nicht um eine biologisch definierte minderwertige Rasse, sondern um eine quasi geistige Rasse, die als Träger von Ideen ausgegrenzt werden soll“ (Zimmermann, R. (2008), S. 19). Als solche, als Träger und Multiplikator von Deutungsmustern bezüglich des Weltgeschehens und adäquater Reaktionen darauf, nahmen Hitler und andere führende Nationalsozialisten das „Judentum“ als Gefahr für ihre eigene subjektive Weltsicht und die daraus resultierenden politischen Pläne wahr:

„Den Juden wird die Idee der einen Menschheit zugeschrieben, die sich im universalistischen Menschenbild der Französischen Revolution mit der Idee der menschlichen Gleichheit Bahn bricht. Zugleich gelten die Juden als das nichtkämpfende Volk, das die Menschheit mit den aus der Thora bekannten Geboten des Lebensschutzes, der Liebe und Gerechtigkeit verführt. Mit diesen Kernpunkten wird nachvollziehbar, warum der vom Nazismus propagierte Kampf gegen die <jüdische Weltverschwörung> als Kampf gegen ein universalistisches Selbstbild des Menschen und entsprechende Formen von liberaler Demokratie zu verstehen ist“ (ebd.).

Es darf hierbei nicht übersehen werden, dass Ideologie für Hitler und die führenden Nationalsozialisten niemals bloß Theorie bedeutete, sei deren Auslegung auch noch so verbindlich. Vielmehr stellte sie stets eine direkte Vorgabe für praktisches Handeln dar, durch welches die Führer des NS-Regimes meinten, den Lauf einer, nach ihrem subjektiven Empfinden, aus den Fugen geratenen und unerklärlich gewordenen Welt zurechtrücken zu können und zu müssen. Den „Juden“, die mit sämtlichen Negativa der „völkischen Weltanschauung“ identifiziert wurden, schlug von nationalsozialistischer Seite dementsprechend vor allem ein *mentaler* Rassismus entgegen, welcher sie als vermeintliche Träger von Ideen als Gefahr betrachtete, die Hitlers (Rettungs-)Konzept einer „arischen“ Rasse diametral widersprachen (vgl. Heinsohn, G. (1995), S. 170). Dieser mentale Rassismus unterschied sich weniger in seiner Stoßrichtung, als vielmehr in seiner inhaltlichen Genese vom herkömmlich biologischen. Diese Genese definiert Rolf Zimmermann im Anschluss an eine entsprechende Argumentation Barbara Zehnpfennigs (vgl. dies. (2000)):

„Hitlers Rassismus (ist) nur scheinbar biologisch... und sein Rassebegriff (meint) im Grunde die <Homogenität seelischer Qualitäten>... Hitler begeht keinen naturalistischen Fehlschluss, indem er geschichtliche Rassengesetze aus der Natur <ableitet>, sondern einen normativistischen Fehlschluss, indem er seine Vorstellung von Rasse-Homogenität auf die Natur überträgt“ (ders. (2008), S. 115).

Diese Fassung des Hitler'schen Rassismus verdeutlicht die Abhängigkeit beider Argumentationsstränge der NS-Ideologie, des Antisemitismus und der „Natur“-Chiffre, von den Bedürfnisdispositionen ihres Urhebers. Nicht eine pervertierte Schlussfolgerung aus den Ansätzen des biologischen Rassismus hat Hitler die „Juden“ als Feindgruppe ausmachen lassen, sondern seine tief verinnerlichten antisemitischen Ressentiments waren der Ausgangspunkt, von dem aus er sich selbst und seinen Anhängern eine vermeintliche Legitimation für die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands, Europas und in letzter Konsequenz der Welt präsentierte. Damit war aber auch der, von ihm selbst angenommenen, Verbindung des Hitler'schen Rassismus mit den Annahmen des Sozialdarwinismus de facto jeder Boden entzogen.

Zu klären bliebe angesichts dieser Eigenart ihres Rassismus, wie und warum die führenden Nationalsozialisten gerade im „Juden“ den „Rassenfeind“ schlechthin erkannten. Im oben bereits angedeuteten Sinne zeichnete sich der Antisemitismus des NS-Regimes sehr wohl, aber nicht vorrangig durch die chauvinistische Verächtlichkeit aus, mit welcher man den unterstellten biologischen Mängeln anderer „Rassen“ begegnete. Die angestrebte und, wo immer möglich, gnadenlos in Verfolgungspraxis umgesetzte „Ausmerze“ der „Juden“ und des „Jüdischen“ muss vielmehr als Element eines, vom NS-Regime als unausweichlich angesehenen, „Rassenkampfes“ „gesehen werden..., bei dem sich Rassen als homogen gedachte existenzielle Widersacher, die durch unterschiedliche seelische Qualitäten definiert werden, gegenüberstehen“ (Zimmermann, R. (2008), S. 115):

Aus Sicht Hitlers „(sind) im Judentum und Deutschtum quasi zwei Daseinsweisen Rasse geworden..., die einen Kampf um die Selbsterhaltung ihrer Wesensart zu führen haben... Das Judentum steht für das Sinnliche, Materielle, Irdische, Egoistisch-Individualistische – das Deutschtum (als Spitze des Ariertums) für das Höhere, Idealistische, Schöpferische, Edel-Gemeinschaftliche. Der Gegensatz zum Judentum bildet deshalb den innersten Kern von Hitlers Weltanschauungslehre, weil er in ihm die Lebenshaltung zu erkennen meint, die der seinen diametral widerspricht und die für ihn den Bestand der Menschheit gefährdet“ (ebd.).

Die „Juden“ werden also nicht vorrangig deshalb zum primären Rassenfeind Hitlers, da sie als biologische oder kämpferische Gefahr für die „arische Volksgemeinschaft“ eingestuft werden, sondern weil sie in der ihnen zugeschriebenen „Wesensart“ vermeintlich das Gegenteil dessen verkörpern, was die „völkische Weltsicht“ als unbe-

dingte Notwendigkeit ideologisch vorgibt und verhaltenstechnisch einfordert. Damit Hitlers Ideologie sich durchsetzen kann, so seine Auffassung, muss zunächst der ausgemachte Konterpart ihrer inhaltlichen Maximen verschwinden:

„Die Vernichtungsoption gegen die jüdische Rasse [scheint Hitler; der Autor]... deshalb gerechtfertigt, weil sie danach strebt, den Kampf als Lebensprinzip der Rassen außer Kraft zu setzen. Mit anderen Rassen kann man leben, weil sie um ihr <Menschenrecht> kämpfen, mit der jüdischen Rasse nicht“ (ebd., S. 117, vgl. hierzu auch Zehnppennig, B. (2000), S. 53 und 288ff.).

Von der Unsinnigkeit der Hitler'schen antisemitischen Attribuierungen, welche die Vorgaben der bereits genannten Kategorienbildung stetig wiederholen, einmal abgesehen, lag in dieser Konzeption einer „jüdischen Wesensart“, welche den Lebenskampf der Rassen ablehne, sowie für eine universalistische Moral und ein demokratisches Politikverständnis eintrete, eine entscheidende Voraussetzung für die folgende Praxis der Judenverfolgung bis hin zum Holocaust. Sie war die Prämisse, unter welcher die Ausschließung der „Juden“ aus dem Universum moralischer Verbindlichkeiten, sowie ihre Verfolgung als gefährliche „Weltverschwörer“ subjektiv legitimiert werden konnte. Dieser Befund stimmt mit dem Resümee überein, welches der Genozidforscher Gunnar Heinsohn aus seiner Analyse der lange als offen deklarierten Frage, „warum sich der Judenhaß eigentlich gegen Juden richte“ (ders. (1995), S. 15) zieht. Heinsohn verweist darauf, dass „Hitlers eigenes Motiv“ lange ein Desiderat der Auschwitzforschung gewesen sei (ebd., S. 17). Nach einer ungemein knappen Analyse von „mehr als vierzig Theorien aus fünfzig Jahren“ (ebd., S. 132, vgl. inhaltlich ebd., S. 33ff.), die sich sämtlich mit den möglichen Ursachen des Hitler'schen Ausrottungskampfes gegen die „Juden“ befasst haben, kommt er zum Schluss, dass diese erfolglos bleiben mussten, da sie das wahre Wesen seines Antisemitismus verkennen würden (vgl. ebd., S. 132). Heinsohns eigene diesbezügliche Motivkonstruktion folgt demgegenüber den hier eingeführten Mustern (vgl. ebd., S. 131ff.) und schreibt der angestrebten Vernichtung der jüdischen Moral (vgl. zu ihren Inhalten ebd., S. 134ff.) mit ihrem Tötungsverbot zentralen Stellenwert zu (vgl. ebd., S. 156ff.). Hitler meinte demnach in der jüdischen Ethik den Gegenpol dessen zu erkennen, was er, unbewusst seinen subjektiven Erklärungsbedürfnissen des Weltgeschehens folgend, als Sozialdarwinismus interpretierte (vgl. ebd., S. 139). Nicht von ungefähr ist es auch gerade der jüdische Kern des Christentums, welcher, neben herrschaftspragmatischen Interessen, entscheidend dazu beitrug, dass dieses von den Nationalsozialisten diffamiert und verfolgt wurde (vgl. ebd., S. 151). Heinsohns Fazit entspricht der hier eingeführten Argumentation:

„Hitler wollte letzten Endes das gesamte – also nicht nur das europäische – Judentum vernichtet sehen, weil er hoffte, daß mit dem Verschwinden der Juden auch die Thoragesetze des Lebens-

schutzes sowie der Liebes- und Gerechtigkeitsgebote aus der Welt wären. Die Judenbeseitigung sollte das Recht auf Töten wiederherstellen. Auschwitz war ein Völkermord für die Wiederherstellung des Rechtes auf Völkermord. Dieses tribale und antike Vertreibungs- und Ausrottungsrecht bewunderten Hitler und Himmler an asiatischen Kriegsherren wie Dschingis-Khan und Tamerlan sowie an den Jungtürken des Armeniergenozids. Diese Führer hatten <Millionen Frauen und Kinder in den Tod gejagt, bewußt und fröhlichen Herzens> (Hitler im August 1939...)“ (ebd., S. 18).¹⁶⁹ Die hier zum Tragen kommende Negation des Lebenswertes und Lebensrechtes der „Juden“, die in abgeschwächten Graden auch für andere „unwerte“ Gesellschaftselemente und „Rassen“ gelten sollte, hatte bedeutende mentalitätsgeschichtliche Konsequenzen. Der Vernichtungswille und die massenhafte Vernichtungspraxis der NS-Herrschaft sind moraltheoretisch oft zutreffend als Rückfall in die Barbarei beschrieben worden. Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es aber wichtig darauf hinzuweisen, dass das nationalsozialistische Regime nicht einfach die Gültigkeit bisher erreichter moralischer Standards aufheben wollte, sondern diese durch neue, im Sinne der „völkischen Ideologie“ formulierte, und daraus abzuleitende Handlungsnormen zu ersetzen trachtete:

„Ein völkisches Opferethos sollte alle menschlichen Rücksichten brechen; den narzißtischen Selbsterhaltungstrieb sowieso, speziell aber den Widerwillen gegen das Töten und alle Formen der Zerstörung, Mitgefühl, Mitleid, Karitas. Narzißismus und moralischer Heroismus sollten in der Phantasie dazu vereinigt werden, das eigene Leben dem Sieg des tausendjährigen und dem göttlichen Führer zu weihen. Auf diese Ziele hin wurden die Tugenden der Hingabebereitschaft, Treue, Mut, Tapferkeit konditioniert“ (Richter, H.-E. (1988), S. 25).¹⁷⁰

¹⁶⁹ In einer neueren Publikation spricht Heinsohn in drastischen Bildern davon, dass Hitler und die führenden Nationalsozialisten die „hard ware“ des Judentums (jüdische Frauen, Männer und Kinder) vernichten wollten, um dessen „Software“ (die jüdische Moral des Lebensschutzes) auszurotten (vgl. ders. (2000), S. 426). Die hier angewandten sprachlichen Formulierungen erscheinen mir nur bedingt dem Thema angemessen oder notwendig zu sein. Dessen ungeachtet bleiben die inhaltlichen Schlussfolgerungen erhellend.

¹⁷⁰ Auch Stephan Marks geht auf die Etablierung einer partikularen Moral durch das NS-Regime ein, welche die Voraussetzung dafür bot, das aggressive Verhalten gegenüber den Juden Deutschlands und der besetzten Länder Europas moralisch zu rechtfertigen. Dies gelang, indem die Gültigkeit dieser selektierenden Moral auf die „deutschblütige Volksgemeinschaft“ begrenzt wurde (vgl. ders. (2007), S. 121f.). Marks Schlussfolgerungen teile ich jedoch in zwei Punkten nicht. Zum einen hieß es unter dem NS-Regime nicht: „Tue das Böse im Dienste des Guten“ (ebd., S. 122). Vielmehr wurden Handlungsweisen, die nach einer universell gültigen Moral abzulehnen gewesen wären, durch ihren Einsatz im Kontext eines angeblichen „Überlebenskampfes der arischen Rasse“, sowie gegenüber einer Gruppe, für die die allgemeinen moralischen Grundsätze nicht mehr gelten sollten, nicht nur von jeder moralischen Fragwürdigkeit bereinigt, sondern selbst zu Exempeln „ehrenhaften“ Verhaltens erhoben. Sprich, das „Böse“ wurde durch diese Kontextualisierung zum moralisch Gebotenen, wenn man so will zum angeblich „Guten“ umgedeutet. Zum anderen kann ich Marks Interpretation, durch diese Umdeutung an sich amoralischer Regungen sei „ein psychisch geradezu paradieshafter Zustand geschaffen“ (ebd.) worden, nur bedingt zustimmen. Es stellt zweifelsohne eine bedrückende sozialpsychologische Erkenntnis dar, dass das Angebot zu nicht sanktioniertem Ausleben von physischer Gewalt gegenüber Minderheiten auf entsprechend disponierte Personen reizvoll wirken, und sich in der deutschen Bevölkerung nach 1933 reibungslos ausbreiten konnte, als dies der Mythos einer von außen eingeführten Barbarei suggeriert (vgl. hierzu neuerdings Wildt, M. (2007)). Demgegenüber wurden den Mitgliedern der „deutschblütigen

Unabhängig von der unbestreitbaren Perversion der NS-Ideologie und insbesondere ihrer rassistischen Elemente gilt es also, das darin liegende Potential zur subjektiven Bewusstseinsprägung zu beachten. Denen, die von ihren Identifikations- und Projektionsangeboten erfasst wurden, stellte die „völkische Ideologie“ einen Interpretationshintergrund zur Verfügung, der es ermöglichte und einforderte die eigene Willfährigkeit als Dienst an einer höheren Sache zu verstehen. Die, aus diesem NS-Moral-kontext resultierende, Handlungsnorm bezüglich der „Juden“, als angeblich Schuldige an der ausgemachten Misere der „arischen“ Rasse, war die Aufforderung diese als störende Elemente zu erkennen, zu „behandeln“ und schließlich „auszumerzen“:

„Die Benutzung der echten moralischen Empfindungen zur Prägung auf pervertierte Vorstellungen führte zu der bekannten Umkehr des Pflicht-Neigungs-Konfliktes; Nicht töten zu wollen, wurde zu einer bösen Versuchung, der man mit moralischer Kraft zu widerstehen hatte: Denn: 'Du sollst töten' war das neue moralische Gesetz“ (ebd.).

Diese Neuinterpretation moralischer Standards lieferte die Option, das Streben nach Befriedigung eigener Bedürfnisse nach persönlicher Bedeutung, Macht und Gewalttätigkeit als selbstlosen, ideell motivierten Einsatz für die, angeblich von Gott und Natur vorgesehene, Besserstellung des eigenen rassistischen Kollektivs umzudeuten. Diese Wahrnehmungsoption bildete den scheinbar legitimierenden und honorierenden Hintergrund für die nicht nur bereitwillige, sondern immer wieder selbständig motivierte, mitunter auch vorausseilende handelnde Inklusion von „Volksgenossen“ aller Gesellschaftsschichten, nicht zuletzt Wissenschaftlern aller Fachrichtungen, in die verheerenden Exklusionsbestrebungen der Nationalsozialisten, deren Extrempunkt schließlich die gezielte Ermordung von sechs Millionen Juden darstellte (vgl. Welzer, H. (2005), S. 18ff.).

Wie leicht dem Einzelnen dieses Umdeuten gefallen sein mag, ob es innere Widerstände und emotionale oder kognitive Reibungsverluste gab, dies lässt sich nicht pauschalisieren. Viele Forschungsergebnisse sprechen allerdings dafür, dass die Übernahme der neuen Weltsicht und deren Leistungsdefinition bei großen Teilen der „völkischen Gemeinschaft“ erstaunlich schnell und ohne tiefgehende innere Konflikte gelang. In besonderem Maße galt dies für die jungen und jüngsten „Volksgenossen“ (vgl. Friedländer, S. (2007a), S. 59), welche überwiegend keine oder lediglich eine kurze Sozialisation mit einem anderen Wertkonzept erfahren hatten, denen jedoch die frag-

Volksgemeinschaft“, also den avisierten Subjekten und Objekten der partikularen Moral, vom NS-Regime vor allem im Kontext von Krieg und Holocaust Handlungen abverlangt, welche psychisch höchst belastend sein konnten. Diese durchgehalten zu haben, wurde durch die Verbindung mit dem NS-Leistungsparadigma zur glorreichen Tat umgedeutet. Die psychischen Belastungen wurden durch diese moralische Neudefinition aber nicht aufgehoben und von der Regimeführung auch mehrfach als solche konstatiert (vgl. die entspr. Himmler-Rede, die Marks selbst zitiert, in ebd.).

lose Hinnahme autoritär vorgetragener Verhaltensregeln vertraut war, wie sie ihnen u.a. in den nationalsozialistischen Jugendorganisationen begegneten.

Zudem waren sie schon altersbedingt besonders zugänglich für die Versprechungen persönlicher Bedeutung und Anerkennung. Diese wirksame Verbindung des NS-Erziehungswesens mit den subjektiven Dispositionen damals Heranwachsender hat Gisela Miller-Kipp präzise definiert:

„Empfänglich für das – pädagogische – Angebot des Nationalsozialismus waren... gerade die den Jugendlichen als charakteristisch zugeschriebenen psychischen Dispositionen wie Tatendrang und Opferbereitschaft, Leistungswille und Ehrgeiz, Sinnsuche und Sehnsucht. Auf sie paßten und wirkten die nationalsozialistische Erziehungspraxis auszeichnende Elemente wie Erleben und Tat, Leistungsforderungen und Sinnangebote, Formen, Rituale und Gemeinschaft in Raum und Zeit“ (dies. (1994), S. 141).

In diesem Sinne ist es auch zu verstehen, dass die nationalsozialistische „Erziehung“ bei ihren Zöglingen nicht nur die Ausbildung eines kritischen Bewusstseins unterbinden wollte, sondern die Reifung zu Mündigkeit und Subjektivität insgesamt destruieren (vgl. ebd., S. 142). Hierzu passend hat Harald Scholtz eine, entwicklungspsychologisch bedeutsame, Grundausrichtung nationalsozialistischer Erziehungsagitation herausgearbeitet (vgl. ders. (1985), S. 178ff.). Er benennt deren „Tendenz“, „das Jugendalter in eine frühe Phase zurückzuverlegen und der Adoleszenz keine besondere Beachtung zu schenken... Daraus resultierte eine Aufwertung der späten Kindheit und eine weitgehende soziale Egalisierung der Jugendphase zuungunsten der Schonphase zur Entwicklung theoretischer Fähigkeiten, des sogenannten Moratoriums (Erikson)“ (ebd., S. 179).

Gisela Miller-Kipp hat den hierbei anvisierten „Loyalitätstyp“ treffend als „späten Jugendlichen“ definiert (vgl. dies. (1994), S. 153):

„Der späte Jugendliche‘ ist auf einer Entwicklungsstufe zwischen Jugend- und Erwachsenenalter zu denken zum Ende der Adoleszenz. ‚Ihm gehen wesentlich ‚dem Erwachsenen‘ zugeschriebene Qualitäten resp. Merkmale wie abstraktes und differenziertes Denken, soziale und ideelle Autonomie und intime Emotionalität ab; andererseits kennzeichnen ihn aber auch nicht mehr die ‚dem Jugendlichen‘ in der ‚Reifezeit‘ zugeschriebene Labilität, der emotionale Überschwang und die wechselnde (soziale und ideelle) Orientierung‘... Der ‚späte Jugendliche‘ orientiert sich konventionell an nationalsozialistischer Ordnung und ist ans Kollektiv bzw. an Führerfiguren gebunden; mit dieser kollektiven Bindung spielt sein soziales Verhalten im Modus von Wettstreit und Kooperation. Sein Denken ist konkret, stereotyp und vereinfachend, seine Mentalität bleibt vor-rational und damit offen für emotionale Projektionen und Fixierungen“ (ebd., S. 154).

Das NS-Regime trachtete demnach nicht nur danach, durch eine propagandistische Aufwertung der „Jugend“, sowie durch eine entsprechende Struktur der Erziehungsarbeit in den zuständigen NS-Organisationen (von der „HJ“, über den „Reichsarbeits-

dienst“, bis zum Dienst in der „Wehrmacht“), sämtliche „arische“ Heranwachsenden für den Nationalsozialismus zu vereinnahmen (vgl. Scholtz, H. (1985), S. 179ff.). Der „späte Jugendliche“ wurde vielmehr im Sinne einer nationalsozialistischen Typenbildung zur prinzipiellen Zieldimension der NS-Erziehung erkoren. „Dessen mentale, dessen innere Verfassung“ (Miller-Kipp, G. (1994), S. 153) sollten letztlich, nach durchlaufener (Um-) Erziehung im Sinne des Regimes, nicht nur die Jugendlichen, sondern alle „Volksgenossen“ aufweisen.

Die, 1926 geborene, Zeitzeugin Renate Finckh beschreibt ihre ideologische „Impräg- nierung“ durch eine, den obigen Ausführungen entsprechende, Sozialisation im NS- System folgendermaßen:

„Vom ersten Schultag hatten wir unter Hitlerbildern gesessen, Heldengeschichten gelesen, eroberungssüchtige Lieder gesungen und das Einmaleins gelernt, indem wir ausrechnen durften, wie viel Brot ein ‚Lebensunwerter‘ – weil geistig Behinderter – seinen gesunden Geschwistern wegverzehrte. Wir hatten auch gelernt, daß es außer uns Deutsche keine vollkommenen Menschen gäbe, daß Ausländern zu mißtrauen wäre und die Juden – von denen wir kaum noch einen kannten – zum ‚Ungeziefer‘ gehörten. Vom fünften Schuljahr an hatte die gleichmachende Uniform eigene kindliche Welt-Neugier im Keim erstickt und unsere Gefühle mit ‚Glauben an den Führer‘ und Gefolgschaftstreue besetzt. Eigenes Wissenwollen mußte zugeteiltem Wissen weichen, eigenes Gewissen einem staatlich verordneten Über-Ich. Gemäß Hitlers persönlichem Wunsch sollten wir, ‚seine deutsche Jugend‘, ihm mit Leib und Seele verfallen. (...) Bei den meisten Kindern funktionierte das nationalsozialistische Über-Ich recht gut. Althergebrachte und ‚bewährte‘ Erziehungsprinzipien, die Gehorsam und Unterordnung forderten, hatten bei fast allen den Boden bereitet“ (zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 143).

Diese Ausführungen verdeutlichen, wie stark die psychischen Prägungsansätze der NS-Erziehung auf autoritären Erziehungsmustern aufbauen konnten, die deutlich vor 1933 entstanden waren und weit über 1945 hinaus Kontinuität erhielten. Sie wurden vom Regime weder erfunden, noch grob verändert. Einmal mehr erfuhren auch sie ihr NS-Spezifikum durch eine gezielte, wenngleich keineswegs immer bewusste, Instrumentalisierung im Sinne der Herrschaftsdurchsetzung und deren nachhaltiger Sicherung. Hierfür eignete sie sich vielfältig, sowohl hinsichtlich ihrer genuinen Methodik, als auch die Sekundärtugenden betreffend, welche sie als Erziehungsziele formuliert hatte. Somit sind derartige autoritäre Erziehungskonzepte und -praxen nicht per se als nationalsozialistisch zu identifizieren. Problematisch ist ihre Instrumentalisierbarkeit für diktatorische und totalitäre Erziehungspläne, wie sie hier vorgestellt wurden. Der, wenn man so will, nationalsozialistische Charakter einer bestimmten Erziehungsform, sei sie auch schon auf den ersten Blick als unterdrückend oder gar menschenverachtend erkennbar, kann demnach nur durch bildungshistorische Kontextualisierungsarbeit nachgewiesen werden. Er lässt sich für keine Erziehungsmethode a priori be-

haupte, gleich wie nahe liegend dies mitunter scheinen mag. Dieser Befund führt zu keinerlei Relativierung der NS-Erziehungssagitationen, weder der Indoktrinierungsversuche (Inklusion) einerseits, noch der Ausgrenzungen von Minderheiten und „Minderwertigen“ (Exklusion) andererseits. Er fordert allerdings vehement die Auseinandersetzung mit bewussten und unbewussten Traditionen der allgemeinen Erziehungsgeschichte, deren diesbezügliche historische Problemfelder eben nicht sämtlich mit dem 30. Januar 1933 entstanden oder mit dem 8. Mai 1945 erloschen sind.¹⁷¹

Zur hier angedeuteten Umsetzung antisemitischer Ideologie in der Alltagspraxis der „Volksgemeinschaft“ sind zwei sozialpsychologische Aspekte festzuhalten:

1. Auf Ebene der Wahrnehmung stellt eine solche „>Transformation von Ideologie< in Wirklichkeit“ (Welzer, H. (2007b), S. 140) die elementare Voraussetzung persönlicher, antisemitisch begründeter Handlungen – im Gegensatz zu bloßen Ein-

¹⁷¹ Dies hat die neuere erziehungswissenschaftliche Sozialisationsforschung insbesondere für den Bereich der Erziehungsratgeber zur Säuglingspflege und Kleinkindererziehung bereits deutlich herausgearbeitet. So urteilt etwa Miriam Gebhardt zutreffend: „Im Großen und Ganzen bedienen sich die Sozialisationsexperten in den Ratgebern seit der NS-Zeit bis weit in die bundesrepublikanische Geschichte hinein eines autoritären, hierarchischen und kommandomäßigen Kommunikationsstils. Dies hängt... mit der in den Ratgebern kolportierten Einschätzung der Elternkompetenz zusammen, aber auch mit den Menschenbildern, die der Säuglingsanthropologie zugrunde liegen, und dies findet wiederum eine Entsprechung in den Normen zur frühkindlichen Erziehung“ (dies. (2007a), S. 92). Hinzuzufügen wäre noch, dass dieser Befund auch für Kontinuitäten des Erziehungsdiskurses und der entsprechenden Erziehungspraxis in die Zeit vor 1933 gilt (vgl. Schmid, M. (2008) sowie Gebhardt, M. (2009b), S. 62ff.). Mitunter schwer nachvollziehbar zu sein scheint die Tatsache, dass dies nicht gleichbedeutend ist, mit der Annahme, es habe eine entsprechende Kontinuität *nationalsozialistischer* Erziehungskonzepte gegeben. Wie bereits angedeutet sind deren Nachweise anders zu führen. Bei der bekannten Ratgeberautorin der NS-Zeit, Johanna Haarer, kann ein solcher Nachweis etwa schon durch die Verortungen verifiziert werden, mit welchen sie selbst ihre Erziehungsvorgaben in den Rahmen einer „ungeheure[n] Erziehungsarbeit der Partei“ (dies. (1937), S. 16, vgl. in diesem Sinne auch das Vorwort zu *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, in welchem sie sich an *die deutsche Frau* richtet (vgl. dies. (1934), S. 5ff.)) einordnete. Diesbezüglich unterschied sie sich bspw. von einer anderen damals verbreiteten Ratgeberautorin, Elisabeth Plattner, deren Erziehungsvorgaben ähnlich autoritär anmuten und ebenfalls eine umfassende Charakterschulung zum Ziel haben (vgl. dies. (1941)), denen aber diese eindeutige Selbstverortung fehlt. Eine weitere Differenzierungsproblematik ergibt sich daraus, dass aus der oben angedeuteten Eingliederung der Erziehungsvorgaben noch keine Rückschlüsse über den genauen Grad der Selbstinklusion in das NS-Herrschaftssystem und dessen menschenverachtende Politik gezogen werden können. Wie weit etwa Haarer diese gebilligt, gutgeheißen oder in Teilen abgelehnt hat, wie weit sie überhaupt darüber informiert war, dies alles kann nicht aus ihren Erziehungsratschlägen abgeleitet werden. Solch biographische Fragen können nicht anhand von Erziehungskonzepten geklärt werden. Die ausgiebigsten Angaben zur *Biographie* Haarers finden sich im Online-Handbuch zur Kindergartenpädagogik und dem dortigen Beitrag von Manfred Berger (vgl. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1268.html>).

Sie verdeutlichen, dass Haarer ihre Selbstverortung auch praktisch vollzogen hat, wenngleich nicht an exponierter Stelle und erst einige Jahre nach der NS-Machtübernahme. Darüber hinaus wäre noch zu erwähnen, dass aus den Anweisungen in zeitgenössischen Erziehungsratgebern höchstens damalige Erziehungsvorstellungen, nicht aber die entsprechenden Erziehungspraxen direkt abgeleitet werden können. Dieser Sprung von empfohlener Theorie zu erzieherischer Praxis und der Erfassung ihres Verbreitungsgrades ist ein bestehendes Problem der historisch forschenden Erziehungswissenschaft. Hier scheinen mir die Analysen damaliger Elterntagebücher (vgl. zu diesem Unterfangen Gebhardt, M. (2007b, 2009b)), in welchen Eltern ihre Erziehungspraxen konkret festhielten, zumindest im Bereich qualitativer Methodik (auch hier bleibt das Problem der Repräsentativität) weiterführend.

stellungen – durch die einzelnen „Volksgenossen“ dar. Dies gilt, soweit selbige als berechtigt oder gar notwendig empfunden werden und nicht offenem oder lediglich kaschiertem Sadismus entspringen. Es gilt: „Sozialpsychologisch gesehen handeln Menschen nicht nach objektiven Bedingungen – sie handeln zwar unter diesen, diese bilden aber nicht die Motivation dessen, was sie tun –, sondern danach, was sie wahrnehmen“ (ebd., S. 133). Umgekehrt gilt aber auch: „Wenn sie etwas nicht wahrnehmen, geht dies nicht in ihren Interpretations- und Entscheidungsprozeß ein“ (ebd.). Indem die Nationalsozialisten ihre radikale Judenfeindschaft sukzessive in gesellschaftliche Realität transformierten, schufen sie die Voraussetzung dafür, dass die angesprochenen „arischen“ Gesellschaftsmitglieder einerseits die antisemitische Politik des Regimes als adäquate Lösungsversuche eines tatsächlich bestehenden Problems, sowie andererseits ihr eigenes, vielfältig vorgetragenes, aggressives Verhalten gegenüber den Juden in ihrer Umgebung, bzw. ihre entsprechenden Einstellungen gegenüber den „Juden“ im Allgemeinen, als berechtigte Interpretation dieser vermeintlichen Realität wahrnehmen konnten. Diese Bedeutung der Ebene subjektiver Wahrnehmung geht soweit, dass gegenwärtig diskutiert wird, ob die immer wiederkehrende Aussage, „davon haben wir nichts mitbekommen“, welche von nicht wenigen ehemaligen „Volksgenossen“ zur Judenverfolgung in Deutschland vorgebracht wird, sowie die Erklärungen ehemaliger Täter im Kontext des Holocausts, man habe bei Ausübung der Gewalttaten keine Gewissensbisse empfunden, da man das eigene Handeln zwar nicht als Normalität und auch als belastend, aber keineswegs als unmenschlich wahrgenommen habe (vgl. ebd., S. 134f.)¹⁷², möglicherweise authentische Beschreibungen der damaligen Bewusstseinslage darstellen und nicht bloße Verleugnungsstrategien. In jedem Falle liegt auf dieser Wahrnehmungsebene, zumindest prozessual gesehen, die primäre Relevanz der NS-Ideologie. Die Auseinanderdeklination künstlich geschaffener Bevölkerungsgruppen, sowie die aggressive Diffamierung (die tatsächliche Verfolgung bedeutet ja bereits Transformation) einer der Gruppen (hier der „Juden“), stellten die genuinen mentalen Grundlagen des Holocaust dar. Insofern ist es sinnvoll, sich auch in einer Arbeit zur Sozialisation während der NS-Zeit mit dieser Thematik zu befassen.

2. Die angesprochene Transformation, und die damit einhergehende Veränderung der Wahrnehmung, vollzogen sich natürlich nicht einfach von heute auf morgen

¹⁷² Für ein entsprechendes, auch in der wissenschaftlichen Literatur zum Thema, immer wieder angeführtes „Tätertrauma“ existiert jedenfalls bis heute kein empirischer Beleg (vgl. Welzer, H. (2007b), S. 143).

und vor allem nicht übergangslos von der Stufe des latenten Antisemitismus oder offener Judenfeindschaft, zur Befürwortung oder gar bereitwilligen Beteiligung am organisierten Massenmord. Wie in der Praxis der Judenverfolgung im NS-Staat und in den besetzten Gebieten Europas handelte es sich auch auf der Wahrnehmungsebene um einen Stufenweise ablaufenden Prozess: „Das war ein permanentes Überschreiten von Stadien. Hätte die >Reichskristallnacht< 1933 stattgefunden, wäre es zu Protesten gekommen, weil die Vorgänge noch nicht begreifbar gewesen wären. 1933 hatte noch eine andere Wirklichkeit als 1938 und eine andere als 1943“ (ebd., S. 141). Ein Aufbrechen dieses Prozesses wurde zudem dadurch erschwert, dass Menschen dazu neigen, moralische Dissonanzwahrnehmungen gegenüber den eigenen Einstellungen und dem eigenen Handeln weniger als Anlass zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen zu nehmen, sondern sich in folgenden, vergleichbaren Situationen eher erneut genauso verhalten. Hierbei soll dann das identische Verhalten die Richtigkeit des vorhergehenden bestätigen (vgl. ebd.). „Das ist ein fataler psychischer Bewältigungsmechanismus, weil es, je mehr Stadien überschritten werden, immer schwieriger wird zurückzugehen“ (ebd., S. 141f.). Gleichsam stellt diese Struktur der Verhaltensabsicherung auch eine Ursache der immanenten Dynamik des Transformationsprozesses dar. Von dieser Transformationsdynamik wurden im NS-System insbesondere auch die jungen „Volksgenossen“ erfasst. Sei es als Angehörige der NS-Jugendorganisationen (vgl. diesbezüglich zur „HJ“ These 6) oder als Absolventen des NS-Erziehungswesens, welche später als Soldaten im Kriegskontext, dessen genuiner Zieldimension, eingesetzt wurden.

3.3.1.6. Die „Natur“-Chiffre als legitimierende Hilfskonstruktion der NS-Ideologie und ihre sozialisationsrelevanten Implikationen

Über diese grundsätzlichen Bestimmungen hinausgehend ist es sinnvoll, sich den argumentativen Hilfskonstruktionen in Hitlers Weltanschauung zuzuwenden, um deren positive Aufnahme in weiten Teilen der Bevölkerung nachvollziehen zu können. Wie bereits eingeführt diente ihm eine spezifische Konzeption der menschlichen, sowie der „Natur“ im Allgemeinen (vgl. Arendt, H. (1955), S. 740f.) als zentrale Begründungsgrundlage seiner Ideologie.¹⁷³ Auf diese rekurrierten die öffentlichen Verkün-

¹⁷³ Diese axiomatische Begründung der NS-Ideologie durch die, je nach Bedarf und persönlichem Interessenschwerpunkt, von den NS-Führern mal naturwissenschaftlich und mal mythisch ausformulierte (vgl. hierzu exemplarisch die Ausführungen in Burleigh, M. (2000), S. 295ff.), Berufung auf eine, allem zugrunde liegende „Natur“, wurde in unterschiedlichen Abstufungen auch den nationa-

dungen der „völkischen Weltanschauung“ in der NS-Propaganda¹⁷⁴, NS-Kultur und NS-Sozialpolitik nahezu unentwegt (vgl. exemplarisch Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 19). Mit dem Verweis auf dieses normierende Axiom integrierten die Nationalsozialisten so unterschiedliche Aspekte, wie eine nach maximaler Effizienz strebende Geburtenförderung und eine verlässliche Ordnung versprechende bürgerliche Moral, in ein und demselben Ideologiekonzept. In diesem Kontext lässt es sich als Ausdruck einer pervertierten Sexualmoral, aber eben nicht als inhaltlich paradox bezeichnen, wenn etwa Heinrich Himmler einerseits die staatliche Förderung unehelicher Geburten, bis hin zur Einrichtung des „Lebensborn e.V.“, propagierte und andererseits jede künstliche Befruchtung rigoros ablehnte. Die Entscheidung über die einzelne Maßnahme fiel in erster Linie nach subjektiver Einschätzung ihrer „Natürlichkeit“ und erst in zweiter wurde ihre schlichte Effizienz zum Kriterium.¹⁷⁵

len, den „rassischen“ und anderen Kontexten angepasst. So etwa, wenn behauptet wurde, die „Volksgemeinschaft“ beruhe auf den „<wahren> deutschen Werten“ (Kershaw, I. (2006), S. 262). Die Liste entsprechender Beispiele ließe sich fortführen, was aber an dieser Stelle nicht zu geschehen braucht, da dadurch die oben skizzierte Struktur vielfältig spezifiziert, aber nicht entscheidend verändert würde.

¹⁷⁴ Propaganda wird in dieser Arbeit verstanden, als „Beeinflussung der Meinungen, Attitüden und Verhaltensweisen von sozialen Großgruppen..., und zwar in der Regel mittels Massenmedien und symbolischer Kommunikation. Hierbei spielt auch die ‚Herstellung von Öffentlichkeit zugunsten bestimmter Interessen‘ eine Rolle: ‚Propaganda zeichnet sich durch die Komplementarität von überhöhten Selbst- und denunzierenden Fremdbildern aus und ordnet Wahrheit dem instrumentellen Kriterium der Effizienz unter“ (Zimmermann, C. (2007), S. 15).

¹⁷⁵ Freilich äußerten sich in all diesen Vorstellungen immer wieder unterdrückte Bedürfnisse der Akteure und verwuchsen sich mit den subjektiv wahrgenommenen Notwendigkeiten einer Verhaltensregulierung der Umwelt durch die eigene Person zu einem mitunter höchst komplexen und dynamischen Motivationskonglomerat. Heinrich Himmler, dessen Vater seine Söhne pedantisch, rigide und bevormundend zu „>deutschgesinnten Männern!<“ erzogen hatte (vgl. Himmler, K. (2005), S. 43ff., sowie Longerich, P. (2008), S. 17ff.), reagierte auf diese Erfahrung mit missionarischem Eifer sich selbst und anderen gegenüber. Ganz entsprechend einer narzisstischen Bedürfnisbefriedigung nach Erlangung von Anerkennung und persönlicher Bedeutung, welcher im NS-Kontext keine Grenzen mehr entgegengesetzt wurden, entwickelte er später immer abstrusere Theorien über moralische und rassische „Reinheit“, die in jeder Hinsicht über die ideellen Vorgaben seines Vaters hinausgingen. Bereits während seiner Adoleszenz und lange vor der nationalsozialistischen Machtübernahme trachtete Himmler danach, andere Menschen seines sozialen Umfeldes, etwa die Verlobte seines Bruders, zu „erziehen“, wenn deren Verhalten nicht seinen Vorstellungen entsprach (vgl. Himmler, K. (2005), S. 108ff.). Hierbei berief er sich stets auf die übergeordnete Gültigkeit bestimmter Verhaltensideale, welche stets ein sich ergänzendes Konglomerat aus seinen persönlichen Bedürfnissen und einer verfremdenden und einseitigen Überbetonung konservativer Einstellungsmuster darstellten. So lehnte er beispielsweise „sexuelle Erfahrungen vor der Ehe... kategorisch ab... interessierte sich jedoch gleichzeitig brennend für alles, was mit Sexualität zu tun hatte“ (ebd., S. 78). Diese Struktur setzte sich nach der Machtübernahme fort, wobei durch seinen zunehmenden Machtgewinn gleichermaßen erweiterte Perspektiven und Umsetzungsoptionen hinzutraten. Bedeutenden Antrieb erhielt Himmler auch in seinen Agitationen als Chef von „SS“ und deutscher Polizei weniger durch die operativen Aufgaben dieser Position, sondern eher durch seine verquere Selbstwahrnehmung „als >Erzieher<, der die ideologische und politische Einheitlichkeit seines rasant wachsenden Imperiums zu wahren hatte“ (ebd., S. 284, vgl. auch Longerich, P. (2008), S. 327ff.). Seine persönlichen Ideale erhob er mehr und mehr über die Begrenzungen seiner bürgerlichen Herkunft und berief sich auf die angebliche „rassische“ Bedeutung „>germanischer Sitten<“ (Himmler, K. (2005), S. 236). Nachdem der Kinderwunsch ihm und seiner älteren Frau Marga Himmler verwehrt geblieben war, deklarierte er die „>Einehe<“ kurzerhand zum „>Satanswerk< der katholischen Kirche, das abgeschafft gehöre“ (ebd.). Diese Einengung des

Demgegenüber kam es nicht selten vor, dass Maßnahmen, die aus subjektiv ideologischer Sicht einmal als „natürlich“ interpretiert worden waren, hinsichtlich einer Effizienzsteigerung über das Maß hinausgehend gefördert wurden, welches die normativen Verlautbarungen der NS-Propaganda zuvor verkündet hatten. Entsprechend der hier vorgestellten Struktur argumentierte Himmler, Frauen würden hysterisch, wenn sie ihrer „Natur“ nicht entsprechen könnten und keine Kinder bekämen (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 26). Dementsprechend wäre es besser, wenn sie ein uneheliches bekämen, als gar keines. Andererseits sah er in der, von ihm in typisch chauvinistischer Manier abschätzig als „>Scheidepinseleien<“ (zitiert nach Thalmann, R.R. (1993), S. 215) titulierten, künstlichen Befruchtung eine Gefahr, da sie „>unmoralisch<“ und „>widernatürlich<“ (ebd.) sei.

Fortpflanzungswillens sei dem „arischen“ Manne nicht aufzuerlegen, ohnehin sei es „für den normalen Mann... >unzumutbar<, das ganze Leben nur mit einer einzigen Frau zu verbringen“ (ebd.). Er selbst setzte seinen Kinderwunsch dann erfolgreich und zur Verbitterung seiner ersten Frau (vgl. ebd., S. 241f.) mit seiner elf Jahre jüngeren Geliebten, dem ehemaligen „BDM-Mitglied“ Hedwig Potthast um.

Als oberster Befehlshaber der „SS“ sah er sich dann auch für die „Erziehung“ der einzelnen Mitglieder, sowie des gesamten Kollektivs zuständig. Mit derselben Pedanterie, welche er selber in seiner Kindheit erfahren hatte, pochte er nun auf die Einhaltung der von ihm ausgerufenen „Tugenden“ (vgl. Longerich, P. (2008), S. 314ff.) unter den Mitgliedern der NS-Organisation. Diese nunmehr machtgestützte Selbststilisierung zum ideellen „Erzieher“, der persönlich nach den Maßgaben einer selbstdefinierten „Natürlichkeit“ lebt und andere fordernd dazu anleitet, fand ihren ersten Ausdruck im „Heiratsbefehl“, welchen Himmler noch 1933 für seine „SS-Männer“ erließ (vgl. ebd., S. 321). Ganz entsprechend der nationalsozialistischen Verhaltensregulation, welche alle lenkenden Einflüsse durch Agitationen oder Vertreter des Regimes undifferenziert als „Erziehung“ deklarierte und hierunter ganz bewusst auch massive und ohne Empathie verhängte Strafmassnahmen verstand, schickte Himmler ab 1941 „SS-Männer“, denen ein Alkoholproblem attestiert wurde, ins „Konzentrationslager Buchenwald“. Ein Vorgehen, welches dann euphemistisch als „Gesundheitserziehung“ kommuniziert wurde (vgl. ebd., S. 336). Grundsätzlich war die gesamte NS-Ideologie und deren gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen, wie sie von Hitler, Himmler, Bormann, Rosenberg und anderen vorgegeben und ausgelegt wurden, Ausdruck einer subjektiven Bedürfniskonstellations aus individuellen und geteilten Sozialisationsprägungen (rigide, persönliche Bedürfnisse nicht beachtende Erziehung, Generationenkonflikt, 1. Weltkrieg etc.), sowie hierdurch ausgelöster, unbewusster und bewusster Sehnsüchte (nach Anerkennung, Bedeutung, Lebenssinn) und der Empfänglichkeit für zeitgenössisch virulente, scheinbar objektive Erklärungsansätze für alles empfundene Übel (Antisemitismus, Rassismus, Antibolschewismus etc.) und für eindimensionale, ohne die Bürde der kritischen Reflexion, leicht anmutende Lösungsansätze („Blut und Boden“ als Grundlage des politischen Agierens, Gewinnung von Lebensraum, Förderung der „arischen“ Rasse). Grundsätzlich hatte und hat die NS-Ideologie nahezu keinen Gehalt, welcher unabhängig wäre, von den subjektiven Zuschreibungen, mit denen sie begründet und später von Parteioffiziellen aller Ebenen und einfachen „Volksgenossen“ bedürfnisgerecht ausgelegt wurde. Politisch bedeutsam wurde die „völkische Weltanschauung“ nur durch den Machterhalt der Nationalsozialisten – den ihre besondere Struktur freilich erst mit ermöglicht hatte – und die damit gegebenen Umsetzungspotentiale. Bereits während der zwanziger Jahre hatte Himmler selbstherrlich eine, seinen Idealen entsprechende, „>Wir<-Gemeinschaft“ definiert und selbst deren Verhaltensnormen und Zugehörigkeitsbedingungen festgelegt, sowie von diesen alle „>Anderen<“ scharf abgegrenzt (vgl. Himmler, K. (2005), S. 111). Ersterer wollte er uneingeschränkt und ohne Rücksicht auf andere „Dienen“, eine „Selbststilisierung“ (ebd., S. 113), welche es ihm erlaubte, Geltungsbedürfnis und bürgerlich-konservative Ansprüche zu vereinen. Das oben beschriebene hieraus resultierende Gebaren mutete beim Adoleszenten „angesichts seines jugendlichen Alters und dessen, was er gesellschaftlich darstellte, ebenso lächerlich wie selbstherrlich an (...) Später, als der Reichsführer der SS so dachte und handelte, hatte das tödliche Konsequenzen“ (ebd., S. 111).

Die hier gebrauchte Verknüpfung von menschlicher „Natur“ und gesellschaftlicher Moral prägte die gesamte NS-Politik und ihre Begründungen. In einem Schreiben „an alle Männer der SS und Polizei“ vom 6. April 1942, welches den „Schutz der weiblichen Jugend“ betraf, erklärte Himmler den Angesprochenen:

„Ich glaube, Ihr wißt, daß ich über die Gesetze und Dinge des Lebens absolut natürlich und großzügig denke“ (zitiert nach Miller-Kipp, G. (2001), S. 220).¹⁷⁶

Die Formulierung „großzügig“ verweist bereits auf den zu diesem Zeitpunkt verstärkten Wunsch des Regimes, es mögen mehr Nachkommen gezeugt werden. Diesem entsprach auch die Auffassung Himmlers von einer „natürlichen“ Sexualität (vgl. Longerich, P. (2008), S. 297ff.), welche einerseits auf die Einhaltung der „rassischen“ Vorgaben der NS-Ideologie, sowie andererseits auf eine erhöhte Produktivität unter diesen Vorbedingungen abzielte. So sprach sich Himmler dafür aus, dass bei „Sonnenwendfeiern“ (vgl. ebd., S. 300f.) oder bei zur gleichen Zeit und am gleichen Ort abgehaltenen Sportwettkämpfen von „SS“ und „BDM“ bzw. „SS“ und „NS-Frauensschaften“, sich deren „deutschblütige“ Mitglieder kennenlernen und direkt Kinder zeugen sollten (vgl. ebd., S. 300). Als selbsternannter „Erzieher“ der ihm unterstellten „SS-Männer“ forderte Himmler von diesen und deren Familien eine rigide Einhaltung seiner Vorschriften zum „natürlichen“ Verhalten (vgl. ebd., S. 365ff.), welches er immer wieder, wie beispielsweise die Befolgung seines „Heiratsbefehls“ (vgl. ebd., S. 367), auch selbst kontrollierte (vgl. ebd., S. 371ff.).

Da er innerhalb einer, nach „rassischen“ Kriterien akzeptablen, Ehe die zahlreiche Zeugung von Nachkommen als oberstes Gebot ansah (vgl. ebd., S. 374), trachtete Himmler danach, die diesbezügliche Produktivität auch mit wissenschaftlichen Mitteln zu fördern. Wie oben bereits beschrieben waren hiermit weniger solche Errungenschaften der modernen Medizin gemeint, welche er als „unnatürlich“ ablehnte, sondern eher Methoden der statistischen Erhebung. Nachdem eine solche ergeben hatte, dass die „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ ihre ersten sexuellen Erfahrungen früher machten als bisher angenommen, reagierte er darauf mit einer Kampagne, welche sich deutlich für die Tolerierung vorehelichen Geschlechtsverkehrs (vgl. ebd., S. 382ff.) und gegen allzu oktroyierende moralische Verhaltensregulationen (vgl. ebd., S. 382f.) aussprach. Eine ähnliche Stoßrichtung hatte die von ihm befürwortete „Zweitehe“ (vgl. ebd., S. 389). Abgelehnt wurden hingegen, auch unterhalb der alles entscheidenden Meta-Ebene der „rassischen“ Kategorisierung, solche Beziehungen, welche sich einer Produktivität im Sinne des Erzeugens von Nachwuchs per se ent-

¹⁷⁶ Dagmar Reese (vgl. dies. (2007a), S. 31) zitiert dieses Dokument ebenfalls nach Miller-Kipp, datiert es aber auf den 6. Juni. Wie diese Datierungsveränderung zustande kommt, bleibt unklar. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Übertragungsfehler.

zogen. In diesem Sinne galten Himmler, wie auch der restlichen NS-Führungsriege, alle Arten gleichgeschlechtlicher Sexualität als „unnatürlich“ (vgl. ebd., S. 381ff.).

Bürgerlich-konservative Normvorstellungen spielten eine wesentliche Rolle für das „Natürlichkeits“-Empfinden Himmlers und anderer nationalsozialistischer Führer. Sie wurden allerdings durch rassistische und scheinbar naturwissenschaftlich begründete Einstufungen spezifisch vorgeprägt und konnten im Kontext der jeweiligen Auslegungen durch die NS-Führungsriege unterschiedliche Interpretationen, gegebenenfalls sogar herrschaftspragmatische Missachtung erfahren.

Die immer wieder berufene „Natur“ stellte daher im Kontext der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer propagandistischen Verkündungen vor allem eine legitimierende Chiffre dar. Sie konnte, je nach Auslegung, sowohl den Bruch mit den herkömmlichen, bürgerlich-konservativen Traditionen,¹⁷⁷ als auch das Gebot zu deren Einhaltung bedeuten. Von entscheidender Bedeutung war diesbezüglich die Disposition des Rezipienten der entsprechenden Botschaft.

Dieser Chiffrierung ist es zu verdanken, dass das Personal des NS-Regimes – welches freilich, je nach persönlicher Einstellung, selbst unterschiedliche Aufschlüsselungen der Chiffrierung vertrat – bis heute durchaus authentisch gleichermaßen als „Menschenzüchter“, wie als Verfechter einer konservativen Sexualmoral erinnert werden kann. Diesbezüglich lässt sich eine Argumentation, die Rolf Zimmermann zu Hitlers Rassismus vorgibt, als treffend für die gesamte Genese der „Natur“-Chiffre und ihrer Verwendung in der Ideologie des „Führers“, sowie ihrer propagandistischen Legitimierung, ansehen:

„Wenn sich Hitler auf den <Willen der Natur> beruft, um seinem Gedanken der rassistischen Abgrenzung eine biologische Grundlage zu verschaffen, so wird dabei auch deutlich, dass der biologische Begründungsversuch der Rassentheorie in Wahrheit eine Projektion von vermeintlichen Erfahrungen aus dem menschlichen Bereich auf die Natur darstellt“ (ders. (2008), S. 115).

Tatsächlich war die Berufung auf die „Natürlichkeit“, als Grundlage der nationalsozialistischen Sozialstereotypisierungen, eine nachgeschobene, aber keineswegs rein propagandistische Begründung der Inhalte der NS-Ideologie.

¹⁷⁷ Einen solchen Bruch stellten die Erziehungsvorstellungen, wie sie von Hitler und den, an seinen Aussagen orientierten, Pädagogen der NS-Zeit propagiert wurden unzweifelhaft dar: „Mancher Reminiszenzen zum Trotz, die sich hier an die traditionellen Themen und Formen der Jugendbewegung und der reformpädagogischen Theorie finden lassen, das NS-Erziehungsdenken kann sich auf diese Tradition nicht legitim berufen. Weder die pädagogische ‚Gemeinschaft‘ vor 1933 noch der ‚Heimat‘-Gedanke, weder das Vertrauen auf die Jugend noch die Ansichten über die Führerrolle der Erzieher, auch nicht die Ideen über die Arbeit oder das Lager als Erziehungsmittel sind authentisch aufgenommen worden. (...) Wie immer sich die bürgerliche Erziehungstheorie in der Übergangsphase um 1933 in ihrer Analyse des Faschismus theoretisch und in der ausbleibenden Verteidigung der Republik praktisch-politisch korruptiert haben mag – und dass sie sich korruptiert hat, ist unbestreitbar –, in der nationalsozialistischen Ideologie der Erziehung hat sie keinen legitimen Erben gefunden“ (Tenorth, H.-E. (2008), S. 237).

Die menschliche „Natur“ ließ sich als Theoriegrundlage vermeintlich nicht mehr hinterfragen und war dennoch interpretationsfähig. Sie diente gleichzeitig als theoretischer Wahrheitsbeweis der NS-Ideologie und Integrationsbasis des NS-Herrschaftssystems. Empirische Belege wurden, angesichts der behaupteten axiomatischen Eigenschaften der „Natürlichkeit“ nationalsozialistischer Ideologien, für unnötig erklärt und durch die wiederholte Benennung der Elemente der „völkischen Weltanschauung“ ersetzt. Robert Ley, der Führer der „Deutschen Arbeitsfront“, ersetzte in seinen Propagierungen der „völkischen Weltanschauung“ gar jede argumentative Legitimation im Vorhinein durch apodiktische Belehrungen:

„Diese natürlichen Gesetze sind unabänderlich, sie sind alle ewig, die Gesetze des Blutes, der Rasse, der Energie, des Mutes, der Tapferkeit, der Mutterschaft“ (Ley, R. (1943), zitiert nach Poliakov, L.; Wulf, J. (1959), S. 18).

In einem Leitfaden der Hochschule für Politik der „NSDAP“ wird schließlich zum Nationalsozialismus insgesamt abschließend befunden, dieser sei:

„keine theoretische Idee, sondern eine biologische und geistige Grundlehre, eine Lebensstatsache und Lebensaufgabe von unmittelbarer, nicht weiter erklärbarer, sondern zu verwirklichender unerbittlicher Notwendigkeit. Nationalsozialismus ist keines Beweises fähig und bedarf keines Beweises“ (zitiert nach ebd., S. 45).

Theoretische Begründung und empirischer Beleg wurden weitgehend durch den Appell an den Glauben ersetzt (vgl. Marks, S. (2007a), S. 57), welcher einerseits wiederum als Wesensmerkmal des „Ariers“ proklamiert wurde, sowie andererseits einem menschlichen Grundbedürfnis danach entgegenkam, „zu vertrauen, zu glauben, ohne zu wissen“ (ebd.).

Aus sozialisationstheoretischer Perspektive ist es relevant, die Gestaltungskriterien dieser axiomatischen Begründungsmuster und deren, vom Regime in massiver und einseitiger Weise betriebene, Vermittlung an die junge Generation der NS-Zeit zu erkennen. Die Elemente dieser Vermittlung waren nicht kritische Reflexion des theoretischen Gehaltes, Überzeugung durch dessen argumentative Qualität oder ein offener Diskurs unterschiedlicher Einschätzungen des betreffenden Gedankenguts. Die, weitgehend als „Erziehung“ deklarierten, Vermittlungsansätze des NS-Herrschaftssystems folgten vorgeblich selbst rassistisch-biologischen „Naturgesetzen“ (vgl. Klaus, M. (1998), S. 50) und wollten bei ihren Adressaten einen unerschütterlichen und nicht hinterfragenden Glauben an die eigene Ideologie evozieren. Dessen vermittelndes Medium sollte vor allem das Erlebnis sein. Zieldimension war schließlich die, von diesem ideologischen Gedankengut motivierte, Tat der so bekehrten „Volksgenossen“, welche sich somit aktiv handelnd und nicht diskutierend in das NS-System integrierten. Das Bewusstsein sollte nicht von intellektuellem Abwägen, sondern vom Glauben an die

Wahrheit der nationalsozialistischen Lehre bestimmt werden (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 209ff.).

Diese Vermittlungsstruktur traf bei vielen damaligen Zeitzeugen auf große Empfängnisbereitschaft, entsprach sie doch einer weit verbreiteten Bedürfniskonstellation:

„Große Teile der Bevölkerung verlangten nicht nach abstrakter Analyse und nach Aufklärung über die relativen Vorzüge der Demokratie, sondern nach konkreter Anschauung, nach Erlebnis, nach Erweckung, nach Gewißheit“ (Reichel, P. (1995), S. 44).

Bei vielen und insbesondere bei jüngeren „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ verfiel die Botschaft: „Der Glaube ist alles“ (so die damals heranwachsende Zeitzeugin Doris K., zitiert nach Steinbach, L. (1995), S. 81). Damals verhinderte die sozialisierte Art der Vermittlung und Auseinandersetzung mit Ideologie deren kritische Analyse. Der abschätzige Vergleich mit der demokratischen Streitkultur gegenwärtiger Politik erlaubt es den Zeitzeugen zudem bis heute, ihre damals übernommene Haltung verklärend, aber für sie authentisch, als „Idealismus“¹⁷⁸ zu deklarieren (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 184ff.), sowie ihr persönliches damaliges Selbstverständnis und Handeln als „unpolitisch“ zu begreifen (vgl. ebd., S. 204ff.).

Die Überzeugung dessen, was die Gesetze der „Natur“ eigentlich wären, entsprang, wie auch die Anfälligkeit für nationalistisches und rassistisches Gedankengut, keiner objektiv gegebenen Realität, sondern biographisch gewachsenen, sowie in der damaligen Gesellschaft virulenten Mentalitäten. Diesbezüglich hat George L. Mosse überzeugend dargestellt, dass gerade konservativ-bürgerliche Moralvorstellungen, schon Jahrzehnte vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten in der deutschen Gesellschaft dominant geworden waren und sich seit dem späten Kaiserreich erst mit den Strömungen des Nationalismus und dann des Rassismus verbanden (vgl. ders. (1987)). Eine Entwicklung, die in der Konzeption der Ideale des „Volksgenossen“ bzw. der „Volksgemeinschaft“, sowie der negativ besetzten Rassen- (der „Jude“, dessen Darstellungen angeblich ebenfalls sein „Wesen“, seine „Natur“ beschrieben) und Verhaltensstereotype (Homosexualität, welche angeblich „entartet“ und für jeden „Arier“ wider seine „Natur“ sei), durch die Nationalsozialisten ihren Höhepunkt, ihre größte Verbreitung und ihre wohl umfangreichste Popularität erfuhr (vgl. ebd., S. 226ff.). Die „Volksgemeinschaft“ in ihrer nationalsozialistischen Zuschneidung kann somit als Chiffre oder „Codewort“ (Echterkamp, J. (2004), S. 7) verstanden werden, mit welcher

¹⁷⁸ Der Versuch, die „Volksgenossen“ durch eine Kombination aus der Benennung konkreter Anreize, wie sie angeblich aus einer ns-konformen Verhaltensstruktur resultieren würden, sowie einer Rhetorik, welche den Angesprochenen direkt und indirekt Projektionsflächen zur subjektiven Selbstwahrnehmung als opferbereite Idealisten bot, zur Inklusion in das NS-System zu bewegen, fand sich bis in die Geschlechterrollenstilisierungen damals verbreiteter Ratgeber für Erziehung und Säuglingspflege hinein (vgl. Brockhaus, G. (2009), S. 27).

die damals virulenten Motive Nationalismus und Rassismus begrifflich aufgegriffen und deren Inklusionskräfte für die politischen Zwecke des Regimes vereinnahmt werden sollten (vgl. Müller, S. O. (2005), aus bildungsgeschichtlicher Perspektive Oelkers, J. (1996), S. 227ff. sowie historisierend Geulen, C. (2004)):

„Die egalisierende Wirkung eines nationalistischen Weltbildes sollte andere Loyalitäten wie die gegenüber der sozialen Klasse, der Religion oder der Region zurückdrängen – und die Gesellschaft für den Krieg begeistern“ (Echterkamp, J. (2004), S. 7).

Auch diesbezüglich wurden vorhandene mentale Kontinuitäten letztlich überschattet von einem Bruch, welcher vor allem durch die nationalsozialistischen Konkretisierungen entstand: die zuvor undenkbbare Radikalität, mit welcher das NS-Regime einerseits die angestrebte Homogenität der „Volksgemeinschaft“ proklamierte und praktisch vorantrieb und andererseits die „Ausmerze“ alles „Fremdvölkischen“ umzusetzen trachtete (vgl. Mosse, G.L. (1987), S. 238f.).

Die Anknüpfung an traditionelle bürgerliche Moralvorstellungen ermöglichte es der nationalsozialistischen Führung zudem, mit dem „völkischen“ Naturkonzept der NS-Ideologie das konservative Ordnungsbedürfnis aufzugreifen und angesichts der verbreiteten Modernisierungsangst Verlässlichkeit zu suggerieren (vgl. ebd., S. 225, sowie Frei, N. (2005), S. 107).

Wie bereits angedeutet war der Naturbegriff der Nationalsozialisten keineswegs eindeutig formuliert und wurde innerhalb der Regimeführung auch nicht einheitlich interpretiert. Er fungierte vielmehr als Chiffre, welche es der politischen Führung einerseits erlaubte, nach herrschaftspragmatischen Gesichtspunkten ganz unterschiedliche Auslegungen vorzutragen, sowie andererseits deren Vertretern, ihre individuellen ideologischen Sichtweisen als „wahre“ Grundlagen der „völkischen Weltanschauung“ zu verstehen. Neben besagten bürgerlich-konservativen, vor allem zur normativen Begründung von Verhaltensaufforderungen gegenüber der „Volksgemeinschaft“ eingesetzten, Aufladungen des Naturbegriffes, existierten unter den nationalsozialistischen Führern weitere Interpretationsansätze. Etwa der Mystizismus und Okkultismus bei Darré, Rosenberg und Himmler, oder aber die Überzeugung Hitlers, die eigenen Denkansätze entsprächen streng rationalen Kriterien. Michael Reißmann (vgl. ders. (2001)) hat diesbezüglich nachgewiesen, dass Hitler selbst der Auffassung war, seine Welt- und Gottessicht, sein Verständnis des Transzendenten, ja sein gesamtes Denken gehe allein von wissenschaftlichen Bewertungen aus. „Naturgesetz“, „Gott“ und „Vorhersehung“ wurden von ihm mitunter synonym gebraucht und, je nach Bedarf, zur propagandistischen Legitimation oder ideologischen Selbstversicherung unterschiedlich ausgelegt.

Was genau Hitler darunter verstand, welchen Gottesbegriff er selbst hatte, dies blieb genau wie weite Teile seiner Ideologie letztlich schwer greifbar. Wichtiger war zweifelsohne die stetige Botschaft, die Herrschaft des Nationalsozialismus und seines „Führers“ sei von der „Vorsehung“ bestimmt, von Gott gewollt und stünde im Einklang mit der „Natur“ und ihren universalen Gesetzen.

Dass Hitler und andere NS-Größen, ganz im Sinne ihrer stetigen Angst um die eigene Macht, nach 1933 weniger von einem konkreten Gott sprachen, welcher den „Führer“ auserkoren hätte und somit grundsätzlich über ihm stünde, als von der „Vorhersehung“, welche ihn als Retter „gesandt“ habe, dies stand, ebenso wie die Tatsache, dass die Nationalsozialisten den beiden Konfessionen, welche sie als bedrohliche zweite Macht wahrnahmen, kritisch gegenüberstanden und diese auf lange Sicht ausschalten wollten, nach ihrer herrschaftspragmatischen Intention nicht im Widerspruch dazu, dass die Berufung auf „Gott“ in vielfältiger Weise zu Propagandazwecken missbraucht wurde.

Das galt auch für den Bereich der Jugenderziehung. So bemerkte Johannes Rodatz, ein ranghoher Führer der „HJ“, 1938 schlicht: „Der Dienst am Volk ist Gottesdienst“ (zitiert nach Schreckenberg, H. (2003), S. 15). Ein anderer „HJ-Führer“, Georg Usadel, brachte 1939 die NS-Ideologie und den vermeintlichen Willen Gottes in einen scheinbar legitimierenden Zusammenhang:

„Der Gedanke der Zucht und der Auslese ist in das Gebiet des Sittlichen und der Pflicht erhoben. Niemand kann wegwerfend von ihnen sprechen, es sei denn, er beabsichtigt, sich gegen das göttliche Gebot zu wenden“ (zitiert nach ebd., S. 252).

Hitlers perfide Feststellung: „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn“ konnte schließlich vermeintlich an die antisemitischen Denktraditionen der Kirche anknüpfen und wurde in den dienstlichen Unterlagen von „HJ“ und „BDM“ immer wieder zitiert (vgl. ebd., S. 294). Dies sind nur einige wenige Belege für die instrumentelle Nutzung einer Gottes-Behauptung durch die NS-Propaganda, eines scheinbar legitimierenden Verweises auf Gottes angeblichen Willen, der wiederum selbst aber nicht weiter erläutert wurde und somit tatsächlich keinerlei Begründungspotential aufwies.

Gegenüber dieser Nutzung des Gottesbegriffes als Inklusionsmotivator und angebliche Machtlegitimation Hitlers und des NS-Regimes trachteten die neuen Machthaber zunehmend danach, die tatsächlichen Einflussnahmen der Konfessionen auf alle, besonders aber die jungen „Volksgenossen“ einzugrenzen, wo möglich ganz zu unterbinden. So sollte der Religionsunterricht sukzessive abgeschafft werden (vgl. ebd., S. 207). In den Lagerschulen der „KLV“, in welchen nicht zuletzt die „HJ“ auf einen

zentrierten Zugriff auf die ihnen anvertrauten Heranwachsenden hoffte, wurde dementsprechend der sonntägliche Gottesdienstbesuch oftmals mit Argumenten wie diesen unterbunden:

„Man kann nicht 6 Tage am Aufbau des Deutschen Reiches arbeiten und am 7. Tag an ein Reich denken, das nicht von dieser Welt ist. oder

Man kann nicht an 6 Tagen der Woche Heil Hitler rufen und sich am 7. Tag mit Moses und dem Sinai befassen“ (zitiert nach ebd.).

Die öffentlichen Bezugnahmen der NS-Propaganda folgten demnach diesbezüglich ebenso der Maßgabe herrschaftspragmatischer Interessen, wie die Abgrenzung von den beiden Konfessionen und ihren institutionellen Vertretungen. Wenngleich Hitler und seine Parteigenossen vor allem aus herrschaftspragmatischen Überlegungen heraus den Konfessionen gegenüber zunächst Vorsicht walten ließen (vgl. Hehl, U. v. (1993), S. 162), so wollten sie eine derartige Relativierung ihrer ideologischen und machtpolitischen Ansprüche, wie sie die Existenz zweier einflussreicher Institutionen wie der katholischen und evangelischen Kirche bedeutet hätte, auf Dauer nicht akzeptieren (vgl. ebd., S. 160ff. sowie Burleigh, M. (2000), S. 295ff.). Klare Positionierungen gegen die christlichen Konfessionen finden sich in den Äußerungen der führenden Nationalsozialisten zu Genüge. Sie betrachteten das Christentum mehrheitlich als Exponat einer „>jüdischen Mitleidsmoral<“ (zitiert nach Hehl, U. v. (1993), S. 162), deren Normen ihren ideologischen und politischen Maximen diametral zuwiderliefen. Im Prozess der Schaffung eines „neuen Menschen“, sprich bei der „Erziehung“ der nachkommenden Generationen, sollte deren Einfluss demnach zunehmend ausgeschlossen werden. Der Anspruch des NS-Staates hatte eine klare Zielsetzung zur Folge:

„Er beanspruchte eine Weltdeutungs- und Sinngebungskompetenz, die ihn zum Todfeind der an der biblischen Überlieferung orientierten Kirchen machen musste. >Wir werden selbst eine Kirche werden< notierte Goebbels als Quintessenz einer Geheimrede, die Hitler am 5. August 1933 auf dem Obersalzberg gehalten hatte“ (ebd., zu Goebbels Tagebüchern als Quelle zur Erforschung der nationalsozialistischen Kirchenfeindschaft vgl. weiterführend Hockerts, H.G. (1983)).

Die Inhalte der kirchenkritischen Äußerungen der einzelnen NS-Führungspersönlichkeiten hingen maßgeblich von ihren persönlichen Dispositionen, sowie von ihren spezifischen Aufgabenbereichen im NS-System ab (vgl. Hehl, U. v. (1993), S. 162f. sowie exemplarisch Janka, F. (1997), S. 232). Während der Propagandist Goebbels 1939 zynisch meinte, „>am besten erledigt man die Kirchen, wenn man sich selbst als positiven Christen ausgibt<“ (zitiert nach Hockerts, H.G. (1983), S. 365), sahen Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich „in der (schrittweisen) Zurückdrängung und schließlichen Vernichtung der Kirchen eine zentrale, aber eben mit

staatspolizeilichen Mitteln zu lösende Aufgabe“ (Hehl, U. v. (1993), S. 163). Vor allem Himmler betrachtete die Kirchen als „artfremd“, da die Normen ihrer Lehre seinen biologistischen Zielsetzungen zuwiderliefen. So äußerte er gegenüber seinem Leibarzt: „>Die heutige Form der Ehe ist ein satanisches Werk der katholischen Kirche, die Ehegesetze selbst sind unmoralisch.<“ (zitiert nach Burleigh, M. (2000), S. 275). Katholischen Priestern warfen die Nationalsozialisten zudem vor, die von ihnen so verhasste Homosexualität in die „nordische Rasse“ eingeschleppt zu haben (vgl. ebd., sowie Grau, G. (2004), S. 147ff.).

Die große Abrechnung sollte freilich, so die geteilte Meinung der Mehrheit des Regimes, auf die Zeit nach dem Krieg verschoben werden.

Gerade im Alltag der NS-Zeit finden sich jedoch bereits mannigfaltige Beispiele dafür, wie das Regime versuchte, an Traditionen der christlichen Konfessionen anzuknüpfen, um gleichsam deren Einfluss zu reduzieren und eine Inklusion der jüngsten und jungen „Volksgenossen“ zu fördern (vgl. Mosse, G. (1978), S. 263ff.). Ein Exempel hierfür ist ein „Anruf“, mit welchem die Kinder in einer Kölner Ortsgruppe der „NSV“ ihre dortige Speisung begleiten sollten. Vor dem Essen hatten sie Folgendes zu sprechen:

„Führer, mein Führer, von Gott mir gegeben, | beschütz' und erhalte noch lange mein Leben!
Hast Deutschland gerettet aus tiefster Not, | Dir danke ich heute mein täglich Brot.
Bleib lang noch bei mir, verlaß mich nicht, | Führer, mein Führer, mein Glaube, mein Licht!
Heil, mein Führer!“ (zitiert nach ebd., S. 268).

Nach dem Essen hieß es:

„Dank sei Dir für diese Speise, | Beschützer der Jugend, Beschützer der Greise!
Hast Sorgen, ich weiß es, doch kümmert's Dich nicht, | ich bin bei Dir bei Nacht und bei Licht.
Leg ruhig Dein Haupt in meinen Schoß, | bist sicher, mein Führer, denn Du bist groß.
Heil mein Führer!“ (zitiert nach ebd.).

Schon aus den genannten Ansprüchen heraus galten Nationalsozialismus und Christentum letztlich nicht nur kirchenfeindlichen Überzeugungstätern, wie Martin Bormann (vgl. dessen Tirade in ebd., S. 271ff.) als auf Dauer unvereinbar.

Eine Vernichtung der Kirchen wurde einerseits als Teilbedingung des „Endsieges“ verstanden, da man diese als Konkurrenz im Ringen um einen totalen Einfluss auf die „Volksgenossen“, vor allem die heranwachsenden unter ihnen, ansah. Andererseits erkannte man in den christlichen Konfessionen Träger bestimmter Eigenschaften, die man unbedingt „ausmerzen“ wollte. Auch letzteres evozierte entsprechende Reaktionen im Bereich der NS-„Erziehung“. So hieß es in Heft 5 der „Nationalsozialistischen Erziehung“:

„>Ein Fach bietet... die Gefahr, der Erziehung zur Ehre geradezu entgegenzuwirken: der Religionsunterricht. Wie sollen wir unsere Kinder zur Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit erziehen, wenn ihnen in der Religionsstunde jüdische Gauner... als Vorbilder hingestellt... werden?<“ (zitiert nach Maser, W. (1985), S. 383).

In Konsequenz dieser Auffassungen war das NS-Regime bemüht den Einfluss der Konfessionen auf dem Bildungssektor zurückzudrängen. Dies machte sich bald auf den Gebieten der Konfessionsschulen und der Jugendarbeit bemerkbar (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 304f.). Bei der Wahl zwischen konfessionellen Schulen und Gemeinschaftsschulen wurden Eltern massiv durch Vertreter des NS-Systems beeinflusst. „Spätestens ab 1939 gab es keine Konfessionsschulen, konfessionellen Privatschulen und Internate mehr“ (ebd.). Danach gingen die Nationalsozialisten daran, „auch den Religionsunterricht abzuschaffen, indem sie Geistliche am Betreten der Schulen hinderten oder den Lehrern empfahlen, Religion als Privatsache anzusehen. Die Festsetzung von Pflichtveranstaltungen der Hitler-Jugend auf Termine kirchlicher Veranstaltungen hatte zur Folge, dass letztere nur spärlich besucht wurden“ (ebd., S. 305). Wie tiefgehend die antichristliche „Erziehung“ des NS-Systems bei den jungen „Volksgenossen“ verfangen konnte, verdeutlichen exemplarisch die Tagebuchaufzeichnungen eines damals 14 Jährigen „Hitlerjungen“ aus den Jahren 1943 bis 1945 (vgl. Gröper, R. (2000)):

„Am Dienstag hatte ich eine mehr als einstündige Unterredung mit dem Herrn Hecklinger. In dieser habe ich den Schwindel so deutlich erkannt, daß es für mich gar keinen anderen Weg gibt, als dieses sinkende Schiff zu verlassen. Warum ist jetzt die Kriminalpolizei so hinter den Pfarrern her? Warum stellt sie in der Schule Verhöre sogar gegen den Herrn Ottmar an? Stadtpfarrer Hecklinger konnte mir auf keine der Fragen, die ich gestellt habe, antworten. Ein Zeichen dafür, daß der Schwindel stur geglaubt wird. Er antwortete stets nur mit Bibelsprüchen, die aber keine Antwort sind. (...) Bald ist der Tag da, an dem das Lügengewebe der christlichen Kirche zerreißt, und dann kann jeder die bloße Lüge, die dann endlich nach 2000 Jahren entlarvt wurde, an ihrer Stelle stehen sehen. (...) Entweder Nationalsozialist oder Kirchengänger und Christ, was zwischendrin steht, sind zumeist Wetterfahnen, die immer zu denen stehen, denen es besser geht“ (ebd., S. 82f., 307). Hitlers Weltanschauung war insgesamt eklektisch auf dem „Ideenschutt der Epoche“ (Joachim Fest) aufgebaut, auf traditionellen Ressentiments und den geistigen Verirrungen der aufkommenden Moderne (Antisemitismus, Rassismus, Eugenik etc.), wie sie hier angedeutet wurden. Sie rekurierten aber nicht, wie fälschlicherweise oft kolportiert, auf metaphysische oder gar okkulte Wurzeln. Hitler wollte nicht glauben oder beweisen, er meinte über eine Gewissheit zu verfügen, die sich aus dem Erkennen von „Naturgesetzen“ speise und somit beidem nicht bedürfe. Konsequenterweise plante er für die Zeit nach dem „Endsieg“, die Kirchen endgültig zu „zertreten“ – vor dem Krieg hatte er noch gehofft, dass das Christentum von selbst „ausglimmen“ wer-

de – stellte ihr Gottesbild doch seine Weltsicht in Frage und ihre Organisationsformen untergruben vermeintlich die Stabilität der NS-Herrschaft.¹⁷⁹

Demgegenüber stellte die Einschätzung der NS-Verfolgungsorgane, es insbesondere bei katholischem Kirchenvolk und katholischer Kirche mit dem „gefährlichsten Feind“ (zitiert nach Wirsching, A. (1996), S. 41, vgl. inhaltlich auch Rauh-Kühne, C. (1996)) zu tun zu haben, eine der typischen Gefahrenüberschätzungen des Regimes gegenüber von ihm wahrgenommenen abweichenden Tendenzen dar (vgl. hierzu grundlegend These 7). Dies macht Wirsching unter Rekurrerung auf Rauh-Kühne deutlich:

„Der über 1933 hinaus fortbestehende symbolische Gruppenzusammenhalt der Katholiken habe keineswegs eine politische Absage an das Regime bedeutet; vielmehr sei die aus ihm teilweise resultierende ‚Resistenz‘ häufig aus einem allgemeinen ‚antimodernistischen Traditionalismus‘ und ‚unpolitischen Parochialismus‘ gespeist worden, ‚einer Haltung, die sich ebenso in geringer Ideologiefähigkeit wie in Ignoranz gegenüber allen die eigenen Interessen nicht unmittelbar berührenden Fragen äußerte“ (Wirsching, A. (1996), S. 41).

Die verbreitete Annahme einer vollständigen Resistenz des katholischen Milieus gegenüber der nationalsozialistischen Herrschaft bewertet die separierenden Kräfte der traditionellen Milieus nach 1933 über. Der Milieuansatz verweist auf bestimmte differenzierende Spezifika des gesellschaftlichen Anpassungsprozesses an die Normen des NS-Systems, er erlaubt keine grundsätzliche Einteilung in Verführbare und nicht Verführbare.

Die Übergänge zwischen den unterschiedlichen Auslegungen des Naturbegriffes, wie sie sich in der NS-Führungsriege fanden und oben exemplarisch aufgezeigt wurden, waren freilich fließend. Bei aller Unterschiedlichkeit der Annahmen bezüglich dessen, was „Natur“ eigentlich bedeute und ausmache, lässt sich ein Rekurs auf bürgerlich-konservative Normen zur Verhaltensregulierung *innerhalb* der „völkischen“ Zugehörigkeitsgruppe zumindest in Ansätzen als übergreifendes Merkmal feststellen.

In den Reihen der zeitgenössischen Gesellschaft fanden einige „Natur“-Konzeptionen besonderen Anklang, konnten sie doch an spezifische Dispositionen anknüpfen. Neben der bereits angesprochenen Popularität konservativer Verhaltensnormen, konn-

¹⁷⁹ Neben solchen machtpolitischen Interessen führten auch die Diskrepanzen, welche führende Vertreter des Regimes zwischen ihrer Weltsicht und den Deutungsmustern der christlichen Konfessionen wahrnahmen zu einer Ablehnung letzterer. Dies traf in besonderem Maße auf Himmler und seine okkulten Überzeugungen (vgl. Longerich, P. (2008), S. 274ff.), aber auch auf Martin Bormann (vgl. Mosse, G. (1978), S. 271ff.) zu. Unmissverständlich argumentierte letzterer: „Zum ersten Male in der deutschen Geschichte hat der Führer bewußt und vollständig die Volksführung selbst in der Hand. (...) Alle Einflüsse, die die durch den Führer mit Hilfe der NSDAP ausgeübte Volksführung beeinträchtigen oder gar schädigen könnten, müssen ausgeschaltet werden. Immer mehr muß das Volk den Kirchen und ihren Organen, den Pfarrern, entwunden werden. (...) Niemals... darf den Kirchen wieder ein Einfluß auf die Volksführung eingeräumt werden. Dieser muß restlos und endgültig gebrochen werden“ (Martin Bormann, zitiert nach ebd., S. 273).

ten nicht zuletzt auch die rassistischen Zuschreibungen der nationalsozialistischen Naturkonzeption einigen Erfolg verbuchen.

Sie erlaubten eine subjektive Befriedigung gesellschaftlich virulenter Bedürfnisse, wie der Sehnsucht nach einer Sicherheit gebenden Gemeinschaft¹⁸⁰, nach Erhöhung des eigenen Selbstwertgefühls, sowie nach klaren, einfachen Freund-Feind Schemata¹⁸¹, als logische Konsequenz ihrer Umsetzung zu interpretieren. Andersherum gaben sie implizit auch eine scharfe Grenzziehung „zwischen dem Normalen und dem Abnormen“ (Mosse, G.L. (1987), S. 36) vor, was sich u.a. im bereits beschriebenen Verortungspotential erkennen ließ: positiv konnotierte Attribute dem Konzept des „Ariers“ zuzuschreiben und negativ konnotierte (bei sich selbst abgewehrte Motive und Eigenschaften) auf den „Juden“ zu projizieren.

Passend zu dieser Intention wurde auch der Begriff „Jude“ durch die Nationalsozialisten nicht exakt definiert. Zu Beginn machten sie lediglich deutlich, „daß nicht die Religionszugehörigkeit, sondern das >Blut< als entscheidendes Kriterium gelten sollte“ (Hitler, A. (1933), S. 54). Das „Blut“ als entscheidende Variable jeder Rassezugehörigkeit wurde allerdings nicht einfach in biologistischen Termini beschrieben, sondern wiederum mystisch-religiös verklärt:

„Heute erwacht aber ein neuer Glaube: der Mythos des Blutes, der Glaube, mit dem Blute auch das göttliche Wesen des Menschen überhaupt zu verteidigen. Der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat“ (Rosenberg, A. (1933), S. 114).

Über diese Grundlegung hinaus wurde „jüdisch“ schlicht als „Chiffre“¹⁸² (Herbst, L. (1996), S. 55, vgl. auch Wendt, B.J. (2000), S. 22, Benz, W. (2002), S. 42 sowie in-

¹⁸⁰ Dieses, innerhalb der Bevölkerung um 1933 überaus virulente, Bedürfnis nach einer „natürlichen“, nicht legitimationsbedürftigen „Gemeinschaft“ entsprach einer mentalen Disposition, wie sie Sontheimer und Bleek historisch übergreifend formuliert haben, als „immer wieder aufflackerndes Interesse der Deutschen an sozialen Utopien..., an Gesellschaftsentwürfen, die Konflikte und Meinungsverschiedenheiten nicht kennen, weil sich alle einig seien“ (dies. (2002), S. 184). Dass eine derartige Einigkeit in der deutschen Gesellschaft zwischen 1933 und 1945 auch in der erklärten und rassistisch definierten „Volksgemeinschaft“ de facto niemals existierte, ändert nichts daran, dass letztere subjektiv als solche wahrgenommen wurde und schon als bloße Behauptung enorme Anziehungskraft entfalten konnte (vgl. These 2).

¹⁸¹ Rüdiger Safranski formuliert es, bezogen auf die „totalitäre Metaphysik“ und ihre dichotome Gemeinschaftskonzeption, welche grundsätzlich unterscheidet zwischen denen, die dazugehören und denen, die nicht dazugehören, treffend: „Dieser Gegensatz ist von elementarer Bedeutung: Das Gefühl der eigenen Ganzheit ist, genau besehen, nichts anderes als das Resultat des Rückstoßes der gegen die anderen, die Fremden gerichteten Verfeindungsenergie“ (ders. (1993), S. 152).

¹⁸² Der geschichtswissenschaftlichen Feststellung einer „Chiffrierung“ aller angeblich negativen Entwicklungen der zeitgenössischen Gegenwart als „jüdisch“ durch die Nationalsozialisten, lässt sich eine sozialpsychologische Einschätzung Adornos und Horkheimers passend zur Seite stellen, welche ebenfalls davon ausgeht, dass der damalige Antisemitismus Ausdruck einer bestimmten Mentalität war, die eines Gegenübers, eines Feindbildes bedurfte und dies in der Gruppe der Juden zu finden meinte, ohne sich über die subjektiven Ursprünge dieses Bedürfnisses im Klaren zu sein: „Die antisemitische Verhaltensweise wird in Situationen ausgelöst, in denen verblendete, der

haltlich auch Echterkamp, J. (2004), S. 55 und Evans, R.J. (2005), S. 568) verwendet, angefüllt mit sämtlichen Elementen des, aus Sicht der NS-Führung, negativen modernen politischen Zeitgeistes, wie der Demokratie an sich, dem Pazifismus, dem Internationalismus, dem „Marxismus“ (als solchen bezeichneten die Nationalsozialisten zumeist die Sozialdemokratie), dem „Bolschewismus“ (als solchen bezeichneten die Nationalsozialisten den Kommunismus), dem Parlamentarismus, dem Liberalismus, der freien Presse und der Meinungsfreiheit im Allgemeinen (vgl. Büttner, U. (2003a), S. 26 sowie vertiefend bezogen auf die, von der NS-Propaganda verbreitete, Konnotation des Zweiten Weltkrieges als „jüdischer Krieg“ Herf, J. (2005), S. 159ff.).¹⁸³

Gleichzeitig konnten in dieser Melange negativer Projektionen auch jene Ablehnungen eingemischt werden, welche dem Regime gerade aufgrund traditioneller Bindungen in der Bevölkerung und deren angenommenem Potential, die Loyalität der „Volksgemeinschaft“ mit der NS-Führung zu destabilisieren, ein Dorn im Auge waren. Am 11. Juli 1941, als die deutsche Bevölkerung bereits über Jahre propagandistisch mit antisemitischen Chiffrierungen indoktriniert, und so gegenüber deren neuen Absurditäten und inneren Widersprüchen desensibilisiert worden war, verkündete Hitler:

„<Der schwerste Schlag, der die Menschheit getroffen hat, ist das Christentum; der Bolschewismus ist der uneheliche Sohn des Christentums; beide sind eine Ausgeburt des Juden.>“ (zitiert nach Friedländer, S. (2006), S. 231).

Ihre deutlichste aber auch entlarvende Zuspitzung fand diese negative Chiffrierung in einer Rede Himmlers vom 8.11.1938, in welcher er „den“ Juden als „Urstoff alles Negativen“ (zitiert nach Smith, B. F.; Peterson, A. (1974), S. 37) definierte.

Subjektivität beraubte Menschen als Subjekte losgelassen werden. (...) Es gibt keinen genuinen Antisemitismus, gewiß keine geborenen Antisemiten. Die Erwachsenen, denen der Ruf nach Judenblut zur zweiten Natur geworden ist, wissen so wenig warum, wie die Jugend, die es vergießen soll“ (Adorno, T.W.; Horkheimer, M. (1998), S. 180). Die vom Regime gezielt geschaffene „Möglichkeit der Projektion im Sinne psychoanalytischer Betrachtungsweise“ hat in letzter Zeit auch der Psychologe Helmut Metzler in seiner strukturellen Analyse der nationalsozialistischen „Massensuggestion“ als „besonders wichtige Komponente der Feindbildindoktrination“ benannt, welche wiederum einen genuinen Bestandteil der NS-Propaganda insgesamt ausgemacht habe (vgl. ders. (1994), S. 9f.).

¹⁸³ In diesem Sinne meint der von Wolfgang Benz eingebrachte Begriff des „Zerrbildes“ (ders. (1993), S. 273) Vergleichbares. Benz schreibt dieser Struktur ebenfalls die besondere Wirksamkeit antisemitischer Chiffren zu: „Judenfeindschaft – als rassistischer Antisemitismus ebenso wie in der älteren Form des religiös motivierten Antijudaismus – braucht Bilder als Kristallisationskerne. Die Wirkung der öffentlichen Bilder – die angeblich harmlosen Spottfiguren und die bössartigen Karikaturen, wie sie von populären Zeitschriften, Zeitungen, Flugblättern, Bilderbogen, in Büchern, auf Postkarten und in anderen Medien verbreitet wurden – ist davon abhängig, ob daraus imaginäre Bilder, geläufige Vorstellungen, geworden sind. Bilder in den Köpfen, die als abrufbare Codes funktionieren“ (ders. (2001), S. 10f.). Antisemitismus in Form derartiger Chiffren war freilich keine Erfindung der Nationalsozialisten (vgl. ebd., S. 13ff.) und wirkte vielfach, über 1945 hinaus, nach (vgl. ebd., S. 11f.). Während der NS-Zeit erfuhren Sie allerdings ihren schrecklichen Höhepunkt, als die entsprechenden Schuldzuweisungen zur Staatsdoktrin erhoben wurden und, daran anschließend, die öffentliche Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und Europas ungekannte Ausmaße annahm.

Gerade in dieser Fassung eines verfügbaren Containers zur Projektion allen subjektiv wahrgenommenen Übels hat die antisemitische Chiffre auch heute noch Bestand in der deutschen Gesellschaft, freilich nicht nur hier. Dies wurde erneut deutlich, als im Kontext der öffentlichen Debatte um die Äußerungen Eva Hermans zur Familienpolitik der NS-Zeit der Moderator Johannes B. Kerner, der sie in seine Sendung eingeladen und dann abgekanzelt hatte, in nicht wenigen erbosten Reaktionen verdächtigt wurde, gleichzeitig – quasi in Personalunion – Linker, „>68er<“, und alldem voranstehend „Jude“ zu sein (vgl. Wippermann, W. (2008), S. 82). Hier wirkt ganz offensichtlich auch das NS-Deutungsmuster einer vermeintlich genetischen oder zumindest gezielt inszenatorischen (der „Jude“ lenkt den „Bolschewismus“ nach seinen Interessen) Verknüpfung des „Judentums“ mit allen „linken“ Bestrebungen nach.

In den Exponaten der NS-Propaganda wurden insbesondere stereotype Diffamierungen des „Juden“ als „Ungeziefer“ genutzt, um dessen Chiffrierung als Störfaktor einer rassistischen Gesundung der „arischen Volksgemeinschaft“ auf unterschiedliche Weise ins Bewusstsein der „Volksgenossen“ zu transportieren.

Im Film „Der ewige Jude“ wurden sie hierzu direkt mit Ratten verglichen:

„Damit ist die Botschaft von der parasitären Existenz der Juden in die Welt gebracht und entfaltet ihre lange Wirkung. Die Schmarotzer- und Ungeziefer-Metaphorik bildet eine Brücke zwischen dem Bild des reichen und mächtigen Juden – Objekt des Sozialneids – und dem Konstrukt des arbeitsunwilligen, zu Handarbeit und schöpferischer Kraft unfähigen Juden, dem aus Gründen der Sozialhygiene die Daseinsberechtigung im höherwertigen Wirtsvolk verweigert wird“ (Benz, W. (2001), S. 23).

Die Botschaft all solcher propagandistischen Äußerungen des NS-Regimes war hingegen gleich lautend und eindeutig. Wollten die Deutschen ihren angeblich fortschreitenden „rassistischen“ und weltpolitischen Untergang aufhalten, wäre es notwendig, alle oben genannten, willkürlich mit dem Judentum assoziierten Entwicklungen aufzuhalten und diese durch einen rigiden Staat totalitären Charakters zu ersetzen.

Mit dieser Forderung verfolgte Hitler schon seit den 1920er Jahren gleichermaßen eine prozessuale Zielsetzung: Die Beseitigung jeglichen jüdischen Einflusses innerhalb Deutschlands – angefangen bei den Belangen der Politik bis hin zur „Entfernung der Juden überhaupt“, welche er als „letztes Ziel“ (Adolf Hitler, zitiert nach Jäckel, E.; Kuhn, A. (1980), S. 89f.) seiner antisemitischen Agitation verstand. Bereits in *Mein Kampf* diskutierte Hitler offen die Vorteile, welche es gebracht hätte, wenn im Verlauf des Ersten Weltkrieges „einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber... unter Giftgas gehalten“ (Hitler, A. (1933), S. 772) worden wären. „Giftgas“ beschreibt hier allerdings noch jene Waffe, der Hitler im „normalen“ Kriegsverlauf selbst ausgesetzt gewesen war. Beschuldigt werden hier zwar Juden, jedoch

vorerst als Vertreter jener behaupteten Personalunion des „jüdischen Weltverschwörers“ mit dem verhassten „Marxisten“. Mit diesen gelte es abzurechnen (vgl. ebd., S. 772ff.). Hitlers Drohungen waren an dieser Stelle demnach noch eher rückwärts gewandt und sollten psychodynamisch und populistisch eine traumatische Niederlage erklären helfen. Rückblickend stellen sie dennoch ein deutliches Omen dar, für das, was später folgen sollte. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden die Konsequenzen aus den beschriebenen ideologischen Vorstellungen für die damals in Deutschland lebenden Menschen sukzessive (vgl. Wildt, M. (2008), S. 72, sowie These 2), für die jüdische Bevölkerung jedoch in dramatischer Weise konkret: „1933 wurden Rassismus und Antisemitismus zur Staatsdoktrin erhoben“ (Herbst, L. (1996), S. 37, vgl. auch, beinahe gleich lautend, Schmuhl, H.-W. (1993), S. 184, Keim, W. (1997), S. 121 sowie Wachsmann, N. (2006), S. 156).

Die entscheidende Neuerung, welche der Nationalsozialismus mit sich brachte, war diesbezüglich also die bereits erwähnte Transformation des „Rassismus in eine Rassenpolitik“ (Bock, G. (1993), S. 277):

„Die Nazi-propaganda verwandelte die Fabel einer jüdischen Weltverschwörung aus einer objektiv debattierbaren Lüge in das zentrale Element einer totalitären Wirklichkeit: Die Nazis handelten wirklich so, als ob die Welt von Juden beherrscht sei und einer Gegenverschwörung bedürfe, um gerettet zu werden. Die Rassendoktrinen waren nicht mehr eine Theorie höchst zweifelhaften wissenschaftlichen Wertes, sondern wurden jeden Tag innerhalb einer funktionierenden Welt realisiert, in deren Rahmen es höchst ‚unrealistisch‘ gewesen wäre, ihren Realitätswert zu bezweifeln“ (Arendt, H. (1955), S. 575).

Ich teile diesbezüglich die, kürzlich erneut vorgebrachte, Auffassung Saul Friedländers, dass der Juden Hass das zentrale Element in Hitlers „rassischen“ Vorstellungen darstellte (vgl. ders. (2007a), S. 34). Der „Judenfrage“ und ihrer „Lösung“ wies er stets eine metapolitische, sprich den konkret politischen Zielsetzungen übergeordnete Bedeutung zu (vgl. ebd.). Sie war wohl die einzige gänzlich unabhängige Variable seiner Ideologie (vgl. ebd., S. 33). Der, von einigen Forschern vorgebrachte, Verweis auf eine „sekundäre Funktion“ der antijüdischen Politik des Regimes, etwa gegenüber ökonomischen Interessen, geht an dieser zentralen Stellung vorbei (vgl. ebd., S. 20f. sowie Wehler, H.-U. (2007), S. 19f.).

Die Skrupellosigkeit, mit welcher sich die Nationalsozialisten in ganz Europa am Eigentum der jüdischen Bevölkerung bereicherten (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung), wird hiermit nicht in Abrede gestellt, sie widerspricht der getroffenen Einschätzung allerdings auch nicht. Ich stimme vielmehr Wehlers Fazit zu, der resümiert: „Die tödliche Stigmatisierung der Juden besaß... den Primat, an den sich später materielle Interessen anhefteten“ (ders. (2007), S. 20).

Die entscheidende Stellung der radikalen Judenfeindschaft in Hitlers Ideologie wird deutlich in Friedländers Konzeption des „Erlösungsantisemitismus“, welche das bisher Gesagte definitorisch zusammenfasst:

„Der Erlösungsantisemitismus ist die radikalste Form des Judenhasses. Gemeint ist damit die Verschmelzung des Rassenantisemitismus mit einer religiösen beziehungsweise pseudoreligiösen Erlösungs- und Untergangsideologie... Während der Rassenantisemitismus im allgemeinen lediglich ein Bestandteil einer weitergefaßten rassenideologischen Weltanschauung war, bildete der Erlösungsantisemitismus ein allumfassendes Glaubenssystem, in dem >Rasse< den Kampf gegen die Juden zwar bestimmte, aber nicht dessen einziger Grundpfeiler war. Vielmehr nahm der Kampf gegen die Juden im Erlösungsantisemitismus eine apokalyptische Dimension an. Die Erlösung des Volkes, der >Rasse< und der >arischen< Menschheit war nur durch die Ausmerzung der Juden zu erlangen. Ein Sieg der Juden blieb denkbar – und konnte das Ende von Volk, >Rasse< und >arischer< Menschheit bedeuten“ (ders. (2007a), S. 29, vgl. hierzu auch die Argumentation bei Burrin, P. (2004), S. 91ff.).

Für eine adäquate Analyse der Hitler'schen Ideologie und ihrer Bedeutung für den Alltag der umworbenen oder verfolgten Bevölkerungsgruppen ist es unumgänglich die derartige Aufladung ihrer Begriffe zu berücksichtigen, denen gegenüber „bis 1945 ungeklärt blieb, was *genau* [Hervorhebung vom Autor] man sich unter einer wertvollen Rasse vorzustellen und wer als Jude zu gelten hatte“ (Echterkamp, J. (2004), S. 6).

Mit dem Rassismus verband sich in der „völkischen Weltanschauung“ zudem die Forderung nach einer Eroberung neuen „Lebensraumes“ im Osten Europas, in Polen und vor allem der Sowjetunion, bis hin zur Verwirklichung einer Kontinentalhegemonie und weltweiter kolonialer Pläne (vgl. Jäckel, E. (1981), S. 38ff.).

Die geplante Eroberung osteuropäischer Gebiete lässt sich insgesamt als das entscheidende Motiv der deutschen Außenpolitik zwischen 1933 und 1945 bezeichnen. Die von Hitler proklamierte Bestimmung der „arischen Rasse“, durch Kampf zur „beherrschenden Stellung“ in der Welt aufzusteigen, verknüpfte sich im Wesen des Nationalsozialismus so stark mit dem Willen neuen „Lebensraum“ zu erobern (vgl. zusammenfassend Zentner, Ch. (2006), S. 120ff.), dass der Krieg oftmals als dessen wesentlicher Charakterzug beschrieben wurde (vgl. Broszat, M. (1985), S. 25 sowie Herbst, L. (1996), S. 9).¹⁸⁴ Entsprechend dieser Haltung sollte „Erziehung“ als Präge-

¹⁸⁴ Wehler bezeichnet explizit „Vernichtungskrieg“, „Lebensraumimperialismus“ und „Judenmord“ als die „wahre Natur des Nationalsozialismus“ (Wehler, H.-U. (2003), S. 881). Jörg Echterkamp erklärt den Krieg zum Grundbestandteil der „quasireligiösen Staatsdoktrin“ der NS-Herrschaft (vgl. ders. (2004), S. 1, vgl. zur ideologischen Legitimation des Krieges allgemein auch Wette, W. (1979)).

Für die, während der NS-Zeit heranwachsende, Jugend hatte diese Eigenart unmittelbare Folgen, sie „wurden in einer Gesellschaft sozialisiert, in der vom staatlich sanktionierten Wertesystem bis hin zu weiten Teilen der Ideologie und der 'Alltagsphilosophie' der Krieg als 'kulturelle Selbstverständlichkeit' galt“ (Buddrus, M. (1993), S. 267f.). Der Krieg, so lässt sich festhalten, war die „sym-

instanz im NS-System gleichsam die „Volksgenossen“, insbesondere die jungen, ideologisch von der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit des Krieges überzeugen, sowie sie in ihren Institutionen praktisch zur körperlichen und mentalen Kriegsfähigkeit ausbilden (vgl. Keim, W. (1997), S. 120ff.). Im großen „Daseinskampf“ der Rassen, so die Auffassung Hitlers und anderer NS-Führer, habe die Außenpolitik des „völkischen Staates“ zunächst dafür zu sorgen, dass Deutschland international den Status „des freien Machtstaates“ (Hitler, A. (1933), S. 687) wiedererlange. Dies sei jedoch nur die notwendige Voraussetzung „für die spätere Durchführung einer praktischen Außenpolitik im Sinne der Erhaltung, Förderung und Ernährung unseres Volkes für die Zukunft“ (ebd.). Angesichts der von den Nationalsozialisten behaupteten stetigen Zunahme der deutschen Bevölkerung, sowie der von ihnen angestrebten Exponierung dieser Zuwachsrates, sollte neuer Grund und Boden mitsamt den dort anzutreffenden Ressourcen (zu denen später auch die „germanisierbaren“, sowie die als Hilfskräfte verwendbaren Teile der dort heimischen Bevölkerung zählen sollten) erobert werden, um jene angeblich drohende Gefahr einer „Hungerverelendung“ (ebd., S. 144) der „arischen Volksgemeinschaft“ abzuwenden. Aufgrund historischer Bündniskonstellationen, territorialer Gegebenheiten und spezifischer Eigenschaften der „arischen“, sowie ihr gegenüber der „slawischen“ Rasse könne ein derartiger Zugewinn an „Lebensraum“ für Deutschland allerdings nur auf Kosten Russlands gehen, also im Osten erfolgen (vgl. ebd., S. 138ff. sowie S. 684ff.).

Aus den vorangegangenen Ausführungen lässt sich nunmehr auch aus Sicht einer handlungsbezogenen Sozialisationsforschung der Kernbegriff der Hitler'schen Ideologie ableiten: ein rassistisch begründeter und legitimierter „Existenzkampf“.

In dieser, vom NS-Regime gleichsam zur Begründung der eigenen Politik, sowie zur Generierung aktiver Beteiligung der „Volksgenossen“ an deren Umsetzung vorgebrachten Metapher, vermengen sich sämtliche Elemente der NS-Weltanschauung zur mentalen Voraussetzung einer Handlungsaufforderung.¹⁸⁵

Der „Existenzkampf“ der „arischen Rasse“ sollte unweigerlich die gesamte „Volksgemeinschaft“ und in ihr jeden einzelnen „Volksgenossen“ betreffen. Erster Ausdruck

bolische Zielsituation allen Lernens im Dritten Reich“ (Dengel, S. (2005), S. 355, vgl. in diesem Sinne auch Lingelbach, K.Ch. (1990), S. 59ff.). Der Krieg war zudem auch die explizite und absolut vorrangige Zieldimension aller *praktischen* Erziehung in den NS-Organisationen, besonders der „HJ“ (vgl. hierzu ausführlich Buddrus, M. (2003) sowie These 6 zur Gruppe der Jugendlichen).

¹⁸⁵ Dementsprechend sollte diese Maxime auch im Erziehungsbereich Vorrangstellung erhalten, sowie durch selbige vermittelt werden. Der nationalsozialistische Kultusminister Hans Schemm formulierte in diesem Sinne bereits 1934: „Der Nationalsozialismus kennt nur den Begriff Kampf als Sinn und Inhalt des Lebens... Der Nationalsozialismus führt das Volk durch Kämpfe vorwärts zu immer neuen Zielen. Sein Werk ist unentwegte Erziehung“ (zitiert nach Schreckenberger, H. (2001), S. 22).

dieser eingeforderten praktischen Wendung der NS-Ideologie war die immer wieder proklamierte Bereitschaft zur „Tat“, deren letzte Konsequenz der Vernichtungskrieg war.

Dieser begann, wie Jochen Böhrer kürzlich verdeutlicht hat, nicht erst im Sommer 1941 mit dem Angriff auf die Sowjetunion, sondern bereits 1939 mit dem Überfall auf Polen (vgl. ders. (2006), insbesondere S. 246f.). Schon dieser erste kurze Einsatz der „Wehrmacht“ beinhaltete alle wesentlichen Merkmale des Vernichtungskrieges, welche – hier liegt die erkennbare Radikalisierung (vgl. These 5) – im späteren Russlandfeldzug qualitativ und vor allem quantitativ zur vollen zerstörerischen Entfaltung kamen, wobei auf die einschlägigen Erfahrungen in Polen aufgebaut werden konnte.

Wie bereits ausführlich dargestellt, beinhalteten die nationalsozialistische Ideologie und ihre propagandistischen Verkündungen unzählige Aufforderungen und Optionen, sich persönlich tatkräftig und entsprechend der Funktionsvorgaben des NS-Regimes am „Existenzkampf“ zu beteiligen. Ein Beitrag hierzu konnten sowohl die Zeugung und Geburt „arischer“ Kinder, die hohe Einsatzbereitschaft vieler „Volksgenossen“ im Kontext der ihnen zugewiesenen Aufgaben (ein Kontinuum – dessen Pole weit voneinander entfernt, nicht aber unverbunden waren – vom Sammeln¹⁸⁶ für die „Winterhilfe“, bis zur Selektion in den „Konzentrationslagern“), sowie der Einsatz des eigenen Lebens im Krieg bedeuten. Einmal mehr ermöglichte die polemische Vagheit seiner Ideologie dem Regime eine scheinbare Legitimation seiner verbrecherischen Politik. Das Perfidie am Argument des stattfindenden „Existenzkampfes“ war freilich, dass es einerseits aktives Handeln, bis hin zur gewaltsamen „Ausmerze“ dem Wohl der „Rasse“ angeblich abträglicher Elemente innerhalb und außerhalb der „arischen Gemeinschaft“ einforderte und begründete, andererseits aber zugleich auch die Entbehrungen der „Volksgenossen“ (von mangelnder Verpflegung während der Kriegszeit, über enorme Kraftanstrengungen, Konfrontationen mit den Repressionsorganen des Regimes, körperliche und psychische Verletzungen, bis zu Verlusten von Angehörigen).

¹⁸⁶ Gesammelt wurde von Heranwachsenden „HJ-Mitgliedern“ oder im Rahmen der „Altstoffsammlung der deutschen Schulen“ vor allem in der Mangelwirtschaft des Zweiten Weltkrieges alles irgendwie Verwertbare: „Altpapier und Pappe, Knochen, Alttextilien (Lumpen), Schrott (Alteisen), Altmetall (Buntmetalle: Kupfer, Messing, Bronze, Zinn, Zink, Aluminium, Silberpapier)“ (Schreckenberg, H. (2003), S. 198)) und anderes mehr. Die NS-Propaganda erklärte diese Sammlungen zu wichtigen Beiträgen zum „Existenzkampf“ der „arischen Volksgemeinschaft“. Die Zeitschrift „Der Deutsche Erzieher“ machte diesen Kontext ihres Handelns im Jahre 1941 auch den Heranwachsenden überdeutlich klar: „Der Knochenbedarf der deutschen Industrie ist aber noch größer geworden, denn ohne Knochen kein Schmieröl für die feinen Mechanismen unserer Torpedos, ohne Knochen empfindlicher Mangel an Glyzerin für unsere Feldküchen, an Nitroglyzerin für unsere Bomben auf England und für die Granaten unserer Fernkampfartillerie und unsere Kriegsschiffe (...) Gibt es auch nur einen Jungen oder ein Mädchen, die nicht gern und freudig zum Endsieg dadurch beitragen möchten, daß sie (...) auch das kleinste Knochenstück der Vernichtung im Ofen oder im Garten entreißen?“ (zitiert nach ebd., S. 199).

gen durch „Säuberungsprozesse“ („Euthanasie“) und den Krieg) als angeblich notwendige oder unumgängliche Begleiterscheinungen scheinbar legitimierte. Wer letzteres als ungerechtfertigte Belastung empfand oder sich gar dagegen zur Wehr setzte, ließ sich somit schnell mit der Begründung, er sei nicht nur gegen den „Endsieg“ der „Volksgemeinschaft“, sondern wolle – laut NS-Ideologie schließlich die einzige Alternative – deren Untergang, aus dieser ausgrenzen, als „Asozialer“ einstufen und verfolgen. Während das erste der oben genannten Auslegungspotentiale, nicht zuletzt auch durch die propagandistische Verklärung als ehren- bis heldenhaft, die Inklusionsbereitschaft der „arischen“ Zielgruppe förderte, stabilisierte das zweite, schon durch die damit verbundene Scham und Verfolgungsangst, die Loyalität innerhalb derselben.

In dem Wissen um die stark erhöhte Sogkraft eigenen aktiven Handelns gegenüber theoretischer Überzeugungsarbeit, sowie die Stärke der „Existenzkampf“-Metapher zur Handlungsevozierung, konfrontierte das NS-Regime auch die jungen „Volksgegnossen“ zu jeder Gelegenheit mit entsprechenden Kampfverherrlichungen und -aufrufen. Schon in seinen vorgeblich autobiographischen Ergüssen, die den bezeichnenden Titel *Mein Kampf* trugen und die der spätere „Führer“ fünf Jahre nach dem Ersten Weltkrieg und den dort gemachten, von ihm nie verarbeiteten, Erfahrungen (vgl. hierzu ausführlich Kershaw, I. (1998), S. 107ff.)¹⁸⁷ diktiert hatte, stellte Hitler fest:

„Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht. Selbst wenn dies hart wäre – es ist nun einmal so! (...)

Der Mensch, der die Rassengesetze erkennt und mißachtet, bringt sich wirklich um das Glück, das ihm bestimmt erscheint. Er verhindert den Siegeszug der besten Rasse“ (ders. (1933), S. 317).

Diese Handlungsmaxime wurde in bekannter Manier von unzähligen Exponenten des NS-Erziehungswesens aufgegriffen. In der weiblichen, wie in der männlichen „Hitlerjugend“ wurden Liedtexte wie der folgende gesungen:

„Die letzten Speere schwirren, der Abend dämmt rot,
die Nacht mag uns entwirren des Tages schwer` Gebot.

Wir holen die Fahne nieder, sie geht mit uns zur Ruh,

und morgen weht sie wieder neuen Kämpfen zu“ (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 247).

¹⁸⁷ Selbst, wenn man konstatiert, dass Hitlers Weltansicht und sein politisches Handeln keineswegs allein auf seine Kriegserfahrungen zurückzuführen sind, sowie dass er niemals die Macht hätte übernehmen können, wenn er die „Versailler Psychose“ (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik) allein erlitten und nicht mit unzähligen Deutschen geteilt hätte, was der oben zitierten „Existenzkampf“-Metapher erst die nötige Breitenwirksamkeit verlieh, so muss doch dem Urteil Kershaws, der auf die notwendigen Differenzierungen und Kontextualisierungen selbst hinweist, zugestimmt werden, wenn er feststellt: „Der Erste Weltkrieg hat Hitler erst möglich gemacht“ (ders. (1998), S. 109).

Es ist bemerkenswert, dass sich in den wenigen erschlossenen Quellen zur Familien-erziehung während der NS-Zeit deutlich zeigt, dass die Eltern zwar einerseits die Forcierung der Geschlechterattribuierungen des Regimes aufnahmen und ihre Kinder entsprechend wahrnahmen und beurteilten (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 207). Im Kontext einer frühkindlichen Sozialisation zur „Lebensbemeisterung“ (vgl. ebd., S. 91ff.) erfuhr die Maxime des „Existenzkampfes“ jedoch eine geschlechterübergreifende Aufnahme in die elterliche Wahrnehmung ihrer Kinder. „Nicht nur Jungen wurden an ihrer Kraft und Vitalität gemessen, auch Mädchen sollten diesem Ideal entsprechen“ (ebd., S. 105). Die Aufforderung einer entsprechenden „Erziehung“ der eigenen Nachkommen verfiel offensichtlich im Bewusstsein der damaligen Eltern. Wenn hierbei kein männlicher Nachkomme zur Verfügung stand, „konnte auch einem Mädchen eine männlich konnotierte Vitalität und Wehrhaftigkeit zugeschrieben werden“ (ebd., S. 214). Es gehört zu den Ambivalenzen einer NS-Sozialisation, dass einerseits die zugespitzten Geschlechterrollenstereotype des NS-Regimes die Erfahrungen Heranwachsender im NS-System prägten, andererseits aber die Annahme einer völligen und trennscharfen Prädisponierung der damaligen Sozialisationsbedingungen durch diese die entsprechende Realität verzerren, und den Blick für Metastrukturen, wie sie hier angedeutet wurden, versperren würde (vgl. These 6).

In einem seiner Gedichte erklärte der „Reichsjugendführer“ Baldur von Schirach bezüglich der hier angesprochenen Thematik des „Existenzkampfes“ dann gar: „Der Kampf ist uns Gebet“ (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 250).

Im Alltag der „Hitlerjugend“ wurden dann konsequenterweise „Tummelspiele“, bei denen sich zwei Parteien in einem engen Kreis gegenüberstanden und versuchten sich durch Boxen, Schlagen und Ringen gegenseitig aus dem Ring herauszudrängen, zum „Kampf ums Dasein“ erklärt (vgl. ebd.). Um die hehre Geistestradi-tion ihrer Kampffideologie zu belegen, beriefen sich die unterschiedlichen NS-Erzieher in ihren Publikationen auf die verschiedensten Denker, von Heraklit bis Goethe und Fontane, aus deren Werken sie all solche Stellen zusammenhangslos zitierten, in welchen ihnen eine positive Bewertung des Kampfes erkennbar schien (vgl. ebd.). Den Kindern und Jugendlichen wurden somit zwei Botschaften vermittelt. Die angebliche Ehrenhaftigkeit und „natürliche“ Notwendigkeit eigenen Kampfeinsatzes für den Sieg der „arischen Rasse“, sowie die damit verbundene Forderung nach emotionaler und körperlicher „Härte“ gegen sich, seine Mitstreiter und vor allem gegenüber politischen und „rassischen“ Feinden.

In seinem Werk „Glauben und Handeln“ erklärte der NS-Propagandist Helmut Stellrecht bezüglich dieser nationalsozialistischen Forderung nach „Härte“:

„Das Leben fordert Hart zu sein. Hart sein ist ein Ideal, dem mit glühendem Herzen nachgestrebt werden muß. Hart um des Lebens willen, um ein Kämpfer zu werden, um einst Sieger zu sein“ (zitiert nach ebd., S. 251).

Die perfide Verknüpfung von „Härte“ und vor allem dem Aushalten von angeblich notwendigen Härten, mit der Attestierung eines „ehrenhaften“ Verhaltens und Charakters, sowie demgegenüber die Auslegung jeder Infragestellung von, bzw. jeden Leidens an diesen Maximen als persönliche „Schwäche“, hat vielfach bei damals Heranwachsenden dazu geführt, dass eine so geartete Erziehung bis heute nicht kritisch gesehen werden kann, mitunter sogar glorifiziert wird (vgl. exemplarisch Marks, S. (2007a), S. 127), oder zumindest mit dem gängigen „es hat mir nicht geschadet“ Argument versehen wird, um eine tiefergehende Diskussion abzublocken.

Die NS-Ideologie („Glauben“) war für sich genommen ein menschenverachtender Denkentwurf, ihre volle Wirkung auf das Leben der „Volksgenossen“, sowie in weit dramatischerem Maße auf jenes der Verfolgten, entfaltete sie erst in ihrer praktischen Umsetzung („Handeln“). Fürsorge um ihrer selbst willen sollten auch die „arischen“ Heranwachsenden nicht erfahren, vielmehr sollten sie sich durch ihr Handeln im „Existenzkampf“ und die dabei an den Tag gelegte Härte gegen den Gegner und gegen sich selbst behaupten und Anerkennung verdienen. In diesem Sinne ist eine Formulierung zu verstehen, mit der „Reichserziehungsminister“ Bernhard Rust im Januarheft von „Hochschule und Ausland“ 1935 den vermeintlichen Wert des Boxens umschrieb, die in ihrer Grundaussage jedoch auf sämtliche Einsatzbereiche im ausgerufenen „Existenzkampf“, nicht zuletzt den Kriegsdienst, auf welchen die immer jüngeren Jungen und Mädchen zuletzt immer weniger vorbereitet waren (vgl. These 5), übertragbar war: „Man stelle den Jungen in einen Boxring hinein, und man wird sehen, was in dieser Beziehung an ihm ist und was man sonst von ihm zu erwarten hat, wenn es im Lebenskampf hart auf hart geht“ (zitiert nach ebd., S. 205).

Im Eifer des Gefechts sollte der einzelne „Volksgenosse“ sich demnach bewähren oder konsequenterweise untergehen.

3.3.1.7. Die praktische Wendung der NS-Ideologie und ihre konkreten Auswirkungen auf die Sozialisationsbedingungen im nationalsozialistischen Deutschland

Wie aber sollte eine deutsche *Gesellschaft* aussehen, mit der sich die beschriebenen weltanschaulichen Ziele im angestrebten totalen Umfang (vgl. Zentner, Ch. (2006), S. 97ff.) verwirklichen ließen? Hier griff man auf einen ideologischen Begriff zurück, den u.a. bereits die Jugendbewegung vor 1933 angewendet hatte: die „Volksgemeinschaft“. Was allerdings die Nationalsozialisten mit diesem Begriff konkret bezeichnen

wollten, blieb einmal mehr in der NS-Terminologie unklar (vgl. Frei, N. (2005), S. 107). In Hitlers *Mein Kampf* ist er bereits im vorangestellten Sachverzeichnis aufgeführt (vgl. ebd., S. 25). Auf der angegebenen Seite finden sich dann jedoch in typischer Manier lediglich Ausführungen darüber, was ein *falsches* Verständnis der „Volksgemeinschaft“ sei (vgl. ebd., S. 374). In den politischen Kämpfen der Jahre vor 1933 benutzte Hitler den Begriff bei mehreren Anlässen zudem schlicht als „Synonym für <Volk>“ (Frei, N. (2005), S. 110).¹⁸⁸ Mit dieser vagen begrifflichen Fassung der deutschen Gesellschaft ging jedoch eine grundsätzliche Veränderung in der Definition ihrer Elemente einher:

„Durch den Begriff der Volkszugehörigkeit als das entscheidende Kriterium (wurde) das autonome und in seinen Entscheidungen freie Individuum des liberalen Zeitalters durch den umfassenderen Begriff des Volkes ersetzt. (...) Kerngedanke der nationalsozialistischen Ethik war damit die Feststellung, daß der einzelne nichts sei und die Gesamtheit, das Volk, die Nation alles. Das Handeln jedes Staatsbürgers müsse somit immer am Nutzen für die Schicksalsgemeinschaft ausgerichtet sein; überhaupt hätten sich alle Werte und Normen an der Volksgemeinschaft zu orientieren. Diese Gesellschaftsauffassung beinhaltete von Anfang an die Aufgabe der Freiheit jedes einzelnen. (...) Diese Inpflichtnahme hebt den privaten Charakter der Einzelexistenz auf. In allem und jedem, in seinem öffentlichen Handeln und Auftreten ebenso wie innerhalb der Familie und häuslichen Gemeinschaft verantwortet jeder einzelne das Schicksal der Nation“ (Janka, F. (1997), S. 194ff., die zitierte Passage stammt aus Forsthoff, E. (1934), S. 46).

Da es den NS-Führern nicht darum ging, durch mühsame Überzeugungsarbeit einer Idee zum Durchbruch zu verhelfen, sondern vor allem darum, deren Voraussetzungen möglichst schnell und konsequent in die gesellschaftliche Praxis zu überführen (vgl. These 2)¹⁸⁹, ist es kaum verwunderlich, dass eine der konkretesten Bestimmungen

¹⁸⁸ Der Begriff „Volk“ wiederum wurde vom NS-Regime seiner historischen Konnotationen entledigt und schlicht als wohlklingender Deckbegriff für ihre Vorstellungen von „Natur“ und „Natürlichkeit“ instrumentalisiert (vgl. Hachtmann, R. (1998), S. 29). Das Regime führte den Terminus „Volk“ zudem als Vorsilbe für die verschiedensten Produkte des alltäglichen Lebens ein, die ein gewisses Maß an luxuriöser Ausstrahlung und Anziehungskraft auf die einfache Bevölkerung ausstrahlten: „Volkswagen, Volksempfänger, Volkswohnung, Volkskühlschrank, Volkstraktor“ waren nur einige von ihnen (vgl. König, W. (2004)). Bald nutzte auch die Privatindustrie diesen Terminus zu Marketingzwecken und seine Verwendung nahm derart inflationär zu, dass er schließlich lizenziert wurde. Zwar konnten sich, schon aufgrund der mangelnden Kaufkraft im Lande, die wenigsten der „Volks“-Produkte auf dem Markt durchsetzen, aber die suggestive Wirkung, auf die es das Regime nicht zuletzt abgesehen hatte, der Eindruck, unter Hitler wären diese Güter prinzipiell für jedermann gemacht und zu haben, war durchaus erfolgreich. Die Silbe „Volk“ wurde zum allgegenwärtigen virtuellen Transporteur einer dadurch scheinbar existierenden oder zumindest im Entstehen befindlichen „Volksgemeinschaft“ (vgl. ebd., S. 243ff.). Tatsächlich allerdings war „bis Ende der dreißiger Jahre... die Vision einer nationalsozialistischen Konsumgesellschaft nur sehr unvollständig verwirklicht worden“ (Tooze, A. (2007), S. 196). Und, wenngleich sich beim Regime ideologische Motive mit dem Ansinnen vermischten, die „Volksgemeinschaft“, auf Kosten der eroberten Länder, vor allem im Nahrungsbereich besser zu versorgen (vgl. ebd., S. 196ff.) und sich damit deren Loyalität zu sichern, so änderte sich während des Krieges wenig am oben benannten Befund.

¹⁸⁹ Diese Auffassung hatte Hitler schon in *Mein Kampf* beschrieben: „Jede Weltanschauung, sie mag tausendmal richtig und von höchstem Nutzen für die Menschheit sein, wird solange für die

des Begriffes sich in einem damals zeitgenössischen Werk der Rechtswissenschaften finden lässt. Hier heißt es, die „Volksgemeinschaft“ bedeute „die Negierung aller Unterschiede in Herkunft, Stand, Beruf, Vermögen, Bildung, Wissen, Kapital“ (Höhn, Reinhard (1935): Rechtsgemeinschaft und Volksgemeinschaft, hier zitiert nach Benz, W. et al. (2001), S. 786).

Die „Volksgemeinschaft“ als Metapher einer alle sozialen Grenzen überwindenden Einheit wurde vor und während des „Dritten Reiches“ ausgiebig vom NS-Regime genutzt, um die Bevölkerung durch entsprechende Propaganda zu mobilisieren. Mit der Propagierung einer angeblich natürlichen „Gemeinschaft“ entfaltete dieser Begriff, angesichts der, von den damaligen Zeitgenossen wahrgenommenen, Brüchigkeit des demokratischen Gesellschaftskonzeptes (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik), eine starke Anziehungskraft (vgl. Broszat, M. (1970), S. 393ff.). Diese weit verbreitete Bedürfniskonstellation verstanden Hitler und seine Propagandaexperten zu nutzen, indem sie vorrangig die Vereinigung zweier der bedeutendsten Bevölkerungsgruppen, der Arbeiter und des Bürgertums, welche sie als „Arbeiter der Faust“ und „Arbeiter der Stirn“ bezeichneten und konzeptionell zueinander verorteten, zur anzustrebenden, „<lebendigen Theorie der Volksgemeinschaft>“ (Hitler, zitiert nach Frei, N. (2005), S. 110) erklärten.

Letztere Argumentation verweist auf die zentrale Funktion des Volksgemeinschaftskonstruktes im Kontext der NS-Herrschaft. Zum einen als Projektionsfläche für propagandistische Versprechen und politische Forderungen, sowie für individuelle und kollektive emotionale Bedürfnisse innerhalb der deutschen Gesellschaft, zum anderen als proklamierte und legitimierende Zieldimension ästhetischer Inszenierungen, sowie gewaltsamer Repression gegenüber allem Abweichenden und der Ausgrenzungssagitationen gegen alles „Fremde“, sollte die „Volksgemeinschaft“ mental und in inszenierten Momenten real erlebbar werden. Hiermit wollte das NS-Regime gleichermaßen normierende Kontrolle über ihre gesellschaftliche Zielgruppe, sowie eine bereitwillige formierende Eingliederung von deren Mitgliedern ins NS-System erreichen. Aus sozialisationstheoretischer Sicht sind damit weniger die unterschiedlichen, sich in Nuancen unterscheidenden, argumentativen Begründungen der „völkischen Gemeinschaft“ durch verschiedene Exponenten des Regimes von Interesse. Die „Volksgemeinschaft“ wird hier demgegenüber „als erfahrungsgeschichtlicher Begriff ernstgenommen“ (Wildt, M. (2008), S. 13) und in die entsprechenden Analysen eingebunden. Im Sinne

praktische Ausgestaltung eines Völkerlebens ohne Bedeutung bleiben, als ihre Grundsätze nicht zum Panier einer Kampfbewegung geworden sind, die ihrerseits wieder solange Partei sein wird, als sich ihr Wirken nicht im Siege ihrer Ideen vollendet hat, und ihre Parteidogmen die neuen Staatsgrundgesetze der Gemeinschaft eines Volkes bilden“ (Hitler, A. (1933), S. 418).

des oben formulierten Anspruches konsequent, folgte die nationalsozialistische Führung nicht etwa langfristigen Plänen zur Umgestaltung innerhalb der „arischen“ Bevölkerungsgruppe, sondern behauptete schon wenige Monate nach der eigenen Machtübernahme die erfolgreich vollzogene Wandlung von Gesellschaft in „Gemeinschaft“ (vgl. Frei, N. (2005), S. 107), obgleich diese in der politischen und alltäglichen Realität immer wieder an ihre Grenzen stieß (vgl. Thesen 5 und 6). Letzteres galt insbesondere dort, wo die tatsächliche politische und gesellschaftliche Entwicklung die subjektive Wahrnehmung störte, dass in ihr „jede einzelne Volksgenossin und jeder einzelne Volksgenosse einen psychosozialen Platz findet, der sich vorteilhaft von dem unterscheidet, der unter anderen Umständen zu haben gewesen wäre oder war“ (Welzer, H. (2005a), S. 251, vgl. auch Marks, S. (2007a), S. 123f.).¹⁹⁰

Mehrheitlich wurden jedoch die Widersprüche innerhalb des bunten Straußes nationalsozialistischer Propagandaversprechen, sowie die Diskrepanzen zwischen diesen und der Alltagsrealität der „Volksgenossen“ von letzteren nur bedingt erkannt und oftmals nur allzu bereitwillig übersehen. Solange die persönliche Situation es gestattete, der „Volksgemeinschaft“ die oben angedeutete Qualität zuzuschreiben, oder zumindest vermeintlich begründet darauf zu hoffen, dass sie diese bald bzw. nach bestimmten Ereignissen („Endsieg“ etc.), deren Eintreten von der NS-Propaganda unentwegt garantiert wurde, erhalten werde, entfaltete schon die propagandistische Verkündung dieses Gesellschaftskonzeptes eine enorme Integrationskraft (vgl. Frei, N. (2005), S. 112ff.). Ulrich Frodien schildert diesbezüglich bezeichnend, wie seine Mutter auf die Nachricht der Machtübernahme Hitlers reagierte:

„Meine Mutter, die überhaupt nicht zu Sentimentalitäten neigte, nahm mich in die Arme und weinte Freudentränen. Sie sah mich an und sagte sinngemäß: >Das ist ein wunderbarer Tag, ein Tag, den du dir merken muß, denn ab heute beginnt für Deutschland eine viel bessere Zeit. Die Not und das Elend von so vielen Menschen hat endlich ein Ende. Es wird wieder gerecht zugehen, und du wirst eine wunderbare Zukunft haben, wir alle zusammen.<“ (ders. (2002), S. 142).

Aus sozialpsychologischer und sozialisationstheoretischer Perspektive ist es von Bedeutung, dass für viele angehende „Volksgenossen“ „durch die Begeisterung um Hitler und den Aufstieg der nationalsozialistischen Ideologie die eigenen narzisstischen Größenbedürfnisse – neben den sozialen Bedürfnissen [und dem Glauben an die materiellen Versprechungen des Regimes] – gestillt worden sind. Besonnenheit, Selbst-

¹⁹⁰ Dieses Suggestionspotential wurde auch propagandistisch transportiert. Hans-Dieter König resümiert zu seiner tiefenhermeneutischen Analyse einiger Filmsequenzen eines NS-Propagandafilms: „Die Massenwirksamkeit der NS-Propaganda ist also nicht allein auf die Indienstnahme autoritärer Verhaltensbereitschaften zurückzuführen, sondern beruht auch auf der Instrumentalisierung einer Vielzahl unerfüllter Wünsche, denen im Zusammenspiel mit der Vision von dem zu verwirklichenden Reich die Erfüllung versprochen wurde“ (ders. (1998), S. 79).

kritik und Kompromissfähigkeit wurden so weitgehend blockiert“ (Hole, G. (2004), S. 75). Der Nationalsozialismus zog einen nicht zu unterschätzenden Anteil seiner Anziehungskraft aus den Potentialen, welche er zu einer kollektiven narzisstischen Kollusion (vgl. Marks, S. (2007a), S. 107ff.) bot. Dies betraf in besonderem Maße auch die Sozialisation der damaligen Jugendlichen. Gerade auf viele Heranwachsende, die schon altersbedingt eine soziale Isolierung, insbesondere innerhalb der Gruppe der ungefähr Gleichaltrigen, fürchteten und zudem im schwelenden Autoritätskonflikt mit der älteren Generation ihre kollektive Besserstellung einforderten, konnte bereits das propagandistische Versprechen einer unaufhebbaren, da angeblich auf höchsten ideellen Werten beruhende Zugehörigkeit zu einer „echten Gemeinschaft“ aller Jugendlichen innerhalb einer umfassenden „Volksgemeinschaft“ eine ungeheure Anziehungskraft entfalten. Eine, 1925 geborene, ehemalige „BDM-Führerin“ aus Berlin schildert ihre damaligen Gefühle entsprechend:

„Immer stand ich mitten in der Gemeinschaft und war doch einsam, da mich mit keiner meiner Klassenkameradinnen eine Freundschaft verband. An mein Inneres ließ ich niemand herankommen. Und doch war mein Kinderherz voller Sehnsucht nach Nähe, Wärme und Geborgenheit, die ich jedoch nie bei meinen Eltern suchte. (...) Da von Seiten meiner Eltern nie nach meinem Tun gefragt wurde (...), stand meinem Eintritt in die Hitlerjugend im Sommer 1936 nichts entgegen. Diese Zugehörigkeit erschloß mir ein ganz neues Leben. Ideale wie Vaterland, Heimat, Volk und Boden, Treue und Kameradschaft und Hingabe wurden ganz systematisch so in meinem nach Gefühlen hungrigen Herz verankert, daß das Streben nach intensivstem Erleben und Leben dieser Ideale in mir fast übermächtig wurde. – Ich lebte in einer jugendlichen Welt der Ekstase: jeder Heimabend, jede Feierstunde unter der Fahne, Sommerabendstunden um brennende Holzstöße mit Liedern aus der Welt der Ideale, das Hissen und Einholen der Fahne bei gemeinschaftlichen Zeltlagern – alles, alles erfüllte mich mit Begeisterung. Und doch, kein Erlebnis war vollendet schön, immer blieb eine Sehnsucht nach mehr.“ (zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 188).

Die „Volksgemeinschaft“ im Sinne Hitlers und seiner führenden Parteigenossen sollte demgegenüber nichts anderes sein, als eine möglichst „reinrassige Kampfgemeinschaft“, welche unter Aufbietung all ihrer Kräfte und opferbereit bis in den Tod für die Verwirklichung der nationalsozialistischen Ideologie einträte. Sowohl in ihren propagandistischen Proklamierungen, als auch in ihren Umsetzungsansätzen, vor allem in den Organisationen der „NSDAP“, erkannten die führenden Nationalsozialisten, bei aller Bereitschaft, deren idealistisch-verklärende Konnotationen selbst für bare Münze zu nehmen, in der „Volksgemeinschaft“ in erster Linie eine machtstabilisierende Funktion der NS-Herrschaft.

Durch die Gestaltungsprinzipien dieser „Volksgemeinschaft“, welche primär in einer „<völkischen> Konsolidierung“ (Frei, N. (2005), S. 111) sowie der inneren Ordnungsstruktur des „Führerprinzips“ zum Ausdruck kommen sollten, sah das NS-Regime die

besten Voraussetzungen für ihre politischen Pläne gegeben (vgl. ebd., sowie ausführlicher Janka, F. (1997), S. 228ff.). Die als „völkisch“ definierte und rassistisch konzipierte „Gemeinschaft“ der „arischen“ Deutschen war die proklamierte Zieldimension der nationalsozialistischen Politik, im NS-Herrschaftssystem sollte sie konsequent den Belangen des Staates vorgeordnet sein:

„Die Voraussetzung zum Bestehen eines höheren Menschentums (ist) nicht der Staat, sondern das Volkstum, das hierzu befähigt ist. (...) Der Staat ist nur ein Mittel zum Zweck. Sein Zweck liegt in der Erhaltung und Förderung einer Gemeinschaft physisch und seelisch gleichartiger Lebewesen“ (Hitler, A. (1933), S. 432f.).

Neben der grundsätzlichen Vorprägung der NS-Politik durch die Rassenideologie Hitlers hatte eine derartige Hervorhebung des „Volkstums“ und einer angeblich dadurch verbundenen Gemeinschaft wesentliche herrschaftspragmatische Vorteile.

Wer die Agitationen der Nationalsozialisten kritisieren wollte, konnte nun nicht mehr allein auf der abstrakten Ebene der Politik argumentieren, sondern musste sich mit der Behauptung auseinandersetzen, dies alles geschehe ausschließlich und notwendigerweise zum Wohle des deutschen Volkes. Wer so begründeten politischen Zielen widersprach machte sich selbst und seine grundsätzliche Eignung zur „Volksgenossenschaft“ fragwürdig. Ganz in diesem Sinne wurde auch die Erlangung der Staatsbürgerrechte und damit der politischen Mündigkeit durch die Heranwachsenden in Abhängigkeit von ihrer Inklusion in die „arische Volksgemeinschaft“ konzipiert:

„Der junge Staatsangehörige deutscher Nationalität ist verpflichtet, die jedem Deutschen vorgeschriebene Schulbildung durchzumachen. Er unterwirft sich damit der Erziehung zum rassen- und nationalbewußten Volksgenossen“ (ebd., S. 490).

Dieser inneren Formierung sollte eine, deutlich zur Schau getragene, äußerliche entsprechen, um den Ansichten des Regimes, was ein vollwertiges Mitglied der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ auszeichne, genügen zu können.

Baldur von Schirach brachte dies, unter der Überschrift „Jugend und Sozialismus“, Schlagwortartig auf einen präzisen und bezeichnenden Nenner:

„Gesellschaftsfähig ist heute jeder, der eine Uniform Adolf Hitlers trägt“ (ders. (1934), S. 78).

Durch die Verleihung der Staatsbürgerrechte wurde dem „Volksgenossen“ automatisch eine exponierte Stellung („Er ist der Herr des Reiches“ (Hitler, A. (1933), S. 491)) gegenüber all jenen eingeräumt, denen aufgrund anderer Staatsangehörigkeiten oder den rassistischen und eugenischen Ausgrenzungen des NS-Regimes diese vollständige Aufnahme in die „völkische Gemeinschaft“ versagt bleiben sollte.

Allerdings sollte das verordnete Gleichheitsprinzip auch innerhalb dieser „Rassengemeinschaft“ nur bedeuten, dass angeblich jeder dieselben Chancen auf einen sozialen Aufstieg habe. Ein solcher hinge für die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ ledig-

lich vom Ausmaß ihres Einsatzes und Nutzens für die „völkische“ Gesamtgemeinschaft ab. Das von den Nationalsozialisten propagierte und zumindest mental in der Bevölkerung wirksame Konzept der „Volksgemeinschaft“ beruhte somit letztlich auf der Einforderung zweier, in der Propaganda idealisierend verklärter, vom Regime auf eine Erhöhung der Umsetzungseffizienz seiner ideologischen Ziele ausgerichteten Tugenden: der Opfer- und der Einsatzbereitschaft ihrer Mitglieder. Ein entsprechendes Verhalten wurde auch den Heranwachsenden als ideal und Ausdruck eines eigenen Idealismus vermittelt, als wahrer „Sozialismus“ nationalsozialistischer Prägung (vgl. Miller-Kipp, G. (2001), S. 206).

Es ging dem Regime bevölkerungspolitisch also keineswegs um eine vollständige Gleichberechtigung oder gar simple Gleichmacherei aller „Volksgenossen“.

Vielmehr sollte es fortan eine gesellschaftliche „Hierarchie der Funktionen“ geben (Mosse, G.L. (1979), S. 7, vgl. hierzu auch die Ausführungen zur Theorie des Strukturfunktionalismus in dieser Arbeit). Persönlicher Aufstieg hing hierbei ab, von einer tatsächlichen oder zugeschriebenen Befähigung des jeweiligen „Volksgenossen“ zur Effizienz bei der Ausführung spezifischer Tätigkeiten im Rahmen einer Umsetzung der gegenwärtigen und zukünftig angestrebten Agitationen der NS-Politik. Hitler brachte dieses innere Bewegungsgesetz bereits früh auf den Punkt, als er feststellte:

Der „Wert des Menschen... und sein Wert für die Volksgemeinschaft werden nur ausschließlich bestimmt durch die Form, in der er der ihm zugewiesenen Arbeit nachkommt“ (Hitler am 12.6.1925, zitiert nach Vollnhals, C. (1992), S. 96f.).

Nach diesem „aristokratischen Prinzip“ sollten sich auch alle öffentlichen Zuwendungen richten, die ein „Volksgenosse“ – nur ein solcher sollte auf Dauer überhaupt Unterstützung erfahren, das allgegenwärtige Ausleseprinzip (vgl. Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991)) war immer zuerst ein rassistisches, dann ein leistungsbezogenes – erhalten könne:

„Es gibt kein gleiches Recht für alle. Der Hochwertige hat das Recht, gefördert zu werden, der Minderwertige hat es nicht“ (Staemmler 1937, S. 48)“ (zitiert nach Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 10).

Die gesamte „Volksgemeinschaft“ einschließlich ihres „Führers“ Adolf Hitler war ideologisch lediglich in einer Hinsicht als gleich konzipiert worden:

„Nach Rasse und Blut... Die menschliche Natur eines jeden Deutschen und die seiner Führer war identisch. Daher mußten auch ihre Ziele identisch sein... Führer und Gefolgschaft waren Teil des gleichen organischen Volkes“ (Mosse, G.L. (1979), S. 17).

Zweifellos hatte das gesellschaftliche Konzept einer „Volksgemeinschaft“ für die nationalsozialistische Führung einen instrumentellen Charakter (vgl. Frei, N. (2005), S. 111). Ihre ständige Proklamation hatte das politische Ziel, die einzelnen „Volksge-

nossinnen“ und „Volksgenossen“ in eine Leistungsgemeinschaft zu integrieren, deren Mitglieder wiederum die Verwirklichung der Maximen der „völkischen Weltanschauung“ mental befürworten und praktisch anstreben sollten (vgl. Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 4f., 14 ff). Der „Wert“ des Einzelnen bemaß sich dementsprechend anhand der, aus individueller Bereitschaft und Befähigung, summierten Effizienz, mit welcher dieser zur Umsetzung der nationalsozialistischen „Endziele“ seinen Beitrag leistete.¹⁹¹

Sozialisationstheoretisch resultierten aus dieser funktionalen Hierarchisierung einige bedeutende Wahrnehmungseffekte bezüglich der NS-Herrschaft, welche im Folgenden beleuchtet werden sollen.

Die, vom NS-Regime vertretene, Gesellschaftsform einer „Volksgemeinschaft“ als „Karrierestaat“, in welchem sich die eigene Leistung lohnen würde, wurde von der Propaganda massiv beworben und vielfach von den Adressaten dieser Botschaften entsprechend wahrgenommen (vgl. Wehler, H.-U. (2003), S. 686 sowie Echterkamp, J. (2004), S. 12ff., 74ff.). Dieser Wahrnehmung entsprach, „auf Grund des wirtschaftlichen Aufschwungs, der Rüstungspolitik, der Expansion zahlreicher Mammutbürokratien“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 15)¹⁹² und insbesondere während des Krieges¹⁹³, durchaus eine gesellschaftliche Realität, in welcher persönlicher Einsatz mit institutionellem und gesellschaftlichem Aufstieg belohnt wurde (vgl. Frei, N. (2005), S. 122f. sowie exemplarisch Wildt, M. (2002) und die Beiträge in Hirschfeld, G.; Jersak, T. (2004)).¹⁹⁴ Wo die entsprechenden sozialen und materiellen Anerkennungen nicht

¹⁹¹ Auch Kershaw verweist auf diesen NS-spezifischen, ideologisch vorgeprägten Handlungskontext: „Hitlers pathologischer Antisemitismus, seine <Mission> zur <Entfernung> der Juden aus Deutschland und schließlich aus Europa, (prägte) das Klima im <Rassenstaat>..., (schürte) die Aggressionen der Aktivisten... und (legitimierte) das Vorgehen derjenigen, die die Rassenpolitik planten und dirigierten“ (ders. (2006), S. 395).

¹⁹² Während der NS-Zeit, vor allem aber nach Beginn des Krieges war „die Sozialstruktur... durch eine erstaunliche Aufstiegsmobilität gekennzeichnet. Zwar blieb das System der marktbedingten Klassen im Grundsatz erhalten, doch das polykratische System und sein Herrschaftsapparat verschafften einer Vielzahl von linientreuen Nationalsozialisten unterschiedlicher sozialer Herkunft zuvor undenkbbare Karrieren. Etwa 1,8 Millionen Menschen gelangten dank der NSDAP und der zahlreichen NS-Verbände..., dank der erweiterten Verwaltung für die Wehrmacht in sonst unerreichbare Führungspositionen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 74, vgl. hierzu auch Nolzen, A. (2004)).

¹⁹³ Der Krieg „ermöglichte... einigen Technokraten den Aufstieg. ... Er führte zu einer sozialen Öffnung des Offizierskorps der Wehrmacht; mit der Radikalisierung des Krieges wurden die Professionalität und die ‚Führerautorität‘ des Offiziers wichtiger als ein auf dem traditionellen Standesdenken gründender *esprit de corps*. (...). Die soziale Öffnung, die den Anteil der Abiturienten und Adeligen unter den Offiziersanwärtern drastisch sinken ließ, machte die Laufbahn des Offiziers auch für die Unterschichten attraktiv. Aus diesem Kreis stammten die loyalen, führergläubigen jungen Offiziere, deren Kampfmoral bis zum Schluss, auch angesichts sinnloser Durchhalteaktionen, ungebrochen blieb. Bis 1945 hatte sich jedenfalls das jüngere deutsche Offizierskorps zu einer sozial heterogenen und politisch indoktrinierten Berufsgruppe gewandelt, die nur wenig an den Berufsstand der dreißiger Jahre erinnerte“ (Echterkamp, J. (2004), S. 13).

¹⁹⁴ Beide oben genannten Beispiele zur sozialen Aufstiegsmobilität verweisen auf bestimmte Segmente des NS-Systems (Verwaltung, Wehrmacht etc.) und somit auf begrenzte Ausschnitte der

direkt fassbar wurden, konnte auch deren Versprechen verstärkend wirken, solange dessen Quelle von den Adressaten als glaubwürdig und zuverlässig angesehen wurde (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 12).

Die Aufstiegsmobilität, wie auch die vermeintlich stark egalisierende Tendenz, welche der Nationalsozialismus intendiert ausgelöst habe, waren vor allem wahrgenommene Phänomene. Sie wurden in einer größeren Zahl von Einzelfällen persönlich, für die Mehrheit der Bevölkerung jedoch durch eine entsprechende Propaganda erfahrbar. So vermittelt prägten sie das Bild der „Volksgemeinschaft“ in der deutschen Gesellschaft und wurden zum wichtigen Integrationsfaktor für die NS-„Bewegung“. Dies galt insbesondere für die Jugendlichen, die noch kein anderes politisches System bewusst durchlaufen hatten. Die Heranwachsenden der NS-Zeit wurden „am ehesten... in ihrer Einstellung... geprägt, selbst die jugendlichen Arbeiter. Die Jugend hatte der Mobilisierung im Namen der egalitären Volksgemeinschaft noch am wenigsten entgegenzusetzen“ (ebd., S. 14), zumal deren soziale Aufstiegsoptionen für viele aus ihren Reihen in der „HJ“ und ihren vielfältigen Führungspositionen alltäglich persönlich erfahrbar wurde (vgl. These 2 sowie These 6). Der Krieg verstärkte dieses Wahrnehmungspotentiell noch einmal deutlich:

„Die militärischen Anfangserfolge bekräftigten, so schien es, die Wirkungsmacht der homogenisierten Wehrgemeinschaft, die dank agitatorischer Mittel auch direkt ‚erlebbar‘ gemacht wurde. Die propagierte Utopie stieß auf die tiefverwurzelte Neigung von Millionen Deutschen zu einer homogenisierenden Sicht der gesellschaftlichen Ordnung. (...) Daß die meisten sozialen Aufstiegschancen im Funktionszusammenhang der totalitären Diktatur und Kriegspolitik standen, war den Zeitgenossen womöglich weniger klar und im Zweifelsfall eher gleichgültig“ (ebd.).

Entscheidender Inklusionsfaktor war diesbezüglich die Tatsache, dass die meisten „Volksgenossen“ „bis 1942... in der Überzeugung leben (konnten), daß es ihnen bes-

deutschen Gesellschaft. Ganz abgesehen davon, dass solche Aufstiegschancen untrennbar durch den zugewiesenen „Rassenstatus“ vorgeprägt wurden, konnten auch nur einzelne Berufsgruppen davon profitieren. Weniger das Geschlecht, Frauen konnten, wenngleich sie der Nationalsozialismus nicht nur ideologisch sondern auch praktisch dem Manne unterstellte, während des Krieges ebenfalls verstärkt von den hier beschriebenen Entwicklungen profitieren (vgl. These 6 zur Gruppe der Frauen), als vielmehr traditionelle Klassenzugehörigkeiten übten diesbezüglich entscheidenden Einfluss aus. So waren die sozialen Verbesserungen für die Arbeiterklasse oder die Bauernschaft höchstens ambivalent einzuschätzen (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 74f.). Bonifikationen (verbesserte Arbeitsbedingungen und propagandistische Umschmeichelung der Arbeiter) standen durchweg zunehmende Kontrolle und Beschränkungen der Selbstbestimmungsrechte gegenüber. Tatsächlich kam es während der NS-Zeit keineswegs zu einer umfassenden und nachhaltigen sozialen Umwälzung in der Gesellschaft. Schon gar nicht wäre dies durch eine vermeintlich gezielte Sozialpolitik des Regimes geschehen. „Im Grunde überdauerte die traditionelle Elite neben der neuen politischen den Krieg unversehrt. In der Großindustrie, der Bürokratie sowie im höheren Offizierskorps dominierten dieselben Schichten wie vor 1933. Bis ins Jahr 1942 blieb auch das Bürgertum relativ unbehelligt vom aktuellen Geschehen. (...) Unmittelbare Folgen für die Sozialstruktur sollten vielmehr die Evakuierungen und kriegsbedingte Auflösungserscheinungen haben“ (Echternkamp, J. (2004), S. 13, vgl. hierzu auch These 5).

ser ging als vor 1933“ (ebd.). Es lässt sich konstatieren, dass das partiell erlebbare „*Versprechen* [Hervorhebung vom Autor] der Volksgemeinschaft... ohne Zweifel einen hohen ideologischen Egalisierungsdruck auf die aus der Kaiserzeit stammenden Sozialformationen aus(übte)“ (ebd., S. 12).¹⁹⁵

Zusammengenommen mit der stetigen Propagierung eines sozialdarwinistischen Handlungsmodells, in welchem der Tüchtige nicht wartet bis er entdeckt wird, sondern sich durch selbständig generierten Einsatz hervortut und gegenüber seinen Konkurrenten durchsetzt, entfaltete diese Konkretisierung der Sozialutopie einer „Leistungs-Volksgemeinschaft“ (Martin Broszat) ein unerhörtes Aktivierungspotential gerade bei den mittleren Generationen des NS-Herrschaftssystems. Der Anschein und die stellenweise Realisierung einer „beispiellosen Aufstiegsmobilität“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 15) schlug vor allem „die jüngeren, nach 1900/ 05 geborenen... in ihren Bann“ (ebd.), die in den vorangegangenen politischen Systemen zwar Erfahrungen gesammelt, jedoch nur wenig Hoffnung auf eine deutliche Verbesserung der eigenen sozialen und materiellen Lage gefunden hatten. Andere, die bereits vor 1933 einen sozialen Aufstieg begonnen hatten, gingen unter den neuen Perspektiven der NS-Herrschaft mit hoher Einsatzbereitschaft daran, diese Karrieren weiter auszubauen. Für die Mitarbeiter des „Reichssicherheitshauptamtes“, einer der zentralen Instanzen der NS-Herrschaft, hat dies Michael Wildt herausgearbeitet:

„Das Bild ist eindeutig. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes rekrutierte sich aus jungen Männern aus der unteren Mittelschicht, vor allem aus Söhnen von Kaufleuten und mittleren Beamten, aber durchaus auch aus der Unterschicht, die die Chance des Studiums –oftmals zum erstenmal in der Familie – ergriffen, eine akademische Laufbahn einschlugen und in die Führung des NS-Staates aufstiegen. (...)... Es scheint, daß es vor allem die jüngeren Jahrgänge nach 1900 waren, für die dieser Aufstieg aus der unteren Mittelschicht in das RSHA gilt. Fest steht damit zweifelsfrei, daß es sich keineswegs um depraviertes akademisches Subproletariat handelte als vielmehr um engagierte soziale Aufsteiger, die schon vor ihrem Eintritt in die Gestapo und den SD

¹⁹⁵ Aufgebrochen wurde diese Wahrnehmung selten durch Konfrontationen mit der nationalsozialistischen Ausgrenzungspolitik gegenüber Minderheiten, hier gelang es dem Regime ein Bewusstsein zu etablieren, das sich mit dem Satz zusammenfassen ließe: „Wo die Gemeinschaft endet, hört die Moral auf“ (Echternkamp, J. (2004), S. 15, vgl. hierzu ausführlich These 1 sowie These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung). Widerspruch regte sich vielmehr dort, wo die subjektive Wahrnehmung der „Volksgemeinschaft“ als Basis verbesserter Lebensbedingungen nachhaltig gestört wurde. Dies galt vor allem dort, wo die materielle Versorgung oder die Kriegsbelastung als zu eigenen Ungunsten ungleich verteilt interpretiert wurde. Neben dem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Homogenisierung durchzog auch ein „Gefühl sozialer Ungleichheit und Unzufriedenheit mit dem Alltag“ (ebd., S. 13) die Mentalität der „Volksgemeinschaft“. Wo Letzteres überhandnahm, da regte sich leise, mitunter auch deutliche Kritik am Regime. Als das Versprechen einer neuen Gesellschaft mit verbesserter Versorgung ihrer Mitglieder nach der Niederlage in Stalingrad und mit dem Einzug des Bombenterrors an der „Heimatfront“ endgültig an Glaubwürdigkeit verlor, da begann auch der Führerkult sukzessive, aber nachhaltig seine Anziehungskraft zu verlieren (vgl. These 3).

versuchten, eine höhere soziale Stufe zu erreichen als die, die der Vater erklimmen hatte“ (ders. (2002), S. 78).

Bei den führenden Mitarbeitern einer Institution, die für den Vollzug der dunkelsten Seiten der NS-Herrschaft von erheblicher Bedeutung war – nicht umsonst wurden die „RSHA-Täter“ (ebd., S. 23) aus kundigem Munde als „>Kerntruppe des Genozids< (Ulrich Herbert)“ (zitiert nach ebd.) bezeichnet –, deren Personal „vehement das Konzept der Rasse vertrat“ (ebd., S. 851), also auch ideologisch auf einer Linie mit dem „Führer“ lag, und sich gleichsam vor allem während des Zweiten Weltkrieges in den besetzten Gebieten im Osten Europas nicht nur bereitwillig, sondern mit einem hohen Grad an Eigenmotivation auch praktisch in die Umsetzung der „Endlösung“ einschaltete (vgl. ebd., S. 419ff., 861ff.), handelte es sich vorwiegend um eine „Tätergruppe“ (ebd., S. 851) „sozialer Aufsteiger“ (ebd., S. 850).

Andere Studien haben nachgewiesen, dass etwa für das Führungspersonal der „Gestapo“ Vergleichbares galt:

„Die Chefetagen der westfälischen und saarländischen Stapo-Stellen... waren keine Tummelplätze gescheiterter Existenzen, sondern Karrieresprossen eines durchwegs jungen akademischen Nachwuchses aus den Rechtswissenschaften, häufig promoviert. Es waren Technokraten der Macht, für die der Nationalsozialismus keine volksgemeinschaftliche Utopie bedeutete, sondern Führungsanspruch einer undoktrinären Elite“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 991).

Auch die „Gauleiter“ waren mehrheitlich keine „in ihrem Beruf gescheiterte Existenzen“ (Ziegler, W. (1996), S. 146), sondern lagen „vielmehr... am oberen Rand einer aufwärts strebenden Gruppe..., mit sicherer Berufsposition und großem Aufstiegswillen“ (ebd.), welchen das NS-System mittels seiner neu geschaffenen Machtpositionen befriedigen konnte.

Beim hier Beschriebenen handelte es sich um eine Inklusionsstruktur, welche sich in verschiedensten anderen Bereichen der NS-Herrschaft vergleichbar nachweisen ließe. So etwa für die Mitarbeiter der so genannten „Aktion T4“, dem neuen Namen, welchen der NS-Staat seinem „Euthanasie“-Programm im Frühjahr 1940 gegeben hatte (vgl. Klee, E. (2004b), S. 166ff.). Deren „>Karriere<¹⁹⁶ (beginnt) mit der Geistes-

¹⁹⁶ Auch hier lässt sich eine Motivationsstruktur erkennen, wie sie oben skizziert wurde. Diese war weit bedeutender, als ein Befehlsnotstand, welcher auch in diesem Kontext höchstens subjektiv wahrgenommen, oftmals aber nach 1945 apologetisch angeführt wurde. Klee berichtet über seine Recherchen bezüglich der Verantwortlichen im NS-„Euthanasie“-Programm dementsprechend: „In keinem der Fälle hat sich herausgestellt, daß einer [der „T4“-Mitarbeiter] wegen seiner Weigerung, sich an den Tötungen zu beteiligen, ins Konzentrationslager gekommen war. In den bekannten Fällen geschah dies wegen Bruchs der Schweigepflicht, wegen Unterschlagungen oder Betrügereien“ (ders. (2004b), S. 276). Wie sehr etwa die an der „Euthanasie“ beteiligten Ärzte sich dem nationalsozialistischen Effizienzparadigma unterworfen hatten, zeigt bereits die Tatsache, dass sie im Zweifel meistens zuungunsten der Kranken entschieden (vgl. ebd., S. 115ff.).

kranken-Euthanasie... und (endet) mit der >Judenvernichtung< in Belzec, Sobibor und Treblinka“ (ebd., S. 171).

Am Beispiel dieser leistungswilligen Technokraten der NS-Herrschaft lässt sich verdeutlichen, dass letztere zwar kein geschlossenes Konzept für eine konstruktive Forschungspolitik hatte (vgl. Szöllösi-Janze, M. (2002), S. 164), ansonsten aber keineswegs wissenschaftsfeindlich gewesen ist. Ganz allgemein ist zu konstatieren, dass die Bedeutung von Technokraten innerhalb der NS-Eliten, die die weitreichenden Optionen von wissenschaftlicher Forschung im und für das NS-System bald erkannten und für sich nutzen wollten, im Lichte neuerer Forschungen zunehmend klarer hervortritt (vgl. ebd., S. 164f.). „Beteiligt an den monströsen Planungen“ (ebd., S. 164) des Regimes, sowie an deren Umsetzung waren eben nicht nur „SS-Fanatiker“ (ebd.), sondern mindestens in ebensolchem Ausmaß „seriöse“ Wissenschaftler und technokratische Eliten. Es gilt die Formel: „Das Dritte Reich beruhte auf der Vereinigung irrationaler Ideologie mit der Dynamik von Wissenschaft und Technik. Im Inferno seines Untergangs erwiesen sich... die technokratischen Eliten – und mit ihnen Wissenschaftler und Techniker – als einer der stärksten und letzten Pfeiler des nationalsozialistischen Staates“ (ebd.). Insgesamt war das Verhältnis der NS-Machthaber zur Wissenschaft vor allem utilitaristisch: „Gut war, was nützte. Unumstößliche ideologische Bedingung war allein die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler“ (ebd.). Diese Wahrnehmung galt auch umgekehrt. Eine große Anzahl von Wissenschaftlern und Technokraten inkludierte sich bereitwillig in das NS-System, verbreitete dessen ideologische Maximen und beteiligte sich an der Umsetzung der politischen „Endziele“, da sie die antizipierten Effekte eines solchen Handelns als nützlich für sich erkannten. Die NS-Herrschaft war gekennzeichnet durch eine „wechselseitige Instrumentalisierung von Wissenschaft und Politik“ (Schmuhl, H.-W. (2001), S. 155). In diesem Kontext fungierte die nationalsozialistische Rassenideologie in individuell unterschiedlichen Relevanzverhältnissen zugleich als Motiv und rechtfertigender Vorwand bezüglich eigenen Handelns. Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es hierbei bemerkenswert, dass es sich bei der beschriebenen leistungsgenerierenden Inklusionsmotivation nicht allein um eine Wahrnehmungs- und Verhaltensstruktur jener Eliten des NS-Systems handelte, die mit den „monströsen Planungen“ dessen verbrecherischer Politik befasst waren. Dies scheinbar objektive Leistungsprinzip, welches die damit einhergehenden Funktionalisierungen für die Umsetzung der NS-Ideologie subjektiv als sinnvoll erscheinen oder aber zumindest verblassen lassen konnte, evozierte auf allen Ebenen der „Volksgemeinschaft“ und insbesondere ihrer Wissenschaften eine erhöhte Bereitschaft zum Engagement im Sinne der nationalsozialistischen Führung und ihrer Plä-

ne. Dies lässt sich exemplarisch am Beispiel der damaligen Rezeption der Maximen der NS-Familienpolitik verdeutlichen. Diesbezüglich kann konstatiert werden:

„Die auf rassenpolitischen Entscheidungen basierende Familien-, Sozial-, und Bevölkerungspolitik wurde von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen als Grundlage für ihren Interventionsanspruch betrachtet, um darüber sowohl die Nützlichkeit der Forschung wie den Praxisbezug des Faches zu dokumentieren“ (Mühlfeld, C. (1992), S. 3).

„Die nationalsozialistische Weltanschauung wirkte innovativ, als sie bei den für die praktische Politik relevanten wissenschaftlichen Disziplinen ein Nachfrageverhalten nach Forschungsergebnissen, Legitimationsmustern und Praxisanleitungen auslöste, das ein Angebotsverhalten bei jenen Wissenschaftlern begünstigte, die eine Beschleunigung ihrer Karriere und des damit verbundenen Sozialprestiges erwarteten oder eine Realisierungschance für eine für sie erstrebenswerte Gesellschaftsordnung erkannten“ (ebd., S. 9).

In welchem Maße sich hierbei konkret tatsächlicher Glaube an die ideologischen Verkündungen der NS-Propaganda, narzisstische Verblendung, sowie gezielte Ausnutzung der neuen Möglichkeiten zu einer expansiven, von humanitären Schranken weitgehend unbehelligten, Forschungstätigkeit miteinander vermischten, sei hier dahingestellt.

Ein Beispiel für die beschriebene Motivationsstruktur aus dem Bereich der historischen Bildungsforschung liefert die Arbeit von Harten, Neirich und Schwerendt, welche den Einfluss der Rassenhygiene auf den erziehungswissenschaftlichen Diskurs der NS-Zeit untersucht. Bezüglich einer Gruppe von 27, im nationalsozialistischen System exponierten und ausschließlich promovierten, Pädagogen und Psychologen kamen sie zu folgendem Ergebnis:

„Insgesamt ist diese Gruppe durch starke akademische Karrieren und eine primär wissenschaftliche Ausrichtung ihrer Arbeit charakterisiert, die von einem eindeutigen politischen, wenn auch nicht unbedingt rassenpolitischen Engagement begleitet war (...) Karrierestreben, der Wunsch nach Macht und Einfluß im Wissenschaftssystem und eine frühe völkisch-nationalsozialistische Orientierung trafen vermutlich mit dem Eindruck zusammen, an einem tiefgreifenden gesellschaftlich-politischen Wandel teilzuhaben, den sie alle herbeisehnten“ (dies. (2006), S. 330f.).

Zu den bisher angeführten Beispielen, denen sich nicht wenige hinzufügen ließen, sei gesagt, dass sie sich schon allein aufgrund der chauvinistisch ausgerichteten Struktur der NS-Herrschaft überwiegend auf männliche „Volksgenossen“ beziehen. So setzte sich das, von Michael Wildt untersuchte, Führungskorps des „RSHA“, „also Amtschefs, Gruppenleiter und Referenten“ (ders. (2002), S. 23), insgesamt aus etwa 400 Männern und lediglich einer Frau zusammen (vgl. ebd.). Dennoch trifft die hier aufgestellte Diagnose auch auf das Wahrnehmungspotential der NS-Herrschaft durch weibliche „Volksgenossen“ zu. Dies wurde zumindest für ihr Handeln in den ihnen vom

Regime zugewiesenen Bereichen (etwa der „Reichsfrauenschaft“, aber auch dem „BDM“) bereits ausführlich belegt.

Dass dies hingegen für den Bereich der einschlägigen Exekutivorganisationen des NS-Systems bisher nicht hinreichend geschehen ist, liegt, soviel lässt sich zumindest für die „Gestapo“ sagen, nicht zuletzt am schlichten Fehlen entsprechender Forschungen (vgl. Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1995), S. 13f.).¹⁹⁷ Erste Studien zur weiblichen Täterschaft, etwa im NS-Gesundheitswesen, bestätigen auch für den Bereich der „Volksgenossinnen“ die hier vorgestellte Wahrnehmungs- und Verhaltensstruktur (vgl. exemplarisch hierzu die Fallstudien aus dem heutigen Sachsen-Anhalt von Schubert-Lenhardt, V. (2009), zum weiblichen „SS“-Personal Schwarz, G. (1992), dies. (1998) sowie Wolfram, L. (2009)). Insbesondere Gudrun Schwarz hat hierbei aufzeigen können, dass weibliche Täterschaft im NS-Kontext keineswegs ein exotisches Skandalon darstellte, sondern ein Element einer „normalen“ beruflichen Karriere von Frauen sein konnte. Anhand der mannigfaltigen weiblichen Aktivitäten im Umfeld der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik beschrieb sie eindrücklich die auch hier existierende Verknüpfung von Profession und Verbrechen. Allerdings bestehen hier noch weitreichende Forschungsdesiderate. Bislang ist noch keineswegs hinreichend „geklärt, was diese Täterinnenschaft überhaupt ausmacht und wie sie in das Geschehen des kollektiven Verbrechens einzuordnen ist“ (Wolfram, L. (2009), S. 313).

In den genannten Arbeiten wird exemplarisch klar, dass Männer, nicht zuletzt aufgrund der chauvinistischen Struktur des NS-Systems, bei den hier skizzierten Karrieren quantitativ einigen Vorsprung aufweisen. Dies bedeutet aber nicht, dass es sich hierbei um ein rein männliches Phänomen handeln würde. Eine erfolgreiche Förderung der persönlichen Inklusionsbereitschaft durch die Wahrnehmung neuer Karriereoptionen oder deren praktische Nutzung, subjektiv legitimiert durch ideologische Argumentationen des Regimes und ermöglicht durch dessen Politik, lässt sich für die große Mehrheit der Nichtverfolgten, hierbei insbesondere der jüngeren Bevölkerung, annehmen. So kann auch für das weibliche „SS-Personal“ kaum von einer fanatischen NS-Anhängerschaft als Haupt- oder gar alleiniges Motiv einer Inklusionsbereitschaft ausgegangen werden. Nur 66 (4,1 Prozent) aller weiblichen „KZ-Aufseherinnen“, die

¹⁹⁷ „Noch immer (ist) weitgehend unbekannt, daß auch die Gestapo keineswegs – wie vielfach kolportiert – eine ausschließliche Domäne der Männer und damit den Inbegriff der nationalsozialistischen Männerherrschaft darstellte, sondern ihre Arbeit während des Krieges ohne die Unterstützung von weiblichen Angestellten und Hilfskräften, deren Anteil am personellen Gesamtbestand zu Kriegsende in Kiel bei etwa 25% und in Wien gar bei etwa 35% lag, kaum hätte aufrechterhalten können. Auch hier ist weiterer Forschungsbedarf gegeben“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1995), S. 13f.). Nicht zuletzt, um zu klären, ob und inwieweit auch das Engagement dieser Frauen von der oben skizzierten Leistungsmotivation angetrieben wurde.

Lavern Wolfram überprüft hat, waren auch Mitglied der „NSDAP“ (vgl. ders. (2009), S. 318). Nur 19 dieser Frauen wurden vor 1900 geboren. Mit einem späteren Geburtsjahrgang nahm die Quote einer „NSDAP-Mitgliedschaft“ noch ab, obgleich die Partei spätestens ab den 1940er Jahren bemüht war, sich zu verjüngen und zudem verlässliches Personal aus den eigenen Nachwuchsorganisationen in ihre Reihen zu überführen. Für die 1910 bis 1919 geborenen Frauen lag die Mitgliedschaftsquote nur noch bei 3,2 Prozent, für die 1920 bis 1924 geborenen bei 3,5 Prozent (vgl. ebd.). Die erfolgten Parteieintritte waren zudem nicht selten durch Karrierewünsche motiviert. Eine Mitgliedschaft konnte schlicht förderlich, in manchen Positionen notwendig sein für eine Karriere innerhalb der Hierarchie der „Konzentrationslager“ (vgl. ebd., S. 319). Gleiches galt übrigens für das entsprechende Verhalten von weiblichen Angehörigen des öffentlichen Dienstes während der NS-Zeit (vgl. Kupfer, T. (2006), S. 190).

Mehr noch, als im Bereich der vor 1933 abgegebenen Wählerstimmen sind hierbei vorschnelle Kategorisierungen mit Vorsicht zu genießen. Dies gilt insbesondere dort, wo sie vermeintliche Ausnahmen anführen. Für die weibliche „Volksgemeinschaft“ stehen hier noch solche Forschungen aus, die diese Inklusionsförderung in den Bereichen untersuchen, die das NS-Regime explizit für „arische“ Frauen als genuine Handlungsräume vorgesehen hatte. Mittlerweile deuten einige Analysen etwa der Erziehungsratgeberschaft der NS-Zeit deutlich an, dass in dieser – in der typischen Janusköpfigkeit der NS-Politik gepaart mit Drohungen im Falle des Versagens oder bewussten Abweichens von der propagierten Norm – den Frauen reichhaltige spezifische Aufwertungsangebote vermittelt wurden (vgl. These 6 zur Gruppe der Kinder und Jugendlichen). Nicht zuletzt diese Aufwertungen waren es, welche manche Frau zur Übernahme der NS-Erziehungsideologie und zur praktischen Inklusion in deren Anforderungsschema veranlasste. Schließlich lieferte die NS-Ideologie auch hier die angebliche Legitimation allen entsprechenden Handelns, des diesbezüglichen Anerkennungsanspruchs und der eigenen Größenphantasien gleich mit (vgl. Brockhaus, G. (2007, 2009)).

Es war die „Leistung“ der NS-Ideologie, tradiertes und einer vertrauten Ordnung folgendes Erziehungsverhalten mit einer Aura des ideell-heldenhaften und rassistisch-sinnvollen zu vermengen, sowie damit aufkommende Unsicherheiten abzuwehren, welche ihr auf diesem Gebiet zu enormen Inklusionsschüben verhalf.

Erneut Gudrun Schwarz hat in einer Analyse des Verhaltens der Ehefrauen von männlichen „SS-Angehörigen“ überdies herausgearbeitet, wie stark diese durch ihr spezifisches Agieren beitrugen zum Vollzug der NS-Verbrechen. Letztere wurden nicht von einem faschistischen Männerbund begangen, welcher von der weiblichen

Sphäre völlig losgelöst gewesen wäre, sondern gemeinschaftlich von einem „Ensemble von Männern und Frauen“ (dies. (1997), S. 100) ermöglicht. Übergreifend für die Thematik der NS-Zeit, sowie insbesondere bezüglich der hier diskutierten Motivationsstruktur wäre es demnach retrospektiv geraten, „Frauen zu handelnden Subjekten (werden)“ (Wolfram, L. (2009), S. 319) zu lassen: „>Geschlechterdifferenz und Machtarmut der Frauen< berechtigen sie nicht dazu, sich vom >Gesamtwerk< des Nationalsozialismus zu entlasten“ (ebd.). Gleiches gilt, so ließe sich hinzufügen, auch für alle, entsprechenden, vermeintlich gut gemeinten, letztlich chauvinistischen Ansinnen von männlicher Seite, Frauen per se aus der Verantwortlichkeit für nationalsozialistische Verbrechen zu exkulpieren.

Eine solch biographisch motivierte Inklusion, wie sie die obigen Beispiele verdeutlichen, hat kürzlich Hans-Ulrich Wehler noch einmal verallgemeinernd zusammengefasst:

„Typisch ist die Karriere von Speer, Stuckart, Heydrich, die mit 30 Jahren an die Spitze hoher Reichsbehörden rückten und über Leben und Tod entscheiden konnten. Hunderttausende stiegen mit ihnen in der gesellschaftlichen Hierarchie empor. Das führte wegen des lebensgeschichtlichen Erfolgs zu einer Freisetzung immenser Energien, ohne die man etwa gar nicht verstehen könnte, wie eine Mittelmacht fast sechs Jahre lang, gegen die halbe Welt Krieg führen konnte. (...) Diese Aufbruchstimmung und Aufstiegserfahrung... (war)... für die jungen Funktionseliten des nationalsozialistischen Leviathans... wichtiger als alle Sozial- und Steuerpolitik“ (ders. (2007), S. 15f.).

Die Veränderung des moralischen Kodex, sowie die Einführung einer Leistungsbeurteilung, welche vor allem Effizienz belohnte, erlaubte es schließlich sogar den Kommandeuren der „Vernichtungslager,“ ihr Konkurrenzgeschachere bezüglich ihres Beitrages zur „Endlösung“, sprich der Höhe der von ihnen zu verantwortenden Opferzahlen, als legitimes Wettfeiern für eine Verbesserung der Lebensbedingungen der „Volksgemeinschaft“ zu interpretieren (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 745).

Vergleichbare Wahrnehmungsmuster fanden sich, freilich in zumeist deutlich gemäßigteren Ausprägungen, keineswegs nur im Rahmen der NS-Führungsriege oder in den Reihen gesellschaftlicher Führungspositionen. Wie bereits angedeutet konnten die veränderten Bedingungen auch von vielen Heranwachsenden aus verschiedenen Schichten als grundsätzliche Verbesserung der eigenen Lebenschancen wahrgenommen werden. So etwa, als das Regime einerseits aus dem Motiv einer propagandistischen Aufwertung des deutschen Arbeiters heraus, andererseits aus dem Wollen, der Rüstungsindustrie alsbald neue Arbeiter zuzuführen, proklamierte, „dass jeder deutsche Jugendliche mindestens den Rang eines angelernten Arbeiters anstreben sollte“ (Tooze, A. (2007), S. 177):

„Und das war nicht nur eine Parole: 1939 traten nur noch 30 000 männliche Schulabgänger als ungelernte Arbeiter in den Arbeitsmarkt ein, verglichen mit 200 000 im Jahr 1934. Für viele Arbeiterfamilien waren die dreißiger und vierziger Jahre tatsächlich eine Zeit der sozialen Mobilität, zwar nicht im Sinne eines Aufstiegs in die Mittelschicht, aber doch im Sinne einer Bewegung innerhalb der Hierarchie vom ungelernten Arbeiter zum Facharbeiter“ (ebd.).

Dass die Bewertung des jeweils zur Erringung sozialer oder materieller Bonifikationen erbrachten „Einsatzes“ ausschließlich in Abhängigkeit von dessen, oben skizzierter, ideologischer Eignung – „Arbeit“ war nicht gleich Arbeit, es kam entscheidend darauf an, wie sie sich in das nationalsozialistische Politikkonzept einfügte und nach rassistischen Kriterien eben doch darauf, wer sie ausführte – vorgenommen wurde, dies konnten, mussten oder wollten viele der betroffenen „Volksgenossen“ nicht bemerken. In vielen Fällen hätte oder hat eine solche Erkenntnis wohl auch keinen Unterschied bezüglich der Einsatzbereitschaft der oder des Betreffenden ausgemacht. Angesichts der verbreitet subjektiv wahrgenommenen, sozialen und materiellen Ungerechtigkeiten, waren viele Deutsche bereit, ohnehin virulente und von den Nationalsozialisten zugespitzte Schuldzuweisungen, vornehmlich an sich angeblich geschickt aber ungerechtfertigter Weise bereichernde „Juden“, zu übernehmen. In diesem mentalen Kontext war man überdies nur allzu bereit, der Erklärung der NS-Propaganda zu glauben, als Ergebnis einer Inklusion in die „Bewegung“ erhalte man lediglich jene Anerkennung, welche einem sowieso zustünde, würde es gerecht zugehen. Dieter Hildebrandt schildert dementsprechend, wie seine Mutter sich bemühte, seinen Vater zur Mitgliedschaft in der „NSDAP“ zu überreden:

„>Du kannst Direktor der Schule werden, wenn du in die Partei eintrittst, ich habe mit dem Ortsgruppenleiter gesprochen. Er hat gesagt: Wenn er in die Partei eintritt, dann wird er Direktor der Schule werden<“ (zitiert nach Hildebrandt, D. (2008), S. 11).

Nachdem sich Hildebrandts Vater zunächst geweigert hatte, meldete ihn die Mutter heimlich als Parteimitglied an. Er wurde daraufhin tatsächlich „innerhalb von zwei Monaten“ (ebd.) Direktor einer Schule. Dieses Beispiel ist exemplarisch für viele tausend vergleichbar strukturierte, aus den unterschiedlichsten Bereichen der damaligen Gesellschaft und motiviert von den verschiedensten individuellen und kollektiven Bedürfniskonstellationen.¹⁹⁸ Das Gefühl, sich persönlich moralisch korrumpiert zu haben,

¹⁹⁸ Nicht von ungefähr wurde „NSDAP“ bereits im Frühjahr 1933 vom Volksmund mit der Frage „>Na, suchst du auch ein Pöstchen?<“ (zitiert nach Bajohr, F. (2009b), S. 185) übersetzt. Einerseits, indem nach der Machtübernahme Entlassungen oder Versetzungen in den Ruhestand von unliebsamen Beamten vorgenommen wurden, konnten die entsprechenden Forderungen inklusionsbereiter „Volksgenossen“ befriedigt werden. In den meisten Ländern, Städten und Gemeinden betraf dieser Austauschprozess 4 bis 10 Prozent aller Angehörigen des Öffentlichen Dienstes (vgl. ebd.). Andererseits kam eine enorme Ausweitung von Stellen hinzu, die bspw. in den expandierenden Sonderverwaltungen oder den unterschiedlichen NS-Organisationen geschaffen wurden (vgl. ebd.). Trotz des notwendigen Verweises auf größere regionale Unterschiede kann rein statistisch

wurde erfolgreich verdrängt, mittels einer Übernahme des Deutungsangebots, die eigene Vorteilsnahme als Wiedereinsetzung der gerechten Verteilung gesellschaftlicher Anerkennung und Bonifikation zu verstehen. Mit den Nationalsozialisten, so schien es, war eine politische Kraft aufgetreten, die einem den Stellenwert einräumte, den man sich für sich selbst bereits lange ersehnt hatte. Fragwürdigkeiten wurden auch dadurch umgangen, dass man dem NS-Regime Glauben schenkte, wenn es argumentierte, der Nationalsozialismus sei keine politische Partei mit einem diskutablen Programm, sondern bemüht, eine „natürliche“ und somit nicht zu hinterfragende „Ordnung“ wiederherzustellen. Eine Eingliederung in das NS-System vorausgesetzt, sollte man, so schien es weiter, auch von nachfolgenden Aufstiegsmöglichkeiten nicht ausgeschlossen bleiben, sondern an diesen, entsprechend der oben beschriebenen Eignung, partizipieren können.

Wo eine solche Partizipation nicht unmittelbar erfahrbar wurde, entfaltete oftmals schon das *Versprechen* einer voranschreitenden Etablierung einer gesellschaftlichen Neugestaltung, welche den angesprochenen Bevölkerungsmitgliedern nationale und persönliche Besserstellung verbindlich in Aussicht stellte, enorme Inklusionskräfte. Mit anderen Worten, die „Verheißung“ einer nicht eindeutig definierten „Volksgemeinschaft“ wirkte höchst mobilisierend (vgl. Bajohr, F.; Wildt, M. (2009), S. 8). Sie ließ sich, anders als einzelne erhaltene Bonifikationen, während des gesamten vermeintlichen Entstehungsprozesses mit Projektionen ganz individueller Bedürfnisdispositionen anfüllen. Einzelne konkrete Erlebnisse einer NS-Leistungsgemeinschaft, wie sie etwa das obige Beispiel des Vaters von Dieter Hildebrand exemplarisch schildert, vor allem aber die Auffassung, ein entsprechender Umbau der deutschen Gesellschaft befände sich im Entstehen, ließ eine „(>gefühlte Gleichheit<) jenseits weiter bestehender materieller und sozialer Ungleichheiten... zu einem bedeutsamen Loyalitätselement werden (ebd., S. 9). Im hier diskutierten Kontext handelte es sich bei dieser Loyalität freilich nicht nur um eine bereitwillige Duldung der NS-Herrschaft, sondern um eine persönliche, als sinnstiftend und kompetent (im Sinne von Machtteilhabe und Fähigkeit) wahrnehmbare, Partizipation an deren Projekten. Das Angebot, gleichermaßen in gesellschaftlicher und nationalsozialistischer Hierarchie sofort oder später emporsteigen zu können, wirkte nicht nur auf die oben skizzierte Bevölkerungsgruppe

gesehen eine Erhöhung der im öffentlichen Dienst beschäftigten Angestellten und Arbeiter von 1933 bis 1938 um 69 Prozent oder mehr als 500.000 (manche Schätzungen gehen von über 800.000 aus) Personen aus (vgl. ebd., S. 189). Gleichzeitig fand eine Durchsetzung gesellschaftlicher Schaltstellen mit „NSDAP-Funktionären“ statt: „Knapp zwei Jahre nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gehörten laut Partei-Statistik der NSDAP von den rund 52.000 Vorstehern staatlicher und kommunaler Dienststellen – also Landräten, Bezirksamtsvorständen, Amtshauptmännern, Kreisdirektoren, Bürgermeistern – insgesamt 60,7% der NSDAP an“ (ebd.).

enorm anziehend. Die oben erwähnte Gruppe stellte diesbezüglich lediglich eine besonders exponierte dar. Die beschriebene Struktur entfaltete jedoch innerhalb der gesamten „arischen Volksgemeinschaft“ ein nicht zu unterschätzendes Verführungspotential. Freilich wurden die bestehenden Klassenschranken auch durch diese Konzeption der „Volksgemeinschaft“ nicht tatsächlich aufgehoben, einige Sozialmilieus, insbesondere jenes der Arbeiterschaft wurden jedoch in Folge der freigesetzten Transformationsdynamik grundlegend umgestaltet (vgl. Wildt, M. (2008), S. 106f.). In dem herrschaftspragmatischen Bemühen, die große und gesellschaftspolitisch bedeutende, ihnen aber vermeintlich mit deutlichen Vorbehalten begegnende, Bevölkerungsgruppe der Arbeiter in die NS-„Bewegung“ zu integrieren, hatten die Nationalsozialisten am 24. Oktober 1934 durch die zuständige Organisation, die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) „>die Bildung einer wirklichen Volks- und Leistungsgemeinschaft aller Deutschen<“ (zitiert nach ebd., S. 91) versprechen lassen. Die „DAF“ würde, so wurde hier angekündigt, dafür sorgen, „>daß jeder einzelne seinen Platz im wirtschaftlichen Leben der Nation in der geistigen und körperlichen Verfassung einnehmen kann, die ihn zu höchster Leistung befähigt und damit den größten Nutzen für die Volksgemeinschaft gewährleistet<“ (ebd., S. 91f.). Zusammengenommen mit symbolischen Inszenierungen der offiziellen Anerkennung der Tätigkeiten der Arbeiterschaft und des angeblich bereits bestehenden Gleichheitsgefüges der neuen „Gemeinschaft“, bei welchen beispielsweise der „Führer“ der „DAF“, Robert Ley, Betriebe besuchte und dort demonstrativ selbst an der Werkbank tätig wurde, waren es diese Versprechen gleicher Ausgangschancen und das dazugehörige Motto „Freie Bahn dem Tüchtigen!“, welche einen gehörigen Inklusionsschub innerhalb dieses Sozialmilieus auslösten (vgl. ebd., S. 92f., Lüdtkke, A. (1991b) sowie Schneider, M. (1999)). Freilich war auch die Arbeiterschaft wiederum nur eine Bevölkerungsgruppe, an der sich die Wirksamkeit des Versprechens einer allgemeinen Leistungsgesellschaft exemplarisch aufzeigen lässt. Das Angebot sozialer und materieller Bonifikation im Gegenzug für persönliche Leistung verfiel bei vielen „Volksgenossen“ der unterschiedlichsten Schichten und Gruppierungen innerhalb der damaligen deutschen Gesellschaft. So musste etwa das lange bestehende Bild eines während der NS-Zeit beharrenden Beamtentums revidiert werden (vgl. Nolzen, A. (2009b), S. 71). Dessen Vertreter beteiligten sich in ihren Funktionsbereichen, beispielsweise im öffentlichen Gesundheitssystem, durchaus motiviert an den bevölkerungspolitischen Exklusionen des NS-Systems (vgl. ebd.).

Die hier beschriebene Inklusionsstruktur zeigte sich in besonderer und vielfach besonders bedrückender Weise auch in dem Engagement, mit welchem Wissenschaftler

der unterschiedlichsten Disziplinen (vgl. hierzu instruktiv Szöllösi-Janze, M. (2002), insbesondere S. 163ff.)¹⁹⁹ daran gingen, den spezifischen Leistungsanforderungen des NS-Regimes mit besonderer Effizienz und somit aner kennenswert zu entsprechen, diese wenn möglich vorausseilend zu überbieten: vor allem aber im Bereich des „>social engineering<“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 183, vgl. auch Raphael, L. (1998), S. 257), praktisch etwa Mediziner (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 117ff. und insbesondere 150ff.), die im Rahmen des „Euthanasieprogramms“ tausende von Betroffenen in kürzesten Zeiträumen „begutachteten“ (vgl. Klee, E. (2004b), S. 348ff.)²⁰⁰ oder speziell Gynäkologen, die mitunter bis zu fünf Frauen oder zwölf Männer an einem Vormittag unter örtlicher Betäubung bzw. Vollnarkose sterilisierten (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 80), schließlich jene Ärzte, die in den „Konzentrationslagern“ hunderttausende Häftlinge für eine gezielte Ermordung selektierten (vgl. ebd., S. 256ff.)²⁰¹, aber auch theoretisch (durch die vermeintliche inhaltliche Fundierung der rassistischen Ideologie), z.B. regionale Politiker, Funktionäre und Beamte (etwa in dem Bemühen, ihre Zuständigkeitsräume mit besonderer Effizienz „judenrein“ zu machen und die dort ansässigen „Arier“ zur Inklusion in das NS-System zu bewegen), Vertreter des praktischen Erziehungswesens der NS-Zeit (in dem Versuch, bei der jungen Generation eine nationalsozialistische Gesinnung zu generieren), sowie nicht zuletzt führende Militärs (die

¹⁹⁹ Szöllösi-Janzes Fazit ist zuzustimmen: „Das Verhältnis der NS-Machthaber zu den Wissenschaften war... nicht grundsätzlich wissenschaftsfeindlich, sondern utilitaristisch: Gut war, was nützte. Unumstößliche ideologische Bedingung war allein die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler“ (dies. (2002), S. 165).

²⁰⁰ Vollkommen zu Recht weist Klee auf die ernüchternde, angesichts der Monstrosität des gesamten NS-„Euthanasieprogramms“ jedoch leicht zu übersehende, Tatsache hin, „daß zwischen Januar 1940 und August 1941 über 70 000 Menschen getötet, also auch >positiv< begutachtet werden (ohne die >negativ< Begutachteten!!)“ (Klee, E. (2004b), S. 121).

²⁰¹ Mitunter gerieten die beteiligten Ärzte und Professoren bei den Selektionen in den „Konzentrationslagern“ in regelrechte Leistungswettkämpfe. So berichtet der ehemals in der „Aktion T4“ des NS-„Euthanasieprogramms“ beschäftigte Arzt Friedrich Mennecke in einem Brief an seine Frau vom 29. November 1941, er selbst habe an diesem Tag 470 „>gemacht<“, seine Kollegen hingegen 89 bzw. 403 (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 259). Die Kommentare der beteiligten Ärzte und Professoren verdeutlichen zudem, wie weitgehend sie die nationalsozialistischen „Rasse“- und Leistungsparadigmen verinnerlicht hatten und eine Selektion nach deren Vorgaben nicht nur als legitim, sondern als sinnvollen und notwendigen Beitrag zur Hebung der „Volksgesundheit“ ansahen (vgl. ebd., S. 260). In einem anderen Brief an seine Frau, den er am 2. Dezember 1941 aus Buchenwald abschickt, verkündet Mennecke stolz: „>... bis 11.15 h flott geschafft und 80 Bögen fertig gemacht, somit habe ich gestern + heute zusammen 320 Bögen, die Dr. Müller bestimmt nicht in 2 Tagen geschafft hätte. Wer schnell arbeitet, spart Zeit!<“ (zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 348). Diese Täter als kalte Technokraten oder Schreibtischtäter zu deklarieren, würde der hohen Eigenmotivation und dem massiven persönlichen Einsatz nicht gerecht, mit welchem sie ihre funktionalen Aufgaben im NS-System erledigten, welches sie wiederum mit der Vergabe sozialer und materieller Bonifikation, allem voran die Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse nach Generierung von Lebenssinn und öffentlicher Anerkennung, entlohnte. Dass es sich bei dieser besonders exponierten Gruppe der Ärzte, die aktiv in das „Euthanasiegeschehen“ involviert waren, um eine Minderheit handelte, und sich die große Mehrheit der deutschen Ärzteschaft vor allem des unterstützenden Nicht-Protestierens (vgl. Wehler, H.-U. (2009), S. 157ff.) schuldig gemacht haben, ändert wenig an der Inklusionskraft der oben skizzierten Leistungsmotivation.

bemüht waren, Hitlers Maximen im Kriegsgeschehen mit besonderer Durchschlagskraft umzusetzen, um eigene Effizienz zu beweisen).

Das Verhalten dieser „Funktionseliten“ (Hirschfeld, G. (2004), S. 10), welche ihre politische Sozialisation in sehr verschiedenen Gruppen und Milieus erfahren hatten (vgl. Herbert, U. (2004), S. 25), wurde geprägt von einem Motivationskonglomerat aus Nützlichkeitsabwägungen und Zweckorientierungen (vgl. Hirschfeld, G. (2004), S. 10), aber eben auch – dies darf über den apologetischen Selbstdarstellungen Betroffener, die immer wieder auf ihr damals angeblich unpolitisches, rein fachlich motiviertes und durch Befehlsketten evoziertes Handeln verweisen, nicht übersehen werden (vgl. Herbert, U. (2004), S. 22ff.) – durch eine tiefgehende, keineswegs immer auch ideologisch fundierte, Inklusion in das NS-System, welches z.B. den Forschern unter ihnen die Chance auf ein selbständig generiertes, insistierendes und kaum von humanistischen oder liberalen Einwänden beschränktes Vorgehen (vgl. ebd., S. 26) bei der Ausübung ihrer Forschungstätigkeit ermöglichte. Die Extrema dieser Struktur waren Persönlichkeiten wie der Euthanasiearzt und erste Kommandant des „Vernichtungslagers“ Treblinka, dem nordöstlich von Warschau gelegenen „letzte[n] und mörderischste[n] Lager der <Aktion Reinhardt>“ (Friedländer, S. (2006), S. 459), Dr. Irmfried Eberl. In Treblinka begannen am 23. Juli 1942 die Vernichtungsaktionen. „In einer Zeugenaussage von SS-Unterscharführer Hingst heißt es, Eberl habe den Ehrgeiz gehabt, die höchstmöglichen Zahlen zu erreichen und alle anderen Lager zu übertreffen“ (zitiert nach ebd., S. 460). Dieser „Ehrgeiz“ führte, im Zusammenspiel mit Eberls Inkompetenz dazu, dass dieser innerhalb weniger Tage weitgehend die Kontrolle über die Situation verlor (vgl. ebd.). Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, bis Ende August im Lager 312.000 Juden, aus Warschau und den Distrikten Radom und Lublin vergasen zu lassen (vgl. ebd.).

Zum hinreichenden Verständnis der starken Motivationskraft der hier beschriebenen Leistungsstruktur des NS-Herrschaftssystems ist es allerdings unerlässlich, darauf hinzuweisen, dass die biographische Instrumentalisierbarkeit der NS-Ideologie zur Sinngenerierung für eigennütziges Handeln diese keineswegs zum bloß funktionalen und legitimierenden Appendix persönlicher Verhaltensantriebe werden ließ. Neuere Forschungen haben vielmehr gezeigt, dass es wahrnehmungspsychologisch gerade das sich gegenseitig verstärkende Zusammenspiel von Verhaltenslegitimation und subjektiver Sinngebung, sowie der genuinen Antriebskraft „einer die unaufhörliche Dynamik des Regimes unterstützenden Ideologie der Rassenreinheit und -eroberung“ (Kershaw, I. (2006), S. 394) war, welches die enorme Inklusionswirkung der hier beschriebenen Struktur entfaltete (vgl. ebd., S. 394f.).

Eine solche Inklusionsmotivation, welche auch ein entsprechendes soziales Handeln umfasste, führte bei den genannten Leistungseliten zu besonderen Auswüchsen persönlicher Partizipation. Sie war jedoch letztlich ein Phänomen, welches die gesamte „Volksgemeinschaft“ betreffen sollte und mehrheitlich betraf.

Im Bestreben, dies zu fördern, schuf das Regime unzählige systeminterne Optionen, um in jedem Altersabschnitt und in verschiedenen Handlungskontexten unterschiedlicher Hierarchieebenen vermeintlich bedeutende funktionale Aufgaben wahrnehmen zu können, sowie mit diesen subjektiv wahrnehmbar Einfluss auszuüben und Lebenssinn zu generieren. Hierzu zählten im Bereich der Jugendpolitik die Führungsränge innerhalb der „HJ“ und des „BDM“ (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugendlichen), welche ihre Entsprechung in anderen Gliederungen der Partei fanden. Nicht zuletzt fallen hierunter aber auch die zu vergebenden Führungsposten in den neuen „Hoheitsgebieten“, welche das Regime im Rahmen der kontrollierenden Führung der „Volksgemeinschaft“ nach 1933 einrichtete (vgl. Wegehaupt, P. (2009)):

„Das kleinste Hoheitsgebiet war der Block, der vierzig bis sechzig Haushaltungen... umfasste. Die Zelle, das nächst höhere Hoheitsgebiet, setzte sich aus vier bis acht dieser Blocks zusammen... Die Ortsgruppe wurde von der Organisationsleitung der NSDAP als das >wichtigste Hoheitsgebiet< bezeichnet. Sie bestand aus mehreren Blocks bzw. Zellen. (...) Über der Ortsgruppe war der Kreis angesiedelt. (...) Anfang 1939 existierten auf deutschem Reichsgebiet mehr als >800 Kreise, 22 000 Ortsgruppen, 76 000 Zellen und 404 000 Blocks<... Der Gau stellte die Zusammenfassung einer Anzahl von Kreisen der NSDAP dar. Bis Ende 1940 erhöhte sich die Zahl der Gaue aufgrund der deutschen Annexionen auf zweiundvierzig“ (ebd., S. 39f.).

Die Partei mit ihren Gliederungen, sowie den angeschlossenen und betreuten Verbänden bot ihren Funktionären die Option nach außen und innerhalb ihrer Funktionsbereiche an der NS-Herrschaft zu partizipieren (vgl. Nolzen, A. (2009b), S. 64). Die überwiegende Mehrzahl (über 90 Prozent) von ihnen ging ihrer Tätigkeit nicht nur freiwillig, sondern auch ehrenamtlich nach. Hierunter fielen etwa die 28 500 „Ortsgruppenleiter“, die zu Kriegsbeginn im „Großdeutschen Reich“ in ihrer Freizeit für die Partei arbeiteten:

„Ihnen unterstanden mehr als eine Million Ortsgruppenamtsleiter sowie Zellen- und Blockleiter, über deren Tätigkeit sie sich durch ständigen Augenschein anlässlich von Besprechungen und Dienstappellen informierten und über die sie Personalgutachten abgaben, von denen die zukünftige Parteikarriere abhing. Ähnliches galt für die normalen Parteimitglieder, deren Beitragszahlung und Teilnahme an Veranstaltungen sie überwachten und sie unter Umständen parteigerichtlich sanktionierten“ (ebd., S. 64f.).

Letztlich lassen sich, neben materieller Vorteilsnahme, ein Gemisch aus intrinsischer (Generierung von Lebenssinn) und extrinsischer (Bestätigungen durch das Regime) Motivation als Ursachen des hier beschriebenen Inklusionsantriebes interpretieren.

Wie bereits angedeutet, ist das individuelle Mischverhältnis, sowie das jeweilige Niveau der subjektiven Reflexion dieser Motive Sache des Einzelfalles. Als sozialisationsrelevante Struktur des NS-Systems lässt es sich jedoch verallgemeinernd als durchgängig bedeutsam ansehen. Die diesbezügliche Forschung hat sich bisher vor allem mit den Führungseliten der unterschiedlichen Machtbereiche der NS-Herrschaft befasst. Neueste Analysen, die sich mit den unteren Funktionsträgern und deren Handlungsmotivationen auseinandersetzen, kommen etwa für die Gruppe der in den Wohngebieten eingesetzten Regimevertreter, der personalen Schnittstelle zwischen NS-Führung und „Volksgemeinschaft“, zu vergleichbaren Ergebnissen (vgl. Müller-Botsch, C. (2009)). Schließlich kann auch die „NSDAP“ im hier angesprochenen Sinne als „Inklusionsmaschine“ (Nolzen, A. (2009b), S. 62) angesehen werden. Ihre Geschichte nach 1933 wird in den meisten Gesamtdarstellungen übergangen (vgl. ebd., S. 61). De facto bot sie mit ihrem Gesamtapparat zu Beginn des Krieges schätzungsweise zwei Dritteln der deutschen Bevölkerung, die in ihr organisiert waren, die Möglichkeit „zur individuellen Aneignung von Herrschaft“ (ebd., S. 77). Die Definition des Gesamtapparates der „NSDAP“, als Funktionsträger einer angestrebten sozialen Disziplinierung ihrer Angehörigen ist zutreffend und verkürzend zugleich:

„Diese Interpretation greift... zu kurz, weil sie den vergleichsweise hohen Grad an freiwilligem Engagement in der NSDAP nicht zu erklären vermag. Stattdessen ist zu betonen, dass sie ihren Mitgliedern einen Raum an Möglichkeiten bot, der ihren Nichtmitgliedern in aller Regel versperrt blieb“ (ebd., S. 63).

Der von der „NSDAP“ angeführten „nationalsozialistischen Organisationswelt“ (Bajohr, F.; Wildt, M. (2009), S. 18) gehörten im September 1939 rund 68 Millionen Mitglieder an (vgl. ebd.):

„Diese Massenorganisationen mit ihrer Vielzahl von Partizipations- und Leistungsoptionen... boten Ermöglichungsräume, wie sie eine bislang eher strikt hierarchisierte Gesellschaft kaum gekannt hatte. Damit eröffnete sich für die Funktionalität des Regimes eine enorme gesellschaftliche (Selbst-) Mobilisierung, die bis weit in die Kriegsjahre hinein wirkte“ (ebd., S. 18f.).

Wenngleich sich natürlich Aufgabengebiete und Machtfülle, somit auch persönliche Verantwortung, in vielerlei Hinsicht unterschieden, so stellt die oben definierte Motivationsstruktur ein übergreifendes Spezifikum des NS-Sozialisationskontextes dar. Narzissmus war zwar ein entscheidender Antrieb zur aktiven Beteiligung am Machterhalt und -ausbau des Regimes, sowie an dessen „Endlösungen“. Nur bot der NS-Kontext diesem wesentlich komplexere, damit aber auch deutlich effektivere Projektionsmöglichkeiten, als dies eine einfache, allein ideologisch legitimierte Ernennung zum „Herrenmenschen“ gekonnt hätte.

Letzten Endes konnte jeder einfache „Volksgenosse“ seine persönliche Nützlichkeit im nationalsozialistischen Alltag durch entsprechende Arbeitsleistungen oder einfach durch ein entsprechendes Spendenverhalten nachweisen.²⁰² Opferbereitschaft zugunsten der „Volksgemeinschaft“ kann man als Entbehrungsleistung bezeichnen, welche vom NS-Regime propagandistisch mit einem ähnlichen Anforderungs- und Belohnungsmuster versehen wurde, wie dies für die produzierende Leistung galt. Spendenbereitschaft wurde dementsprechend ebenfalls mit aner kennenden sozialen, zumeist symbolischen Bonifikationen entlohnt, „wer spendete erhielt ein Abzeichen“ (Wildt, M. (2008), S. 95). Attestiert man einen gewissen sozialen Druck, welchen diese sichtbaren Anerkennungssymbole erzeugten, sowie die Tatsache, dass eine anhaltende Verweigerungshaltung häufig eine zunehmende Repression durch die zuständigen NS-Organ e nach sich zog, so bleibt der gesellschaftliche Anklang, welchen diese Leistungsoption fand, dennoch bemerkenswert. Hatte die „NS-Volkswohlfahrt“ (NSV) beispielsweise 1934/35 bereits über 31 Millionen „Winterhilfswerk-Abzeichen“ produziert, so benötigte sie 1938/39 schon nahezu 170 Millionen (vgl. ebd.). Die angestrebte „Umerziehung von menschlicher Barmherzigkeit zu völkischer Lebenssteigerung“ (ebd., S. 96, vgl. auch Vorländer, H. (1988), S. 118) gelang der „NSV“ in eindrucklichem Umfang. Sie umfasste im September 1939 14 Millionen Mitglieder und wurde nur noch von der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) übertroffen, der zum gleichen Zeitpunkt 22 Millionen Menschen angehörten (vgl. Nolzen, A. (2009b), S. 72f.). Die subjektiv wahrgenommene Eigenschaft der „Volksgemeinschaft“ als gerechte Leistungsgesellschaft prägt die Einstellung gegenüber der NS-Zeit vielfach bis heute. Im entsprechenden „Deutungsmuster“ (siehe unten) wurde oftmals der ideologische Kontext gänzlich ausgeblendet. Übrig blieb die positive Bewertung einer Gesellschaft, in welcher sich eigene Leistung noch gelohnt habe.²⁰³

²⁰² Wenngleich die entsprechenden Aufforderungen, in typischer NS-Ambivalenz, von staatlicher Seite keineswegs nur propagandistisch, sondern, gerade in Fällen ausbleibender Spendenbereitschaft (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 263 und 266ff.), mit einiger Repression verstärkt vorgebracht wurden, so bleibt die „massenhafte Bereitschaft zu ehrenamtlicher sozialer Tätigkeit“ (ebd., S. 261) und zu persönlichen Spenden (vgl. ebd., S. 264) im NS-Herrschaftssystem als Element des sozialen Handelns bemerkenswert: „Bei der Eröffnung des Winterhilfswerks 1937 zählte Goebbels in seinem Jahresbericht unter anderem 5 487 019 Doppelzentner Kartoffeln, 21 271 790 Doppelzentner Kohlen und 3 734 752 verteilte Theater- und Kinokarten als Leistungsbilanz auf. In Propagandabroschüren zeigten Schaubilder, wie man mit den in vier Jahren WHW verteilten 99,25 Millionen Doppelzentnern Kohle eine neun Meter hohe Mauer aus Briketts um Deutschland herum bauen könnte“ (ebd., S. 264). Aus der erbrachten Leistung für die „Volksgemeinschaft“ wurde die propagandistische Grundlage für eine vermeintliche Sinnhaftigkeit weiterer: „Auf unbedarfte Gemüter musste das großen Eindruck machen“ (ebd.).

²⁰³ Diese subjektive Interpretation der damaligen Verhältnisse, entsprechend eigener aktueller Bedürfniskonstellationen, findet sich keineswegs nur in Bezug auf die NS-Zeit. Bezüglich der zweiten deutschen Diktatur, der ehemaligen DDR lassen sich ebenfalls derartige, nachträglich positiv verklärende Deutungsmuster identifizieren. Ähnlich wie beim Umgang mit dem Nationalsozialismus

haben sie ihren Ursprung vielfach im privaten Bereich familiärer Tradierungen. Im Gegensatz zur Epoche von 1933 bis 1945 (man stelle sich nur einmal die Wirkung öffentlich vermarkteter Nostalgiepartys zum „Dritten Reich“ vor), erfährt die ehemalige DDR allerdings eine deutlich erhöhte Akzeptanz in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Zudem werden die problematischen Aspekte der sozialistischen Diktatur in diesen Tradierungsprozessen zumeist beschönigt, durch Verweise auf die angeblich bedeutenderen positiven Seiten relativiert, oder gänzlich unterschlagen. So erhalten Einflüsse, die geeignet wären, jenes Bild der damaligen Verhältnisse, welches man im weiteren Sinne als „Schöne-Heile-Welt“-Deutungsmuster bezeichnen könnte, infrage zu stellen, nur eine allzu geringe Kontakt- und Vermittlungswahrscheinlichkeit gegenüber den nachkommenden Generationen. In diese Mangelsituation gliedern sich bedauerlicherweise auch die Vermittlungsversuche des Bildungssystems zum Thema ein. Dies haben Monika Deutz-Schroeder und Klaus Schroeder in ihrer umfangreichen Studie zum „DDR-Bild von Schülern“ (vgl. dies. (2008)) kürzlich erneut eindrücklich belegt. Es ist bereits hinlänglich bekannt, dass die DDR im Schulunterricht nicht nur eine wesentlich knappere Aufmerksamkeit erhält, als der Nationalsozialismus – eine Forderung nach schulischer Gleichbeachtung bedeutet keine Gleichsetzung beider Diktaturen, geschweige denn ihrer Verbrechen (vgl. die Ausführungen zum Diktaturenvergleich in dieser Arbeit) –, sondern eine, auch für sich genommen, deutlich unzureichende Behandlung in allen Schultypen erfährt. Besonders problematisch ist hierbei, dass das Thema anscheinend in den ostdeutschen Regionen noch seltener Unterrichtsgegenstand ist, als in den westdeutschen (vgl. ebd., S. 607). Die angesprochene Studie verdeutlicht, dass dieser Mangel den betroffenen Schülern in allen Regionen nicht nur auffällt, sondern von diesen selbst als Mangel wahrgenommen wird (vgl. ebd., S. 589). Dies gilt auch für den Bereich didaktischer Alternativen. So „(fällt) vielen Schülern... auf, dass weitaus häufiger Zeitzeugen zur NS- als zur DDR-Geschichte eingeladen werden“ (ebd., S. 605). Hinzu kommen erschwerend die Darstellungen in den neueren Schulbüchern. Hier werden „zumeist... die politische Lenkung und ideologische Durchdringung der Gesellschaft durch die SED kaum thematisiert, so dass unverbundene Details über das Alltagsleben und die geschichtliche Entwicklung für das gesamte DDR-Bild stehen“ (ebd., S. 604). Die repressiven Dimensionen der DDR, wie das Wirken des „Ministeriums für Staatssicherheit“ (MfS), werden überwiegend nur am Rande thematisiert (vgl. ebd.). Von den Lehrern allein kann dieser Mangel kaum behoben werden, da Dietz-Schroeder und Schroeder in Gesprächen mit ihnen in verschiedenen Bundesländern in Ost- und Westdeutschland festgestellt haben, dass auch deren „Wissen über die DDR... – um es vorsichtig zu formulieren – teilweise äußerst begrenzt ist. Dies ist nachvollziehbar, da – wie eine umfangreiche Studie belegt hat – in der universitären Lehrerbildung die DDR kaum Thema ist“ (ebd.). Fragwürdigerweise werden die Studierenden hier „weniger mit dem diktatorischen Kern des SED-Staates als mit eher ‚weichen Themen‘ konfrontiert“ (ebd., S. 605). Dazu kommt die oben bereits angedeutete Erkenntnis, dass „eine in vielen ostdeutschen Schulen kaum überwindbare Barriere... Eltern und Großeltern dar(stellen), die das von kritischen Lehrern vermittelte DDR-Bild zurückweisen und ihren Kindern ihre eigene nostalgische Sicht gleichsam aufzwingen“ (ebd., S. 604). Die entsprechenden Vermittlungsprozesse erfahren hierbei ihre Ursache, ähnlich wie bei der Tradierung von NS-Deutungsmustern, in einer, freilich häufig unbewussten Motivation, einerseits im Unwillen, eine persönlich bedeutsame Lebensphase durch Kritik am staatlichen Kontext abzuwerten, sowie andererseits im subjektiven, aber verbreiteten Bedürfnis, sich gegenüber empfundenen Belastungen in der gegenwärtigen Umwelt, zumindest mental zu behaupten und somit in einer Drucksituation psychisch zu entlasten (vgl. ebd., S. 598). Dies führt zu einer familiären Tradierung der DDR-Rezeption (vgl. ebd., S. 602f.), in welcher oftmals ein selektives Bild vermittelt wird; vermeintliche Vorteile, wie die Arbeitsplatzsicherheit oder der Zusammenhalt in Betrieb und Wohngebiet (vgl. ebd., S. 603), hervorgehoben werden, während deren negative Begleitumstände, „die diktatorischen Bedingungen und die Mangelwirtschaft... dagegen... nur selten erwähnt“ (ebd.) werden. So ergibt sich schließlich ein insgesamt äußerst problematisches Bild der schulischen Vermittlung zur Lebenswirklichkeit in der ehemaligen DDR. Im Ergebnis weisen die, von Dietz-Schroeder und Schroeder befragten, Schüler einen erkennbar geringen Wissenstand über die DDR auf (vgl. ebd., S. 599). Zu einem bedenklichen Anteil können die Schüler die DDR nicht als Diktatur erkennen, wobei dies für die ostdeutschen Schüler (in einigen Bundesländern mehr als jeder zweite) in noch höherem Maße gilt, als für die westdeutschen (ungefähr ein Drittel) (vgl. ebd., S. 596). Hierzu gehört allerdings auch die Erkenntnis, dass viele Jugendliche, insbesondere Haupt- und Gesamtschüler, offensichtlich grundsätzlich nicht in der Lage sind, klar zwischen Diktatur und Demokratie zu unterscheiden (vgl. ebd.). Letztlich wirken sich die mangelhaften Kenntnisse direkt auf das Urteil der Schüler zur DDR aus (vgl. ebd., S. 601), es kommt zur Übernahme mitunter massiv verklärter Deutungsmuster bezüglich des Lebens in der ehemaligen DDR insbesondere unter den ostdeutschen Heranwachsenden. Gerade „bei Aspekten, die das alltägliche Leben oder soziale Leistun-

Neuere Forschungen haben ergeben, dass die NS-„Volksgemeinschaft“ im Bewusstsein der deutschen Bevölkerung eine entsprechende „Nachgeschichte“ (Thießen, M. (2009), S. 166) hatte und hat. Um deren Bedeutung für die Erinnerungsgeschichte der NS-Zeit zu erfassen, reicht eine Analyse der staatlichen Geschichtspolitik kaum aus. Die „Volksgemeinschaft“ ist nach 1945 zur, bis heute weit verbreiteten, Zentralmetapher für die sozialen Seiten der NS-Herrschaft, zur kürzest möglichen Formel für das entsprechende Deutungsmuster geworden (vgl. ebd., S. 184ff.). Hierbei sind allerdings zwei Besonderheiten auffällig. Zum einen werden in Interviews von Zeitzeugen weniger konkrete Belange der NS-Sozialpolitik erwähnt, als vielmehr die vermeintliche große Bewährungsstunde der „Schicksalsgemeinschaft“ aller Deutschen während des Krieges und – dann eine „Volksgemeinschaft“ ohne Führer – der Nachkriegsjahre (vgl. ebd., S. 171ff.). Untrennbar verbunden mit dem Deutungsmuster der „Schicksalsgemeinschaft“ ist deren, mit biographischem und zeitgeschichtlichem Abstand noch zunehmende, mentale Funktionalisierung als große „Projektionsfläche für gegenwärtige gesellschaftliche Fragen“ (ebd., S. 177). In den Erinnerungen von Zeitzeugen wird deutlich, dass die „Volksgemeinschaft“ von vielen zumindest in Teilbereichen als verwirklicht und alltäglich erfahrbar erlebt wurde (vgl. ebd., S. 178) und vor allem als Ideal kaum an Faszination verloren hat (vgl. ebd., S. 178ff.). Darüber hinaus zeigt sich, dass sie in den Erinnerungen als Kontrastfolie für eine unbefriedigend erlebte Gegen-

gen betreffen“ (ebd., S. 591) bewerten sie „mit zum Teil breiter Mehrheit die DDR höher“ (ebd.) als die Bundesrepublik. Die negativen Aspekte des Lebens in der DDR sind auch im Bewusstsein der gegenwärtigen und vor allem der ostdeutschen Schüler weitgehend ausgeklammert. So hatten wenige von ihnen in der Schule etwas über die Todesstrafe in der DDR erfahren (vgl. ebd., S. 600), wenige wussten, dass dort Arbeitslager existierten und die „SED“ den Befehl zum Bau der Mauer gab (vgl. ebd.). Die tatsächlichen Ungleichheiten in den Einkommens- und Vermögensverhältnissen in DDR und Bundesrepublik schätzte eine breite Mehrheit zugunsten ersterer falsch ein (vgl. ebd.). Abschließend lässt sich konstatieren, dass auch bezüglich der Lebensumstände in der ehemaligen DDR ein Deutungsmuster innerfamiliär tradiert wird und sich im Bewusstsein vieler Schüler vor allem in Ostdeutschland etabliert hat, welches erstens den oben skizzierten biographischen Bedürfnissen der Eltern- und Großelterngeneration eine gefühlte Befriedigung, sowie zweitens allen, am Tradierungsprozess beteiligten Generationen, die entlastende Projektion einer, all ihrer negativen Kontexte entkleideten, sozialen und materiellen Wunschsituation ermöglicht. Es kann somit nicht überraschen, dass, vergleichbar zu den tradierten Deutungsmustern zur NS-Zeit, insbesondere die „SED-Sozialpolitik in ihren verschiedenen Facetten“ (ebd., S. 593) eine hohe Wertschätzung und Beachtung durch die betreffenden Jugendlichen erfährt, während nur gut jeder siebte in den östlichen Untersuchungsregionen ein negatives Urteil über sie fällte (vgl. ebd.). Diesen einseitigen Deutungen ist, wie auch bei der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, im Rahmen des Bildungssystems nicht allein durch eine Erhöhung der Behandlungsintensität bezüglich der verbrecherischen Aspekte der „SED-Diktatur“ beizukommen. Dafür unterliegen sie, wie angedeutet, zu komplexen psychischen Motivationsstrukturen. Nicht zuletzt würde vielfach ein Beharren auf den negativen Aspekten für die Heranwachsenden eine Konfrontation mit dem Geschichtsbild und dem damaligen Verhalten ihrer Eltern und Großeltern bedeuten. Schulisch müsste dieser Konstellation Rechnung getragen werden, indem gerade auch die positiv erlebten und tradierten Dimensionen der DDR beachtet und behandelt werden, allerdings begleitet von einer sensiblen und differenzier-ten, aber im notwendigen Maße kritischen Kontextualisierung und Problematisierung. Hierfür bedürfte es jedoch, sowohl die Lehrerausbildung als auch die Bereitstellung von Unterrichtszeit betreffend, ein deutliches Mehr an Ressourcenbereitstellung.

wart, in welcher es nach Ansicht der Zeitzeugen keinen Zusammenhalt oder gegenseitige Hilfe mehr gibt, herangezogen wird:

„Eine imaginierte >Volksgemeinschaft< ist in den persönlichen Erinnerungen ein lebensgeschichtlicher Bezugspunkt, an dem sich soziale Probleme und Bedürfnisse der *Gegenwart* erzählen und erklären lassen. Folge dieser retrospektiven Aufladung ist eine Verklärung der NS-Volksgemeinschaft, die sich nicht erst in Erinnerungen aus den neunziger Jahren nachweisen lässt“ (ebd., S. 179).

Dies verweist auf den wichtigen Aspekt, dass eine Analyse der Nachwirkungen einer NS-Sozialisation, die sich lediglich auf die Zeit zwischen 1933 und 1945 als mögliche Quelle von entsprechenden Einstellungen fokussiert, zu kurz greift. Die hier angedeutete Verklärung der „Volksgemeinschaft“ ist in vielen Fällen erst in den Jahren weit nach 1945 als Reaktion auf die gesellschaftliche Gegenwart entstanden und hat dennoch einen mittelbaren biographischen Bezug zur Erfahrung der NS-Zeit selbst, ist von dieser nicht als bloßer Stichwortgeber abtrennbar (vgl. ebd., S. 181f.). Die Metapher der „Volksgemeinschaft“ wird in den Erinnerungen meist ohne ihre rassistischen Begründungen und gewaltsamen Exklusionen (re-) präsentiert. Vielmehr ist bis heute die Vorstellung einer sozial integrierenden Gemeinschaft wirksam (vgl. ebd., S. 185):

„In ihr schlagen sich Sicherheitsbedürfnisse und der Wunsch nach sozialer Solidarität nieder, aber auch Ängste vor Anonymität und Vereinsamung“ (ebd.).

In diesem Zuschnitt wird „Volksgemeinschaft“ zur Zentralmetapher für die vermeintlich unbelasteten und guten Seiten des Nationalsozialismus, welche sich so in der Wahrnehmung der Zeitzeugen von den verbrecherischen Aspekten trennen lassen und die Rettung einer bedeutenden Lebensphase für die eigene Biographie zu ermöglichen scheinen:

„Als *Oral Historian* würde man sagen: Erinnerungen fungieren als >soziale Drehbücher<... für ein sinnvolles Selbstbild, an dem sich gesellschaftliche Fragen besprechen lassen und das eine Integration der NS-Zeit in die Lebensgeschichte erlaubt“ (ebd., S. 182).

In einer solchermaßen die allgemeine Solidarität betonenden und die problematischen Aspekte ausblendenden Auslegung wird die Metapher der „Volksgemeinschaft“ schließlich nicht nur für die Gegenwart anschlussfähig, sondern auch für die Nachgeborenen nachvollziehbar und im intergenerationellen Diskurs potentiell entlastend (vgl. ebd.).

Den damals Heranwachsenden wurde das angesprochene Leistungsprinzip bereits während ihrer Sozialisation bei unzähligen Gelegenheiten gezielt vermittelt. Dies geschah etwa über das Mittel unzähliger, von den unterschiedlichen Organisationen des NS-Systems abgehaltener Wettkämpfe. Diese Wettkämpfe, von den „Geländespielen“ innerhalb einzelner „HJ-Gruppen“, bis zu den propagandistisch vermarkteten „Reichs-

berufswettkämpfen“, fanden in vielerlei Ausprägungen statt und gehörten zum Alltag der Kinder und Jugendlichen während der NS-Zeit. Wichtig im hier diskutierten Kontext war ihr Beitrag zur nationalsozialistischen Formationserziehung. Durch sie sollte, neben ihrem nicht zu unterschätzenden Beitrag zur gezielten Evozierung eines, im wahrsten Sinne des Wortes, besinnungslosen Aktivismus (vgl. Maschmann, M. (1980), S. 152ff.), vor allem Leistungsbereitschaft evoziert, und diese im Bewusstsein der Heranwachsenden mit sozialen Bonifikationen verknüpft werden. Letztlich sollten das Erleben der Wettkämpfe und insbesondere die eigene Teilnahme an diesen die Übernahme einer Lebenseinstellung fördern, welche ein Ideal der Stärke, sowie Ablehnung gegenüber Schwächeren, Unterlegenen, Minderheiten und Randgruppen als wesentliche Deutungsmuster beinhaltete (vgl. Malina, P. (2007a), S. 95). Somit meinte das Regime, über die Austragung unzähliger Wettkämpfe unter den Heranwachsenden – freilich nicht nur unter diesen, die gesamte „Volksgemeinschaft“ war davon durchzogen – bei diesen eine nachhaltige Herrschaftsloyalität zu evozieren, sowie eine tiefgehende Verinnerlichung des Leistungs- und Kampfadeals, welche letztlich zu einer erhöhten Leistungsbereitschaft im Ernstfall des „Rassenkampfes“ in all seinen möglichen Ausprägungsformen führen sollte: von der Sammlung von für die Rüstungsindustrie benötigter Rohstoffe bis zum tatsächlichen Kriegseinsatz. Wenngleich die damaligen Wettkämpfe in nahezu jeder Darstellung zur „Hitlerjugend“ erwähnt werden, fehlt bis heute weitgehend eine systematische Analyse ihrer konkreten Wirksamkeit hinsichtlich der genannten Zielsetzungen der NS-Führung. Aus strukturierender Sicht lässt sich das Prinzip der „Wettbewerbsorientierung“²⁰⁴ (Bude, H. (1987)) als zentrales Element damaliger Sozialisationsbedingungen auf die einfache, aber zutreffende Formel bringen: „Dauernd wurden irgendwelche Wettbewerbe veranstaltet, wodurch der Leistungswille und die Durchsetzungskraft des einzelnen angestachelt wurden“ (ebd.). Angestachelt werden *sollten*, so müsste hinsichtlich des oben erwähnten Forschungsdesiderats ergänzt werden. Allerdings verdeutlichen die biographischen Analysen Budes, wie tiefgehend damals heranwachsende „Volksgenossen“ das Leistungsprinzip verinnerlicht, und über 1945 hinaus in neue Motivationskontexte integriert

²⁰⁴ Diese Alltagsstruktur, welche der „ständige Kampf um die Leistung“ kennzeichnete, beschreibt die ehemalige „BDM-Führerin“ Melita Maschmann anschaulich (vgl. dies. (1980), S. 152): „Es gehörte zur Methodik der nationalsozialistischen Jugendführung, daß fast alles in Form von Wettkämpfen abgewickelt wurde. Man kämpfte nicht nur im Sport und im Beruf um die beste Leistung. Jede Einheit wollte das schönste Heim, das interessanteste Fahrtenbuch, das höchste Ergebnis bei der Spendensammlung fürs Winterhilfswerk haben (oder sollte es doch haben wollen) usw. Im >musischen Wettstreit< kämpften Chöre, Spielmannszüge, Kammerorchester und Laienspielgruppen der HJ ebenso wie junge Sänger, Instrumentalisten, Bildhauer, Graphiker und Dichter um den Ruhm der glanzvollsten Leistung. In einem Erzählerwettstreit sollten sogar der Junge und das Mädchen gefunden werden, die es von allen ihren Altersgenossen am besten verstünden, Märchen zu erzählen“ (ebd.).

haben. Nicht eindeutig geklärt ist hierbei allerdings, welchen konkreten Anteil daran die Wettbewerbe, etwa gegenüber den Motivationspotentialen der Propaganda oder des Generationenkonflikts, hatten.

Gerade aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es außerdem bedeutsam, dass sich die Wertzumessungen innerhalb der „völkischen Gemeinschaft“ zwar auf die anerkannte Leistungsbereitschaft des einzelnen „Volksgenossen“ bezogen, hierbei aber weniger die einzelne Tat honorierten, als vielmehr die ganze Person mit einer, seiner vermeintlichen Leistungsstärke entsprechenden, Etikettierung versahen.

Aus dieser Personifizierung folgte eine unentwegte Anforderung zur Verhaltensanpassung. Einzelne Handlungen wurden als „wert“ oder „unwert“ kategorisiert, als „Arier“ musste man sich, um eine positive persönliche Einstufung zu erlangen, jedoch „>... *pausenlos* [Hervorhebung vom Autor] bewähren<“ (vgl. Klaus, M. (1998), S. 33ff. und 126f.). Schon für die jüngsten „Volksgenossinnen“ im „BDM“ war klar: „>Deutschland verlangte nicht nur eine Leistung, sondern den ganzen Menschen von uns.<“ (zitiert nach ebd., S. 33). Wer nicht willens oder in der Lage war, sich als „nützlich“ zu erweisen, der sah sich meist massivem Leistungsdruck ausgesetzt und lief bei anhaltender erkennbarer oder attestierter Leistungsverweigerung oder -unfähigkeit Gefahr, den nationalsozialistischen Maßnahmen zur „Säuberung des Volkskörpers“ anheimzufallen. Bereits vor 1933 war die Geschichte der modernen Jugendfürsorge und Sozialpädagogik eine janusköpfige gewesen, hatten ihre Theoretiker, Praktiker und Institutionen in bedenklicher Weise nach „erziehbaren“ und „unerziehbaren“ Zöglingen unterschieden, wobei letztere weitreichenden Isolierungsmaßnahmen ausgesetzt gewesen waren (vgl. Peukert, D. (1986b), Harvey, E. (1989), Malmede, H. (1991), Gräser, M. (1995), Blum-Geenen, (1997) sowie Klee, E. (2004b), S. 379ff.).

Den spezifischen NS-Kontext dieser Thematik machte dann erneut ein bekannter Dreiklang aus: Eine radikale Auslegung derartiger Ansätze, ihre legitimatorische Vermischung mit rassenbiologischen Elementen der NS-Ideologie, sowie deren gezielte Umsetzung in nationalsozialistische Herrschaftspraxis. Diese Entwicklung „führte im NS-Staat mit vielfach tödlicher Konsequenz zur psychiatrischen sowie erb- und kriminalbiologischen Selektion und Aussonderung von Kindern und Jugendlichen... und zur Errichtung von speziellen Jugendkonzentrationslagern“ (Malmede, H. (2000), S. 123, vgl. hierzu weiterführend auch Guse, M.; Kohrs, A. (1989), Kuhlmann, C. (1989), Muth, H. (1994) sowie These 7).

Aus gesellschaftspolitischer Perspektive stellte der Intention des NS-Regimes, die deutsche Gesellschaft als „Volksgemeinschaft“ zu definieren und diese als „Leistungsgemeinschaft“ zu konzipieren, eine der entscheidenden Formierungsmaßnah-

men der Nationalsozialisten dar (vgl. Peukert, D. (1982), S. 43ff., Broszat, M. (1983), S. 68 sowie Otto, H.-U.; Sünker, H. (1991), S. 61ff.).

Sowohl die Inklusion der einzelnen „Volksgenossen“ durch das Angebot einer scheinbar unbegrenzten Bonifizierung erbrachter „Leistungen“ für die „völkische Gemeinschaft“, als auch die Hierarchisierung der „Volksgenossen“ untereinander und gegenüber anderen „Völkern“ und „Rassen“ sollte über die Anwendung des Leistungsbegriffes nationalsozialistischer Konvenienz durchgesetzt und vermittelt werden. Den „Fremdvölkischen“ wurden hierbei per se bestimmte Wertigkeitskategorien zugeordnet („Juden“ als grundsätzlich „kulturzersetzend“, „Slawen“ als prinzipiell von minderer Intelligenz und Schaffenskraft), innerhalb derer sie sich nach Maßgabe der, ihnen vom Regime attestierten, „Nützlichkeit“ für die „Volksgemeinschaft“ gewisse Statusverbesserungen erkämpfen konnten.²⁰⁵ Letzteres wurde, aus herrschaftspragmatischen Intentionen heraus, von der NS-Führung auch gefordert und gefördert. Dies galt freilich nur bis zum Punkt der, als unüberwindlich eingestuften, Begrenzungen der unterschiedlichen „Rassenkategorien“. Wo die Vertreter der politischen Führungsriege die selbst bestimmten Grenzziehungen missachteten, geschah dies in selbstherrlicher Umdeutung der Kategorienzugehörigkeit Einzelner (bei besonderer „Nützlichkeit“ konnten etwa einzelne Juden in eingeschränkter Form zum „Arier“ aufsteigen, nach NS-Definition waren sie dann aber keine „leistungsstarken“ Juden, sondern wurden der angeblich höherwertigen Rassenkategorie zugerechnet – „Wer Arier ist, das bestimmen wir“, so lautete die entsprechende Haltung des Regimes), niemals aber wurden die wertenden Implikationen der einzelnen Kategoriendefinitionen grundsätzlich in Frage gestellt. Innerhalb der „Volksgemeinschaft“ sollte das Leistungsprinzip offiziell als alleiniges Bewegungsgesetz der sozialen Mobilität fungieren und damit gleichsam die gemeinschaftsinterne Hierarchie bestimmen:

„Die Leistungshierarchisierung verwies ja nicht nur auf die besonders zu unterstützenden und zu belohnenden Leistungsstarken, sondern am unteren Ende der Skala auch auf den leistungsunwilligen oder –unwilligen >Ausschuß<, der nun aber nicht nur – wie bisher – mit sozialer Schlechterstellung, sondern mit Verfolgung und Aussonderung bestraft wurde“ (Herbert, U. (1989), S. 333).

In praktischer Konsequenz konnte der einzelne „Volksgenosse“ dann grundsätzlich vergleichbaren Repressionen ausgesetzt sein, wie die als feindlich klassifizierten „Ju-

²⁰⁵ Dies galt auch für die Erziehungswissenschaft. In treffender Weise hat Heinz-Elmar Tenorth die Versuche Ernst Kriecks und Alfred Baeumlers, den nationalsozialistischen Erziehungsattributionen eine theoretische Legitimation zu verleihen, als für das NS-Regime „*nützliche* [Hervorhebung; der Autor] Theorie“ (ders. (1989b), S. 140) definiert. Ohne in allzu weitgehende Spekulationen zu verfallen, lässt sich wohl mit einiger Sicherheit annehmen, dass beide in Folge ihrer besonderen Anpassungsleistung, trotz ihres beschränkten politischen Einflusses, im Erziehungswesen der NS-Zeit eine exponierte Stellung erreichen konnten, die ihnen ohne die NS-Herrschaft wohl versagt geblieben wäre.

den“. In den „Lebensbornheimen“, auf die an anderer Stelle noch dezidiert eingegangen wird, sollte ein „hochwertiger arischer Nachwuchs“ zwar nicht gezüchtet, aber doch zur Welt gebracht werden. Kam es in diesem Kontext zur Geburt eines vermeintlich „erbkranken“ Säuglings, so wurde dieser kurzerhand umgebracht (vgl. Bock, G. (1986), S. 177 sowie Klee, E. (2004b), S. 379f.).

Die Voraussetzung für die Auslösung gezielter „Ausmerze“-Maßnahmen war in beiden Fällen eine unterstellte negative „Nützlichkeit“ des Betreffenden für die „Volksgemeinschaft“, sprich eine vermeintliche Abträglichkeit für die Erringung der nationalsozialistischen „Endlösungen“ und „Endsiege“.²⁰⁶

Entscheidende Unterschiede zwischen den Kategorien der „Fremdvölkischen“ einerseits, sowie der „minderwertigen“ innerhalb der „Volksgemeinschaft“ andererseits, waren qualitativ die schlichte Tatsache, dass der „Arier“, welchem eine Leistungsschwäche attestiert wurde, diese Etikettierung zumindest offiziell durch sein gezeigtes Verhalten beeinflussen konnte, sowie quantitativ die Zahl der betroffenen Personen. Waren es innerhalb der „Volksgemeinschaft“ einige Zehntausend, die das NS-Regime gezielt zu Tode brachte, so belief sich deren Zahl allein unter den ermordeten Juden auf mehrere Millionen. Dass die NS-Herrschaft und die praktische Auslegung ihrer ideologischen und juristischen Anordnungen in weiten Teilen von obrigkeitsstaatlicher Willkür bestimmt wurde, was dazu führte, dass viele, denen man eine „Leistungsschwäche“ attestierte (ohne die Möglichkeit, dieses Urteil zu revidieren), ihrer Freiheit beraubt, psychisch und physisch misshandelt (von schmerzhaften und demütigenden Strafen bei abweichendem Verhalten (vgl. den autobiographischen Bericht von Gross, J. (2000)) bis hin zur gewaltsamen Sterilisation, erzwungenen Abtreibung oder Heranziehung zu medizinischen Experimenten (vgl. Bock, G. (1986), Klee, E. (2004a) und Mielke, F.; Mitscherlich, A. (2004)) sowie sogar in größerer Zahl ermordet („Euthanasie“) wurden (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 117ff. sowie Klee, E. (2004b)), dies steht auf einem anderen Blatt.²⁰⁷

²⁰⁶ Jürgen Zinnecker verweist zu Recht darauf, dass „unter dem Diktat von Kriegsökonomie und nationalsozialistischer Rassenpolitik... die leitende Idee gleicher Grundrechte für Kinder aufgekündigt“, „der Wert der Kinder... neu berechnet“ (ders. (2008), S. 221) wurde (vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 221ff.).

²⁰⁷ Bereits am 14. Juli 1933 erließ der NS-Staat das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN)“, es sollte im Januar 1934 in Kraft treten (vgl. Klee, E. (2004b), S. 36, sowie zum ganzen Themenkomplex ausführlich ebd., S. 34ff.). Der frühe Zeitpunkt, zu dem dieses Gesetz erlassen wurde, verweist auf den hohen Stellenwert, den es für die führenden Nationalsozialisten hatte. Ein derartiger Entschluss zur gezielten „Verhinderung“ der Fortpflanzung „erblich Belasteter“ kann anknüpfen, an entsprechende Forderungen nach gesellschaftlicher „Auslese“ in der Politik und den Humanwissenschaften vor 1933 (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 21ff., Klee, E. (2004b), S. 15ff.). Auch eine Sterilisationspraxis lässt sich bereits vor der Machtübernahme des NS-Regimes nachweisen. Dennoch bedeutet das Gesetz einen entscheidenden Bruch mit der davor liegenden Entwicklung: die, für das NS-System typische Aufhebung der individuellen Freiheit, be-

gründet mit den angeblichen Interessen der „Volksgemeinschaft“. „Bei den Nationalsozialisten haben die Opfer... keine Möglichkeit, der einmal beschlossenen Sterilisierung zu entgehen“ (ebd.). Gänzlich unvereinbar mit den bedenklichen Ansätzen der Zeit vor 1933 stellt schließlich die organisierte „Ausmerze“ tausender „Erbkranker“ im Kontext des „Euthanasieprogramms“ der Nationalsozialisten, sowie die fabrikmäßige Ermordung mehrerer Millionen „Fremdvölkischer“ dar (vgl. Peukert, D. (1987), S. 147ff.).

Es kann festgehalten werden, dass das Gesetz „weitgehend eine Vorlage aus dem Jahr 1932 übernimmt, die im Preußischen Landgesundheitsrat verabschiedet worden ist. (...). Der zentrale Unterschied gegenüber der Vorlage liegt darin, dass das GzVeN die Sterilisation als Zwangssterilisation festschreibt“ (Hänsel, D. (2006), S. 40). In seiner tatsächlichen Anwendung betraf das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vor allem die weibliche Bevölkerung. Der NS-Staat griff hierbei massiv und gezielt in ihr Selbstbestimmungsrecht bezüglich ihrer Sexualität und Fortpflanzung ein. Bis 1945 wurden ungefähr – die genaue Zahl ist u. a. aufgrund der Verschleierungstaktik des Regimes nicht festzustellen (vgl. Bock, G. (1986), S. 231) – 350.000 Zwangssterilisationen vorgenommen (vgl. ebd., S. 230 und 232ff.; andere Publikationen gehen von 400 000 Betroffenen aus (vgl. Schmuhl, H.-W. (1992), S. 159, sowie Hänsel, D. (2006), S. 41)). Wenn sich hierbei eine Schwangerschaft der Betroffenen herausstellte, wurde auch gegen den Willen der Frauen eine Abtreibung vorgenommen. Die hier angedeuteten Maßnahmen zur Dezimierung politisch unerwünschter Nachkommen hatten, neben ihrer biographischen Bedeutung für die betroffenen Opfer, auch eine gesellschaftlich-strukturelle Komponente, die im oben diskutierten Kontext besonders relevant ist: „Obwohl die Zwangsmaßnahmen aufgrund des GzVeN nur ca. 1% der weiblichen Bevölkerung im damaligen ‚Dritten Reich‘ betrafen, so waren doch alle Frauen... von der Existenz des antinatalistischen Gesetzes betroffen. Jede Frau mußte in verschiedenen Bereichen ihren Wert als zukünftige Mutter zunächst unter Beweis stellen, um gebären zu dürfen und nicht unter ‚das Messer zu geraten‘“ (Traudisch, D. (1993), S. 26). Wie oben beschrieben, bemaß sich dieser „Wert“ grundsätzlich nach der erwarteten „Leistung“ des Individuums, nach seiner, vom Regime attestierten, „Nützlichkeit“ bei der Erreichung von dessen politischen und ideologischen Zielen. So berief sich auch die offizielle Gesetzesauslegung auf Hitlers *Mein Kampf* und verkündete, es gehe hierbei um eine „>Auslese nach Leistung<“ (zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 37). Dieser Leistungsbezug wurde zum Toröffner für die herrschaftspragmatische und ideologische Willkür, mit welcher das NS-Regime und in dessen Gefolge eine Vielzahl von Wissenschaftlern entschieden, wer als „erbkrank“ zu gelten habe. Dies verdeutlicht u. a. die, im GzVeN vorgesehene, unklar definierte und inflationär angewandte Diagnose „Schwachsinn“: „Das Vokabular von Gesetz und Propaganda täuschte. Keiner der Sterilisierungsgründe, insbesondere keiner der meist angewandten, bezeichnete einen präzisen physischen, psychischen oder geistigen Zustand. Vielmehr waren es Sammelbegriffe für höchst divergierende Phänomene menschlichen Lebens und Leidens. Ihre Diagnostizierung und Abgrenzung von anderen ‚Krankheiten‘ ebenso wie von ‚Normalen‘ oder ‚Gesunden‘ war unscharf oder umstritten“ (Bock, G. (1986), S. 303). Hinzu kam, dass die Organisatoren der Repressionsmaßnahmen gegen die unterschiedlichen „Volksschädlinge“ bald nicht nur bestimmten, von ihnen unterstellten, „Erbkrankheiten“ spezifische unerwünschte Verhaltenssymptome zuordneten, sondern, in wissenschaftlich völlig unzulässiger Weise, auch den Umkehrschluss vollzogen und aus einzelnen Verhaltenssymptomen direkt eine angebliche Erkrankung ableiteten. Dies geschah vornehmlich unter Berufung auf Verstöße gegen die bürgerlichen Verhaltensnormen, da sich, wie sich zeigte berechtigterweise, bei deren vermeintlicher Verteidigung, eine besonders ausgeprägte Zustimmung der nicht unmittelbar betroffenen Bevölkerung erwarten ließe. Hierbei wird deutlich, dass die Übergänge zu anderen weniger oder stärker gewaltsamen Repressionsagitationen des NS-Regimes fließend waren. So konnte einerseits bereits eine attestierte und ebenfalls nicht exakt definierte soziale „Minderwertigkeit“ Frauen von staatlichen Förderungen, wie dem „Ehstandsdarlehen“ (vgl. hierzu ausführlicher These 6 zur Gruppe der Frauen) ausschließen (vgl. Bock, G. (1986), S. 190). Andererseits kam es im Rahmen der Verfolgung „Asozialer“ spätestens ab dem Frühjahr 1937 zur zunehmenden Verwischung der definierenden Begriffe „asozial“ und „kriminell“, welche beide unklar gefasst waren und immer weiter ausgedehnt wurden (vgl. Klee, E. (2004b), S. 61). Im Rahmen des „Euthanasieprogramms“ wurden in den Gaskammern der zuständigen Tötungsanstalten zunehmend auch solche Personen ermordet, die nicht „erbkrank“, aber nach Einschätzung des NS-Regimes „unwert“ waren (vgl. Klee, E. (2004b), S. 115ff.). Neben alten Menschen waren von dieser Willkür auch diejenigen betroffen, die man der unscharfen Kategorie der „kriminellen Geisteskranken“ zurechnete. Dies waren all jene, „denen in einem ordentlichen Gerichtsverfahren die Zurechnungsunfähigkeit bescheinigt worden“ (ebd., S. 123) war. In den Tötungsanstalten wurde „sozusagen nachträglich die Todesstrafe... vollstreckt“ (ebd.). Ganz eindeutig wurde die Tötung angeblich „unwerten“ Lebens nach 1939 auf eine zunehmende Anzahl von

Die attestierte „Leistungsbereitschaft“ wurde zum Gradmesser, nach dem die sozialpolitischen Maßnahmen, welche das NS-Regime und mit diesem unzählige Vertreter der sozialen (hierunter auch der Erziehungswissenschaft (vgl. Giesecke, H.H. (1999), S. 31 sowie ausführlich Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M. (2006)) und medizinischen Organisationsbehörden²⁰⁸ den betroffenen „Volksgenossen“ zudachten,

Personen inner- und außerhalb der „Volksgemeinschaft“ ausgedehnt (vgl. ebd., S. 121ff.). Der organisierte Mord an behinderten Menschen war ein unverzeihliches Verbrechen gegen die Menschlichkeit, sie stellen jedoch nur einen Teil der tatsächlich im Kontext des „Euthanasieprogramms“ ermordeten „unnützen“ Personen. Bezeichnend ist hierbei auch, dass der angebliche Nachweis einer „Schwachsinnigkeit“, die zu Freiheitsentzug oder Ermordung der Betroffenen führen konnte, über einen „Intelligenztest“ geführt wurde, welcher weniger die kognitiven Fähigkeiten, als vielmehr ns-konformes Wissen und entsprechende Meinungen überprüfte (vgl. Bock, G. (1986), S. 314ff.). Auf die chiffrierende Anwendung der Termini „Jude“ und „jüdisch“, sowie auf die unterstellte prinzipielle Kontraproduktivität der so Bezeichneten für den „arischen Endsieg“ wurde und wird an anderer Stelle tiefer eingegangen (vgl. diese These, sowie These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung). Wichtig an dieser Stelle ist der Hinweis, dass diese konzeptionellen Elemente, neben anderen Bedingungen, wie der Radikalisierung der NS-Politik (vgl. These 5), entscheidende Voraussetzung für den Massenmord an den „Juden“ waren.

²⁰⁸ Grundsätzlich erfuhren die betroffenen Mitglieder der „Volksgemeinschaft“, ebenso wie ihre jüdischen Leidensgenossen, außerhalb ihrer Familien wenig, von öffentlichen Institutionen kaum Unterstützung. So erhoben etwa die beiden großen Kirchen gegen die zunehmende Judenverfolgung und die Errichtung von Konzentrationslagern keinen öffentlichen Widerspruch (vgl. Klee, E. (2004b), S. 40f.). Gegen die Sterilisationsmaßnahmen und das „Euthanasieprogramm“ wurde erst spät, zögerlich und nur von einzelnen, allzu oft von der Konfession alleingelassenen, Kirchenvertretern protestiert. Immer wieder waren Vertreter beider Konfessionen bereit, die rassistische Ausgrenzungspolitik der Nationalsozialisten praktisch (in ihren Institutionen) und theoretisch (durch öffentliche und legitimierende theologische Argumentationen) zu unterstützen (vgl. ebd., S. 50ff. und 62). Freilich stellt die damalige Haltung der Kirchen lediglich ein besonders bedauerliches Exempel einer allgemeinen Tendenz unter den Exponenten des öffentlichen Lebens dar. So waren beispielsweise bis 1935 „praktisch alle medizinischen Kapazitäten... für die Sterilisierung eingetreten“ (ebd., S. 50). Viele von ihnen beteiligten sich später auch aktiv und mit scheinbar wissenschaftlichen, legitimierenden Argumentationen an der „Ausmerze unwerten Lebens“ im nationalsozialistischen „Euthanasieprogramm“. In beiden Bereichen haben sich hunderte von ihnen dem NS-Leistungsparadigma unterworfen und generierten in vorausseilenden Gehorsam gegenüber dem Regime besonders ehrgeizige Effizienznachweise (die Arbeiten von Ernst Klee bieten hierfür eine bedrückende Vielzahl von Belegen (vgl. ders. (2004a) und (2004b)). Etwa in praktischer Hinsicht, wenn zwischen Januar 1940 und August 1941 Ärzte und Psychiater über 70.000 Gutachten erstellten in denen sie Menschen „positiv“ beurteilten, also eine „Erbkrankheit“ diagnostizierten (diejenigen, die „negativ“ beurteilt wurden, sind hierbei nicht erfasst) (vgl. Klee, E. (2004b), S. 121). Einige von ihnen bearbeiteten, neben anderweitigen Tätigkeiten, monatlich 3500 und mehr entsprechende Meldebögen. Zudem erweiterte das zuständige Personal und vor allem die leitenden Ärzte in den Einrichtungen, die mit der Ermordung „unwerten“ Lebens im Kontext des „Euthanasieprogramms“ betraut waren, mitunter eigenmächtig die Personengruppe, denen man eine entsprechende „Behandlung“ zukommen ließ oder zukommen lassen wollte. Im Bemühen, sich als Effizient zu zeigen, wurden hierbei stetig neue Krankheitsbilder aufgeführt, deren Träger man besser „beseitigen“ solle (vgl. ebd., S. 122). Außerdem wurden, „>um Platz zu schaffen<“ (zitiert nach ebd.), hin und wieder auch gesunde alte Menschen, die man als „wertlos“ erachtete, ermordet (vgl. ebd.). Diese Liste ließe sich fortsetzen. In theoretischer Hinsicht passten sich Vertreter der unterschiedlichen Wissenschaften und besonders der Humanwissenschaften etwa dort besonders bereitwillig an die Leistungsansprüche des NS-Regimes an, wo sie öffentlich und in Fachpublikationen gezielt Argumente vortrug, die geeignet waren, die Ziele der Nationalsozialisten zu legitimieren (auch hierfür liefern die angegebenen Publikationen Ernst Klees viele Belege). Mit diesem Anliegen entstanden beispielsweise pseudowissenschaftliche Arbeiten zum Thema „Rasse, Konstitution und körperliche Leistungsfähigkeit der Frau“. Insgesamt erschienen „zwischen 1933 und 1945... in Deutschland alleine zum Thema 'Sterilisationspolitik' 200 medizinische Dissertationen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten fanden Verwertung in populärwissenschaftlichen Publikationen wie z.B. *Erbbiologischer und rassehygienischer Wegweiser für jedermann* (1933)“ (Traudisch, D. (1993), S. 14). Inwieweit

bemessen wurden. Aus struktureller Sicht stellt es eine wichtige Perspektivenerweiterung neuerer Forschungsarbeiten zur NS-Zeit dar, dass die allzu lang getrennt behandelten Bereiche der Arbeits- und Sozialpolitik, sowie der rassistisch motivierten Vernichtungspolitik, nunmehr eine Verknüpfung erfahren. Dadurch lassen sich übergreifende Prinzipien der nationalsozialistischen Diktatur und ihrer politischen Agitation klarer herausarbeiten. Dies gilt in besonderem Maße auch für das hier angesprochene Leistungsprinzip:

„Die für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsformation konstitutive politische Ökonomie der Arbeitskraft findet im Nationalsozialismus eine Verlängerung und Radikalisierung, die nicht nur die Allgemeingültigkeit des Leistungsbegriffes durch Propagierung von Wettbewerb und Leistungsfähigkeit zu fördern trachtet..., für die es vielmehr entscheidend ist, daß über den Leistungsbegriff... die Vermittlung von Rassen-, Arbeits- und Vernichtungspolitik in Angriff genommen wird“ (Otto, H.-U.; Sünker, H. (1991), S. 62).

Der Hinweis auf die, im NS-System allgegenwärtige, Propagierung von Wettbewerb macht abschließend deutlich, dass es, entsprechend der sozialdarwinistischen Welt-sicht Hitlers und der Regimeführung, neben der Aussicht auf Bonifizierung der erbrachten „Leistung“, vor allem die kämpferische Durchsetzung gegenüber anderen „Volksgenossen“ und schließlich gegenüber anderen „Rassen“ sein sollte, die den „Leistungsträgern“ eine besondere Befriedigung verschaffe und bei ihnen somit eine erhöhte Leistungsbereitschaft generiere. Dieser Auffassung folgend hielten der NS-Staat, die Partei und ihre Untergliederungen und Organisationen unzählige Wettkämpfe ab, von denen nahezu sämtliche Bereiche des Alltagslebens betroffen waren.

Entkleidet man dieses krude Konglomerat von Denkansätzen, welches die Grundlage der nationalsozialistischen Gesellschaftskonzeption bildete, ihrer rassistischen und sozialpolitischen Verklärung durch die NS-Propaganda, so bleiben einige, wenig spektakuläre Leitlinien übrig, nach denen das NS-Regime seine politischen Agitationen gegenüber der „arischen Volksgemeinschaft“ generierte und anhand derer sie legitimiert wurden. Anhand einer, vom Regime willkürlich implementierten, sowie mehrfach selbstherrlich geänderten, subjektiv ausgelegten und erweiterten Nützlichkeitsbemessung des Einzelnen oder ganzer Bevölkerungsgruppen für die neue Dreifaltigkeit

die an den Tag gelegte Anpassungsbereitschaft der einzelnen Wissenschaftler motiviert wurde von tatsächlicher ideologischer Überzeugung, von Anerkennungs- und Aufstiegswünschen, von einer vorgeschobenen oder zumindest besonders herausgestellten ideologischen Anpassung, mit dem Ziel die weitreichenden Möglichkeiten, welche der NS-Staat den „zuverlässigen“ und „leistungsstarken“ Forschern, etwa durch die Bereitstellung von Menschenmaterial zu Forschungszwecken (vgl. die Berichte bei Klee, E. (2004a), sowie bei Mielke, F.; Mitscherlich, A. (2004)), bot, weiter nutzen zu können, dies kann nur für den Einzelfall genau klären. Übergreifend lässt sich allerdings feststellen, dass zumeist eine Mischung aus den genannten Gründen ausschlaggebend gewesen sein dürfte, wobei der erste Aspekt weniger Bedeutung hatte, als die anderen beiden.

„Führer, Volk und Vaterland“ wurden den Betreffenden dichotome Maßnahmen zuge-
dacht:

1. eine grundsätzliche Zuordnung zu zwei, einander ausschließenden, Maßnahmen-
kategorien; primär nach Maßgabe vorgeblich „rassischer“ Kriterien. Die beiden
Richtungen der diesbezüglichen Agitationen lassen sich grundsätzlich und vereinfachend als „Eugenik“²⁰⁹ (Förderung des für „wert“ befundenen Lebens) und „Euthanasie“ („Ausmerze“ des für „unwert“ befundenen Lebens) definieren. Grundsätzlich sollte der „arische Deutsche“ in den Genuss ersterer kommen. Je mehr Leistungsdefizite ihm zugeschrieben wurden, desto höher wurde für ihn allerdings die Gefahr, Opfer der letzteren zu werden.
2. eine graduelle Unterscheidung aller „Volksgenossen“ nach ihrer Nützlichkeit, welche als „Leistung“ deklariert und als „Arbeit“ terminologisch verklärt wurde.

Im NS-System sollte die Beurteilung der spezifischen Leistungskompetenzen des Einzelnen, sowie die Festlegung der Behandlung, welche ihm daran anknüpfend zu widerfahren habe, allein nach Maßgabe der pragmatischen Maxime festgelegt werden, „daß geboten sei, was der Volksgemeinschaft nütze“ (Peukert, D. (1986b), S. 281). Durch diese Kontextualisierung funktionalisiert „besaß (jeder ‚Volksgenosse‘) nur als Glied der ‚Volks-, und einer Teilgemeinschaft Daseinsberechtigung“ (Hachtmann, R. (1998), S. 28).

²⁰⁹ Freilich konnte die „Eugenik“, die nichts anderes bedeutet, als Erbgesundheitsforschung, -lehre oder -pflege, grundsätzlich aber das Ziel hat, vermeintlich erbsschädigende Einflüsse und die Verbreitung von Erbkrankheiten zu verhüten (vgl. Duden Fremdwörterbuch (1990), S. 231), auch selbst in ihr negatives Gegenstück umschlagen. Somit stellt das „Euthanasieprogramm“ der Nationalsozialisten eigentlich einen besonders perfiden Teil negativer „Eugenik“ dar. Da diese aber in der damaligen Propaganda eine positive Konnotation erfuhr und ausgiebig propagiert wurde, während das Regime die „Euthanasie“ als wenig populär einschätzte und ihr tatsächliches Ausmaß geheim hielt, scheint mir die obige Gegenüberstellung beider Begriffe berechtigt. Demgegenüber ließen sich auch „Euthanasie“ und „Erbbpflege“ als sich ergänzende Gegensätze des nationalsozialistischen Eugenikkonzeptes bezeichnen. Für die „Eugenik“ insgesamt galt ebenfalls ein Bruchprozess, wie er bereits in anderen Zusammenhängen benannt wurde (vgl. Schmid, J. (2007), S. 50ff.). Denn, während die „Eugenik“ in ihrer „scheinbaren zivilen Form... [bereits vor 1933 und auch nach 1945] weite Teile Europas, vor allem die nordisch-protestantisch-skandinavischen und angelsächsischen beeindruckt und zum Teil erobert (hat)... (Nutzte) allein Hitler-Deutschland... Kampfhandlungen und Besatzungsregime zur selektiven, programmatischen Massenvernichtung“ (ebd., S. 52, vgl. in diesem Sinne auch Tenorth, H.-E. (2006), S. 33f.). Zeitgenössisch, und hierbei auch in nicht nationalsozialistisch geprägten pädagogischen Kontexten (vgl. Tenorth, H.-E. (2006), S. 34 sowie die dort angegebene weiterführende Literatur), wurden Maßnahmen einer nationalen „Erbbpflege“ diskutiert. Virulente Theoriekonstrukte, sowie politische Forderungen nach einer bevölkerungspolitischen Umsetzung wurden auch hier von den Nationalsozialisten aufgegriffen, zugespitzt, ideologisch instrumentalisiert, sowie in perfider und zunehmend radikaler (vgl. These 5) Form in Herrschaftspraxis umgesetzt: „Auffällig war..., wie NS-Deutschland nach 1933 die Dämme zur negativen Eugenik, zur ‚Ausmerze‘ mit entsprechenden Gesetzesvorgaben eingerissen hatte. Bis Kriegsbeginn wurde ein Regime der ethnischen Säuberung verhängt, das dann in ein Menschenvernichtungs- und Umsiedlungsprogramm ab 1941 umschlug“ (Schmid, J. (2007), S. 52).

Fast immer, wenn in den damaligen Äußerungen des Regimes und seiner Propaganda von „Arbeit“ die Rede ist, ist tatsächlich ein Einsatz für dessen politische und ideologische Ziele gemeint. Wer sich in diesem Kontext als nützlich erwiesen hatte, der sollte mit sozialer und materieller Anerkennung belohnt werden.

Ein anschauliches Exempel für diese Art der Bemessung stellt die Biographie des nationalsozialistischen Juristen und Generalgouverneurs im besetzten Polen, Hans Frank, dar (vgl. Schenk, D. (2008)). Wenngleich nicht immer im von ihm gewünschten Umfang als Parteikämpfer gewürdigt, profitierte Frank außerordentlich – in seiner Führungsposition als Generalgouverneur konnte er sich persönlich auch materiell umfangreich bereichern – von seiner Funktionstüchtigkeit für Hitlers juristische Belange vor 1933 und danach im NS-System, obgleich Hitler den Juristen ansonsten mit Misstrauen und Abscheu begegnete.

Wer sich hingegen in besonderem Maße als unnütz erwiesen hatte, dem sollte das Allheilmittel des NS-Staates zuteilwerden, mit welchem dieser auf ein unterstelltes abweichendes Verhalten all jener reagierte, die man überhaupt noch in die „Volksgemeinschaft“ inkludieren wollte: „Erziehung“.²¹⁰

Diese konnte im Sprachgebrauch und in der Begriffsauslegung des Regimes jedoch eine große Bandbreite an Agitationen, von der propagandistischen Verführung bis zum vorübergehenden Freiheitsentzug und Gewaltanwendung in Gefängnis oder „Konzentrationslager“ (vgl. Klee, E. (2004b), S. 54), umfassen. Wer als „Abweichler“ repressiven Maßnahmen innerhalb des NS-Systems ausgesetzt war, der sollte sich durch besondere („Arbeits“-) Leistungen gleichermaßen als anpassungswillig (vgl. die Argumentation bei Höss, R. (1978), S. 65f.) und, im nationalsozialistischen Sinne, als „normal“ (vgl. die Argumentation in ebd., S. 80f.) erweisen. Wer demgegenüber abschließend als „nicht erziehungsfähig“ eingestuft wurde, dem drohte die endgültige Entfernung aus der Gemeinschaft, durch unbegrenzte Inhaftierung oder Ermordung.

In der weiteren Konsequenz der Umdeutung der deutschen Gesellschaft zur „arischen Volksgemeinschaft“ wurde in Deutschland nach 1933 das Individuum auf seine Funktion als „Volksgenosse“ reduziert, eine verbindende kollektive Identität durch die Betonung einer angeblich verbindenden „nationalen Einheit“ geschaffen, sowie sozialpolitische Instrumente installiert, die eine stetige Aktivität der „Volksgenossen“ einforder-

²¹⁰ Diese Haltung spricht u.a. aus dem chauvinistischen Bericht des späteren Kommandanten des „Konzentrationslagers Auschwitz“, Rudolf Höss, welche dieser über seine Erfahrungen als „Schutzhäftlagerführer im KL Sachsenhausen (1938-1940)“ wiedergibt. Über dort eingewiesene „>Strichjungen<“, die sich in Berlin als „männliche Prostituierte“ verdingt hatten und wegen „Homosexualität“ verhaftet worden waren, schreibt er: „Diese Art wurde nun durch das strenge Lagerleben und die harte Arbeit schnell erzogen. (...) Es konnten zahlreiche so Erziehene zur Entlassung kommen, ohne daß sie wieder rückfällig wurden. Die Lehre war wirksam genug“ (ders. (1978), S. 81, vgl. zur „Erziehung“ im „Konzentrationslager“ auch ebd., S. 59 und 79).

ten. Letztere sollte erstens dazu führen, dass die „völkische Gemeinschaft“, an der man sich ja praktisch beteiligte, als existent wahrgenommen wurde, zweitens dazu, dass die einzelnen Bürger sich selbst, durch eigenes Handeln und somit nachhaltiger, als dies durch Propaganda allein möglich gewesen wäre, in diese integrierten²¹¹, sowie drittens dazu, dass außerdem herrschaftspragmatische Aspekte, quasi als Nebenprodukt, mit abgedeckt werden konnten, da, etwa durch die rege Spendenbeteiligung der „Volksgenossen“, finanzielle Mittel generiert wurden, welche das Regime ansonsten anderweitig hätte aufbringen müssen (vgl. Burleigh, M (2000), S. 261f.). Wichtig ist, dass die „Volksgemeinschaft“, ganz unabhängig davon, wie man bestimmte Elemente der nationalsozialistischen Sozialpolitik im Einzelnen bewerten mag, in ihren Festlegungen von In- (wer gehört dazu und wodurch erwirbt er einen Wert für die Gemeinschaft, welcher entsprechend honoriert wird?) und Exklusion (wer gehört von vornherein nicht dazu und durch welches Verhalten bzw. welche Eigenschaften macht man sich als potentiell Mitglied fragwürdig?), sowie in ihren vorgesehenen Interaktionsmustern zwischen Regime und „Gefolgschaft“ und letztlich auch unter den einzelnen „Volksgenossen“ (vgl. die Ausführungen zur „Kameradschaft“ unter These 6), von den Paradigmen der NS-Ideologie bestimmt werden sollte und auch weitgehend wurde. Nach deren Maßgabe sollte auch die gesamte Erziehung zu einem groß angelegten „Auslese“-Prozess werden, der im Ergebnis erwünschte Elemente „züchten“ und fördern, unerwünschte „ausmerzen“ würde (vgl. Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 9ff.). Dies galt insbesondere auch für die staatlichen Sozialsysteme, welche bis heute oftmals einseitig, nach ihren vermeintlich positiven Neuerungen, beurteilt werden. Das NS-Regime wirkte, im Rahmen seiner machtpolitischen Konsolidierung und darüber hinaus, daraufhin, dass diese sich in ihrer Funktionsausübung den Interessen der ideologisch vorgeprägten Herrschaftspraxis unterordneten. Wie in anderen Bereichen führte der NS-Staat beispielsweise auch das zuvor bestehende Sozialversicherungssystem im Wesentlichen fort, veränderte aber dessen Organisation entscheidend (vgl. Rosenbaum, H.; Timm, E. (2008), S. 104).

Die diesbezüglichen Neuerungen folgten fast durchweg einer übergeordneten Intention, welche erstens die „rassische Erneuerung“ der deutschen Gesellschaft und zwei-

²¹¹ Für die gezielte Formierung der heranwachsenden „Volksgenossen“ in den NS-Erziehungsorganisationen wurde diese Intention eindeutig formuliert. So führt eine Schrift zur Berufserziehung in der „Hitlerjugend“ von 1940 aus: „>Aufgabe der Hitler-Jugend ist die weltanschauliche Erziehung, die Erziehung der deutschen Jugend zu einer aus dieser Weltanschauung fließenden inneren Haltung. Es ist die Haltung der Leistungsbereitschaft den völkischen Aufgaben gegenüber. Diese Einsatzbereitschaft kann nicht gleichsam im luftleeren Raum, kann nicht durch Worte allein erzogen werden. Sie erlernt sich letzten Endes immer nur durch sich selbst, also eben durch den Einsatz<“ (zitiert nach Reese, D. (2007b), S. 252).

tens ein linientreues Verhalten von deren Mitgliedern zum Ziel hatte. Ersteres führte zu einem Kontinuitätsbruch zwischen der Fürsorgepraxis vor 1933 und der NS-Zeit:

„Die bereits in der Weimarer Republik... getroffene Unterscheidung verschiedener Gruppen von Unterstützungsbedürftigen und die Verknüpfung dieser Unterscheidungen mit der Privilegierung bestimmter Gruppen in der Fürsorge... radikalisierte der NS-Staat mit der Einführung der Rassenideologie in die Wohlfahrtsgesetzgebung und -praxis... Grundlegend hierfür war die Idee von einer >Volksgemeinschaft<, die auf einer völkischen und sozialdarwinistischen Ideologie und auf einer Rassenideologie beruhte, die von den NS-Ideologen nicht erfunden worden war, sondern auf dem vorhandenen modernen Rassismus beruhte, diesen ideologisch zuspitzte und politisch umsetzte“ (ebd., S. 104f., vgl. in diesem Sinne auch Sachse, C. (1990), S. 43).

Vor 1933 waren auch in anderen politischen Lagern Ansichten über die Notwendigkeit einer Verknüpfung fürsorglicher Neuerungen mit rassenideologischen Differenzierungskriterien geäußert und theoretische Planungen hierzu formuliert worden. Erst der nationalsozialistische Wohlfahrtsstaat setzte sie jedoch in politische Praxis um. Hier wurde sie zur Staatsräson, Maxime der entsprechenden Gesetzgebung und durch die organisierten Massenmorde mit letzter Konsequenz umgesetzt (vgl. hierzu ausführlich Sachße, C.; Tennstedt, F. (1992)).

Diese ideologische Vorprägung paarte sich auch im Bereich des Sozialwesens mit herrschaftspragmatischen Aspekten. Etwa, wenn im Mai 1941 mit propagandistischem Aufwand ein neues Mutterschutzgesetz zu einem Zeitpunkt erlassen wurde, als es für einen großen Teil der erwerbstätigen Frauen nicht galt, da es sich bei ihnen um ausländische Zwangsarbeiterinnen handelte (vgl. Sachse, C. (1990), S. 53). Auch die betriebliche Ebene sozialer Sicherheit wurde vom NS-Staat in spezifischer Weise modifiziert. Die neue „Einheitsgewerkschaft“, welche nach der Zerschlagung der Gewerkschaften für die Arbeitsbeziehungen innerhalb der „Betriebsgemeinschaften“ zuständig sein sollte, die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF), verband alsbald „Betriebshygiene mit Rassenhygiene und Arbeiter- und Sozialpolitik mit Rassenhygiene und Familienpolitik“ (ebd., S. 42). Die Priorität biologistischer, militär- und herrschaftspragmatischer Interessen auch auf dem Gebiet der gesundheitspolitischen Agitationen der „DAF“ zeigte sich schließlich ganz unverkennbar während des Zweiten Weltkriegs:

„Als Bestandteil der gesundheitspolitischen Praxis war die Betriebsmedizin ein Phänomen der Kriegsjahre. Anstelle krankheitsverhütender Maßnahmen am Arbeitsplatz, die mit erheblichem propagandistischem Aufwand angekündigt worden waren, kamen indes vor allem solche Elemente zum Tragen, die dem Leistungserhalt und der kurzfristigen Leistungssteigerung der Arbeitsbevölkerung dienen sollten. In der Praxis bedeutete dies, daß knappe Gesundheitsressourcen von der Gesamtheit der Bevölkerung hin zu ihrem arbeitsfähigen Teil umgeschichtet wurden“ (Süß, W. (2003), S. 407f.).

Mitunter noch heute hörbare nostalgische Verklärungen des NS-Staates als „soziales Paradies“ unterschlagen nicht nur den rassistischen Zuschnitt aller nationalsozialistischen Sozialpolitik, sie übersehen auch diese instrumentalisierenden Kontexte, von ihren ökonomischen Unzulänglichkeiten einmal ganz abgesehen.

Der Verweis auf eine damals angeblich bessere Sozialpolitik wird nicht selten aus aktuellen Bedürfniskonstellationen heraus als vermeintlich radikale und provokative Abgrenzung vom gegenwärtigen System angeführt, den damaligen Realitäten entspricht er hingegen kaum. Dies sagt freilich nur begrenzt etwas aus über das subjektive Wahrnehmungspotential der damaligen sozialpolitischen Maßnahmen des NS-Regimes durch die von seinen Regelungen betroffenen „Volksgenossen“.

Hier konnten die Erfahrung oder das Versprechen neu geschaffener oder verbesserter Möglichkeiten zur Erwerbstätigkeit nicht selten die Bereitschaft erhöhen, über problematische Begleitumstände hinwegzusehen bzw. deren Legitimationen durch die NS-Propaganda zu akzeptieren.

Das zweite oben genannte Motiv der nationalsozialistischen Wohlfahrtspraxis, die angestrebte Formierung der „Volksgemeinschaft“ zur Loyalität und Linientreue gegenüber der politischen Führung, wurde ebenfalls über den Bereich der Fürsorge gezielt vorangetrieben. Dies geschah zum einen durch eine allgegenwärtige Exklusionsdrohung: Nahezu alle Leistungen, welche das Regime einführte, waren in ihrer Vergabe „prinzipiell reversibel, so daß der NS-Staat bezüglich der von ihm gewährten sozialen Sicherheit als >Wohlverhaltensstaat< charakterisiert wird“ (Rosenbaum, H.; Timm, E. (2008), S. 104).

Aber auch die über das staatliche Wohlfahrtssystem an die „Volksgemeinschaft“ herangetragenen Aufforderungen zur aktiven Inklusion in das NS-System entsprechen der hier vertretenen Argumentation.

Ein eindrückliches Beispiel hierfür liefert das größte Projekt des „NS-Wohlfahrtssystems“, die „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ (NSV) (vgl. Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 257ff. sowie Sünker, H. (1994)). In einem typischen Gleichschaltungsprozess, gegenüber den anderen freien Wohlfahrtsorganisationen durchgesetzt, wurde sie bis 1939 zur größten NS-Massenorganisation nach der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF):

Sie umfasste „zwölfeinhalb Millionen Mitglieder... oder fünfzehn Prozent der Bevölkerung, und ihre Tätigkeit erstreckte sich über mehr als die Hälfte der deutschen Haushalte. Sie beschäftigte über achtzigtausend Angestellte direkt und eine weitere Million ehrenamtlicher Helfer. 1938 gehörten hierzu fast achttausend >braune Schwestern<, Gemeindeschwestern der Volkswohlfahrt, die die Aufgabe hatten, durch die Betreuung der Kranken die biologische Kraft des Volkes zu erhalten, ohne dabei einer Art weltlicher oder religiöser Berufung zu folgen. Durch die Beiträge ihrer Mitglie-

der und die massenhaften Sammelaktionen verfügte die NSV über enorme Finanzmittel“ (Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 260f., vgl. zur „NSV“ ausführlich Vorländer, H. (1988)).

Insbesondere die genannten Sammelaktionen waren es hierbei, die wesentlich mehr noch als eine Tätigkeit unmittelbar für die „NSV“, zu der oben angedeuteten aktiven Integration in die „Volksgemeinschaft“ und damit in das NS-Herrschaftssystem beitrugen. Dies galt noch einmal in besonderem Maße für die damals Heranwachsenden, die, entweder nach der Erfahrung persönlicher Perspektivlosigkeit während der letzten Monate und Jahre der Weimarer Republik oder, entsprechend ihrer rein altersbedingten Dispositionen, durch einen geförderten und geforderten Aktionismus Lebenssinn generieren konnten (d.h. durch eine öffentlich als „wertvoll“ deklarierte und honorierte und von den Heranwachsenden entsprechend wahrgenommene Tätigkeit):

„Diese Geschäftigkeit erweckt den Anschein der unmittelbaren und individuellen Beteiligung an der Arbeit auf ein Ziel hin – den Aufbau des ‚neuen‘ Reiches –, während tatsächlich das permanente Auf-Trab-Halten die Menschen von einer kritischen Reflexion der Geschehnisse abhalten sollte und dies offensichtlich auch tat“ (Offermanns, A. (2004), S. 224).

Aktivismus ermöglichte dem Regime demnach die eigene Machtsicherung durch eine nachhaltige Inklusion der Bevölkerung: einerseits mittels der Generierung von Lebenssinn für die „Volksgenossen“, welchen diese vermeintlich aus der persönlichen Beteiligung an der gemeinsamen „Sache“ der „Volksgemeinschaft“ zogen, sowie andererseits durch die Verhinderung kritischer Reflexion, von der die „Volksgenossen“ durch die dauernde Tätigkeit und emotionale Erregung abgelenkt werden sollten (vgl. hierzu auch Giesecke, H. (1985), S. 182f.).

Die Intention des Regimes hinter der konkreten Institution des „NSV“ lässt sich mit einer Begründung Hitlers, warum die Beiträge der „Volksgenossen“ zur „NSV“ durch ständige Sammelaktionen und nicht durch eine entsprechende Steuer zusammengetragen würden, verdeutlichen:

„>Wenn der Einwand erhoben wird: >Warum lassen Sie nicht durch eine besondere Steuer diese notwendigen Summen einbringen?< – dann möchte ich Ihnen erklären, weshalb wir diesen Weg nicht gegangen sind. Gewiß würde er viel einfacher und für unzählige Menschen viel weniger beschwerlich sein, allein er würde gerade das vermissen lassen, was wir durch das Winterhilfswerk mit erreichen wollen, die Erziehung zur deutschen Volksgemeinschaft!<“ (ders. am 5. Oktober 1937, zitiert nach Exilberichte der SPD (Sopade) von 1938 (Bd. 5, S. 78), vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 262).

Eine derartige „Erziehung“ durfte zudem kein einmaliger Vorgang sein, da diese Bezeichnung gerade keine reine Propaganda darstellte, sondern der tatsächlichen Erziehungsauffassung Hitlers und damit des NS-Regimes entsprach (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend). Gemeint war die nachhaltige Prägung der „Volksgenossen“ im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie bzw. ihrer praktischen, herrschaftsalltäglichen

chen Umsetzung. Ganz im Sinne der späteren Deklaration der NS-Herrschaft als „charismatische“ (vgl. These 3), erkannte die NS-Führung schon damals, dass ein derartiger Aktionismus, um wirkungsvoll zu sein, stetig erneuert werden müsse. Dementsprechend bemerkte Hitler bei der Eröffnung des dritten „Winterhilfswerks“ der „NSV“ am 8. Oktober 1935:

„Wir glauben, daß wir durch so sichtbare Demonstrationen das Gewissen unseres Volkes immer wieder aufrütteln und jedem einzelnen zu Bewußtsein bringen: Du sollst dich als Volksgenosse fühlen und sollst Opfer bringen! (...) Wir wollen der ganzen Welt und unserem Volke zeigen, daß wir Deutsche das Wort Gemeinschaft nicht als eine leere Phrase auffassen, sondern daß es für uns wirklich eine innere Verpflichtung enthält“ (ders., zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 545f., vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 263).

Gerade angesichts der oben angedeuteten Unklarheit des Sozialismusbegriffes²¹² in seiner Verwendung durch das NS-Regime, ist eine Feststellung Hitlers auch diesbezüglich bezeichnend, der angab:

„Zum Sozialisten wird man nicht geboren, dazu muß man erst erzogen werden“ (ders., hier zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 742, vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 263).

Das bereits geschilderte Interpretationspotential der grundlegenden NS-Termini ließ es zu, dass die „Volksgenossen“ in diesen „Sozialismus“ erneut weitgehend hinein lesen konnten, was ihren subjektiven Bedürfnissen entsprach. Diese Eignung dokumentierte bereits eine zeitgenössische Definition der „nationalsozialistischen Persönlichkeit“ durch den Parteifunktionär Friedrich Alfred Beck:

„Die nationalsozialistische Persönlichkeit ist jene lebendige menschliche Werteinheit, in der der politische und erzieherische Sinn des Lebens erfüllt ist, in der durch den Sozialismus die Gemeinsamkeit des Erkennens, Erlebens und Charakters, durch den Nationalismus das völkisch gebundene, schöpferisch gestaltete und heldisch erkämpfte einzigartige Leben gewonnen wurde, so daß die lebendige Einheit von Sozialismus und Nationalismus in der Selbstvollendung die Gemeinschaftsvollendung und der Gemeinschaftsvollendung durch Selbstvollendung die Grenzen der

²¹² Die ideelle Verklärung des „echten Sozialismus“, sowie die Abkopplung des Begriffes von seinen politischen Ursprüngen war freilich keine Erfindung der Nationalsozialisten. Schon in den romantisierenden Utopien der Jugendbewegung hatten sich solche Auslegungen verbreitet: „Das Ergebnis war ein merkwürdig undoktrinärer, unanalytischer, ja überhaupt unpolitischer Sozialismus. Eine Beobachterin schrieb: >Sozialist zu sein ist nun zwar für diese Menschen der Jugendbewegung selbstverständliche Voraussetzung.<... Junge Männer und Frauen, die Reinheit und Erneuerung suchten, waren instinktiv Sozialisten. Auf der einen Seite strebten die sogenannten Völkischen nach >der Wiedererweckung echten deutschen Volkstums in deutschen Landen<; auf der anderen Seite warben dagegen die sogenannten >Sozialisten< um >die Wiederherstellung einer societates, einer gemeinschaftlich aufgebauten Gesellschaft der Menschen<“ (Gay, P. (2004), S. 110). Auch bezüglich des Sozialismusbegriffes ist die unspezifische Auslegung traditioneller Termini demnach nicht als Bruch mit einer tradierten und gewohnten Interpretation zu verstehen, deren unwidersprochene Annahme durch die damaligen „Volksgenossen“ verwundern müsste, sondern lediglich als geschickte Instrumentalisierung eines begrifflichen Symbols weit verbreiteter und nicht zuletzt jugendbewegter Mentalitäten.

einzel menschlichen Besonderung durch ganzheitliche Bindung gesprengt und die wesenlose Weite menschlichen Daseins durch wuchshafte Formung bewältigt wurden“ (ders. (1936), S. 56).

In dieser Definition werden die Begriffe „Sozialismus“ und „Nationalismus“ ihrer historischen Tradition beraubt und als verklärende Metaphern eingesetzt, die die eigentliche Aussage verschleiern: die Intention sämtlichen „Volksgenossen“ eine neue, gleichgeschaltete Identität zu vermitteln, welche bei diesen ein einheitliches Denken und Handeln im Sinne der NS-Herrschaft und ihrer Ideologie generieren solle. Während der Kampfzeit der nationalsozialistischen „Bewegung“ erklärte das Regime entsprechend auch die angeblich sozialrebellischen Intentionen seiner Jugendorganisation als Elemente seines „Deutschen Sozialismus“ (vgl. Klönne, A. (2000)). Diese Begrifflichkeit war vor allem dem Bemühen geschuldet, entsprechend eingestellte Jugendliche aus dem Arbeitermilieu, sowie aus den Bünden der Jugendbewegung zu integrieren (vgl. ebd., S. 301ff.). Als die „Hitlerjugend“ später zunehmend rigide organisiert wurde (vgl. These 6), war es u.a. diese schwammige Terminologie der Nationalsozialisten, die es ermöglichte mit der schlichten Parole: „Hitler-Jugend ist deutscher Sozialismus“ (zitiert nach ebd., S. 305), zumindest während der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, noch einige Inklusionsbereitschaft unter den damals Heranwachsenden zu evozieren (vgl. ebd.).

Für zukünftige Generationen hatten die führenden Nationalsozialisten die Phantasie eines „neuen Menschen“, der sowohl geistig als auch körperlich durch die endgültige „Ausmerze“ aller angeblichen „rassischen Fehlentwicklungen“ ihrem Ideal einer „arischen Persönlichkeit“ entsprechen solle. Zunächst aber ging es dem Regime darum, die bereits vorhandenen „Volksgenossen“ nach ihren Vorstellungen „umzuerziehen“, deren Bewusstsein umzuformatieren, die erwünschten Elemente zu verstärken und Abweichungen zu unterbinden. „Sie setzten ihr gesamtes Potential – zu dem neben dem Repressionsapparat in erster Linie auch die Medien der politischen Sozialisation, der symbolischen Enkulturation und der psychotechnischen Manipulation gehören – dafür ein, mit gezielten Eingriffen in mentale Dispositionen von Individuen, in traditionelle Bindungen und Gruppenbeziehungen, eine als systemstabilisierend erachtete politische Kultur zu etablieren“ (Dengel, S. (2005), S. 47). In diesem Kontext meinte der bereits erwähnte „Sozialismus“ für das NS-Regime wesentlich nichts anderes als die Grundsubstanz der „Volksgemeinschaft“, den Gemeinschaftsaspekt des „Nationalsozialismus“. Eine „Erziehung“ zum „Sozialismus“ bedeutete somit lediglich eine nachhaltige mentale Eingliederung in das NS-Herrschaftssystem. Der „Volksgenosse“ sollte vor allem eines sein, ein systemfunktionaler Persönlichkeitstyp (vgl. ebd.,

S. 47ff.).²¹³ Da derartige Ansprüche des nationalsozialistischen Sozialismusverständnisses freilich nur für jene gelten sollten, die man als legitime Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ ansah, ansonsten aber auch deren Ausgrenzungen nachvollzogen wurden, kann man Arno Klönnes scharfem Fazit zustimmen: „Mörderische Rassenpolitik war die spezifische Substanz des ‚deutschen Sozialismus‘“ (ders. (2000), S. 307). Hinzuzufügen wäre allerdings, dass die Nationalsozialisten nicht nur jene, die sie für „fremdvölkisch“ erklärten, aus dem Gültigkeitsbereich ihres Sozialismusbegriffes ausklammerten, sondern dass sie – entsprechend ihrer Herrschaftskonzeption aus Verführung und Kontrolle – auch innerhalb der rassistisch definierten „Volksgemeinschaft“ Exklusionen nach Maßgabe ihres vagen Sozialismusverständnisses bzw. unterstellter Abweichungen hiervon vollzogen. So führen etwa Mallmann und Paul bezüglich der Verfolgungspraxis der „Gestapo“ nach 1934 bezeichnend aus:

„Seitdem basierte die Repression von Kommunisten – zunehmend auch von Sozialdemokraten – vornehmlich auf einem System der Zuschreibung und Vermutung, einem Modell unterstellter Gesinnungskonstanz, das sich durch die Anzeigen von Nachbarn und Kollegen, von Blockwarten... und Polizisten ständig zu verifizieren schien. Es begann ein kollektives Unternehmen der Projektion, das weniger über den organisierten Widerstand aussagt als über die Phantasie und Feindbilder der Verfolger“ (dies. (1993), S. 997).

Eine weiterer Terminus, welchen das Regime zum Zwecke einer Steigerung der Inklusionsbereitschaft innerhalb der deutschen Bevölkerung verklärend propagierte, war der Begriff der „Arbeit“. Mit diesem umschrieben sie letztlich nichts anderes als den Einsatz aller Kräfte für die „Volksgemeinschaft“ und damit den „Nationalsozialismus“.²¹⁴ Entsprechend der von der NS-Führung angewandten (vgl. These 2), Kommunikationsstruktur mit ihren „Volksgenossen“, konnten die Betroffenen, je nach Bedarf, durch propagandistische Verführung („Arbeit adelt“) oder psychischen und physi-

²¹³ Sabine Dengel arbeitet sehr differenziert die Kontinuitäten und Unterschiede zwischen den staatlichen Bemühungen in Kaiserreich, NS-Staat und DDR heraus, mittels politischer Erziehung systemfunktionale Persönlichkeitstypen zu generieren (vgl. dies. (2005)). Einen Beleg für die pauschale Feststellung, die vor 1933 „in Familie und Schule gepflogenen Erziehungsstile“ (Brumlik, M. (2007b), S. 57) seien „vom Nationalsozialismus... schlicht beerbt“ (ebd.) worden, als welchen Micha Brumlik Dengels Publikation interpretiert, kann ich in ihren Argumentation nicht erkennen. Es ist gerade eine Stärke Dengels, *gleichermaßen* die zweifelsohne zwischen Kaiserreich und NS-Staat vorhandenen Kontinuitätslinien funktionalistischer Erziehungsintentionen und autoritärer Erziehungspraxen (vgl. insbesondere Dengel, S. (2005), S. 74), demgegenüber aber auch die Brüche, wie sie schon grundsätzlich aus dem besonderen herrschaftspolitischen und ideologischen Kontext aller staatlichen Erziehungsagitation in der nationalsozialistischen Diktatur resultierten (vgl. ebd., S. 10), zu benennen und zu analysieren. Argumentative Schnellschüsse scheinen mir kaum ihr Erkenntnisinteresse gewesen zu sein (vgl. ebd., S. 494ff.).

²¹⁴ Während mit „Arbeit“ der Einsatz im Inneren der „Volksgemeinschaft“ gemeint war, stellte die „Kampf“ Metapher ein noch dehnbareres Synonym dar. So ließ sich der eingeforderte persönliche und kollektive Einsatz für die ideologischen und machtpolitischen Ziele des Nationalsozialismus sowohl in der „Volksgemeinschaft“ als auch in deren Auseinandersetzungen mit anderen Staaten, Völkern oder „Rassen“ verklärend bezeichnen.

schen Druck und Zwang (vgl. die Ausführungen zum Autobahnbau) dazu gebracht werden, ihren Einsatz zu erbringen. Mit dieser Übersetzung der Begriffe „Volksgemeinschaft“, „Erziehung“ und „Arbeit“, wird deutlich, welche Intention hinter einem erklärenden Aufruf, wie jenem, steckt, den Hitler schon am 23. September 1933 beim Beginn des nationalsozialistischen Autobahnbaus an „seine Volksgenossen“ richtete:

„Ich bitte Euch zu bedenken, daß wir in einer Zeit leben, die das Wesentliche in der Arbeit an sich sieht, daß wir einen Staat aufbauen wollen, der die Arbeit schätzt um ihrer selbst willen und der den Arbeiter achtet, weil er eine Pflicht an der Nation erfüllt, einen Staat, der durch seinen Arbeitsdienst jeden erziehen will, jedes Söhnchen auch hochgeborener Eltern zur Achtung der Arbeit, zum Respekt vor der körperlichen Tätigkeit im Dienste der Volksgemeinschaft“ (zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 301, vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 281).

Abgesehen davon, dass dieser Aufruf eine propagandistische Umwerbung der Arbeiter enthält, um die sich die Nationalsozialisten von Anfang an besonders bemühten, zeigt sich, was die entscheidende Grundlage der verkündeten, angeblich in der „Volksgemeinschaft“ verwirklichten, sozialen Gleichheit aller „Volksgenossen“ darstellen sollte: man erwartete von allen Mitgliedern den höchsten Einsatz für die gemeinsame „Sache“, der ihnen jeweils möglich wäre. Dessen Bemessung oblag freilich nicht der individuellen Einschätzung, sondern wurde „von oben“, von den organisierten Multiplikatoren des Regimes und seiner Propaganda vorgegeben und eingefordert. In diesem Sinne stellte der Aktionismus, welcher den Alltag innerhalb der NS-Organisationen kennzeichnete, mehr dar als eine einfache „Beschäftigungstherapie“ (Longerich, P. (2003), S. 221). Es ging für viele der Betroffenen um das Erleben einer Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens und damit um die Generierung positiver Selbstwertgefühle. Dementsprechend verlangten beispielsweise einzelne „SA-Gruppen“ infolge der Ausschaltung ihrer Organisationsführung während des so genannten „Röhm-Putsches“ (vgl. Thesen 2 und 5) vor allem nach „<... klarer Aufgabenstellung>“ (Bericht der SA-Gruppe Kurpfalz vom 9. August 1934, zitiert nach ebd.). Das NS-Regime sah im organisierten Aktionismus hingegen einen konzentrierten Beitrag zur methodischen „Erziehung“ zum „Volksgenossen“. Aktivität im Sinne der „völkischen Weltanschauung“ (was vom Besuch der NS-Veranstaltungen über Kleidersammeln bis hin zum persönlichen Kriegseinsatz reichen konnte und sollte) erkannte man dort als probates Mittel, um Inklusion zu fördern, sowie geistige oder handelnde Abweichungen zu verhindern. Es galt das Motto: „<Marschieren ist das beste Gegenmittel gegen Diskussionen.>“ (ebd.).

Zuzüglich zum oben angegebenen Maßstab für die Bemessung des individuellen „Wertes“ eines „Volksgenossen“, lautete nunmehr das nationalsozialistische Gleichheitsverständnis:

„Es ist uns ganz gleich, woher sie kommen, wenn sie nur zum Nutzen unseres Volkes arbeiten können“ (zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 690, vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 290).

Einem so verstandenen „Sozialismus“ entsprach ein persönliches Verhalten, welches schlicht „sozial“ – nicht sozialistisch! – sein sollte:

„>Wahrer Sozialismus heißt nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Seine [...]; der wahre Sozialist will die Volksgemeinschaft, in der jedem das Seine wird<“ (Joseph Goebbels bei einer Kundgebung in München am 11.5.1930, zitiert nach Janka, F. (1997), S. 210).

Was „sozial“ sei, dies legte allein das NS-Regime, in konsequenter Abhängigkeit von den Vorgaben seiner Ideologie, fest. Werte wie Empathie, die ein Verständnis für menschliche Schwäche beinhalteten, wurden gänzlich verpönt. Unterstützendes Verhalten sollte, solange es zu einer (Wieder-)Erstarkung des Adressaten führte, gebilligt und gefördert werden, es durfte jedoch allein denjenigen gelten, die die NS-Führung als „Volksgenossen“ akzeptierte.

Auch das gesellschaftspolitische Gegenstück zu dieser begrifflichen Inklusionsschmäre, die angebliche „Asozialität“ einzelner „Volksgenossen“, lässt sich, unabhängig von aller Schwammigkeit des Terminus im nationalsozialistischen Sprachgebrauch, hieran anschließend eindeutig bestimmen: „Als >asozial< galten vor allem diejenigen, die sich dem totalen Leistungsanspruch des NS-Staates zu entziehen suchten“ (Schoppmann, C. (2004), S. 41). Oder, so wäre zu ergänzen, vom NS-Herrschaftssystem dessen verdächtigt wurden.

Von Bedeutung für eine entsprechende Einstufung waren vor allem „Arbeitsvermögen, generatives Verhalten und soziale Bedürftigkeit“ (ebd.) des Einzelnen. Hauptsächlich betroffen waren „Nichtsesshafte, Arbeitslose, Prostituierte, aber auch Homosexuelle sowie Sinti und Roma“ (ebd.). In der Formierungsphase (vgl. These 5) der NS-Herrschaft wurde die Polizei dann ab Dezember 1937 sogar ermächtigt, im Rahmen einer „vorbeugenden Verbrechensbekämpfung“ gegen sozial unangepasste Personen vorzugehen, welche rechtlich gesehen noch gar nicht straffällig geworden waren.

Die „zuverlässigen“ Mitglieder einer so formierten „Gemeinschaft“ sollten hingegen die Maßgaben der NS-Ideologie in Form einer „nationalsozialistischen Gesinnung“ (Janka, F. (1997), S. 210) verinnerlichen und dementsprechend ihr Verhalten ausrichten. Hierzu sollte vor allem eine „Erziehung“ zum „Volksgenossen“ beitragen, welche nicht mehr als irgend geartete Unterstützung der individuellen Persönlichkeitsentwicklung des heranwachsenden Individuums definiert wurde, sondern als eine, den nationalsozialistischen Herrschaftsinteressen entsprechende, „Normalisierungsarbeit“ (vgl. Sünker, H. (1994), S. 91).

Anhand all dieser Kriterien sollte dann die neue Hierarchie innerhalb der „Volksgemeinschaft“ festgelegt werden:

„Chancengleichheit galt... nur für die Ausgangsmöglichkeiten, die jeder für seinen Kampf um sozialen Aufstieg erhalten sollte. Dieser sollte dann wieder zu neuen Ungleichheiten mit Rangabstufungen führen. (...) Als Maßstab für die neue soziale Rangfolge diente die nationalsozialistische Gesinnung. Je mehr sich ein Volksgenosse dieser verschrieben hatte und sie vertrat, je mehr Einsatz und Leistung er im Weltanschauungskampf bewies, desto höher sollte seine Belohnung und seine soziale Einstufung sein. Arbeit fungierte dabei als Gesamtausdruck der für die Volksgemeinschaft notwendigen Aufgaben und ihre Erfüllung. (...) Die Volksgemeinschaft war als Leistungsgemeinschaft konzipiert... (...) Das Ergebnis sollte eine Schichtung sein, bei der >die Loyalität zum nationalsozialistischen System [...] Grundlage jedes Vorwärtstommens<... wäre und deren Form dem herkömmlichen Drei-Schichten-Modell angelehnt war, unterschieden durch den jeweiligen Einsatz für die Weltanschauung und das Gemeinwohl:

1. Stufe [Oberschicht]: Führungspersonen, die sich im Kampf besonders erprobt haben und dabei erfolgreich sind.
2. Stufe [Mittelschicht]: Die in sich noch einmal hierarchisch geordnete Menge der Parteimitglieder.
3. Stufe [Unterschicht]: Volksgenossen, die ihre Pflicht erfüllen, aber kein weiterreichendes Engagement für den Nationalsozialismus entwickeln, sondern eher Mitläufer sind.

Als Zugehörigkeitskriterium zur dritten Stufe genügte die Rasse“ (ebd., S. 210f., vgl. hierzu auch Dengel, S. (2005), S. 68, sowie Zimmermann, R. (2008), S. 120).²¹⁵

Ganz entsprechend dieser Hierarchisierungsabsichten sowie im auffälligen Gegensatz zur sozial egalisierenden „Volksgemeinschafts“-Propaganda, haben neueste Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus ergeben, dass diese auch unterhalb der rassistischen Metaebene viel mehr von Ungleichheiten geprägt war (vgl. Bajohr, F.; Wildt, M. (2009)), als von jenem sozialen Ausgleich, mit welchem sie mitunter heute noch verklärend identifiziert wird. Der 47. Deutsche Historikertag hat 2008 unter der Gesamtüberschrift „Ungleichheiten“ auch diejenigen in der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ näher betrachtet. Die Beiträge der entsprechenden, von Frank Bajohr und Michael Wildt geleiteten, Sektion beschäftigten sich unter verschie-

²¹⁵ Bereits in *Mein Kampf* hatte Hitler diese ideologisch fundierte Hierarchisierung der „Volksgemeinschaft“ angedeutet: „Eine Weltanschauung, die sich bestrebt unter Ablehnung des demokratischen Massengedankens, dem besten Volk, also den höchsten Menschen, diese Erde zu geben, muß logischerweise auch innerhalb dieses Volkes wieder dem gleichen aristokratischen Prinzip gehorchen und den besten Köpfen die Führung und den höchsten Einfluß im betreffenden Volk sichern. Damit baut sie nicht auf dem Grundgedanken der Majorität, sondern auf dem der Persönlichkeit auf“ (ders. (1933), S. 493). Die Stellung des Einzelnen innerhalb des NS-Systems sollte sich demnach nach seiner „Persönlichkeit“ bemessen. Diese meinte hier freilich nichts anderes als den jeweiligen Grad einer nationalsozialistischen Gesinnung und der Generierung entsprechenden Verhaltens, sowie dessen Effizienz, hierfür wurde sie in der verklärenden NS-Terminologie zum Synonym.

denen spezifischen Gesichtspunkten mit der Grundfrage, inwieweit selbige vom Regime intendiert waren und in ihren Realisierungen ein Konzept der sozialen Homogenisierung darstellten (vgl. den Tagungsbericht von Malte Thießen in H-Soz-u-Kult vom 24.10.2008, auch abrufbar unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2305>).

Als analytischer Terminus ist der Begriff der „Volksgemeinschaft“ bereits seit längerem umstritten, da er komplexe gesellschaftliche Prozesse verdeckt und zudem der NS-Propaganda entspringt (vgl. ebd.). Feststeht, dass der Begriff eine Geschichte hat, die sich deutlich über 1933 hinaus zurückverfolgen ließe (vgl. ebd., sowie Wildt, M. (2009)). Spätestens seit dem Ersten Weltkrieg lässt sich die Geschichte dieser Projektionsplattform als populistische Erfolgsgeschichte bezeichnen. Allerdings war auch die Chiffre der „Volksgemeinschaft“ stets zu guten Teilen deutungsoffen, so dass sich deutliche Unterschiede zwischen ihren liberalen und sozialdemokratischen Auslegungen vor 1933, welche primär auf soziale Einheit abzielten, sowie der nationalsozialistischen Auslegung, bei welcher der Homogenitätsgedanke im Vordergrund stand, erkennen lassen. In dieser Arbeit wird der Begriff daher als hermeneutische Kategorie der damaligen gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung, sowie als Verführungselement der NS-Propaganda, als suggestiver Verheißungsbegriff weitergeführt.

Wie aber sah es demgegenüber mit der gesellschaftlichen Realität aus? Hier offenbart schon ein Blick auf die oftmals als Motor sozialer Homogenisierung angeführte Rüstungsindustrie, dass selbige vor allem Ungleichheiten und Disparitäten hervorbrachte (vgl. Bajohr, F. (2009a)). Unterschiede ergaben sich etwa zwischen den stagnierenden Regionen und den neuen Zentren des Rüstungsbooms. Zu Disparitäten kam es zudem zwischen den stagnierenden und expandierenden Sektoren der Wirtschaft. Beides führte zu massiven Differenzierungen durch die entsprechende Beschäftigungssituation und durch ein verstärktes Lohngefälle.

Dies wird deutlich, wenn man beispielsweise die damalige Situation der Arbeiter in der Flugzeugindustrie mit derjenigen der Bergarbeiter oder der Landarbeiter vergleicht. Die rüstungstechnischen Prioritäten der NS-Wirtschaftspolitik führten dazu, dass exportorientierte Handlungszentren oder grenznahe Gebiete, denen man ein erhöhtes Luftangriffsrisiko attestierte, nach 1933 häufig in wirtschaftliche Bedrängnis gerieten, während Regionen in Mitteldeutschland ganz erheblich profitierten. Dies traf u.a. auf Städte wie Magdeburg, Rostock, Dessau oder Halle zu, welchen der Rüstungsboom neue Industrie- und Zulieferbetriebe bescherte. Rüstungssektoren wie die Metallverarbeitung verzeichneten zudem höhere Lohnzuwächse als etwa die Konsumgüterindustrie oder die propagandistisch verklärte Landwirtschaft. Diese Ungleichheiten

konnten bis auf die Ebene einzelner Betriebsbelegschaften durchschlagen und dort unterschiedliche Lohnniveaus verursachen. Gleichzeitig beseitigte der Rüstungsboom vielerorts bestehende Ungleichheiten zwischen Arbeitenden und Arbeitslosen, wodurch sich die NS-Volksgemeinschaftspropaganda kurzfristig mit der Wahrnehmung einer deutlichen Aufbruchsstimmung verbinden und enorme Bindekräfte entfalten konnte.

Die benannten Unterschiede standen keineswegs im Widerspruch zur nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzeption, welche stets als rassistisch zugeschnitten und intern differenziert gedacht war. Eine völlige soziale Egalität war nie das Ziel Hitlers und der NS-Führung gewesen. Gleichheit wurde hier nur funktional, im Sinne einer allgemeinen Einsatzpflicht für die Ziele des Nationalsozialismus, verstanden. Differenzierungen sollten sich dann, wie bereits beschrieben, vor allem aus der attestierten oder bewiesenen Effizienz bei der Bewältigung der Einsätze ergeben. Malte Thießen bringt diesen ambivalenten Charakter der nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzeption resümierend auf den Punkt:

„Die nationalsozialistische ‚Volksgemeinschaft‘ gründete also auf Produktivitäts- und Effektivitätskriterien, die soziale Disparitäten förderten, aber genau diese Ungleichheiten bildeten eine Wurzel für ihre Kohäsionskraft. In der ‚Volks‘- als ‚Leistungsgemeinschaft‘ verkörperte sich jene Aufbruchshoffnung, von dem [sic!] sich die ‚Volksgenossen‘ ihren persönlichen Aufstieg versprachen“ (ders. (2008)).

Ihre Homogenitätsbestrebungen gedachte die NS-Führung demgegenüber primär mit „erzieherischen“ Mitteln umzusetzen. Aus ihrer Sicht sollte eine entsprechende „Formationserziehung“ als Ergebnis schließlich den „neuen Menschen“ hervorbringen, welcher alle vom Regime positiv bewerteten Eigenschaften in sich vereine und die zukünftige Elite des Staates bilde. Hierarchisierungen innerhalb dieser neu geformten Gruppe sollten sich dann nach dem sozialdarwinistischen Prinzip von alleine bilden oder anhand der im Erziehungsprozess erwiesenen Eignung des Einzelnen bestimmt werden. Bereits 1935 hat Wilhelm Stuckart, Mitautor und Mitkommentator der „Nürnberger Gesetze“, den avisierten „neuen Menschen“ klar umrissen, seine Vorstellungen wurden später von Vertretern der „HJ“ wörtlich übernommen (vgl. Schreckenber, H. (2003), S. 252):

„Für die NSDAP und das Dritte Reich gibt es keine wichtigere Aufgabe, als durch Auslese und Zucht einen in rassistischer Hochwertigkeit, in Haltung, Denken und Fühlen, in Ehrbewußtsein und unbedingter persönlicher Sauberkeit, in Charakterfestigkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, in Tapferkeit und Mut, in Disziplin und Einordnung und in der Bereitschaft für das Ganze zu leben, zu schalten und zu walten und wenn nötig, auch zu sterben, einheitlich geformten Menschentyp, die staattragende Schicht zu schaffen“ (zitiert nach ebd.).

Freilich sollten auch diese Zukunftsattribute nur den „rassereinen Ariern“ betreffen, dessen „Natur“ sie ja angeblich entsprächen. Geschickt – was nicht zwangsläufig bedeutet, dass es sich ausschließlich um eine bewusste Täuschung handelte – wurde die entscheidende Eigenschaft, die bereitwillige, nicht hinterfragte „Einordnung“ in das nationalsozialistische „Ganze“, die Bereitschaft für dieses „zu leben“, „wenn nötig auch zu sterben“, mit Charaktermerkmalen („Ehrbewußtsein“, „Wahrhaftigkeit“, „Disziplin“) versehen, die in der damaligen Gesellschaft und vor allem im Bildungsbürgertum hoch angesehen, jedoch inhaltlich subjektiv auslegbar waren. Keine der genannten Eigenschaften wurde für sich genommen proklamiert, sie alle galten nur in Abhängigkeit der Vorgaben der NS-Ideologie. „Charakterfestigkeit“ war nur solange erwünscht, wie sie den Nationalsozialismus vertrat, „Tapferkeit“ und „Mut“ nur in einer Ausrichtung: für die Ziele des Regimes.

Soweit die propagandistisch proklamierte Konzeption. In der Realität wurden freilich auch in der deutschen Gesellschaft zwischen 1933 und 1945 soziale Positionierungen durch traditionelle Variablen wie persönlicher Einfluss oder ökonomische Bedeutung mitbestimmt. Die soziale Mobilität war nicht nur auf NS-Konformität als Bemessungskriterium beschränkt, sie fand auch in diesem Kontext nur in begrenztem Maße statt. Nicht zuletzt der nationalsozialistische Herrschaftspragmatismus, welcher als einziger die Umsetzung der Kernpunkte der NS-Ideologie beeinträchtigen dürfen sollte (vgl. Tooze, A. (2007), S. 607)²¹⁶ – dessen Voraussetzung war es schließlich, zunächst

²¹⁶ Der nationalsozialistische Herrschaftspragmatismus zerfiel in zwei Kategorien. Zum einen lasen sich politische Entscheidungen des NS-Regimes anführen, welche, mit dem Ziel zunächst einmal die eigene Machtstellung abzusichern, eine Umsetzung der „völkischen Weltanschauung“ hemmten oder zumindest verzögerten (vgl. Thesen 4 und 6). Demgegenüber lässt sich jedoch auch ein Herrschaftspragmatismus erkennen, der mit den ideologischen Interessen der NS-Führung, ohne große Reibungsverluste, vereinbar war und bei deren Umsetzung quasi mitlaufen sollte. Gemeint ist der zynische und, mit zunehmender Radikalisierung der NS-Politik (vgl. These 5), immer menschenverachtendere Umgang mit den Häftlingen der „Konzentrationslager“, der sich eben nicht nur nach der ideologischen Konzeption der „Volksgemeinschaft“ richtete, sondern auch nach den pervertierten Nützlichkeitsbemessungen führender Nationalsozialisten. Beispiele für dieses Handlungsmuster ließen sich viele anführen, hier sei exemplarisch auf einige hingewiesen:

1. Vor den Wahlen zum „Reichstag“ vom 12. November 1933 wurde beschlossen, dass auch die „Schutzhäftlinge“ des Dachauer „Konzentrationslagers“ zum Wahlsieg der „NSDAP“ beitragen sollten – „die... Lagerinsassen, die sonst als der widerliche Abfall der deutschen Gesellschaft galten, (erfuhren) zu ihrer Überraschung, dass auch sie zu den ‚Volksgenossen‘ gehörten“ (Zámečník, S. (2007), S. 57).
2. Schon seit dem Frühsommer 1933 wurde die Arbeitskraft der Häftlinge, zunächst nach individuellen Kriterien (etwa den handwerklichen Fähigkeiten), ausgebeutet. Dies verdeutlicht der Fall Josef Merks, dessen Frau auf ihre Anfrage die Antwort erhielt, dass ihr Mann „zwar ein fähiger und fleißiger Facharbeiter sei und sich hervorragend verhalte, wegen dringender Bauarbeiten jedoch nicht vor dem 15. Dezember 1933 entlassen werden könne“ (ebd., S. 60). Später wurden die Häftlinge als Kollektiv in immer größerem Umfang herangezogen, um während ihrer Inhaftierung zu arbeiten. Nachdem Heinrich Himmler Chef aller Formationen der Polizei geworden war, konnten hierzu, ab dem Frühjahr 1937, auch gezielte Verhaftungen vorgenommen werden, um den Bedarf der wirtschaftlichen Unternehmen der SS zu decken (vgl. ebd., S. 82ff.). Gerechtfertigt wurde dies mit dem vorgeschobenen Verweis auf die diskriminierende

mal an der politischen Macht zu sein und zu bleiben –, hemmte immer wieder eine vollständige „Gleichschaltung“ der deutschen Gesellschaft im oben beschriebenen Sinne.

Mit diesem Primat der nationalsozialistischen Machtsicherung ist es u.a. auch zu begründen, dass ein reiner Dogmatiker der „völkischen Ideologie“, wie Alfred Rosenberg, niemals eine vergleichbar machtvolle Rolle in der NS-Führung spielen konnte, wie etwa der geschickt pragmatisch agierende Propagandist Joseph Goebbels (vgl. Piper, E. (2007), S. 382f.).

Letzterer hatte, entsprechend der hier dargestellten Konzeption, bereits im Juli 1928 definiert, warum die NSDAP sich „Arbeiterpartei“ nenne:

„Die Aristokratie des kommenden Staates richtet sich nicht nach dem Besitz oder gar nach dem Geld, sondern einzig und allein nach der Qualität und nach der Leistung. Verdienst erwirbt man durch Dienst. Die Arbeit stellt den Menschen nach oben und nach unten. Sie ist der untrügliche Messer für den Charakter und die Güte eines Menschen“ (in ders. (1942), S. 225).

Es ist nunmehr entscheidend zu erkennen, dass sämtliche Maßnahmen der NS-Sozialpolitik dem hier beschriebenen Paradigma entsprechend ausgerichtet waren (vgl. Sünker, H. (1991) sowie Janka, F. (1997), S. 382ff.).

Die gesamte diesbezügliche Herrschaftspraxis sollte auf ein einheitliches Ziel ausgerichtet sein, welches der damalige Arbeitsminister Seldte unmissverständlich auf den Punkt brachte:

„>Der gesunde, leistungsfähige, schaffensfreudige, wehrkräftige, rassistisch wertvolle deutsche Mensch der Zukunft in Deutschland<“ (zitiert nach Wildt, M. (2008), S. 99f.).

Chiffre angeblicher „Asozialität“. Nach Kriegsbeginn wurde die Effizienz dieser Ausbeutung weiter gesteigert (vgl. ebd., S. 118f. und 233ff.). Während des Zweiten Weltkrieges wurde auch in den deutschen Gefängnissen die Arbeitskraft der Häftlinge systematisch ausgebeutet (vgl. Wachsmann, N. (2006), S. 239ff.). Außerdem konnten sich, durch ihr „verbrecherisches“ Verhalten fragwürdig gewordene, „Volksgenossen“ bewähren, indem sie erst in Sonderkommandos, später als normale Soldaten an der Front ihre ideologische Zuverlässigkeit unter Beweis stellten (vgl. ebd., S. 282ff.).

3. Die schlimmsten Fälle derartiger *Ausnutzung*, durch die Organisationen des NS-Systems, stellten allerdings jene dar, in denen der geplanten Ermordung der „KZ-Häftlinge“ deren skrupellose Ausbeutung voranging. Dies galt für den „massenhaften Einsatz von Juden“ (vgl. Zámečník, S. (2007), S. 237ff.) und, ab Herbst 1941, für die russischen Kriegsgefangenen (vgl. ebd., S. 212). Der Erhalt von Gesundheit und Leben der Häftlinge spielte hierbei kaum noch eine Rolle. Der „menschliche Rohstoff“ sollte der „Vernichtung durch Arbeit“ anheimfallen, sich dabei allerdings noch möglichst profitabel erweisen (vgl. ebd., S. 245f., vgl. zur gleichen Thematik im Kontext des NS-Strafvollzugs auch Wachsmann, N. (2006), S. 309ff.). Schließlich wurden auch die Körper der Häftlinge genutzt, um Profite zu erzielen. Etwa indem diese zu medizinischen Experimenten benutzt wurden, welche ihnen, so sie sie nicht umbrachten, schwerste körperliche Schmerzen und Schäden zufügten (vgl. Zámečník, S. (2007), S. 262ff.), was im perversen Nützlichkeitsdenken der Nationalsozialisten wiederum gleichbedeutend mit ihrem Todesurteil war. In schrecklicher Konsequenz nutzte die „SS“ letztlich sogar die Körper der Ermordeten, sie wurden etwa in Dachau „als ‚Material‘ für eine umfangreiche handwerkliche Produktion benutzt, die in den Jahren 1940-1941 anlief“ (ebd., S. 166).

Wer, was und in welcher Form gefördert wurde, bestimmte allein sein ideologisch begründeter, primär nach „Rassenzugehörigkeit“, sekundär nach den NS-Leistungskriterien fixierter „Wert“.²¹⁷ In diesem Sinne hatte etwa die „NSV“ einen grundsätzlich „ausschließenden Charakter“ (Burleigh, M. (2000), S. 265), welcher „Fremdrassige“ a priori ausgrenzte und seine Unterstützungsmaßnahmen „ausschließlich auf bedürftige >Volksgenossen< richtete, die arbeits- und fortpflanzungsfähig waren“ (ebd., S. 264). Wer dem nicht entsprach, erfuhr keine Unterstützung, sondern wurde lediglich „den öffentlichen Blicken entzogen“ (ebd., S. 266) und „in Arbeitshäuser oder Konzentrationslager gesperrt, zwischen denen es bald keinen Unterschied mehr gab“ (ebd., S. 265). „Allgemeiner ausgedrückt, die Nazis praktizierten eine *Verlagerung* des Zugriffsbereichs von Wohlfahrtspflege, indem sie die Großzügigkeit anderer Menschen ausschließlich >auf die erbgesunde, leistungsfähige und leistungsbereite deutsche Familie< richteten“ (ebd., S. 266).²¹⁸

Demgegenüber zeigte sich vor allem in der nationalsozialistischen Exklusionspraxis, in welchem Maße der moderne, biologistische Rassismus das „ideologische Substrat“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 183) der NS-Herrschaftspraxis ausmachte:

„In der Verfolgung und Vernichtung der Juden, der Sinti und Roma, der psychisch Kranken und geistig Behinderten, der >Gemeinschaftsfremden< und >Fremdvölkischen< gab es so starke Berührungspunkte und Verbindungslinien, daß es durchaus gerechtfertigt erscheint, sie als einen Gesamtkomplex zu betrachten“ (ebd., S. 182f.).

Es kann schließlich festgehalten werden, dass „die neuere Zeitgeschichtsforschung... gezeigt (hat), wie eng die verschiedenen Stränge der nationalsozialistischen Genozidpolitik miteinander verflochten waren“ (ebd., S. 182). Diesbezüglich kann also mehr von einem Kontinuum einer nach „Rasse“ und damit verbundener „Wert“-Zuschreibung unterscheidender Verfolgung gesprochen werden, als von trennscharf zu unterscheidenden Ausgrenzungsbereichen. Damit wird nicht die ungleiche Verteilung von Leid relativiert, sondern die NS-Exklusionsstruktur dahingehend präzisiert, dass das Regime alle seine Opfer zumindest primär nach rasseideologischen Kriterien festlegte.

²¹⁷ Der prädisponierende Einfluss der „völkischen Ideologie“ innerhalb des NS-Herrschaftssystems zeigte sich nicht nur in der Bedeutung, die deren Vorgaben in den verschiedenen Politikfeldern und vor allem der Sozialpolitik des „Dritten Reiches“ erhielten, sondern auch anhand einer Auseinandersetzung mit der Rolle, welche ganz unterschiedliche Staats- und Parteiorgane, sowie andere gesellschaftliche Institutionen bei ihrer Umsetzung spielten (vgl. diesbezüglich zur „Judenfrage“ Hilberg, R. (2003), S. 33ff.).

²¹⁸ Die Ideologieabhängigkeit sämtlicher sozialpolitischer Maßnahmen des NS-Staates kann hier nur benannt, nicht aber im Detail dargestellt werden, vgl. diesbezüglich u.a. Sachße; Tennstedt (1992), sowie Ayaß, W. (1995).

Rassismus und Sozialdarwinismus übernahmen somit in der nationalsozialistischen Gesellschaftspolitik die Funktion einer Meta-Theorie, eines Entscheidungskriteriums, welches der eigentlichen Praxis in den einzelnen Bereichen hierarchisch und chronologisch übergeordnet war²¹⁹, nicht aber deren Abläufe vollständig prädisponierte. Dies

²¹⁹ Vgl. diesbezüglich zur NS-Wirtschaftspolitik, die in vielen Entscheidungen eher von rassistischen Motiven, als von sinnvoller Konjunkturpolitik geprägt war, Herbst, L. (2002), S. 179 und 183; zur NS-Erziehungspolitik, die grundsätzlich von der Maxime, „>Die Rassenlehre ist Ausgangspunkt des nationalsozialistischen Erziehungsprogramms...<“ (Wilhelm Heußler (1940), zitiert nach Hellfeld, M. v. (1990), S. 27), geprägt werden sollte und dies etwa im Alltag der „HJ-Dienste“ auch weitgehend wurde (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 70); zur NS-Sozialpolitik, bezüglich derer erst die neuere geschichtswissenschaftliche Forschung seit den 80er Jahren herausgearbeitet hat, dass „die rassenbiologische Ausdeutung der ‚sozialen Frage‘... die sozialpolitische Sphäre nicht nur berührt, sondern tiefgreifend erfaßt“ (Hockerts, H. G. (1998), S. 16) hatte (vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 14ff., sowie zu den zunehmend gewaltsam exkludierenden Anteilen der NS-Sozialpolitik eindrucklich, aber noch immer nur im englischen Original vorliegend Burleigh, M.; Wippermann, W. (1991)); zur NS-Geschlechterpolitik, deren rassenbiologische Vorprägungen in dieser Arbeit an verschiedenen Stellen beleuchtet werden (vgl. insbesondere These 6 zur Gruppe der weiblichen Bevölkerung), vgl. vor allem Bock, G. (1986), (1993) und (2002); zur NS-Familienpolitik, die in ihrer Konzeption der Ehe weitgehend auf deren Funktion als „rassenhygienisch“ zugeschnittener (vgl. Czarnowski, G. (1991), S. 23ff.) „Ort leistungsorientierter >Arterhaltung<“ (ebd., S. 173, vgl. hierzu ausführlich ebd., S. 173ff.) ausgerichtet, und deren Bewertung von rein technischen, nach „rassenbiologischen“ Kategorien selektierenden, Einstufungen abhängig war (vgl. ebd., S. 210ff.); zur NS-Ehepolitik ausführlich Czarnowski, G. (1991), sowie zur NS-Familienpolitik aus administrativer und diktaturenvergleichender Sicht Schulz, G. (1998), S. 119ff. und aus Sicht struktureller Effekte dieser Politik auf das Familienleben Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989) – zur Familie als NS-Erziehungsinstitution vgl. die Ausführungen in dieser Arbeit unter These 6; zum NS-Justizwesen, dessen Rechtsprechung (vgl. Wachsmann, N. (2004), S. 105ff.) und dessen Praxis der Strafverfolgung von „rassenbiologisch“ determinierten Differenzierungen durchzogen war (vgl. ebd., S. 57), die einzelne Instrumente, wie etwa die „Sicherheitsverwahrung“, über jede eigentliche Strafverfolgung hinausgehend, zum „Mittel der nationalsozialistischen Sozial- und Rassenpolitik“ machte, „mit dessen Hilfe unablässig Nichtangepasste und >biologisch Minderwertige< aus der >Volksgemeinschaft< entfernt wurden“ (ebd., S. 130), welches sich weitreichend von der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“ instrumentalisieren ließ (vgl. ebd., S. 149ff.), und nicht zuletzt „eine bedeutende Rolle bei der Umsetzung der antijüdischen Politik des NS-Regimes (spielte)“ (ebd., S. 157, vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 157ff.), vgl. ausführlich Müller, I. (1989), Gruchmann, L. (1993), Stolleis, M. (1994), sowie Wachsmann, N. (2004); zur NS-Bevölkerungspolitik – der Begriff wurde in den vergangenen Jahren in der Forschungsliteratur erheblich ausgeweitet, er dient nun als umfassender Terminus zur Bezeichnung unterschiedlicher Maßnahmen und Vorhaben des Regimes auf den verschiedenen Teilgebieten der Gesundheits-, Familien- und Sozialpolitik (vgl. Ehmer, J. (2004), S. 21) –, welche in quantitativer Hinsicht die Anzahl „deutschblütiger Volksgenossen“ steigern wollte sowie in qualitativer Hinsicht „die... ‚Aufartung der Rasse‘ und ‚Ausmerze der Minderwertigen‘“ (ebd., S. 25) anstrebte, wobei sie mehr und mehr zu einer kombinierten „Bevölkerungs- und Rassenpolitik“ vereint wurde (vgl. ebd., S. 33ff.), in deren Praxis, dies haben neuere Studien belegt, ihren Schwerpunkt deutlich „auf den selektierenden, ausgrenzenden und vernichtenden Bereichen“ gelegt hatte, welcher „von ihren Protagonisten als ‚Reinigung des Volkskörpers‘ verstanden wurde“ (ebd., S. 35), vgl. vor allem die Beiträge in Mackensen, R. (2004); zur NS-„Erziehung“, welche sich nicht zuletzt durch den schnellen Einbruch der „Rassenbiologie“ in die wissenschaftliche und praktische Pädagogik nach 1933 (vgl. Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M. (2006), S. IX) überhaupt erst als solche definieren lässt und in deren Praxis, trotz der Tatsache, dass die Rezeption und Institutionalisierung des „Rassenparadigmas“ außerhalb des Kerns der medizinischen „Rassenhygiene“, der rassenbiologischen Didaktik und Pädagogik im Wissenschaftssystem eher randständig blieben (vgl. ebd., S. XIII), doch von einem Einzug „rassenhygienischer“ Motive auf breiter Ebene, sowie damit verbunden einer deutlichen Orientierung pädagogischer Maßnahmen an Zielsetzungen der NS-Eugenik (vgl. ebd., S. 3ff.) gekennzeichnet war, wobei sich die rassistischen und herrschaftspragmatischen Interessen des Regimes dialektisch miteinander verbanden, da die „rassenhygienischen“ Agitationen und vor allem die Drohung mit entsprechenden Sanktionen wiederum einen Beitrag zur sozialen Disziplinierung leisteten (vgl. ebd., S. 61), vgl. ausführlich die aktuelle Studie von Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M.

galt auch für das NS-Erziehungswesen. In diesem spezifischen Kontext erhielten „Rassismus, Erbpflege und Erbgesundheit“ (Tenorth, H.-E. (2006), S. 42) für die dortige Theorie- und Praxisgestaltung lediglich eine „relative Geltung“ (ebd.). Von entscheidender Bedeutung waren sie eine Stufe höher:

„Die Ideologeme sind geeignet und werden genutzt, um die Grenze des Erziehungssystems zu markieren, Einschluss und Ausschluss zu regeln, und damit letztlich auch die Differenz von Erziehung hier, Ausmerze, ja Mord dort. Wer rassistisch ausgegrenzt wird, der verliert auch den Schutz im Umgang, der mit der pädagogischen Definition von Bildsamkeit und Bildungsunfähigkeit verbunden war“ (ebd.).

Entsprechend der strukturfunktionalistischen Theorie ließe sich der Rassismus demnach als primäres Kriterium zur Kategorien- und damit zur Aufgabenzuschreibung in der nationalsozialistischen Gesellschaftskonzeption bezeichnen. Als solches wurde er auch im damaligen Erziehungswesen gezielt an die nachkommenden Generationen, vor allem der „deutschblütigen Volksgemeinschaft“, kommuniziert, welche diese Gesetzmäßigkeit verinnerlichen, entsprechend denken und handeln sollten. Der Rassismus legte jedoch, ohne dass hier geklärt werden kann, wie eine entsprechende Praxis hätte aussehen können, keineswegs das konkrete Ausagieren der NS-Pädagogik fest: „Diese Mechanismen von Inklusion und Exklusion sind auch nach 1933 offenbar nicht hinreichend für die operative Dimension der Pädagogik, wie sie im Erziehungssystem als Gesellschaftsaufgabe erhalten bleibt“ (ebd.).

(2006) sowie die dort angegebene weiterführende Literatur; zur Exklusionspraxis des NS-Erziehungswesens, welche weitgehend von rassistischen a priori, oder aber leistungsbezogenen, ebenfalls biologisch legitimierten, Wertzumessungen geprägt war vgl. Malina, P. (2007b), insbesondere S. 102ff. Zu guter Letzt sei darauf hingewiesen, dass auch im Kontext eines Krieges, der selbst Ausdruck der NS-Ideologie des „Rassenkampfes“ war (vgl. These 1) und dementsprechend von solcherart motivierten Gewaltanwendungen, bis hin zur gezielten Ermordung von Millionen „Rassefeinden“ durchzogen war, das „Rassenparadigma“ auf besonders perfide Weise sozialisationswirksam wurde, wenn Kinder aus den besetzten Gebieten willkürlich und selbstherrlich nach den rassistischen Auffassungen des Regimes in „wertvolle“ und „minderwertige“ eingeteilt wurden. Während erstere häufig, nicht selten als einzige Überlebende ihrer Familien, aus ihrer Heimat ins „Deutsche Reich“ verschleppt wurden, um dort ihrer Identität beraubt und „germanisiert“ zu werden (vgl. Bromberger, B.; Mausbach, H. (1987), S. 101ff. sowie Lilienthal, G. (1960ff.)), bedeutete letztere Einstufung für die betroffenen Kinder meist ein Todesurteil, sie kamen auf den Transporten in die „Ghettos“ und „Vernichtungslager“ um, verhungerten dort oder wurden vergast, nicht wenige wurden durch „Wehrmacht“ und „Einsatztruppen“ grausam getötet, nur wenige überlebten diese Hölle, sie sind überwiegend für ihr Leben traumatisiert worden.

Die hier aufgeführte Liste einzelner Bereiche der NS-Politik und ihrer ideologischen, insbesondere ihrer rassenideologischen Vorprägungen ließe sich erheblich weiter fortführen. Dies braucht hier nicht zu geschehen. Das Prinzip, sowie seine Relevanz für das gesamte NS-System und damit für das Leben und eine Sozialisation unter der NS-Herrschaft sind deutlich geworden. Unter dem „Rasseparadigma“, dies hat die neuere zeitgeschichtliche Forschung ergeben, lassen sich die verschiedensten auf rassistischer Grundlage basierenden Politikfelder als zusammenhängende Einheit begreifen und beschreiben (vgl. Ehmer, J. (2004), S. 39). Als sinnvoll zusammenfassender Begriff erscheint diesbezüglich der Terminus der nationalsozialistischen „Bevölkerungspolitik“. Dieser soll „die Einheit der verschiedenen Handlungsfelder“ (ebd.) ausdrücken: „Bevölkerungspolitik“ erscheint damit als zentrale Kategorie für die Analyse des NS-Regimes, als Überbegriff für die verschiedenen Erscheinungsformen des angewandten Rassismus“ (ebd.).

Dass es unter nationalsozialistischen Erziehungswissenschaftlern durchaus unterschiedliche Auffassungen zum „Rassebegriff“, sowie insbesondere zur Wirkungsmächtigkeit von Erziehung gegenüber den Vorgaben der genetischen „Anlage“ (vgl. ebd., S. 38f.) gab, welche von den Pädagogen in nachvollziehbarer Weise betont wurde, kann demnach ebenso wenig überraschen, wie das enorme Potential, welches Hitler der „Erziehung“ zur Menschenbildung zuschrieb (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugendlichen). Der Rassebegriff war im NS-Kontext vor allem dort inhaltlich eindeutiges und dominantes Kriterium, wo er die Menschen grundsätzlich in unterschiedliche Gruppen unterteilte, woraus sich dann der ihnen attestierte Wert und die ihnen widerfahrende Behandlung ableitete. Hierzu steht nicht im Widerspruch, dass die Regimeführung und insbesondere die führenden Erziehungstheoretiker unter den neuen Machthabern sich auch bezüglich ihrer pädagogischen Fähigkeiten mitunter in Allmachtsphantasien verloren. Das Potential, die Begrenzungen – deren Berücksichtigung bezogen auf die „arische“ Gemeinschaft freilich eine machtvolle Befreiung bedeuten sollte – des Rassismus grundsätzlich zu nivellieren, wurde der „Erziehung“ zumindest von entscheidenden Führungspersonlichkeiten des Regimes nie ernsthaft zugesprochen.

3.3.1.8. *Der ausschließende Charakter der nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzeption und dessen Bedeutung für eine Sozialisation im NS-Kontext*

Der oben ausgeführten, kategorisierenden Struktur der nationalsozialistischen Gemeinschaftskonzeption entsprechend wurde vom NS-Regime neben den angedeuteten Einbindungsbestrebungen mit besonderem Engagement festgelegt, wer eben *nicht* zur „Volksgemeinschaft“ gehöre (vgl. Wildt, M. (2009), S. 35ff.).²²⁰ Dies betraf a priori alle Juden, vom Januar 1933 an sämtliche politischen und weltanschaulichen Gegner und später, im Verlauf des Radikalisierungsprozesses des „Dritten Reiches“ mehr und mehr auch solche Mitglieder der Gesellschaft, die aufgrund besonderer At-

²²⁰ Diese ausschließende Darstellung entsprach allerdings Hitlers typischer Argumentationsweise. Er und die NSDAP hatten keine ausgearbeiteten Konzepte für eine gesellschaftspolitische Verwirklichung ihrer kruden ideologischen Vorstellungen. Dementsprechend erschöpften sich Hitlers Aussagen hierzu meist „in der Negation, der auf der programmatischen Seite nur diffuse, wenig reflektierte Neuordnungsvorstellungen entgegenstanden“ (Adam, U.D. (2003), S. 251, vgl. hierzu auch Brockhaus, G. (1997), S. 212ff.). Aus dieser Grundlage ging dann, zusammengekommen mit den Effekten aus Hitlers Herrschaftspragmatik (vgl. Thesen 2 und 5), die besondere Politik des „Dritten Reiches“ hervor. Die in ihrer konkreten politischen Umsetzung vor allem auf die Exklusion angeblich „Ungeariteter“ abzielende „Volksgemeinschaftsutopie“ der Nationalsozialisten unterschied sich gerade in diesem Punkt deutlich von anderen, wesentlich stärker auf Inklusion ausgerichteten Gemeinschaftskonzepten (etwa aller Schaffenden gegenüber einigen wenigen Monokapitalisten im sozialdemokratischen Verständnis (vgl. Wildt, M. (2007), S. 63ff.)).

tribute nicht oder nicht mehr den Ansprüchen der „Volksgemeinschaft“ entsprachen, wie sie von den Nationalsozialisten festgelegt wurden (Beispiel für diese Entwicklung ist u.a. die Ermordung von tausenden „kranken“ Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen im Rahmen des „Euthanasieprogramms“). Strukturell wurde dies u.a. in einem Erlass des Reichsinnenministers vom 14. Dezember 1937 „über die vorbeugende Verbrechensbekämpfung durch die Polizei“ definiert:

„Als asozial gilt, wer durch gemeinschaftswidriges, wenn auch nicht verbrecherisches, Verhalten zeigt, daß er sich nicht in die Gemeinschaft einfügen will“ (zitiert nach Michalka, W. (1985), S. 164).

Gellately fasst diese eliminierende Tendenz inhaltlich zusammen:

„Die Nationalsozialisten beanspruchten, sich der Schaffung der >Volksgemeinschaft< verschrieben zu haben. In dem Bestreben, diese >Volksgemeinschaft< zu schmieden, deren Fundament eine irrwitzige Logik der Gleichheit, Reinheit und Homogenität war, verstrickten sich die Nationalsozialisten wie das deutsche Volk insgesamt in ein mörderisches Spiel des Anprangerns, Ausgrenzens und schließlich >Erledigens< von unerwünschten sozialen >Elementen< und >Volksfeinden<. Das begann damit, daß viele normale Bürger (mitunter aus selbstsüchtigen Gründen) die Einteilung zu handhaben lernten, wer zur >Volksgemeinschaft< dazugehöre und wer nicht (Gellately, R. (2004), S. 362f.).

Nicht die nur begrenzt erfolgte Konkretisierung der Zugehörigkeitskriterien zur „arischen Volksgemeinschaft“, sondern die Ausgrenzung „fremder“ Elemente war das zentrale Motiv der praktischen und theoretischen NS-Gesellschaftspolitik:

„Von den vielen Historikern und Interpreten des >Dritten Reiches< hat nur eine Minderheit... hervorgehoben, dass die Politik der Vernichtung kein Begleitphänomen einer totalitären Diktatur gewesen ist, die auf zwangsweise Formierung einer Gemeinschaft der Zugehörigen setzte, sondern dass diese Formierung auf der radikalen Definition der Nicht-Zugehörigen basierte und daraus scheinbar unwiderstehliche und durchaus nachhaltige Attraktivität bezog. Die Praxis der antijüdischen Politik bildete in mehrfacher Hinsicht das Zentrum der Entwicklungsdynamik der nationalsozialistischen Gesellschaft“ (Welzer, H. (2005), S. 247).

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges verschärften sich dann sowohl die gewaltsamen Exklusionsbestrebungen gegenüber „Fremdvölkischen“ und „Gemeinschaftsfremden“, sowie auch der repressive Druck und die Gewaltanwendungen innerhalb der Inklusionsagitationen, welche das NS-Regime und seine Vertreter gegenüber den angeblich oder tatsächlich von der nationalsozialistischen Verhaltensnorm abweichenden „Volksgenossen“ zur Anwendung kommen ließen (vgl. Wachsmann, N. (2006), S. 195ff.). Auch für letztere wurde die Grenze zwischen einem respektablen Mitglied der „Volksgemeinschaft“ und der Verfolgung als „Gemeinschaftsfremder“ zunehmend fragil (vgl. ebd., S. 420). Deutlicher Beleg für diese Entwicklung ist der Entwurf des „Gesetzes zur Behandlung des Gemeinschaftsfremden“, welches nur aufgrund des Kriegsendes nicht mehr zur Anwendung kam. Hier wurden nur mehr bestimmte Ei-

genschaften und Verhaltensweisen aufgeführt, die eine Exklusion des Betreffenden aus dem Kreis der protegierten „Volksgemeinschaft“ zur Folge haben sollten.

Unter anderem zählte man hierzu „außergewöhnliche Mängel des Verstandes und des Charakters“, „Arbeitsscheu[e] und Liederlichkeit“, „Hang zur Arbeitsbummelei“, die Neigung zu „Ausschreitungen in der Trunkenheit“, die Störung des „Frieden[s] der Allgemeinheit“ aufgrund von „Unverträglichkeit oder Streitlust“, sowie eine attestierte Nichteignung zum Gemeinschaftsmitglied, welche sich in der „Persönlichkeit und Lebensführung erkennen“ ließe (vgl. Peukert, D. (1992), S. 156). Peukert resümiert hierzu treffend:

„Das ist eine, wie ich glaube, einigermaßen vollständige Liste alltäglicher Untugenden“ (ebd.).

Ihr Nachweis war die Hürde, welche über Zugehörigkeit oder Ausschluss entscheiden sollte. Eine verlässliche, trennscharfe und prinzipielle Unterscheidung zwischen Innen und Außen der „Volksgemeinschaft“ gab es nicht mehr. Entsprechend der ursprünglichen Gemeinschaftsdefinition der Nationalsozialisten stand lediglich fest, wer auch weiterhin *grundsätzlich nicht* dazu gehören dürfe.

Das eine, die ideologisch vorgeprägte Festlegung, wer nach rassistischen Gesichtspunkten in keinem Fall zur „deutschblütigen Volksgemeinschaft“ zählen dürfe, wie das andere, die praktische Umsetzung der NS-Ideologie durch das nationalsozialistische Regime, wurde nach 1933 zunächst von der übergeordneten Dichotomie von Inklusion und Exklusion bestimmt und in der letzten Phase (vgl. These 5) einer ansteigenden Radikalisierung unterworfen. Dies lässt sich exemplarisch am Beispiel der damaligen Gesundheitspolitik verdeutlichen. Für ihre Ausgestaltung unter der NS-Herrschaft galt die Formel: „Mit der politischen Ordnung variierten die Funktionszuweisungen an das Gesundheitssystem“ (Süß, W. (1998), S. 63).²²¹ Vor allem der Krieg veränderte auch in diesem Bereich die Schwerpunktsetzungen des Regimes, ließ rüstungswirtschaftliche Kalküle neben die bis dahin vorherrschenden biologistischen Maximen der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik treten und diese teilweise überlagern (vgl. Süß, W. (2003), S. 406). Beides hatte den gemeinsamen Effekt, dass „das individuelle Recht auf körperliche Unversehrtheit mit dem Verweis auf übergeordnete Interessen des ‚Volkskörpers‘ in Frage gestellt wurde“ (ebd., S. 408). Wie in anderen Bereichen des Sozialwesens wurde nach der Machtübernahme des NS-Regimes und insbeson-

²²¹ Dieser Bereich der NS-Herrschaft stellt ein Vergleichsmoment beider deutscher Diktaturen dar. Wenngleich die einzelnen Maßnahmen und Zielsetzungen mitunter höchst unterschiedlich ausfallen konnten (vgl. Süß, W. (1998), S. 55ff., sowie insbesondere S. 94ff.), galt für „die Gesundheitssysteme der DDR und des ‚Dritten Reiches‘“ (ebd., S. 94), dass sich beide „als funktionell entdifferenzierte, d.h. in hohem Ausmaß durch nicht gesundheitsbezogene Zielvorgaben überladene Systeme beschreiben (lassen), deren Entscheidungsstrukturen mit denen des politischen Systems fusioniert waren“ (ebd.).

dere während des Krieges auch in der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik eine, nach „Rasse“ und zugeschriebener Nützlichkeit selektierende, Dichotomie „zwischen Inklusion und gezielter Exklusion aus der medizinischen Versorgung... ein wesentliches Element“ (ebd., S. 409). Nach diesen Vorgaben waren die Menschen nach 1933 zunehmend „klassifiziert und hierarchisiert“ (ebd.) worden. Der Krieg ermöglichte diesbezüglich eine weitere Radikalisierung, da er vorgebliche „Legitimationsmöglichkeiten für Maßnahmen bereitstellte, die gegen Leib und Leben der Kranken gerichtet waren“ (ebd.). Er „entgrenzte... potentielle Folgen einer ungünstigen Einstufung in der Wertigkeitshierarchie“ (ebd.). Was vor dem Krieg in der Regel den Ausschluss aus gesundheitsbezogenen Förderprogrammen zur Folge gehabt hatte, in vielen Fällen jedoch auch die Zwangssterilisation der Betroffenen (vgl. ebd.), konnte nach Kriegsbeginn zunehmend schärfere Exklusionsagitationen nach sich ziehen (vgl. Klee, E. (2004b), S. 85f.). Die Konsequenzen konnten nun „viel weiter reichen: von der Schmälerung der medizinischen Betreuung in graduell unterschiedlichen Formen bis hin zur organisierten Vernichtung des Lebens eines Großteils der Psychiatriepatienten“ (Süß, W. (2003), S. 409). Auch die Selektionskriterien erfuhren eine erweiterte Schwerpunktsetzung, wie sie oben angedeutet wurde. „Der Zugang zu den Gesundheitsressourcen“ (ebd.) wurde weiterhin nach „erbbiologischen Kriterien gefiltert“ (ebd.), welche vor allem im zentral organisierten „Euthanasie“-Programm eine extreme Steigerung erfuhren.

Vor allem in der zweiten Kriegshälfte trat dann allerdings massiv das Kriterium der „Verwertbarkeit im Produktionsprozeß als Richtmaß gesundheitsbezogener Chancenverteilung hinzu“ (ebd.). In der Folge dieser Erweiterung wurden nach den „Erbkranken“ und rassistisch Verfolgten immer weitere Kreise zuvor nicht diskriminierter Gruppen von den Exklusionsbestrebungen des Regimes anteilig (eine Beschränkung der Leistungen) oder vollständig (eine komplette Ausgrenzung aus der Versorgung oder schlimmstenfalls die gezielte physische Vernichtung) betroffen. Dies hatte für den konkreten Bereich der Praxis der NS-Gesundheitspolitik eine Entwicklung zur Folge, die dem Prozess entspricht, welcher oben bereits als Struktur der nationalsozialistischen Gesellschaftspolitik abstrahiert wurde:

„Dort, wo die Hierarchisierung der Kranken nach kriegswirtschaftlicher Verwertbarkeit an Bedeutung gewann, etwa beim Zugang zur knappen Krankenhausversorgung, entwickelte sich geradezu ein Verdrängungswettbewerb, bei dem – idealtypisch gesprochen – Wehrfähige die Zivilkranken, potentiell Produktive die in der Kriegswirtschaft ‚Unverwertbaren‘, und Sieche und Alterskranke die Psychiatriepatienten beiseite schoben. Dieser Entwicklung fielen besonders chronisch kranke und alte Patienten zum Opfer, die immer häufiger aus der medizinischen Regelversorgung herausgenommen wurden“ (ebd., S. 409f.).

Mit einer erkennbaren Schwerpunktverschiebung hin zur Instandsetzung der „kurz und mittelfristigen Prioritätsvorgaben der Kriegsführung“ (ebd., S. 406f.), lässt sich demnach die gesamte NS-Gesundheitspolitik als pragmatisch an den Vorgaben einer effizienten und nachhaltigen Umsetzung der Maximen der „völkischen Weltanschauung“ und ihrer biologistischen Implikationen, an den von der Regimeführung wahrgenommenen Kriegsnotwendigkeiten sowie am nationalsozialistischen Machterhalt orientiert ansehen. Durch diese Umstrukturierungen wurde die NS-Ideologie für eine zunehmende Zahl von Bevölkerungsmitgliedern indirekt und direkt sozialisationswirksam.

Dass die Vorgaben der politischen Führung, so wie im NS-Erziehungswesen, auch in diesem Bereich nicht gleichzusetzen sind mit ihrer tatsächlichen *Wirkung* innerhalb des Gesundheitswesens zwischen 1933 und 1945, die schlichte aber bedeutsame Tatsache, dass „das Regime zu keinem Zeitpunkt imstande (war), seinen Kontrollanspruch gegenüber der Arbeitsbevölkerung und den Ärzten flächendeckend durchzusetzen“ (ebd., S. 408), ändert wenig daran, dass der hier beschriebene Verlauf *grundsätzlich* auch das Erfahrungspotential auf Seiten derjenigen zutreffend darstellt, die von den Veränderungen im Gesundheitswesen nach 1933 und vor allem nach 1939 persönlich betroffen waren oder diese als Drohkulisse wahrnahmen.

Sein erschreckendes Extrem erfuhr dieser Prozess gesundheitsbezogener Exklusion in den damaligen „Vernichtungslagern“. Hier diente „die Medizin... nahezu ausschließlich der Ausrottung der Häftlinge“ (Klee, E. (2004a), S. 44). Für die damalige Gesundheitsversorgung lässt sich also ein Kontinuum zwischen positiver Versorgung, Abstufungen hiervon, bis hin zur Konfrontation mit negativer, sprich „ausmerzender“ Versorgung feststellen. Was einem widerfuhr, dafür gab es gewisse Grundwahrscheinlichkeiten, die gerade im negativen Bereich unter den a priori ausgegrenzten Personengruppen eine bedrückende Höhe erreichten. Demgegenüber konnte jedoch auch kein „Volksgenosse“ abschließend sicher sein, nicht selbst von den Exklusionsstrudeln erfasst zu werden.

Prinzipiell kann für die gesamte hier besprochene Thematik nunmehr resümierend festgehalten werden, dass „das Streben nach ‚Rassenreinheit‘, das sich in einer beispiellosen Rassenpolitik niederschlug,... den Knotenpunkt des Nationalsozialismus (bildete). Das ‚Tausendjährige Reich‘ war der Entwurf einer vermeintlich perfekten Gesellschaft“ (Echterkamp, J. (2004), S. 6), welche einerseits alle „fremdrassigen“ Einflüsse „ausmerzen“ sollte, sowie andererseits den „Wert“ ihrer Mitglieder nach ihrem Nutzen für die nationalsozialistisch geführte „Gemeinschaft“ bemaß, entsprechend deren Hierarchien festlegte und nach diesen Vorgaben gesellschaftspolitisch

agierte (vgl. hierzu vertiefend (Burleigh, M.; Wippermann, W. (1991), Longerich, P. (1998) sowie Süß, W. (2003)).

Um es auf den Punkt zu bringen, die NS-Ideologie war, wenngleich sie nicht selten herrschaftspragmatisch ausgelegt wurde, die entscheidende Einflussgröße der nationalsozialistischen Politik insgesamt, sowie in diesem Kontext auch der Sozialpolitik und sämtlicher NS-Agitationen auf dem Erziehungssektor, wodurch sie schließlich umfassend sozialisationswirksam wurde.

Ein bedrückendes Exempel dafür, wie bereitwillig deutsche Pädagogen während der NS-Zeit die nationalsozialistischen Exklusionsargumente übernahmen und selbst an einer entsprechenden Ausgrenzungspraxis über ihre Institutionen und Organisationen beteiligt waren, liefert das Beispiel der damaligen Hilfsschule. Ihre Vertreter orientierten sich vielfach an den rassenhygienischen Zielen und Maßnahmen des NS-Staats (vgl. Hänsel, D. (2006), S. 11) und arbeiteten diesen bewusst zu. Dies geschah zunächst durch eine gezielte Abgrenzung ihrer Klientel von jener der psychiatrischen Anstalten:

„Den unter der Bedingung der Sondererziehung in der Hilfsschule Noch-Brauchbaren und Noch-Bildbaren hat sie die Unbrauchbaren und Unbildbaren, die der Pflege in der Anstalt bedürfen gegenübergestellt... Mit dieser Bestimmung hat die Hilfsschule den Anstaltsinsassen nicht nur ihr Recht auf Schule und Bildung, sondern in letzter Konsequenz auch ihr Lebensrecht abgesprochen und sie der Vernichtung preisgegeben“ (ebd., S. 40).

Es blieb jedoch nicht bei dieser definitorischen Unterstützung des NS-Exklusionsparadigmas. Auch praktisch stellten sich die Hilfsschullehrer vielfach in den Dienst einer gezielten Ausgrenzung und „Ausmerze“ unerwünschter Heranwachsender aus der „Volksgemeinschaft“:

„Es sind Hilfsschullehrer, die die Kinder, die ihnen anvertraut und vertraut sind, der Zwangssterilisation ausliefern und die mit der Auslese der Kinder und mit ihren Angaben im Personalbogen den Boden für deren Verstümmelung oder Vernichtung bereiten. Die Hilfsschule versteht sich in der NS-Zeit als ‚Sammelbecken‘, in das der Arzt... ‚mit Schere und Sonde hineingreifen kann‘. (...) Die Hilfsschule als ‚Sammelbecken‘ entzieht die Zwangszusterilisierenden dem Blick einer breiteren Öffentlichkeit und verhindert, dass Unruhe in der Volksschule aufkommt“ (ebd., S. 46).

Diese Anpassungsbereitschaft der Hilfsschullehrerschaft und ihrer Institutionen trug einen nicht zu unterschätzenden Teil dazu bei, dass aus ihrer Klientel viele Heranwachsende, darunter Kinder ab 10 Jahren (vgl. ebd., S. 42), Opfer der Zwangssterilisation wurden. Die Verkündung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN)“ wurde von der Hilfsschullehrerschaft „begeistert gefeiert“ (ebd., S. 45). In dem Bemühen ihre ns-kompatible Leistungsbereitschaft voraussetzend zu signalisieren, setzten sich nicht wenige von ihnen für eine Ausweitung der Zwangssterilisationen ein

(vgl. ebd., S. 43ff.) und versuchten auf ihre genuinen Kompetenzen im diesbezüglichen Verfahren hinzuweisen (vgl. ebd., S. 145). Wenn freilich Vergleichbares auch für andere Bereiche des NS-Erziehungswesens zutraf und andersherum nicht für sämtliche Vertreter des genannten Bereichs galt, so verdeutlicht dies Exempel doch anschaulich die Beteiligung der damaligen öffentlichen Erziehung an der hier beschriebenen gesellschaftlichen Ausgrenzung angeblich „unnützer Ballastexistenzen“ (vgl. ebd., S. 146). Eine vergleichbare „Leistungsbereitschaft“ lässt sich im Sozialwesen der NS-Zeit etwa auch für viele Hebammen konstatieren, die zumindest an der gezielten Verbreitung der entsprechenden ideologischen Grundsätze unter den „Volksgenossen“ vielfach regen und bereitwilligen Anteil hatten (vgl. Tiedemann, K. (2001), insbesondere S. 145, sowie Lisner, W. (2006)). Viele andere Berufsgruppen insbesondere auch aus dem Sozialwesen ließen sich exemplarisch anfügen; die Handlungsstruktur ist hiermit deutlich geworden.

Allgemein ist zu konstatieren, wenngleich die Nationalsozialisten bei ihrer Machtübernahme keinen Plan zur Umstrukturierung der deutschen Bevölkerung hatten, so waren sie doch überzeugt, dass die angestrebte „völkische Gemeinschaft“ und ihre Teilelemente, die „Volksgenossen“ vor allem eines sein sollten, „reinrassig“. Diese Überzeugung prädisponierte sowohl ihre konkreten sozialpolitischen Maßnahmen, als auch ihre Versuche zur erzieherischen Bewusstseinsbildung des „neuen Menschen“, welcher das Prinzip der „Reinrassigkeit“ verinnerlicht haben und zur Maxime seines Handelns gemacht haben sollte. Der vom NS-Regime ideologisch begründete Grundantagonismus zwischen „arischer Volksgemeinschaft“ und „Fremdrassigkeit“ (insbesondere jüdischer Abstammung), stellte freilich nur die Hauptachse nationalsozialistischer Identitätszuschreibung dar. Demgegenüber lief, wie bereits angedeutet, grundsätzlich jeder Deutsche Gefahr, durch mehr oder minder schweres „gemeinschaftsfremdes“ Auftreten zeitweise oder dauerhaft aus der „Volksgemeinschaft“ exkludiert zu werden. Hierbei ist es gerade aus sozialisationstheoretischer Perspektive von Bedeutung, dass nicht nur eine unmittelbare Verdrängung „artfremder“ Elemente aus der „Gemeinschaft“ (Ausgrenzung erster Ordnung) erfolgen sollte und erfolgte, sondern das nähere Umfeld der Betroffenen davon auch ohne eigenes Zutun mittelbar erfasst werden konnte (Ausgrenzung zweiter Ordnung). So berichtet Max von der Grün, wie er als zwölfjähriger behandelt wurde, nachdem sein Vater wegen des Schmuggelns „aufrührerischer“ Zeitungen 1938 verhaftet worden war:

„Nach der Verhaftung meines Vaters wurde es für mich schwerer in der Schule. Auch die Nachbarn waren nicht mehr so freundlich wie früher, und ich spürte es jeden Tag mehr, wie sie mir aus dem Weg gingen. Meine Schulkameraden wollten mich auf dem Heimweg nicht bei sich haben. Meine

Leistungen in der Schule konnten noch so weit über denen der anderen stehen, doch für die Lehrer waren sie immer unzureichend. Sie schnitten mich und ich wurde, obwohl ich mich immer meldete, nicht mehr aufgerufen. Im Zeugnis stand dann, ich beteilige mich nicht am Unterricht. Die Lehrer hatten immer etwas an mir auszusetzen, denn es war nicht ratsam, einen Schüler zu loben, dessen Vater als Volksschädling hinter Gittern saß. Sie ließen es mich spüren, und stellten mir, wenn überhaupt, verfängliche Fragen“ (ders. (1996), S. 131).

Aus diesem Bericht lassen sich zwei Aspekte weiterführend herauslesen:

1. Jene Ausgrenzungspraxis, die die politische Handlungsrealität des nationalsozialistischen Gemeinschaftskonstruktes prägte, und der gegenüber die positiven Konnotationen der „Volksgemeinschaft“ größtenteils abstrakte Zuschreibungen blieben, konnte zumindest theoretisch jeden Deutschen erfassen – aktives eigenes Dazutun war hierzu keine zwingende Voraussetzung. Während es mit der jüdischen Bevölkerung eine Gruppe gab, die prinzipiell von der Inklusion in die „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen blieb, existierte demgegenüber keine Gruppe, die grundsätzlich von der Exklusion aus dieser ausgenommen gewesen wäre. Für die Sozialisation während der NS-Zeit bedeutete dies eine stetige Gradwanderung für die heranwachsenden „Volksgenossen“. Sie konnten einerseits das eigene Selbstwertgefühl durch positive Attestierungen seitens der NS-Regimevertreter erhöhen, daneben allerdings von Ausgrenzung bedroht sein, wenn sie den Anforderungen freiwillig oder unfreiwillig (durch elterliches „Verschulden“ (s. o.) oder eigene „Unfähigkeit“ z.B. körperlicher Art) nicht entsprachen.
2. Die gesellschaftliche Exklusion erhielt ihre Bedeutung insbesondere durch die alltägliche Handlungspraxis der „Volksgemeinschaft“. Was als „Weltanschauung“ vorgegeben war, konnte seine Dynamik nur mittels *tatkräftiger* Umsetzung innerhalb der deutschen Gesellschaft erreichen. Die praktische Beteiligung der „arischen“ Bevölkerung an der Ausgrenzungspolitik des NS-Staates, selbstverständlich in höchst unterschiedlichem Maße, ermöglichte die Diffamierung und Verfolgung „Artfremder“ bis hin zur „Ausmerze“ der „Juden“ im Holocaust (vgl. These 6 zur Gruppe der Jüdischen Bevölkerung). Propaganda und selbst Indoktrination hätten dies allein nicht auslösen können.

Die NS-„Bewegung“, für die Aktivität und Dynamik Lebensvoraussetzungen waren, stieß in diesem Prozess dadurch an die inneren Widersprüche ihrer Entwicklungsgesetze. Es wurde ersichtlich,

„Daß >Rassereinheit< und >Erbgesundheit< dynamische Begriffe sind, die – im Sinne der Selbststeuerung des Evolutionsprozesses – immer enger gefaßt werden konnten, so daß immer breitere Gesellschaftsschichten unter das rassische Verdikt fielen. Die Diskriminierung fraß sich – bei

gleichzeitig zunehmender Aggressivität – von den Rändern der Gesellschaft in ihr Zentrum hinein“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 189).

Mit der zunehmenden Radikalisierung des Regimes (vgl. These 5) verschärfte sich auch dessen Ausgrenzungspolitik. „Es kam der Punkt, wo manche Beamten gegen jedermann etwas unternehmen wollten, der auch nur als sozial >unangepaßt< betrachtet wurde“ (Gellately, R. (2004), S. 358, vgl. hierzu aus sozialisationstheoretischer Perspektive auch Hellfeld, M. v. (1990), S. 107ff.).

Etwas pathetisch und prophetisch zugespitzt formuliert ließe sich behaupten, die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ hätte den eigenen „Endsieg“ nicht überlebt.²²²

Es ist allerdings wichtig darauf hinzuweisen, dass dieser letztliche Selbstmord nicht nur Ergebnis der radikalisierten Politik des NS-Regimes gewesen wäre, sondern in dessen ideologischer Konzeption der „Bewegung“ von Beginn an angelegt war. Schon in *Mein Kampf* hatte Hitler argumentiert:

„Die Größe einer Bewegung wird ausschließlich gewährleistet durch die ungebundene Entwicklung ihrer inneren Kraft und durch deren dauernde Steigerung bis zum endgültigen Siege über alle Konkurrenten. Ja, man kann sagen, daß ihre Stärke und damit ihre Lebensberechtigung überhaupt nur solange in Zunahme begriffen ist, solange sie den Grundsatz des Kampfes als die Voraussetzung ihres Werdens anerkennt, und daß sie in demselben Augenblick den Höhepunkt ihrer Kraft überschritten hat, in dem sich der vollkommene Sieg auf ihre Seite neigt“ (ders. (1933), S. 385).

Der Kampf als „Bewegungs“-Gesetz des Nationalsozialismus sollte demnach dessen Stärke evozieren, im Falle eines erreichten „Endsieges“ aber auch dessen Verfall einläuten. Hitlers Kommentar, dass es sich deshalb als hilfreich erweise, eine „durch unbedingte Unduldsamkeit herbeigeführte... lange... Kampfdauer“ anzustreben, welche der „Bewegung“ „auch ein langes Wachstum schenkt“ (ebd.), kann die Tatsache nicht überdecken, dass diese „in die Vernichtung ganzer Menschengruppen und Bevölkerungsteile, in letzter Konsequenz aber in die eigene Selbstvernichtung (mündet)“ (Meschnig, A. (2008), S. 300).

Aufgrund der prinzipiellen Unhaltbarkeit der angeblich naturwissenschaftlich fundierten Implikationen der NS-Ideologie ließ sich allerdings schon „die angestrebte rassische Homogenität“ grundsätzlich „nur negativ herstellen, durch Ausgrenzung, Ausmerzung und schließlich Tötung derjenigen, die als schwache, missratene Mitglieder der eigenen Rasse oder als >Fremdrassige< angesehen wurden“ (Longerich, P.

²²² Dies hat Hannah Arendt früh erkannt und in Zusammenhang mit der, oben erwähnten, Argumentationsstruktur gebracht, in welcher die „Natur“ als letzte Begründungsinstanz herangezogen wird: „Wenn es das Gesetz der Natur ist, Schädliches und Lebensuntaugliches zu eliminieren, so wäre es das Ende der Natur überhaupt, wenn neue Kategorien von Schädlichem und Lebensuntauglichem nicht gefunden würden... Mit anderen Worten, das Gesetz des Tötens, wonach totalitäre Bewegungen die Macht antreten, bleibt bestehen als ein Gesetz der Bewegung, selbst wenn es ihnen je gelingen sollte, die ganze Menschheit unter ihre Herrschaft zu zwingen“ (dies. (1955), S. 731).

(2002), S. 240). Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es hierbei von einiger Bedeutung, dass ein solcher Exklusionsprozess nicht etwa – ohne diese besonderen Schicksale in irgendeiner Weise relativieren zu wollen – nur „Fremdvölkische“, „Verbrecher“, „erbbiologisch Minderwertige“ und „Asoziale“ erfassen konnte, die man als klar umrissene Gruppen aus der restlichen „Volksgemeinschaft“ hätte isolieren können. Vielmehr konnte eine solche Ausgrenzung jeden „Volksgenossen“ betreffen, wenn er von den zuständigen Funktionsinhabern des NS-Systems einer der genannten Eigenschaften zugeordnet wurde. Dies geschah im Kontext der NS-Exklusionspraxis mit hoher Willkür und in immer ausufernderem Ausmaß. Der, von Matthias von Hellfeld vorgestellte, Fall einer damals jungen Frau, deren Familie vom Nationalsozialismus überzeugt gewesen war, die selbst Mitglied des „BDM“ war, deren Vater Mitglied von „SA“ und „NSDAP“ war, die selbst Krankenschwester werden wollte und, nachdem ihr Bruder wegen einer angeblichen Nervenkrankheit in eine geschlossene Anstalt eingewiesen worden war, nach einem kleineren Unfall betäubt, sowie ohne ihre Einwilligung und ohne, dass sie etwas dagegen hätte tun können, von willkürlich und selbstherrlich agierenden Ärzten sterilisiert wurde, verdeutlicht, wie schnell und umstandslos man damals von der ausgrenzenden Gewalt der NS-Herrschaft erfasst werden konnte (vgl. ders. (1990), S. 123ff.). Einen konkreten Grund für ihre Zwangssterilisation kennt sie bis heute nicht. Es ist diesbezüglich wichtig zu verstehen, dass die Exklusionsmaßnahmen des Regimes nicht nur nicht rechtmäßig waren, von ihrer moralischen Beurteilung ganz zu schweigen, sondern auch in ihrer Ausrichtung nicht trennscharf. Um von ihnen betroffen zu werden, reichte eine kleinere Anpassungsschwierigkeit, die noch nicht einmal bewusst vollzogen worden sein musste. Es reichte ihre Attestierung durch Regimevertreter, die überwiegend bemüht waren, ihre persönliche Effizienz im Sinne einer praktischen Umsetzung der NS-Ideologie unter Beweis zu stellen, sich im oben beschriebenen Sinne positiv im NS-Kontext zu positionieren.

Die hier skizzierte Entwicklung einer fortschreitenden Ausgrenzung verschärfte sich zwar während des Krieges, war jedoch Ausdruck der grundsätzlichen Selbstinterpretation nationalsozialistischer Herrschaft durch das NS-Regime. Anders gesagt, man interpretierte sie als Notwendigkeit bei der Umsetzung der eigenen ideologischen Ziele, nicht als kriegsbedingten Zwang. Dafür spricht schon die Tatsache, dass die „rassisch-soziale Sanierung des deutschen Volkskörpers“ (Frei, N. (2005), S. 119) zu einem Zeitpunkt (1940) verstärkt angegangen wurde, als die Siegeszuversicht auf ihrem Höhepunkt stand (vgl. ebd., S. 119ff.). Bestimmte Ansprüche des Regimes, sowie die Bestrebungen untergeordneter Nationalsozialisten, auf diese hin zu arbeiten, führten

auch im Verlauf des hier skizzierten Prozesses immer wieder zu zwischenzeitlichen Höhepunkten. So etwa als in den Jahren 1934 bis 1936 tausende angeblich „arbeits-scheue Asoziale“ verhaftet wurden und „Sturmabführer“ Alarich Seidler, in dessen Heimatregion Bayern allein bei einer Razzia im Juli des Jahres 1934 „Asoziale“ verhaftet worden waren, im Oktober 1936 auf der Hauptversammlung des Gesamtverbandes deutscher Wanderarbeitsstätten prahlte:

„>Wer heute in Bayern als Hilfsbedürftiger ein Krankenhaus betritt, ist sozusagen schon verhaftet.<“ (zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 55).

Die letztlich über 100 000 betroffenen „asozialen Kräfte“ sollten dem Arbeitsmarkt wieder zugeführt werden, indem sie, wie der „Chef der Dienststelle >Vierjahresplan< im persönlichen Stab des Reichsführers SS“, „Oberführer Greifelt“, in einem Vortrag vom Januar 1939 rückblickend formuliert, „>... eine Erziehungskur in den hierzu hervorragend geeigneten Konzentrationslagern durch(machen).<“ (zitiert nach ebd., S. 65).

Entsprechend der oben skizzierten Radikalisierungsdynamik mussten auch die nationalsozialistischen Diskriminierungsagitationen gegenüber der jüdischen Minderheit, welche das NS-Regime gezielt als „primäres Symbol für den unablässigen Kampf im Innern“ (Broszat, M. (1970), S. 408) instrumentalisierte, in letzter Konsequenz „schließlich in der >Endlösung enden“ (ebd., S. 405).

„Das Regime war außerstande, eine dauerhafte und rationale soziale Neuordnung zu schaffen“ (Kershaw, I. (2007), S. 77). Dies galt sowohl bezüglich dessen ideologischer Abstraktionen, „bis 1945 (blieb) ungeklärt, was genau man sich unter einer wertvollen Rasse vorzustellen und wer als Jude zu gelten hatte“ (Echternkamp, J. (2004), S. 6), als auch seiner konkreten gesellschaftspolitischen Maßnahmen. Den Weg zu einer wie auch immer gearteten „Volksgemeinschaft“ beschritten die nationalsozialistischen Führer zum einen, indem sie bemüht waren, eine Inklusion der „Volksgenossen“ mit deren höchst heterogenen Interessenlagen durch eine Berufung „auf immer höher geschraubte Fernziele“ (Broszat, M. (1970), S. 398) zu fördern, sowie zum anderen und insbesondere durch die gezielte Exklusion „unerwünschter Elemente“.

Die damalige soziale Realität lässt sich also nicht einfach nach Innen und Außen, nach Verfolgern und Verfolgten unterscheiden – zumindest dort, wo es sich nicht um überzeugte und engagierte Nationalsozialisten, sowie deren Opfer, wie etwa politische Gegner, Juden, Sinti und Roma handelte. Vielmehr beinhaltete die Ideologie der „Volksgemeinschaft“ auch für viele „normale“ Bürger eine subtile Bedrohung. Der, 1929 geborene, Herbert Zinkl berichtet aus seiner Österreichischen Heimat nach dem „Anschluss“ an das „deutsche Reich“:

„Manche Leute wurden vor lauter Ahnenforschung nicht nur blöd, sie fühlten sich plötzlich ihrer selbst nicht mehr sicher, waren bei der Aufstellung ihrer Ahnentafel auf einen verdächtigen Namen gestoßen. Auf einen Namen, der eine verderbliche Beimischung unarischen Blutes befürchten ließ. Sie traten vor den Spiegel – keine blauen Augen! Und die Nase – war sie nicht verdächtig gebogen? Mancher ließ bei solchen Gefahrenzeichen die Ahnenforschung lieber gleich bleiben“ (ders. (1988), S. 92).

Derartige Ängste führten jedoch kaum einmal zur Infragestellung des „völkischen“ Konzeptes des NS-Regimes. Denn der Versuch, den ideologischen Maximen gerecht zu werden, bedeutete zumeist einerseits, dass man sich mit der Begründung derselben abgefunden hatte, sowie in vielen Fällen – wo dies nicht aus reiner Angst geschah – andererseits, dass man mit den Versprechungen derselben auch persönliche Hoffnungen verband, sprich verführbar war. In diesem Sinne bedeutete die Erkenntnis oder schon die Angst, diesen nicht zu genügen, keineswegs, dass sich der Betreffende von der NS-Ideologie abgewandt hätte. Gerade eine, so auf Überlegenheit, Stärke und Willen abzielende „Weltanschauung“ evozierte eher beschämtes Wegducken oder trotziges Leugnen der eigenen Unzulänglichkeit, sowie den Versuch, die eigenen Missstände durch besonders engagierten Einsatz für die „Sache“ der „Bewegung“ wettzumachen. Gerade diese Diskrepanzwahrnehmungen zwischen einem unerreichbaren Ideal einerseits, sei es von den Nationalsozialisten konkret vorgegeben oder vom einzelnen „Volksgenossen“ nach eigenen Dispositionen aus dem Angebotspool ideologischer Deutungsmuster subjektiv konstruiert, sowie den an sich selbst ausgemachten Unzulänglichkeiten andererseits, evozierten bei vielen Betroffenen eine äußerst robuste, auf Angst, Scham und den psychischen Effekten ihrer Verdrängung aufbauende, Bindung an das Regime und seine Ideologie (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 281ff.). Auch wenn man vielfach versuchte, sie durch lautstarke Berufungen auf das eigene „Herrenmenschentum“, sowie die argumentative oder gar physische „Ausmerzungen“ des personifizierten Anderen (Diffamierung, Ausgrenzung, Deportation und schließlich Ermordung der „Juden“) zu verdrängen, „die Angst selber zum unwerten Leben zu gehören und die Selektion zu verdienen“ (ebd., S. 283), unwiderruflich nicht den „arischen Kriterien“ zu entsprechen (vgl. ebd., S. 284), war auch unter den Mitgliedern der „Volksgemeinschaft“ gegenwärtig (vgl. Schmidbauer, W. (1980)). Es wird oft übersehen, dass sich die stetige Vermittlung der nationalsozialistischen Grundsätze zur „Rassenhygiene“ in den unterschiedlichen Erziehungsinstitutionen nicht nur als Auslöser vermeintlicher Selbsterhöhungsgefühle auf die Ebene alltäglicher Sozialisation durchschlagen konnte, sondern eben auch als deren Gegenteil:

„Für die rassentheoretisch orientierte Pädagogik blieb es... während der ganzen Zeit des Nationalsozialismus ein ungelöstes Problem, daß die Rassentypologie in einem gewissen Spannungsver-

hältnis zur Volksgemeinschaftsideologie stand, weil sie Differenzierungen und Spaltungen implizierte. Wenn Lehrer etwa dazu übergingen, die Rassentypologie an den Schülern ihrer Klassen zu illustrieren, wenn Schüler anfangen, sich nach den rassentypologischen Bildvorgaben einzustufen und zu vergleichen, konnte dies negative Auswirkungen auf die Klassengemeinschaft haben“ (Harten, H.-C.; Neirich, U.; Schwerendt, M. (2006), S. 19).

Nicht nur auf die Klassengemeinschaft, so wäre hinzuzufügen, sondern auch auf die Selbstwahrnehmung und Identitätsbildung der einzelnen Schülerinnen und Schüler. Beides, die euphorische Freude über eine so entdeckte, vermeintliche eigene „rassische Höherwertigkeit“, wie auch die Scham über eine angenommene eigene „rassische Minderwertigkeit“, dürften in einer Vielzahl der Fälle zur verstärkten Inklusion in das NS-System geführt haben. Letzteres jedenfalls so lange dieses glaubhaft Stärke suggerieren und damit vermeintlich Deutungshoheit beanspruchen konnte. Im Sinne der Zielsetzung einer Evozierung einer nachhaltig wirksamen NS-Gesinnung dürfte dem Regime langfristig jedoch daran gelegen gewesen sein, seinen Zöglingen mehr loyalitätsfördernde soziale Anerkennung zu vermitteln als bedrohlich anmutende Beschämungsängste.

Gegenüber der beschriebenen potentiellen Bedrohung waren dann auch alle Pauschalzuschreibungen an *den* „Volksgenossen“ und sein Gegenstück *den* „Juden“ höchst verführerisch, da sie von ersteren zunächst einmal keine individuellen Eignungsnachweise verlangten. Ein Aufbrechen der Überzeugungskraft dieses Ideologiekonzeptes wäre damals nur möglich gewesen (und ist es noch heute) mittels einer Kombination aus Aufklärung über dessen objektiv belegbare wissenschaftliche Unrichtigkeiten, sowie einer Anleitung zur persönlichen Auseinandersetzung mit den subjektiven Motiven (Ängste, Scham, Hoffnungen etc.), welche sich mit dessen individueller Proklamation bzw. der Empfänglichkeit für dessen propagandistische Verkündung verknüpften.

Im nationalsozialistischen Erziehungssystem wurde die angesprochene Angst vor der eigenen Unzulänglichkeit zunächst bewusst und gezielt gefördert, um eine nachhaltige Inklusion der jungen Generation in das Herrschaftssystem zu unterstützen und gleichsam ein Infragestellen der ideologischen Proklamationen zu unterbinden. Schneider et al. haben in ihren Interviews mit ehemaligen Zöglingen der so genannten „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ (Eliteschulen des NS-Systems) herausgearbeitet, dass diese das Deutungsmuster tief verinnerlicht hatten, dass für jede wahrgenommene Diskrepanz zwischen ideologischem Ideal und erlebter Realität als Ursache persönliche Unzulänglichkeiten auszumachen und darauf mit Scham zu reagieren sei (vgl. dies. (1996), S. 98). Oftmals ist ihre Auseinandersetzung mit der NS-Zeit bis

heute geprägt von der Angst vor dem Urteil: „Er hat sich als Gemeinschaftswesen, als Teil der Elite disqualifiziert und gerät damit konsequent auf die Seite des >Negativen<, Wertlosen, letztlich >Lebensunwerten<“ (ebd., S. 191).

Neuere Forschungen haben ergeben, dass das Scham-Paradigma ganz allgemein bei den aktiv am Nationalsozialismus beteiligten Personen häufig eine Anerkennung ihrer eigenen schuldhaften Beteiligung, deren Durcharbeitung und die Übernahme von persönlicher Verantwortung dafür verhindert (vgl. Marks, S. (2007a), S. 172). Hinzu kommt, dass ein komplexes Gemisch aus Schamgefühlen über die Verbrechen der Vorfahren, eigenen traumatischen Schamerfahrungen, sowie narzisstischen Defiziten auch gegenwärtig entscheidende Motive für eine Hinwendung Heranwachsender zu rechtsextremen Kreisen und Ideologien darstellen (vgl. ebd., S. 174ff.), oder zumindest eine innere Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Schamauslösern erheblich behindern können (vgl. Wurmser, L. (2007b), S. 23f.). Diesen Erkenntnissen folgend ist diese Arbeit bemüht, beide Aspekte, die historischen Realitäten, sowie ihre subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung durch die Zeitzeugen, gleichermaßen zu berücksichtigen.

Der Nationalsozialismus lässt sich in diesem Zusammenhang mit einiger Berechtigung als „Scham-Kultur“ (Marks, S. (2007b), S. 36) bezeichnen.

Das Angebot zur Schamabwehr, welches die NS-Ideologie und die politischen Argumentationsmuster der NS-Führung anboten, generierte zu guten Teilen deren Attraktivität für die deutsche Bevölkerung vor 1933. Nach der Machtübernahme sicherten nicht zuletzt diese Optionen zur Schamabwehr, verstärkt durch die anfänglichen außenpolitischen Erfolge Hitlers, sowie deren Gegenpart, die im NS-System allgegenwärtige Beschämungsdrohung bei Normabweichung, die nachhaltige Loyalität der „Volksgenossen“ zum Nationalsozialismus und insbesondere seinem „Führer“. Nach 1945 behinderten schließlich Reaktionen der Schamabwehr bezüglich der eigenen mentalen Verführbarkeit durch den Nationalsozialismus oder der tatsächlichen Involvierung in dessen verbrecherische Politik eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der eigenen und kollektiven NS-Vergangenheit.

Das NS-System kannte vordringlich zwei Ebenen der avisierten In- und Exklusion, erstens die „rassische“ und zweitens, dieser nachgeordnet, eine Gesinnungs- und verhaltenstechnische. Während Erstere prinzipiell darüber entschied, wem In- oder Exklusionsbestrebungen zuteilwerden sollten, sah die Letztere zunächst eine stetige Erhöhung des Inklusionsdruckes gegenüber abweichenden „Volksgenossen“ vor, um dann, ab einem gewissen, zumeist willkürlich als hierzu hinreichend bewertetem, Maß der Abweichung in Exklusionsagitationen gegenüber der betreffenden Person oder

Bevölkerungsgruppe umzuschlagen. Über die 12 Jahre der NS-Herrschaft haben sich sowohl die Frequenz, mit welcher Personen oder Gruppen der Exklusion preisgegeben wurden, als auch die dabei an den Tag gelegte Gewaltbereitschaft deutlich erhöht (vgl. These 5). Im hier diskutierten Kontext ist diesbezüglich von Bedeutung, dass die soziale Praxis der In- und Exklusion im NS-System stets mit der Vermittlung von Stolz- oder Schamgefühlen bzw. mit dem Versprechen von ersterem und der Drohung mit letzterem einherging (vgl. Wildt, M. (2007), S. 249ff.). Insbesondere das inhaltlich und begrifflich vage Konzept der „Ehre“ legitimierte und definierte hierbei die sozialen Ungleichheiten innerhalb der „Volksgemeinschaft“ (vgl. ebd., S. 257f.). Ob jemand deren Mitglied werden könne, welchen sozialen Status er gegebenenfalls in ihr haben solle, dies sollten erstens rassistische und zweitens Kriterien der Anpassungsbereitschaft entscheiden. In jedem Fall aber wurde das Ergebnis mit einer entsprechenden Zuschreibung vorhandener oder nicht vorhandener „Ehrenhaftigkeit“ verklärend begründet. Auch diesbezüglich war es von besonderer Problematik, dass eine attestierte „Unehrenhaftigkeit“ nicht bloß als diffamierende Zuschreibung existierte, sondern sowohl außerhalb als auch innerhalb der „Volksgemeinschaft“ massiver werdende Gewaltagitaktionen gegen die Betroffenen als „spezifische Praxis“ (ebd., S. 258) nach sich zog und angeblich rechtfertigte.

Abgesehen von der oben angedeuteten „Endlösungs“-Problematik, hätte das hier skizzierte Ausgrenzungsprojekt der NS-Führung ohne jeden Zweifel letztlich enorme Ausmaße angenommen. Zur Erreichung des „Endzieles“ einer „Ausmerze“ sämtlicher störender Elemente der „Volksgemeinschaft“ (nicht ihrer ohnehin a priori ausgegrenzten „Gegner“: Juden, aber auch Sinti und Roma) müssten laut der Schätzungen, welche zwei Universitätsärzte während des Krieges im Zusammenhang mit den „Euthanasieplänen“ des Regimes anstellten, mindestens eine Million Deutscher „entfernt“, also verhaftet oder getötet werden (vgl. Frei, N. (2001), S. 169).²²³

²²³ Nach geschichtswissenschaftlichen Schätzungen waren während der NS-Zeit rund 2 Prozent der deutschen Bevölkerung, also 1,4 Millionen Menschen, mindestens einmal der Verfolgung und Verhaftung durch das Regime ausgesetzt (vgl. Janka, F. (1997), S. 291f.). Den direkten Umkehrschluss Jankas, dass dies hieße, „daß sich 98 Prozent... der Deutschen den Zielvorstellungen der Nationalsozialisten entsprechend verhalten hatten“ (ebd.), kann ich so vereinfacht nicht teilen. Er übersieht meines Erachtens die Willkür, welche der NS-Repressionsapparat in seinen Agitationen walten ließ, und überschätzt außerdem die Effizienz mit der dieser arbeitete. Denn nur, wenn jede Abweichung erfasst und geahndet worden wäre, ließe sich eine derartige Gliederung, nach regimekonformen und nicht regimekonformen Verhaltensweisen, aus der obigen Statistik herauslesen. Die Zahlen sprechen allerdings dafür, dass tendenziell die Angst vor Repression einen, gegenüber der tatsächlich erfahrenen Verfolgung, erhöhten Anpassungsdruck auf die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ ausgeübt haben dürfte (vgl. dazu auch These 2). Die, 1939 beginnende und im Vernichtungskrieg in der Sowjetunion kulminierende, Ausrottungspolitik des NS-Regimes gegenüber den dort lebenden, endgültig unerwünschten „Fremdvölkischen“ zielte demgegenüber freilich auf ganz andere Größenordnungen. Von der voranschreitenden Ermordung der europäischen Juden abgesehen – die eher ideologisch als bevölkerungspolitisch oder ökonomisch moti-

Das NS-Gesellschaftsprojekt für welches es bei der Machtübernahme keinen fixen Plan gegeben hatte, dessen Umsetzung aber gänzlich der Logik aus Hitlers „Weltanschauung“ entsprach, wurde spätestens ab 1941 entsprechend dem, vom Kontext der NS-Ideologie abhängigen, Leistungspotential der betroffenen „Volksgenossen“ in die Praxis umgesetzt:

„Die Befürchtungen besonders älterer Menschen, die (Euthanasie-)Aktionen könnten sich schließlich gegen jeden richten, der keinen Nutzen mehr für die Allgemeinheit erbringe, traf im Grunde zu: Mit dem fortschreitenden Krieg wurde das Euthanasieprogramm auf immer weitere <gesellschaftlich Unbrauchbare> ausgedehnt. <Verlegt>, das heißt getötet, wurden schließlich auch sogenannte Asoziale, Kriminelle, Psychopathen, Homosexuelle, Kriegshysteriker, erschöpfte Fremdarbeiter und bettlägerige Alte“ (Frei, N. (2005), S. 120).

Die „Ausmerze“ des „Euthanasie-Programms“, welches insgesamt in Deutschland und in den besetzten Gebieten etwa 275 000 kranke oder behinderte Menschen das Leben kostete (vgl. Wildt, M. (2008), S. 132), sowie auch des Holocaust, welcher letztlich sechs Millionen jüdischer Todesopfer forderte, waren keineswegs Einzelaspekte der NS-Herrschaft, die sich beliebig anderen gegenüberstellen ließen, sie stellten vielmehr die unmittelbare, letztlich unausweichliche und auf bedrückend extreme Weise sozialisationsrelevante Konsequenz der Hitler'schen Ideologie dar.

viert war –, sollte in der Sowjetunion eine „>Volkskatastrophe<“ (Hitler am 8. Juli 1941, zitiert nach Schreiber, G. (1993), S. 343) gezielt herbeigeführt, und zum eigenen Vorteil ausgenutzt werden. Himmler sprach Anfang 1941 diesbezüglich von einer „>... Dezimierung der slawischen Bevölkerung um 30 Millionen<“ (zitiert nach ebd., S. 343f.). Die Richtlinien der Agrarpolitik für die zu besetzenden Gebiete im Osten nahmen im gleichen Jahr eine Zahl „von >mindestens 80 Millionen< überflüssigen Essern“ (ebd., S. 344) an. „Als Himmler... am 12. Juni 1942 den >Generalplan Ost< billigte, war für 85 Prozent der Polen, 65 Prozent der Ukrainer, 75 Prozent der Weißruthenen und 50 Prozent der Tschechen die Deportation nach Sibirien vorgesehen... Maximal hätte die gigantische Bevölkerungsverschiebung, bei der millionenfacher Tod einkalkuliert wurde, 90 000 000 Menschen erfaßt, nach anderen Entwürfen mindestens 30 000 000“ (ebd.). Die inhumane Herrschaftsauffassung des NS-Regimes wird unmittelbar deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass dessen geplante Neugestaltung Europas letztlich elf Millionen Juden beinhaltete, die man „auszurotten“ gedachte und 31 Millionen Slawen, welche „>verschrottet<“ werden sollten (vgl. Piper, E. (2007), S. 510). Völlig zu Recht bezeichnet Adam Tooze dieses Vorhaben als zweites „Mordprojekt“ (ders. (2007), S. 550), mit welchem die Wehrmacht, zusätzlich zum gezielt „völkermörderischen Streben“ (ebd.), in die Sowjetunion einmarschiert“ (ebd.) sei.

Während man den jüdischen „Rassefeind“ per se „vernichten“ wollte, plante man in der nationalsozialistischen Führungsriege mit zynischem Chauvinismus, die slawischen „Untermenschen“ zunächst einmal skrupellos auszubeuten: „Die Slawen sollen für uns arbeiten. Soweit wir sie nicht brauchen, mögen sie sterben. Impfwang und deutsche Gesundheitsfürsorge sind daher überflüssig. Die slawische Fruchtbarkeit ist unerwünscht. Sie mögen Präservative benutzen oder abtreiben, je mehr desto besser. Bildung ist gefährlich. Es genügt, wenn sie bis 100 zählen können. Höchstens die Bildung, die uns brauchbare Handlanger schafft, ist zulässig. Jeder Gebildete ist ein künftiger Feind. Die Religion lassen wir ihnen als Ablenkungsmittel. An Verpflegung bekommen sie nur das Notwendigste. Wir sind die Herren, wir kommen zuerst“ (Direktive zur Behandlung der Einheimischen in den eroberten Ostgebieten, die Martin Bormann im Juli 1942 nach Hitlers Vorgabe verfasste, zitiert nach ebd., S. 529). Die hier anklingenden Intentionen einer extrem funktionalistischen Erziehung der „Slawen“, nach Maßgabe der Bedürfnisse, welche das NS-Regime für die „arische Volksgemeinschaft“ ausgemacht hatte, erfuhren in der Schulpolitik im besetzten Polen eine ansatzweise Realisierung (vgl. Klessmann, Ch. (1980), Harten, H.-C. (1996, 2006) sowie Keim, W. (1997), S. 186ff.).

Demgegenüber blieben alle Zugehörigkeitskategorien der NS-Gemeinschaftskonzeption unklar. Birthe Kundrus hat gerade kürzlich auf dem Deutschen Historikertag wieder darauf hingewiesen, dass es nie eine verbindliche Definition des NS-Regimes dazu gegeben habe, was man dort exakt unter Volkszugehörigkeit verstehe (vgl. dies. (2009)). Die entsprechenden Selektionskriterien wurden dann auch im Kontext der nationalsozialistischen „Volkstumspolitik“ in den besetzten Gebieten im Osten Europas zunehmend flexibel gehandhabt und stets am jeweiligen Nutzen für die Pläne der NS-Politik ausgerichtet.

3.3.1.9. *Die Aufnahme und Nachwirkung nationalsozialistischer Ideologie im individuellen Bewusstsein*

Abschließend geht es im Folgenden darum, den Grad bzw. die Schwerpunkte einer Verinnerlichung der „völkischen Weltanschauung“ durch die Zeitgenossen – in dieser Arbeit vor allem die damals heranwachsenden Kinder und Jugendlichen – nachvollziehbar zu machen. Hierbei erscheint es mir sinnvoll, das Konstrukt der nationalsozialistischen Ideologie in eine Perspektive zu übertragen, welche die Wahrnehmung und Interpretation der sozialen Realität durch das Subjekt zum Ausgangspunkt nimmt. Eine solche Perspektive ermöglicht es, der erziehungswissenschaftlich und sozialisationstheoretisch relevanten Frage nachzugehen, „wo denn... diese NS-Sozialisation geblieben ist“ (Henningsen, J. (1985), S. 333) und wie sich ihre mentalen Effekte nach 1945 dargestellt haben (vgl. ebd.). Der Auffassung folgend, dass diese weder „einfach völlig verdampft“, noch einfach in dem, „was heute wieder nach Hakenkreuz oder ‚Heil Hitler‘ aussieht“ (ebd.) zu finden sind, wird diesbezüglich ein hermeneutisch ausgerichteter Ansatz Ulrich Oevermanns zur Analyse herangezogen: Das soziale Deutungsmuster.²²⁴ Oevermann definiert dieses folgendermaßen:

„Unter sozialen Deutungsmustern sollen nicht isolierte Meinungen oder Einstellungen zu einem partikularen Handlungsobjekt, sondern in sich nach allgemeinen Konsistenzregeln strukturierte Argumentationszusammenhänge verstanden werden“ (ders. (1973), S. 3, vgl. hierzu auch ders. (2001a, 2001b)).²²⁵

Mit dem Begriff Deutungsmuster werden also die einzigartige Struktur sowie das spezifische Werte- und Relevanzsystem einer bestimmten Interpretationsordnung der sozialen Welt und deren objektiver Handlungsprobleme bezeichnet. Im Ergebnis ver-

²²⁴ Der Begriff des Deutungsmusters wird innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung überaus uneinheitlich gebraucht (vgl. Bohnsack, R.; Marotzki, W.; Meuser, M. (2003), S. 31). In dieser Arbeit findet er ausschließlich im Sinne Oevermanns, bzw. hieraus stringent abgeleiteter Ansätze (vgl. etwa Rosenthal, G. (1986), S. 36ff.), Verwendung.

²²⁵ Oevermanns Deutungsmusteransatz lässt sich hierbei m.E. als Konkretisierung der Theorie des sozialen Habitus nach Bourdieu (vgl. die diesbezüglichen Ausführungen im vorangegangenen Kapitel) verstehen.

mitteln Deutungsmuster dem Subjekt eine, „wie selbstverständlich für gültig gehaltene Orientierung“ (ders. (2001b), S. 43) in der sozialen Welt. Deutungsmuster sind hierbei nicht als bewusst vertretene subjektive Meinungen zu verstehen, sondern als tief verinnerlichte Sinnzusammenhänge, welche für das betreffende Subjekt die Qualität scheinbar „objektiver Strukturen“ (ders. (2001a), S. 4) erhalten und sich diesem als „soziale Tatsachen sui generis“ (ebd.) darstellen.

Eine Deutungsmusteranalyse richtet ihr Augenmerk demnach auf „kollektive Strukturen eines sozialen Unbewussten“ (ders. (2001b), S. 37).

Bezogen auf die Elemente der NS-Ideologie, wie sie oben ausführlich beschrieben wurden, hat Rosenthal hieraus den Begriff des „nationalsozialistischen Deutungsmusters“ entwickelt (vgl. dies. (1986), S. 36ff. sowie (1987), S. 68ff.).²²⁶ Ich werde diesen Terminus für die Analyse der Einzelfälle in dieser Arbeit übernehmen, da er es erlaubt, sowohl die damalige individuelle Auseinandersetzung mit der „völkischen Weltanschauung“ nachzuvollziehen, als auch deren eventuell vorhandene Überbleibsel im heute aktiven subjektiven Wissensvorrat der Zeitzeugen. Die Beschreibung der NS-Ideologie als Interpretationsfolie von universalem Gültigkeitsanspruch ist diesbezüglich der passende Ort, um den Hinweis auf das Potential der sozialen Strukturen während der NS-Zeit, Deutungsmuster zu evozieren, einzuführen. Selbstverständlich kön-

²²⁶ Der, bisher nur auf Englisch veröffentlichte, Versuch Claudia Koonzs, die ideologischen Motive eines „Nazi conscience“ (vgl. dies. (2003), S. 4ff.) zu erfassen, sowie die Bemühungen des Regimes, die Implikationen dieses „Bewusstseins“ innerhalb der „Volksgemeinschaft“ zu verbreiten und zu verankern (vgl. ebd., S. 13f., sowie besonders das Kapitel zur Jugend während der NS-Zeit (ebd., S. 131ff.)), exemplarisch darzustellen, kann m.E. ebenfalls als Analyse des weltanschaulichen Deutungsmusters der Nationalsozialisten verstanden werden, wenngleich sie diesen Terminus nicht verwendet. Die Gemeinsamkeiten mit dem oben skizzierten Deutungsmusteransatz werden bereits in Koonzts einführenden Erklärungen deutlich, wenn sie, auf die exponierten Führungspersonen des NS-Systems bezogen, ausführt: „The men, and a few women, who popularized Nazi racism expounded at great length about what they called ‘the idea’ (*die Idee*) of National Socialism. *What outsiders saw as ideology, Nazis experienced as truth* [Hervorhebungen; der Autor]“ (ebd., S. 2). Es geht also auch hier um das Potential einer Wahrnehmungsbeeinflussung durch die stetige Vermittlung der Maximen der „völkischen Weltanschauung“. Ein Schwerpunkt Koonzs liegt auf der Analyse der sukzessiven Exklusion (real, vor allem aber im Bewusstsein der „Volksgenossen“) der jüdischen Bevölkerung aus der „Volksgemeinschaft“ und damit einhergehend, dem Ausschluss aus dem Gültigkeitsbereich der dort verbindlichen moralischen Normen. Hier finden sich deutliche Übereinstimmungen mit der, in dieser Arbeit vorgestellten, Argumentation zum Thema (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung). Wichtig ist, dass ein NS-Deutungsmuster nicht einfach aus den Elementen der nationalsozialistischen Ideologie abgeleitet werden kann, sondern ebenso soziale Verhaltensnormen impliziert, welche das Regime als löblich und „natürlich“ vermarktete. So weist Svenja Goltermann in ihrer neuen Studie über die psychischen Folgen der Gewalterfahrungen von deutschen Soldaten während des Zweiten Weltkrieges eingangs darauf hin, dass zum „damaligen Wertekosmos“ (dies. (2009), S. 88), welcher bisher nicht ausreichend analysiert worden sei (vgl. ebd., S. 472), „zweifelloso“ auch Aufforderungen zu „Treue, Gehorsam und Tapferkeit, Mut und Opferbereitschaft“ (ebd., S. 88) zählten.

nen selbige jedoch ebenso aus anderen Elementen des „Dritten Reiches“ heraus bedingt worden sein.²²⁷

²²⁷ Harald Welzer und seine Forschungsgruppe haben diesbezüglich festgestellt, dass sich „Implizite Erinnerungen – jene Erinnerungen, die uns als solche nicht bewusst sind... – ... im familiären Diskurs über das >Dritte Reich< auf vielfältige Weise“ (Moller, S.; Tschuggnall, K.; Welzer, H. (2002), S. 135) reproduzieren bzw. diesen prägen (vgl. ebd., S. 134ff.). Wie oben beschrieben, werden aus diesen impliziten Erinnerungen häufig „Überzeugungen“ (ebd., S. 136), also für das jeweilige Subjekt scheinbar objektive Tatsachen. Nach Welzer können diese bezüglich ihrer Komplexität deutlich voneinander abweichen. So unterscheidet er einfache Sätze, wie etwa „>man musste ja mitmachen< oder >jeder hatte Arbeit< oder >es war eine schlimme Zeit<“ (ebd.). Diese Formulierungen fanden sich in derartig vielen Interviews der Forschergruppe, dass Welzer ihnen die Qualität kollektiver Interpretationsmuster der NS-Vergangenheit zuschreibt. Diese einfachen Aussagesätze bezeichnet er, in Anlehnung an Hans-Joachim Schröder, als „Topoi“ (ebd.). Da diese sich wiederholenden Aussagen allerdings oftmals einen erhöhten Grad an Komplexität erreichen, der eine Bezeichnung als „Topoi“ unzureichend erscheinen lässt, wendet sich Welzer – ohne jedoch Oevermann direkt zu erwähnen – dem Deutungsmusterkonzept zu: „Es sind Aussagen, die nicht in einzelnen Sätzen, sondern in Form von Argumentationen vorliegen, so etwa, wenn die eigene Begeisterung oder die der Eltern oder die der Großeltern für die NS-Jugendorganisationen mit den >natürlichen< Eigenschaften junger Menschen wie Naivität, mangelnder Erfahrung und jugendlichem Enthusiasmus erklärt werden, wenn festgestellt wird, dass es >nach '33 erst mal bergauf ging<, und dies als Grund dafür angeführt wird, dass die politische Führung der Nationalsozialisten akzeptiert wurde, oder wenn auf die Manipulierbarkeit >des Menschen< hingewiesen wird, um zu erklären, weshalb es so wenig Widerstand gegen >die Nazis< gab. Wenn es um Argumentationen dieser Art geht, werden wir von >Deutungsmustern< sprechen“ (ebd., S. 137). Es wird deutlich, dass die Deutungsmuster, welche sich auf die Vergangenheit der eigenen Person, kleiner (etwa der eigenen Familie) und größer (bis hin zur gesamten „Volksgemeinschaft“) Gruppen während der NS-Zeit beziehen, nicht auf die Inhalte der nationalsozialistischen Ideologie beschränkt sind, sondern von den verschiedensten Elementen der damaligen sozialen Welt geprägt sein können. Wichtig ist schließlich die Feststellung, dass „was im familiären Diskurs über die Zeit des Nationalsozialismus als selbstverständlich gilt, ... in vielem von dem Bild ab(weicht), das in Lexika und Geschichtsbüchern über das >Dritte Reich< gezeichnet wird, oder das über die öffentlichen Debatten der Vergangenheit im kulturellen Gedächtnis verankert zu sein schien“ (ebd., S. 137f.). Interessant ist ebenfalls, dass sich diesbezüglich kaum inhaltliche Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Familien erkennen lassen. Diese Befunde wiegen – gerade auch aus pädagogischer Sicht – umso schwerer, wenn man bedenkt, „dass es weniger die Schulen und die sonstigen Agenturen des kulturellen Gedächtnisses sind, die das Geschichtsbewusstsein junger Menschen prägen, als Alltagsgespräche in der Familie und nicht zuletzt Spielfilme“ (ebd., S. 15, vgl. hierzu auch Welzer, H. (2008)). Malte Thießen hat demgegenüber kürzlich anhand der Erinnerungen an die Bombardierung Hamburgs im Zweiten Weltkrieg darauf hingewiesen, dass „sich offenbar öffentliche Deutungsangebote“ (ders. et al. (2008), S. 234) in die Erinnerung damals betroffener Zeitzeugen „gemischt“ hätten. Hieraus schließt er, dass „das individuelle und das Familien-Gedächtnis... keineswegs als abgeschotteter Erinnerungsraum den öffentlichen Deutungen der Vergangenheit gegenüber(stehen)“ (ebd., S. 236). Hierzu ist anzumerken, dass Thießen keine Beispiele anführt, in welchen die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in das familiäre Gedächtnis Einzug gehalten hätte, sondern vielmehr von entsprechenden Effekten in Folge der „Ritualisierung und medialen Dauerpräsenz“ (ebd., S. 237) des Hamburger „Feuersturms“ ausgeht (vgl. ebd.). Zudem belegen Thießens Ergebnisse, dass die öffentlichen Deutungsmuster (insbesondere mediale Inszenierungen) herangezogen werden, um Interpretationen des Bombenkriegs zu stützen, die den persönlichen Bedürfniskonstellationen entsprechen (vgl. ebd., S. 235). Somit kann Thießen verdeutlichen, dass der Bereich der familiären Erinnerungen nicht abgeschottet ist gegenüber den Einflüssen der öffentlichen Erinnerungsinszenierungen. Ein Widerspruch zu den Erkenntnissen der Forschungsgruppe um Harald Welzer ergibt sich hieraus jedoch nicht. Um einen solchen herstellen zu können, bedürfte es zunächst einer weiteren Differenzierung dessen, was Thießen „Erinnerungskultur“ nennt und den „familiären Erzählungen“ gegenüberstellt (vgl. ebd., S. 236). Denn, dass sich letztere auch aus medialen Darstellungen der NS-Zeit speisen, darauf haben auch Welzer et al. hingewiesen. Diese sind aber nicht mit der wissenschaftlichen, um faktische Aufklärung, nicht um emotionale Stimulierung bemühten Aufarbeitung der NS-Zeit und den daraus resultierenden Erkenntnissen gleichzusetzen.

Die methodologischen Implikationen des Deutungsmusteransatzes lassen sich mit Bohnsack et al. benennen:

„Obschon Deutungsmuster mentale oder kognitive Strukturen sind, sind sie den Akteuren in der Regel nicht diskursiv verfügbar. Sie haben die Eigenschaft eines ‚tacit knowledge‘ bzw. eines ‚impliziten Wissens‘, was zur Konsequenz hat, dass die Akteure die innere Logik derjenigen Deutungsmuster, die ihre Wahrnehmung von Welt strukturieren und ihrem Handeln eine Orientierung geben, gewöhnlich nicht oder allenfalls bruchstückhaft explizieren können. Methodologisch gewendet heißt das: Die innere Logik von Deutungsmustern ist nicht abfragbar, sie erschließt sich allein einer rekonstruktiv verfahrenen Forschung..., welche an den Ent-Äußerungen der Akteure ansetzt und diese als Dokumente begreift, an denen sich das ihrer Erzeugung zugrunde liegende Deutungsmuster und dessen Logik ablesen lassen. Für empirische Deutungsmusteranalysen erweisen sich gesellschaftliche Umbruch- und Krisensituationen [wie die Zeiträume um die Jahre 1933 und 1945 in Deutschland; der Autor] als günstige Forschungsgelegenheiten. In solchen Situationen entwickelt sich eine erhöhte lebensweltliche Reflexivität, als deren Folge Deutungsmuster zumindest zeitweise manifest werden. (...) Die Deutungsmusteranalyse lässt sich... als ein Verfahren der mikrosoziologischen Analyse gesellschaftlichen Strukturwandels einsetzen... Deutungsmusteranalyse bezeichnet... ein Forschungsprogramm, nicht aber ein spezifisches methodisches Verfahren der Dateninterpretation“ (dies. (2003), S. 32f.).²²⁸

Die Aneignung von Deutungsmustern ist grundsätzlich impliziter Teil jeder Sozialisation, sowie ihre Integration in das eigene Bewusstsein Element der Persönlichkeitsentwicklung. Ausgangspunkt dessen sind die subjektiven Erfahrungen, welche die psychische Grundlage jeden Sozialisationsprozesses darstellen:

„Erfahrungen äußern sich stets in zugleich kollektiven wie individuellen Deutungsmustern von Selbst und Welt. Solche Deutungsmuster beruhen damit einerseits auf der Gleichzeitigkeit des Erlebten, andererseits aber auch auf grundlegenden Ähnlichkeiten der historischen, sozialen und individuellen Voraussetzungen und Erfahrungen, die die Grundlage für Selbst- und Weltdeutung darstellen“ (Grundmann, M.; Hoffmeister, D. (2007), S. 273f.).

Insofern ist das diesbezüglich Spezifische der NS-Zeit nicht die Annahme des biographischen Nachwirkens dort übernommener Deutungsmuster an sich, sondern die einzelner Versatzstücke der ideologisch geprägten nationalsozialistischen Weltsicht (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 90). Wichtig ist die Beachtung der Tatsache, dass Deutungsmuster eine spezifische individuelle oder kollektiv geteilte Reaktion auf bestimmte (von subjektiven Bedürfnissen geprägte und motivierte) Wahrnehmungen einzelner oder übergreifender Umweltfaktoren darstellen. Als solche müssen sie keineswegs einer irgendwie gearteten objektiven Realität entsprechen, tun dies in den meisten Fällen nur sehr bedingt. Daher kann man sie aus Letzterer auch nicht „logisch ableiten, sondern muss sie empirisch ermitteln“ (Reuband, K.-H. (2006), S. 332).

²²⁸ Vgl. zur Deutungsmusteranalyse ausführlicher Lüders, Ch.; Meuser, M. (1997).

Mögliche Vermittler von Deutungsmustern bzw. entsprechender Projektionsvorlagen konnten neben der alltäglichen Propaganda im NS-Herrschaftssystem auch andere Ebenen der Interaktion zwischen einer weit gefassten politischen Führung und der „Volksgemeinschaft“ werden. Für den pädagogischen Bereich haben etwa Schneider et al. nachgewiesen, dass ehemalige Zöglinge der so genannten „Napolas“ (umgangssprachlich für „Nationalpolitische Erziehungsanstalten“) bis heute stark und mit hoher emotionaler Aufladung an die dort verinnerlichten pädagogischen Prinzipien und deren argumentative Legitimationen gebunden sind (vgl. dies. (1996)).

Die schlichte Existenz eines besonderen Erfahrungshintergrundes einer Sozialisation während der NS-Zeit (neben der propagandistischen Verkündung des NS-Deutungsmusters gehörten hierzu u.a. auch spezifische Erfahrungspotentiale, wie sie beispielsweise der Zweite Weltkrieg mit sich brachte) darf allerdings nicht dazu verleiten, diesem per se eine pauschal und einheitlich Deutungsmuster evozierende Wirkung zuzuschreiben. Matthias Grundmann und Dieter Hoffmeister haben im Rahmen ihrer Ausführungen zur biographischen Bedeutung von „Kriegskindheiten“ eine Argumentation vorgetragen, welche sich durch Abstrahierung von der hierbei vorliegenden thematischen Verengung und Subtrahierung der daraus resultierenden pauschalen Traumatisierungsannahme für die betreffenden Jahrgänge, auch allgemein im Rahmen der Wirkungsanalyse einer Sozialisation während der NS-Zeit vertreten ließe:

„Daß kohortenspezifische Traumatisierungserfahrungen existieren, die das private wie gesellschaftliche Leben im bundesrepublikanischen Nachkriegsdeutschland entscheidend geprägt haben, ist unbestritten. Daß allerdings auch der Umkehrschluß gilt, d.h., daß ein kollektives Traumatisierungserleben auch massenhaft und zwingend bestimmte Deutungs-, Denk-, und Handlungsmuster hervor gebracht hat, ist schlicht unwahrscheinlich und nicht kompatibel mit der Kontingenz der Lebensmöglichkeiten. Bestenfalls existieren hier Verweisungszusammenhänge im Sinne eines >Es liegt nahe, daß...<. Gegenstand einer empirisch orientierten sozialwissenschaftlichen Herangehensweise an das Thema... können also nicht von der Faktizität des Erlebten direkt abgeleitete Orientierungs- und Handlungsmuster sein, sondern die in den biographisch erworbenen Deutungsmustern kristallisierten Reflexionen über das gelebte Leben und die darin verborgenen Aussagen über das Selbst“ (Grundmann, M.; Hoffmeister, D. (2007), S. 289).

Demgegenüber lassen sich Überbleibsel aus früher verinnerlichten Erklärungsansätzen zu den Sozial- und Naturgesetzen der Welt, wie sie etwa die „völkische Weltanschauung“ bereitstellte und welche die Wirklichkeit nach politischen Interessenslagen sowie ideologischen Überzeugungen zurechtzuschneiden suchten, beispielsweise in Form der oben beschriebenen Chiffren, bis heute in Diskursen über die NS-Zeit aufdecken. Freilich äußern sich diese sozialisierten Deutungsmuster nur selten offen, eindeutig oder bewusst als Element der NS-Ideologie (vgl. Schörken, R. (2005),

S. 174 und 183ff.). Mitunter lässt sich schon ihr Ursprung während der NS-Zeit nur anhand biographischer Fallrekonstruktionen feststellen. Es ist außerdem möglich, dass bereits vor 1933 vorhandene Einstellungen (etwa antisemitische Vorurteile) durch die NS-Propaganda eine spezifisch nationalsozialistische Auslegung (biologischer Rassismus oder eine angebliche jüdische Kriegsschuld etc.) erfahren haben. Wichtig ist auch zu verstehen, dass die Rede vom NS-Deutungsmuster nicht impliziert, es gäbe nur entweder dessen vollständigen Nachweis oder gar keine feststellbaren Effekte der ideologischen Indoktrinierung. Die Annahme eines „Alles oder Nichts“ geht an der Realität psychischer Nachwirkungen einer Sozialisation mit der nationalsozialistischen Ideologie vorbei (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 181ff.). Vielmehr muss eine Deutungsmusteranalyse differenziert untersuchen, wie damals die nationalsozialistische Propaganda im Einzelfall wahrgenommen und verarbeitet wurde, und welche Teilstücke, in welcher Konstellation, im individuellen Bewusstsein überdauert haben.

Hierzu lässt sich exemplarisch der Bericht des, 1929 geborenen, Zeitzeugen Helmut Zinkl heranziehen. Er erklärt, wie er im Österreich der NS-Zeit eine der antisemitischen „Chiffren“ verinnerlicht habe:

„Betrieben wir untereinander unsere Tauschgeschäfte und verstand einer es besonders gut, die anderen hereinzulegen, sagten wir: ‚Der handelt wie ein Jud‘ oder ‚Fürs Gehabte gibt der Jud nichts her‘; auch ‚Binkeljud‘ war ein gebräuchliches Schimpfwort. Niemand von uns kannte mehr als zwei Juden, und die waren beide Kaufleute, beide keine schlimmeren Groschengeier als die übrigen Händler in der Stadt. Der Vater – und nicht nur er – hielt sie sogar für menschlicher als die ‚weißen Juden‘ [gemeint sind die Kaufleute christlichen Glaubens; der Autor]. ‚Du Jud‘ – das war ohne Adverb oder Attribut für sich allein ein Schmähwort. Es sank, ohne daß uns jemals jemand anhielt, darüber nachzudenken, ob es recht sei, was wir gedankenlos nachplapperten, als böse Saat in uns ein“ (Zinkl, H. (1988), S. 87f.).

Diesem autobiographischen Bericht lassen sich einige Ausführungen Niethammers (vgl. ders. (1990)) anfügen, der beschreibt, dass die Juden bis heute:

„fast nur als Geschäftsinhaber erinnert werden, sie also sogleich mit Geld und Warenbeziehungen assoziiert werden, verweist auf die Verfestigung einer Erwartungshaltung aus deutlicher sozialer Distanz. Der Inhalt dieser Erwartung war in der Wirklichkeit, in der es unter den deutschen Juden dreimal so viele Selbständige und auch dreimal so viel im Handel Tätige als unter den Nicht-Juden gab, zwar angelegt, aber verfehlte die tatsächliche menschliche Komplexität der Juden als Mitbürger, von denen eben noch nicht einmal ein Fünftel Ladenbesitzer waren“ (ebd., S. 123).²²⁹

²²⁹ Dieses Deutungsmuster des marktbeherrschenden „jüdischen Geschäftsmannes“ (vgl. Benz, W. (2001), S. 13ff.) hat den Untergang des Nationalsozialismus mitunter recht schadlos überstanden. So erhielt James Stern, der im Auftrag der U.S. Regierung Interviews in Deutschland führte, kurz nach Kriegsende, auf seine Frage nach einer möglicherweise zu erwartenden Preissteigerung, von einem Münchner die Antwort, dies hinge wesentlich von den Juden ab: „>Den Juden?<

Der hergestellte Zusammenhang zwischen einer Sozialisation während der NS-Zeit und einem ins Bewusstsein des damals Heranwachsenden integrierten Elementes des NS-Deutungsmusters, ist bei obigem Einzelbeispiel ein künstlicher. Schon der zitierte autobiographische Bericht des Zeitzeugen offenbart, dass er seine biographischen Erfahrungen aus der NS-Zeit selbstreflexiv bearbeitet, und dabei die, damals verinnerlichten, Erklärungsansätze der sozialen Welt kritisch analysiert und weitgehend aufgegeben hat. Beim Sample Niethammers ist, in obigem Auszug, hingegen nicht geklärt, ob es sich um ein Deutungsmuster aus der NS-Zeit handelt. Auch wenn man zutreffend konstatiert, dass es immer weniger Zeitzeugen gebe, die bereits in der Weimarer Republik oder gar im späten Kaiserreich prägende Abschnitte ihrer Sozialisation verlebt haben, so ist es ohne weiteres möglich, dass es sich um jüngere Menschen handelt, die derartige Überzeugungen erst nach 1945 übernommen haben. Denn antisemitische, wie auch verschiedenste andere Versatzstücke des NS-Deutungsmusters werden insbesondere innerfamiliär, aber auch in weiteren gesellschaftlichen Interaktionskontexten, von älteren an jüngere Generationen tradiert. Dies wird in dieser Arbeit noch an einigen Beispielen erläutert werden. Ob ein direkter Zusammenhang besteht zwischen einer Sozialisation während der NS-Zeit und einem erkennbaren NS-Deutungsmuster, dies kann demnach erneut nur eine individuelle Fallrekonstruktion zweifelsfrei belegen.

An dieser Stelle ging es lediglich darum, ein strukturelles Potential aufzuzeigen. Ein solches ist zweifelsohne gegeben, wie nicht zuletzt das Beispiel des Bürgermeisters von Korschenbroich am Niederrhein verdeutlicht, der angesichts leerer Kassen öffentlich einen Vorschlag machte, welcher ein deutlich antisemitisches Deutungsmuster implizierte:

Er schlug vor, „zur Sanierung des Haushalts ‚müsse man ein paar reiche Juden erschlagen‘, was er dann damit entschuldigte, daß es sich eine regional gebräuchliche Redensart sei... Das war 1986. Es war nicht die einzige und nicht die letzte Artikulation des Vorurteils vom reichen und mächtigen Juden“ (Benz, W. (2001), S. 26, vgl. auch ebd., S. 115).

>Ja<, sagte er, >ich hoffe aufrichtig, daß alles wieder billiger wird, wenn die Juden zurückkommen.< >Juden zurückkommen? Welche Juden?< >Die Juden, die nach Amerika gegangen sind, natürlich. Sie kommen doch bald zurück nicht wahr?< (...). >Ja<, seufzte er, >unter (*sic!*) den Juden konnten wir immer alles billiger kaufen.<“ (zitiert nach Stern, J. (2006), S. 100). Auch konnte sich das Attribut des reichen „Juden“ bei einigen Zeitzeugen durchsetzen, die ansonsten kaum dem, vom NS-Regime erwünschten, aggressiven Antisemitismus anhängen. Dementsprechend erklärte ein jugendlicher „Arier“ dem, nicht als solchem erkannten, jüdischen Jungen Michael Degen gegen Kriegsende: „> (...) Was glaubst du, wer hinter den Amis steht? Die Juden, du Sack! Die Juden schleppen das große Geld an, und die Amis bauen damit ihre Riesenbomber. Währenddessen roten wir die Juden im Osten aus. Meinst du, das vergessen die uns? Die sind doch international verklammert. Die zahlen uns das zurück. Mensch, wenn wir deren Moneten auf unserer Seite gehabt hätten! Nicht auszudenken, wo wir heute schon stünden. Da könnten wir in der Berlingstraße schwimmen und in Sibirien Ski fahren. (...). Mit dem Judengeld und unserer Energie wären wir nicht zu schlagen.<“ (zitiert nach Degen, M. (2006), S. 171).

Dieses Deutungsmuster des materiell bevorteilten Juden wird häufig eingesetzt, um Konfrontationen mit der Passivität der deutschen Bevölkerung angesichts der sozialen Ausgrenzung und schließlich Deportation ihrer jüdischen Mitbürger während der NS-Zeit abzuwehren. Hierbei wird des Öfteren zudem darauf hingewiesen, dass es sich bei den Ermordeten doch vorrangig um osteuropäische Juden gehandelt habe, wohingegen die deutschen Juden, die aus der gleichen Bevölkerung stammten wie man selbst und die man zum Teil persönlich kannte, „größtenteils nach Amerika ausgewandert“ (Marks, S. (2007a), S. 98), oder eben auf damals unerklärliche Weise „verschwunden“ seien. Bei den Argumentationen dazu, wie den deutschen Juden dies gelingen konnte, kommt das obige Deutungsmuster ins Spiel. Stephan Marks zitiert hierzu exemplarisch eine Zeitzeugin, die, zwischen den angeblich reichen deutschen Juden und ihren armen Glaubensgenossen aus dem Osten differenzierend, feststellt: „>Es ist ja immer so in der Weltgeschichte. Die Reichen können gehen. Und die sind gegangen. Und die Armen, die müssen's ausbaden. So ist das doch immer und überall!(...).<“ (zitiert nach ebd., S. 99).

Unterstellt wird hierbei in völliger Verkehrung der Tatsachen (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung), dass die betreffenden deutschen Juden auch noch ihr Geld „rausgeschafft“ (ebd.) hätten. Auf besonders perfide Weise wird zudem mitunter das entsprechende Deutungsmuster benutzt, um den eigenen damaligen Opferstatus herauszustellen. So berichtet eine andere Zeitzeugin von ihren jüdischen Mitschülerinnen:

„>Die haben wir dann beneidet, als die erzählt haben: >Oh, wir kommen nach Amerika.< Und wir haben so was ja nie haben können.<“ (ebd.).

Eine weitere Zeitzeugin ergänzt hierzu:

„Das war... >natürlich für uns [!] schon bitter<.“ (ebd.).

Gegenwärtig lässt sich allgemein konstatieren, dass „die Mobilisierung traditioneller Feindbilder und Vorurteile... den alltäglichen Antisemitismus am Leben (hält). Die Tendenz, solches öffentlich zu machen, ist in den letzten Jahren steigend, obwohl gleichzeitig Antisemitismus als individuelle Einstellung, als politisches, kulturelles, soziales Grundmuster in Deutschland nach den Erkenntnissen der empirischen Sozialforschung rückläufig ist“ (Benz, W. (2001), S. 116). Der versiert und selbstsüchtig agierende Geschäftsmann ist diesbezüglich das wohl am weitesten verbreitete, nicht aber das einzige antisemitische Ressentiment, welches die NS-Zeit überdauert hat (vgl. ebd., S. 118ff.). Freilich werden diese nur in seltenen Fällen oder in entsprechenden sozialen Konstellationen (rechtsradikale Gruppierungen etc.) derart „plump, direkt und pauschal“ (ebd., S. 118) formuliert, wie von der NS-Propaganda vor 1945, sondern sind meist deutlich schwerer zu erkennen.

Allerdings wird hierbei stets „mit Stereotypen hantiert“ (ebd.). Entscheidend für den hier diskutierten Zusammenhang ist, was Benz für den Antisemitismus nach 1945 als prinzipielle Eigenschaft beschreibt:

„Antisemitismus dient im Alltag zur Erklärung der Welt, ist ein Verständigungsmittel auf Kosten anderer. Antisemitismus braucht die Aura des Unbestimmten, gedeiht im Geraune, im Dickicht von Andeutung und Vermutung; Antisemitismus ist ausgrenzende Übereinkunft im Ungefähren. Latenter Antisemitismus manifestiert sich im nicht öffentlichen Diskurs über eine Minderheit als Chiffre der Verständigung in der Mehrheit. Auf ‚die Juden‘ wird Unangenehmes delegiert, das mit ihrer Existenz nichts (oder allenfalls indirekt) zu tun hat (...) Daß ‚die Juden‘ keinen Anlaß zu diesen... [Zuschreibungen] gegeben haben, spielt bei solcher Übereinkunft, die alten Sündenbock-Funktionen neue Form gibt, keine Rolle. Antisemitismus ist kein von Juden verursachtes Phänomen, ist auch nicht Reflex auf jüdische Eigenschaften oder Handlungen. Antisemitismus ist vielmehr ein Symptom für die Defekte in der Mehrheitsgesellschaft, ausgelöst durch Frustrationen und Ängste, stimuliert durch Propaganda und Suggestion, genährt durch Tradition und Verabredung“ (ebd., S. 120).

Diese Definition traf, gerade was die Aussagen zur psychosozialen Dynamik anbetrifft, bereits auf die Verhältnisse vor und während der NS-Zeit zu. Eine noch deutlich geringere Aufklärung der Bevölkerung, sowie, von bestimmten einflussreichen Institutionen offen vertretene, traditionelle Ressentiments (der religiöse Antisemitismus der Kirche etc.) ermöglichten es den antisemitischen Vorurteilen sich stärker zu verbreiten, ohne auf normative Hemmungen zu stoßen. Den entscheidenden Unterschied zwischen damals und heute macht allerdings der politisch-gesellschaftliche Kontext der NS-Zeit aus, in welchem der nationalsozialistische Staat die „Sündenbock-Funktion“ des Antisemitismus laut propagierte, sowie die, daraus resultierende, Judenfeindschaft selbst forcierte und schließlich in die Mordpraxis des Holocaust überführte. Demgegenüber sind der Zweck und die verwendeten Stereotype des Antisemitismus in Deutschland, sprich die Deutungsmuster, vielfach ähnlich, oder zumindest vergleichbar strukturiert geblieben. An dieser Stelle gilt es, NS-Deutungsmuster inhaltlich etwas zu differenzieren. Deutungsmuster können in ganz unterschiedlichen mentalen Ausprägungen auftreten. Die bedenklichste unter ihnen ist sicher das bereits genannte Ressentiment:

„Unter Ressentiment verstehe ich einen Komplex von anhaltend bereitliegenden Gefühlsreaktionen und Überzeugungen...:

- Voraussetzung für das Entstehen von Ressentiments ist das Gefühl tief greifender Ungerechtigkeit.
- Es besteht der Eindruck, dieser Ungerechtigkeit ohnmächtig ausgesetzt zu sein, gekoppelt mit dem Bedürfnis nach Wiedereinsetzung der Gerechtigkeit. Diese Lage wird als demütigend erlebt.

- Aus der anhaltenden Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls, Ohnmacht und Demütigung erwächst Hass mit Rache- und Revanchewünschen.
- Das Gefühl der Ungerechtigkeit und der chronifizierende Hass radikalisieren das Über-Ich. Die heftigen Affekte erfordern eine Abstimmung mit dem Über-Ich, das die Affekte rechtfertigen muss, damit intrapsychische Spannung reduziert wird... Das geschieht durch die Ausbildung von Feindbildern und dichotomisierten Werturteilen (Schwarz-Weiß-Rastern).
- Die dichotomisierten, radikalen Werturteile ermöglichen eine Generalisierung der Revanchewünsche auf breite gesellschaftliche, ethnische oder religiöse Gruppen als entlastende Feindbilder“ (Hilgers, M. (2006), S. 334f.).

In dieser Arbeit wird bezüglich des Ressentiments als psychischer Strategie zur Schamabwehr die These vertreten, dass dies auf vielschichtige Weise mit dem NS-Deutungsmuster verknüpft war bzw. ist. Vor der NS-Machtübernahme und während der NS-Zeit trugen insbesondere antisemitische Ressentiments zu einer zunehmenden Attraktivität des Nationalsozialismus innerhalb der deutschen Gesellschaft bei (vgl. ebd., S. 331ff.). Mit diesen sollte sich einerseits die vor 1933 und durchaus auch danach empfundene Misere erklären lassen und andererseits wollte man der Versprechung glauben, mit der Behebung der „Judenfrage“ sei die „Wiedereinsetzung der Gerechtigkeit“ vollzogen. In diesem Sinne fungierte der von den Nationalsozialisten propagierte Antisemitismus als wirkungsvoller Integrationsmechanismus in das NS-Herrschaftssystem, da er das Angebot beinhaltete, derartige Ressentiments scheinbar zu legitimieren. Hinzu kam die Suggestion, die Durchsetzung des Nationalsozialismus würde einhergehen mit der Aufhebung der subjektiv wahrgenommenen Ursachen der empfundenen Ungerechtigkeit. Für viele Deutsche handelte es sich somit um die Möglichkeit, in einer persönlichen und nationalen Krisensituation eine politische Führung zu unterstützen, die sowohl die Wahrnehmung derselben zu teilen als auch deren Lösung zu versprechen schien. Durch die Hervorhebung einer rassistisch definierten „Volksgemeinschaft“, welche als eigentliche Elite der Menschheit deklariert wurde, vermittelte die NS-Propaganda zudem den Eindruck, der Nationalsozialismus liefere einerseits eine quasi axiomatische Berechtigung des Ungerechtigkeitsempfindens – für den „Arier“ sollte schließlich nur die beherrschende Stellung in der Welt angemessen sein –, sowie andererseits eine Interpretation von Ursache (nicht das Versagen der deutschen Nation, sondern das bewusste Hintertreiben durch Kommunisten, Juden und andere „Volksfeinde“) und Lösungsmöglichkeit („Ausmerze“ des Einflusses Letztgenannter auf die „Volksgemeinschaft“) für diese Misere, welche die persönliche und kollektive Selbstwahrnehmung, wie auch das Alltagsleben der überwiegenden

Mehrheit dieser „völkischen Gemeinschaft“ (die alle „Fremdvölkischen“ per Definition ausschloss) nicht negativ tangieren würde.

Nach dem Untergang des NS-Regimes lebten judenfeindliche Ressentiments nicht nur latent und mitunter auch in radikaler Form weiter, sie entstanden in der unbewussten Bemühung, die eigene Scham über die erneute Niederlage, die nationalsozialistischen Verbrechen, die persönliche Haltung während der NS-Zeit oder andere belastende Auslöser abzuwehren, auch aufs Neue und bildeten die mentale Grundlage eines sekundären Antisemitismus (vgl. These 5). Derartige Tendenzen prägten auch den Bericht Hartmut von Hentigs über seine Erlebnisse während der unmittelbaren Nachkriegszeit:

„In vielen Gemeinden der westlichen Zonen erhielt man seine Lebensmittelkarten erst aufgrund einer >Bescheinigung, dass der/ die... den Film über die Konzentrationslager Buchenwald und Auschwitz/ Birkenau gesehen hat<. Die Menschen fügten sich unwillig. >Das ist doch alles Propaganda!< >Was geht das mich an?< >Solche Aufklärung mag richtig sein, aber der Zwang ist falsch.< >Wie sollen wir je mit diesem Schrecken fertig werden!< So gingen die Meinungen. Ich sah den Film... zweimal und freiwillig, das zweite Mal einen sich sträubenden Kameraden mit-schleppend. Den habe ich wohl dadurch für alle Zeit verloren. Wie viel Scham verträgt der Mensch? Wie viel Scham muss er auf sich nehmen, um Mensch zu bleiben – Scham nicht nur für sich, sondern auch für andere?“ (ders. (2007), S. 216f.).

An dieser Stelle ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass es sich bei der Scham und den psychischen Reaktionen, welche ihr Empfinden auslösen kann, um komplexe emotionale Vorgänge handelt. Die Scham ist eine unangenehme Emotion, der die meisten Betroffenen mit Abwehrbemühungen begegnen. Diese können überaus vielfältig ausfallen (vgl. Hilgers, M. (2006), S. 78ff.) und im Bewusstsein u.a. als Ängste oder Aggressionen wahrgenommen werden, sowie wiederum Verleugnungsbedürfnisse oder Wünsche nach Revision auslösen. Grundsätzlich gilt jedoch, dass Scham als Emotion und ihre Verbindung zu den unterschiedlichen Reaktionsmustern häufig unbewusst bleiben. Scham lässt sich nicht einfach abfragen, zu ihr vorzudringen erfordert im Einzelfall zumindest eine erhöhte Bereitschaft zur selbstkritischen Reflexion; in einem so belasteten Kontext wie der NS-Zeit nicht selten auch der therapeutischen Unterstützung. Wenig weiterführend sind da Aussagen wie jene des Schriftstellers W.G. Sebald, der zur „Scham“ ausführt:

„Ich glaube nicht, daß die Deutschen jemals etwas Derartiges empfunden haben. Ich bin auf dieses Schamgefühl nie und nirgends gestoßen“ (zitiert nach Hage, V. (2008), S. 276).

Mit Verlaub, dies muss nicht viel heißen. Scham resultiert aus einer Wahrnehmung eigenen Ungenügens und den Ängsten vor öffentlichen Reaktionen auf diesen vermeintlichen Makel. Beides gestehen Betroffene sich selbst ungern ein, geschweige

denn der Nachfrage eines weitgehend Unbekannten. Demgegenüber wäre ich eher skeptisch gegenüber allzu leichtfertig abgegebenen Eingeständnissen empfundener Schamgefühle, welche selbst Ergebnis eines Bedürfnisses nach einer schnell abgehandelten Vergangenheitsbewältigung sein könnten. Vor allem aber ist solchen Bestrebungen wenig Realitätssinn zu bescheinigen, die Scham als Reaktion auf die deutsche NS-Vergangenheit als normatives Gebot einfordern. Emotionale Reaktionsmuster auf subjektiv wahrgenommene Ereignisse stellen komplexe psychosoziale und neuronale Abläufe dar. Wer anmahnt, „Du sollst dich schämen“ gibt eine moralische Erwartungshaltung zu erkennen, die in diesem Falle durchaus zu teilen wäre. Von der zu guten Teilen nicht einmal bewussten Psychodynamik solcher Prozesse hat er wenig verstanden.

All dies bedeutet jedoch nicht, dass sich eine verleugnerte Scham bei allen damaligen „Volksgenossen“ als Reaktion auf die Verbrechen des NS-Staates per se unterstellen ließe. Es gehört zu den mitunter schwer auszuhaltenden Ambivalenzen der NS-Zeit, dass es die nationalsozialistische Etablierung einer neuen Moral, welche „Juden“ und andere „Fremdvölkische“ aus ihrem Geltungsbereich hinausdeklinierte, gerade den augenscheinlich am stärksten belasteten Tätern während und nach der NS-Zeit ermöglichte, angesichts ihrer Handlungen keine Reue und keine Scham zu empfinden, sondern diese als sinnvoll, notwendig und gerechtfertigt zu interpretieren (vgl. Welzer, H. (2005), S. 13 und 18ff.).

Gegenwärtig stellt die Schamabwehr gegenüber dem subjektiv als unwürdig wahrgenommenen eigenen Stellenwert in der deutschen Gesellschaft bei einigen Jugendlichen eine ursächliche Voraussetzung ihrer Zuwendung zu rechtsradikalen Gruppen und somit zu den dort gepflegten Teilen des NS-Deutungsmusters dar (vgl. Hilgers, M. (2006), S. 331ff.). Für nicht wenige Heranwachsende trifft auch heute noch eine Einschätzung zu, die Peter Dudek bereits 1980 im Rahmen einer Fallbeschreibung eines Mädchens dargelegt hat, welches Mitglied einer rechtsradikalen²³⁰ Gruppe geworden war:

²³⁰ Das Thema der gegenwärtigen Rechtsradikalität kann in dieser Arbeit nur im vorliegenden Kontext berücksichtigt werden. Quantitativ lässt sich diese Problematik wie folgt umreißen: „In Deutschland existierten gemäß dem Bundesamt für Verfassungsschutz im Jahr 2005 183 rechts-extreme Gruppen (2004: 168) mit circa 39 000 Mitgliedern (Mehrfachmitgliedschaften nicht berücksichtigt). Damit stieg die Zahl der Organisationen und Personenzusammenschlüsse im Vergleich zu 1998 (114 Gruppierungen) um 69 Gruppen an. Hingegen ging die Zahl der Mitglieder... von 53 600 im Jahre 1998 auf 39 000 im Jahr 2005 zurück. Generell ist bei den großen rechtsextremistisch eingestuften politischen Parteien ein Mitgliederschwund zu erkennen (1998: 39 000, 2004: 21 500)... Aber während bei der DVU und den Republikanern die Mitgliederzahl abnimmt, nimmt sie bei der NPD seit 2003 wieder leicht zu. Die Zahl der gewaltbereiten Rechtsextremisten ist von 10 000 im Jahr 2004 auf 10 400 (2005) angestiegen... Für die Mehrzahl der ausgeführten rechten

„Ihre Lebensgeschichte ist weitgehend die Geschichte gesellschaftlichen Ausgegrenztseins, des Nicht-ernst-genommen-Werdens, der tagtäglichen Zerstörung ihrer individuellen Identität in der Familie, Schule, im Umgang mit Behörden etc.“ (ders. (1980), S. 488).

Gegenüber diesen Erfahrungen suggerieren die Neonationalsozialistischen Gruppierungen Rückhalt, Geborgenheit und Interessensgemeinschaft (vgl. ebd., S. 493), während die dort verkündete Ideologie Selbstwertgefühle, vermeintliche Stärke, sowie die scheinbare Berechtigung der eigenen Forderungen vermittelt.

Hinzukommt das dort wahrgenommene und in absichtlich spektakulären, meist mit Diffamierung und Gewalt gegenüber Minderheiten verbundenen Öffentlichkeitsauftritten inszenierte Potential, ein bisher schmerzlich vermisstes Gut zu erhalten: Aufmerksamkeit. Mithin handelt es sich um die „Besetzung des öffentlichen Raums, der zu einem Ort der Bedrohung und der Angst wird“ (Hardtmann, G. (2007), S. 17).

In diesem Sinne hat Ulrich Oevermann recht, wenn er die subjektive Zweckgebundenheit der Propagierung nationalsozialistischer Ideologeme durch junge Rechtsextreme hervorhebt:

„Ich sehe die Motivation der Erscheinungen des jugendlichen Rechtsextremismus primär in dieser negativen Sinngebung, gepaart mit einer defizitären Gewissensbildung. Die neonazistischen Inhalte werden m.E. nicht um ihrer selbst oder um einer positiv bewerteten, in sich selbst als Sinngebung erfahrenen verführerischen Ideologie willen gewählt, sondern aufgrund ihrer provokatorischen, die Sittlichkeit monströs verletzenden Wirkung. Sie könnten durch beliebige andere Inhalte ersetzt werden, solange diese nur diese Funktion erfüllen“ (ders. (1998), S. 101, vgl. in diesem Sinne, aber aus emotionspsychologischer Sicht auf die hierbei involvierte Schamabwehr abstellend, auch Hilgers, M. (2006), S. 331ff.).

Neben dem Bedürfnis nach Aufmerksamkeit begünstigen individuelle Dispositionen das Ausleben von Gewalt in rechtsradikalen Kontexten:

„Die Billigung und die Bereitschaft zur Gewalt sind ein Ergebnis sozialen Lernens. Außerdem... ist Gewalt subjektiv verbunden mit Wünschen nach Eindeutigkeit und Übersichtlichkeit und mit dem Bedürfnis, Ohnmacht zu überwinden und ein Gefühl körperlicher Überlegenheit zurückzugewinnen im Gegensatz zu rationaler Unterlegenheit“ (Hardtmann, G. (2007), S. 33).

Wie Wilhelm Heitmeyer dargelegt hat, ist für das Zustandekommen rechtsradikaler Gewalt überwiegend ein unheilvolles Zusammenspiel struktureller und individueller Faktoren verantwortlich (vgl. ders. (1992)). Darüber hinausgehend ist das Angebot der bisher vorliegenden theoretischen Erklärungsansätze allerdings „insgesamt komplex und segmentiert, theoretische Syntheseveruche oder gar die Entwicklung einheitlicher Theorien stehen weitgehend aus“ (Gamper, M.; Willems, H. (2006), S. 456). Dieses Defizit kann auch hier nicht behoben werden. Es ist jedoch bemerkenswert, wel-

Gewaltakte werden Mitglieder der verschiedenen Skinheadgruppen oder anderer fremdenfeindlicher Gruppierungen verantwortlich gemacht“ (Gamper, M.; Willems, H. (2006), S. 445f.).

che Erklärungsmuster sich bisher als zumindest anteilig verantwortlich für die Zuwendung Jugendlicher zum Rechtsradikalismus herauskristallisiert haben:

1. Zum einen eine defizitäre Primärsozialisation in der Familie oder Alternativunterbringungen (Aufwachsen im Heim), in der es gleichsam ein Zuwenig an erfahrbarer Empathie und Aufmerksamkeit, sowie ein Zuviel an zu erdulgender und erlernbarer Gewalt und daraus resultierend, fehlende Problemlösungskompetenzen bei den Betroffenen.
2. Zum anderen gesamtgesellschaftliche Missstände, welche unter Heranwachsenden „reale... Bedrohungs-, Konkurrenz- und Deprivationserfahrungen“ (ebd.) zur Folge haben. Neuere „Erhebungen zeigen, dass Angst, Orientierungslosigkeit, Ohnmachtsgefühle sowie Desintegrations- und Abstiegsängste einen erheblichen Einfluss auf die Anfälligkeit für rechtsextreme politische Propaganda haben“ (Hardtmann, G. (2007), S. 23, vgl. hierzu auch ausführlich Heitmeyer, W. (2007)). Aus diesem Befund lässt sich selbstverständlich nicht einfach eine massenhafte Zuwendung zu nationalsozialistischem Gedankengut, geschweige denn das drohende Aufkommen einer vergleichbaren „Bewegung“ ableiten. Auffallend ist aber doch, dass auch gegenwärtig soziale und materielle Ängste eine entscheidende Rolle bei der Aufnahmebereitschaft für rechte Deutungsmuster spielen.

Demgegenüber kann eine Gruppenidentität verführerisch wirken, die nicht nur gemeinschaftliche Geschlossenheit, sondern auch eine Aufwertung der eigenen Gruppe gegenüber einer gleichzeitigen Abwertung einer anderen Gruppe verspricht (vgl. Gamper, M.; Willems, H. (2006), S. 456)). Die dort propagierte „Ideologie der Ungleichheit wird biologisch oder sozialdarwinistisch, nationalistisch oder völkisch, rassistisch oder eugenisch begründet, in jedem Fall bildet sie die Grundlage für eine Aufwertung der eigenen Gruppe und eine Entwertung der Fremdgruppe“ (Hardtmann, G. (2007), S. 28). Damals wie heute haben rechte Ideologien das verhängnisvolle Potential, eine „Abwehr von Angst- und Unterlegenheitsgefühlen“ (ebd., S. 99) zu ermöglichen. In abgeschwächter und partieller Form gilt dies auch für die hier besprochenen NS-Deutungsmuster. Wie die Ideologien helfen sie dabei, Unsicherheiten zu unterdrücken, indem sie Gewissheit und Eindeutigkeit, sowie die Richtigkeit bestimmter Werthaltungen suggerieren (vgl. ebd.). Letztlich vermitteln die rechten Ideologien damals und heute ihren Anhängern Größenphantasien, die von ihren jungen Anhängern als wohltuende Alternative zu ihrem ansonsten meist geringen Selbstvertrauen erlebt werden können (vgl. ebd., S. 95). Auf den Punkt gebracht ließe sich konstatieren, dass „rechte Agitation... das Erleben von Scham- oder Unterlegenheitsgefühlen bei

den Tätern (verhindert), so den Akteuren überhaupt selbstreflexive Affekte verfügbar sind“ (Hilgers, M. (2007), S. 47).

Diesen gruppendynamischen und mentalen Potentialen zur subjektiven Steigerung des eigenen Selbstwertgefühls kann man durch Aufklärung allein nicht beikommen (vgl. Marks, S. (2007a), S. 100). Als pauschales Allheilmittel der politischen Bildung zum Thema greift sie somit zu kurz.

Es wird insgesamt deutlich, dass es Versatzstücke des NS-Deutungsmusters von unterschiedlicher Bedeutung gibt (diesbezüglich unterscheidet sich ein antisemitisches Vorurteil deutlich von einem ebensolchen Ressentiment), welche wiederum die unterschiedlichsten Funktionen im Kontext der subjektiven Wahrnehmungen des Einzelnen erfüllen können. Inwieweit diese überhaupt für direkte Aufklärungsversuche zugänglich sind, ist eben gerade abhängig von ihrer Funktion für die psychische Disposition der jeweiligen Person.

Für biographische Analysen einer Sozialisation während der NS-Zeit resultiert daraus, dass die individuellen Motive, welche sich bewusst oder unbewusst mit der Anwendung eines NS-Deutungsmusters verbinden, untersucht werden müssen.

Derartige Interpretations- und Erklärungsmuster lassen sich jedoch nicht nur als Effekte einer Sozialisation während der NS-Zeit, bzw. als Ergebnisse deren medial tausendfach verbreiteter ideologischer Indoktrination, erkennen. Auch im gesellschaftlichen Diskurs über die NS-Zeit, welcher nach dem 8. Mai 1945 eingesetzt hat, haben sich Schemata herausgebildet, die als „kollektiver Bezugsrahmen individueller Erinnerungen“ (Moller, S.; Tschuggnall, K.; Welzer, H. (2002), S. 136) definiert werden können. Hierbei handelt es sich um beschreibende und gleichzeitig rechtfertigende Sätze, die es dem Einzelnen, aber auch Gruppen (von der Familie bis zur Gesamtgesellschaft) ermöglichen, die Komplexität der damaligen sozialen Wirklichkeit scheinbar zu reduzieren sowie sich gleichzeitig auf ein kollektiv akzeptables Interpretationsmuster zu verständigen. So hat Schröder anhand von zahlreichen Interviews mit zeitgenössischen Soldaten das Phänomen stetig „wiederkehrender Einzelsätze“ beschrieben, welche er als „Topoi“ bezeichnet und inhaltlich als „einfache Aussagesätze“ definiert hat (vgl. Schröder, H.-J. (1992), S. 227ff.). Solche Sätze beziehen sich meist auf soziale Gegebenheiten des „Dritten Reiches“ („Man hatte wieder Arbeit“, „Es war eine schwere Zeit“, „Man konnte nichts dagegen tun“ etc.). Welzer verweist zudem darauf, dass solche „Topoi“ sich in heutigen Aussagen zum Nationalsozialismus wiederum auch im Sinne der oben erwähnten Chiffren finden. So fanden er und seine Forschungsgruppe in ihren Interviews häufig Bezeichnungen wie etwa „die Nazis“, „die reichen Juden“, „die guten Amerikaner“ oder aber „die bösen Russen“, die sämtlich

nicht mehr Objekt einer ausführlichen Darstellung waren, sondern vielmehr bereits die Argumentation an sich, da die Zeitzeugen diesbezüglich ein intersubjektives Einverständnis voraussetzen schienen (vgl. Moller, S.; Tschuggnall, K.; Welzer, H. (2002), S. 138ff.). Verschiedene zumeist psychologisch bzw. psychotherapeutisch orientierte Arbeiten haben sich bisher mit der anhaltenden Wirkungsmacht nationalsozialistischer Deutungsmuster (ohne dass sie dabei stets als solche bezeichnet wurden) befasst und sind durchweg zu dem Ergebnis gekommen, dass diese sowohl in vielen Fällen von damals er- oder aufgewachsenen Zeitzeugen zur Erklärung ihrer Umwelt herangezogen als auch innerfamiliär an die nachfolgenden Generationen tradiert werden.²³¹ Die NS-Deutungsmuster können sich hierbei durchaus von ihrem ursprünglichen Kontext lösen und in aktuelle Begründungszusammenhänge überführt werden.²³² Ihre Funktion bleibt allerdings stets eine vergleichbare. Es geht darum, die Welt und die eigene Existenz darin nach subjektiven Dispositionen versteh- und erklärbar zu machen. Häufig geht es auch um Rechtfertigungen für das Gefühl der eigenen, persönlichen und kollektiven Benachteiligung, sowie einer daraus abgeleiteten Umverteilungs-

²³¹ Zum Fortwirken des NS-Deutungsmusters vgl. beispielsweise Massing, A. (1988, 1991), zu den antisemitischen Elementen vgl. Rommelspacher, B. (1994), S. 32ff. sowie Bohleber, W. (1997a), ein eindrückliches Beispiel einer Tradierung von der ersten zur dritten Generation findet sich bei Sichrovsky, P. (1987), S. 43f. Zu den psychotherapeutisch begründeten Arbeiten von Massing muss ich sagen, dass mir ihr theoretischer Nachweis von „nationalsozialistischen Identitätsanteilen“ (vgl. dies. (1988), S. 55; an anderer Stelle spricht sie selbst von „Deutungsmuster[n]“ (ebd., S. 60)), welche in deutschen Familien bis heute wirksam geblieben sind (vgl. ebd., S. 58ff.) durchaus einige Evidenz zu haben scheint. Dies gilt auch angesichts einiger Kritikpunkte, die mir zu ihrem Aufsatz wichtig erscheinen. So halte ich die bloße Tatsache, dass einer ihrer Patienten und ehemaliger Schüler einer „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ (NPEA) Text und Melodie des Horst Wessel Liedes noch heute beherrscht und offensichtlich erfreut ist, es singen zu dürfen (vgl. ebd., S. 55f.), noch nicht für einen ausreichenden Beleg für das Vorhandensein eines nationalsozialistischen Deutungsmusters. Denn ein solches zeichnet sich gerade durch die subjektive Anwendung bestimmter, zumindest ursprünglich der „völkischen Weltanschauung“ entlehnten, Erklärungsmuster von Welt aus und nicht einfach durch das Ausbleiben von „Kritik am *Inhalt* des Liedes“ (ebd., S. 56). Letztlich stellen ihre verdichteten Fallbeispiele aber eindrückliche Exempel von konflikthaften Familienstrukturen dar, innerhalb derer „die schweren Symptombildungen der Patienten als geronnene Interaktion von familiären Determinanten und nationalsozialistischen Weltbildern aufzufassen sind“ (ebd., S. 64). Auch Helmut Karasek berichtet darüber, wie sehr ihm die Lieder aus seiner Jugend während der NS-Zeit noch immer präsent sind. Er nähert sich deren Inhalt dabei in reflektierender Weise und berichtet glaubhaft seine heutige Abneigung, aber auch sein damaliges Unverständnis gegenüber den dort vertretenen menschenverachtenden Positionen (vgl. ders. (2006), S. 70ff.). Karaseks Ausführungen machen deutlich, dass die Erinnerung an die gelernten und hundertfach wiederholten Lieder allein noch kein NS-Deutungsmuster darstellt. Vielmehr sind sie als hartnäckiges Überbleibsel der ästhetischen Erziehung im Nationalsozialismus, dessen hervorgehobenes Exponat das Singen war, zu betrachten. Sie bestätigen vor allem die Annahme, dass emotional aufgeladene Erinnerungen wesentlich nachhaltiger wirken als rein kognitiv verarbeitete Lerninhalte (Auswendiglernen etc.).

²³² Ein von Harald Welzer herausgegebener Band untersucht außerdem, in wieweit bestimmte Deutungsmuster die Tradierungen über die NS-Zeit in anderen europäischen Staaten prägen (vgl. ders. (2007a)). Die Ergebnisse dieser Studien bestätigen die bereits beschriebene Struktur privater Erinnerungstradierung: „Am Ende des Projekts zur vergleichenden Tradierungsforschung steht... noch deutlicher als am Schluss der deutschen Studie der Befund, dass Bezugsrahmen auf Vergangenheit Bedürfnissen der Identitätsbildung folgen“ (ebd., S. 38).

und Ausgrenzungsforderung oder aber darum, das eigene Handeln vor sich selbst und anderen als positiv zu deklarieren. Die NS-Weltanschauung war zu guten Teilen auf Dichotomien („gut“ – „böse“; „wert“ – „unwert“; „kulturschaffend“ – „kulturzersetzend“ etc.) aufgebaut, die die ideologische und daran anschließend die gesellschaftspraktische Höherstellung der einen Gruppe („Arier“) auf Kosten anderer (vor allem der „Juden“, aber auch der „Zigeuner“ und „Slawen“ etc.) legitimieren sollten. Gegenüber den hieran anknüpfenden Deutungsmustern, wie sie im Vorangegangenen beschrieben wurden, ist zu berücksichtigen, dass auch *innerhalb* der „völkischen Gemeinschaft“ soziale Zuordnungen nach einem attestierten „Wert“ („vollwertiger, reinrassiger Arier“ vs. „minderwertig“, „erbkrank“, „asozial“ etc.) des Einzelnen erfolgten. Diesbezüglich negative Klassifizierungen waren zumeist mit öffentlichen Diffamierungen und sozialer Ausgrenzung verbunden. Auch aus diesen glorifizierenden oder deklassierenden Kategorisierungen einzelner Gruppen der „Volksgemeinschaft“ haben nachhaltig wirksame Deutungsmuster die NS-Zeit überdauert. Dies wird exemplarisch deutlich an den Aussagen einer Zeitzeugin, die die frühen Jahre der NS-Zeit als junges Mädchen erlebt hat. Grunhild Klöckners Vater, Rudolf Hartung, war überzeugter Nationalsozialist. Als „Leiter des Amtes für Volksgesundheit“ in Köln sowie als zwischenzeitlicher „Führer des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes“ war er bemüht, die Maximen der „völkischen Weltanschauung“ in die medizinische Praxis zu überführen und selbst in die Tötung „Lebensunwerter“ im Rahmen des „Euthanasieprogramms“ eingebunden.²³³ Gemeinsam mit seiner Frau, die seine Überzeugungen teilte, erzog er seine Kinder streng nach seinem Verständnis der NS-Ideologie. Grunhild berichtete Jahrzehnte später darüber, was von dieser Erziehung als Mentalität überdauert hat:

„Was ich noch so als, ja verinnerlicht habe ist dieser gottverdammte Übermut, also das hat bis heute... mein Leben geprägt, diese Hybris mehr zu sein als andere. Ich muss noch heute ungeheuer aufpassen, dass ich... in der Sicht anderer Menschen auch mich mal ganz bescheiden hinstelle und 'n anderen größer sein lasse“ (dies. (1994), 43f. Min.)

Solche Deutungsmuster, die zu einer negativen Wahrnehmung der eigenen Person führen, sind biographisch deutlich belastender. Sie sind jedoch zumeist mit dem Empfinden von Scham verbunden und werden kaum öffentlich geäußert, zumeist schon im eigenen (Selbst-) Bewusstsein abgewehrt. Eine Ausnahme stellt der selbstkritische Aufsatz des verstorbenen Erziehungswissenschaftlers Jürgen Henningsen dar. Dieser

²³³ Sämtliche Informationen sind dem Dokumentarfilm „Im Schatten des Holocaust. Kinder der Opfer – Kinder der Täter“ von 1994 (Buch und Regie: Heike Mundzeck; Produktion: Allcom Film + AV GmbH (Deutschland)) entnommen. In diesem Film wird unter anderem auch Hartungs Tochter interviewt. Die Angaben zu ihren autobiographischen Aussagen, welche von mir transkribiert wurden, beziehen sich jeweils auf die Filmminute, in welcher sie zu finden sind.

beschreibt offen seine komplexbeladene Selbstwahrnehmung als 22-jähriger im Jahr 1955/ 56:

„Langsam stellte sich heraus: Ich muß eine Brille tragen, Brillenträger sind Krüppel. Minderwertiges Material. Alles Kranke, Kaputte, Verkrüppelte, Unsportliche gehört auf den Müll – das saß ganz tief in mir drin. ‚Was krank ist, das soll man auch noch stoßen‘, hieß es im geliebten Zarathustra. Solche Nulpen werden fertiggemacht. Die kriegen nie ein Mädchen. Die sind von der Macht hinausdefiniert worden und sind jetzt draußen. So trostreich konnte ich es selbstverständlich damals nicht definieren... Solche Denkweise vom ‚minderwertigen‘ Material ist echt nationalsozialistisch. Sie zu überwinden, ist gerade dann schwierig, wenn man dazugehört. (Ein reicher Mann kann sagen und glauben, daß es auf Geld nicht ankommt, aber für einen armen ist das schwierig.) Inzwischen habe ich so viele Pillen gefressen und mir so viele Spritzen gesetzt, daß ich mich mit meiner Krüppelhaftigkeit arrangiert habe. Aber der Anfang war hart“ (ders. (1985), S. 341).

Diese Beispiele zeigen die nachhaltige mentale Wirksamkeit von Deutungsmustern, welche mit einer nationalsozialistisch orientierten (ideologisch) und geprägten Erziehung aufgenommen und verinnerlicht werden konnten. Ihre Wiedergabe darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die Botschaften, welche die damals Heranwachsenden aus ihrer Sozialisationsumwelt aufnahmen, keineswegs nur schwarz oder weiß waren. Die NS-Ideologie teilte die Menschen in „Herrenmenschen“ und „Untermenschen“, „lebenswert“ und „lebensunwert“, die erlebbare Lebensrealität sah demgegenüber zumeist deutlich komplexer aus und ließ sich oft nur schwerlich in eine eindeutige und verlässliche Identität überführen. Dies betraf im „schwarzen“ und negativ konnotierten Bereich vor allem die „Mischlinge“, welche sich mit durchaus widersprüchlichen Zuschreibungen und deren Konsequenzen auseinandersetzen mussten (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung). In ganz besonderem Maße betraf es jedoch auch diejenigen, welche als Vertreter des, positiv konnotierten, „weißen“ Bereiches mit überzeichneten Idealtypisierungen konfrontiert wurden, denen sie nicht gerecht werden konnten. Gesteigert wurde diese Belastung noch, wenn ihre Eltern oder andere Bezugspersonen wenig empathisch mit ihren vermeintlichen „Mängeln“ umgingen und die äußerliche Einhaltung der „rassischen“ Maximen als bedeutender erachteten als die seelische Gesundheit ihrer Kinder. Für Letztere resultierten aus diesbezüglichen Diskrepanzwahrnehmungen und der dazugehörigen Reaktion ihres sozialen Umfeldes oftmals eine erschwerte Persönlichkeitsentwicklung, welche zur Ausbildung einer fragilen, von Unsicherheiten und widersprüchlichen Selbstwertgefühlen durchzogenen Identität führte. Bereits zuvor wurde auf die Exklusionsängste hingewiesen, mit denen viele „Volksgenossen“ auf die diffamierende Selektion der „völkischen Gemeinschaft“ durch das Regime reagierten. Eine dementsprechend negative Selbst- oder Fremdwahrnehmung konnte neben Ängsten und Scham auch eine Flucht

in Verdrängung, Verleugnung oder, soweit verfügbar, die besondere Betonung bestimmter, propagandistisch und ideologisch positiv besetzter Merkmale mit sich bringen (Prominenteste Beispiele dieser Struktur sind sicher, wenn auch gezielt propagandistisch verklärt, die NS-Führer, Hitler, Himmler, Goebbels und Göring, die alleamt keineswegs den Vorgaben ihrer „rassischen Körperideale“ entsprachen, was allerdings in allen offiziellen Verlautbarungen unterschlagen wurde, während man ihre angeblichen politischen Qualitäten exorbitant herausstellte). Entweder als unmittelbare (mentale und emotionale Reaktion auf eine negative Selbstwahrnehmung bezüglich der Erwartungen der NS-Ideologie) oder als mittelbare (mentale und emotionale Reaktion auf den Umgang des bedeutsamen sozialen Umfeldes mit einer, selbst geteilten oder nur zugeschriebenen, negativen Einstufung im obigen Sinne) Auslöser konnten solche Attestierungen des eigenen Ungenügens die NS-Zeit als Belastungspotential weit überdauern. In der Mentalität der Betroffenen konnten sie mitunter bis zum heutigen Tag als auf die eigene Person bezogene Deutungsmuster manifest und wirksam bleiben. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn das oben zitierte Deutungsmuster einer persönlichen Selbstüberhöhung, welches allerdings durch Reflektion bereits zur Erosion gebracht wurde, eben nicht eine entsprechend selbstsichere Identität der berichtenden Zeitzeugin entspricht. Als sie, viele Jahre nach dem Ende der NS-Zeit und nach dem Tod ihres Vaters, zum ersten Mal eine der „Tötungsanstalten“ besucht, in denen dieser die Ermordung „lebensunwerter“ Menschen angeordnet hatte, kommen ihr diesbezüglich bezeichnende Phantasien in den Sinn:

„Als ich hier war, war mein erster Gedanke über Hadamar²³⁴], hier käme ich heute auch hin. Ich mit meiner halben Blindheit, die mein Vater nicht wahrhaben wollte. Ich hab bis zum 12. Lebensjahr keine Brille gehabt. Ich mit meinen 14 Dioptrien. Und... mein Schlafmangel, der mich wirklich oft, ja zum... Arbeitsbehinderten macht oder wie ich das nennen soll, dass ich gar nicht mehr arbeitsfähig bin, mit 2 Stunden Schlaf. Da denke ich, vielleicht hätte der [gemeint ist ihr Vater] dich locker hier hergeschickt. Das ist das Erste, was ich hier gedacht hab', was ich heute manchmal noch denke“ (dies. (1994), 46f. min.).

Mit ihren Phantasien lag die Zeitzeugin nicht so weit neben der damaligen Realität. In einem Bericht über die in Hartheim getöteten „KZ-Häftlinge“ heißt es:

„>(...) Am 19. Februar 1942 wurde Karl M. abtransportiert... Er war völlig gesund; sein einziges Gebrechen war, daß er ohne Brille fast nichts sehen konnte.<“ (zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 347).

²³⁴ Hierbei handelt es sich um die, bei Limburg gelegene, 6. und letzte Tötungsanstalt der „T4 Euthanasieaktion“. Hier wurden zwischen Januar und August 1941 über 10.000 Menschen mit Kohlenmonoxyd ermordet. Zwischen August 1942 und Kriegsende wurden zudem weitere 4422 Patienten durch überdosierte Medikamente getötet (vgl. Benz, W. et al., S. 501, sowie ausführlich Klee, E. (2004b)).

Die NS-Ideologie verortete alle Menschen in einer dichotomen und vorgeblich trennscharfen schwarz – weiß Kategorisierung. Die Lebenswirklichkeit und damit auch die Selbstwahrnehmung der damals Heranwachsenden waren demgegenüber nur sehr selten von einer derartigen Eindeutigkeit geprägt. Sie forderten von den Betroffenen, sozialisationsimmanent vermittelte Gefühle von Selbstherrlichkeit mit existenziellen Versagensängsten in Einklang zu bringen, ohne ihnen dabei in irgendeiner Form Hilfestellung zu geben. Die durchaus intendierte Folge waren unsichere Identitäten, welche sich gegenüber ihren „Führern“ schon deshalb loyal verhielten und mental an diese gebunden waren, da ihnen die psychischen Kompetenzen (vom Mut zur eigenen Entscheidung, bis zur Fähigkeit für sich und vor anderen entsprechende individuelle Zielvorstellungen zu formulieren) zur unabhängigen Selbst- und Fremddefinition nicht vermittelt worden waren.

Die oben beschriebenen Effekte, welche sich für viele damals Heranwachsende aus der Verinnerlichung nationalsozialistischer Deutungsmuster ergeben konnten, stellen freilich nur eine exemplarische Auswahl möglicher Nachwirkungen dar. Für nicht wenige, die ihre Kindheit und Jugend in diesem NS-Kontext verlebt haben, dürfte sich jedoch das autobiographische Fazit Viktor Zielens als grundlegend zutreffende Beschreibung des eigenen Erlebens übernehmen lassen:

„Ich (rang) darum, die mir während einer entscheidenden Phase meiner Entwicklung aufoktroierten Vorurteile und Dressate abzuschütteln, um kraft eigenen Urteils den Weg zu entdecken, der mich Schritt für Schritt zu mir selbst führen sollte“ (ders. (1988), S. 162).

Nicht selten wurde dieses „Ringen“ zur Lebensaufgabe, wenn die „aufoktroierten Vorurteile und Dressate“, sprich die NS-Deutungsmuster, überhaupt als Belastungsursache wahrgenommen werden konnten. Manchem blieb „der Weg“ zum eigenen Selbst auch versperrt. An dieser Stelle scheint mir ein Hinweis angebracht, welcher sich grundsätzlich auf die gesamte Thematik des NS-Deutungsmusters bezieht. Es geht um eine mögliche Verbindung mit Antonovskys Konzept des Kohärenzgefühls (vgl. ders. (1997)). Dieses hat Antonovsky anhand der Bewältigungsmuster israelischer „KZ“-Überlebender und „displaced persons“ der Nachkriegszeit erhoben (vgl. ebd., S. 36) und als protektives, sprich der erfolgreichen Bewältigung von Alltagsbelastungen und belastenden Lebensereignissen zuträgliches, Persönlichkeitsmerkmal konzipiert. Es lässt sich folgendermaßen definieren:

Als „ein Grundgefühl des Vertrauens des Individuums darauf, dass die Ereignisse des Lebens verstehbar und erklärbar sind („comprehensibility“), dass Ressourcen zur Verfügung stehen, um das Leben zu bewältigen („manageability“) und dass es sinnvoll ist, sich in der Welt zu engagieren („meaningfulness““ (Schneider, G.; Driesch, G.; Kruse, A.; Nehen, H. G.; Heuft, G. (2007), S. 121). Mittlerweile konnten zahlreiche Studien bei jüngeren Erwachsenen einen positiven

Zusammenhang feststellen zwischen dem Vorhandensein eines Kohärenzgefühls und der Fähigkeit belastende Erfahrungen zu bewältigen (vgl. ebd. sowie die dort angegebene weiterführende Literatur). Auf das NS-Deutungsmuster bezogen wird deutlich, dass nach 1945 eine Erklärungsgrundlage wegfiel, die vielen Heranwachsenden als nicht selten einzige oder vorherrschende Interpretationsfolie für ihre Umwelt und die Welt an sich vermittelt worden war. Das NS-Deutungsmuster hatte ihnen ganz spezifische Ansätze zum Verstehen und Erklären des Lebens, sowie daraus abgeleitete Begründungen dafür, „dass es sinnvoll ist, sich in der Welt zu engagieren“ (ebd.), vermittelt. Mit dem NS-Staat gingen, zumindest was ihre öffentliche Propagierung anbelangt, auch diese Deutungsansätze unter. Mir erschien es nun interessant, ob einerseits diese Erosion der verinnerlichten Deutungsmuster das Kohärenzgefühl der Betroffenen nachhaltig unterminiert und damit die Bewältigung folgender Lebenskrisen erschwert hat; sowie, ob andererseits das tief empfundene, wenngleich sicher nicht als solches benennbare Bedürfnis nach Aufrechterhaltung eines gewissen Maßes an Kohärenzgefühl, welches ja zur Bewältigung der zahlreichen Belastungspotentiale, die allein der Krieg mit sich brachte, durchaus benötigt werden konnte, nicht vielleicht die Beibehaltung zumindest einiger Teilelemente des NS-Deutungsmusters und damit von deren Erklärungs- und Sinngenerierungspotentialen für die damals Heranwachsenden von hoher biographischer Notwendigkeit war. Eine Orientierung an nationalsozialistischen Deutungsmustern über 1945 hinaus hätte so verstanden nicht primär etwas mit mentalen Einstellungen zu tun, sondern mit einer psychischen Notwendigkeit, um die massiven Veränderungen innerhalb der eigenen Umwelt bewältigen und eine völlige Erosion der aufgebauten Identität vermeiden zu können. Bisher wurden biographische Einflüsse auf die Ausbildung und Stabilität des Kohärenzgefühls lediglich dahingehend untersucht, dass man „supportive Faktoren“ (ebd., S. 126), allen voran das Vorhandensein fördernder Beziehungen in der frühen Kindheit, als wichtige Voraussetzung hierfür benennen konnte. Sagy und Antonovsky (vgl. dies. (2000)) verdeutlichten aber auch, dass neben positiv und fördernd erlebten Beziehungen auch stabile gesellschaftliche Bedingungen und die Möglichkeit auf die Umwelt gestaltend Einfluss zu nehmen, wesentlich zur Ausprägung eines Kohärenzgefühls in Kindheit und Jugend beitragen. Beides konnte zum Ende der NS-Herrschaft durch belastende Erfahrungen deutlich in Frage gestellt werden, nachdem das Regime und seine Propaganda zuvor jahrelang etwas ganz anderes suggeriert hatten. Letztlich scheint das Kohärenzgefühl durch Situationsmerkmale relativ wenig beeinflussbar zu sein (vgl. Schnyder, U.; Büchi, S.; Mörgeli, H. P.; Sensky, T.; Klanghofer, R. (2000)). Jedoch können Traumata, das Erleben völliger Hilflosigkeit und vollkommenen Ausgeliefert-

seins, einhergehend mit einer Gefahr für das eigene Leben oder einer massiven Bedrohung der eigenen körperlichen Integrität, sich erkennbar negativ auf das Kohärenzgefühl auswirken. Beides gehörte während des Untergangs des NS-Systems, einerseits als allgemeine psychische Erfahrung durch den Zusammenbruch des NS-Sozialisationskontextes, sowie andererseits ganz konkret im Rahmen entsprechend problematischer Kriegserlebnisse, durchaus zum Fundus gängiger Erfahrungen damals Heranwachsender. Inwieweit das Kohärenzgefühl bei der Bewältigung des Nationalsozialismus, sowie bei der Weiterführung einiger seiner Deutungsmuster eine Rolle gespielt hat und ob die oben angedeuteten belastenden Erfahrungen es bei den Betroffenen negativ beeinflusst haben, dies ist bisher nicht untersucht worden. Ich würde eine diesbezügliche Analyse für das Verständnis der biographischen Bedeutung dieser Erfahrungen und zur weiteren Erklärung der Bedeutung von Deutungsmustern für weiterführend halten.

Für den konkreten Bereich der angewandten und propagierten Erziehungspraxis hat schließlich Isolde de Vries (vgl. dies. (1998)) Versatzstücke eines NS-Deutungsmusters in den entsprechenden Leitbildern deutscher Familien beschrieben, durch welche gleichsam „die Tradierung von Werten, Normen und Beziehungsmustern der nationalsozialistischen Erziehung auf nachfolgende Generationen“ (ebd., S. 429) vollzogen wurde. Ausgehend von einem, von ihr als nationalsozialistisch identifizierten, autoritär – distanzierenden Erziehungsverhalten der Eltern im Umgang mit dem Kleinkind, dessen besonderes Spezifikum de Vries in Anlehnung an Sigrid Chamberlain als „*Erziehung durch Bindungslosigkeit zur Bindungsunfähigkeit*“ (ebd., S. 431) charakterisiert, kommt sie anhand der exemplarischen Fallanalyse des 1953 geborenen Herrn Z. zu folgendem Ergebnis:

„Die... (in seiner Familie) tradierten Werte und Normen... lauten:

- Nur wer gehorcht oder herrscht, hat ein Recht auf Leben.
- Schwäche ist tödlich und muß bekämpft werden (auch das Gefühl von Schwäche).
- Erziehung erfolgt durch Bestrafung und Abwertung anstelle von Ermutigung und Lob.
- Beziehungen werden durch Unterwerfung und Herrschaft gestaltet, nicht durch empathische Einfühlung.
- Ohnmacht und Allmacht sind gekoppelt mit Todesangst und Mordswut.

Diese Werte und Normen stehen in direktem Bezug zu den oben umrissenen Leitbildern nationalsozialistischer Erziehung“ (ebd., S. 437).

Auf zwei Aspekte, die sich aus dem obigen Beispiel indirekt ergeben, möchte ich kurz eingehen. Erstens auf die Frage, welcher Zusammenhang besteht, zwischen dem Vorhandensein wirksamer Versatzstücke eines NS-Deutungsmusters und einer, sub-

ektiv als konsequent wahrgenommenen, Umsetzung von dessen Vorgaben in erzieherische Handlungspraxis. Zweitens weist der Hinweis, dass in einer Familie Werte und Normen „tradiert“ werden auf die Weitergabe der, während der NS-Zeit verinnerlichten, Deutungsmuster an die eigenen Nachkommen der zweiten und dritten Generation hin.²³⁵ Beide Aspekte sollen anhand eines konkreten Beispiels weiter verdeutlicht werden. Die Psychoanalytikerin Marianne Leuzinger-Bohleber berichtet aus der Therapie mit einer anfangs 55jährigen Frau (ihr genaues Geburtsdatum erfährt man nicht, aber dass sie die 1943 Bombenangriffe auf ihre Heimatstadt als kleines Kind erlebt hat (vgl. dies. (1998), S. 89)), zunächst über deren familiären Hintergrund:

„Frau S. ist die jüngste Tochter eines hohen Beamten, einer für sie beeindruckenden und impulsiven Persönlichkeit, und einer fast 20 Jahre jüngeren, asthmakranken Mutter, die sie während der Abklärung als schizophren bezeichnete. Der Vater war ein hoher und überzeugter Nationalsozialist und verantwortlich für den Abtransport Tausender von Juden aus einer österreichischen Kleinstadt“ (ebd., S. 82).

Das äußerst komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Vater und Tochter war deutlich von dessen NS-Vergangenheit bzw. deren psychischen Folgen (vgl. ebd., S. 83) geprägt gewesen. Auch der wechselhafte Verlauf der Analyse, welcher wiederum erkennbar mitbestimmt wurde, durch die entsprechende frühkindliche Sozialisation der Patientin und ihrer schwankenden Fähigkeit, die Zusammenhänge zwischen dieser und ihrem aktuellen Leiden wahrzunehmen, sowie sich ihnen kritisch zu stellen, war

²³⁵ Ich übernehme hier die Bezeichnungen der Personen, welche selbst während der NS-Zeit als Erwachsene gelebt haben als erste Generation, die ihrer Kinder, die diese Zeit nur mehr als junge Heranwachsende oder gar nicht mitbekommen haben, als zweite Generation, sowie deren Kinder, die Enkel der ersten Generation, als dritte Generation. Diese Termini sind in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Erbe des Nationalsozialismus in der deutschen Gesellschaft zum Standard geworden (vgl. Jureit, U. (2006a), S. 76ff. sowie Landgraf, I. (2007), S. 11ff.). Die Weitergabe unaufgearbeiteter Emotionsrückstände aus Erlebnis- und Handlungskonstellationen während der NS-Zeit an die Kinder und Enkel, führte und führt in vielen Familien, sowohl der Täter und Mitläufer, als auch der Opfer des Nationalsozialismus (bei den ersten beiden handelt es sich vorwiegend um tabuisierte Auslöser von Schuld- und Schamgefühlen, wogegen die letztgenannte Gruppe von zumeist schwerwiegenden Belastungserfahrungen geprägt wurde) dazu, „daß die Generationsgrenzen nicht sicher entwickelt werden können“ (Leuzinger-Bohleber, M. (1998), S. 81). In diesem Kontext werden Generationen „als ‚Konformitätscontainer‘ (Christian Schneider) verstanden, die unbewusste Ängste und Wünsche weiterreichen und an unbearbeiteten Konflikten arbeiten, die in manchen Fällen nur insofern ihre eigenen sind, da sie in ihnen deponiert wurden. Die *erste Generation*, also diejenige, die sich als Erlebnis-Generation versteht oder als solche angesehen wird, ist von der Authentizität der Ereignisse und von der Unmittelbarkeit des Geschehens bestimmt, sie erleidet oder erlebt historische Zäsuren und Umbrüche als Teil ihrer eigenen Biographie. Dieser lebensgeschichtliche Bezug zur Geschichte kennzeichnet eine entscheidende Differenz zur *zweiten* [und dritten] *Generation*, die nicht an persönlich erlebten, sondern an übertragenen Konflikten leidet. Die Übertragung bewirkt somit ein Gefühl des *als – ob*, sie beziffert jedoch keine qualitative Abstufung, denn die Symptomatik ist kaum zu unterscheiden“ (Jureit, U. (2006a), S. 76f.). In einer Arbeit, die sich mit den Bedingungen und Folgen einer Sozialisation *während* der NS-Zeit befasst, können derartige transgenerationelle Weitergaben nur am Rande berücksichtigt werden. Dies ist allerdings notwendig, da die Gestaltung des Verhältnisses zu den eigenen Nachkommen stets auch Ergebnis der erlebten Sozialisation, sowie Teil der persönlichen Biographie ist.

insgesamt überaus vielschichtig. Aus diesem Kontext kann hier nur ein Exempel herausgegriffen werden, welches die oben angedeuteten Aspekte betrifft:

Es wurde „in vielen sukzessiv erinnerten Szenen aus der Kindheit im Laufe der Psychoanalyse deutlich, welche Empathiestörung beide Eltern dem Kleinkind gegenüber hatten: Entsprechend der nationalsozialistischen Erziehungsideologie, deren Ziel u.a. darin bestand, die Kinder abzuhärten... schienen die Eltern sich nicht in die ‚schwachen‘ kindlichen Bedürfnisse einzufühlen, sondern diese zu bekämpfen oder zu verachten. Im 4. Jahr der Analyse erinnert sich Frau S., daß sie – als sie kaum laufen konnte – an den Topf festgebunden wurde und solange ins dunkle Zimmer eingeschlossen wurde, bis sie ‚brav das Töpfchen‘ füllte. Nachher wurde sie in die Badewanne gesetzt und kalt abgeduscht, ‚um mich abzuhärten‘. Von einer ähnlichen Einfühlungsstörung zeugen die täglichen Drills während des Essens: Schon als Dreijährige mußte sie mucksmäuschenstill an der Tafel mit den 20 Erwachsenen sitzen und bekam erst als letzte zu essen. Konnte sie dies nicht durchhalten, wurde sie beschämt, geschlagen und in ihr Zimmer eingeschlossen.

Erschütternd war für mich, daß sich in der Psychoanalyse zeigte, wie Frau S. – im Sinne des Wiederholungszwangs – ähnliche Drill- und Strafszenen mit ihren eigenen Kindern durchgeführt hatte. Z.B. duschte sie ihre Kleinkinder vom 6. Lebensmonat an täglich mit eiskaltem Wasser, ‚um sie abzuhärten‘, obschon sie schrien wie am Spieß. (...) Die Vermutung, daß sie unbewußt ihren Kindern analoge Traumatisierungen vermittelt hatte – um passiv Erlittenes in aktiv Handelndes zu verwandeln –, gehörte für Frau S. zu den schmerzlichsten Einsichten unserer gemeinsamen Arbeit. Durch diese unbewußte Weitergabe erlittener Traumatisierungen wurden auch die Grenzen zur dritten Generation durchlässig: Noch die Enkel waren in spezifischer Weise in die transgenerationale Traumatisierungsgeschichte eingebaut“ (ebd., S. 89f.).

Dieses Beispiel zeigt, dass sich mit Elementen des NS-Deutungsmusters auch ganz unmittelbar entsprechende Handlungsweisen verbinden konnten und können.

Dass es sich hierbei vielleicht um ein besonders tragisches und drastisches Exempel handelt, in seiner Struktur jedoch keineswegs um einen Einzelfall, dies belegen die Ausführungen von Reulecke und Stambolis, die sich wiederum auf die jüngsten Heranwachsenden der NS-Zeit beziehen, welche kaum anders lautende Beurteilungskriterien erzieherischen Handelns an die Hand bekommen hatten als sie das NS-Deutungsmuster vorschrieb:

„Zahlreiche ‚in die Jahre gekommene‘ Kinder des Zweiten Weltkriegs zeigen heute, dass sie sich trotz negativer Erfahrungen im Zusammenhang mit den von den Eltern weitergegebenen Normen und trotz jahrelanger kritischer Reflexionen über ihre Erziehung nicht zuletzt im Umgang mit ihren eigenen Kindern nicht von Grundeinstellungen verabschiedet haben, die bereits für ihre eigenen Eltern prägend waren“ (dies. (2008), S. 19).

Hinzu kam die Tatsache, dass nicht wenige Väter in den deutschen Nachkriegsfamilien der Mitläufer und Täter des NS-Systems angesichts der zerstörten Werte und Ideale, für die sie zumindest vermeintlich gekämpft hatten, um so verzweifelter Halt und Lebenssinn in ihren Familien suchten (vgl. Schneider, M. (1981), S. 36). Die Fa-

milie wurde für sie zur „Ersatz-Identität“ (ebd.), zum Ort, an dem sie ihre verlorengangene Autorität fingieren konnten, zur „Disziplinaranstalt, als Agentur zur Einübung derselben Regeln und Verhaltensmuster, die die Vätergeneration zur subalternen Gefolgschaft... konditioniert hatte“ (ebd., S. 33).

Auf diesem Wege fanden nationalsozialistische Deutungsmuster bezüglich angemessenen Verhaltens und dessen Generierung über die Erziehungspraktiken in den Nachkriegsfamilien Einzug in die privatesten Räume. Da sie nun das einzige entsprechende Betätigungs- und Projektionsfeld für ihre Väter, vielfach aber auch für ihre Mütter geworden waren, wurden nicht wenige damals Heranwachsende nun unmittelbar und schonungsloser mit den Prinzipien einer NS-„Erziehung“ konfrontiert, als dies im NS-Kontext selbst der Fall gewesen war oder, im Falle der nach 1945 geborenen, gewesen wäre. Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es bedeutsam, dass demnach wesentliche nationalsozialistische Erziehungsmaximen nicht mit dem 8. Mai 1945 untergegangen sind, sondern häufig in den Familien weitergeführt wurden.

Die Verifikation der entsprechenden Erziehungspraktiken als „nationalsozialistisch“ erfolgt hierbei nicht durch Hinweise auf methodische Spezifika, welche sich auch in den rigiden Erziehungsansichten und -praxen der Jahrzehnte vor 1933 und nach 1945 finden ließen,²³⁶ sondern durch eine sozialpsychologische Kontextualisierung, wie sie hier skizziert wurde. In welchem Verhältnis hierbei einerseits die Weiterführung nationalsozialistischer Deutungsmuster bezüglich einer adäquaten Erziehung und andererseits pathogene Reaktionen auf den Wegfall der Projektions- und Identifikationspotentiale, wie sie die NS-Ideologie und ihre Propaganda vermittelt hatten, konkret zueinander standen, kann nur am Einzelfall geklärt werden.

In vielen Fällen haben außerdem die emotionalen Folgeerscheinungen des väterlichen Kriegseinsatzes und der dort erlebten psychischen Verletzungen bis hin zu schweren Traumatisierungen, ihren Beitrag zur familiären Durchsetzung einer auf Härte basierenden, nicht empathischen Erziehung, wie sie oben skizziert wurde, geleistet. Diese Väter agierten nicht nur nach den angedeuteten Verhaltensmustern, sie konnten mitunter keine alternative Beziehungsform mit ihren Kindern mehr eingehen. Sie konnten „nicht mehr mitschwingen... bei ganz normalen Gefühlen, weil sie zu Entsetzliches in den Schützengräben hatten fühlen müssen. Was oftmals eine emotionale Ertaubung nach sich zog“ (Friesen, A. v. (2006), S. 298).

²³⁶ Vgl. zu derartigen autoritären Erziehungstraditionen als übergreifendes Merkmal der Erziehungsgeschichte des 20. Jahrhunderts Gebhardt, M. (2009b). Selbst Erziehungsratgeber propagierten nach 1945 nicht selten dieselben Erziehungsmethoden und Legitimierungen wie während der NS-Zeit. Lediglich allzu klare Inklusionsbekenntnisse zum NS-System wurden gestrichen (vgl. exemplarisch ebd., S. 118ff.).

Welche psychischen Verschiebungs- und Abwehrprozesse jeweils zu einer Weiterführung der Erziehungsprinzipien geführt haben, die auch das NS-Regime propagiert hatte, kann wiederum nur am Einzelfall rekonstruktiv herausgearbeitet werden.

Für beide Bereiche haben insbesondere psychoanalytische Fallstudien wichtige Pionierarbeit geleistet (vgl. Hardtmann, G. (1998)). Die Tatsache, dass nach 1945 in Deutschland nicht selten eine entwürdigende, extrem autoritäre Gehorsamkeitserziehung praktiziert wurde, welche die betroffenen Heranwachsenden in eigene Bedürfnisse unterdrückende Loyalitätsbeziehungen zu ihren Eltern zwang (vgl. ebd., S. 241) und sich selbst in Träumen „als die >Juden< ihrer Eltern“, als „Verfolgte und Gejagte“ (ebd., S. 242) erleben ließ, ist in jedem Fall bedrückend und von bildungs-, vor allem aber von sozialisationshistorischer Bedeutung.

Die Ursachen, warum solchen „Erbschaften“ der NS-Zeit in deutschen Familien lange auch im wissenschaftlichen Bereich deutlich zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, dürften darin liegen, dass es sich hierbei um Erkundungen der privatesten Räume einer Gesellschaft handelt, sowie darin, dass von den Schattenseiten des beschriebenen Phänomens viele damals Heranwachsende selbst betroffen waren. Jedenfalls handelte es sich beim oben zitierten Einzelfall zwar um ein extremes Beispiel, welchem sich aber durchaus drastischere zur Seite stellen ließen (vgl. exemplarisch Müller-Hohagen, J. (2001), S. 90ff.). Wenngleich systematische Forschungsarbeiten hierzu bislang weitgehend fehlen bzw. aus dem Bereich der Tiefenpsychologie stammen, was ihnen mitunter allein aufgrund der qualitativen und fallrekonstruktiv vorgehenden Methodik die vorschnelle Deklaration als bedrückende, aber doch sicher nicht repräsentative Einzelfallanalyse einbringt, kann dennoch mit Müller-Hohagen verallgemeinernd festgestellt werden:

„Aufgrund einer ganzen Reihe konkreter Erfahrungen behaupte ich... einen direkten Übergang zwischen politischer und familiärer Gewalt, speziell zwischen Nazi-Täterschaft und sexuellem Mißbrauch (näheres dazu findet sich bei Müller-Hohagen 1996). Diese Behauptung erfolgt natürlich aus der spezifischen Forschungsperspektive eines praktisch tätigen Erziehungsberaters und Psychotherapeuten. Einigermaßen objektive Häufigkeitsschätzungen sind daher nicht möglich, wohl aber die Aussage, daß solche Zusammenhänge sehr viel öfter vorgekommen sein dürften, als allgemein für möglich gehalten wird. Daß Kontinuitäten der Gewalt besonders beim sexuellen Mißbrauch auffallen, liegt wahrscheinlich auch an der mittlerweile eingetretenen Lockerung des Wahrnehmungstabus bezüglich dieses Verbrechens und seiner Folgen, heißt also nicht, daß NS-Gewalt sich nur hier fortgesetzt hätte. Vielmehr gibt es ebenso Hinweise in Richtung auf direkten oder verdeckten Raub von Kindern, auf Vernachlässigen behinderter Menschen, existenzielles Gefährden anderer, eventuell sogar hin bis zum geplanten Mord“ (ebd., S. 91f.).

Die von Müller-Hohagen angeführten Verhaltensoptionen entfernen sich letztlich weit von den Bereichen einer – wie auch immer definierten – Erziehungspraxis, sie machen demgegenüber allerdings das weitreichende destruktive Potential dieser innerfamiliären NS-„Erbschaften“ andeutungsweise erkennbar.

Beim hier beschriebenen Phänomen handelt es sich um einen noch immer un abgeschlossenen Prozess innerfamiliärer Instrumentalisierung und Delegation, dessen Ausmaße und -wirkungen den betroffenen Nachkommen der NS-Zeitzeugen häufig erst in den letzten Jahren bewusst geworden sind, wenn sie nicht noch immer in psychodynamischen Abwehrkonstellationen gebunden sind. Gegenwärtig wird nicht wenigen der noch lebenden um 1945 Heranwachsenden, Angehörigen der so genannten zweiten Generation, „zunehmend deutlich, dass sie mehr oder weniger bewusst das Gepäck ihrer Eltern verinnerlicht und partiell weitergegeben haben“ (Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008), S. 28, vgl. hierzu weiterführend auch Reulecke, J. (2000b)).

Anhand der obigen Ausführungen wird deutlich, dass bezüglich der Weitergabe der Elemente des NS-Deutungsmusters, sowie der hieraus resultierenden Handlungsweisen, Transgenerationalität besteht. Diese „meint die Weitergabe konflikthafter, un bearbeiteter Inhalte an die nächste Generation durch ausbleibende Ent-Identifizierungen und keinen Verhaltensautomatismus. Solche Übertragungen determinieren nicht das Handeln, sie strukturieren Persönlichkeit“ (Jureit, U. (2006a), S. 123). Der letztgenannte Aspekt trifft auf die Wirkungskraft eines verinnerlichten Deutungsmusters allgemein zu, sowie auf dessen transgenerationale Weitergabe im Besonderen. Denn, schon während der NS-Zeit bedeutete die Übernahme eines nationalsozialistischen Deutungsmusters – im oben beschriebenen Fall der NS-Erziehungsideologie (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend) – keineswegs, dass dieses jedes Mal dieselbe Funktion im innerpsychischen Haushalt des Trägers erfüllt hätte. Nicht zuletzt die Ausführungen zum „Hitlermythos“ (vgl. These 3) werden zeigen, wie stark die Wahrnehmung und Verarbeitung der Angebote der NS-Ideologie und Propaganda von individuell subjektiven Bedürfniskonstellationen bestimmt wurden. Genauer gesagt bedeutet dies, dass selbst bei völlig gleich lautendem Inhalt – der zumeist jedoch schon damals und vor allem nach 1945 vielfältige Anpassungen erfahren hat – NS-Deutungsmuster keineswegs gleich NS-Deutungsmuster ist. Vielmehr haben dessen Elemente, sowohl bei ihrer Aufnahme durch Zeitzeugen des Nationalsozialismus (die erste Generation), als auch bei ihrer Übertragung – die ja immer ein zweiseitiges Unterfangen, mit Sender und Empfänger darstellt – auf die Nachkommen der zweiten und dritten Generation, entsprechend der jeweils vorhandenen bewussten oder un-

bewussten Ängste und Wünsche, weitreichende Transformationen (vgl. ebd., S. 66) erfahren. Gleiches gilt für die Umsetzung der Maximen dieser, individuell verinnerlichten, Versatzstücke des NS-Deutungsmusters in Handlungspraxis. Ob aus einer entsprechenden Weltsicht überhaupt ein konkretes Handeln resultierte oder resultiert, und wenn ja, welche Form dies annimmt, sowie die individuellen Bedürfnisse, welche damit zu befriedigen versucht werden, all dies lässt sich, trotz eines anzunehmenden höheren Verbreitungsgrades des angedeuteten Phänomens elterlicher Machtausübung in der Familie, erneut nicht pauschal beschreiben (vgl. ebd., S. 123). Auch dies müsste, anhand biographischer Fallrekonstruktionen, „in jedem Einzelfall untersucht werden, denn solche Sinnstiftungen unterliegen zudem noch anderen Einflüssen und sind insgesamt zu komplex [und individuell zu unterschiedlich], dass sie sich auf einen einzelnen Faktor zurückführen ließen“ (ebd.). Lediglich die allgemeine Struktur, die Vermittlung eines NS-Deutungsmusters durch die Propaganda des nationalsozialistischen Regimes: dessen subjektiv geprägte Aufnahme und individuelle Umsetzung in praktisches Handeln durch unzählige „Volksgenossen“, sowie die Weitergabe an folgende Generationen, lässt sich eindeutig benennen und anhand unterschiedlicher Beispiele aus den verschiedensten sozial- und geschichtswissenschaftlichen Bereichen belegen. Dies sollte im vorangegangenen geschehen. Für eine fallrekonstruktive Forschung zum Thema bedeutet all dies letztlich, dass einerseits eine mitlaufende Deutungsmusteranalyse Teil der Auswertung sein müsste. Andererseits darf das Vorhandensein derartiger kollektiver Erklärungs- oder Interpretationsmuster in den entsprechenden Interviews gerade nicht als schlichte und bewusst – etwa in apologetischer Absicht – erzählte Unwahrheit betrachtet werden, vielmehr sollte man versuchen herauszuarbeiten, warum gerade diese Biographie bzw. die konkrete Erfahrungsaufschichtung zu dieser aktuellen Präsentation der erlebten Lebensgeschichte geführt hat (vgl. Rosenthal, G. (1995a), S. 130ff.).²³⁷ Wesentlich ist diesbezüglich die Auffassung, dass diese Deutungsmuster als Effekte einer bestimmten Prägungs- und Verarbeitungsbiographie zu verstehen, und zu interpretieren sind, denn es handelt sich hierbei um Argumentationen, „die nicht als Erinnerungen, sondern als Überzeugungen formuliert“ (Moller, S.; Tschuggnall, K.; Welzer, H. (2002), S. 136) und verinnerlicht wurden. Es geht in einer biographischen Analyse demnach darum, zu verstehen, ob und wie diese Deutungsmuster verinnerlicht wurden, warum sie gegebenenfalls das Ende der NS-Zeit überdauert haben bzw. nachträglich zu dessen Deutung übernommen wurden und welchen Zweck sie eventuell für die aktuelle Selbstwahr-

²³⁷ Demgegenüber ersetzt die einfache, resümierende Wiedergabe fragwürdiger Aussagen einzelner Zeitzeugen (so zu finden bei Schörken, R. (2004), S. 26) keinesfalls deren kritische Analyse.

nehmung des Interviewten erfüllen. Der Hinweis auf die Selbstwahrnehmung führt zu einer abschließenden Erweiterung der Perspektive auf die transgenerationelle Weitergabe von Deutungsmustern. Ihre Verbindung zum Handeln der betreffenden Person wurde bereits hergestellt. Neuere Forschungen haben zudem festgestellt, dass die Weitergabe nicht nur verbal, sondern vielfach und komplex auch auf non-verbalem Wege erfolgt (vgl. Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008), S. 19f.). Die diesbezügliche Forschung steht jedoch noch am Anfang, da „Psychologen, Soziologen, Germanisten, Pädagogen und Historiker... sich erst seit Kurzem intensiver mit der auch habituellen Weitergabe von Erziehungsnormen (beschäftigen)“ (ebd., S. 29). Hinzu kommt nun noch eine Weitergabe entsprechender Deutungsmuster, die sich dadurch auszeichnet, dass sie für den psychischen Haushalt des Weitergebenden eine primär funktionale Bedeutung haben. Der Psychoanalytiker Werner Bohleber beschreibt diese Motivationsstruktur anhand von Erziehungspraxen, die dem NS-Deutungsmuster entsprachen und nach 1945 weitergeführt wurden:

„Vielfach wurden die Kinder als Selbstobjekte funktionalisiert, um den verunsicherten Eltern zu ermöglichen, ihre Selbstachtung und Identität aufrecht zu erhalten. An ihren Kindern versicherten sich solche Eltern der Gültigkeit von Wertvorstellungen, die nach 1945 öffentlich außer Kraft gesetzt waren. So wurden Kindern häufig Erziehungsideale eingetrichtert, aus denen an der Oberfläche die NS-Ideologie getilgt war. Härte, Verachtung von Krankheit und Schwäche, ‚Haltung bewahren‘, ‚Charakter haben‘, ‚bedingungslose Hingabe‘ und andere Maximen wurden oft zusammen mit körperlichen Züchtigungen weitergegeben und bildeten lange eine der hartnäckigsten ‚Gefühlserbschaften‘ (Koch-Wagner 2001) aus jener Zeit (Bohleber 1997[b])“ (ders. (2008), S. 115, die im Text angegebenen Publikationen finden sich im Literaturverzeichnis dieser Arbeit).

Gegenüber solchen Verortungen einer autoritären und wenig empathischen Erziehungspraxis im Nationalsozialismus ließe sich einwenden, dass ebendiese sich in Deutschland deutlich vor 1933 und weit über 1945 hinaus feststellen ließe (vgl. ebd.). Das Gleiche gilt für ihre öffentliche Befürwortung, nicht zuletzt auch von pädagogischer Seite.²³⁸ Hierzu ist wiederum zweierlei zu sagen. Erstens geht es bei der Analy-

²³⁸ Eine Erziehungsmaxime, die eine unnachgiebige und auf Härte im Umgang sowie auf Vermittlung von „Tugenden“ wie Disziplin und Ordnung abstellende autoritäre Erziehung befürwortet, durch welche die Zöglinge intensiv zum Gehorsam, zur Ein- und Unterordnung erzogen werden sollten, lässt sich im gesamten 20. Jahrhundert in Deutschland als wirkungsmächtig nachweisen (vgl. Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008)). Vergleichende Analysen von Elternratgebern haben zudem erwiesen, dass autoritäre Erziehungsmethoden und die oben genannten Zielsetzungen sich hier sowohl über die Schallmauer der nationalsozialistischen Machtübernahme (vgl. Schmid, M. (2008)) als auch die vermeintliche Stunde Null des Jahres 1945 hinaus bis in die siebziger Jahre hinein (vgl. Gebhardt, M. (2007)) kontinuierlich erkennen lassen. Grundsätzlich gilt, dass „Facetten der angesprochenen Erziehungsstile sich gleichsam im Sinne von Geheimpuren durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts ziehen und dass die Wahrnehmung ihrer untergründigen Wirkungen sowie generationsübergreifender Prägungen lange verdrängt wurde“ (Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008), S. 28). Auch für den Bereich der tradierten Erziehungsvorstellungen gilt demnach, dass

se der Deutungsmusterweitergabe nicht darum, eine bestimmte Erziehungspraxis als nationalsozialistisch zu entlarven. Es geht vielmehr um eine mentalitätsgeschichtliche Untersuchung der subjektiven Erklärungsmuster und daraus resultierender Handlungsweisen, welche sich aus bestimmten Deutungen ergeben, die während der NS-Zeit aufgenommen und darüber hinaus beibehalten wurden. Des Weiteren geht es um den zweiten Aspekt, welcher die vorliegende Thematik als Teil einer Analyse des spezifischen NS-Deutungsmusters verifiziert. Es geht also nicht um die Weitergabe autoritärer Erziehungsvorstellungen im Allgemeinen, sondern um Deutungsmuster, die konkret während der NS-Zeit akzeptiert und verinnerlicht wurden. Von hier aus konnten sie auch über 1945 hinaus und in anderen Kontexten, mit anders lautenden subjektiven Interessenshintergründen eingesetzt werden, um die Welt – mit den oben eingeführten Worten Antonovskys – versteh- und erklärbar zu machen bzw. zu erhalten. Entsprechend lautet auch Bohlebers Beschreibung der innerpsychischen Funktion einer so gestalteten Erziehungspraxis nach 1945:

Die „Begründung..., dass darin... die autoritäre Erziehung fortwirke, die schon vor 1933 in Deutschland vorherrschte... greift zu kurz. Sie übersieht die Dynamik zwischen den Generationen, die durch die innere Verunsicherung der Eltern nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes entstand. Diese führte in vielen Fällen nicht zu einer Neubesinnung und tieferen Reflexion der Involvierung in die NS-Ideologie, sondern dazu, dass die Eltern sich der Richtigkeit ihrer Wertvorstellungen in der Beziehung zu den Kindern versicherten, die in dieser Weise narzisstisch funktionalisiert worden sind“ (ebd.).

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die Weiterführung bestimmter Deutungsmuster aus dem NS-Kontext nur *eine* Möglichkeit des innerpsychischen Weiterwirkens von Sozialisationserfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus darstellte und darstellt. Daneben kam es, wie hier bereits angedeutet wurde und an anderer Stelle weiter ausgeführt wird, individuell, innerfamiliär und gesamtgesellschaftlich vielfach zu bewussten und unbewussten Abwehrreaktionen bezüglich einer Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit, sowie mit deren moralischen Implikationen (vgl. These 5). Angesichts dieser Verschiedenartigkeit der unterschiedlichen subjektiven NS-Erbschaften halte ich eine Verallgemeinerung der psychischen Nachwirkungen des Nationalsozialismus nach 1945 auf das angenommene Phänomen einer „faschistogenen Neurose“ (Gamm, H.-J. (1966), S. 43, aus Sicht einer pädagogischen Aufarbeitung der NS-Zeit noch kürzlich anerkennend hervorgehoben von Keim, W. (2006), S. 79) für zu undifferenziert. Die entsprechende Diagnose lautete wie folgt:

„sich mentaler Wandel langsamer (vollzieht) als dies die tiefen politischen und gesellschaftlichen Brüche des 20. Jahrhunderts vermuten lassen“ (ebd., S. 31).

Es handelt sich um „eine seelische Erkrankung als unmittelbare und späte Folge psychischer Vorgänge und Belastungen aus dem nationalsozialistischen System und der Praxis seiner Menschenführung. Sie zeigt sich als allgemeine *politische Gleichgewichtsstörung*. Der Betroffene kann weder sich noch das soziale Feld kritisch sehen. Sein objektbezogenes Handeln und seine gesellschaftliche Kooperation werden durch emotionale Sperren eingeschränkt“ (Gamm, H.-J. (1966), S. 44).

Diese umfassende Definition einer „seelischen Erkrankung“ als Folge der Erfahrung des Nationalsozialismus bricht sich jedoch teilweise schon am individuellen Beispiel Jürgen Henningsens. Dessen emotionale Belastung durch übernommene Deutungsmuster der NS-Ideologie wurde oben beschrieben. Gleichzeitig konnte er sich und seine eigene NS-Vergangenheit, inklusive seiner Empfänglichkeit für die Deutungsangebote der nationalsozialistischen Weltanschauung, aber mit großer Offenheit selbst „kritisch sehen“.

Gegenüber derartigen Pauschalisierungen stellt die betonte Trennung zwischen Ideologie und Mentalität eine wichtige Differenzierung bezüglich der mentalen Erbschaften einer Sozialisation während der NS-Zeit dar, ihre zu scharfe Abgrenzung voneinander (vgl. diesbezüglich Schörken, R. (2005), S. 17f.) verstellt jedoch den Blick dafür, dass bestimmte Ausprägungsformen letzterer, wie sie oben exemplarisch aufgeführt wurden, unmittelbar aus einer Vermittlung ersterer im NS-Kontext resultieren konnten und können.

Hier erscheint wiederum die Deutungsmusteranalyse als differenzierter Untersuchungsansatz, da sie gerade darauf abzielt, die Umsetzungsprozesse von sozialisierten Ideologieinhalten in Alltagswahrnehmung prägende Mentalitäten nachzuvollziehen und deren biographische Nachhaltigkeit zu erfassen. Deutungsmusteranalysen bleiben demnach nicht bei der – notwendigen – Unterscheidung zwischen Ideologie und Mentalität stehen, sondern setzen gezielt an am Übergang vom einen zum anderen: der subjektiven Wahrnehmung und der Verarbeitung ideologischer Inhalte.

3.3.2. Zum Verhältnis von Regime und Bevölkerung II: Die Beeinflussung der Bevölkerung durch das Regime erfolgte durch eine ineinander greifende Anwendung von Verführung und Führung.²³⁹

3.3.2.1. *Der entgrenzte Erziehungsbegriff des NS-Regimes und seine besondere konzeptionelle Bedeutung für die praktische Ausgestaltung des NS-Sozialisationskontextes*

Die neue Regierung versuchte gleich nach ihrer Machtübernahme im Januar 1933 auf vielfältige Weise die Massen zu manipulieren: Was sich in den Monaten und Jahren zuvor als erfolgreich zur Gewinnung von Wählerstimmen und Parteimitgliedern erwiesen hatte, sollte nunmehr der Mobilisierung der gesamten Bevölkerung im Sinne der „völkischen Weltanschauung“ dienen. Vor allem ging es hierbei von Anfang an um die Verwirklichung des primären Zieles, die „Volksgemeinschaft“ sowohl in mentaler als auch in physischer Hinsicht zur Kriegs„bereitschaft“ zu „erziehen“ (vgl. Sywottek, J. (1976)). Die Bezeichnung des „Dritten Reiches“ als „Erziehungsstaat“²⁴⁰, wie sie u.a.

²³⁹ Freilich lassen sich für diese dialektischen Pole anderslautende Bezeichnungen finden. In dieser Arbeit wird beispielsweise auch von Verführung und Kontrolle gesprochen. Jörg Echterkamp führt ein Wechselspiel zwischen „Überzeugung und Unterdrückung“ als Wesensmerkmal nationalsozialistischer Herrschaft an (vgl. ders. (2004), S. 6). Diesen Beispielen ließen sich weitere hinzufügen, die durch etwas anderslautende Benennungen eine jeweils leicht veränderte inhaltliche Schwerpunktsetzung vornehmen. An der hier angesprochenen dialektischen Grundstruktur ändert sich dadurch jedoch nichts.

²⁴⁰ Es handelt sich bei der Definition des NS-Systems als „Erziehungsstaat“ um eine Selbstbeschreibung des Regimes. Die entsprechende Konzeption umfasste die intendierten Einwirkungen von Partei- und Staatsorganen gleichermaßen. Je nach Zugehörigkeit der sich äussernden Person konnte sich das angegebene Kompetenzverhältnis zwischen diesen verändern. Stets gleich bleibend war jedoch die grundsätzliche Proklamation und Legitimation des totalen Erziehungsanspruches der „nationalsozialistischen Bewegung“, welche unbedingten Vorrang vor allen anderen „Erziehungsmächten“ haben müsse (vgl. exemplarisch die Argumentation bei Benze, R. (1943), S. 14f.; die entsprechende Textstelle ist auch abgedruckt bei Gamm, H.-J. (1990), S. 83f.). Die Analyse der Verwirklichung dieses Anspruchs im gesellschaftlichen Alltag der NS-Zeit ermöglicht es sowohl die totalitären Intentionen des Regimes und dessen entgrenzten Erziehungsbegriff, als auch dessen strukturellen Realisierungsgrad und seine Lückenhaftigkeit in den Blick zu nehmen (vgl. hierzu allgemein Keim, W. (1995), S. 73ff.). Dies hat Harald Scholtz (vgl. ders. (1998)) für den Bereich der institutionellen Erziehung während der NS-Zeit getan und herausgearbeitet, dass der Terminus „Erziehungsstaat“ als erziehungswissenschaftliche Bezeichnung der damaligen pädagogischen Realität nur sehr bedingt tragfähig ist. Hierfür sind, nach seiner Auffassung, drei Gründe ursächlich:

1. Er beschreibt die damalige Gestalt institutioneller Erziehung nur unzureichend,
2. Er geht von einem Erziehungsverständnis aus, welches mit dem heute vorherrschenden Paradigma einer Erziehung zur Mündigkeit vor allem normativ unvereinbar sei,
3. Er fördere nicht, sondern behindere eher die weitere Erforschung der tatsächlichen damaligen Erziehungsverhältnisse.

Um gegenüber der Selbstauskunft des NS-Regimes, in Deutschland den vollständig erfassenden „Erziehungsstaat“ etabliert zu haben, dessen tatsächlichen Realisierungsgrad differenziert analysieren zu können, halte ich Sabine Dengels Vorschlag für sinnvoll, diesbezüglich von einem spezifischen „pädagogischen Raum“ zu sprechen (vgl. dies. (2005), S. 30). Diesen definiert sie als „Oberbegriff derjenigen sozialen Felder, die der nicht demokratische [in diesem Fall nationalsozialistische] Staat zum Zweck der politischen Erziehung intentional und strukturell zu besetzen beabsichtigt“ (ebd.; Hervorhebung vom Autor).

Robert Ley vorgegeben hatte, offenbarte hier ihre volle sozialisationsrelevante Bedeutung, da sie eben gerade nicht *nur* pädagogische Interaktionen im traditionellen Sinne oder rein auf die Gruppe der Kinder und Jugendlichen abgestimmte neue Konzepte institutionalisierter Erziehung meint, sondern auf eine durchgängige Beeinflussung der Menschen innerhalb ihres öffentlichen wie privaten Lebens abzielte. Der umfassende Erziehungsanspruch, welchen die Nationalsozialisten mit der Proklamation eines „Erziehungsstaates“ verbanden, wird in der Definition von Karl Friedrich Sturm deutlich:

„Der totale, organische Staat (ist), nach seiner Wirkung auf die Staatsglieder betrachtet, Erziehungsstaat. Durch sein ganzes Sein und Leben, durch seine Gliederung, seine Funktionen und seine Institutionen formt er alles, was in ihm lebt und wächst, gemäß seinen Normen und zu seinen Zielen. Jede politische Funktion des Staates ist gleichzeitig erzieherische Funktion. Er bezeugt sich als der mächtigste und vornehmste Erzieher. Menschenformung ist für ihn nicht eine Aufgabe neben anderen, sondern eine Seite aller seiner Aufgaben. Andererseits, wie der Staat durch sein Sosein und Dasein immer und überall erzieht, so hat alle bewußte und planmäßige Erziehung als eine ihrer obersten Aufgaben den Staat. Ihre Ausrichtung ist allewege vordringlich bestimmt durch die Lage, die besonderen Nöte, die jeweiligen Bedürfnisse des Staates“ (ders. (1938), zitiert nach Herrmann, U. (1985), S. 67).

Während hier „Erziehung“ als allgegenwärtige Funktion des NS-Staates beschrieben, selbst aber nicht definiert wird, werden die beiden strukturell zentralen Aspekte nationalsozialistischer Formationserziehung deutlich formuliert:

1. Sie ist bis zur Schwelle einer attestierten „Nichterziehbarkeit“ Element jeder staatlichen Agitation gegenüber den „Volksgenossen“.
2. Sie ist stets nach den Interessen des Regimes ausgerichtet.

„Erziehung“ wird somit zum, weder politisch-systematisch noch begrifflich trennscharf abgrenzbaren, Instrument der Herrschaftssicherung.²⁴¹

Die, einer solchen Figuration des „Erziehungsstaates“ zugrunde liegende, Entgrenzung des Erziehungsbegriffes hat Tenorth präzise umrissen:

„In ihrem entgrenzenden Anspruch, die gesamte Gesellschaft als überdimensionalen Erziehungsraum zu konstruieren, übersteigt die nationalsozialistische Erziehungspolitik alle vor 1933 bekannten pädagogischen Wirklichkeiten, und im schrankenlosen Zugriff auf das Subjekt dementiert sie

²⁴¹ Das dialektische Prinzip, das bereits Schleiermacher für die Pädagogik gefordert hatte, wird in dieser Konzeption des „Erziehungsstaates“ endgültig verworfen. Der „Kulturbereich“ des Staates wird mit seinen Interessen zur alleinigen Maßgabe erzieherischen Handelns und trachtet danach, die Belange der anderen „kulturellen Sphären“ zu dominieren („Wissenschaft“, „geselliger Verkehr“) oder aber mittelfristig auszuschalten („Kirche“). Zudem soll die zukünftige Funktion des Kindes, seine erfolgreiche Inklusion in das NS-System stets gegenüber seinen aktuellen Bedürfnissen, seiner Gegenwart Vorrang haben (vgl. zu den hier angedeuteten pädagogischen Forderungen Schleiermachers ders. (1966)). Gegenwärtige Bedeutung erhält der Heranwachsende de facto nur in seiner Funktionsausübung. So etwa, als während des Krieges immer jüngere „Volksgenossen“ in Kampfhandlungen „eingesetzt“ wurden (vgl. These 5).

den zivilisatorischen Anspruch, der die Erziehungspolitik bis dahin trotz aller Gefährdungen noch gekennzeichnet hatte“ (ders. (2000), S. 272, vgl. hierzu auch Dudek, P. (1999), S. 179).

Nur durch diese Entgrenzung wurde es dem Regime möglich, seine unterschiedlichen Maßnahmen zur Führung und Verführung der „Volksgemeinschaft“ einerseits, sowie zur Ausgrenzung „Gemeinschaftsfremder“ – mit Ausnahme der „Fremdvölkischen“ Juden und Zigeuner – andererseits²⁴² als „Erziehung“²⁴³ zu deklarieren. Erzie-

²⁴² Tenorth hat bereits 1985 darauf hingewiesen, dass das nationalsozialistische Erziehungsverständnis ebenso wie dessen praktische Umsetzung bewusst auch als „Umerziehung“ deklarierte Zwangsmaßnahmen als Bestandteil öffentlicher Erziehung umfasste und dementsprechend „(auch) die ersten KZs... als neuartige Teile des gesellschaftlichen Erziehungssystems interpretiert werden (müssen)“ (ders. (1985), S. 122). Er wies zudem darauf hin, dass die Planung und Durchführung erzieherischer Kontrolle im NS-System realisiert wurde, „mit Mechanismen, die unverkennbar den Anspruch des nationalsozialistischen Staates zeigen und zugleich den gesellschaftlich insgesamt geübten Integrationsmechanismen“ (ebd., S. 123) entsprachen. Deutlich wird hierbei, dass zum einen diese Entgrenzung eine „Inflationierung des Erziehungsbegriffes auch weitab der traditionellen und neuen pädagogischen Handlungsfelder“ (Dudek, P. (1999), S. 185) implizierte und zum anderen die Grenzen zwischen politischer und erzieherischer Herrschaftspraxis marginalisiert wurden. Demzufolge ist die zwangsläufig mitunter künstliche Unterscheidung zwischen der subjektiven Wahrnehmung und Verarbeitung von Erziehungs- oder aber von Sozialisationseinflüssen während der NS-Zeit zwar für eine dezidierte Fallanalyse u. U. weiterführend, im Rahmen dieser Darstellung der Sozialstrukturen scheint sie mir hingegen wenig sinnvoll, da sie den Blick verstellt für die Gesamtheit der Prägeversuche, mit denen der NS-Staat seinen Zöglingen gegenübertrat. Tenorth ist für seine diesbezügliche Argumentation scharf angegriffen worden, wobei manche Kritik urteilt – Karl Christoph Lingelbach bemerkt, bei Tenorth würden die „Menschenquälereien in den ‚ersten KZ’s“ zu einem „sozialintegrativen Vorgang *umstilisiert* [Hervorhebung vom Autor]“ (ders. (1988), S. 521), Georg Schwingl schreibt: „Es ist... geradezu befremdend, wenn eindeutig unwiderlegbare Tatbestände zu Absurditäten uminterpretiert werden: Die Konzentrationslager waren gerade keine Erziehungseinrichtungen, sondern von Anfang an Vernichtungsstätten“ (ders. (1993), S. 18) und Benjamin Ortmeyer unterstellt Tenorth gar, er mache „sich den Selbstanspruch des nazistischen Systems zu eigen“ und müsse „damit konfrontiert werden, daß er mit solchen Aussagen der NS-Propaganda nachgibt“ (ders. (1998), S. 529f.) –, als ob Tenorth jene Agitationen des NS-Regimes, welche dieses als „Erziehung“ deklarierte und nach außen legitimierte, selbst als solche verstanden wissen wolle. Außer Acht bleibt, dass es Tenorth vielmehr um eine zunächst einmal möglichst wertneutrale objektiv-hermeneutische Analyse der damaligen Verhältnisse geht: Tenorth bezeichnet „die ersten KZs“ und andere NS spezifische Maßnahmen als „'innovativ' gegenüber der Zeit vor 1933“ (ders. (1985), S. 122), stellt dabei aber ausdrücklich in Frage, ob es sich hierbei auch um einen Fortschritt handelte. Hier wäre durchaus stellenweise mehr Deutlichkeit seinerseits wünschenswert, eine positive Bewertung ist dies aber keineswegs. Die allzu undifferenzierte Kritik an Tenorths Ausführungen, wie sie vor allem Ortmeyer immer wieder vorbringt, bestätigt demgegenüber zumindest in Ansätzen das scharfe Urteil Tenorths über dessen methodisches Vorgehen: „In der Regel liest ORTMEYER höchst selektiv, urteilt dafür um so mutiger, und zwar in gleicher Weise über konzeptionelle Fragen der Forschung wie über moralische Qualitäten der Forscher oder der Zeitzeugen und ihrer Erinnerung“ (Tenoth, H.-E. (1999), S. 959f.). Zum besseren Verständnis sei überdies daran erinnert, dass sich die oft hitzige erziehungswissenschaftliche Debatte darüber, ob die Prägungsversuche des NS-Staates als Erziehung bezeichnet werden dürfen oder nicht, grundsätzlich auf die beiden Standpunkte einer normativen gegenüber einer deskriptiven Definition des Begriffes, sowie der damit verbundenen Frage, wie weit die Wertneutralität einer entsprechenden Analyse gehen müsse bzw. gehen dürfe, um ihrem Gegenstand (noch) gerecht zu werden, zuspitzen ließe. Für den hier skizzierten konkreten Fall, in dem eine erzwungene Reglementierung durch „KZ-Haft“ als „Erziehung“ deklariert wurde, hat freilich Dudek recht, wenn er anmerkt, die moraltheoretische Kritik an Tenorths Aussagen ändere „an der Tatsache selbst nichts“ (ders. (1999), S. 182, vgl. hierzu exemplarisch auch die entsprechenden Darstellungen und Begründungen des „KZ“ Dachau in der NS-Propaganda bei Zámenčnik, S. (2007), S. 90ff.). Häufig übersehen wird auch, dass Tenorth keineswegs als erster Analytiker der NS-Zeit auf die intendierte Verbindung von „Erziehung“ und „Konzentrationslager“ im nationalsozialistischen Herrschaftssystem hingewiesen hat. Hierauf verwies Hannah Arendt bereits dreißig Jahre früher (vgl. dies. (1955), S. 717). In letzter Zeit wurden die „Konzentrationslager“ überdies auch in einer psychoanalytischen Publika-

on direkt mit den „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ (NPEAS) verglichen (vgl. Schneider, C. et al. (1996), S. 48ff.). An ein Argumentationsmuster Wolfgang Sofskys anknüpfend (vgl. ders. (2004)) wurde die Auffassung vorgebracht, da beides totale Institutionen seien, wären „KZ-Häftlinge“ und „NPEA-Schüler“ zumindest strukturell vergleichbaren Bedingungen ausgesetzt gewesen. Auch wenn die Autoren explizit darauf hinweisen, dass bezüglich der letzten Zielsetzung beider Institutionen eine totale Differenz zwischen beiden herrsche (vgl. Schneider, C. et al. (1996), S. 48), bleibt fraglich, ob ein solcher Vergleich der Institutionen sinnvoll und weiterführend ist. Entscheidend ist letztlich, dass die diesbezüglichen Analysemethoden und -begriffe nicht der Selbstdefinition der Forscher Genüge tun müssen, sondern eine valide Erfassung des Forschungsgegenstandes ermöglichen sollten. Gabriele Lofti hat argumentiert, „daß die nationalsozialistische Polizei einen gesamtgesellschaftlichen >Erziehungsanspruch< vertrat und mit willkürlichen Mitteln dafür sorgen wollte, daß der einzelne zu einem Verhalten gezwungen wurde, das im Interesse der >Volksgemeinschaft< gefordert war“ (dies. (2000), S. 313). Sie zieht dieses Resümee zum Ende ihrer Analyse der nationalsozialistischen „Arbeitserziehungslager“. Einer Perspektive, die die NS-Pädagogik nach ihren gegenwärtigen normativen Erziehungsdefinitionen selektiert, entgehen mitunter diese bewusst repressiven Elemente (nicht von ungefähr gibt es beispielsweise nur sehr wenige Analysen der nationalsozialistischen Straflager für Jugendliche), wodurch die Darstellung der Erziehungswirklichkeit der NS-Zeit allerdings unzulässig verzerrt würde. Wenn demgegenüber, beim Versuch, eine NS-Erziehungskonzeption nachzuzeichnen, die Gewaltaktionen gegen diejenigen, welche das NS-Regime nicht „erziehen“, sondern aus der „Volksgemeinschaft“ vertreiben oder „ausmerzen“ wollte, nicht berücksichtigt werden, so ist dies zunächst einmal Ausdruck der nationalsozialistischen Bevölkerungsselektierung und nicht automatisch ein Beleg eines Mangels an normativer Empathie beim analysierenden Wissenschaftler (dies wird Tenorth von Lingelbach vorgeworfen (vgl. ders. (1988), S. 521)). Ganz gezielt, mit ideologischer Motivation, wurden die Erfahrungen junger Häftlinge in deutschen „Konzentrationslagern“, die im Alter zwischen sechs und zwölf Monaten von ihren Eltern getrennt wurden und überlebten, übrigens bereits 1969 in einer Publikation des „Zentralrats der sozialistischen Kinderläden“, mit der Begründung, diese hätten gelernt, sich in einer autoritätsfreien Gemeinschaft zu arrangieren, zum begrüßenswerten „>Versuch einer kollektiven Erziehung<“ (zitiert nach Aly, G. (2009), S. XII) deklariert. Die Berichte der Psychoanalytikerin Anna Freud über die traumatischen Erfahrungen der Kinder und deren psychische und physische Folgewirkungen verbrämte man hingegen als „>bürgerlich-affirmativ...<“ (zitiert nach ebd., S. XI). Schließlich bleibt anzumerken, dass Tenorths Analysen der damaligen Erziehungsagitationen keineswegs allein in theoretisch abstrahierender Hinsicht weiterführende Strukturierungen liefern, sondern sich sehr wohl auch mit, von ihm allerdings wenig berücksichtigten, Erinnerungen betroffener Zeitzeugen decken. So berichtet etwa Lina Haag darüber, welche Erfahrungen sie mit dem Erziehungswillen der Repressionsorgane des NS-Systems machen musste. Sie erzählt Folgendes „aus ihrer KZ Haft: „Einmal ist sogar Himmler selbst da, um sein deutsches Erziehungswerk anzuschauen. (...) Auch die so genannte Frauenführerin Scholtz-Klink bringt es fertig, uns zu besichtigen. Auch sie ist heiter, freundlich, begeistert und freut sich, dass es uns so gut geht. Sie hat ein ganz besonderes, ein frauliches Verständnis für uns und unsere Lage, und – wenn man ihr glauben darf, möchte sie uns fast beneiden. Die Dunkelzellen besichtigt sie wohl nicht, und auch einer Auspeitschung wohnt sie nicht bei. Das interessiert sie wahrscheinlich nicht so sehr, obwohl das eine wie das andere zu den wesentlichen Erziehungsmethoden dieser neudeutschen Anstalt gehört“ (dies. (1977), S. 130). Prinzipiell erscheint es mir so, dass Arbeiten, die Tenorth Verharmlosung oder gar Apologetik vorwerfen, seinen Forschungsansatz mitunter nur eingeschränkt rezipieren. Tenorth ist bemüht, vor allem objektivierende Strukturanalysen des Erziehungswesens im Nationalsozialismus vorzulegen. Wenn er dabei zu dem Schluss kommt, dass „die Erfahrung der totalitären Erziehung... Bildung und Wissenschaft selbstkritisch an ihre eigene Verführbarkeit erinnern (muß)“ (ders. (1993a), S. 255), dann bestehen nach meiner Auffassung mehr Gemeinsamkeiten in der Bewertung des Gegenstandes, als diejenigen, die in erster Linie bestrebt sind, das NS-Erziehungswesen moralisch zu verdammen, bisher anerkennen konnten oder wollten. Tenorths Aussagen zur Ausgrenzung jüdischer Schüler während der NS-Zeit sind jedenfalls eindeutig (er resümiert: „Der Weg in die Vernichtungslager begann auch hier“ (ebd., S. 243)). Es hat sich gezeigt, dass man über die Historisierung der NS-Pädagogik, sowie auch über die Positionen, die Tenorth diesbezüglich vertritt, trefflich diskutieren kann (vgl. hierzu auch Lingelbach, K.Ch. (1988), sowie Tenorth, H.-E. (1993b)). Prinzipiell teile ich Tenorths Auffassung zum Umgang mit den Erziehungsversuchen des NS-Regimes, welche im Verlauf dieser Arbeit an unterschiedlichen Stellen (vgl. vor allem These 6 zur Gruppe der Jugend) detailliert dargestellt werden: „Betroffenheit und Moral waren eher ein Hindernis, nicht selten auch nur ein Instrument der Stabilisierung politisch-pädagogischer Fronten,

jedenfalls kein Garant der Aufklärung über den Nationalsozialismus. (...) Vielleicht sollte man... auch die Historiker der Pädagogik noch einmal ausdrücklich daran erinnern, daß zuerst Historisierung ihr Geschäft ist, nicht Schuldzuweisung oder Traditionsstiftung“ (ebd., S. 99, vgl. in diesem Sinne auch Dudek, P. (1990), S. 423ff. sowie die knappe, jedoch im hier eingeforderten Sinne differenzierte Analyse des pädagogischen Handelns des Reformpädagogen Adolf Reichwein bei J.-W. Link (ders. (2006)). Oder anders gesagt, die Feststellung Ulrich Herrmanns, dass es sich bei der „nationalsozialistischen Pädagogik“ um eine „*contradictio in adjecto*“ (ders. (1985), S. 9) gehandelt habe, stimmt, ebenso wie deren argumentative Begründung (vgl. ebd., S. 9ff.), voll und ganz mit meinem pädagogischen Selbstverständnis überein. Wird sie einer hermeneutischen Analyse der Sozialisation während der NS-Zeit allerdings vorangestellt, so verstellt dies mitunter den Blick für eine historische Situation, in welcher Menschen unter dem Signum von „Erziehung“ und „Pädagogik“ interagiert haben. Damit unterbindet eine derartige, a posteriori und vor der eigentlichen historischen Analyse erfolgende, Gegenstandsbestimmung allerdings auch die wichtige Auseinandersetzung der Profession mit der „Lektion der Epoche“, welche „nicht nur in der Kritik einer vergangenen Wirklichkeit, sondern auch in der Selbstkritik pädagogischer Ansprüche und Phantasien“ (Tenorth, H.-E. (2008), S. 267) liegt. Herrmanns Fazit, die Erziehungsbestrebungen der Nationalsozialisten seien keinesfalls als „Pädagogik“ anzuerkennen, stehen letztlich auch merkwürdig unverbunden, wenngleich nicht im direkten Widerspruch (mit Intention und Wirkung beziehen sich Herrmanns Aussagen auf zwei unterschiedliche Aspekte der „NS-Pädagogik“, deren gemeinsamer Schnittpunkt die damalige erzieherische Praxis darstellte) neben einer Aufforderung, welche er, zusammen mit Jürgen Oelkers, einem anderen Sammelband zur Pädagogik während der NS-Zeit vorangestellt hat: „Offenbar wirkte der Nationalsozialismus keineswegs nur destruktiv und ist in dieser seiner Wirksamkeit nicht mit Dämonisierungen zu erfassen. Andere Wissenschaften haben längst die Frage gestellt, was der Nationalsozialismus *positiv* zur Konstituierung oder gesellschaftlichen Etablierung ihres Faches beigetragen hat, ohne daß damit in jedem Falle eine nationalsozialistische Gesinnung verbunden gewesen sein mußte“ (dies. (1988), S. 10). Den bisherigen Ausführungen sei abschließend noch einschränkend hinzugefügt, dass die wissenschaftsprogrammatische *Forderung* Tenorths nach einer Historisierung der Erziehungswirklichkeit während der NS-Zeit auch in dieser Arbeit geteilt wird. Demgegenüber halte ich jedoch einige Einwände Lingelbachs (vgl. ders. (1988)) gegen die *konkrete Figuration* des nationalsozialistischen Erziehungssystems, wie sie Tenorth vorgestellt hat, für berechtigt. Dies gilt insbesondere dort, wo die Kritik nicht durch vorweggenommene normative Beschränkungen Lingelbachs ausgelöst wird, sondern sich an vorschnellen Vereinheitlichungen entzündet (vgl. ebd., S. 521ff.), mit welchen Tenorth das damalige Geschehen zu strukturieren versucht. Hierbei fallen u.a. die inneren Entwicklungen des NS-Systems (vgl. These 5) unter den Tisch, die ganz unweigerlich auch das nationalsozialistische Erziehungssystem betroffen haben (vgl. These 6 zur Entwicklung der „Hitlerjugend“).

²⁴³ Gerade bei der Analyse öffentlich-institutioneller und öffentlich-propagandistischer Erziehungsversuche des NS-Regimes gegenüber der „Volksgemeinschaft“ ist, angesichts der Instrumentalisierung und Entgrenzung des Terminus durch die Nationalsozialisten, sowie der mitunter heftigen Kontroversen, die diesbezüglich auch in den Erziehungswissenschaften bis heute geführt werden, begriffliche Genauigkeit angeraten (vgl. Tenorth, H.-E. (1988)). Dies ist schon deshalb wünschenswert, damit zumindest unnötige und allein aus einer zu undifferenzierten Begriffsnutzung resultierende Unklarheiten unterbunden werden. Solche treten beispielsweise in der Publikation von Bromberger und Mausbach (vgl. dies. (1987), S. 26) auf, wenn „die Erziehungsideale des ‚völkischen Staates‘“ ohne weitere Begriffsdefinition oder -erläuterung als „antipädagogische Auffassungen“ deklariert werden (vgl. in dieser Terminologie auch Steinhaus, H. (1981), S. 19). Damit wird zur Beschreibung der Inhumanität nationalsozialistischer Politik gegenüber Kindern ein Terminus herangezogen, welcher in der erziehungswissenschaftlichen Fachsprache seit längerem eine pädagogische Richtung bezeichnet (vgl. zusammenfassend Simons-Schneider, G. (2001), S. 88ff.), deren Stoßrichtung gerade das Gegenteil dessen darstellt, was die Autoren mit ihrer Formulierung verifizieren wollten. In dem Bemühen, sich von einer besonders gewaltsamen erzieherischen Praxis zu distanzieren, wurde zur begrifflichen Verifizierung derselben ein Terminus gewählt, der in der Geschichte der Pädagogik eine Strömung charakterisiert, welche sich – zumindest intendiert – selbst als vollkommen gewaltfrei definierte. Nicht mit diesen irreführenden Implikationen besetzt, aber zur Analyse der NS-Erziehung doch kaum mehr geeignet, ist auch der Terminus der „Unpädagogik“ (Herwig Blankertz, vgl. hierzu auch die kritische Argumentation bei Tenorth, H.-E. (1988), S. 74ff.). Eine solche begriffliche Definition wird „theoretisch zunächst allein durch das negatorische Präfix bestimmt“ (ebd., S. 74), also durch die gezielte Abgrenzung des eigenen pädagogischen Selbstverständnisses von jenem der nationalsozialistischen Machthaber und Erzieher. Mag dies als Formel der Selbstverortung noch taugen, so behindert es doch die empirische

hung im nationalsozialistischen Sinne entsprach einer gezielten Organisation der politischen Sozialisation aller und insbesondere der jungen „Volksgenossen“. Politische Sozialisation hat Wolfgang Bergem entsprechend weitgefasst und deskriptiv definiert als:

„Die lebenslang ablaufenden Lernprozesse der Vermittlung sowie des Erwerbs derjenigen von der Gesellschaft normativ definierten Persönlichkeitsmerkmale, Wertüberzeugungen, Kenntnisse und Fähigkeiten, die politisches Bewusstsein und politisches Verhalten konditionieren“ (ders. (1993), S. 45f.).

„Der Nationalsozialismus“, so bemerken Martin Stahlmann und Jürgen Schiedeck angesichts der angesprochenen Entgrenzungen zutreffend, „hatte dezidiert pädagogischen Charakter, so daß fast alle seine Organisationen und Publikationen im weitesten Sinne als 'erzieherisch' zu bezeichnen sind“ (dies. (1991), S. 1, vgl. diesbezüglich ebd., S. 1ff.). Etwaige Differenzierungen zwischen primärer, in Familie und Schule stattfindender, sowie sekundärer Sozialisation wurden in der Auffassung des NS-Regimes obsolet, da man dort erstere lediglich als Grundlage für letztere ansah (vgl. die Ausführungen zur Familienerziehung während der NS-Zeit in dieser Arbeit), wobei Individualität unerwünscht war und Abweichungen bestraft werden sollten.

Entsprechend diesem Erziehungsverständnis wurden dann auch die einzusetzenden Erziehungsmittel allein nach ihrer Eignung, die „Volkspsyche“ im Sinne der Nationalsozialisten zu prägen, sprich zur „Umsetzung einer allgemeinen weltanschauungsmäßigen idealen Vorstellung... in eine... straff organisierte, geistig und willensmäßig einheitliche politische Glaubens- und Kampfgemeinschaft“ (Hitler, A. (1933), S. 419) beizutragen, definiert und ausgewählt:

„Wir können... nicht zugeben, daß irgendein taugliches Mittel für diese Volksausbildung und Erziehung von dieser Gemeinschaftsverpflichtung ausgenommen werden könnte. Jugenderziehung – Wehrmacht, sie sind alle Einrichtungen dieser Erziehung und Ausbildung unseres Volkes. Das Buch, die Zeitung, der Vortrag, die Kunst, das Theater, der Film, sie sind alle Mittel dieser Volkserziehung“ (ders. (1937), zitiert nach Steinhaus, H. (1981), S. 48).

Wie auch im Falle des einzelnen „Volksgenossen“ (vgl. These 1), bemisst sich die Wertigkeit der „Erziehungsmittel“ allein nach deren Leistungsstärke im Kontext der NS-Herrschaftskonzeption, also nach deren Nützlichkeit. Zur adäquaten Methode wird jenes „Verfahren“ erklärt, welches „bei bestimmten Menschen in einer bestimmten Situation am meisten Erfolg verspricht“ (Giesecke, H. (1999), S. 29, vgl. in diesem

Erforschung der NS-Zeit und der dort inszenierten Erziehung. Denn, in einer Systematik, die theoretische In- und Exklusionen allein nach Maßgabe der eigenen, stets individuell und historisch geprägten, Selbstwahrnehmung als Erzieher oder Erziehungswissenschaftler vornimmt, ist „die Historizität der Pädagogik und unserer eigenen historiographischen Schemata... nicht mehr angemessen diskutierbar“ (ebd.).

Sinne auch Gamm, H.-J. (1990), S. 170 sowie ausführlicher Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 23ff.).

In der nationalsozialistischen Erziehungskonzeption verschwimmen die Grenzen zwischen den traditionell als Erziehung verstandenen, intendierten und fördernden Einflussnahmen auf die Persönlichkeitsentwicklung und den Bereichen von „Bildung, Indoktrination, Agitation und Propaganda“ (Giesecke, H. (1999), S. 29). Ihren *theoretischen* Höhepunkt fand diese Entgrenzung allerdings in einer Definition von „Erziehung“, die der später als NS-Pädagoge bekannt gewordene (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 45ff.), Ernst Krieck bereits deutlich vor dem Januar 1933 auf die, von ihm selbst gestellten, Fragen „Was ist ewige Erziehung? Nach welchen Gesetzen vollzieht sie sich? Wie weit und wie tief erstreckt sich ihre Funktion im Menschenleben?“ (ders. (1937), S. 3)²⁴⁴, gegeben hat:

„Erziehung ist eine überall und jederzeit in der Menschheit sich vollziehende geistige Grundfunktion. Erziehung ist überall und jederzeit vorhanden als ein ursprüngliches Geschehen. (...) Erziehung wird damit als eine notwendige und ursprüngliche Gegebenheit vorausgesetzt, gleichwie Religion, Recht, Sprache, Gemeinschaft, Staat nicht erst aus irgendwelchen verstandesmäßigen, zweckhaften Überlegungen entspringen, sondern geistige Urgegebenheiten in der Menschheit sind. Alle Lebensfunktionen und Lebensformen üben von sich selbst, schon durch ihr bloßes Wirken und ihre Existenz, Erziehtätigkeit aus, welches auch ihr besonderer Daseinszweck und ihre Idee sei“ (ebd.).

In dieser Fassung wird der Erziehungsbegriff selbst mit einem sehr weit gefassten Sozialisationsbegriff austauschbar. Dies wird auch deutlich, wenn man betrachtet, wer hier erzieherisch tätig werden soll:

„Die Gemeinschaft erzieht die Gemeinschaft; die Gemeinschaft erzieht die Glieder; die Glieder erziehen einander; die Glieder erziehen die Gemeinschaft. Dazu kommen noch zwei Eckpfeiler als äußere Flanken dieses Systems der Fremderziehung: die Gemeinschaft erzieht sich selbst; der

²⁴⁴ Die oben wiedergegebenen Passagen sind Auszüge aus Kriecks, bereits 1922 erstveröffentlichtem, Werk „Philosophie der Erziehung“. Sie sind zudem Teil einer komplexeren Erziehungstheorie, welche hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden kann. Zur Verdeutlichung der hier geführten Argumentation sind diese Ausschnitte jedoch ausreichend, da „Erziehung“ in Kriecks Werk zwar weitere theoretische Strukturierung erfährt, die Entgrenzung des Erziehungsbegriffs dabei aber unverändert bleibt. Als typisch für die NS-Pädagogik lassen sich Kriecks Äußerungen einmal deshalb bezeichnen, da er sich selbst bereitwillig in deren Dienst stellte und während der NS-Zeit entsprechend agierte und wirkte (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 45ff.). Wichtiger aber ist jene Tatsache, dass sein hier vorgestellter Erziehungsbegriff exemplarisch für die Erziehungsententionen der Nationalsozialisten stand, die möglichst alle jederzeit „erziehen“ (prägen) wollten. In diesem Sinne wurde er von verschiedenen Vertretern unterschiedlicher Bereiche des Erziehungswesens während der NS-Zeit aufgegriffen, um die angeblich besondere Gestalt und das einzigartige Verständnis von Erziehung im Nationalsozialismus zu beschreiben. M. a. W., um die Funktionalisierung der Erziehung zu legitimieren (vgl. exemplarisch die Ausführungen von Sturm (1938), abgedruckt in Gamm, H.-J. (1990), S. 119ff.). Nach der Machtübernahme diente dann Kriecks, bereits 1932 erschienene, Publikation „Nationalpolitische Erziehung“ „jahrelang als Standardwerk nationalsozialistischer Pädagogik...“ (Piper, E. (2007), S. 361), welches „seinem Verfasser den Ruf eines >pädagogischen Hitler< einbrachte“ (ebd., vgl. auch Hojer, E. (1997), S. 145).

Einzelne erzieht sich selbst. (...) Alle erziehen alle jederzeit“ (ebd., S. 47; vgl. hierzu ausführlicher Giesecke, H. (1999), S. 36ff.).

Ohne an dieser Stelle auf die Frage einzugehen, ob diese Erziehungsvorstellungen Kriecks spezifisch nationalsozialistisch gewesen seien (vgl. hierzu These 1 sowie das Schlusskapitel dieser Arbeit), gilt es aus struktureller Sicht darauf hinzuweisen, dass ein solch unbegrenzt – deskriptiver²⁴⁵ Erziehungsbegriff die Gefahr birgt, dass nahezu jeder Prägeversuch als „Erziehung“ deklariert werden kann. Ebendies ist dann im NS-Staat geschehen, freilich durchweg mit „zweckhaften Überlegungen“. Mit dieser Erziehungskonzeption relativierte Ernst Kriek seine an sich durchaus bemerkenswerte Leistung, durch die Unterscheidung zwischen funktionaler und intentionaler Erziehung auf die nicht geplanten aber potentiell erziehenden Einflüsse der Umwelt hinzuweisen (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 35ff.). Sein Erziehungsbegriff lässt deren Konturen bis zur Unkenntlichkeit verschwimmen und entbehrt weitgehend normativer Implikationen. Bei einer solchen Definition wird es mitunter schwer, „Erziehung von politischer Gewaltanwendung zu unterscheiden“ (Lingelbach, K.Ch. (1988), S. 525). Erziehung wird politisch instrumentalisierbar (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 39), auch dies ist unter der NS-Herrschaft weitreichend geschehen.

Dessen ungeachtet bleibt der hier skizzierte entgrenzte Erziehungsbegriff als hermeneutisches Analyseinstrument für die hier dargestellten Sozialstrukturen während der NS-Zeit unverzichtbar. Dies gilt auch unabhängig davon, ob aus heutiger erziehungswissenschaftlicher Sicht die Adäquatheit einer Bezeichnung der damaligen politischen Formierungsversuche als „Erziehung“ mit einiger Berechtigung in Frage gestellt werden kann (vgl. Lingelbach, K.Ch. (1987), besonders S. 18ff. und 32f. sowie ders. (1988, 1990)).²⁴⁶ Ich meine, dass diesbezüglich ein moralphilosophisches Argument Rolf Zimmermanns auch für den bildungshistorischen Umgang mit der NS-Erziehung maßgeblich ist:

„Wie immer sich die Unterschiede <unserer Moral> zu anderen Moralverständnissen im Einzelnen darstellen mögen, so ist die Selbstinterpretation der jeweiligen Gegenseite der hermeneutische Schlüssel, um die inhaltlichen Konflikte zur Darstellung zu bringen“ (ders. (2008), S. 8f.).

²⁴⁵ Kriecks Erziehungsbegriff ist noch deutlich weitergefasst als etwa diejenigen Siegfried Bernfelds (vgl. ders. (1967), S. 51) oder Wolfgang Brezinkas (vgl. ders. (1999), S. 95), da hier keinerlei erzieherische Intention vonnöten sein soll, um „Erziehung“ produzieren zu können. Zum noch immer überaus disparat gehandhabten und kontrovers diskutierten Erziehungsbegriff vgl. grundsätzlich Weber, E. (1996), sowie Brezinka, W. (1999).

²⁴⁶ Diesem hermeneutischen Anliegen folgend schließe ich mich der Definition von „NS-Pädagogik“ an, wie sie Heinrich Kanz formuliert hat. Er summiert hierunter „die Theorie und Praxis von Erziehung und Bildung... insofern sie der NS beeinflusst, in seinem Sinne pervertierend umgestaltet, strukturiert und programmiert hat“ (ders. (1984), S. 47). Noch knapper im obigen Sinne bezeichnet Dickopp die NS-Pädagogik als jenes Konzept, welches während der NS-Zeit „als Theorie wie als Praxis der Erziehung artikuliert wurde“ (ders. (1978), S. 122).

Hingewiesen sei hier noch auf den auch für die NS-Herrschaft zutreffenden Umstand, dass sich Erziehungswirkungen, insbesondere mentale, nur begrenzt erzwingen lassen und das nationalsozialistische Regime bei ihren diesbezüglichen Bemühungen immer wieder an Grenzen stieß. Um es auf den Punkt zu bringen, auch im NS-System konnten die Ergebnisse gezielter Erziehungsmaßnahmen deutlich von der Intention abweichen, mit welcher sie vom Regime inszeniert worden waren (vgl. hierzu Thesen 6 und 7). Die obigen Ausführungen beschreiben zunächst einmal nur diese erzieherische Intention der NS-Führung.

Um, zusätzlich zur angestrebten Formierung der „Volksgenossen“, seine ideologischen Hauptziele auch auf politischer Ebene möglichst reibungslos umsetzen zu können, schien es Hitler unverzichtbar, die ohnehin verhasste Demokratie abzuschaffen und einen nach seinen Ansichten und für seine Zwecke effizienteren Staat totalitärer Prägung zu errichten, der von ihm als oberstem Machthaber gelenkt würde: den „Führerstaat“. Die hierzu eingesetzten Interaktionsformen mit der Bevölkerung wurden aus Sicht des Regimes durch zwei miteinander vielfältig verwobene Momente der Prägung bestimmt, welche sich durch das Bismarcksche Wort von „Zuckerbrot und Peitsche“ treffend charakterisieren lassen: zum einen Verführung, was überwiegend Versprechungen, Propaganda, aber auch einige real spürbare Verbesserungen des Lebensstandards (sozial oder materiell) bedeutete, und zum anderen „Führung“, was zumeist Erfassung, Kontrolle, Einschüchterung sowie Verfolgung bis hin zur „Ausmerz-“ hieß.²⁴⁷

Erwähnt werden soll noch, dass es kaum eine Bevölkerungsgruppe während der NS-Zeit gegeben hat, der ausschließlich die eine oder die andere Seite der nationalsozialistischen Innenpolitik begegnet wäre (die Ausnahme bildeten allein die angeblich von „Natur“ aus „Fremdartigen“ (vgl. These 1), Abweichungen hiervon wurden nur aus herrschaftspragmatischen Überlegungen heraus unternommen). Vielmehr wurde der zeitgenössische Alltag geprägt vom „Doppelgesicht des Dritten Reiches aus Gewalt und geschöner Wirklichkeit“, dem „instrumentellen Verhältnis von verbrecherischer

²⁴⁷ Hans-Ulrich Thamer betont die Wichtigkeit einer solcherart dialektischen Perspektive bei der Interpretation des gesellschaftlichen Alltags während der NS-Zeit: „Die Betroffenheit über die ‚deutsche Katastrophe‘ und die kriminellen Energien des Regimes haben lange dazu gezwungen, das Regime ausschließlich von seiner verbrecherischen Praxis und seiner kriminellen Weltanschauung her zu sehen und dem eine historische Zwangsläufigkeit zuzuerkennen. Eine solche Perspektive verstellt jedoch den Blick für die Vielfalt der Erwartungen und Wahrnehmungen, für die Anpassungszwänge und Zustimmungsbereitschaft der Zeitgenossen, für die Anziehungskraft und die Problemlösungen des Regimes unterhalb der Ebene der Weltanschauungspolitik. (...) Sie übersieht die Fähigkeit des NS... sich den verschiedensten und teilweise widersprüchlichen Entwicklungssträngen der Geschichte anzupassen und diese durch die Person des charismatischen Führers zu integrieren. Dazu gehören Modernisierungstendenzen ebenso wie Sozialpathologien der deutschen Gesellschaft. Eine solche Perspektive übersieht mithin die ‚Banalität des Bösen‘, wie die Verschränkung von Verführung und Gewalt“ (ders. (1998), S. 773).

Politik und dem von ihr benötigten schönen Schein der Dekorationen, Inszenierungen und Mythisierungen“ (Reichel, P. (1994), S. 17), ohne dessen Zusammenwirken in der gesellschaftlichen Normalität des einzelnen „Volksgenossen“ das „Dritte Reich“ kaum eine solch starke Integrationskraft sowie das deutlich bis heute nachwirkende Faszinationspotential (insbesondere seiner ästhetischen Inszenierungen und deren „Verbindung von Schönheit und Gewalt“) hätte entfalten können (vgl. ebd., S. 19 und S. 30ff.).

Die Gestalt der politischen Herrschaft des Nationalsozialismus lässt sich nur unter Rückgriff auf dessen Doppelstruktur zwischen „Glaubens- und Kampfbewegung“ (vgl. ebd., S. 208ff.), Ideologie und Krieg, Propaganda und Terror, Verführung und Führung angemessen analysieren. Letztere sollten nach Intention des Regimes die Inklusion derjenigen befördern, von denen eine solche grundsätzlich erwünscht wurde. War eine Eingliederung bereits erfolgt, so sollten diese gleichermaßen ambivalenten und dialektisch verwobenen Herrschaftselemente ihren Fortbestand absichern. Sie betrafen also die potentiellen und bereits inkludierten „Volksgenossen“, nicht aber jene, deren Einfluss²⁴⁸ auf die „Volksgemeinschaft“ nach rassistischen Beurteilungen a priori, also unabhängig von ihrem erkennbaren Verhalten, unterbunden werden sollte und denen man zunehmend mit Exklusionsbestrebungen begegnete. Was für die Agitationsseite der NS-Führung mit den Begriffen „Verführung und Gewalt“ (Hans-Ulrich Thamer) beschrieben wurde, kann auf der Ebene einer zwischen 1933 und 1945 in unterschiedlichen Ausprägungen (vgl. These 5) alltäglich erlebbaren Herrschaftsstruktur als Verführung und Führung sowie für die Adressatenseite der „Volksgenossen“ als „Überzeugung und Unterdrückung“ (Echterkamp, J. (2004), S. 6) definiert werden. Die dialektische Struktur bleibt hierbei durchweg erhalten. Sie kennzeichnet nicht nur die erlebbare Herrschaftsstruktur der NS-Zeit, sondern lässt sich, anknüpfend an den anfänglich eingeführten Erfahrungsbegriff, auch als Wesensmerkmal des Verhältnisses zwischen nationalsozialistischer Führung und „Volksgemeinschaft“ benennen.

Die folgenden Ausführungen sowie die Thesen 3 und 4 machen deutlich, dass einerseits die NS-Herrschaft nicht als bloßer diktatorischer Akt verhängt wurde, sowie sie andererseits nicht das Produkt eines fortlaufenden demokratischen Wahlprozesses war. Auch für die NS-Zeit galt:

²⁴⁸ Im stark erweiterten Sinne des Begriffes gedacht, als unspezifisches Einfließen unerwünschter politischer, mentaler und genetischer Anteile in einen rassistisch definierten „Volkskörper“.

„Das Verhältnis zwischen Herrschenden und Beherrschten muß... täglich, in der sozialen Praxis aufs neue ausgehandelt, verwirklicht und symbolisch vermittelt werden“ (Echterkamp, J. (2004), S. 7, vgl. in diesem Sinne auch Lüdtke, A. (1991a)).

Diese mental und handelnd, aktiv und passiv erfahrbare soziale Praxis war der Nährboden auf welchem die spezifischen Sozialisationsprozesse der NS-Epoche gediehen. Dies traf auch auf die Bevölkerungsanteile zu, die das NS-Regime von Beginn an resolut „auszumerzen“ trachtete. Freilich war die erfahrbare Herrschaft in diesen letzteren Fällen grundsätzlich verhängt, bot sie Handlungsoptionen doch lediglich für die Versuche, die nationalsozialistischen Exklusionsbestrebungen abzumildern bzw. ihnen auszuweichen.

3.3.2.2. Ästhetische Erziehung als Element einer intendierten Inklusionsverführung im NS-Sozialisationskontext

Basierend auf dem oben beschriebenen entgrenzten Erziehungsverständnis der NS-Führung inszenierte das Regime gegenüber der Bevölkerung eine vielfältig ausgestaltete Agitationskombination aus einander ergänzenden Maßnahmen zur Inklusionsförderung, welche sich unter den Überbegriffen Verführung und Kontrolle auf der Herrschaftsseite sowie Überwältigung und Überwachung auf der Erfahrungsseite bezeichnen lassen.

Auf der Verführungsseite wären hier etwa die propagandistische Verklärung der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik (vgl. hierzu ausführlich Barkai, A. (1988), Buchheim, C. (2001), Ritschl, A. (2003), Spree, R. (2004) sowie Tooze, A. (2007)) zu nennen, welche einerseits den spürbaren Aufschwung in Verdrehung der Tatsachen als alleiniges Verdienst des Regimes deklarierte, sowie andererseits die Beiträge, welche die massive, bald nur noch durch eine erfolgreiche Kriegsführung und anschließende Ausbeutung der eroberten Gebiete refinanzierbare Rüstungsindustrie, die Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsgruppen aus dem Arbeitsmarkt (vorübergehend der weiblichen, anhaltend und zunehmend der „Fremdvölkischen“, vor allem der jüdischen Bevölkerung) und nicht zuletzt die immer weiter forcierte staatliche Jugenderfassung (vgl. hierzu Buddrus, M. (2003), S. 205ff.) hierbei lieferten.

In diesem Zusammenhang wurde etwa auch „die Autobahn als Motor der Konjunkturbelebung... ein unausrottbarer Mythos“, welcher hingegen „mit den wirtschaftlichen Realitäten des Dritten Reiches... nichts zu tun“ (Ritschl, A. (2003), S. 128) hatte. Ein anderer, mitunter bis heute virulenter, Mythos, welchen die damalige Verführungspropaganda geschickt inszenierte, waren die Angebote der Organisation „Kraft durch Freude“ (KdF). Diesbezüglich wurde damals behauptet, und wird mitunter heute noch

kolportiert, Hitler habe im Rahmen der „DAF“ Einrichtung „Kraft durch Freude“ („KdF“) „dem einfachen Arbeiter Weltreisen ermöglicht“ (vgl. Hampel, J. (1988), S. 150). Diese Maßnahme war an einer Einrichtung orientiert, die Mussolini in Italien bereits 1925 eingeführt hatte, und die vor allem dem herrschaftspragmatischen Ziel diene, auch noch die Freizeit der Arbeiter zu kontrollieren bzw. durch gezielte Förderung von Leibesertüchtigungen und sportlichen Wettkämpfen (vgl. Reichel, P. (1994), S. 261f.) sowie von begrenzten Erholungsphasen deren Leistungsstärke zu maximieren (vgl. Thamer, H.-U. (1998), S. 499ff. sowie Burleigh, M. (2000), S. 293f.).

Die „Deutsche Arbeitsfront“ trachtete danach, die Arbeiter nicht nur während der Arbeitszeit, sondern auch in deren Freizeit zu kontrollieren, deren Leistungsstärke zu maximieren und sie in die NS-„Bewegung“ zu integrieren (vgl. Reichel, P. (1994), S. 232ff.), weshalb man dort das Programm „Kraft durch Freude“ (KdF) etablierte, das ein vielseitiges kulturelles, sportliches und touristisches Angebot von Theateraufführungen, Konzerten, Vorträgen, Möglichkeiten zur Leibesertüchtigung und vor allem Reisen beinhaltete (vgl. Weiß, H. (1993) sowie Reichel, P. (1994), S. 243ff.). Aus diesem Grunde hatte bereits das „Deutsche Volksbildungswerk“ der „DAF“ Privatkлубs übernommen, „in denen solche Hobbys wie Schach und Briefmarkensammeln gepflegt wurden“ (Burleigh, M. (2000), S. 293). Bis heute sind vielen Zeitzeugen vor allem die Reiseangebote der Organisation „KdF“ im Gedächtnis geblieben. Schon ab 1934 bot man dort Kreuzfahrten nach Spanien und Norwegen an, die so preiswert sein sollten, dass auch Arbeiterfamilien sie sich leisten könnten. Diese Kreuzfahrten wurden von der Propaganda als gesellschaftlich egalisierende, soziale Errungenschaft gefeiert, und die „Volksgemeinschaft“ machte auch in beachtlichem Umfang Gebrauch von den Angeboten der „KdF“.²⁴⁹ Tatsächlich jedoch waren die Reisenden der „KdF“-Schiffe größtenteils Angestellte und Angehörige des Mittelstandes sowie insbesondere hauptamtliche Funktionäre der „NSDAP“ (vgl. Bajohr, F. (2004), S. 31). Arbeiter hingegen fuhren nur selten nach Madeira oder Teneriffa (vgl. Thamer, H.-U. (1998), S. 501, Burleigh, M. (2000), S. 294 sowie Reichel, P. (1994), S. 245ff. für ausführliche Zahlenangaben).²⁵⁰ Da das stets um die Loyalität seiner „Volksgemeinschaft“ besorg-

²⁴⁹ Bis 1939 hatten immerhin 7 Millionen Deutsche mit der „KdF“ Urlaub gemacht und weitere 35 Millionen Tagesausflüge unternommen (vgl. Frei, N. (2001), S. 110). Ausführlich zu dieser Thematik Spode, H. (1982).

²⁵⁰ Thamer weist daraufhin, dass die Freizeitveranstaltungen der „KdF“ zwar einigen propagandistischen Erfolg gehabt hätten, de facto jedoch eher ein Beispiel für die „Grenzen der Volksgemeinschaft“ (ebd., S. 502) gewesen seien. Deutlich werde dies zum einen durch die Tatsache, dass diese „>Einrichtung für den deutschen Arbeiter<“ vor allem von Angehörigen des Mittelstandes genutzt worden sei und somit „die Besatzung ihrer Urlauberschiffe... keineswegs einen repräsentativen Querschnitt durch die deutsche Volksgemeinschaft (bot)“ (ebd.), zum anderen durch „jene nicht seltenen Hinweisschilder an Cafés und Restaurants..., die dem bürgerlichen Publikum versi-

te NS-Regime seinen Untergebenen nicht über den Weg traute, wurden die „Volksge nossinnen“ und „Volksgenossen“ auf diesen Reisen zudem von der „Gestapo“ bespitzelt (vgl. Jacobeit, S.; Jacobeit, W. (1998), S. 115). Ein Unterfangen, welches bei der angesprochenen personellen Unterbesetzung der Behörde mit eigenen V-Leuten meist wenig aussichtsreich war (vgl. Reichel, P. (1994), S. 248) und ohnehin nur wenig hergab, da auf diesen Reisen „Politik... ziemlich verpönt (war)“ (ebd.). Daher blieben den Spitzeln fast ausschließlich kleinere „>menschliche Schwächen<“ (ebd.) weiterzuleiten. Als Paradebeispiel der Propaganda, als Mittel zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit und -bereitschaft sowie als Instrument zur Integration der „Volksge meinschaft“ und besonders der Arbeiter in das NS-System waren die „KdF“-Reisen unzweifelhaft ziemlich erfolgreich (vgl. ebd., S. 248ff. sowie Maser, W. (1985), S. 58ff.). Gleiches gilt für das von der „DAF“ als Teil der „KdF“-Maßnahmen angebotenen und geforderten Teilnahme an sportlichen Ertüchtigungen und Wettkämpfen (vgl. Reichel, P. (1994), S. 261f.). In einer Arbeit, die den Fokus auf das sozialisationsrelevante Potential einzelner Entwicklungen der NS-Zeit legt, ist es letztlich wichtig, unabhängig von allen genannten realen Einschränkungen, das große Integrationspotential der „KdF-Fahrten“ herauszustellen. Dieser Einrichtung gelang es mitunter sogar vormalige Kritiker des NS-Regimes umzustimmen (vgl. die Exilberichte der SPD (Sopade) von 1934 (Bd.1, S. 523ff.). Die Informanten der Exil-Sozialdemokraten stellten diesbezüglich resignierend fest:

„Eine große Wirkung üben die Fahrten der Gemeinschaft >Kraft durch Freude< aus. Hier hat man es nach den übereinstimmenden Berichten aller Genossen mit einer positiven Leistung des Regimes zu tun. Die Popularität dieser Reisen greift immer mehr um sich, ihre Billigkeit ist erstaunlich“ (ebd., S. 525).

Das Erlebnis kürzerer Fahrten, etwa an die Mosel, die lediglich 7 Mark kostete und bei der die Teilnehmer Wein „nach Herzenslust trinken“ durften, begeisterte die Meisten (vgl. ebd.). Wie in verschiedenen anderen Bereichen der NS-Herrschaftsstruktur, so entfaltete auch bei der „KdF“ die Kombination aus kleinen Gesten – während derer die Betroffenen indoktriniert wurden²⁵¹, was die Wenigsten störte, wenn sie es denn bemerkten, und die das Regime propagandistisch instrumentalisierte²⁵² – und großen Versprechen eine enorme Inklusionskraft.

cherten, daß hier keine KdF-Gruppen verkehrten. >Das geräuschvolle Eindringen... in bisher ruhige Kurorte und Heilbäder<, erinnerte sich Staatssekretär Meißner, >erregte Mißfallen und Kritik im Bürgertum<„ (ebd., vgl. auch Wendt, B. J. (2000), S. 65).

²⁵¹ Auf dem „KdF“-Schiff „Robert Ley“ gab es für sechzehnhundert Passagiere vierzig Badezimmer aber „156 Lautsprecher für die Bordappelle und weltanschaulichen Erziehungsmaßnahmen“ (Burleigh, M: (2000), S. 294).

²⁵² Dies geschah nicht nur inhaltlich, indem man die angeblich erhöhte Gleichberechtigung der Arbeiter, wie sie angeblich aus den „KdF“-Maßnahmen resultierte, ständig hervorhob. Auch die

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die „KdF“-Schiffe dann größtenteils ihrer eigentlichen, vom Regime von Beginn an intendierten Bestimmung zugeführt und fanden als Truppentransporter Verwendung (vgl. Hampel, J. (1989), S. 94f. sowie Schoenbaum, D. (1999), S. 130).

Wenn von Propaganda die Rede ist, muss auch die bewusst verführerisch gestaltete mediale Verwertung der behaupteten sozialen und wirtschaftlichen Errungenschaften des NS-Regimes beachtet werden. Maßnahmen wie die Reisen und andere Unternehmungen der „KdF“ sollten insbesondere durch ihre unentwegte Glorifizierung in der nationalsozialistischen Presse integrierend auf all jene wirken, denen Reisen zuvor kaum oder gar nicht möglich gewesen war und die aufgrund dessen eine soziale Benachteiligung empfunden hatten. Allein durch die propagandistische Verbreitung der angeblich sozialrevolutionären *Möglichkeit* an „KdF“-Fahrten teilzunehmen (es ließen sich viele andere Beispiele für diese Strategie anführen) und somit als „einfacher Arbeiter“ potentiell Fernreisen zu erleben, konnte ein Gefühl moralischer Genugtuung über den scheinbaren Ausgleich überkommener gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten sowie eine latent fiebrige Hoffnung, vielleicht einmal selbst in den Süden oder an die norwegischen Fjorde zu reisen, große Breitenwirksamkeit entfalten. Wie noch zu zeigen sein wird (vgl. These 3) war es weniger die konkrete Person Hitlers, welche so viele „Volksgenossen“ zu binden vermochte, sondern vielmehr die propagandistische Inszenierung einer Führerfigur, die passgenau die Sehnsüchte unzähliger Deutscher um 1933 aufgriff. In diesem Sinne ist auch die strategische Präsentation der „KdF“ und anderer Maßnahmen des NS-Regimes in der Presse nach 1933 zu verstehen. Selbst dann, wenn das dargestellte Moment nationalsozialistischer Herrschaft nicht bloßer Schein war, sondern tatsächlich eine konkrete gesellschaftspolitische Entsprechung besaß – lässt man die herrschaftspragmatischen Hintergründe der „KdF“ einmal beiseite,²⁵³ dann waren immerhin für einige wenige Arbeiter Fernreisen real erlebbar geworden – wäre die tatsächliche Wirkung dieser vereinzelter Erfahrun-

einzelnen Exponate der „KdF“ wurden nach effizienz-pragmatischen, aber auch nach Gesichtspunkten der propagandistischen Verwertbarkeit geplant, allen voran die riesige Feriensiedlung auf der Insel Rügen (vgl. Rostock, J.; Zadniecek, F. (1995)).

²⁵³ Diese hatte Robert Ley bereits in einer Rede vor DAF-Funktionären im November 1936 klar geäußert: „selbst wenn wir vor drei Jahren dieses Werk aus Verlegenheit gegründet hätten in Ermangelung etwas Anderem und Besserem, selbst wenn wir es als einen Ersatz angesehen hätten, ja selbst wenn es geradezu aus verbrecherischen Gründen getan worden wäre, um meinetwegen den Arbeitern etwas vorzugaukeln, so ist uns doch das Schicksal in allen Fällen gnädig gewesen... Das ist vielleicht das Allergrößte dieses Werkes..., daß es uns allen den Weg gezeigt hat, wie wir für alle Zeiten, in kommenden Jahrhunderten..., eine richtige und vernünftige Sozialpolitik machen müssen. Es heißt Mobilisation der Energien in einem Volke, heißt den Gemeinschaftsgedanken pflegen und heißt alles untermauern durch die Freude“ (zitiert nach Reichel, P. (1994), S. 243, vgl. auch Mason, T.W. (1978), S. 191).

gen niemals von solchem Ausmaß gewesen, wie es die Vermarktung ihrer scheinbaren Option ermöglichte.

Insgesamt lässt sich bezüglich einer ebenfalls oftmals kolportierten Verbesserung des Lebensstandards während der NS-Zeit resümieren, dass diese Einschätzung nur einer oberflächlichen Betrachtung standhält. Auch angesichts der aktuellen politischen Diskussionen um den Beschäftigungsmarkt in Deutschland scheint der von Wagner (vgl. ders. (2003)) sowie von Baten und Wagner (vgl. dies. (2003)) publizierte Versuch weiterführend, die Lebensqualität in Deutschland nach 1933 nicht allein anhand der Faktoren Löhne und Einkommen zu ermesen, sondern auch andere Komponenten, wie Bildung und biologische Lebenschancen zu berücksichtigen. Baten und Wagner beurteilen den damaligen Lebensstandard nach den Kriterien des, von den Vereinten Nationen erarbeiteten, so genannten Human Development Index (HDI) (vgl. Wagner, A. (2003)) und kommen zu folgenden Ergebnissen: Schon der Anstieg der Reallöhne und der Haushaltseinkommen seit 1933 war ein Effekt der Wiederbeschäftigung bisher erwerbsloser Personen, wogegen die tatsächlichen Löhne vorerst auf niedrigem Niveau eingefroren werden sollten. Zugleich entwickelten sich die Faktoren Gesundheit und Bildung während der NS-Zeit bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ziemlich ungünstig. Die Bildungsbeteiligung war, was Gymnasial- und Universitätsbildung betraf, überall im Reichsgebiet rückläufig (vgl. Wagner, A. (2003), S. 177f. und 183f.). Dies war vor allem eine Folge der verbesserten Arbeitsmarktchancen junger Männer sowie der Ausgrenzung von Mädchen (vgl. These 6 zur Gruppe der Frauen) und vor allem der jüdischen Bevölkerung (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung) aus dem höheren Bildungsbetrieb. Zudem verschlechterte sich der durchschnittliche Gesundheitszustand in Deutschland (vgl. Wagner, A.; Baten, J. (2003), S. 110ff.). Baten und Wagner kommen somit zu dem Schluss, dass der HDI und somit der allgemeine Lebensstandard in Deutschland nach 1933, auch unabhängig von der einsetzenden Verfolgung unterschiedlicher Personengruppen durch das NS-Regime, nicht stieg, sondern vielmehr absank:

„Als wichtigste Gründe erscheinen zum einen die Vernachlässigung des öffentlichen Gesundheitswesens. Zum Zweiten wirkten sich Eingriffe in den Preismechanismus sehr ungünstig aus, weil dies zur Marktdesintegration und damit geringerer Versorgung der Großstädte führte. Drittens führte die Autarkiepolitik zu einer ungünstigen räumlichen Verteilung des Proteinkonsums. Dies hatte eine stärkere Erhöhung der Mortalitätsraten in den vorherigen Importregionen zur Folge“ (dies. (2003), S. 123).

Sozialisationstheoretisch gesehen stehen diese wirtschaftsgeschichtlichen Fakten jedoch der Problematik gegenüber, dass ihr Aufklärungspotential damals wenig ausrichten konnte und mitunter bis heute kann gegen die emotionale Überzeugungskraft

ganz unscheinbarer Maßnahmen des NS-Regimes, wenn letztere den eigenen familiären Bereich der „Volksgenossen“ unmittelbar betrafen. Günter Gaus berichtet etwa, dass seinen Eltern „an der nationalsozialistischen Ordnung“ das vermeintliche „(Herz) für kleine Geschäftsleute“ (ders. (2006), S. 64) gefiel.

Seine Eltern, die einen kleinen Obst- und Gemüseladen besaßen, konnten nach der Einführung der gesetzlich vorgeschriebenen Mittagspause Mitte der dreißiger Jahre zum Mittagessen nach Hause kommen und die Zeit, ohne Sorge vor der Konkurrenz durch die größeren Geschäfte, mit ihrem Sohn verbringen:

„Ich hatte den Jungen aus unserer Nachbarschaft neidisch zugehört, wenn sie nach dem Kindergarten gesagt hatten, sie müssten nun gleich nach oben in die Wohnung, weil sie zum Mittagessen mit dem Vater – ein Angestellter aus einer nahen Sparkassenfiliale, ein Prokurist aus einer Großhandelsfirma, auch ein Arzt – pünktlich sein mußten. Kaum etwas hat mir ein solches Gefühl sozialer Ungleichheit vermittelt, wie die Frage: Kommt dein Vater mittags zum Essen? Das Gesetz der Nazis zur Mittagspause löste für mich ein Statusproblem. Am ehesten zu vergleichen war das nur noch mit unserer Inbesitznahme einer Wohnung“ (ders. (2006), S. 65).²⁵⁴

Für die Bewertung der NS-Wirtschaftspolitik durch die deutsche Bevölkerung war demnach ihre subjektive Wahrnehmung durch den einzelnen „Volksgenossen“ vorrangig. Diese konnte sich freilich, unabhängig davon, ob man das folgende Beispiel konkret dem Wirtschafts- oder dem Agrarbereich zurechnen würde, auch als Ergebnis einer kollektiven Erfahrung in intersubjektiv geteilter Form positiv gestalten. Etwa dort, wo die ökonomischen Agitationen der Nationalsozialisten dazu führten, dass es einer bestimmten Bevölkerungsgruppe spürbar besser ging als vor deren Machtübernahme.

²⁵⁴ Oft wird das positiv Erlebbare deutlicher, wenn man ihm das negative gegenüberstellt. Welches Potential zur Loyalitätssicherung sich für das NS-Regime aus einer wahrnehmbaren Verbesserung der alltäglichen Lebensumstände der kleinen „Volksgenossen“ ergab, lässt sich abschätzen, wenn man den obigen Schilderungen diejenigen des Kindes eines „politisch Unzuverlässigen“ gegenüberstellt. Die Entlassung des Vaters von Joachim Fest aus dem Beamtendienst führte zu einem, auch für seine Kinder spürbaren, sozialen Statusverlust, der sich auch in räumlicher Beengung ausdrückte: „Ein Spielzimmer, wie wir es bis dahin gehabt hatten, und den Kinderflur mit den vier Einzelzimmern gab es von nun an nicht mehr. (...) Es war der Absturz in die <Povertät>, wie man in Berlin sagte“ (Fest, J. (2006), S. 56f., vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 56ff.). Es waren schließlich nicht nur die Optionen, den eigenen sozialen Status merklich zu erhöhen, an sich, welche integrierend auf viele „Volksgenossen“ gewirkt haben. Vielmehr war auch die damit einhergehende, tief empfundene Befriedigung darüber, dass zuvor oftmals neidvoll erlebte Statusunterschiede jetzt eingeebnet oder sogar umgekehrt wurden, nicht selten hoch wirksam. Die NS-Herrschaft brachte für Viele die, politisch-ideologisch begründete, aber zumeist sozial motivierte, Möglichkeit mit sich, mit denen, zu welchen man bisher missgünstig aufgeschaut hatte, auf Augenhöhe zu stehen oder, besser noch, nunmehr selbst zu ihnen und anderen herabzusehen (vgl. ebd., S. 81f.). Die oben angedeutete „Inbesitznahme“ einer Wohnung erfolgte am häufigsten auf Kosten einer jüdischen Familie, die daraus verdrängt worden war. Der Lebensraum der jüdischen Familien verkleinerte sich in dem Maße, wie sich derjenige „arischer“ Familien erweiterte (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 348). Wie auf anderen Gebieten auch, brachten die Nationalsozialisten auch im Bereich des Wohnungsbaus wenig Fortschritt zustande. Was den „Volksgenossen“ an Bonifikationen zufluss, war meist zuvor aus jüdischem Besitz „arisiert“ worden.

Der absolute Vorrang der Ziele der NS-Ideologie vor allen sozialpolitischen Anliegen wird letztlich unverkennbar deutlich, wenn man näher betrachtet, bei wem sich die NS-Regierung die benötigten Gelder hauptsächlich verschaffte.

Auf deutscher Seite wurde der Krieg zu 55,1% durch Staatsverschuldung finanziert (vgl. Boelcke, W.A. (1993), S. 109), außer von Großindustriellen wurde die enorme Last von 390 Milliarden Reichsmark bis 1945 aufgehäufter Staatsschulden, in der Hauptsache von einfachen „Volksgenossen“ getragen.²⁵⁵ Dies war diesen allerdings oftmals gar nicht bewusst. Denn die „Hauptkreditgeber des Reiches bzw. reine Konsolidierungsinstitute waren im Inland die deutschen Sparkassen mit ihren rapide gestiegenen Spareinlagen.“²⁵⁶ Zwangssparen diente als Mittel der Kriegsfinanzierung“ (ebd., S. 111).²⁵⁷

²⁵⁵ Die reinen Kriegsausgaben beliefen sich auf insgesamt 510 Milliarden Reichsmark (vgl. Herbst, L. (1982), S. 412).

²⁵⁶ Die Erfolge der Sparangebote der Sparkassen gilt es jedoch nach ihrem Zeitpunkt, sowie der dahinter stehenden Motivation der Anleger zu differenzieren (vgl. Kratz, P. (2006)). Denn die Anlagebereitschaft der „Volksgenossen“ war mehrheitlich weniger von den ideologischen und propagandistisch verstärkten Verkündungen des NS-Regimes oder einer unbeirraren Führerliebe beeinflusst, als vielmehr von rationalen Einschätzungen der nationalen Lage. Man war keineswegs bereit, dem „Endsieg“ die eigenen Ersparnisse zu opfern (vgl. Herbst, L. (1982), S. 414). Insofern fiel auch die Sparwilligkeit entsprechend des Grades an Vertrauen aus, den die Anleger in die Erfolgsaussichten des politischen Handelns der nationalsozialistischen Staatsführung hatten. Übergreifend gesehen ergab sich diesbezüglich während des Zweiten Weltkrieges allerdings ein enormes Sparaufkommen: „Insgesamt stiegen... die Einlagen der Sparer wie niemals zuvor: von knapp 27 Milliarden Reichsmark zu Beginn des Krieges auf über 116 Milliarden Reichsmark im September 1944... Bei Kriegsende existieren etwa 60 Millionen Sparbücher – durchschnittlich besaßen zwei Drittel der Deutschen ein Sparkonto“ (Kratz, P. (2006), S. 63). Entsprechend dem Kriegsverlauf sank mit dem Glauben an einen schnellen „Endsieg“ auch die Bereitschaft, eigenes Vermögen bei Sparkassen anzulegen und somit dem Zugriff des Staates auszusetzen. Spätestens ab 1942 ging so die Zahl neu abgeschlossener Bausparverträge rapide zurück (vgl. ebd., S. 69). Die Neuabschlüsse zum Volkswagensparen waren schon im Verlauf des Jahres 1940 um 75 Prozent eingebrochen (vgl. ebd.). Das 1941 eingeführte Angebot des „Eisernen Sparens“, welches offen als Unterstützung der staatlichen Kriegskasse beworben wurde, fand schließlich kaum Abnehmer (der Anteil „Eiserner Sparguthaben“ an den gesamten privaten Spareinlagen bei den deutschen Sparkassen betrug im September 1944 magere 1,76 Prozent (vgl. ebd., S. 77)). Die Auflösung dieser Sparverträge war an kein bestimmtes Datum gebunden, sondern richtete sich nach dem Kriegsende – nur dann, wenn (zeitlich und faktisch) Deutschland den Krieg gewänne, sollten die Anleger ihre Einlagen und die versprochenen Zinsen erhalten. Soweit mochte sich nach 1941 kaum noch jemand an das politische Geschick der Nationalsozialisten binden (vgl. ebd., S. 73ff.). Ab 1944 wurde das Geld meist auf dem Schwarzmarkt ausgegeben oder zu Hause verwahrt. Wie der Glaube an die Fähigkeiten des „Führers“ (vgl. These 3), so stand und fiel auch die Bereitschaft, eigenes Geld in die Politik des NS-Regimes zu investieren, mit der Beurteilung der Siegesaussichten und damit der Hoffnung auf eine persönliche Rendite. Bezüglich der persönlichen Finanzmittel ließ man sich allerdings ganz offensichtlich noch weit weniger von einer eventuellen ideologischen oder auf Hitler ausgerichteten Verblendung lenken, als dies beim „Führermythos“ der Fall war.

²⁵⁷ Beim Symbol einer scheinbar verwirklichten „Volksgemeinschaft“, dem „Volkswagen“, sah dies folgendermaßen aus: „Um... einen Volkswagen zu erwerben, wurden die künftigen Kunden zu einer wöchentlichen Rate von mindestens 5 Reichsmark genötigt, zahlbar auf ein zinsloses DAF-Konto. Hatte das Kontoguthaben 750 Mark erreicht, war der Käufer zum Erwerb eines Volkswagens berechtigt, während die DAF indessen Sparzinsen in Höhe von 130 RM pro Wagen eingestrichen hatte. (...) Bei Kriegsende war die Zahl der VW-Sparer auf 340 000 gestiegen. Alles in allem hatte die DAF 275 Millionen Reichsmark Reingewinn mit dem eingezahlten Geld gemacht. Doch kein einziger ziviler Kunde sollte während der Existenz des >Dritten Reiches< je einen Volkswagen

Angesichts sinkender Konsummöglichkeiten hatten viele „Volksgenossen“ die Angebote des Staates zu einer gestaffelten Finanzierung eines „Volkswagens“ oder anderer Konsumgüter angenommen. Was mit ihren Anlagen tatsächlich geschah, blieb den Meisten verborgen.²⁵⁸ „Sparer und sonstige Konteninhaber waren >geräuschlos< enteignet worden, ohne darüber befragt worden zu sein“ (ebd., S. 112). „Gegen Ende des Krieges waren über 90 Prozent der Einlagen von Bausparern und Sparkassenkunden in Reichsanleihen gebunden“ (Kratz, P. (2006), S. 62).

Ähnlich verfuhr das Regime mit den Arbeitslosenversicherungsbeiträgen (vgl. Kranig, A. (1993), S. 148). Gegen Kriegsende wurde dann der Geldumlauf derart rücksichtslos erhöht, dass sich deutlich inflationäre Effekte einstellten (vgl. Boelcke, W.A. (1993), S. 113). Nachdem der „Endsieg“ ausgeblieben, und somit eine, zuvor ohne Skrupel betriebene, Ausbeutung der besetzten Länder nicht länger möglich war, stand Deutschland nicht nur mit einer „restlos zerrüttet[en; der Autor]“ (ebd.) Währung, sondern auch der, nach Japan, absolut höchsten Staatsverschuldung da (vgl. ebd., S. 116). Der Wirtschaftshistoriker kommt diesbezüglich zu dem berechtigten Urteil, dass man nicht „allein... >äußere Schockeinwirkungen< für den totalen Zusammenbruch des >Dritten Reiches< verantwortlich“ (ders. (2007), S. 734f.) machen könne. Dies hieße, „sich mit Speer und seinem Mythos gemeinzumachen. In Wirklichkeit war 1944 längst nicht mehr zu verheimlichen gewesen, dass die deutsche Kriegswirtschaft begonnen hatte, sich aus ihrem Inneren heraus aufzulösen“ (ebd., S. 735). Nachdem die NS-Propaganda zuvor immer wieder Opfer für den anstehenden „Endsieg“ von der Bevölkerung gefordert hatte, waren die „Volksgenossen“ schließlich mit dem genauen Gegenteil ihrer glorifizierenden Verkündungen konfrontiert, dem endgültigen Verlust ihrer Ersparnisse. Im oben beschriebenen Prozess war die Bevölkerung in Tausenden

geliefert bekommen. (...) Im Zuge der Nachkriegsinflation gingen die von den künftigen VW-Besitzern eingezahlten 275 Millionen Reichsmark [für die einstigen Anleger; der Autor] komplett verloren“ (Tooze, A. (2007), S. 190). Erst in den 1960er Jahren fand sich der VW-Konzern zu anteiligen Ausgleichszahlungen bereit (vgl. Wildt, M. (2008), S. 106).

²⁵⁸ Beim Symbol einer scheinbar verwirklichten „Volksgemeinschaft“, dem „Volkswagen“, sah dies folgendermaßen aus: „Um... einen Volkswagen zu erwerben, wurden die künftigen Kunden zu einer wöchentlichen Rate von mindestens 5 Reichsmark genötigt, zahlbar auf ein zinsloses DAF-Konto. Hatte das Kontoguthaben 750 Mark erreicht, war der Käufer zum Erwerb eines Volkswagens berechtigt, während die DAF indessen Sparzinsen in Höhe von 130 RM pro Wagen eingestrichen hatte. (...) Bei Kriegsende war die Zahl der VW-Sparer auf 340 000 gestiegen. Alles in allem hatte die DAF 275 Millionen Reichsmark Reingewinn mit dem eingezahlten Geld gemacht. Doch kein einziger ziviler Kunde sollte während der Existenz des >Dritten Reiches< je einen Volkswagen geliefert bekommen. (...) Im Zuge der Nachkriegsinflation gingen die von den künftigen VW-Besitzern eingezahlten 275 Millionen Reichsmark [für die einstigen Anleger; der Autor] komplett verloren“ (Tooze, A. (2007), S. 190). Erst in den 1960er Jahren fand sich der VW-Konzern zu anteiligen Ausgleichszahlungen bereit (vgl. Wildt, M. (2008), S. 106).

Fällen um ihre Ersparnisse betrogen worden, ohne dies zunächst zu bemerken.²⁵⁹ Wenn also Deutschland zwar den Krieg verloren, der Nationalsozialismus aber weiter bestanden hätte, wäre es wohl zur *finanziellen* Katastrophe gekommen. Eine solche Wendung war in Hitlers politischem Konzept aber gar nicht vorgesehen, da man eben militärische Weltmacht oder gar nichts sein sollte. Deutlicher lässt sich die Vormachtstellung weltanschaulicher vor sozialen Motiven in der NS-Politik nicht belegen. Zusammenfassend kann man festhalten: „Wäre man in der Lage, eine volkswirtschaftliche Gesamtbilanz oder gar eine Modernisierungsbilanz der nationalsozialistischen Zeit zu erstellen, so viele sie eindeutig negativ aus“ (Herbst, L. (2002), S. 173).

Neben dem angeblichen und propagandistisch verklärten wirtschaftlichen Erfolg des Regimes war es unter anderem auch die bereits erwähnte (vgl. These 1) Aufstiegsmobilität (vgl. Broszat, M. (1985), S. 26ff.) innerhalb des NS-Systems, welche nicht zuletzt durch dessen Organisationen inszeniert, vom Regime aber effektiv als übergreifende Charakteristik seiner Gesellschaftspolitik dargestellt wurde:

„Auf Abertausende von ehrenamtlichen Funktionären fiel... ein Quentchen von der Macht des >Führers<, ein winziger Lichtstrahl von dessen Glanz. Bis 1937 umfaßte die Parteihierarchie... etwa 700.000 Personen, nicht gerechnet die Funktionäre der Nebenorganisationen. Der Krieg sah im Deutschen Reich nicht weniger als zwei Millionen kleiner Führer“ (Frei, N. (2001), S. 121, vgl. auch Wendt, B. J. (2000), S. 51).

Ganz allgemein wollten und konnten viele „Volksgenossen“ im NS-System „kleine Karriere“ (Zmarzlik, H. G. (1975), S. 10, vgl. auch Henningsen, J. (1985), S. 343) machen. Die hiervon ausgehenden Bindungselemente im Verhältnis von „Volksgemeinschaft“ und Regime hat Hübner-Funk treffend charakterisiert:

„Es ist unstrittig, daß die 'Totalisierung' der Staatsmacht zur umfassenden Einbindung der Staatsbürger – als Staats*diener* – geführt hat, mit der Folge, daß das Machtgeflecht fast undurchdringlich war, weil fast jedes Mitglied der Bevölkerung (vom zehnten Lebensjahr an) darin eine – und sei es noch so kleine – aktive Funktion wahrzunehmen hatte. Dies macht die Dialektik der Faschisierung der deutschen Gesellschaft aus: Die Gemeinschaft von 'Staatsdienern' ist gebunden, wie es sonst nur Bürokraten sind, und wie sie genießt sie gegenüber Unterlegenen Weisungsbefugnis und Macht; zugleich erfährt sie Versorgung und Betreuung durch den Staat, wie sonst nur Bürokraten sie erhalten; dafür gibt sie ihre Dispositionsfreiheiten auf und ordnet sich den jeweils höheren Hierarchieebenen unter. Diese machtvollen – und zugleich ohnmächtigen – Gemeinschaft handhabt das staatliche Gewaltmonopol bis in die intimsten Sozialbeziehungen hinein und wird von ihm bis dort-

²⁵⁹ Es herrscht noch immer eine Kontroverse darüber, in welchem Verhältnis das NS-Regime die horrenden Kriegskosten durch derartige versteckte Enteignungen der eigenen Bevölkerung requirierte oder aber den besetzten Ländern abpresste. Die diesbezüglichen Annahmen divergieren deutlich, zwischen einem Verhältnis von Ersterem zu Letzterem von 30% zu 70% (Götz Aly) und 75% zu 25% (Adam Tooze) (vgl. Wehler, H.-U. (2007), S. 19). Unbestritten ist aber, dass das enorme Rüstungsprojekt der Nationalsozialisten zu guten Teilen und ungefragt aus den Ersparnissen der „Volksgemeinschaft“ finanziert wurde.

hin verfolgt. Totale Kontrolle und totale Macht fallen zusammen, ihre Konvergenz setzt ideologisch eine totale – glaubensmäßige – Konversion der Teilhabenden voraus“ (Hübner-Funk, S. (2005), S. 42).

In diesem Sinne ist auch die Funktion der „Blockwarte“ zu verstehen (vgl. Schmichen-Ackermann, D. (2000)), jene „unteren Parteifunktionäre im nationalsozialistischen Terror und Überwachungsstaat“, die „zwar keine herausgehobene und spektakuläre, aber gleichwohl eine konstitutive Rolle“ (ebd., S. 602) im NS-Herrschaftssystem gespielt haben (vgl. die eindrückliche Schilderung bei Fest, J. (2006), S. 92).

Diese Wahrnehmung, dass sich im NS-System persönliche Leistung lohne, wurde bestärkt durch Exempel, in denen es einzelnen Personen gelungen war, innerhalb der neu geschaffenen Organisations-Hierarchie die sozialen Positionierungen der herkömmlichen Gesellschaft umzukehren. Ein ehemaliger „Napola-Schüler“ berichtet dementsprechend:

„Einige unserer Erzieher gehörten... der SA an, meistens im Rang eines Scharführers oder Truppführers (Unteroffizier oder Feldwebel). Ihr Vorgesetzter und der Verantwortliche für den alle vier Wochen stattfindenden sonntäglichen(!) Dienst war ein Sturmführer (Leutnant), der natürlich auch einen Zivilberuf hatte. Er war unser Anstaltsgärtner. Während der Gärtner in der Woche seine Gartenarbeit verrichtete, gingen die Herren Erzieher mit blank geputzten Stiefeln und sauberen Händen an ihm vorbei zum Unterricht. Aber einmal im Monat war er der Chef und alle Studienräte standen stramm, wenn er es befahl. Das gab ihm offenbar Zufriedenheit für die nächsten Wochen. (...) Die neuen Hierarchien... gaben unzähligen >Volksgenossen< Prestige und gelegentlich auch ein Stück Macht, die sie in ihren Berufen nie erreicht hätten“ (Zempelin, H. G. (2001), S. 56).

Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es hierbei relevant, dass im ausgeführten Beispiel nicht nur der Gärtner die reale Erfahrung eines sozialen Aufstiegs machen konnte, sondern dass dieser Vorgang zudem von den Schülern der betreffenden „Napola“ wahrgenommen und als Beleg des entsprechenden, von der NS-Propaganda verkündeten, Potentials interpretiert werden konnte. Ein Prozess, welcher sich in vergleichbarer Weise in vielen anderen Institutionen und Organisationen des NS-Systems hundertfach wiederholte. So bedurfte es nicht einmal der persönlichen Erfahrung eines sozialen Aufstiegs, um an dessen Möglichkeit innerhalb der, vom nationalsozialistischen Regime verkündeten, „Volksgemeinschaft“ zu glauben.

Derartige, stellvertretend erlebte, Aufstiegsexempel waren nicht zuletzt auch im nationalsozialistischen Bildungssystem notwendig, um die Chimäre eines, ausschließlich nach der erbrachten Leistung soziale Ränge verteilenden, „gleichgeschalteten“ Erziehungswesens aufrechtzuerhalten. Wenngleich durchaus einige junge „Volksgenossen“ durch auffallende Leistungen bzw. eine ihnen vorab unterstellte Leistungsbereitschaft im NS-Sinne (vgl. These 1) und die dadurch ausgelöste Berufung auf eine der

NS-Eliteschulen tatsächlich persönliche Aufstiegserfahrungen machen konnten, war dies keineswegs die Regel:

„Von den sozial- und gesellschaftspolitischen Zielen, die z.B. Hitlers ‚Mein Kampf‘ propagierte, findet sich im Bildungswesen wenig. Sein Anspruch, jedes ‚Talent auf die Bahn zu bringen‘, unabhängig von der sozialen Herkunft ‚die Tore der staatlichen Unterrichtsanstalten jeder Begabung zu öffnen, ganz gleich, aus welchen Kreisen sie stammen mögen‘, wird in der Praxis nicht eingelöst... Weder im öffentlichen Schulwesen noch in den ‚Napolas‘ oder ‚Adolf Hitler-Schulen‘ wird der traditionell einseitige Rekrutierungsmodus der deutschen höheren Schulen aufgebrochen. ...Von einer ‚sozialrevolutionären‘ Schulpolitik, wie es das Programm der NSDAP nahe legte, kann wirklich nicht die Rede sein“ (Tenorth, H.-E. (2008), S. 260f.).

Zudem versah das Regime bestimmte Bevölkerungsgruppen mit verführerischen materiellen Zugeständnissen. Mit materiellen Zugeständnissen sind in diesem Zusammenhang gezielte Dotationen (Geschenke etc.), vor allem aber die Akzeptanz, welche das Regime einem nicht geringen Maß an Korruption in den Organisationen des Partei- und Staatswesens entgegenbrachte oder aufgrund der, von ihm selbst etablierten, Herrschaftsstruktur hinnehmen musste, gemeint. Eine wissenschaftliche Gesamtanalyse der Korruption im Nationalsozialismus steht noch immer aus (vgl. Bajohr, F. (1997), S. 306, vgl. für einen instruktiven Überblick Angermund, R. (1995)). Dieses Desiderat lässt sich jedoch nicht auf eine möglicherweise geringe Bedeutung dieser Problematik im NS-System zurückführen. Das ganze Gegenteil ist der Fall gewesen (vgl. Ueberschär, G. R.; Vogel, W. (2000) sowie Bajohr, F. (2009b)).

Auf die gesamte „Volksgemeinschaft“ bezogen, lassen sich zudem materielle Verführungsangebote des Regimes zur Loyalitätsförderung ausmachen, welche insbesondere während des Krieges ein Ausmaß erreichten (vgl. Recker, M.-L. (1985) sowie Tooze, A. (2007), S. 532ff.), das es gerechtfertigt erscheinen lässt, von einer „Gefälligkeitsdiktatur“ zu sprechen, deren Führungspersonal sich als „Stimmungspolitiker“ betätigte und sich „den öffentlichen Zuspruch oder wenigstens die Gleichgültigkeit jeden Tag neu (erkauften)“ (Aly, G. (2005), S. 36).²⁶⁰ Wichtigste Elemente dieser Poli-

²⁶⁰ Aly wurde für seine Konzeption und Begründung von „Hitlers Volksstaat“ mitunter heftig kritisiert (vgl. exemplarisch Wehler, H.-U. (2007), S. 13ff.). Die Kritik richtete sich hierbei vor allem auf fünf Aspekte:

1. Die einseitige Darstellung des NS-Staates als „Gefälligkeitsdiktatur“, welche die terroristischen Seiten der Regimes zu wenig (den Holocaust betreffend) bzw. gar nicht (die „Volksgemeinschaft betreffend) beachte.
2. Die einseitige Charakterisierung des Holocaust als „<Massenraubmord>“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 19f.).
3. Die falsche oder einseitige Interpretation der erhobenen Daten bzw. der irreführende oder gar unhaltbare Gebrauch bestimmter Termini.
4. Die Einseitigkeit der Grundannahme, die Mehrheit der deutschen Gesellschaft sei vornehmlich durch, vom NS-Regime gezielt eingesetzte, materielle Gefälligkeiten bzw. „die unverhüllte Instrumentalisierung des sozialstaatlichen Fortschritts“ (Wehler, H.-U. (2007), S. 16) in das nationalsozialistische System integrierbar gewesen. Diese Darstellung, so wurde kritisiert, übersehe andere

tik waren eine durchgängig gesicherte Lebensmittelvergabe, der Erhalt einer stabilen Währung, eine gute finanzielle Versorgung der Familien der Soldaten und eine geringe Steuerbelastung gerade der einfachen Leute (vgl. ebd., S. 49ff.).

Das konzeptionelle Gegenstück zu den hier skizzierten Verführungsangeboten stellten im Kontext der vom Regime angestrebten Loyalitätssicherung im NS-Herrschaftssystem die zusehends erweiterten Maßnahmen der Bevölkerungskontrolle dar. Neben

relevante Inklusionskräfte, wie etwa den „Hitlermythos“ (vgl. These 3) oder die Aufstiegsmobilität (vgl. Wehler, H.-U. (2007), S. 15f.).

5. Die Missachtung älterer Forschungsarbeiten, die Alys Erkenntnisse bereits vorweggenommen hätten oder geeignet wären, seine Aussagen zu relativieren (vgl. Wehler, H.-U. (2007), S. 16f.). Diesen Vorwürfen hat Aly in gewohnt streitbarer, mitunter polemischer, aber m.E. überzeugender Weise widersprochen (vgl. ders. (2006a), S. 365ff.). Mir kommt es an dieser Stelle nur auf die Punkte 1 und 4 der obigen Liste an. Aly hat die terroristische, wie die propagandistisch manipulierte Seite der NS-Diktatur keineswegs einfach unterschlagen (vgl. zu diesem Vorwurf Zarusky, J. (2006), S. 106f.), vielmehr hat er darauf hingewiesen, dass er seine Arbeit „nicht als Gesamterklärung der NS-Zeit“ (Aly, G. (2006a), S. 366) verstanden wissen wollte, sondern als Analyse, die bewusst die erkennbaren Elemente einer Verführung der „Volksgenossen“ durch materielle Gefälligkeiten des Regimes in den Fokus nimmt. Treffender erscheint hingegen eine kritische Anmerkung Nikolaus Wachsmanns: „Bei seinem Versuch, das NS-Regime als eine >Wohlfühl-Diktatur< zu beschreiben, die fast ohne Terror gegen die deutsche Bevölkerung auskam, schaut Götz Aly nur auf die SS-Konzentrationslager. Dort, so Aly, seien Ende 1936 von 60 Millionen Deutschen gerade einmal 4761 eingesperrt gewesen. Eine verschwindend geringe Zahl von Gefangenen, möchte man ihm zustimmen – wären da nicht noch die 117 756 Männer und Frauen gewesen, die zur gleichen Zeit in Strafanstalten der Justiz einsaßen und von ihm übersehen werden“ (ders. (2006), S. 419). Allerdings, so gesteht Wachsmann zu, gilt dies Versäumnis einer Nichtbeachtung des damaligen Strafvollzuges für die „meisten Darstellungen des Dritten Reiches“ (ebd.). Für die These der materiellen Verführung oder des Loyalitätserkaufs durch eine materielle Versorgung während des Krieges, welche nur durch massive Ausbeutung der besetzten Länder möglich war, gilt grundsätzlich, dass allein die Zuspitzungen und Einseitigkeiten in Alys Darstellung, sowie insbesondere dessen Behauptung eines materiellen Motivs der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungsagitationen inhaltlich fraglich erscheinen. Die Kriegsfinanzierung des NS-Regimes mittels gezielter Ausbeutung des besetzten Europas wird hingegen auch von seinen schärfsten Kritikern nicht bestritten (vgl. zuletzt Wehler, H.-U. (2009), S. 252ff.). Zum hier diskutierten Kontext ist zudem anzumerken, dass schon vor Aly andere Historiker eindringlich nachgewiesen haben, wie stark die vielseitige materielle Verführung ein wichtiges Element der Loyalitätssicherung des NS-Regimes, gerade gegenüber den gesellschaftlichen Eliten (vgl. Ueberschär, G.R.; Vogel, W. (2000)) darstellte. Dies galt allerdings in zunehmendem Maße und insbesondere während des Zweiten Weltkrieges auch für den Umgang mit den „normalen“ „Volksgenossen“, sowie vor allem den deutschen Soldaten (vgl. Bajohr, F. (2004), insbesondere S. 177ff., 189ff.). Dieser Aspekt der gesellschaftlichen Integration in das NS-System kann als eindeutig belegt angesehen werden. Alys Arbeit erweitert den diesbezüglichen Erkenntnisstand ohne Zweifel und kann somit als valider Beleg der hier vertretenen Argumentation gelten. Nimmt man nun, trotz der oben angedeuteten Einschränkung Alys, den Vorschlag einer Gesamtbezeichnung der NS-Herrschaft als „Gefälligkeitsdiktatur“ unter die Lupe, so fällt auf, dass diese Definition „u.a. nicht in der Lage ist, die Mobilisierung der Gesellschaft unter der NS-Herrschaft angemessen zum Ausdruck zu bringen“ (Bajohr, F.; Pohl, D. (2006), S. 133). Ich teile letztlich Frank Bajohrs Einschätzung, dass diesbezüglich der, ebenfalls von Aly geprägte (vgl. Aly, G. (2003), S. 246), Begriff der „Zustimmungsdiktatur“ treffender und methodisch hilfreicher erscheint (vgl. Bajohr, F.; Pohl, D. (2006), S. 17). Das komplexe Verhältnis von freiwilliger und erzwungener Inklusion innerhalb der „Volksgemeinschaft“ erfordert eine dialektische Forschungsperspektive, deren notwendige Differenzierungen Wachsmann trefflich zusammenfasst: „Die traditionelle Sichtweise ist blind für die weit verbreiteten Elemente der öffentlichen Zustimmung und Partizipation, die in der neuen Literatur zu Recht betont worden sind. Gleichwohl sollte man aber die Versuche des Regimes, die Bevölkerung zu disziplinieren, auch nicht unterschätzen: Terror und die permanente Drohung damit spielten bei der Sicherung der NS-Diktatur innerhalb Deutschlands eine wichtige Rolle“ (ders. (2006), S. 13).

der gleich nach der Machtübernahme einsetzenden Gegnerbekämpfung und der Ausschaltung unabhängiger Institutionen, wie der freien Gewerkschaften, fielen hierunter zunächst die Maßnahmen, mit welchen der Umbau des Staatswesens zum nationalsozialistischen „Führerstaat“ (vgl. Ruck, M. (1993), S. 45 sowie Frei, N. (2001)) vollzogen werden sollte.

Mögliche Beispiele hierfür wären etwa die „Gleichschaltung“ der Länder, die eine Zentralisierung der politischen Macht in Händen des Regimes bedeutete, sowie eine Neuordnung der staatlichen Verwaltung des Deutschen Reiches, die zuerst von störenden Elementen „gesäubert“ wurde und später mehr und mehr dem „Führerprinzip“ entsprechend umstrukturiert bzw. erweitert wurde (vgl. Broszat, M. (2000), S. 301ff., Rebutisch, K.-D.; Teppe K. (1986), Rebutisch, D. (1989) zu den Umgestaltungen während der Kriegszeit sowie Ritzi, C.; Wiegmann, U. (2004), S. 7 bezüglich pädagogischer Institutionen innerhalb des NS-Systems).

Zudem wurde das Rechtswesen von den Nationalsozialisten auf vielfältige Weise genutzt, um die Bevölkerung zu kontrollieren und unliebsame Elemente auszuschalten (vgl. Diestelkamp, B.; Stolleis, M. (1988), Müller, I. (1989), Gruchmann, L. (1990, 1993), Broszat, M. (2000), S. 403ff., Burleigh, M. (2000), 179ff., Wachsmann, N. (2006) sowie Stolleis, M. (1994), S. 21, Walk, J. (1996) und Wachsmann, N. (2006), S. 156ff. zur Entrechtung der jüdischen Bevölkerung).

Zudem sollte eine umfassende Erfassung der deutschen Gesellschaft die bevölkerungspolitische Grundlage für eine effektive Verhaltenskontrolle derselben legen. Hierunter fiel zunächst einmal eine Kontrolle durch einfaches statistisches Zählen der Bürger und ihrer attestierten Eigenschaften:

„Unter Anleitung der Polizei, der Gesundheits- und Sozialverwaltung und des statistischen Reichsamts entstand nach 1933 in wenigen Jahren ein bizarres und zugleich effizientes System verschiedener Karteien, Zählungen, Meldegesetze und Kennkarten. Es diente der restlosen Erfassung und Klassifizierung der Bevölkerung; für die als deutschblütig Klassifizierten galten 1940 vier Kategorien: hochstehend bzw. hochwertig, durchschnittlich, tragbar und tiefstehend bzw. minderwertig“ (Aly, G.; Roth, K. H. (2000), S. 12).

Diese „Erfassungsaktionen... waren die bürokratischen Voraussetzungen für ein abgestuftes System von Lohn und Strafe, für >Auslese< und >Ausmerze<“ (ebd.).

Hinzu kamen eine Kontrolle der Bevölkerung sowie die gewaltsame Unterbindung vermeintlicher und tatsächlicher Abweichungen durch die zuständigen Organisationen des Regimes. Dies waren insbesondere die Kampftruppe der frühen NS-Herrschaft, die „SA“ (vgl. Longerich, P. (2003), insbesondere S. 172ff.), die überwachende „Ge-

stapo“ (vgl. Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993a), (1995a) und (2000))²⁶¹ sowie allen voran die „SS“, „die weltanschauliche Kerntruppe des Nationalsozialismus“, welche ihre Machtfülle zusehends ausbauen konnte, wodurch Überwachung konzentriert und der Terror institutionalisiert“ (Frei, N. (2001), S. 138) wurden.

All diejenigen, welche das Regime schließlich vorübergehend oder gänzlich aus der „Volksgemeinschaft“ entfernen wollte, verschleppte es in die hierfür nach 1933 eingerichteten „Straf-“ und „Konzentrationslager“ (vgl. Lofti, G. (2000), Benz, W.; Distel, B. (2001), Dieckmann, C.; Herbert, U.; Orth, K. (2002) sowie These 7).²⁶²

Im Folgenden soll nun die eher subkutan verlaufende, deswegen aber nur umso nachhaltiger wirksame Sozialisation durch die nationalsozialistischen Agitationen einer ästhetischen Erziehung der heranwachsenden „Volksgenossen“ als Exempel der Belange dieser Strukturthese vertiefend dargestellt werden.

Die ästhetische Erziehung im NS-Sozialisationskontext

Um sich mit den ästhetischen Inszenierungen des NS-Regimes befassen zu können, gilt es zunächst einmal, die damalige herrschaftsabhängige Öffentlichkeit als deren Basis näher zu bestimmen.

²⁶¹ Die oben genannten Arbeiten Mallmanns und Pauls verdeutlichen sehr anschaulich, dass es sich bei der allmächtigen und allwissenden „Gestapo“ um einen Mythos gehandelt hat. Die Realität dieser Organisation sah anders aus. Es handelte sich um eine chronisch unterbesetzte Behörde, die zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die Unterstützung durch Spitzel, sowie vor allem durch die vielen Denunziationen aus der Bevölkerung angewiesen war. Dennoch darf ihr Beitrag zur damaligen Inklusionskontrolle nicht unterschätzt werden. Zunächst einmal handelte und handelt es sich beim propagandistisch verstärkten „Nimbus einer perfekten Geheimpolizei“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 985) um einen Mythos, „eine Schimäre“ (ebd.), welche dennoch „doch die Wirklichkeit (steuerte),... eine Realität *sui generis* (schuf)“ (ebd.) und „der Gestapo die Aura höchster kriminalistischer Effizienz (verschaffte), die einen nicht unbeträchtlichen, wenngleich fiktional erzeugten Anteil an ihrer Wirksamkeit ausmachte“ (ebd., vgl. in diesem Sinne auch dies. (1995), S. 3ff., sowie Gellately, R. (1995), S. 74ff. und 70).

²⁶² Unterhalb jener Schwelle, welche den Übergang zu einer endgültigen Exklusion aus der „Volksgemeinschaft“ (betroffen hiervon waren insbesondere die jüdische Bevölkerung in den Ghettos und den verschiedenen Lagern, vor allem den „Vernichtungslagern“ im Osten Europas, aber auch andere „Fremdvölkische“ und nicht zuletzt die als „Unerziehbar“ abgestempelten „Volksgenossen“ (vgl. These 7)) als Ziel der entsprechenden Agitationen der NS-Verfolgungsbehörden markierte, wurden vom Regime sämtliche dieser Lagerinhaftierungen als „Erziehungsmaßnahmen“ deklariert. Heinrich Himmler definierte am 29. Januar 1939 die allgemeine Funktion der „Konzentrationslager“ entsprechend: „Das Konzentrationslager ist sicherlich wie jeder Freiheitsentzug eine scharfe und strenge Maßnahme. Harte, neue Werte schaffende Arbeit, ein geregelter Lebenslauf, eine unerhörte Sauberkeit im Wohnen und in der Körperpflege, ein tadelloses Essen, eine strenge, aber gerechte Behandlung, die Anleitung, Arbeit wieder zu erlernen und Fähigkeiten handwerklicher Art dazu zu gewinnen, sind die Methoden der Erziehung. Die Devise, die über diesen Lagern steht, lautet: Es gibt einen Weg in die Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit, Opfersinn und die Liebe zum Vaterland“ (zitiert nach Peterson, A.; Smith, B. (1974), S. 111).

Hierbei greife ich zurück auf die präzise Analyse, die Peter Longerich kürzlich zum Thema vorgelegt hat (vgl. ders. (2006), S. 23ff.). Zunächst ist „Öffentlichkeit“ für den spezifischen NS-Kontext zu definieren:

„Der Begriff der >Öffentlichkeit< (erscheint) in Bezug auf den Nationalsozialismus als vollkommen unangebracht. Denn wie andere moderne Diktaturen schlossen die Nationalsozialisten den unbeschränkten Zugang zu Informationen, die freie Meinungsäußerung und die konkurrierende Pluralität von Meinungen aus Prinzip aus. Wenn also hier der Begriff >Öffentlichkeit< in Bezug auf den Nationalsozialismus benutzt wird, dann ist damit die durch das Regime inszenierte, kontrollierte und manipulierte Öffentlichkeit gemeint, mithin der Resonanzboden für seine Propaganda. Öffentlichkeit im Nationalsozialismus ist demnach der Raum, in dem die durch das Regime propagierten Leitbilder und Deutungsmuster reproduziert wurden, eine Sphäre, in der die akklamatorische Zustimmung zur Politik des Regimes demonstriert wurde“ (ebd., S. 24).

Trotz dieser Einschränkungen bleibt der Terminus für eine Analyse der NS-Zeit wertvoll:

„Trotz des manipulativen Charakters dieser mit aller Gewalt >hergestellten< Öffentlichkeit spricht einiges dafür, den Begriff selbst nicht aufzugeben. Nicht nur weil die Nationalsozialisten den Begriff Öffentlichkeit weiter benutzten;... wesentlicher ist, dass die durch den Nationalsozialismus manipulativ hergestellte Öffentlichkeit – die öffentlich dokumentierte Zustimmung der Massen zur Politik des Regimes – zu den Grundpfeilern der Diktatur gehörte. In diesem Sinne fand unter dem NS-Regime tatsächlich ein weitreichender >Strukturwandel der Öffentlichkeit< statt“ (ebd.).

Dieser „Strukturwandel“ darf allerdings nicht im Sinne einer vollständig erfolgten Disponierung der Gesellschaft durch den NS-Staat verstanden werden:

„Selbstverständlich wäre es naiv anzunehmen, dass... [hierbei; der Autor] abweichende Meinungsäußerungen und Verhaltensweisen vollkommen hätten unterdrückt werden können. Aus mehr als zwei Jahrzehnten Forschung zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der NS-Diktatur, zur >Volksmeinung< jener Zeit wissen wir, dass die Bevölkerung des Deutschen Reiches zwischen 1933 und 1945 nicht im Zustand totalitärer Uniformität lebte, sondern dass es in einem erheblichen Umfang Unzufriedenheiten, abweichende Meinungen und divergierende Verhaltensweisen gab. Es war jedoch ein besonderes Charakteristikum der deutschen Gesellschaft unter dem NS-Regime, dass solche Bekundungen von Widerspruch vor allem im privaten, höchstens im halböffentlichen Bereich (also im Kreis von Freunden und Kollegen, den Stammtisch, die unmittelbare Nachbarschaft beschränkt) erfolgten beziehungsweise innerhalb noch bestehender Strukturen traditioneller sozialer Milieus, die sich gegenüber der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft behaupten konnten“ (ebd., S. 25).

Diese Ergebnisse einer subjektiven Aufnahme der nationalsozialistischen Kommunikationsangebote und -gebote ließen und lassen sich jedoch nur schwer erfassen:

„Schwierigkeiten, die >wirkliche< Stimmung und Einstellung der Bevölkerung zu erfassen, stellen sich nicht nur dem rückschauenden Betrachter, sondern sie waren bereits für die zeitgenössischen Beobachter gravierend: Die Spitzel von SD und Gestapo sahen sich wie die Vertrauensleute der Exil-SPD mit demselben Problem konfrontiert. In den außerhalb Deutschlands zusammengestellt-

ten Berichten der Sopade wird dieses Dilemma bereits 1934 auf den Punkt gebracht: >Es gibt in Deutschland nicht nur keine öffentliche Meinung, es gibt auch keine Gruppenmeinung mehr. Das Individuum ist vereinzelt, denkt und urteilt für sich. Das gilt selbst für die Mitglieder der NSDAP. Die Zwangszusammenfassung in einer Organisation bedeutet in Wahrheit eine Atomisierung der politischen Beurteilung und Gesinnung.<... Es sei daher besser, so die Sopade 1936, statt von einer öffentlichen von einer >nichtöffentlichen Meinung< zu sprechen“ (ebd., S. 27f.; vgl. hierzu auch Zimmermann, C. (2007), S. 241ff.).²⁶³

Nach dieser plausiblen Argumentation ist die „Öffentlichkeit“ der NS-Zeit weniger als Ausdruck eines gesellschaftlichen Diskurses (vgl. die Ausführungen zur Theorie Habermas im vorangegangenen Kapitel dieser Arbeit) zu verstehen, sondern vielmehr als intendiertes und wirksames Herrschaftsinstrument des nationalsozialistischen Regimes, als „Teil des Prozesses, eine homogene Volksstimmung künstlich herzustellen“ (Longerich, P. (2006), S. 45, vgl. in diesem Sinne auch die autobiographisch eingefärbte Einschätzung Lepsius in Hepp, A.; Löw, M. (2008), S. 23).

Die obigen Einschätzungen Longerichs haben verdeutlicht, dass es sinnvoll ist, die Wahrnehmung und Weiterverarbeitung der nationalsozialistischen Öffentlichkeit am Einzelfall, im Rahmen individueller Fallanalysen zu erheben, um angesichts der angesprochenen zeittypischen „>... Atomisierung der politischen Beurteilung und Gesinnung<“ dennoch zu validen Aufschlüssen zu gelangen.

An dieser Stelle gilt es aber auch darauf hinzuweisen, dass neuere Forschungsprojekte begonnen haben, die öffentliche Stimmung der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ mit kreativen und inhaltlich durchaus ergiebigen, eher quantitativ ausgerichteten Methoden quasi indirekt zu erheben. Exemplarisch genannt seien hier die Arbeiten der Forschergruppe um Götz Aly (vgl. ders. (2006b)), welche die damalige öffentliche Stimmung – anhand von Verhaltensbelegen der „Volksgenossen“ (Vergabe von Vornamen, insbesondere „Adolf“ (vgl. ebd., S. 22ff.), Kirchenaustritten (vgl. ebd., S. 38ff.), Sparverhalten (vgl. ebd., S. 59ff.), gezeigtem und vom NS-System geahndetem abweichenden Verhalten (vgl. ebd., S. 80ff.) sowie Todesanzeigentexte von im Krieg gefallener Angehöriger (vgl. ebd., S. 96ff.)) und deren Ausprägungsveränderungen während der NS-Zeit – analysiert hat, sowie von Karl-Heinz Reuband, der eine retrospektive Analyse von Bevölkerungseinstellungen im „Dritten Reich“ auf der Basis von Umfragedaten vorgelegt hat (vgl. ders. (2006)).

Zunächst geht auch Aly davon aus, dass der NS-Staat seine Ziele besonders effektiv durch eine „Zerstörung der öffentlichen Räume, in denen normalerweise die unter-

²⁶³ Strukturell lassen sich die Öffentlichkeiten in Diktaturen, darunter auch jene im Deutschland der NS-Zeit, mit Adelheit von Saldern untergliedern in formelle Präsentationsöffentlichkeiten, informelle und geschlossene Öffentlichkeiten sowie Öffentlichkeiten, die sich über Veranstaltungen und kollektive Aktionen herstellen (vgl. dies. (2003), S. 448f.).

schiedlichen Interessen formuliert und Kompromisse gesucht werden“ (ders. (2006b), S. 10) erreicht habe. Dennoch müsse von „Prozessen kollektiver Verständigung, die sich osmotisch in subkutanen Schichten der Gesellschaft vollzogen“ (ebd.), ausgegangen werden. Aly plädiert diesbezüglich für die Verwendung des Begriffes „>politische Befindlichkeit<“ (ebd.). Nach einer deutlichen Kritik an den Quellen bisheriger Erhebungen zur Volksstimmung im NS-Staat (vgl. ebd., S. 13f.), liefern Aly et al. eine m.E. nachvollziehbare Interpretation der oben genannten Verhaltensmerkmale. Schließlich werden die Einzelergebnisse der unterschiedlichen Kriterien zu einer Gesamtstatistik vereint (vgl. ebd., S. 116ff.), welche allerdings methodisch experimentell und „von... hoher spekulativer Qualität“ (ebd., S. 116) ist. Die Forschergruppe geht von der, zumindest aus Sicht einer quantifizierenden Statistik, nachvollziehbaren Prämisse aus, dass „die indirekte Messung von >Stimmung< mittels heterogener Indikatoren... sich als viel geeigneter (erweist) als die – wie auch immer durchgeführte – inhaltsanalytische Bearbeitung wie auch immer gearteter >Stimmungs-Berichte< welcher Provinienz auch immer“ (ebd., S. 128). Hierbei liege der Vorteil ersterer „in ihrer Absichtslosigkeit“ (ebd., S. 128f.). Im Ergebnis kommen Aly et al. zu dem Schluss, dass mit der Erosion der Kriegszuversicht auch das Vertrauen der deutschen Bevölkerung in das NS-Regime und ebenso in den „Führer“ früher eingebrochen sei, als bisher angenommen:

„Die ideologisch motivierte Loyalität zum NS-Staat nahm seit dem Überfall auf Polen 1939 deutlich ab; sie erholte sich nach dem Siegreichen Frankreichfeldzug nur unwesentlich; mit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion im Sommer 1941 setzte ein zweiter, bald dramatischer Schwund ein“ (ebd., S. 131).

Während auch Aly et al. für die sechs Vorkriegsjahre „ein verhältnismäßig gleichbleibendes Stimmungsbild mit einem deutlichen Hoch von 1937 bis zum April 1939“ (ebd., S. 132) konstatieren, scheinen ihre Ergebnisse die Vermutung nahe zu legen, dass die Begeisterung über die zuvor errungenen Verhandlungssiege Hitlers den tatsächlichen Kriegsbeginn nur knapp überdauert haben und früher in zunehmendem Maße von Kriegsfurcht und daraus resultierender Ablehnung gegenüber der NS-Politik abgelöst wurden, als dies die bisherige Forschung meinte (vgl. ebd., S. 133ff.). Selbst wenn die Datenreihen, welche Aly und Kollegen ausgewertet haben, für ein abschließendes Urteil nicht ausreichend sind (vgl. ebd., S. 138), so sind sie dennoch als interessanter Diskussionsbeitrag sowohl zur Erforschung der Regimezustimmung, als auch zur möglichen Erweiterung der methodischen Zugänge zur Erhebung der damaligen „politischen Befindlichkeit“ in der „Volksgemeinschaft“ anzusehen. Aus Sicht der vorliegenden Arbeit ist es von Bedeutung, dass auch Aly et al. zwei der hier vorge-

stellten Thesen nicht in Frage stellen. Zum einen gehen auch sie davon aus, dass die Zustimmung zum Regime, dessen Politik und vor allem dem „Führer“ abhing von der subjektiv wahrgenommenen Kriegssiegeswahrscheinlichkeit und damit vom Grad der Hoffnung auf ein tatsächliches Eintreten der ideologischen Versprechen (vgl. hierzu allgemein These 3). Zum anderen sehen auch sie, neben den massiver werdenden Ängsten vor einer Rache der Kriegsfeinde und Opfer des Regimes, in der gezielten Aufrechterhaltung einer vergleichsweise guten materiellen Versorgung der Bevölkerung (vgl. hierzu allgemein These 4) während der Kriegsjahre einen wesentlichen Grund für deren anhaltende Inklusionsbereitschaft (vgl. Aly, G. (2006b), S. 138ff.).

Gegenüber der Fokussierung der Vertrauenserosion gegenüber dem NS-Regime zielt Reubands Analyse damaliger Bevölkerungseinstellungen eher auf eine Verifizierung des „Konsensapektes“ (ders. (2006), S. 315). Gegenüber den indirekten Erhebungskategorien bei Aly et al. geht Reuband von einer umgekehrten Prämisse aus:

„Will man etwas über Einstellungen in der Bevölkerung aussagen, bedarf es Daten, welche diese in direkterer Form erschließen: über schriftliche oder mündliche Äußerungen, z.B. in Tagebüchern, Briefen, selbst verfassten Autobiographien oder in Befragungen“ (ebd., S. 316).

Auch Reuband weist diesbezüglich auf die methodischen Probleme hin, wie sie aus dem Entstehungskontext der bisher häufig zur Erhebung der damaligen Stimmungslage herangezogenen, offiziellen Berichte („Sicherheitsdienst“ (SD) und Exil-SPD (Sopade)) resultieren (vgl. ebd., S. 317). Demgegenüber verweist er auf den potentiellen Wert von systematischen und auf repräsentativen Stichproben beruhenden Umfragen, wie sie Amerikaner und Briten seit 1944 unter Kriegsgefangenen, „zwecks besserer Abstimmung der eigenen Propaganda, sowie unmittelbar nach Kriegsende im Rahmen der Forschung über die Haltung der Deutschen zur Besatzungsherrschaft und Demokratisierung“ (ebd., S. 318), durchgeführt haben:

„Paradoxerweise wurden diese höchst professionell durchgeführten Erhebungen in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung nicht rezipiert... Auch wurde nicht versucht, mit ähnlichem methodischem Instrumentarium nachträglich die NS-Zeit im Alltagsleben der Bürger zu rekonstruieren“ (ebd.).

Bisher wurden Fragen zur Akzeptanz des NS-Regimes erst in einer einzigen, zudem erst 1985 erhobenen, vom Institut für Demoskopie durchgeführten, bundesweiten, repräsentativen Umfrage eingesetzt (vgl. ebd., S. 320f.). Deren Daten erlauben es erstmals, „die Struktur der Einstellungen der Bürger zum NS-Regime genauer zu untersuchen und diese mit deren sozialer Herkunft in Beziehung zu setzen“ (ebd., S. 321). Dieser Frage ist Reuband im Zuge einer Sekundäranalyse des Originaldatensatzes nachgegangen (vgl. ebd., S. 321ff.). Untersucht wurden hierbei die Angaben von 715 Personen, die 1930 oder früher geboren wurden (vgl. ebd., S. 322). Wenn-

gleich zu beachten bleibt, dass eine bestimmte Einstellung zum Nationalsozialismus nicht mit einem entsprechenden Verhalten einhergehen muss (vgl. ebd., S. 325), was gegenüber dem oben skizzierten Vorgehen der Forschergruppe um Götz Aly zumindest kritisch anzumerken wäre, die ja vom gezeigten Verhalten unmittelbar auf entsprechende Einstellungsentwicklungen in der Bevölkerung schließt, so bleibt die von Reuband gefundene Zustimmung zum NS-Regime in ihrem schlichten Ausmaß bemerkenswert:

„Rund 58% der Befragten gaben an, sie hätten an den Nationalsozialismus geglaubt, und 50% bekundeten, die Ideale des Nationalsozialismus geteilt zu haben. 41% bekannten sich zu ihrer Bewunderung für Hitler. Die verbleibenden Prozentanteile entfallen auf Gegner und Indifferente sowie Personen, die sich nicht an ihre frühere Einstellung zu erinnern vermochten“ (ebd.).

Die auffallend hohe Zustimmung zum Nationalsozialismus, welche hier sogar diejenige für den „Führer“ übersteigt, kann wohl, wie Reuband nachvollziehbar argumentiert, auf zweierlei zurückgeführt werden: Erstens darauf, dass nicht nach konkreten Institutionen oder Vertretern des NS-Regimes gefragt wurde, sondern nach dessen bekanntermaßen interpretierbaren (vgl. These 1) „Idee“, sowie zweitens darauf, dass Hitlers positive Verklärung während der NS-Zeit danach einer ebensolchen negativen gewichen ist (vgl. These 3), welche sich nun eben auch in der Umfrage niederschlägt. In jedem Fall gelang es dem NS-Regime nach 1933 seine Akzeptanz in der Bevölkerung deutlich über jene Werte hinaus zu steigern, die man in den Wahlen 1932 und 1933 erreicht hatte (vgl. ebd., S. 329). Je nachdem, welches Kriterium man zugrunde legt, erhöht sich diese Quote. So lag der Anteil der Befragten, die konsistent oder überwiegend positiv über das NS-Regime urteilten, in der Stichprobe bei 49%. Bezöge man alle nicht dezidiert negativen Antworten mit ein, so stiege der Anteil auf 58%. Würde man schließlich diejenigen berücksichtigen, die sich partiell positiv äußerten, so stiege der Anteil sogar auf 75%. Welche konkreten sozialen Determinanten lassen sich jedoch bezüglich der NS-Sympathie aus der Stichprobe ablesen (vgl. ebd., S. 330ff.)?

Reuband hat sein Material dahingehend befragt, welche Rolle die Merkmale Geschlecht, Alter, Bildung und Konfession für eine eventuelle Unterstützung des NS-Regimes oder partieller Elemente desselben gespielt haben könnten.

Wie bereits an anderer Stelle angedeutet wurde und unter These 6 weiter ausgeführt wird, ergeben auch Reubands Analysen, dass Frauen keineswegs die ersten Unterstützerinnen Hitlers und der „NSDAP“ gewesen sind. Vielmehr sei ihre Zustimmung in den Wahlen vor 1933, wie auch nach der Machtübernahme etwas geringer gewesen als jene der Männer. Dass sich diesbezüglich, trotz eines nach 1933 einsetzenden Angleichungsprozesses, das Geschlechterverhältnis nie völlig ausglich, lag nicht zu-

letzt daran, dass ein wesentlicher Zustimmungsfaktor die Zugehörigkeit zur „Wehrmacht“ und die Erfahrung der dortigen intensiven Propaganda war (vgl. ebd., S. 332). In diesem Kontext waren Frauen nicht, wie oftmals kolportiert, außen vor, aber doch durchweg deutlich unterrepräsentiert.

Auf der anderen Seite widerspricht auch Reuband der lange kolportierten Argumentation, Frauen seien vor allem Opfer der NS-Herrschaft gewesen (vgl. ebd., S. 331).

Dass die Jugendlichen vor der Machtergreifung in besonderem Maße im Nationalsozialismus eine Option zur Verwirklichung ihrer Bedürfnisse erblickten (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik), ohne jedoch maßgeblich an den Wahlerfolgen der „NSDAP“ beteiligt gewesen zu sein, wurde in dieser Arbeit bereits ausgeführt und wird von Reuband bestätigt (vgl. ebd., S. 333). Gleichmaßen kann als gesichert gelten, dass die heranwachsenden „Volksgenossen“ nach der Machtübernahme „schnell die NS-Ideologie aufnahmen und dem Regime folgten“ (ebd., vgl. hierzu auch Stöver, B. (1993), S. 367ff. sowie These 6). Diese Einschätzung wird durch Reubands Ergebnisse bestätigt. Zieht man aus der Stichprobe diejenigen heraus, die zwischen 1926 und 1930 geboren wurden, so steigt der Anteil derjenigen, die dem Regime positiv oder überwiegend positiv gegenüberstanden auf 62% (vgl. ebd.). Hieraus lassen sich bedeutsame Schlüsse bezüglich des Zusammenhangs von Bildungssozialisation im NS-System und Zustimmung zum NS-Regime ableiten:

Es „ist zu vermuten, dass die Personen überproportional vom Nationalsozialismus in ihrer politischen Orientierung geprägt wurden, die besonders lange durch ihren Schulbesuch der Sozialisation durch das politische System ausgesetzt waren... Wie immer auch die durch die Schichtzugehörigkeit mitbedingte Prädisposition für den Nationalsozialismus unter Bessergebildeten vor der Machtergreifung gewesen sein und wie sehr auch höhere Schulbildung mit kognitiver Differenziertheit einhergehen mag... (...) Betrachtet man die Gesamtheit der Befragten, erbringen die Ergebnisse unserer Befragung einen schwachen, aber tendenziell positiven Zusammenhang zwischen Bildung und NS-Präferenz: Personen mit Gymnasialbildung bekunden etwas häufiger als schlechter Gebildete einstige NS-Sympathie“ (ebd., S. 333ff.).

Diese Befunde finden sich tendenziell auch im Wahlverhalten der betreffenden Jahrgänge nach 1945 wieder, dies haben entsprechende Studien offenbart:

„Danach ging (in den sechziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts) in den Generationen, die zur Zeit des Nationalsozialismus sozialisiert wurden, höhere Bildung mit Wahl der NPD einher, während dies in den anderen Kohorten die Beziehung umgekehrt verlief. (...) Analoge Verhältnisse wie in Deutschland erbrachte eine Untersuchung für Italien“ (ebd., S. 334).

Sozialisationstheoretisch lassen sich aus diesem Befund wiederum zwei relevante Erkenntnisse ableiten. Erstens kann aufgrund dieser Kontinuitäten von einer allgemeinen „Stunde Null“ im Jahre 1945, die eine vollständige Wandlung der jüngeren „Volksgenossen“ zur „skeptischen Generation“ zur Folge hatte, höchstens einge-

schränkt ausgegangen werden (vgl. hierzu auch die kritischen Anmerkungen unter These 6). Zweitens deuten diese Kontinuitäten daraufhin, dass es nicht ausreichend ist, zum Zwecke einer nachhaltigen Demokratieerziehung bloße faktische Aufklärungsarbeit zu leisten. Wenngleich es sich bei den heutigen rechtsradikalen Jugendlichen freilich um eine andere Generation, mit anderen Motiven handelt, so wird dennoch deutlich, dass es gilt, mindestens ebenso an deren Sozialisationserfahrungen und ihren emotionalen Bedürfnissen anzusetzen, wie am schlichten Kenntnisstand. Wissen allein – und sei es spezifischer Natur – schützt keineswegs hinreichend vor den subjektiv verführerischen Inklusionsangeboten rechten Gedankenguts und entsprechendem handelndem Ausagieren. Oder anders gesagt: „Welche Art der politischen Orientierung sich entwickelt, ist eben nicht eine Funktion des Bildungsniveaus, sondern der Sozialisationsinhalte“ (ebd., S. 341).

Die Konfession scheint auch nach Reubands Analyse ein relevanter Unterscheidungsfaktor bezüglich der Zustimmung zum NS-Regime gewesen zu sein (vgl. ebd., S. 336): „Gleichgültig, welchen Indikator wir auch in unserer Untersuchung heranziehen, das Resultat ist identisch: Die Katholiken nehmen im Vergleich zu Protestanten gegenüber dem Regime eine kritischere Haltung ein. Dieser Unterschied scheint sogar im Zeitverlauf größer geworden zu sein. (...) Es zeigt sich, dass unter den Protestanten der Kirchgang – wenn auch nur sehr leicht – eine positive Einstellung zum Nationalsozialismus begünstigt, während er unter den Katholiken genau das Gegenteil bewirkt“ (ebd., S. 336f.).

Wenngleich der Konfessionsfaktor durch regionale Zugehörigkeiten noch verstärkt oder relativiert werden kann, bleibt er dennoch auch bei Kontrolle dieser Erweiterung als Einflussfaktor erhalten (vgl. ebd., S. 338f.). Regional fanden sich die höchsten Sympathiewerte für den Nationalsozialismus „in Norddeutschland (64%), gefolgt von der Region südlich von Nordrhein-Westfalen (60%) und dann von Nordrhein-Westfalen (48%)“ (ebd., S. 338).

Insgesamt erwachsen die stärksten Effekte aus dem Alter bzw. der Generationenzugehörigkeit, gefolgt vom Geschlecht (vgl. ebd., S. 339). „Beide Effekte sind stark genug, um auch die Kriterien statistischer Signifikanz zu erfüllen bzw. ihr nahezukommen. Die übrigen Variablen erfüllen nicht die Grenze der statistischen Signifikanz“ (ebd., S. 339ff.), erweisen sich in ihren Effekten aber dennoch als zu beachtende Einflussgrößen.

Letztlich hat auch der Ansatz Reubands, „auf der Basis repräsentativer Bevölkerungsumfragen mit retrospektiven Fragen das NS-Sympathiepotential in der Bevölkerung zur Zeit des Dritten Reiches zu bestimmen“ (ebd., S. 341), eine Bestätigung einiger Argumentationsmuster ergeben, die in dieser Arbeit bereits angeführt wurden oder noch werden. So wurde u.a. erneut deutlich, dass die NS-„Bewegung“ gerade für

Heranwachsende einige Anziehungskraft besaß, dass der Faktor Konfession diesbezüglich ein signifikanter Einflussfaktor gewesen ist, sowie vor allem die Tatsache, dass selbst bei ausgesprochenen (im direkten, wie übertragenen Wortsinn) Sympathiebekundungen nicht einfach auf ein geschlossenes, konsistentes Weltbild und eine uneingeschränkte Zustimmung zum Nationalsozialismus mit all seinen Facetten geschlossen werden darf. Hinsichtlich einer angestrebten Inklusion der „Volksgenossen“ waren es gerade die Interpretierbarkeit des NS-Ideologie- und Propagandaangebots und somit dessen Anpassungsfähigkeit an subjektive Bedürfnisstrukturen (vgl. Thesen 1 und 3) sowie das Potential, unterschiedliche, mitunter auch divergierende Teilbedürfnisse aufzunehmen bzw. eine Befriedigung derselben zu versprechen und zu suggerieren, welche den Erfolg des Nationalsozialismus, neben aller Repression, die alleine keine 12 Jahre NS-Herrschaft getragen hätte, ermöglichten.

Wie aber ließe sich die oft beschriebene „Wirkung“ der nationalsozialistischen Propaganda methodisch erfassen. Hierfür existieren vor allem zwei erfolgversprechende Ansätze, die bislang in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas allerdings nur wenig Anwendung gefunden haben. Es handelt sich erstens um einen Vorschlag Peter Longerichs, die Effekte der NS-Propaganda auf Rezipientenseite, anstatt jenes „– tatsächlich kaum meßbare – Kriterium >Überzeugung< oder >Verführung<„ (ebd., S. 313) zu wählen, eher anhand des Kriteriums „Verhalten“ zu analysieren. Schließlich sei es „das eigentliche Ziel der Propaganda“ gewesen, „innerhalb der Bevölkerung bestimmte Verhaltensweisen zu erzwingen“ (ebd.). Die hier angesprochene Problematik lässt sich mit einer Erklärung Sally Perels, der den Holocaust als junger „Volksdeutscher“ getarnt in einer nationalsozialistischen Erziehungsanstalt überlebte, verdeutlichen, welche er zur Begründung dafür abgab, dass er selbst mit einem „zackigen >Heil Hitler!<„ grüßte:

„In einem faschistischen, totalitären Regime wie diesem konnte man nie wissen, was in den Köpfen der anderen vorging. Auch deshalb war es unbedingt ratsam, solche Rituale nicht zu mißachten. Eine Nachlässigkeit in diesem Zusammenhang konnte das Bild trüben, das ich von mir abgeben wollte“ (ders. (2005), S. 95f.).²⁶⁴

Perel zeigt durch sein entsprechendes Verhalten bewusst und gewollt seine vollzogene Inklusion in die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“, seine tatsächliche Einstellung ist daraus nicht rückschließbar, in seinem besonderen Fall war sie gar den politischen Zielen des Regimes direkt entgegengesetzt, wenngleich die erzwungene ständige Selbstleugnung bei ihm eine beginnende Erosion seiner Identität verursacht hatte (vgl. ebd., S. 92).

²⁶⁴ Ein ähnlich strukturiertes Beispiel, in dem es allerdings nicht um den „deutschen Gruß“, sondern um das gezielte Tragen des „HJ-Hemdes“ ging, findet sich bei Degen, M. (2006), S. 150).

Diese Argumentation führt letztlich zu einer strukturellen Neubewertung der Propaganda innerhalb des NS-Herrschaftssystems und verdeutlicht erneut die Problematik, die Interaktionsmuster Verführung und Führung trennscharf zu differenzieren bzw. einzelne Politikbereiche einer der beiden zuzuordnen:

„Die NS-Propaganda wäre somit nicht in erster Linie als Illusionsfabrik oder großer Verführer zu sehen, sondern als ein – im Zusammenhang mit anderen Maßnahmen wirkendes – Instrument sozialer Kontrolle. Allerdings bleibt auf der >Senderseite< das methodische Problem, den relativen Anteil der Propaganda innerhalb der Gesamtpolitik des Regime, insbesondere gegenüber dem komplementären Faktor Terror, genauer zu bestimmen“ (Longerich, P. (1993), S. 313).

In diesem Sinne verstanden bestünde die Funktion der Propaganda im NS-System „primär darin, bestimmte Themen zu besetzen und den Diskurs dieser Themen in vorgegebene Bahnen zu lenken. Auf diese Art entsteht eine ganz spezifische Art von regulierter Öffentlichkeit:

„Von der Bevölkerung wird eine Verhaltensanpassung verlangt, also das jeweilige Thema nicht in anderer Weise, als von der Propaganda vorgesehen, öffentlich zu behandeln und durch bestimmte Gesten (Veranstaltungsbesuch, Spalier stehen, Spenden bei Sammlungen, Tragen von Abzeichen, etc.) sichtbar Zustimmung zu dokumentieren; Nichtbefolgung dieser Verhaltensregeln wurde geahndet. Solche Verhaltensanpassungen genügten, um wiederum in der Propaganda die begeisterte Zustimmung der Bevölkerung zu dokumentieren und dem Regime Legitimation zu verschaffen. In vielen Fällen sollte sich jedoch die Durchsetzung solcher Verhaltensanpassungen als ein schwieriger und mühsamer Prozeß erweisen, der durchaus auch scheitern konnte“ (ebd., S. 313f.).²⁶⁵

Einer Wirkungsanalyse nationalsozialistischer Propaganda, „die sich auf das objektiv feststellbare Verhalten der Bevölkerung konzentriert“, stünden jene „erwähnten Stimmungs- und Lageberichte... als bisher nur zum kleinen Teil erschlossene Quelle zur Verfügung. Die hier dokumentierte Skala von Verhaltensformen ist das primär interessierende Basismaterial, nicht die ebenfalls überlieferten Schlussfolgerungen, die die Mitarbeiter von SD und Gestapo aus solchen Verhaltensäußerungen im Hinblick auf die tatsächliche >Stimmung< zogen“ (ebd., S. 314).²⁶⁶ Vergleichbares gilt auch für die

²⁶⁵ Auch die repressiven Inklusionsbemühungen des NS-Regimes gaben zwar vor, die Überprüfung der „richtigen Gesinnung“ der „Volksgenossen“ zum Ausgangspunkt ihrer Agitationen zu nehmen, tatsächlich erfassten sie aber ausschließlich deren Handeln, von dem sie dann schlicht auf die dahinter liegenden Einstellungen schlossen. Dementsprechend waren es nicht falsche Überzeugungen, die zu einer konkreten Verfolgung durch den NS-Staatsterror führten, sondern individuelle Aktionen: „Ein falsches Wort oder eine unbedachte Geste konnte einen >Volksgenossen< schnell in einen >Gemeinschaftsfremden< verwandeln. Das war keineswegs die Regel, aber es war möglich“ (Wachsmann, N. (2006), S. 420).

²⁶⁶ Hier lag die eigentliche Bedeutung des „Sicherheitsdienstes des Reichsführers“, der in seiner praktischen Bedeutung für die (gewaltsame) nationalsozialistische Herrschaftssicherung historiographisch weit überschätzt wurde und „bereits früh auf das Feld der Meinungsforschung abgedrängt wurde“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 996), wogegen er „bei den staatspolizeilichen Ermittlungen nur eine marginale Rolle (spielte)“ (ebd.).

Berichte der Vertrauensmänner der Exil-SPD. So gesehen lässt sich konstatieren, „daß die auf die Sicherung bestehender Verhältnisse zielende Alltagspropaganda – im Verbund mit anderen Maßnahmen des Regimes gesehen – insgesamt erfolgreich verlief“, während „die Umsetzung der rassistischen und aggressiven Vorstellungen der NS-Ideologie, trotz massiver Propagierung, im Alltagsverhalten nur teilweise gelang und auch auf anderen Gebieten eine massive Verhaltensänderung der Bevölkerung trotz umfassender Propaganda und Strafandrohungen nicht durchgesetzt werden konnte“ (ebd., S. 312).

Im Folgenden geht es um jene Aspekte des Alltags unter der NS-Herrschaft, die nicht von Repression und Terror bestimmt waren, sondern die „Volksgenossen“ zur bereitwilligen Inklusion in die nationalsozialistisch geprägte „völkische Gemeinschaft“ bewegen sollten.²⁶⁷ Es darf bei der Analyse des Nationalsozialismus und seiner sozialisationstheoretischen Bedeutung nicht übersehen werden, dass der deutlich größere

²⁶⁷ Dass die kritisch differenzierende Darstellung auch jener von der NS-Regierung bewusst eingesetzten Verführungsmethoden nicht nur aus sozialisationstheoretischer, sondern auch aus einer ganz unmittelbar pädagogischen Perspektive notwendig erscheint, dies geht bereits aus einer Bemerkung einer 19-jährigen Schülerin zum Thema hervor: „Ja, ich weiß, es war eine schlimme Zeit. Der Krieg, nichts zum Fressen, die Bomben, die Juden. Wir hatten da einen Geschichtslehrer. Lange Haare, Bart, Norwegerpullover, entweder über der Latzhose oder darunter. Was hat der uns nicht alles vorgelabert. Stundenlang über die Juden, die Kommunisten, die Zigeuner, die Russen, alles Opfer, nichts als Opfer. Der tat immer so, als ob er verfolgt worden wäre. Als ob heute noch Nazis hinter ihm her wären. Aber was war er denn? Weder Jude noch Zigeuner, noch Russe. Höchstens Kommunist vielleicht. Ich hab ihm das alles nie abgenommen. Wer weiß, ob das alles so schlimm war. Einer aus der Klasse hat ihn mal gefragt: ‚Wo war denn das Tolle damals? Warum haben denn so viele Hurra und Heil gebrüllt? Warum waren die alle so begeistert? Da muß es doch noch etwas anderes gegeben haben?‘ Da schaute er blöd, der liebe Lehrer. Fing an, den Schüler als Neonazi zu beschimpfen, ob er denn keine Ahnung von den Opfern hätte usw. Aber wir anderen ließen nicht los. Endlich hat das einer mal ausgesprochen. Wir wollten wissen, was damals wirklich los war. Da hatte sich richtig was aufgestaut. Immer nur Verbrechen und Schandtaten und immer waren’s wir, die Deutschen“ (zitiert nach Sichrovsky, P. (1987), S. 41f.). Abgesehen davon, dass in diesem Beispiel sowohl die Argumentation des Lehrers, als auch jene der Schülerin problematisch erscheinen, wird doch offensichtlich, dass eine Darstellung der NS-Zeit, die sich ausschließlich auf deren „Schrecken“ bezieht, wenig geeignet erscheint, bei den nachkommenden Generationen eine vertiefte und vor allem kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu evozieren. Vielmehr müssten einerseits beide Aspekte in hermeneutischer Perspektive – wie waren sie damals für Zeitgenossen erlebbar – in ihrem gegenseitigen Wechselspiel zueinander verortet, sowie andererseits metaanalytisch in ihren übergeordneten NS-Herrschaftskontext eingeordnet werden. Nur so lassen sich die verführerischen Elemente des Nationalsozialismus hinreichend beschreiben ohne dabei Gefahr zu laufen, ihrer Verführungskraft erneut Vorschub zu leisten. Eine schlichte Tabuisierung des damals als positiv Erlebten fördert hingegen eher eine Verbreitung problematischer Einstellungen zur NS-Zeit. Ganz zweifelsohne gilt: „Man kann die Gefährlichkeit des Nationalsozialismus nicht dadurch bekämpfen, dass man das, was damals an ihm attraktiv war, einfach unterschlägt“ (Dörr, M. (1986), S. 49). Sowohl in der biographischen Retrospektive damals Heranwachsender, als auch in der Wahrnehmung durch heutige Jugendliche, die sich in und von der gegenwärtigen Gesellschaft nicht beachtet fühlen, führt eine solche Tabuisierung dazu, dass die NS-Herrschaft mitunter als vermeintlich segensreiche Alternative angesehen wird. Demgegenüber gilt es, die positiv erlebten Aspekte der NS-Zeit aufzugreifen und als subjektive Erfahrungen ernst zu nehmen, sie aber gleichzeitig mit den relativierenden Erkenntnissen der historischen und psychohistorischen Forschung (vgl. Marks, S. (2007a), S. 30ff.) zu konfrontieren: sprich, in einen differenzierten Diskurs einzusteigen, welcher einerseits nicht vorschnell tabuisiert und andererseits die Verzerrungen subjektiver Deutungsmuster aufbricht. In diesem Sinne sind die folgenden Ausführungen dieser Arbeit gestaltet

Teil der deutschen Bevölkerung zunächst (vgl. These 5) gar nicht selbst (als zuschauende Beobachter und aktive Teilnehmer jedoch sehr wohl) mit der gewaltsamen Seite des NS-Regimes in Kontakt kam. Die populistischen Inklusionsbestrebungen des NS-Regimes und ihre Voraussetzungen und Wahrnehmungen innerhalb der damaligen deutschen Gesellschaft sind Gegenstand der nun folgenden exemplarischen Ausführungen.

Bezogen auf die ästhetischen Elemente der NS-Erziehung, welche im Folgenden näher analysiert werden, hat Gisela Miller-Kipp einen Hinweis gegeben, welcher auch im hier angesprochenen Kontext weiterführend ist. Sie verweist zu Recht darauf, dass die nationalsozialistische Erziehung gerade nicht auf den Aufbau von Subjektivität und Mündigkeit, sondern „diese gerade verhindernd, auf die Dekonstruktion des Subjekts“ (dies. (1994), S. 142) abzielte. Hierzu seien „ästhetische... Formen und Mittel... der Gemüts- und Bewußtseinsbildung“ auch „im pädagogischen Raum“ (ebd., S. 140) zuverlässiger und effektiver gewesen, als „die vielbeschworene ideologische Indoktrination“ (ebd., S. 142). Allerdings seien, so ihr Befund aus dem Jahr 1994, „in der Erziehungsgeschichtsschreibung... mentalitätsgeschichtliche Ansätze, insbesondere für die Zeit des Dritten Reiches noch zu rezipieren“ (ebd., S. 141). Dieser Desideratsbefund gilt auch für den oben erwähnten Teilbereich der damaligen ästhetischen „Erziehung“, die intendierte Inklusionsförderung durch eine gezielte Inszenierung gemeinschaftlichen Singens. Die Erforschung möglicher generationeller Selbstverortungen mit Hilfe von Musik und einzelnen Liedern wurde bis heute meist lediglich als Randthema in Veröffentlichungen abgehandelt, die im erweiterten Kontext der boomenden Publikationslandschaft zu erinnerungskulturellen Themen angesiedelt waren (vgl. Reulecke, J.; Stambolis, B. (2007), S. 12). Nicht allein, aber spezifisch für die NS-Zeit und eine damalige Sozialisation lässt sich an dieser Forschungslage bemängeln:

„Das ist um so erstaunlicher, als das Singen zu den grundlegenden Gemeinschaftserfahrungen keineswegs nur der Jugendbewegung der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit gehörte. Zu Recht heißt es, das Dritte Reich sei >nicht nur erkämpft, sondern auch ersungen worden<... und >die Lieder (seien) die eigentlichen Verführer gewesen<„ (ebd., letzteres Zitat im Zitat stellt zugleich den Titel einer der wenigen vertiefenden Analysen zum Thema dar (vgl. Niessen, A. (1999)).

Ganz allgemein ist festzustellen, dass es bisher an fundierten Analysen zur Sozialisationsrelevanz der verschiedenen Einsatzformen von Musik im Kontext der ästhetischen NS-Erziehung weitgehend fehlt. Dies gilt insbesondere, wenn es darum geht, deren Belange nicht nur zu nennen oder knapp einzuführen, sondern eine differenzierte Konfrontation mit den neueren Erkenntnissen der Musikforschung zu erarbeiten

(vgl. hierzu die diesbezüglichen, allerdings kaum vertiefenden Ansätze bei Marks, S. (2007a), S. 70ff.). Im NS-Kontext wurde Musik direkt und indirekt auf vielfältige Weise zur Inklusionsförderung eingesetzt. Die Nationalsozialisten erkannten bereits früh, dass diese „auf fast alle Menschen einen überwältigenden Effekt aus(übt)“ (ebd., S. 71). Als schön erlebte Musik kann, so die Ergebnisse der neueren Hirnforschung, glücklich machen, indem die entsprechenden „Zentren im Gehirn aktiviert werden“ (ebd., S. 72). Zudem fördert sie nachweisbar die, vom NS-Regime und seinen Organisationen so gewünschte, Gemeinschaftsbildung:

„Musik (erhöht) die Produktion des Hormons Oxytocin, das soziale Bindungen fördert. Daher wirkt Musik als sozialer Kitt... Diesen Effekt haben Nationalhymnen, Kriegsgesänge, arbeitsbegleitende Lieder oder auch die Musik bei geselligen Anlässen. Sie verringern Ängste und Spannungen und erhöhen die Solidarität... Daher werden durch gemeinsames Hören von Musik, mehr noch durch gemeinsames Singen und Tanzen, Individuen zu Gemeinschaften zusammengeschweißt“ (ebd.).

Beide Potenziale der Musik (besonders des Singens), nämlich die Reduzierung hemmender Gefühle wie Angst und starker Anspannung, sowie die Förderung der Gemeinschaftsbildung wurden von den „Erziehern“ des NS-Regimes massiv und gezielt zur Formationserziehung genutzt.

Das oben ausgeführte Exempel des Einsatzes von Musik in der ästhetischen Erziehung und damit im Kontext der Agitationen zur Inklusionsverführung durch die nationalsozialistische Führung verdeutlicht bereits, dass die Erforschung der Strategien und Wirkungen der letzteren noch immer ganz grundsätzliche Desiderate aufweist. Miller-Kipp weist diesbezüglich darauf hin, dass zur Wirkungsgeschichte der ästhetischen Inszenierungen des NS-Regimes aus der autobiographischen Literatur allgemein „eine Menge direkter und indirekter Hinweise auf die – individuelle – Mentalitätsbildung“ erhältlich seien, „an denen sich gerade die kleinen Schritte zu den ‚großen Täuschungen‘ (Sternheim-Peters 1987) ablesen und auch verstehen“ (Miller-Kipp, G. (1994), S. 141) ließen. Eine bloß auf politische Indoktrination abstellende Verführungsthese, so resümiert Miller-Kipp zutreffend, könne derartige Prozesse nicht erfassen.

An diese einführenden Bemerkungen fügt Miller-Kipp eine ursächliche Erklärung für die beschränkte Wirkungskraft der reinen Indoktrination an, welche gleichermaßen für den Kontext der ästhetischen Erziehungsmittel der NS-Formierungsagitationen, wie auch für die hier diskutierte inhaltliche Vagheit der NS-Ideologie erhellend erscheint. Sie stellt fest, der ideologischen Indoktrination fehle ein wesentlicher Bestandteil, um für sich genommen eine nachhaltig wirksame Bewusstseins(um)bildung in Stand setzen zu können: „Sie erfüllt keine realen psychischen Bedürfnisse“ (ebd., S. 142).

Demgegenüber lassen sich die, zur subjektiven Interpretation Raum bietenden, ästhetischen Inszenierungen „als das wirkungsvollste Täuschungsmänöver des Nationalsozialismus“ (Miller-Kipp, G. (2006), S. 221) bezeichnen, welches ein enormes Inklusionspotetial auf die „Volksgemeinschaft“ und hierunter nicht zuletzt ihre jungen Mitglieder entfaltete.

Die schlichte Frage, „Warum wurde man Nazi?“ (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 51ff.), lässt sich demnach nur beantworten, wenn man gleichermaßen die Besonderheiten von Sender (NS-Propaganda) und Empfänger („Volksgemeinschaft“) berücksichtigt. Das diesbezügliche Fazit, welches Gudrun Brockhaus bezüglich der Rezeption der NS-Ideologie durch ihre Adressaten zieht und durch die Aussage einer Zeitzeugin verdeutlicht, ist sicherlich zutreffend:

„Der unterschiedliche Umgangsstil mit der NS-Ideologie (orientierte) (sich) vor allem an persönlichen Bedürfnissen...: Man griff heraus, was am besten in das persönliche Bezugssystem paßte. Man zimmerte sich sein eigenes Parteiprogramm und erklärte es eigenmächtig zu dem relevanten. Doris K.: >Ich habe mich – und ich kenne andere, denen das auch so gegangen ist – in etwas reingesteigert, was es gar nicht gab, und habe das mit diesem Führer und dieser Idee von Deutschland identifiziert.<“ (ebd., S. 52, die zitierte Stelle stammt aus Steinbach, L. (1995), S. 101). Wenngleich es jene elementaren Grundorientierungen der NS-Ideologie, den Antisemitismus, den Rassismus, einen extremen Nationalismus und den Willen, neuen Lebensraum im Osten zu erobern (vgl. These 1) gab, so boten deren Ausformulierungen, Begründungen und Vermittlungen durch die NS-Propaganda sowie auch die Äußerungen des Regimes zu seinen sozialen Werthaltungen genügend Raum für unterschiedliche Interpretationen und inhaltliche Selektionen durch die Rezipienten. Exemplarisch verdeutlichen lässt sich dies auch am Beispiel der damals siebzehnjährigen Melitta Maschmann, die später zur ranghohen „BDM-Führerin“ aufsteigen sollte. Ihr autobiographischer Bericht führt vor Augen, wie sehr die Vagheit der nationalsozialistischen Ideologie gerade Heranwachsenden, die in besonderem Maße nach Lebenssinn suchten und altersbedingt für die Pathetik der NS-Propaganda empfänglich waren, zur Projektionsfläche ihrer Bedürfnisse gereichen konnte. Melitta Maschmann verfiel, nachdem ihre erste Liebe gescheitert war, in pubertäre Depressionen: Es „kam die Zeit der Schwermut und Einsamkeit, in der nichts mehr zählte“ (dies. (1980), S. 22). Schließlich gerät ihr ein vertieftes Engagement im NS-System zum subjektiv wahrgenommenen Ausweg aus ihrem „jugendlichen Weltschmerz“ (ebd., S. 23):

„Nachträglich scheint es mir, ich hätte mich aus dieser ersten Krise auf einen Weg gerettet, den erwachsene Menschen häufig einschlagen: ich flüchtete mich in einen Arbeitsfanatismus, der mich zehn Jahre lang – bis zum Ende des >Dritten Reiches< – nicht mehr aus seinem Bann entließ. Dabei hatte ich das Gefühl, eine Art Lebensversicherung abgeschlossen zu haben. Der unglückli-

che Verlauf meiner ersten Liebe hatte mich in eine ausweglos scheinende Verzweiflung gestürzt. Jetzt empfand ich: Du bist gerettet. Künftig kann es nie wieder eine solche Krise für dich geben, denn dein Leben hat jetzt einen Sinn, der unabhängig von dir selbst ist. Es ist nicht wichtig, daß du glücklich bist, aber es ist wichtig, daß du für Deutschland arbeitest“ (ebd., S. 23).

Freilich war dieser wahrgenommene „Sinn“ alles andere als unabhängig von ihr selbst. Er entsprach ihrer höchst eigenen subjektiven Interpretation der NS-Ideologie, genauer den aus ihr abgeleiteten und propagandistisch verkündeten Verhaltensaufforderungen an die deutschen „Volksgenossen“. Im persönlichen Engagement in der „HJ“ fand sie die Möglichkeit, sich stetiger Aktivität hinzugeben und sich dabei als selbstlos handelnd wahrzunehmen. Beides bot ihr die Chance, ihrem Liebeskummer zu entfliehen, sowie ihr eigenes Selbstwertgefühl zu steigern.

In ihrer, für den Bereich der historischen Bildungsforschung Pionierstatus einnehmenden, Studie zur „Erziehungswirkung“ inszenierter formativer Ästhetik im Nationalsozialismus gingen Ulrich Herrmann und Ulrich Nassen noch von einem reibungslosen Wirkungserfolg der diesbezüglichen Agitationen des Regimes aus:

„Offensichtlich war diese nationalsozialistische Strategie... eine *formative Praxis* im eigentlichen Sinne von *Praxis*: die Befolgung der Regeln von psychologischer *Kausalität*, die *Intention* und *Wirkung* nicht nur zur Deckung brachte, sondern als Schaffung von *mentalitärer Disposition* auch *langfristig* auf Dauer stellte“ (dies. (1994b), S. 9).

Demgegenüber scheinen mir die, unter Verweis auf die Erkenntnisse der Kommunikationspsychologie vorgebrachten, Einwände Wilfried Breyvogels nicht nur nachvollziehbar, sondern notwendige Differenzierungsforderungen zu sein (vgl. ders. (2008), S. 33f.):

„Gibt es wirklich diese psychologische Kausalität von Intention und Wirkung? Wäre diese nicht erst materialiter auf der Seite des Subjekts, in seinen Empfindungen und Äußerungen, empirisch zu belegen?“ (ebd., S. 33)

Dies zu tun, und somit vereinfachten Wirkungsannahmen differenzierte Vermittlungsanalysen gegenüberzustellen, die gleichzeitig das Formationsinteresse der nationalsozialistischen Führung und die subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung dieser Bemühungen durch ihre Adressaten einbeziehen, ist das Anliegen der vorliegenden Strukturthesen. Für den vorliegenden Kontext bedeutet dies konkret, dass die folgenden Ausführungen bestrebt sind, beide Seiten des propagandistischen Kommunikationsprozesses darzustellen, um die subjektiv interpretierende Aufnahme des NS-Senderangebotes durch die „Volksgenossen“ adäquat darzustellen. In den verschiedenen Wahlkämpfen vor und während 1933 hatten die Nationalsozialisten praktisch

„jedem alles“²⁶⁸ und damit konkret „niemandem etwas“ versprochen (Schoenbaum, D. (1999), S. 67). Ein ähnliches Potential hatte, wie gesagt, ihre Ideologie und ihr politisches Programm. Dass es hierbei immer wieder zu Versprechen und Forderungen gegenüber den „Volksgenossen“ kam, welche sich prinzipiell widersprachen und gegenseitig ausschlossen, darf jedoch nicht einfach als Verlogenheit der NS-Propaganda verstanden werden, die lediglich von ihren Adressaten unbemerkt geblieben wäre und ansonsten zu ihrer Ablehnung geführt hätte. Vielmehr barg nicht nur die inhaltliche Vagheit, sondern gerade auch diese antagonistische Heterogenität der nationalsozialistischen Weltanschauung ein nicht zu unterschätzendes, eigenständiges Anziehungspotential. Verstärkte sie doch den Eindruck, Hitler und sein Regime wären in der Lage, lange ersehnte, sich jedoch eigentlich gegenseitig ausschließende, Bedürfnisbefriedigungen (Ordnungsliebe und Rebellionswünsche, Harmoniesucht und Gewaltbereitschaft, die Attraktion des emotionalen Schauers und der Wunsch nach kleinbürgerlicher Idylle etc.) zu ermöglichen (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 44). Der Nationalsozialismus „gab der Illusion Raum, man müsse sich nicht für einen Lebensentwurf und dessen Begrenzungen entscheiden“ (ebd.).

Nach erfolgreicher Machtübernahme galt es nunmehr, dem deutschen Volk die eigene Politik als notwendig, erfolgreich und effektiv (im Sinne eines umfassenden Aufschwungs) glaub- und schmackhaft zu machen.

Vorrangiges Instrument der hierzu eingesetzten Manipulation war die nationalsozialistische Propaganda (vgl. Schmeer, K.-H. (1956)). Diese hatte die „NSDAP“ bereits während der Wahlkämpfe vor der eigenen Machtübernahme exzessiv eingesetzt²⁶⁹, sie wurde danach weiter verbreitet. Ermöglicht wurde dies durch eine unmittelbar einsetzende „Gleichschaltung“ verschiedener Bereiche der öffentlichen Kommunikation. Das wohl bedeutendste Datum in diesem Zusammenhang ist der 13. März 1933, an dem die Etablierung eines „Reichministeriums für Volksaufklärung und Propaganda“ beschlossen wurde, dessen Leiter Joseph Goebbels gleichzeitig das Amt des „Reichspropagandaleiters der NSDAP“ innehatte.²⁷⁰ Ausgehend von dieser Zusam-

²⁶⁸ Wirsching fasst diesbezüglich treffend zusammen: „Die NSDAP versprach in ihrer Propaganda allen alles – den Beamten sollte es besser gehen, den Angestellten, den Arbeitern, den Bauern sowieso. Das verband sich 1932 für ein reichliches Drittel der Wahlbürger zu einer attraktiven Melange“ (ders. im Spiegel-Interview, abgedruckt in Heft 3 vom 14.1.2008, S. 45).

²⁶⁹ So ließ im Reichstagswahlkampf im Juli 1932 allein die Hamburger „NSDAP“ über 77.000 Plakate kleben (vgl. Wildt, M. (2008), S. 49). Auch die Plakate der Partei waren mit vielsagenden Motos und Motiven versehen. Die Wahlkämpfe 1928 und 1930 waren hierbei von gewalttätigen Parolen, wie „>Zerschmettert den Weltfeind<“, sowie einer entsprechend martialischen Bildgebung geprägt (vgl. ebd.). Danach wurden zusehends breit gestreute Zukunftsversprechen, wie „>Arbeit und Brot<“, zum Schwerpunkt der NS-Propaganda (vgl. ebd.).

²⁷⁰ Zu Personal und Intention der nationalsozialistischen Kulturpolitik vgl. die Studie von Reichel, P. (1994), S. 79ff.

menführung staatlicher und parteieigener Informationskompetenz gingen die Nationalsozialisten unter Federführung des geschickten Manipulators Goebbels daran, sich ein alleiniges Monopol für die Auswahl und Vermittlung von Informationen an die Bevölkerung zu sichern.²⁷¹ Dies galt insbesondere für die zur politischen Agitation so unverzichtbaren Medien Presse (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 84ff.) und Rundfunk (vgl. ebd., S. 129ff.). Der ersteren untergliedert war die, bisher von der Forschung zu wenig beachtete (vgl. Schruttke, T. (1997), S. 7), aber aus sozialisationstheoretischer Perspektive bedeutsame Jugendpresse des Nationalsozialismus. Deren quantitativ durchaus bemerkenswertes Angebot (vgl. ebd., S. 26ff.) von insgesamt 68 Titeln, die für die Jahre 1924 bis 1944 ermittelt werden konnten (vgl. ebd., S. 126), wurde, bis auf wenige Ausnahmen (vgl. ebd., S. 88ff.), von einem eigenständigen Amt für Presse und Propaganda in der „Reichsjugendführung“ organisiert und kontrolliert.

Die Jugendpresse unterlag einem vergleichbaren Gleichschaltungsprozess wie die deutsche Presse insgesamt (vgl. ebd.). Produziert wurde schließlich für die „Hitlerjugend“ und ihre Gliederungen bis hin zu Zeitschriften für taube und blinde Mitglieder (vgl. ebd., S. 127). Neben der gezielten Ausschaltung alternativer Angebote (vgl. ebd., S. 126f.), sollte die NS-Jugendpresse vor allem durch ihre Inhalte ihren Teil zur Formationserziehung der Jugend beitragen. Die Publikationen waren „vollständig den weltanschaulichen Maximen des Nationalsozialismus untergeordnet... Alle politischen, lehrreichen oder unterhaltsamen Beiträge vermitteln direkt oder indirekt ideologische Inhalte“ (ebd., S. 127). Die konkrete Auswahl bestimmter Themen erfolgte auch hier aus herrschaftspragmatischen Überlegungen heraus (vgl. ebd., S. 127f.). Die Wirkung, welche die derartigen Erzeugnisse bei der damaligen Jugend hervorriefen, lässt sich heute nicht mehr eindeutig ermitteln (vgl. ebd., S. 127). Wichtig für eine zutreffende Einschätzung der diesbezüglichen Prägungsversuche durch das NS-Regime ist es jedoch, zu berücksichtigen, dass auch die nationalsozialistische Ju-

²⁷¹ Die Organisationsstruktur der institutionellen Propagandalenkung im NS-Staat kann hier nicht detailliert dargestellt werden (vgl. hierzu ausführlich das Standardwerk von Abel, K.-D. (1990)). Es lässt sich jedoch skizzieren, dass der Apparat der Presselenkung in seiner Struktur und Funktionsweise durchaus vergleichbar war mit dem „Führerstaat“ insgesamt. Monopolisierenden und zentralisierenden Bestrebungen des NS-Regimes, mit dem Ziel einer umfassenden Kontrolle der deutschen Presse und anderer Multiplikatoren der öffentlichen Meinung, stand auch hier der Ausbau polykratischer Strukturen gegenüber, welche durch Aufgabenüberschneidungen und Kompetenzstreitigkeiten zu einem mitunter kontraproduktiven „Lenkungswirrwarr“ (Karl-Dietrich Abel) innerhalb des NS-Propagandasystems führten. Letztlich wurde die entscheidende Kontrolle über „alle kulturellen Gebiete“ (ebd., S. 15f.; vgl. auch ebd., S. 26 und 68) durch die zentrale Figur der NS-Propaganda, Joseph Goebbels ausgeübt. Mit Goebbels ist die zentrale Machtinstanz der nationalsozialistischen Propaganda benannt. Ganz wie für den NS-Staat insgesamt gilt allerdings, angesichts der Tatsache, „dass hinter den publizistischen Kulissen ein unaufhörlicher Kampf um Einfluss tobte“, die Einschätzung, dass „das von den Nationalsozialisten selbst erfundene Wort der ‚Gleichschaltung‘ völlig an der Realität vorbei (führt)“ (Zimmermann, C. (2007), S. 90).

gendliteratur keineswegs stets mit allzu offensichtlichen ideologischen Indoktrinationsversuchen angefüllt war. Vielmehr sollte hier, wie in den anderen Propaganda- und somit gleichsam Erziehungsmedien des NS-Staates, die Herausbildung einer nationalsozialistischen Gesinnung gerade auch über die Vermittlung politisch unauffälliger, aber emotionaler und bezüglich des proklamierten Habitus ungemein suggestiver Inhalte befördert werden. Ein Beispiel für diese Strategie findet sich in einem autobiographischen Bericht Dieter Hildebrandts:

„Natürlich suchte ich auch immer Bücher über Fußball. Aber da gab es nichts. (...) Und dann sah ich das Buch: >Die große Mannschaft< von Erich Wildberger. Das Buch habe ich gefressen. Da ging es um eine Fußballmannschaft, die alle besiegte. Und eines Tages, als die Olympischen Spiele bevorstanden, sollten sich die einzelnen Spieler entscheiden, ob sie weiter Fußball spielen wollen oder bei den Spielen teilnehmen, denn jeder von ihnen war auch ein potentieller Goldmedaillengewinner über 100 Meter, 400 Meter und 800 Meter. Sie entschieden sich für Deutschland und die Olympischen Spiele, und die Mannschaft zerfiel. Irgendwo habe ich gemerkt, daß ich hier verkohlt werde. Ich habe zum ersten Mal gemerkt, daß ich manipuliert werde, wobei ich das Wort manipuliert damals noch nicht kannte“ (ders. (2008), S. 37).

Was Hildebrandt hier schildert, verdeutlicht exemplarisch zweierlei: zum einen die Erkenntnis, dass die damaligen Indoktrinationsbemühungen keineswegs in solcher Deutlichkeit nationalsozialistische Ideologie transportierten wie etwa *Mein Kampf* dies getan hatte; zum anderen, den hierbei unternommenen und nicht selten erfolgreich verlaufenden Versuch, die Heranwachsenden dort abzuholen, wo sie historisch (Generationenkonflikt etc.) und altersbedingt (Bedürfnis nach Anerkennung, nach Stoff für eigene Stärke-, Überlegenheits- und Abenteuerphantasien, nach der Gemeinschaft Gleichaltriger sowie allgemein nach jugend- und geschlechtsspezifischen Themen (oben der Fußballsport)) standen. Letztere Strategie entfaltete eine deutlich höhere Inklusionskraft, als es eine einseitig ideologische Indoktrination gekonnt hätte. Die enthaltenen Elemente nationalsozialistischer Ideologie konnten in den Exponaten der NS-Jugendpresse durchaus als solche unerkant bleiben,²⁷² dadurch aber nur umso wirksamer werden.

Zur bisherigen Erforschung der NS-Jugendliteratur bzw. zum Versuch einer nationalsozialistischen Indoktrination von Kindern und Jugendlichen über Literatur ist zu sagen, dass diese bisher kaum analytisch erfasst wurde (vgl. Wilcke, G. (2005), S. 13ff.). Hier leistet die kürzlich erschienene Publikation von Gudrun Wilcke wichtige Pionier-

²⁷² Gudrun Brockhaus berichtet dementsprechend, wie sie Jahrzehnte nach dem Untergang des Nationalsozialismus „die unangenehme Entdeckung“ machen musste „daß ein Lieblingsroman meiner Pubertätstage, in dem ich mein eigenes Idealbild des Mädchens beschrieben fand, ein von der ersten bis zur letzten Zeile von NS-Ideologie durchtränktes Machwerk ist (*Das Mädchen Peter und der Fremde* von Auguste Supper 1936)“ (dies. (1997), S. 165).

arbeit (vgl. ebd., S. 31ff. zur NS-Indoktrination über Literatur, S. 47ff. zur NS-Jugendliteratur). Ihre Studie bestätigt einerseits die obigen Annahmen und liefert andererseits Hinweise dafür, dass die diesbezüglichen Vermittlungsprozesse m.E. ähnliche Strukturen aufwiesen, wie sie in dieser Arbeit an verschiedenen Stellen für das damalige Singen ideologischer Liedtexte ausgemacht werden.²⁷³

²⁷³ Auch für die NS-Inklusionsmethode des Singens gilt, dass er bisher wissenschaftlich kaum „ausgeleuchtet ist“ (Wilcke, G. (2005), S. 15). Die „NS-Liedertexte: ihre Struktur, ihre Symbiose mit der Melodie, ihre Aussagen, ihre angestrebte Wirkung auf die Sänger und deren Zuhörer usw. Außer einigen Aufsätzen... wurde nach dem Ende der Hitlerdiktatur nicht viel Wesentliches zu diesem Thema veröffentlicht“ (ebd., S. 15f., Literaturangaben zu den Aufsätzen finden sich ebd.). In nahezu jeder Publikation zur NS-Sozialisation findet sich der Hinweis auf das Singen ideologischer Liedtexte. Der damit entstandene Eindruck, es handle sich hierbei um ein gut erforschtes Feld der NS-Erziehung entspricht jedoch nicht der Realität. Weiterführende Überlegungen zum Thema finden sich in ebd., S. 111ff. sowie bei Reulecke, J.; Stambolis, B. (2007), vgl. hier insbesondere den lesenswerten Beitrag von Mogge, W. (2007), in welchem dieser die Geschichte des Liedes „Und heute gehört uns Deutschland“ nachvollzieht, welches in den NS-Jugendorganisationen vielfach gesungen wurde und dessen vermeintlich zutreffender Wortlaut vor allem unter Zeitzeugen bis heute kontrovers diskutiert wird. Gestritten wird hierbei primär um eine einzige Textstelle, um die Frage, ob es in der oben zitierten Passage tatsächlich „gehört“ oder „da hört“ geheißen habe und welche der beiden Optionen damals im NS-Erziehungswesen gesungen worden sei. Je nach aktueller Interessenslage wurden in den NS-Organisationen beide Versionen des Liedtextes gesungen (vgl. ebd., S. 181f.) und schlossen sich keineswegs gegenseitig aus. Ihr Urheber machte im „Dritten Reich“ Karriere und passte sein Lied von sich aus den jeweiligen Anforderungen an. Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist hingegen das Wirkungspotential von Interesse, welches Mogge für dieses Lied und seine Verwendung im NS-Erziehungskontext beschreibt. Seine diesbezüglichen Überlegungen ließen sich auf andere damals gesungene Lieder übertragen. Sie verdeutlichen die weitreichende Inklusionsförderung, wie sie aus der aktiven Teilhabe an solchen ästhetischen Inszenierungen resultieren konnte: „Symbole und Mythen statt rationaler Sprache, Gefühlsappell und Gemeinschaftspathos statt intellektueller Ansprüche qualifizieren >Es zittern die morschen Knochen< als >Kampflied< des Nationalsozialismus. Die inhaltliche Unbestimmtheit ließ sich mit den Mythen von Aufbruch und Kampf füllen. Die Differenzierung, ob und wann es >heute gehört< oder >heute da hört uns Deutschland< hieß, erweist sich als nebensächlich. Der Text, gesteigert durch eingängige Melodie und suggestiven Marschrhythmus, bietet so oder so in den einzelnen Formulierungen und im gesamten Inhalt verbal und mental ein großes Potential an Gewalt- und Zerstörungsbereitschaft“ (ebd.). Das Singen war auf besondere Weise als Inklusionsmethode für das NS-Regime geeignet, da es, neben seinem schon durch Gemeinschaftserfahrung und Melodie gegebenen Überwältigungspotential, eine ganz spezifische Eignung zur individuellen oder generationellen subjektiven Auslegung und somit zur Bedürfnisprojektion aufwies: „Lieder und ihre Texte verfügen... >über Leerstellen, an denen der Leser (Hörer) eigene Deutungen einbringen kann<... Bekanntlich gibt >es keinen Text an sich..., sondern nur einen Text, der von ganz bestimmten Lesern (Sängern) mit einem ganz bestimmten Erwartungshorizont verwendet wird. Der Text ist nur eine Partitur, die, solange sie nicht von einem Orchester (das ist der Leser/ Sänger) aufgeführt wird, stumm bleibt.<“ (Reulecke, J.; Stambolis, B. (2007), S. 14f.). Passten angebotenes Liedgut, Kontextbedingungen des Singens, sowie die Dispositionen der Singenden zusammen, so konnten sich tiefgreifende emotionale Verinnerlichungen ergeben, die auch nach 1945 nicht verschwanden und durch rationale Aufklärung nur sehr bedingt revidierbar sind. Tomi Ungerer, geboren 1931 in Straßburg, erinnert sich beispielsweise daran, wie im deutsch besetzten Elsass der Unterricht nach jeder Pause mit einem Lied begonnen habe. Noch in einer Rundfunkproduktion von 2001 beginnt er fast singend, die Zeile „>Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit<“ zu zitieren. Bezüglich des Singens dieser Lieder während seiner Jugend kommentiert er: „>Also davon bin ich total eingepreßt worden.<“ (zitiert nach ebd., S. 22). Prägungswirksamkeit und -nachhaltigkeit solcher ästhetischen Vermittlungsversuche lässt sich auch bei anderen, damals heranwachsenden Zeitzeugen erwarten, wenngleich sie wenigen so bewusst sein dürften wie Ungerer. Allein aus dem Rezeptionsangebot der NS-Propaganda darf jedoch, wie bereits angedeutet, nicht einfach direkt auf dessen Effekte geschlossen werden. Wie für viele andere Bereiche einer Sozialisation während der NS-Zeit gilt auch für die Aufnahme des gesungenen Liedgutes durch den Einzelnen oder bestimmte Gruppen, dass der „>subjektive Faktor<“ (ebd.,

Gegenüber derartigen Vermittlungsversuchen durch Angebote zum aktiven Lesen oder Singen, erhielt der Rundfunk vor allem bei der Verbreitung der Reden Hitlers und Goebbels weitreichende Bedeutung (vgl. Reichel, P. (1994), S. 159ff.).²⁷⁴

Radiosendungen und besonders die Reden Hitlers wurden zumeist gemeinschaftlich gehört (in der Familie, „im Betrieb oder in der KdF-organisierten Freizeit“ (Reichel, P. (1994), S. 160) etc.), wodurch sich Informationen und Emotionen schneller verbreiten, Reaktionen schneller hochschaukeln konnten als bei der Zeitungslektüre einer Einzelperson. In diesem Bewusstsein wurde die Ausbreitung des Rundfunks, den Goebbels „im Rahmen einer ganz neuartigen Menschenführung“ als „eines der modernsten und wichtigsten Mittel“ (zitiert nach Zimmermann, C. (2007), S. 129) erachtete, von den Nationalsozialisten enorm gefördert.

Die Zahl der Rundfunkhörer in nahezu allen Gesellschaftsschichten stieg infolgedessen dramatisch an. Waren bei Hitlers Machtübernahme noch 4,5 Millionen (von möglichen 20 Millionen) Haushalte im Besitz eines Rundfunkempfängers, so war dies 1938 bereits über die Hälfte²⁷⁵ (vgl. Wildt, M. (2008), S. 106) und im Jahre 1942 schon 16 Millionen (bei nunmehr 23 Millionen möglichen Haushaltungen). Die Zahl der Rundfunkhörer hatte sich also fast vervierfacht (vgl. Grunberger, R. (1972), S. 417). „Das bedeutete mit anderen Worten: 70 Prozent aller Deutschen, und in den Städten sogar 80 Prozent, empfangen Rundfunkprogramme. Der Rundfunk war damit zu einer allumfassenden Form der Massenkommunikation geworden“ (ebd.).

Auch in andere kulturelle Belange griff die „NSDAP“ mit ihren Funktionalisierungsansprüchen ein: In Film, Literatur, Theater, Musik, Kunst (vgl. Reichel, P. (1994), S. 356ff. sowie Dengel, S. (2005), S. 395ff.) und nicht zuletzt der Architektur (vgl. Reichel, P. (1994), S. 273ff. sowie Dengel, S. (2005), S. 240ff.) wurde die ästhetische Umsetzung nationalsozialistischer Ideale und geradezu die „Ausmerze“ so genannter

S. 22) bislang weitgehend unterschätzt und nicht hinreichend in die entsprechenden Analysen einbezogen wurde (vgl. ebd., S. 23).

²⁷⁴ Welch hohen Stellenwert Goebbels und die nationalsozialistische Führungsriege der medialen Propaganda zur Durchsetzung politischer Interessen zuschrieb, lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen, über welches Albert Speer in seinen „Erinnerungen“ (ders. (1969), S. 398) berichtet. Als der Putschversuch gegen Hitler vom 20. Juli 1944 endgültig gescheitert war, schreibt Speer, Goebbels habe ihm gegenüber seine Verwunderung über das Vorgehen der Putschisten geäußert: „Wenn die nicht so ungeschickt gewesen wären. Sie haben eine große Chance gehabt. Welche Trümpfe! Welche Kinderei! Wenn ich denke, wie ich das gemacht hätte! Warum haben sie nicht das Funkhaus besetzt und die tollsten Lügen verbreitet. (...) Was für Anfänger!“ (Goebbels, zitiert nach ebd.).

²⁷⁵ Im Vergleich mit 68 Prozent in England und 84 Prozent in den USA war dies jedoch noch kein Spitzenwert (vgl. Wildt, M. (2008), S. 106).

„undeutscher“ Einflüsse, in mehr oder minder starkem Ausmaße, gefordert und wo nötig erzwungen (vgl. Fix, E. (1993), S. 181ff.).²⁷⁶

Auch, wenn eine „bemerkenswerte Kontinuität im kulturellen Bereich“ über die oft angeführte angebliche „Zäsur“ des Jahres 1933 hinaus erkennbar ist und es in den verschiedenen Bereichen kaum einmal zum „völligen Bruch“ gekommen ist (vgl. Reichel, P. (1994), S. 321), so gilt auch hier, dass die Besonderheit der NS-Herrschaft in der Instrumentalisierung teilweise bereits lange vorher entstandener Traditionen liegt, bei welcher Erwünschtes überspitzt, glorifiziert und gefordert wurde²⁷⁷, Unerwünschtes hingegen überspitzt dargestellt, diffamiert und „ausgemerzt“. Die ästhetischen Inszenierungen der NS-Herrschaft hatten für das Regime den primären Zweck der Systemlegitimierung (vgl. Dengel, S. (2005), S. 233):

„In Ermangelung effektiver politischer Konzeptionen präsentiert das Regime ästhetisch-visuelle und tentative >Lösungen<, d.h. Rezepte der Integration und Sinnstiftung... (...) Der Nationalsozialismus verspricht die Revolution der sozialen und ökonomischen Verhältnisse und beschränkt sich auf deren ideologische und symbolische Vorspielung“ (ebd.).

Die nationalsozialistische Symbolpolitik erfährt hierbei ihre neue Qualität durch die „Tatsache, daß das Ästhetische zum Legitimationswert überhaupt aufrückt, um das zu rechtfertigen, was durch einen vernünftigen Diskurs überhaupt nicht mehr zu rechtfertigen wäre“ (Ogan, B. (1992), S. 18). Dies entspricht jedoch exakt den Intentionen, welche das NS-Regime mit seiner massiv expandierenden Symbolpolitik verband. Je für sich und in ihrer Gesamtheit sollten diese Symbole die damals zeitgenössischen, aber auch die kommenden Generationen von „Volksgenossen“ zur bereitwilligen Inklusion in ein nationalsozialistisches System „erziehen“.²⁷⁸

Aus dieser Intention ergab sich die einende Funktion aller inszenierten Symbolik im NS-System:

²⁷⁶ Auf die Entwicklungen innerhalb der einzelnen Kulturbereiche kann hier nicht dezidiert eingegangen werden. Hierzu sei verwiesen auf die vielfältigen diesbezüglichen Literaturhinweise bei Benz, W. et al. (2001), S. 165f., 171, 180, 186, Fix, E. (1993), S. 200f. sowie Reichel, P. (1994), S. 434ff.

²⁷⁷ Mosse merkt diesbezüglich an: „Was sich zwischen 1933 und 1939 [dem Zeitraum, auf den er seinen Fokus richtet; der Autor] entwickelte, war der Grad der Beeinflussung, nicht die Art der Kultur, die propagiert wurde“ (Mosse, G.L. (1979), S. 3).

²⁷⁸ Die Bereiche der „Erziehung“ und der ästhetischen Inszenierungen waren im NS-System weitreichend miteinander verwoben und sind als Kategorien der intendierten Prägung der „Volksgemeinschaft“ durch das Regime kaum stringent voneinander zu trennen. Je nachdem, welche Perspektive man einnimmt, wird das eine zum Element des anderen. Geht man vom erweiterten Erziehungsbegriff der Nationalsozialisten aus, so werden die ästhetischen Inszenierungen zu dessen Teilelement. Andererseits kann, wenn man die allgegenwärtige ästhetische Aufladung der NS-Erziehung („Ihre Praxis bedurfte beständig der Inszenierung, des Arrangements und des Dekors“ (Miller-Kipp, G. (1994), S. 142)) zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt, diese zutreffend auch „per se als Bestandteil der ästhetischen Inszenierung nationalsozialistischer Herrschaft angesehen werden“ (ebd.). In beiden Fällen bleiben die Erziehungssagitationen des NS-Regimes insgesamt ein intendiertes Mittel zur Führung und Verführung der „Volksgenossen“.

„Dem Nationalsozialismus lag bei aller Vielfalt von Bildern und Imaginationen ein stereotyper Kanon von immer wiederkehrenden Themen und Bildtypen zugrunde, der das kollektive Gedächtnis prägen und eine Vorstellung von >Volk und Führer< schaffen sollte“ (Frietsch, E. (2009), S. 200).

Mir erscheint es an dieser Stelle allerdings wichtig darauf zu verweisen, dass sich die mit erzieherischer Intention vom NS-Regime inszenierten ästhetischen Erlebnisangebote keineswegs nur auf die vielfach angesprochenen Momente rauschhafter Überwältigung beschränkten. Daneben inszenierte man gezielt eine symbolische Dauerberieselung, deren angestrebte Ergebnisse man als nachhaltige Rauschhaftigkeit der Rezipienten bezeichnen könnte. Erreicht werden sollte damit weniger die aktive Inklusion der „Volksgenossen“, als vielmehr deren, vor allem geistige, Passivität: die Unterbindung des kritischen Nachdenkens über die Zumutungen der NS-Herrschaft und insbesondere die Belastungen des Krieges, welches, so die Befürchtung der Regimeführung, eine eigenständige Exklusion befördern könnte. In diesem Sinne wurden die oben genannten Medien²⁷⁹ massiv eingesetzt, um „den Kriegsalltag streckenweise außer Kraft“ (Echterkamp, J. (2004), S. 12) zu setzen. Zu diesem Zweck wurden auch während des Zweiten Weltkrieges über 1000 „Gottbegnadete“ aus den verschiedenen künstlerischen Bereichen vom Kriegseinsatz freigestellt und unter der organisatorischen und inhaltlichen Führung Goebbels für die propagandistischen Anliegen (von Überzeugung und Ablenkung der „Volksgenossen“) dienstverpflichtet (vgl. ebd. sowie ausführlicher Kundrus, B. (2005)).

Dieser latenten ästhetischen Indoktrination durch Medien entsprachen auch die Erziehungssagitationen der Nationalsozialisten. In ihren Erziehungsorganisationen, insbesondere jenen, die in Lagerform abgehalten wurden und somit eine konzentrierte Inszenierung des dortigen Alltags (keineswegs nur ein vermeintliches Mehr an Indoktrination) ermöglichten, versuchten die NS-Erzieher mit einigem Erfolg, die dort versammelten jungen „Volksgenossen“ mittels einer subtil und sukzessive verlaufenden Habitusbildung (vgl. hierzu die Ausführungen zur Theorie Bourdieus) im nationalsozialistischen Sinne zu formieren. Gisela Miller-Kipp hat einen derartigen Prozess am Beispiel des Wirkungserfolges der „Ordnungsästhetik“ des „Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend“ anschaulich beschrieben (vgl. dies. (1994), S. 143ff.):

„Von Überspitzung und der Verklärungstendenz des Erinnerungsvermögens abgesehen, belegt die Erinnerungsliteratur, selbst wo sie kritisch ist, direkt oder indirekt die... *präformierende* Wirkung des ästhetischen Ordnungsapparates auf Einstellungen und Haltungen. Als gewiß nehme ich an, daß er Wahrnehmung und Geschmack vereinheitlichend formte, und überdies, daß er Zustimmung

²⁷⁹ Die NS-Propaganda experimentierte auch mit dem neuen Medium Fernsehen, die noch unausgereifte technische Entwicklung, sowie eine fehlende flächendeckende Verbreitung verhinderten jedoch einen größeren Einfluss (vgl. Zeuschner, H. (1995)).

bewirkte und die Freude am Arbeitsdienst erhielt. Diese emotionale Wirkung der künstlerischen Aktivitäten, des Werkelns und Bastelns, Malens und Schmückens, ja letztlich auch des Ordnen und Putzens – denn aller Ergebnis war das ‚schöne Lager‘ –; diese emotionale Wirkung von Kunsthandwerk und Alltagsästhetik innerhalb des Ordnungsapparates des RADwJ scheint mir wichtiger als die Ablenkungsfunktion zur ‚Atomisierung des Bewußtseins‘ (STERNBERG 1981)... und Verhinderung von Nachdenken (SCHWERDTFEGER-ZYPRIES 1940...), die den genannten Tätigkeiten – wie generell der ganzen Betriebsamkeit der nationalsozialistischen Erziehungsinstitutionen – sozialhistorisch zugeschrieben wird. Die emotionale, sinnlich-ästhetische Befriedigung baut Identifikation *positiv* auf und ist deren seelische Grundlage und realer psychischer Kern“ (ebd., S. 145f.). Das hier angesprochene Beispiel des „RADwJ“ steht exemplarisch für eine Struktur des NS-Erziehungswesens, welche von den jüngsten ausgehend sämtliche „Volksgegnossen“ im nationalsozialistischen Sinne formieren wollte. Hierbei sollten bereits die vereinheitlichenden Uniformen der „HJ“ sowie der symbolhafte Umgang mit dem Spaten im männlichen „Reichsarbeitsdienst“ präformierend eine entsprechende Habitusbildung generieren. Waren diese, durch viele weitere Beispiele ästhetischer Inszenierungen ergänzbaren, Agitationen nicht vom gewünschten Erfolg gekrönt, so sollten quasi sekundäre, zumeist repressive Formierungen, etwa durch Schwerstarbeit in den „Erziehungslagern der Gestapo“, das gewünschte Ergebnis erbringen. Zusammengenommen mit den vielfachen öffentlichen, in überbordendem, quasi religiösen Pathos gestalteten und gleichzeitig minutiös choreographierten Inszenierungen der Partei (vgl. Gamm, H.-J. (1963a), Behrenbeck, S. (1996), Janka, F. (1997), S. 364ff. sowie Dengel, S. (2005), S. 232ff.), ergab sich insgesamt gesehen ein ideologisches Klima, dem man sich selbst als reflektierter Geist und im negativen Sinne Betroffener nur schwerlich entziehen konnte. Dies verdeutlicht exemplarisch eine Notiz des jüdischen Zeitzeugen Victor Klemperer:

„Seit 1933 weiß ich unumstößlich..., daß in jedem Gebildeten eine Seelenschicht Volk steckt, daß mir all mein Wissen um das Belogenwerden, daß mir meine kritische Aufmerksamkeit gar nicht hilft: Irgendwann überwältigt mich die gedruckte Lüge, wenn sie von allen Seiten auf mich eindringt, wenn ihr rings um mich her nur von wenigen, von immer weniger und schließlich von keinem mehr Zweifel entgegengebracht werden“ (ders. (2005), S. 286f.).²⁸⁰

²⁸⁰ Trotz besseren Wissens konnten die sozialpsychologisch geschickt choreographierten Propagandainszenierungen auf ihr Publikum überzeugend wirken. Dies belegt auch ein Beispiel, welches Albert Speer später geschildert hat. Speer war als überzeugter Nationalsozialist und hoher Parteifunktionär (vgl. Klee, E. (2005), S. 590) – im Gegensatz zu Klemperer – über die Mechanismen der NS-Massenpropaganda im Bilde. In seinen „Erinnerungen“ (vgl. Speer, A. (1969), S. 269) berichtet Speer allerdings dennoch über seine Irritation, als ihn Goebbels nach der bekannten Sportpalast-Rede vom 18. Februar 1943 – in der Goebbels sein Publikum gefragt hatte „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ und darauf ein frenetisches „Ja“ als Antwort erhalten hatte – fragte: „Haben Sie’s bemerkt? Sie reagierten auf die kleinste Nuance und gaben Beifall an genau den richtigen Stellen. Es war das politisch bestgeschulte Publikum, das Sie in Deutschland finden können“ (Goebbels, zitiert nach ebd.). Speer war überrascht, als ihm Goebbels ins Bewusstsein rief, dass die Reaktionen des Publikums zu guten Teilen inszeniert waren, obgleich er die manipulativen Techniken der NS-

Wesentlich weniger noch, als der Jude Klemperer, konnten – und wollten – sich viele „Volksgenossen“ der NS-Propaganda entziehen, die sie mit ihren Inhalten in höchst schmeichelelnder Weise zur Inklusion in eine glorifizierte „Gemeinschaft“ aufforderte:

„Nicht die Tatsachen prägten in weiten Teilen des Volkes die Einschätzung der eigenen Lage und der möglichen Zukunft, sondern der Klang und das Bild einer Volksgemeinschaft mit all ihren positiven Implikationen“ (Janka, F. (1997), S. 365).

Vergleichbares galt für die emotional erregenden, ästhetischen Inszenierungen, von deren Erlebnisangebot sich viele „Volksgenossen“ bereitwillig ergreifen und überwältigen ließen (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 238ff.).

Die derartigen Selbst- und Gemeinschaftsinszenierungen des NS-Staates, welche sich letztlich zu einer eigenen nationalsozialistischen Liturgie auswuchsen (vgl. Rissmann, M. (2001), S. 191ff.)²⁸¹, gilt es etwas näher zu betrachten. Thamer definiert sie folgendermaßen:

„Der Nationalsozialismus war die ausgeprägteste Form des politischen Massenkultes. In seinen Ritualen und Mythen verbanden sich die verschiedensten Kult- und Feierformen vom christlichen Kultus über die vaterländische Feier bis zu den rituellen Formen der Jugendbewegung. (...)... der nationalsozialistische Kult (suchte) bis in den Alltag der Menschen hineinzuwirken. Neben spektakulären nationalen Partei- und Staatsfeiern, die sich auf Gau-, Kreis- und Ortsgruppenebene wiederholten, gab es nationalsozialistische Lebensfeiern zu Geburt, Hochzeit und Tod, gab es Fahnenhissen und sonntägliche Morgenfeiern, Schulfeiern und Feiern im Jahreskreis. Ein besonderer Rhythmus des nationalsozialistischen Jahres wurde verordnet, dem sich jeder unterordnen sollte... (...) Was immer emotionale Wirkung versprach wurde in das Veranstaltungsschema integriert“ (Thamer, H.-U. (1998), S. 418f., vgl. auch Vondung, K. (1971), S. 7, Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991), S. 7, Reichel, P. (1994), S. 116ff. und 209ff. sowie Janka, F. (1997), S. 370ff.).

Diese Inszenierungen, welche gleichsam die angeblich existente nationalsozialistische Gemeinschaft zum ästhetischen Erlebnis machen und den Teilnehmenden eine aktive Teilhabe an dieser suggerieren sollte, wurden bis weit in den Bereich des Alltagslebens auch der jüngsten „Volksgenossen“ hineingetragen. Es würde von diesen alltäglichen Inszenierungen des Außeralltäglichen ablenken, wenn man nur die großen Massenaufmärsche der NS-Zeit betrachtete.

Propaganda selbst nur zu gut kannte und auch über deren gezielten Einsatz als Instrument der nationalsozialistischen Verführungspolitik Bescheid wusste. Hinsichtlich dieser Tatsache kommt er bezüglich der Sportpalast-Inszenierung zu dem Fazit, dass er sonst nur in einigen wenigen Veranstaltungen Hitlers „ein so *wirkungsvoll* [Hervorhebung vom Autor] fanatisiertes Publikum“ (ebd.) erlebt hätte.

²⁸¹ Im Kontext der nationalsozialistischen Lagererziehung wurde letztlich gar das Weihnachtsfest ideologisch umgedeutet (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 249ff.). Eine Maßnahme, die gleichermaßen dazu dienen sollte auch zu diesem Anlass vermeintlich inklusionsfördernde Inhalte vermitteln zu können und gleichzeitig unerwünschte und zunehmend aggressiv bekämpfte konfessionelle Einflüsse auf die Jugendlichen zu unterbinden.

Das NS-Regime etablierte insgesamt 13 eigene Feiertage im Kalenderjahr, von denen sich ein großer Teil bis in das Schulleben bis hinunter zur Grundschule auswirkte (vgl. Götz, M. (1997), S. 176). Hierunter fielen etwa der Tag der Machtergreifung (30. Januar), der Heldengedenktag im März, Hitlers Geburtstag (20. April), der Tag der nationalen Arbeit (1. Mai), der Muttertag, das Erntedankfest Anfang Oktober sowie der Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung am 9. November (vgl. für die jeweiligen Umgangsbestimmungen mit diesen Feiertagen an den Grundschulen ebd., S. 177ff.). Der obige Hinweis auf die von den Machern der NS-Propaganda bewusst gesuchte und inszenierte emotionale Aufladung dieser Veranstaltungen, die zwischen den Polen gefühlsmäßiger Überwältigung (vor allem bei Großveranstaltungen) und empfundener eigener aktiver Teilhabe (insbesondere während jener, durch ständige Wiederholung ritualisierten kleineren Inszenierungen im unmittelbaren Umfeld der „Volksgeossen“ (z.B. die Fahnenzeremonien in der Schule oder den „Sprechabenden“ der Parteimitglieder)) am großen Ganzen oszillierte, scheint mir von besonderem Interesse. Um diese Einschätzung zu erklären, sollen zuerst einmal die Erfahrungsberichte ausschnittsweise wiedergegeben werden, welche Welzer zum Reichsparteitag 1936 zusammengestellt hat. Diese zeigen eindrücklich das Potential zur individuellen und kollektiven emotionalen Überwältigung dieser einen Veranstaltung, die jedoch m.E. beispielhaft für unzählige andere Staatsschauspiele der NS-Zeit steht²⁸²:

„>Punkt 8 Uhr fuhr der Führer in die Arena ein, das Volk jubelte auf und in demselben Moment schickten 150 Militärscheinwerfer, die verdeckt außerhalb der Arena im Kreise aufgefahen waren, ihre weißen Lichtbahnen senkrecht in die Höhe, die sich in etwa 6000 Meter Höhe zu einem einzigen Strahlenbündel vereinigten. Wir saßen dadurch plötzlich wie in einem Riesendom gefangen, dessen gewaltige Kuppel aus gleichmäßigen Streifen von weißschimmerndem Licht und blauschwarzem Dunkel sich über uns bis zu schwindelhafter Höhe wölbte. Aber damit noch nicht genug: auf ein Kommandowort begann unter Vorantritt der Spielmannszüge der Einmarsch von 15.000

²⁸² Derartige Selbstdarstellungen des NS-Regimes waren Bestandteil einer Herrschaftsstruktur, welche Herrmann und Nassen als „ästhetische Inszenierung von Herrschaft und Beherrschung im nationalsozialistischen Deutschland“ (vgl. Herrmann, U.; Nassen, U. (1994b), S. 9ff.) bezeichnen. Sie verweisen zurecht darauf, dass die, weit mehr auf das Gefühl, als auf das rationale Argument abzielende, NS-Politik „nicht nur mit Hilfe der – historisch gesehen – erstmaligen konsequenten Nutzung der neuen *Massenmedien* zum Zwecke der *Wahrnehmungsformung* und *Bewußtseinslenkung* (geschah), sondern vor allem auch durch die öffentliche, *wirkungsästhetisch* raffiniert durchdachte und eingesetzte Inszenierung und Präsentation des Regimes in Festen und Feiern, Kulte und Ritualen, Aufmärschen und Kundgebungen, Dekorationen, Uniformen, Abzeichen und Symbolen“ (ebd., S. 9f.). Heimannsberg und Schmidt bringen diese Vermittlungsstruktur der NS-Herrschaft auf die einfache aber zutreffende Formel: „Die Begeisterung der Massen (nahm) ihren Weg auch damals schon über unterschwellige Empfänglichkeit für bestimmte Rituale und Bilder... und (hatte) ihren Ursprung keineswegs nur in politisch durchdachten Entscheidungen“ (dies. (1988), S. 8). Weiterführende Texte und Bildmaterial „zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus“ finden sich bei Ogan, B.; Weiß, W. (1992), Münk, D. (1993) sowie Reichel, P. (1994). Einen guten Eindruck nationalsozialistischer Symbole im NS-Alltag vermitteln auch die Fotos bei Angermair, E.; Haerendel, U. (1993).

Fahnen, die wiederum von Scheinwerferlicht getroffen, sich aus der Höhe eines dunklen Hintergrundes lösten und wie fünf breite rote Feuerströme zwischen den Gliederungen der aufmarschierenden politischen Leiter hindurch sich auf die Führerloge zu bewegten – eine überwältigende Symphonie von Licht und Farben, wie sie die Welt wohl noch nicht gesehen hat<... Mit der abschließenden Einschätzung lag die junge Diakonissin, die diesen Erfahrungsbericht vom Reichsparteitag 1936 in den >Blätter(n) des Evangelischen Diakonievereins< abstattete, gewiß nicht falsch. Der britische Botschafter etwa fand das Spektakel >gleichzeitig feierlich und schön, als ob man sich in einer Kathedrale aus Eis befände<..., und der New York Times erschien die Speersche Inszenierung schlicht als >unbeschreiblich schön<... Speer selbst sah seine eigene Phantasie >bei weitem< überboten, als sein >Lichtdom< erstrahlte“ (Welzer, H. (1997a), S. 28f., vgl. auch Maser, W. (1985), S. 63).

Nimmt man Welzers Annahme hinzu, die nationalsozialistische Inszenierungskunst hätte ihre Wirkung durch mediale Vermittlung sowohl in der Breite (Anzahl der Rezipienten), als auch in der Tiefe (Nachhaltigkeit der Eindrücke bei den Rezipienten)²⁸³

²⁸³ Welzer verweist kritisch darauf, dass gerade solche „Bilder der Macht“ (ders. (1997a), S. 27ff.) bis heute im Rahmen der historisch-politischen Bildung und eigentlich zur Aufklärung der nachwachsenden Generationen eingesetzt werden. Er schreibt diesen Manifestationen des NS-Massenkultes ein bis heute anhaltendes, gewichtiges Potential zur Förderung der Aufrechterhaltung bzw. Neuerzeugung emotionaler Virulenzen und kognitiver Fehltritte bezüglich der scheinbaren sozialen Realitäten während der NS-Zeit zu. Da er zudem die hierbei meist zur Anwendung kommenden „Strategien der Destrukturierung“ (ebd., S. 48) für ungeeignet hält, die Verführungskraft solcher Bilder zu eliminieren, sieht Welzer eine deutliche Gefahr einer kontraindizierten Wirkung des pädagogischen Bemühens um eine – im wahrsten Sinne des Wortes – *Herausbildung* einer reflektierten und nachhaltigen Ablehnung der Politik des Nationalsozialismus (vgl. auch Longerich, P. (1993), S. 312). Bezüglich des obigen Beispiels bringt er diese Einschätzung auf den Punkt: „Die ungebrochene Wirkungskraft der Reichsparteitagsbilder zeigt sich etwa darin, daß die Unterstellung fortbesteht, die NSDAP habe binnen kürzester Zeit eine formierte Masse >gleichgeschalteter< Volksgenossinnen und –genossen produzieren können, die bis auf einige innere Emigranten niemanden ausließ, obwohl einerseits eine Vielzahl wissenschaftlicher Befunde nachdrücklich darauf hinweist, daß die NS-Gesellschaft selbst noch in den Kriegsjahren eine vielfältig differenzierte war und andererseits schon rein logisch die Inszenierung der formierten Massen gar nicht mehr erforderlich gewesen wäre, wenn sie denn real existiert hätten. Nun ist gerade die Präntention der vollständigen Formierung ein zentraler Zweck der Reichsparteitags-Inszenierungen gewesen, und der realisiert sich offenbar so erfolgreich, daß die Suggestion bis heute wirkt“ (Welzer, H. (1997a), S. 30). Veranschaulichen lässt sich diese Problematik an einer Aussage einer damals 19jährigen Schülerin, die, wenngleich familiär vorgeprägt, doch das anhaltende Verführungspotential von zu-meist propagandistischen Filmaufnahmen deutlich beschreibt: „Aber es muß was los gewesen sein, damals. In der Schule sahen wir Filme mit Aufmärschen, Paraden. Wie die alle vor Begeisterung gebrüllt haben. Zeig mir doch heute was Ähnliches, du wirst nichts finden“ (zitiert nach Sichrovsky, P. (1987), S. 41). Wenn aber die Präsentation derartiger Medieninhalte mit solch problematischen Implikationen verbunden ist, wie sollte man dann am sinnvollsten verfahren? Eine einfache Ausweitung politisch-historischer Aufklärung wird allein kaum ausreichend sein, um die angesprochenen kritischen Nebenwirkungen der Rezeption zu entkräften, da diese an latente Motive anknüpfen können, deren Vorhandensein durchaus unbewusst sein kann. Zudem ist die, eher kognitiv konzipierte, Aufklärung nur bedingt in der Lage, die emotionalen Effekte der Rezeption überhaupt kontrastierend aufzugreifen. Demgegenüber scheint aber auch das schlichte Unterbinden einer Rezeption dieser Medieninhalte nicht ratsam, da diese durchaus wichtige Lerneffekte vermitteln können. Die Lösung böten diesbezüglich hermeneutische Filmanalysen, die geeignet sind, die Effekte der Rezeption offen- zulegen und zu bearbeiten. Hans-Dieter König schreibt, dass Sozialwissenschaftler „sich emotional auf faschistische Agitation“ (ders. (1998), S. 79) einlassen sollten. Denn, „nur dann, wenn man sich der Wirkungen der Hitlerschen Masseninszenierungen auf das eigene Erleben aussetzt, lassen sich Wünsche dechiffrieren, die die politische Agitation nationalsozialistischer Führer weckt und im Dienste der weltanschaulichen Propaganda funktionalisiert“

noch erheblich weiter steigern können (vgl. Welzer, H. (1997a), S. 31), so wird deutlich, wie stark die „Volksgemeinschaft“ unentwegt mit emotionalen Inklusionsreizen angefütert wurde. Dies gilt auch dann, wenn mit Zimmermann kritisch einzuwenden wäre, dass zumindest die besonderen emotionalen Effekte einer persönlichen Teilnahme an den nationalsozialistischen Inszenierungen, insbesondere den Massenveranstaltungen, wohl nur in abgeschwächter Form medial vermittelbar waren (vgl. ders. (2007), S. 259). Durch die entsprechenden Inszenierungen gelang es großflächig den deutschen „Volksgenossen“ das Gefühl der Zugehörigkeit gegenüber der zeitgenössisch vielfach empfundenen Entfremdung zu vermitteln, einhergehend mit einem subjektiven Stärkeerleben, welches sich wohltuend abzusetzen schien von der beschworenen Schwäche Weimars. Bei den Massenkundgebungen des „Führers“ vor seiner „Volksgemeinschaft“ konnte der einzelne „Volksgenosse“ im wahrsten Sinne des Wortes über sich hinauswachsen:

„Natürlich brüllte auch ich aus Leibeskräften. Erstens war ich hingerissen vor Begeisterung, und zweitens konnte man sich dieser Massenhysterie kaum entziehen. Ich wollte ja mit dabei sein, mich als Teil dieser großen, wunderbaren Volksgemeinschaft fühlen. Auf einmal schälten sich aus diesem allgemeinen Geschrei und Gebrüll einzelne, ganz scharf akzentuierte Stakkatotöne heraus, die ich erst nicht verstehen konnte, die sich aber mit Windeseile über den ganzen Platz verbreiteten. Sie wurden von Mund zu Mund weitergegeben, und schließlich von dieser ganzen riesigen Menschenmenge mit einem einzigen sich hochschaukelnden Rhythmus wie aus einem einzigen gigantischen Riesenmaul herausgeschrien: *Ein Volk, ein Reich, ein Führer!* Immer wieder, immer lauter. Eine einzige explodierende Gefühlsbombe. In meinem ganzen langen Leben habe ich nichts Vergleichbares erlebt. Diese Euphorie riß die Menschen völlig aus ihrem Alltag und gab ihnen das erhebende Gefühl, Teil eines bewunderten großen Ganzen zu sein, unüberwindbar, stark und mächtig. Es versprach für wenige Augenblicke das niemals Erreichbare, einen Hauch von Unsterblichkeit“ (Autobiographischer Bericht über das Erlebnis eines Auftritts Hitlers in Breslau 1938, in Frodian, U. (2002), S. 136f.).

Das NS-Regime war überzeugt, dass das „>Gemeinschaftserlebnis in seiner Totalität und Unmittelbarkeit [...] den stärksten Einfluß auf die Willensbildung<“ (Friedrich Arnold Beck (1933), zitiert nach Janka, F. (1997), S. 367²⁸⁴) der „Volksgenossen“ ausübe (vgl. auch Hitler, A. (1933), S. 535f.). Das Erlebnis, Teil einer gewaltigen Masse zu sein, hatte gleichermaßen die Qualität, den Einzelnen gefühlsmäßig über seine Person hinauszuheben (siehe obiges Beispiel), ihm den Rückhalt und die Kraft der „Gemeinschaft“ zu vermitteln, in welcher vermeintlich völlige Gleichheit herrschte (vgl. Canetti, E. (2006)), sowie ihn als selbstverantwortliches Individuum aufzulösen:

(ebd.). Für die politische Bildung bedeutete dies, dass derartige Rezeptionen mit methodisch geschulten, hermeneutischen Analytikern durchgeführt werden sollten, die in der Lage sind, solche emotionalen Effekte erfahr-, aber gleichsam auch reflektierbar zu machen.

²⁸⁴ Die zitierte Passage stammt aus Beck, F A. (1933), S. 21.

„>(…) Dieses Gemeinschaftserlebnis hat der einzelne nicht als einzelner, sondern als Glied einer Gemeinschaft. [...] Das Gemeinschaftserlebnis ist kein Icherleben, sondern ein Wirerleben.<“ (Höhn, Reinhard (1934), zitiert nach Janka, F. (1997), S. 369²⁸⁵).

Wo kein Ich mehr wahrgenommen wird, da wird dieses entweder von einem übermächtigen Über-Ich dominiert oder das Gegenteil ist der Fall, die repressiv - normierenden Impulse der letzteren Instanz verschwimmen, setzen mitunter gar ganz aus. In diesem Falle können die unbewussten archaischen Lustbedürfnisse des Es im Kontext kollektiver Gruppenregression (vgl. Kernberg, O.F. (1999, 2000 und 2002), hier insbesondere S. 142 sowie Wirth, H.-J. (2002), S. 55ff.) in bestimmten Kanalisierungsformen (Massenekstase etc.) scheinbar ungehindert ausgelebt werden (vgl. hierzu auch die sozialpsychologischen Ausführungen zur Großgruppen-Dynamik bei Marks, S. (2007a), S. 160ff.). Angesichts der gesellschaftlichen Normierungserwartungen, welche dem einzelnen Bürger schon im Kaiserreich und verstärkt im NS-Staat durch obrigkeitsstaatliches Autoritätsgebaren vermittelt (vgl. Dengel, S. (2005)) und von nicht wenigen, bewusst oder unbewusst, als einengend empfunden wurden, konnten die nationalsozialistischen Masseninszenierungen als Befreiung von diesen mitunter tief verinnerlichten Habituserwartungen erlebt werden. So berichtet Ute Scheub exemplarisch über die damaligen Erfahrungen ihres Vaters:

„Diese Gruppenekstase war für ihn wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, sich zu enthemmen, alle Kontrolle fahren zu lassen. Sie war wie ein andauernder Rausch, und Hitler lieferte das Rauschgift“ (dies. (2007), S. 87).

Diesen sozialpsychologischen Vorgang hat Harald Welzer theoretisch umrissen:

„Es ist die Entbindung von Selbstzwängen, die das praktizierte Herrenmenschentum bereitstellt; diese Kollektivität befreit von dem, was die individualisierte Gesellschaft dem Einzelnen abverlangt und auferlegt. (...) Das Bedürfnis nach kollektivem Aufgehobensein und nach Verantwortungslosigkeit enthält, so scheint mir, das größte Potential zur Unmenschlichkeit; aus ihm resultiert die gefühlte Attraktivität einer klaren Aufteilung der Welt in Gut und Böse, Freund und Feind, zugehörig und nicht-zugehörig. Hier hat auf Seiten der Individuen die Eskalation der Vernichtungsgewalt ihren Anfang“ (ders. (2005), S. 267f.).

Die Hitlerreden und andere Massenveranstaltungen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems hatten eine doppelte, auf den ersten Blick ambivalente, sich tatsächlich aber in ihren Inklusionsimpulsen verstärkende Wirkung auf ihre Rezipienten. Zunächst ermöglichten sie es den einzelnen Zuhörern, als Elemente der entpersönlichten Masse, das eigene Ich lustvoll aufzugeben. Dies brachte verlockende, gleichsam enthemmende und entlastende, emotionale Begleiterscheinungen mit sich:

²⁸⁵ Die zitierte Passage stammt aus Höhn, R. (1934), S. 9.

„Der Verlust von Entscheidungskompetenz [und –zwängen; der Autor], das rauschhafte Versinken in einem regressiven Sog, die Übereignung an den >Führer<“ (Brockhaus, G. (1997), S. 227, vgl. in diesem Sinne bereits Freud, S. (1921) sowie dessen erweiternde Rezeption durch Kernberg, O. (2000), S. 52ff.²⁸⁶).

Der psychische Vorgang solcher „Übereignungen“ wurde zusätzlich dadurch gefördert, dass es dem NS-Staat und seiner Propaganda sukzessive gelang, die verinnerlichten Verhaltensnormen vieler „Volksgenossen“ durch neue zu ersetzen. „Kulturspezifische Restriktionen nahmen Einfluß auf die Überich-Bildung“ (Treu, G. (2003), S. 14). Die neuen Bewertungsmaßstäbe ließen es nicht als fragwürdig, sondern im Gegenteil als normativ erwünscht erscheinen, sich den Identifikationsangeboten des „Führers“ hinzugeben. Durch derartige Umdeutungen konnten die innerpsychischen Reibungsverluste auf dem Weg zum Es-Erleben reduziert werden. Hier hat das „Dritte Reich“ den analytischen Imperfekt Freuds in sein Gegenteil verkehrt und, freilich ohne dies zu wissen, auszusprechen oder gar entsprechendes Vokabular zu benutzen, gefordert: *Wo Ich war, soll Es werden*. Dieses Es war im NS-Kontext allerdings kein anarchisches, radikal individuelles, sondern untrennbar mit der Hingabe an die „völkische Gemeinschaft“, den „Führer“ und die nationalsozialistische Weltanschauung verknüpft. Letzteres entsprach wiederum, wie oben gezeigt, den Bedürfnissen nicht weniger Deutscher dieser Zeit. Es gehört zu den grundlegenden Verführungsmechanismen der NS-Herrschaft, dass es hier gelang, die hingebungsvolle Eingliederung in ein neues System als scheinbare Befreiung gegenüber den Restriktionen (Kaiserreich) und Unsicherheiten (Weimarer Demokratie, Moderne) der älteren zu vermitteln. Resümierend lässt sich als wichtiges Fazit festhalten, dass die Masseninszenierungen des NS-Regimes, wie sie vor allem um und mit Hitler arrangiert wurden, nicht einfach nur ein verstärkendes, aber abhängiges Element des propagandistischen Führerkultes (vgl. These 3) gewesen sind. Sie hatten vielmehr ein eigenes und unabhängiges Potential zur Inklusionsbeförderung ihrer Rezipienten, sowohl in das NS-System insgesamt, als auch zur persönlichen „Übereignung“ an den inszenierten „Führer“.

Die Massenveranstaltungen der Nationalsozialisten waren demnach herrschaftspragmatisch gesehen nicht allein deshalb erfolgreich, weil sie einen ohnehin bestehenden

²⁸⁶ Auf Freud rekurrend schreibt Kernberg über die Konstitution von Massen: „Die Projektion des Ich-Ideals auf den idealisierten Führer hebt individuelle Restriktionen sowie die vom Über-Ich erfüllten höheren Funktionen der Selbstkritik und Verantwortlichkeit auf. (...) Die wechselseitigen Identifizierungen der Mitglieder... erzeugen ein Gefühl der Einheit und Zugehörigkeit (das sie, wie wir heute sagen würden, vor dem Verlust ihres Identitätsgefühls schützt), gehen aber mit einer gravierenden Schwächung der Ich-Funktionen einher. Infolgedessen brechen sich primitive, normalerweise unbewußte Bedürfnisse Bahn, und der Mob wird von Gefühlen beherrscht, die der Führer auslöst und steuert“ (ders. (2000), S. 54). „Diese regressive Entwicklung ist... genau das, was die Massenpsychologie auf allen Ebenen charakterisiert“ (ebd., S. 65).

Hitlermythos emotional erlebbar machten, sondern weil diese Inszenierungen selbst dazu beitrugen, diesen überhaupt zu schaffen und seine Reichweite auszudehnen: „Kurz, die Massenpsychologie geht der Herausbildung einer Identifizierung mit dem Führer voraus“ (Kernberg, O. (2000), S. 60).

Aus Sicht neuerer entwicklungspsychologischer Analysen wird gerade die oft despektierlich beschriebene Pseudoreligiösität, Sentimentalität und Irrationalität der Gedankenwelt des Nationalsozialismus, die ihren Ausdruck in dessen Propaganda und insbesondere in den Masseninszenierungen fand, von einem mentalitätsgeschichtlichen Aperçu der NS-Herrschaft zu einer wesentlichen Bedingung ihres Ent- und zwölfjährigen Bestehens. Nicht der Versuch, die Angehörigen der „deutschblütigen“ Zielgruppe *kognitiv* zu überzeugen, war das primäre Interesse der NS-Propaganda (vgl. Marks, S. (2007a), S. 168), sondern das Bemühen, wirkungsvoll „*regressiv* frühe psychische Schichten zu aktivieren“ (ebd., S. 43). Selbst überwiegend von psychischen Verdrängungsdynamiken geprägt, strebten die nationalsozialistischen Machthaber nicht danach, das „reife, erwachsene, verantwortungsbewusste und rationale Ich-Bewusstsein des modernen, mentalen... Menschen anzusprechen“ (ebd.). In einem derartigen Diskurs wären die Argumente ihrer ideologischen Propaganda wohl deutlich ungehörter geblieben und auf weit mehr Widerspruch gestoßen. Im ein oder anderen Fall vielleicht auch vor ihren Urhebern. Die propagandistischen Inszenierungen des Regimes knüpften daher mit ihrem Angebot gezielt an die unbewussten Regressionswünsche der „Volksgenossen“ an:

Deren „Kraft vermochte die NS-Propaganda offenbar für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Sie appellierte an die regressiven Wünsche der Menschen, von der Anstrengung erlöst zu werden, ein immerwährend waches, bewusstes, verantwortungsbewusstes Ich sein zu müssen – und bot ihnen stattdessen an, im großen, bewusstlosen Wir-Gefühl der >Volksgemeinschaft< zu verschmelzen. (...) Das NS-Überzeugungsprogramm war demnach nicht erfolgreich, *obwohl*, sondern *weil* es (vom Standpunkt des mentalen Bewusstseins aus betrachtet) so primitiv, pseudo-religiös, irrational, sentimental usw. war“ (ebd.).

Nur so konnte es bei Millionen von Frauen und Männern, viele von ihnen intelligent und gebildet, nicht wenige aus akademischen Kreisen stammend, nachhaltig verfangen. Die Regression wurde ergänzt durch das, propagandistisch verklärte, Angebot einer Sinnproduktion durch individuelle Hingabe an die genannten Instanzen. Durch ein Verhalten („Tat“) im Sinne des Regimes, so wurde den „Volksgenossen“ suggeriert, könne man selbst am „Heldenmythos“ partizipieren:

„Es war die Absicht der Verantwortlichen, der Diesseitigkeit der säkularisierten bürgerlichen Gesellschaft durch die Orientierung an ‚ewigen‘ und transzendenten Werten wieder einen allgemeingültigen Sinn zu geben, der über die empirische Wahrnehmbarkeit hinausreichen würde. Dieser im

Heldenmythos verdichtete Sinn sollte imstande sein, das Individuum vor dem Untergang in der Masse zu bewahren, ihm persönliche Besonderheit und zugleich Geborgenheit in der kultisch erlebten ‚Volksgemeinschaft‘ zu schenken“ (Behrenbeck, S. (1996), S. 595).

Das beschriebene Potenzial zur befreiend erlebbaren Regression war aber auch kommunikationspsychologisch nur die eine Seite derartiger Massenveranstaltungen. Wie für die gesamte Interaktion zwischen „Führer“, NS-Regime und „Volksgemeinschaft“ gilt auch diesbezüglich, dass einfache Sender-Empfänger Modelle als Erklärung der hierbei ablaufenden Kommunikationsmuster zu kurz greifen. Dementsprechend ist es, zumindest an dieser Stelle, deutlich sinnvoller, Hitler nicht als einfachen Sender bestimmter Botschaften zu begreifen. Seine Reden und anderweitigen propagandistischen Selbstinszenierungen sind vielmehr als strukturelles Kommunikations- und Identifikationsangebot an die „Volksgenossen“ zu verstehen (vgl. Broszat, M. (1986a), S. 129). In der subjektiven und individuellen Wahrnehmung dieser Angebotsstruktur empfanden sich die Rezipienten der Hitlerreden jedoch keineswegs als passiv. Die andere Seite des Wirkungspotentials derartiger Veranstaltungen war dann auch das genaue Gegenteil einer Auslöschung der eigenen Persönlichkeit und ihrer Dispositionen. Vielmehr konstruierte man sich im Verlauf der Rezeption *aktiv* eigene, zu den eigenen Bedürfnissen passende, Projektionsflächen (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 229 sowie Theweleit, K. (2002), S. 119ff.):

„Die Berichte über die Hitlerreden machen deutlich, wie die Menschen Hitler als Sprecher für die eigenen Sehnsüchte und Ängste benutzten. Er bringt zum Ausdruck, was in einem selber verschlossen gewesen war, etwa Gefühle von Demütigung und heimlicher Überlegenheit, Wünsche nach Rache... (...) Hitler spricht die Gefühle aus und inszeniert sie zusätzlich nonverbal, und das verleiht ihnen die vermißte Anerkennung und Legitimität. Das setzt eine Spirale in Gang, in der sich Hitler und das Publikum gegenseitig in der Freisetzung von immer ungehemmteren aggressiven Gefühlen bestärken“ (Brockhaus, G. (1997), S. 228f.).

Es wird deutlich, dass „die Hitlerrede und ihre Wirkung... nur als ein Interaktionsprozeß zu verstehen (ist), nicht von den vorgängigen Eigenschaften der Person Hitler her“ (Brockhaus, G. (1997), S. 228). In diesem Interaktionsprozess konnten sich die Adressaten der nationalsozialistischen Inszenierungen durch die Möglichkeit zur eigenständigen psychischen Konstruktionsleistung auch als persönlich angesprochen, bestärkt und hervorgehoben sowie als selbst aktiver Mitgestalter der als bedeutend wahrgenommenen Botschaften empfinden:

„Das Erleben von Hitler als Stimme und Verstärker eigener Wünsche bezieht sich nicht nur auf die allgemeinen Ziele der NS-Bewegung – Rache für Versailles, Bestrafung der für schuldig erklärten, Selbsternennung zur Herrenrasse etc. –, sondern auch auf ganz persönliche Anliegen. Hitlers Stimme, sagt einer seiner Anhänger, >zeigt jedem nicht nur das allgemeine Ziel, vor allem zeigt sie jedem, der sehen will und kann, das ihm eigene Ziel<„ (ebd., S. 229).

Die „faschistische... Rede...: sie macht den Teilnehmer am Ritual nicht zum Empfänger eines bestimmten Sinns – dort variiert der Redner zwanzig-, dreißigmal denselben Satz, den alle Anwesenden schon kennen und bejahen –, sie lässt ihn zu zu einer Produktion, die er als seine eigene erfährt. Von der Gestalt berührt, wird er zum Akteur. (...) Die <Erleuchteten>... fühlen sich als Handelnde, sie selber sind es, die sich berauschen im großen Dom, im Tempel, den der Führer in der äußeren Gestalt seiner mächtigen Rede um sie baut. Das ist *seine* Arbeit, der Rausch ihre“ (Theweleit, K. (2002), S. 130).

Durch dieses Potential zur individuellen Bedürfnisprojektion wurden die Reden Hitlers tatsächlich immer wieder zu ekstatischen „Wir-Erlebnissen“ für ihre Rezipienten. Beteiligte Zeitzeugen berichten weniger von Gefühlen des Ausgelöschtseins, als vielmehr einer Geborgenheit in einer Masse gleich gesinnter und gleichartiger Mitstreiter – als Element einer vereinenden „Bewegung“. Die damals heranwachsende Zeitzeugin Doris K. berichtet über ihre Empfindungen, als sie zum ersten Mal an einer großen Kundgebung der „HJ“ teilnimmt:

„Es waren viele, die am Straßenrand standen. Viele, viele – dieses Gefühl von „viele“! Das ist überhaupt bei mir mit diesem Erlebnis verbunden – von „unheimlich viele“ und ein kleiner Bestandteil von etwas ungeheuerlich Großem zu sein! (...) Und der Gedanke war in mir, dieses Gefühl, in dem alles sonst verbrennt: *Wir*, das sind *wir*. (...) Ich habe nicht etwa das Gefühl von Ausgelöschtsein, sondern ganz im Gegenteil dieses Gefühl von Aufgehobensein gehabt“ (zitiert nach Steinbach, L. (1995), S. 79).²⁸⁷

„Oft werden die Massenszenarios als Selbstaufgabe zugunsten einer Massensuggestion gedeutet. Die Erlebnisschilderungen verdeutlichen hingegen, wie sehr die... Massenveranstaltungen zu einer subjektiven Steigerung des Selbsterlebens geführt haben“ (Brockhaus, G. (1997), S. 243).

Es lässt sich zusammenfassen: Indem sich der Einzelne dem Strom der Masse hingab, konnte er, seinem subjektiven Empfinden nach, einerseits Befreiung aus den gerade von damals heranwachsenden Jugendlichen oftmals als beengend erlebten gesellschaftlichen Beschränkungen erfahren, sowie andererseits eine Rückhalt suggerierende Einheit, als ersehntes Gegenstück zur zermürend empfundenen Zersplitterung der Weimarer Gesellschaft. In dieser Masse war er jedoch nicht bloß passiver

²⁸⁷ Dies Erlebnispotential war nach bestimmten Bedürfnisschwerpunkten und damit zusammenhängenden besonderen Empfänglichkeiten, keineswegs aber grundsätzlich alters- oder entwicklungsabhängig. Klaus Theweleit resümiert über die Erfahrungsberichte, in denen „alte Kämpfer“ der NS-„Bewegung“ ihre Empfindungen bei Reden des „Führers“ oder anderer hochrangiger Exponenten des NS-Regimes beschrieben haben: „Das größte Erlebnis: sie fühlen sich mit allen im Saale eins, sie sind aufgehoben, glücklich, angekommen“ (ders. (2002), S. 121). Konstatieren lässt sich demgegenüber wohl, dass zuträgliche Dispositionen, das Bedürfnis nach einem solchen „Aufgehobensein“ in einer starken und aufwertenden Gemeinschaft, bei bestimmten Bevölkerungsgruppen besonders ausgeprägt gewesen sein mag. Bei der Jugend, angesichts des schwelenden Generationskonfliktes und schlechter biographischer Aussichten, sowie bei den „alten Kämpfern“, die sich zumeist aufgrund mangelnder persönlicher Perspektiven und des Empfindens von Ungerechtigkeit der NS-„Bewegung“ angeschlossen hatten.

Empfänger der Botschaften des „Führers“, sondern häufig selbst mentaler Konstrukteur seiner subjektiven Auffassung derselben.

Aus dieser Kombination konnte schließlich ein ausgeprägtes und ganz persönliches Stärkeerleben resultieren. Im Bewusstsein blieb die ungeheure Überzeugungskraft der beschriebenen Inszenierungen haften (vgl. Theweleit, K. (2002), S. 121). Das emotionale Inklusionspotential dieser Masseninszenierungen wiederum lässt sich mit Hartmut Böhme zusammenfassen:

„In diesem partizipatorischen Erleben einer fetischistisch-idolatrischen Situation geht gerade das unter, worauf die Moderne seit der Aufklärung setzt: nämlich die Fähigkeit zu Selbstdistanz und Selbstreflexion. Zumeist wird dies aber nicht als Verlust erlebt, sondern als Fülle. Statt der blassen Reflexivität erlebt man eine Flut von Affekten: Verehrung, Begeisterung, Stärkung, Hochachtung, Erhabenheit, lustvolle Selbstpreisgabe, aber auch Angst, Schauer, Erschütterung – verbunden mit somatischen Reaktionen, die als vitalisierend und erregend erlebt werden“ (ders. (2006), S. 257).

„Kollektive Handlungs- und Identifikationsangebote – gleich welchen Inhalts – vermitteln soziale 'Transzendenz-Erlebnisse'; davon haben alle religiösen und pseudo-religiösen Bewegungen der Menschheitsgeschichte profitiert“ (Hübner-Funk, S. (2005), S. 110). In diesem Sinne ist es für das Individuum, sozialpsychologisch gesehen, nicht nur verführerisch, sich der Masse hinzugeben, es erfordert demgegenüber auch einige Beharrungskraft, sich ihren emotionalen Überwältigungen zu widersetzen. Dies offenbart der Bericht der 1913 geborenen Agnes-Marie Grisebach, die dem Nationalsozialismus deutlich kritisch gegenüberstand, sich jedoch eines Tages im Jahr 1935 von ihrem Bruder („ein strammer Nazi“) überreden ließ, eine NS-Großveranstaltung auf dem Tempelhofer Feld in Berlin zu besuchen. Sie geht schließlich mit, um zu „versuchen zu begreifen, was an der >Bewegung< so faszinierend und begeisternd sei“. Auf dieser Veranstaltung kamen schließlich über eine Million Menschen zusammen. Für Agnes-Marie wurde, nachdem ihr Hitlers „Pathos“ und die „Penetranz“ seiner Stimme während seiner Rede noch „auf die Nerven“ gefallen waren, die Masseninszenierung zum Erlebnis im oben beschriebenen Sinne:

„Doch jetzt kam das Ende der Kundgebung. Die Menge streckte ihre Arme in die Höhe, die Lautsprecher dröhnten das Horst-Wessel-Lied, und nun begann das Deutschlandlied: >Deutschland, Deutschland über alles...< Hunderttausende sangen laut mit, ich sah Tränen der Begeisterung über manche Wangen rollen. Da kamen auch mir die Tränen, hob auch ich endlich den Arm, sang auch ich mit, als sei ich hypnotisiert und von einer unsichtbaren Macht gezwungen, so zu tun. Wer war denn schon dieser Postkartenmaler mit seinem Geschrei, hier ging es doch nicht um ihn, hier ging es doch ums Vaterland, um die Liebe zum Vaterland, um die Gemeinschaft mit allen Menschen, die wie ich Deutsche und schicksalsmäßig mit mir verbunden waren, die zueinander gehörten!

Was hat es für einen Sinn, als einzelne gegen einen solchen Strom zu schwimmen, dachte ich, man war ja darin nur ein winziger Wassertropfen. Bin ich klüger als die Millionen? Was war das für eine Macht, welche die Menschen zwang, ihre Vernunft und ihre individuelle Persönlichkeit wie eine überflüssige Kleidung abzulegen und sich – entleert von sich selbst – blind einer anderen Führung anzuvertrauen? (...) Als ich wieder nach Hause kam, schämte ich mich sehr, daß ich schwach geworden war. Ich schäme mich bis heute“ (alle zitierten Passagen stammen aus Grisenbach, A.-M. (2006), S. 120ff., vgl. hierzu mit ganz ähnlichem Verlauf auch den autobiographischen Bericht der damaligen Schülerin Hannelore Schmidt in Schmidt, H. (1994), S. 30).

Die Nationalsozialisten nutzten geschickt das Inklusionspotential derartiger Inszenierungen, welches Siegfried Bernfeld bereits 1927 im Rahmen seiner Ausführungen über „das Massenproblem in der sozialistischen Pädagogik“ trefflich zusammengefasst hatte:

„Die Masse wirkt ansteckend; sie hat eine zwingende Gewalt über die Individuen, die ihr angehören; sie wirkt sozusagen durch seelischen Kurzschluß, unmittelbar erzieherisch, indem sie die Individuen schnell und tiefgehend beeinflusst, im Sinne des Massenwillens, Massenzieles verwandelt. Sollen diese Beeinflussungen dauerhaft werden, so muß die Masse dauernd organisiert sein“ (ders. (1974), S. 240, vgl. auch Herrmann, U. (1993), S. 106).

Für eine zutreffende Einschätzung des öffentlichen Sozialisationspotentials und insbesondere der Struktur der diesbezüglich vom NS-Regime unternommenen Prägnungsversuche durch „Erziehung“, ist es von Bedeutung, dass derartige Masseninszenierungen keineswegs einfach nur eine weitere Methode ansonsten isolierter Propagandabemühungen darstellten. Sie sind, hinsichtlich ihres Inszenierungsgrades und ihrer emotionalen Aufladung, die Quintessenz nationalsozialistischer Erziehung, die sui generis immer „Gemeinschaftserziehung“ sein sollte. Sie können als Versuche totaler Gemeinschaftsformierung verstanden werden. Unabhängig davon, ob die „Volksgemeinschaft“ de facto zu irgendeinem Zeitpunkt bestand, oder ob die Nationalsozialisten jemals einen über ihre ideologischen Grunddogmen hinausgehenden Plan zu ihrer politischen und gesellschaftlichen Etablierung hatten, ist wohl unzweifelhaft, dass sämtliche Erziehungsinteressen des NS-Staates auf eine nationalsozialistische Gemeinschaft (vgl. These 1) rekurrierten. „Erzogen“ werden sollten alle weiblichen und männlichen „arischen Volksgenossen“ möglichst frühzeitig und umfassend zu völkisch konstituierter Gemeinschaft durch innere und äußere Formierung zur zuverlässigen und leistungsbereiten²⁸⁸ Mitgliedschaft und gezielt durch die unterschied-

²⁸⁸ Hier konnten die führenden Vertreter des NS-Regimes an zeitgenössisch verbreitete Erziehungsmuster anknüpfen, die sie mitunter selbst erfahren hatten. So heißt es über die Erziehung Heinrich Himmlers durch seine Eltern: „Je älter die Kinder wurden, desto stärker verknüpften die Eltern ihre Zuneigung... mit bestimmten Leistungserwartungen und Disziplinanforderungen. Und alle drei Brüder gaben sich offensichtlich Mühe, dem auch zu entsprechen“ (Himmler, K. (2006), S. 48).

lichen Erziehungsinstitutionen des NS-Staates sowie alltäglich durch die verschiedensten „erziehenden“ Momente, die dieser als Elemente seiner Gesellschaftspolitik bereitstellte. Nicht zuletzt sollte diese auch überpersönlicher, nationalistisch überhöhter und mystisch verklärter Bezugspunkt allen individuellen und kollektiven Handelns und Denkens ihrer Mitglieder sein, wobei die Grenzen zwischen Nation und „völkischer Gemeinschaft“ bewusst verwischt wurden – „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ wurde zum alltäglichen Schlagwort. Zum Erhalt und zur Stärkung des Letzteren sollte es lohnenswert und legitim erscheinen, einerseits „fremdvölkische“ Feinde zu töten, sowie andererseits gegebenenfalls hierbei das eigene Leben zu opfern. Auf diese Weise trachtete die NS-Führung danach, schließlich auch *durch* die „völkische Gemeinschaft“ zu „erziehen“, ein Vorhaben, welches so gesehen nicht dasselbe bedeutete, wie eine intendierte Prägung der „Volksgenossen“ *in* derselben.

Durchaus diesem, immer autoritär strukturierten, Gemeinschaftsverständnis des NS-Regimes entsprechend, stellte Adolf Hitler, als propagandistisch inszenierter „Volkskanzler“, im Bewusstsein der meisten seiner Anhänger gerade keine weitere externe politische Lenkungsinstanz dar, als welche die Regierungen der Weimarer Republik überwiegend wahrgenommen worden waren, sondern verkörperte die authentischste „Führung“ (vgl. These 3 zum Hitlermythos), die sie sich nur vorstellen konnten und welche sich viele „Volksgenossen“ sowie insbesondere die Anhänger der NS-„Bewegung“ aufs Sehnlichste gewünscht hatten:

„>Ein Nicht-Nazi, der nicht die enorme elementare Gewalt der Führer-Idee erlebt hat, wird niemals irgend etwas davon verstehen. Aber lassen Sie mich diesen Leuten als tiefste Wahrheit mitteilen: Wann immer ich für die Bewegung arbeitete und mich für unseren Führer einsetzte, fühlte ich, daß es nichts Höheres oder Edleres gab, das ich für Adolf Hitler und dadurch für Deutschland, unser Volk und Vaterland tun konnte... Der wahre Inhalt meines Lebens ist meine Arbeit für und meine Verpflichtung gegenüber Hitler und einem nationalsozialistischen Deutschland... Hitler ist die reinste Verkörperung eines nationalsozialistischen Deutschlands.<“ (Ein „einfacher Nazi“, zitiert nach Kershaw, I. (2003), S. 46).

Dies ist sublimierte Größenphantasie in Reinkultur, ihre Projektionsfläche ist die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“, ihre subjektive Legitimationsbasis der „Führer“ (vgl. hierzu auch Broszat, M. (1970)). Letzterer hat die entsprechende Ideologie (vgl. These 1) in der Wahrnehmung seiner Anhänger nicht als „Anderer“ in die Gemeinschaft der Deutschen eingebracht, welche sie beurteilen und daraufhin annehmen oder ablehnen könnten, er verkörpert sie:

„>Der Führer ist von der Idee durchdrungen; sie handelt durch ihn. Aber er ist es auch, der dieser Idee die lebendige Form zu geben vermag. In ihm verwirklicht sich der Volksgeist und bildet sich der Volkswille; in ihm gewinnt das geschlechterumspannende und deshalb niemals in seiner

Ganzheit konkret versammelte Volk die sichtbare Gestalt. Er ist der Repräsentant des Volkes< – schreibt ein deutscher Theoretiker. Der Führer ist die Stelle, an der der Volksgeist in die geschichtliche Realität einbricht“ (Voegelin, E. (1938), S. 55).

Gegenüber den ästhetisch aufgeladenen und liturgisch inszenierten Großveranstaltungen sowie den öffentlich zelebrierten NS-Feiertagen (der Jahrestag der Machtergreifung, der Heldengedenktag, der Tag der Verpflichtung der Jugend, Führergeburtstag, Parteitage und andere mehr), etablierte das Regime entsprechende Veranstaltungen auch auf den unteren Ebenen der „Volksgemeinschaft“. Diese trugen gleichermaßen zu einer Inklusion der „Volksgenossen“ in die NS-Gemeinschaft sowie zu einer Stärkung der charismatischen Herrschaft durch die stetige Inszenierung des Außeralltäglichen, bei.²⁸⁹

In diesem Sinne begründete das Regime schließlich auch seine Maßnahmen zur Integration der Arbeiterschaft in das NS-Herrschaftssystem. Der Führer der „DAF“, Robert Ley argumentierte bezüglich der „KdF“-Gründung:

„>... Diese Organisation (sollte) die Langeweile des Menschen bannen. Aus der Langeweile entspringen dumme, hetzerische, ja letzten Endes verbrecherische Ideen und Gedanken. Dampfer Stumpfsinn bringt den Menschen zum Grübeln, gibt ihm das Gefühl der Heimatlosigkeit, mit einem Wort, das Gefühl absoluter Überflüssigkeit. Nichts ist gefährlicher für den Staat als das.<“ (Rede Leys vom 27. November 1933, zitiert nach Burleigh, M. (2000), S. 293).

Bezüglich dieser „Langeweile“ fürchtete das Regime freilich nicht deren primäre Effekte, das „Gefühl des... Überflüssigseins“, sondern erachtete die sekundären, möglichen Loyalitätsverluste in der Bevölkerung, als „gefährlich“. Welches Ausmaß der Aktionismus erreichte, der diesen Tendenzen entgegenwirken sollte, verdeutlicht exemplarisch der jährliche Rechenschaftsbericht des Gaupropagandaleiters eines ländlichen, etwa eine Million Einwohner starken Gaues aus der letzten Phase der NS-Zeit (vgl. These 5). Dieser führt über 13 000 Veranstaltungen mit insgesamt 3,8 Millionen Besuchern auf (vgl. Longerich, P. (1993), S. 308). Hier schlossen dann die Angebote der „DAF“ unmittelbar an:

Es „läuft eine Unzahl von Veranstaltungen..., die sich ohne Zweifel wachsenden Zuspruchs erfreuen: Wanderungen, Sport-, Schwimm- und Gymnastikkurse, Radfahrunterricht, Ski-Lehrgänge, Theater-, Konzert-, Opern- und Filmbesuche, Museumsführungen, Ausstellungen, Sprechchöre, Dorfgemeinschaftsabende, Schönheit der Arbeit usw. [...] Es soll kein Raum bleiben für individuelle Erholung, Ertüchtigung und kulturelle Betätigung, es soll kein Raum bleiben für freiwillige Zusammenschlüsse und für eine selbständige Initiative, die aus ihnen erwachsen könnte. Und es soll den Massen etwas >geboten< werden“ (Sopade Bericht aus dem Jahr 1935, zitiert nach Janka, F. (1997), S. 379).

²⁸⁹ Vgl. diesbezüglich auch Hans-Dieter Königs erhellende tiefenhermeneutische Filmanalysen nationalsozialistischer Propagandafilme (ders. (1998)).

Im konkreten Bereich institutioneller Erziehung im NS-System, vor allem in der Schule und der „Hitlerjugend“ wurden mit dem gleichen Impetus unzählige Feiern angesetzt und inszeniert (vgl. Keim, W. (1997), S. 52ff.). Waren Schulfeiern bereits unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtergreifung zu zentralen und vielfach abgehaltenen Ritualen des Schulalltags geworden, so forderten etwa die „Volksschulrichtlinien“ von 1939 unmissverständlich eine häufige und akribische Inszenierung derartiger Veranstaltungen, in denen bezeichnenderweise „die Eingliederung der Schule [inklusive ihrer Lehrer und Schüler; der Autor] am sinnfälligsten in... Erscheinung“ treten sollte (vgl. Fricke-Finkelburg, R. (1989), S. 33). Dieser, die gesamte NS-Herrschaft kennzeichnenden, Aufforderung zur ästhetischen Inszenierung nachkommend, hatten die Berliner Höheren Schulen, den Jahresberichten der preußischen Höheren Schulen zufolge, allein zwischen Februar 1933 und April 1935 34 Schulfeiern arrangiert (vgl. Keim, W. (1997), S. 53). Wenngleich die konkreten Anlässe dieser Feiern auf unterschiedlichen Ebenen lagen und nicht zwangsläufig immer mit einer direkten thematischen Anknüpfung an NS-Bezüge einhergingen, so waren sie inhaltlich und didaktisch doch zumeist so konzipiert, dass sich daraus ein Inklusionsschub für die heranwachsenden Teilnehmer zur bereitwilligen Teilhabe an der nationalsozialistisch konzipierten „Volksgemeinschaft“ ergeben sollte (vgl. ebd.).

Letztlich stellte „Massensuggestion“ unzweifelhaft eines der wichtigsten Integrationsmittel des NS-Staates dar (vgl. Hitler, A. (1933), S. 536). Sie sollte „alle Kulturbereiche [darunter nicht zuletzt auch die Erziehung; der Autor] durchdringen“ und schließlich „den Menschen insgesamt erfassen“ (Mosse, G.L. (1979), S. 6), ihn überwältigen und im wahrsten Sinne des Wortes verhindern, dass er zu *sich* komme, sprich potentiell reflexiv-kritische Analysen seines Alltages sowie der Qualität und Legitimation der NS-Herrschaft insgesamt vornehme.

Die bedeutsamsten Versatzstücke dieser Ebene der „Formationserziehung“²⁹⁰ (vgl. Herrmann, U. (1994) sowie Keim, W. (1997), S. 56ff.) waren die beschriebenen Rituale (alle Arten von öffentlichen Inszenierungen (vgl. hierzu aus sozialpsychologischer Sicht Marks, S. (2007a), S. 39ff. und 70)) sowie die vielfältigen Symbole und Symbolisierungen der „Volksgemeinschaft“, welche ihr Vorhandensein suggerieren und sie emotional transportieren sollten. Einige dieser Symbole werden in dieser Arbeit ge-

²⁹⁰ Mit Herrmann wird Formationserziehung in dieser Arbeit folgendermaßen definiert:

- (1) „Prägung der *Form des Erlebens* und dadurch Prägung der *Form des Bewußtseins*;
- (2) Erziehung durch und in den *Formationen* der Bewegung bzw. der Partei und des nationalsozialistischen Staates“ (ders. (1994), S. 107).

Während die obigen Ausführungen den ersten Punkt betreffen, werden die Aspekte des zweiten Punktes vor allem unter These 6 (die Gruppe der Jugend) und der dortigen Darstellung der Verstaatlichung der Erziehung während der NS-Zeit erläutert.

nannt (vgl. die Ausführungen zu Uniformen oder der Handhabe des Spatens im „Reichsarbeitsdienst“), „eigentliches Symbol der neuen Ordnung war jedoch das Hakenkreuz“ (Janka, F. (1997), S. 395).

Die entsprechende Hakenkreuzfahne, welche das NS-Symbol in einem weißen Kreis auf rotem Grund hervorgehoben präsentierte, hatte Hitler persönlich 1920 entworfen (vgl. Wildt, M. (2008), S. 27) und mit symbolischen Implikationen versehen:

„Als nationale Sozialisten sehen wir in unserer Flagge unser Programm. Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im weiß den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird“ (Hitler, A. (1933), S. 557).

Gerade jenen gegenüber, von denen ein besonderes entschlossener Einsatz für die nationalsozialistische Sache gefordert wurde, den nachwachsenden Generationen sowie der „Volksgemeinschaft“ und den Soldaten während des Krieges, war man zudem bemüht, die Hakenkreuzfahne als legitimierendes und motivierendes Symbol dessen zu vermitteln, wofür alle Entbehrungen hinzunehmen und ein unermüdlicher Einsatz vonnöten sei. Die Fahne wurde zum symbolischen Äquivalent von „Führer, Volk und Vaterland“, sie sollte die angesprochenen „Volksgenossen“ „in einem Gefolgschaftsverhältnis verpflichten, für die Ziele des NS-Staates zu kämpfen, zu töten und zu sterben“ (Fritz, M.; Hafenegger, B. (1993), S. 65) – nur dass es eben Aufgabe von Symbolen ist, diese Eigeninteressen einer politischen Führung zu verschleiern und sie als naturgegebene Bestimmung der gesamten „Volksgemeinschaft“ zu vermarkten. Mit dieser Intention erfolgte auch die zahlreiche Verwendung des Hakenkreuz-Symbols in deutschen Lesebüchern für Heranwachsende aus der NS-Zeit (vgl. Hasubek, P. (1972), S. 166) sowie die Glorifizierung des entsprechenden Fahnen-Symbols in damaligen Schulbüchern (vgl. Wilcke, G. (2005), S. 79ff.).

Für eine Sozialisationsperspektive auf die NS-Zeit ist es hierüber hinaus unverzichtbar zumindest exemplarisch anzudeuten, wie weitgehend und vielfältig die derartigen Symboliken in den Lebensalltag der damals Heranwachsenden herunter gebrochen wurden:

„Und wir die Hentigs? Und ich der Knabe Hartmut? Auch wir sollten uns entscheiden. Die Nazis warben mit aller Macht um die Jugend und versuchten auch uns Kinder zu gewinnen – sei es mit Bildern in den Zigarettenpackungen, die mit Nazigrößen, Naziereignissen, Naziemblemen die Schauspielerserien ablösten (ich sammelte sie wie alle anderen mit Eifer), sei es mit Sonnenwendfeiern und viel >Flamme empor...<-Gesang, sei es mit Appellen an unsere Vaterlandsliebe und unseren Gerechtigkeitssinn..., sei es mit Filmen“ (Hentig, H. v. (2007), S. 58).

Ich selbst erinnere mich noch an die Erzählungen meines Vaters über die Armeen von Spielzeugsoldaten aus Plastilin, welche er, als 1928 Geborener, und seine Altersgenossen während der NS-Zeit sammelten. Das Reservoir dieser Figuren war damals schier unerschöpflich, es gab den „alten Fritz“ für die konservative Klientel, die Führer der „NSDAP“, unzählige „Wehrmachtssoldaten“ der unterschiedlichen Gattungen sowie allen voran den „Führer“, welcher als besonderes Extra den Arm zum „deutschen Gruß“ erheben konnte (vgl. die Abbildung in Allert, T. (2005), S. 66). Dieter Hildebrandt spielte als Kind ebenfalls mit diesen Figuren:

„1939 war ich zwölf Jahre alt. Ich glaubte an alles, was man mir erzählt hat, ich dachte, es kann gar nichts schief gehen, weil wir so ein unglaublich starkes Volk sind. Man hat mir gesagt, daß ich zu einem Herrenvolk gehöre und daß andere Völker dienende Völker sind. Und wir haben gedacht, daß unsere Wehrmacht unglaublich stark ist. Wir haben ja auch immer mit Soldaten aus Plastilin gespielt. Ich hatte einen Hitler aus Plastilin in brauner Uniform, wenn man auf seinen Kopf drückte, erhob er den Arm zum Hitlergruß. Und ich hatte einen Göring, einen Generalfeldmarschall. Dazu gab es kleine Mercedes-Autos, in denen die Hitler-Figur stand, die Hand zum Gruß erhoben. Man konnte den Arm hoch- und runterlassen. Es gab alles nachgebildet, alle Geschütze, alle Autos, Soldaten und Generäle, alles. Unsere Kinderzimmer waren kleine Kriegsspielzimmer. Wir sangen die Lieder und marschierten dazu, und wenn dann der Vater auch noch begeistert war“ (ders. (2008), S. 34f.).

Dieser Bericht offenbart mehr, als auf den ersten Blick erkennbar wird. Es geht hier auch, aber nicht nur, um die Kriegsspiele junger Heranwachsender. Dem Bedürfnis, Rollenentwürfe und eigene Stärkephantasien im Spiel auszuleben, stellte der NS-Sozialisationskontext gezielt unzählige Symbolträger anheim, die bereits im frühen Kindesalter eine Prägung im Sinne des Regimes und seiner Weltanschauung befördern sollten. Die beim kindlichen Spiel allgemein ablaufenden Verinnerlichungsprozesse lassen sich, zurückgreifend auf die interaktionistische Sozialisationsauffassung Meads (vgl. die entsprechenden Ausführungen im vorangegangenen Kapitel dieser Arbeit), mit Friedrich Kron vereinfachend zusammenfassen:

„Das Kind nimmt... im Spiel Rollen und Rollenbeziehungen an und entwickelt diese in seinem Bewußtsein. Dieser Lernprozeß kann u.a. als Internalisierung beschrieben werden. Das Kind lernt aber nicht nur die Rollen und Rollenbeziehungen zu kontrollieren, sondern es versucht diese auch – wann immer möglich – zu variieren. Insgesamt gesehen lernt das Kind jedoch die generalisierten Interpretationen, d.h. die Haltung der anderen und somit den Sinn des gesamten sozialen Systems. In ihm organisiert sich somit seine eigene Rolle und Persönlichkeit in bezug auf das soziale Gebilde. Es entwickelt seine Identität. Etwas abstrakter gesprochen entwickelt das Kind seine Identität also im sozialen Prozeß durch den Prozeß der Generalisierung der Interpretationen bzw. der Übernahme generalisierter Interpretationen“ (ders. (1996), S. 136).

Die Ausführungen verdeutlichen die Relevanz des kindlichen Spiels für dessen Persönlichkeitsentwicklung und die Ausbildung einer eigenen Identität. Die Impulse des Kindes treffen hierbei auf eine kulturell-historisch vorgeprägte Umwelt. In diesem Sinne ist das obige Beispiel eines Spiels mit den symbolisch vermittelten Elementen des „Führerstaates“ nicht als allein hinreichende Ursache einer Hinwendung des Kindes zum Nationalsozialismus zu verstehen. Im besonderen Sozialisationsgefüge der NS-Zeit stellte die geschilderte spielerische Beschäftigung mit diesen allerdings einen relevanten Aspekt der gesellschaftlichen Einflussnahme auf die kindliche Identitätsentwicklung dar. Der Gesamtverbund der derartigen, im NS-Staat gezielt und massiv eingesetzten, Prägungsversuche lässt sich als ns-spezifischer Horizont jeder damals verlaufenden kindlichen Sozialisation „arischer Volksgenossen“ bezeichnen. Zur Analyse einer Sozialisation während der NS-Zeit ist es nicht nötig, sämtliche dieser Einflussnahmen im Einzelnen darzustellen. Wichtiger ist es, die einzelnen skizzierten Vorgänge stets in diesen Kontext einzuordnen und nicht von diesem losgelöst zu betrachten. Die besonderen Implikationen des ns-spezifischen Sozialisationsumfeldes, seine intendierten Botschaften, weniger das dahinterstehende Instrumentalisierungsinteresse, erkannten die damals heranwachsenden Kinder überaus schnell und klar. Sie lernten meist zügig, was die kleinen Soldaten repräsentieren sollten, welche Rollen- und Identifikationsangebote sie symbolisierten. Tomi Ungerer, dessen Familie im Elsass lebte, berichtet darüber, wie er, nach dem Einmarsch deutscher Truppen 1940, als Neunjähriger mit einem gleichaltrigen Spross „vom deutschen Zweig der Familie“ spielte, den er erst nach der Besetzung kennen gelernt hatte:

„Martin... als ich ihn zum erstenmal sah, trug er eine Uniform des Jungvolks, einer Organisation der Hitlerjugend, und er hatte Spielzeugsoldaten, Franzosen und Deutsche. Jeder stellte seine Soldaten auf seiner Seite in Schlachtordnung auf. Ich hatte natürlich die Franzosen. Die Kampfhandlungen waren kurz und unwiderruflich; er nahm einen seiner Männer, und mit dessen Bajonett warf er meine um, einen nach dem anderen; als das erledigt war, verkündete er: >Deutschland hat wieder gewonnen.<“ (ders. (1999), S. 42; eine Abbildung der symbolträchtigen Figuren findet sich ebd., S. 37 sowie bei Dörr, M. (2007), S. 51).

Entsprechend seiner Qualität als Element der kindlichen Auseinandersetzung mit seiner Umwelt erlangte das Spielen nicht nur eine bedeutende Rolle in der Aneignung und eigenständigen Ausagierung nationalsozialistischer Größenphantasien, sondern demgegenüber auch bei der Bewältigung der Folgen der NS-Politik durch die jüngeren damals Heranwachsenden. Dies wird besonders deutlich, wenn man sich die autobiographischen Zeugnisse ansieht, welche Nicholas Stargardt von Kindern aus der

Zeit des Zweiten Weltkriegs gesammelt hat (vgl. ders. (2006)).²⁹¹ Diese bieten vielfältige Beispiele dafür, wie sich die Kinder über das selbstgenerierte Spiel aktiv mit ihrer gewaltsamen Umwelt auseinandersetzen und diese für sich im wahrsten Sinne des Wortes fassbar machen. Mitunter konnten sich die Auseinandersetzung mit belastenden Drohkulissen und die Wiedergabe verinnerlichter NS-Deutungsmuster auch vermischen. Dies geschah beispielsweise dort, wo Kinder „>Gefangene-in-den-Nackten-schießen<“ (zitiert nach ebd., S. 192f.) spielten, wobei sie „nicht etwa vor(gaben), Mitglieder der Einsatzgruppen zu sein – eine Bezeichnung, die nur wenige kannten –, sondern der schrecklichen sowjetischen Geheimpolizei, des NKWD“ (ebd., S. 193). Entsprechend ihres gruppenspezifischen Erfahrungshintergrundes spielten die Kinder die Rollen der Herrschenden und der Beherrschten nach, schlugen in ihrer Phantasie Frankreich oder stellten auf der anderen Seite das „heldenhafte“ Vorgehen derer nach, die sich dem Regime in Einzelaktionen erfolgreich widersetzt hatten (vgl. ebd., S. 142). Jüdische Kinder im Ghetto spielten hingegen „Aktionen“, „Durchsuchungen“, „Abschlachten“ oder „den Toten die Kleider rauben“ nach (vgl. ebd., S. 209). Sie übten über das Spiel für sie überlebenswichtige Verhaltensweisen angesichts einer beängstigenden Umwelt ein.

Sie erprobten, sich unsichtbar zu machen, sich zu verstecken, um so ihr eigenes Leben oder das ihrer Angehörigen zu retten. Das Spiel dieser Kinder trug einen „ambivalenten Charakter“ (ebd., S. 211). Sie verbanden darin einerseits das, was sie am meisten fürchteten, sowie andererseits jenes, was sie bei den deutschen Verfolgern mitunter am meisten beneideten oder in ihrer kindlichen Wahrnehmung von Stärke und Macht auch bewunderten. Beides ermöglichte ihnen, ihre bedrückende und bedrohliche Umwelt, solange dies überhaupt möglich war, psychisch zu begreifen, sich mit ihr aktiv auseinanderzusetzen und wichtige Verhaltensweisen in einem zumindest nicht unmittelbar lebensgefährdenden Kontext zu erproben. Die Freud'sche Annahme, dass Kinder zur Bewältigung traumatischer Erlebnisse diese im Spiel wiederholen, wobei sie immer wieder andere Positionen einnehmen, um so die völlige Hilflosigkeit und das Gefühl des Ausgeliefertseins zumindest ansatzweise beherrschbar zu erleben, erfuhr im Kontext des Zweiten Weltkrieges mehrfach eine, aufgrund des Kontextes, traurige, aber, angesichts des kindlichen Bewältigungsdranges, auch ermutigende Bestätigung (vgl. Bohleber, W. (2006), S. 54 sowie Riedesser, P. (2006), S. 42f.).²⁹²

²⁹¹ Weitere Exempel einer spielerischen Auseinandersetzung von Kindern mit dem Zweiten Weltkrieg finden sich außerdem bei Dörr, M. (2007), S. 47ff.

²⁹² Diese Vorstellung folgt weitgehend den psychoanalytischen Spieltheorien, welche das kindliche Spiel vorrangig als Bewältigung von Angst und Verletzung thematisiert haben. Entsprechend lauten die psychoanalytischen Definitionen des Spiels, welche auch im hier dargestellten Zusammenhang

Dies galt etwa in den „Durchgangslagern“, in welchen die Kinder allein oder mit Angehörigen auf ihre Deportation aus ihren Heimatländern warteten (vgl. hierzu grundlegend Dwork, D. (1994), S. 121ff.). Hier erlebten die meisten von ihnen eine „Welt ohne Beispiel“ (ebd., S. 119), welche sie sich nicht auf Grundlage bisheriger Sozialisationserfahrungen erklären und erschließen konnten. Wie auch in den „Ghettos“ und den „Konzentrationslagern“ war bereits hier der Hunger allgegenwärtiger und massiv belastender Begleiter des jungen Lebens. Die Kinder reagierten hierauf, indem sie Spiele erfanden, die sich um das zentrale Thema, nicht oder nur höchst unzureichend vorhandener Lebensmittel drehten:

„Da sie weder Spielsachen noch irgendwelche brauchbaren Gegenstände hatten, mußten sie sich allein auf ihre Erfindungsgabe stützen. ‚Wir hatten Hunger, und dann dachten wir uns ein neues Spiel aus. Man sammelte Spucke im Mund, wartete eine Minute, und dann konnte man den Speichel hinunterschlucken, als ob man etwas zu essen oder zu trinken bekommen hätte. Es war ein Spiel‘“ (zitiert nach ebd., S. 150).

Auch unter den überwiegend höchst belastenden Bedingungen des Ghettolebens galt: „Die Kinder hörten nicht auf zu spielen“ (ebd., S. 194). Hierbei passten sie sich erstaunlich schnell und weitgehend den vorgefundenen Lebensbedingungen an. Dem deutlichen Mangel an Material begegneten sie mit hoher Kreativität (vgl. ebd., S. 194ff.), die brutalen Begleitumstände scheinen sie bald als alltägliche Lebensbedingungen hingenommen zu haben. Im Warschauer Ghetto beobachtete der Pädagoge Janusz Korczak eine Szene, die gleichermaßen beides verdeutlicht, die unmenschlichen Belastungen eines kindlichen Aufwachsens in dieser Umgebung sowie

von Bedeutung sind. Spiel wird hier verstanden: „Als ein... Versuch des Ichs, all dem zu begegnen, was sowohl aus den die äußere Realität an Schlägen und Versagungen bereithält, als auch dem, was aus den Spannungen von Es und Über-Ich resultiert“ (Peller, L. (1981), S. 100). Auch der Freud Schüler Robert Waelder begreift das Spiel als einen Wiederholungszwang, welcher einerseits ein Schicksal darstelle, welchem wir unterworfen sind, andererseits jedoch auch einen aktiven Versuch des Individuums bedeute, dieses Schicksal zu meistern (vgl. ders. (1973), S. 55). An dieser Stelle ist besonders das Argument einer versuchten aktiven Meisterung des erlebten Schicksals durch das Spiel von Interesse. Diesbezüglich sind in der psychoanalytischen Theorie auch aggressive Momente im kindlichen Spiel selbstverständlich: „Indem das Kind aus der Passivität des Erlebens in die Aktivität des Spielens übergeht, fügt es einem Spielgefährten das Unangenehme zu, das ihm selbst widerfahren war, und rächt sich so an der Person dieses Stellvertreters“ (Freud, S. (1975), S. 82). In diesem Bewältigungsverständnis ist das kindliche Spiel dann im Anschluss an die psychoanalytische Theorie auch von pädagogischer Seite gedeutet worden: „Das Spiel reinigt die Seele, indem es das Geschehene, Verletzende verfügbar macht“ (Flitner, A. (1973), S. 61). Erik H. Erikson hat der psychoanalytischen Spieltheorie zudem das bedeutende Element kindlicher Selbstständigkeit hinzugefügt. Auch er geht zunächst davon aus, dass Spiel der Bearbeitung von Ängsten und Versagungen diene (vgl. ders. (1978), S. 31), fügt dieser Funktion jedoch das Moment der „Freude am Selbstaussdruck“ (ebd., S. 34) hinzu. Diesen Aspekt hat auch Gerd Schäfer in seiner Spielkonzeption (vgl. ders. (1986) und (1989)) berücksichtigt, in welcher er – in Anlehnung an die Arbeiten Winnicotts – das Spiel als intermediären Raum zwischen den Welten versteht, in dem sich innere und äußere Realität verbinden können: „Spiel ist als äußere Realität inszenierte Phantasie“ (ders. (1986), S. 292).

All diese Annahmen helfen nun, das Spiel jüdischer Kinder unter den belastenden Lebensbedingungen des Ghettoalltags zu verstehen.

die beeindruckenden Kompetenzen der Kinder, sich an die gegebene Umwelt anzupassen und sich in dieser dennoch Räume zur Identitätserprobung zu schaffen:

„Eine Straßenszene...: Neben dem Gehsteig liegt ein halbwüchsiger Bub, vielleicht lebt er noch, vielleicht ist er auch schon tot. Und gleich daneben sind drei Buben beim Pferdchenspielen die Zügel durcheinandergeraten. Sie halten Rat, probieren, werden ungeduldig und stoßen dabei mit den Füßen an den Daliegenden. Endlich meint einer: ‚Laßt uns hier weggehen, der ist uns im Weg.‘ Sie gehen ein paar Schritte weiter und machen sich wieder über ihre Leine her“ (ders. (1992), S. 65).

Diese Szene allein als Ausdruck der kindlichen Verrohung zu deuten, wäre wesentlich zu einseitig. Sie vermittelt vielmehr, in welch beeindruckendem Umfang jüdische Kinder sich den gegebenen Lebensbedingungen, die sie selbst kaum beeinflussen konnten, anpassten und welche zentrale Bedeutung dem Spiel bei der Bewältigung des Alltags unter diesen zukam:

„Die Wirklichkeit des Ghettolebens wurde für die Kinder, die keine andere Lebensweise kannten, zu normaler Existenz; so erfanden sie Lieder und Spiele, bei denen Wörter wie ‚Aktion‘, ‚Blockade‘, Kummer, Tränen und Hunger das normale Vokabular ihrer Phantasiewelt waren“ (Der Psychiater David Wdowiński, zitiert nach Dwork, D. (1994), S. 194f.).

Dass viele dieser Kinder lernen mussten, dass es nicht lohnt, dem sterbenden Altersgenossen zu helfen, da ihnen schlicht jede Möglichkeit hierzu fehlte, ist hingegen allein dem NS-Regime zuzuschreiben, welches sowohl die spielenden, als auch die sterbenden Kinder gezielt dieser Umwelt ausgesetzt hatte.

Im so genannten „Kinderblock“ von Birkenau spielten selbst kleine Kinder bezeichnende Szenarien, wie „Lagerältester und Blockältester“, „Appell“ und „Mützen ab!“. Sie spielten Kranke, die man während eines Appells schlug, weil sie entkräftet zusammengebrochen waren oder sie spielten Arzt, der ihnen das Essen wegnahm und sich weigerte, ohne Gegenleistung zu helfen (vgl. den Bericht von Hanna Hoffmann-Fischel in Deutschkron, I. (1985), S. 54).

Auch dramatischen Erfahrungen setzten die Kinder spielerische Bewältigungsstrategien entgegen:

„Einmal spielten sie auch >Gaskammer<. Sie machten eine Grube, in die sie ein Steinchen nach dem anderen schoben. Das sollten die Menschen sein, die ins Krematorium kamen, und sie ahmten ihre Schreie nach. Mich zogen sie zu Rate, ich sollte ihnen zeigen, wie man den Kamin aufstellen müsse“ (zitiert nach ebd.).

Im Spiel versuchten die Kinder die allgegenwärtige äußere Bedrohung, die sich langsam in ihre Seelen fraß, sowie die wiederkehrenden, nicht selten potentiell traumatischen, Schockerlebnisse, welche durch das plötzliche Hereinbrechen der Gewalt in die kindliche Welt ausgelöst wurden, auf – im wahrsten Sinne des Wortes – phantastische Art beherrschbar zu machen:

„In Lodz preßte Ettie ihre Stoffpuppe an sich und sprach zu ihr mit ernster Stimme: >Weine nicht, meine kleine Puppe! Wenn die Deutschen kommen, um dich zu ergreifen, lasse ich dich nicht los. Ich gehe mit dir, wie Rosis Mutter.< Und indem sie die Tränen ihres Puppenkindes mit ihrem Schürzenzipfel wegwischte, fuhr sie fort: >Komm, ich bringe dich zu Bett. Ich habe kein Brot mehr für dich. Du hast die heutige Ration aufgegessen, es gibt nicht mehr; ich muß den Rest für morgen aufbewahren.<“ (zitiert nach Stargardt, N. (2006), S. 214).

Die Spiele der jüdischen Kinder unter diesen repressiven Lebensbedingungen als Exempel ihrer inneren Abstumpfung zu verstehen, könnte falscher kaum sein.²⁹³ Mit der Übernahme auch aggressiver Rollen versuchten sie, freilich vielfach und weitgehend unbewusst, sowohl der Bedrohung, als auch der ständigen Erfahrung persönlicher Ohnmacht spielerische Bewältigung und damit eine Form der Selbstbehauptung entgegenzusetzen. Diese Strategie erhielten sie aufrecht, solange die physische Verfassung dies zuließ oder aber die psychischen Belastungen zu überwältigend wurden. Damit wird die enorme Bedeutung des Spiels in der kindlichen Sozialisation erneut deutlich. Im Kontext des unbarmherzigen nationalsozialistischen „Vernichtungsprozesses“ hatte auch diese Strategie der kindlichen Gesunderhaltung allerdings nur aufschiebende Wirkung. Die Kinder aus dem „Kinderblock“ in Birkenau, von denen oben die Rede war, wurden fast alle im September 1944 vergast (vgl. Deutschkron, I. (1985), S. 55).

Die unzähligen Symbole der NS-Herrschaft erschöpften sich schließlich nicht mit den meistgenannten Elementen, wie Uniformen, Flaggen oder einer selbstherrlichen Architektur, sie reichten auf vielfältige, nachhaltig prägende und mitunter subtile Weise in die Sozialisation damals Heranwachsender hinein. Sie alle trugen zu einer „Nazifizierung“ (Harald Scholtz) der Alltagswelt bei, der sich gerade Kinder und Jugendliche schon deshalb nur schwer entziehen konnten, da sie vielfach zuvor keine alternative Umwelt kennen gelernt hatten. Wer, wenn es um nationalsozialistische Rituale und Symbole geht, vorwiegend auf die schreienden Reden Hitlers und anderer Nazigrößen oder das allgegenwärtige Hakenkreuz verweist, der übersieht mitunter solche, eher atmosphärischen Sozialisationsbedingungen.

Dies gilt in besonderem Maße auch für solche Elemente einer symbolischen Politik, denen der einfache „Volksgenosse“ nicht als partizipierender Rezipient ausgesetzt war, sondern die er selbst als Ausdruck einer persönlichen Inklusion alltäglich gene-

²⁹³ Ganz allgemein ist zu konstatieren, dass die historische Sozialwissenschaft das vielfach bedrückende, aber eben auch oftmals beeindruckende Exempel, welches das kindliche Spiel unter den spezifischen Sozialisationsbedingungen der NS-Herrschaft für dessen spezifische Sozialisationsbedeutung sowie für die Resilienzpotentiale damals Heranwachsender quer durch alle Bevölkerungsgruppen gegeben hat, nicht hinreichend erfasst, geschweige denn systematisch bearbeitet hat. Hier wäre weitere Forschungsarbeit weiterführend.

rierte. Tilmann Allert hat diesbezüglich trefflich herausgearbeitet, dass etwa der „deutsche Gruß“, das ausgerufene und durch das Heben des Armes bezeugte „Heil Hitler“ zum Symbol einer öffentlich bekannten Zugehörigkeit zur charismatischen Gemeinschaft wurde (vgl. ders. (2005)).

Der „deutsche Gruß“ sollte zum aktiv verbindenden und vereinheitlichenden Symbol der nationalsozialistisch zugeschnittenen „Volksgemeinschaft“ werden (vgl. ebd., S. 13f. und 78f.). Tatsächlich wurde die Geste zum Medium, um „die Zugehörigkeit für andere im Alltag sichtbar zu beglaubigen“ (ebd., S. 48). In diesem Sinne stellte der „Völkische Beobachter“ am 20. März 1935 fest: „>Das ist ein Stück praktischer Nationalsozialismus, das jeder vollbringen kann<“ (zitiert nach ebd.). Der „deutsche Gruß“ lässt sich demnach als eine der untersten Ebenen der Umwandlung von NS-Ideologie in (symbolhafte) Herrschaftspraxis sowie der aktiven Inklusion des Einzelnen in diese bezeichnen. Der „Gruß“ wurde zum allgegenwärtigen Symbol der Loyalität zum „Führer“. Dementsprechend konfrontierte man auch die Jüngsten nicht nur mit der Aufforderung selbst, an dieser Interaktion teilzunehmen, sondern zudem mit entsprechenden „erzieherischen“ Vermittlungsversuchen, wie beispielsweise einem Schulwandbild, auf dem Dornröschens Retter diesem mit dem „deutschen Gruß“ begegnet (vgl. die kommentierte Darstellung in ebd., S. 53).

All diese beschriebenen Inklusionsstrategien (neben den hier genannten zählt dazu auch der propagandistisch inszenierte „Führermythos“ (vgl. These 3), welcher wiederum weitgehend durch Rituale und Symboliken transportiert wurde (vgl. Böhme, H. (2006), S. 271)), lassen sich zusammenfassen unter der Kategorie der politischen Kulte (vgl. ebd., S. 255ff.). Die entscheidende Eigenschaft derartiger Kulte war und ist „Bedeutung“:

„Die Bedeutung muss szenisch werden; sie wird zu einem Element in einem Ritual. Es handelt sich also um <agierende Signifikanten>, um szenische Symbole, die in Erscheinung bringen, was sie bedeuten: Sie sind *in actu* verwirklichte Bedeutungen. (...) Diese <Bedeutungen> müssen kulturell codiert und mit einem hohen Allgemeinheits-, Verbindlichkeits- und Wiedererkennungswert ausgestattet sein. (...) Im politischen Fetischismus müssen... die obigen Bedingungen eingelöst sein; denn es geht um den *öffentlichen* Vollzug von *Macht*, die, indem sie sich in Idolen und Fetischen darstellt, ihre Adressaten <ergreift>, <mitnimmt> und zu einer Gemeinschaft <zusammenfügt>“ (ebd., S. 256).

Der konkrete Zweck für den Machterhalt des NS-Regimes lag hierbei in der nivellierenden Bindekraft:

„Politische Kulte sind nun... dafür eingerichtet, Gemeinschaftskörper szenisch zu entwickeln, homogene Massen zu bilden und auf eine symbolische Mitte (Idol) hin zu zentrieren, die

entkonventionalisiert, also fraglos, überragend, singulär, überindividuell, machtvoll und oft erlösend erlebt wird, in sinnlicher Evidenz und unwiderstehlicher Kraft.“ (ebd., S. 258).

Die Bedeutung einer emotionalen Bindung an das NS-Regime und insbesondere seinen „Führer“, welche den bisher beschriebenen symbolischen Vermittlungen als Intention und häufiger Effekt zugrunde lag, ist bisher in der historischen Sozialisationsforschung zum Thema nur in Ansätzen bearbeitet worden. Welzer hat diesbezüglich darauf hingewiesen, dass sich im Bereich der individuellen Erinnerungen und Bewertungen zur NS-Zeit die Elemente einer kognitiven Verarbeitung von jenen einer Aufarbeitung der damals erlebten emotionalen Prägungen häufig ablösen können. Hierbei entfalte letztere zumeist eine wesentlich nachhaltigere Wirksamkeit, bzw. erweise sich als wesentlich erfolgreicher in ihrer Resistenz gegen Aufklärungsbemühungen (vgl. ders. (1997b)). Diese Erkenntnis ist das Ergebnis eines interdisziplinären Forschungsprojekts der Universität Hannover, in welchem „genauer untersucht (wurde), was Angehörige der Geburtsjahrgänge 1915 bis 1925 aus der NS-Zeit erinnern – und wie sie das tun“ (ebd., S. 54). Welzers Kritik am bisherigen Vorgehen der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung zum Thema sowie grundsätzliche Teilerkenntnisse verschiedener Arbeiten, an denen er beteiligt war (vgl. etwa Welzer, H.; Montau, R.; Pläß, Ch. (1997) sowie Moller, S.; Tschuggnall, K.; Welzer, H. (2002)), fasst er bereits an dieser Stelle prägnant zusammen:

„Derselbe Herr..., der so kritisch dem Nationalsozialismus eingestellt scheint, kann aber an anderer Stelle geradezu begeistert berichten: ‚Ich war hoch dekoriert, ich hatte EK I und II, silbernes Verwundetenabzeichen, Ostmedaille und Sturmabzeichen. Nach'm Krieg hab' ich die Abzeichen bei bestimmten Anlässen noch oft getragen'. (...) Die Interviews und Gruppendiskussionen der [oben genannten; der Autor] Studie verdeutlichen, daß die Zeit des Nationalsozialismus für die Generation der 60- 80 jährigen einen wichtigen Bezugspunkt und Kern ihrer biographischen, politischen und sozialen Identität bildet. Der zitierte Herr... ist unter den Befragten keine Ausnahme: fast alle interviewten Männer und Frauen distanzieren sich zwar vom Nationalsozialismus – und erst recht von den ‚hundertfünfzigprozentigen Nazis‘. Die meisten geraten aber auch ins Schwärmen oder in Aufregung, wenn sie bestimmte Episoden aus dem Krieg, der Fabrik oder aus dem Privatleben dieser Zeit erzählen. (...) Dabei wurde deutlich, daß sich eher kognitiv strukturierte Bewußtseinsinhalte – politische Ideologien, erlernte Zusammenhänge oder Wissensbestände – leichter neu bewerten und revidieren lassen als solche, die auf stark emotional geprägte Erlebnisse zurückgehen. (...) Und weil dieses subjektive Zeiterleben mit der objektiven Geschichtsepoche des Nationalsozialismus zusammenfällt, prägen die Uniformen und Fackelzüge, Sportfeste, KdF-Fahrten und natürlich die Autobahnen die Erinnerung der älteren Menschen emotional noch immer

– obwohl sie der NS-Ideologie längst abgeschworen haben und die Nazi-Herrschaft bis 1945 sehr kritisch reflektieren können“ (Welzer, H. (1997b), S. 54f.).²⁹⁴

Fasst man die obigen Annahmen zusammen, so lässt sich Folgendes sagen:

Im Verlaufe der Biographie gemachte Erfahrungen wirken mitunter dann besonders stark und nachhaltig, wenn sie auch emotionale Reaktionen beim Individuum evoziert haben (vgl. auch die autobiographischen Aussagen von Wehler, H.-U. in Hettling, M.; Torp, C. (2006), S. 26) bzw. geeignet sind, diese bei der Erinnerung an jene Erfahrungen erneut wachzurufen (vgl. auch Reese, D. (1991b), S. 205 sowie Hübner-Funk, S. (2005), S. 110f.).²⁹⁵ Dies gilt insbesondere dann, wenn es sich um Erlebnisse handelt, die positiv erlebt wurden, wiederholt stattfanden oder besonders intensiv erlebt wurden (vgl. Marks, S. (2007a), S. 165 und 189f.).

Die bereits erwähnte Deutungsmusteranalyse wäre bezüglich möglicher biographischer Altlasten aus der NS-Zeit, welche die Wahrnehmung und das Erleben der betroffenen Zeitzeugen auch nach 1945 geprägt haben, demnach um eine weniger argumentative, als vielmehr emotionale Dimension zu erweitern. Harald Welzer hat die-

²⁹⁴ Elisabeth Sternheim-Peters beschreibt passend hierzu ihre verbliebene Erinnerung an die Lieder, welche sie als Kind und Jugendliche in den NS-Organisationen gelernt hatte: „Manchmal auf einsamen Autofahrten, singt E. die seit 40 Jahren ungesungenen Lieder, um Gefühle von damals aus unbewußten Seelenschichten heraufzuholen. Mit Verwunderung bemerkt sie dann, wie viele Strophen noch immer im Gedächtnis sind. Der nur scheinbare >Schwachsinn< der Texte hatte Methode. Sie transportierten zusammen mit den Medien politische Zurichtung und Hingabe, die dem Mißbrauch einer zunächst ziellosen Begeisterung Tür und Tor öffnete. E. will nicht verschweigen, daß die alte Faszination beim Singen für Augenblicke über ihr zusammenschlägt, wenn es ihr gelingt, den Verstand auszuschalten und all das zu vergessen, was sie heute weiß“ (dies. (2000), S. 208, vgl. diesbezüglich auch ebd., S. 79 und S. 218, Brockhaus, G. (1997), S. 11ff., sowie Karasek, H. (2006), S. 70ff.).

²⁹⁵ Diese Einschätzung wird nicht nur in den Sozialwissenschaften vertreten. Auch der Historiker Werner T. Angress argumentiert in seiner Darstellung des Schicksals junger Juden im Deutschland der NS-Zeit entsprechend: „Wenn man die schriftlichen oder auch mündlichen autobiographischen Aussagen derjenigen miteinander vergleicht, die 1933 entweder Kinder oder schon Jugendliche waren, so ergibt sich häufig eine interessante Übereinstimmung von Reaktionen auf ihre Erlebnisse. Bei der Auswertung dieser Erinnerungen bin ich von der Voraussetzung ausgegangen, daß sich Menschen nach Jahrzehnten zwar über viele Sachverhalte ihrer eigenen Vergangenheit irren können, besonders was Daten und Personennamen anbelangt, daß aber emotionale Begebnisse, besonders Demütigungen, Beleidigungen, gehässige Bemerkungen (von Anwendung physischer Gewalt einmal ganz abgesehen) sich fest im Gehirn verankert haben und Aussagen darüber vom Historiker weitgehend als zuverlässig akzeptiert werden können“ (ders. (2003), S. 112). Der Schriftsteller Heinrich Böll schreibt zu Beginn seiner Erinnerungen an die eigene Kindheit während der NS-Zeit bezüglich des Wahrheitsgehaltes seiner autobiographischen Berichte: „Für Stimmung und Situation kann ich garantieren, auch für die in Stimmungen und Situationen eingewickelten Fakten, nicht garantieren kann ich, konfrontiert mit kontrollierbaren historischen Fakten, für die Synchronisation“ (ders. (1997), S. 15). Letzteres bleibt Aufgabe einer analytischen Methode, die ihren Zeitzeugen nicht alles glaubt, aber gleichzeitig auch nicht alles besser weiß. Die *erzählten* Lebensgeschichten sollten einerseits kritisch durchleuchtet und mit objektivierbaren Fakten konfrontiert, andererseits aber auch als Expertise eines einmaligen *erlebten* Lebens und einer daraus resultierenden aktuellen Weltansicht ernstgenommen werden (vgl. Rosenthal, G. (1995)). Schließlich ist eine Auffassung für die Auseinandersetzung mit den Biographen und deren Lebensgeschichten entscheidend: „Sich zu erinnern, sich etwas vorzustellen, etwas zu bewerten, etwas zu planen – all das setzt nicht Daten voraus, sondern Bedeutung“ (Markowitsch, H. J.; Welzer, H. (2005), S. 35, vgl. in diesem Sinne auch Zymek, B. (2002), S. 357).

se Wirkungskategorie als „ästhetische Codes aus der NS-Vergangenheit“ bezeichnet (vgl. ders. (1995), S. 11) und sie definiert, als „eine Ebene der lebensgeschichtlichen Be- und Verarbeitung von Vergangenheit..., die weder unbewußt noch kognitiv, sondern erfahrungsgeschichtlich und ästhetisch agiert“ (ebd., S. 12). Welche Wirkung diese „ästhetischen Codes“ im späteren Leben der damals Sozialisierten entfalten konnten und können, lässt sich exemplarisch mit einem autobiographischen Bericht Tomi Ungerers veranschaulichen:

„Und ich weiß – das mach ich jetzt nicht mehr, aber noch vor einigen Jahren -: Wurd’ ich so ein bißchen niedergeschlagen, keine Depression, aber doch so ein bißchen nach unten, dann hab ich immer automatisch Nazilieder gesungen, dann ist das sofort wieder alles stramm, geradeaus... Das ist mir eine gute Medizin gewesen“ (zitiert nach Hodek, J. (1984), S. 23).

Das Abrufen der sozialisierten Lieder hat hier die gleiche Wirkung wie damals. Gegenüber aufkommender Unsicherheit, Grübeleien und Niedergeschlagenheit löst das Singen positiv erlebte Emotionen aus und bringt den Singenden wieder „stramm, geradeaus“. Allerdings kommt hier noch der biographische Aspekt hinzu, die bewussten und unbewussten Rekurse auf eine, von subjektiven Stärke- und Sicherheitsgefühlen geprägte, Lebensphase. Ohne dass nationalsozialistisches Gedankengut dabei irgendeine Rolle spielen würde, wirkt nun der „ästhetische Code“ des Singens bestimmter Texte und Melodien aus der Kindheit und Jugend während der NS-Zeit nach. Im Zusammenhang mit der NS-Propaganda erhält die Erkenntnis des besonders starken Nachwirkens emotional aufgeladener Erfahrungen eine weitere Verschärfung. Denn diese legte, im Bemühen die „Volksgemeinschaft“ geistig wie gefühlsmäßig zu manipulieren, sowohl einiges an Skrupellosigkeit, als auch an Begabung an den Tag. Bezogen auf die emotionale Überwältigung der Menschen schuf man dort eine engmaschige Struktur nationalsozialistisch geprägter Erlebnisangebote. In unzähligen Inszenierungen, vom individuell-privaten „deutschen Gruß“, bis zu den kollektiv-gesellschaftlichen Feierlichkeiten, Wettkämpfen und schließlich dem gemeinsamen Kriegserlebnis, bot das „Dritte Reich“ seinen Bürgern vielfältigste Optionen, sich emotional entweder passiv ergreifen zu lassen oder aktiv selbst zu engagieren und zu echauffieren. Neben den bereits angesprochenen Deutungsmustern lassen sich auch die hier beschriebenen, emotional aufgeladenen Identifikationen als Erbschaften der NS-Zeit im Bewusstsein der damals Sozialisierten bezeichnen. Dies verdeutlicht exemplarisch ein Bericht der Zeitzeugin Ingeborg Bayer:

„Manchmal frage ich mich, was aus all den ‚Tugenden‘ von damals geworden ist. Wo sie geblieben sind, das Gefühl von Größe zum Beispiel – vergraben, vergessen, zugeschüttet für immer? Strukturen einer bestimmten Phase, einer sensiblen Phase, lassen sich nicht auslöschen, sie klingen nach, auch heute noch, ich gestehe es. Bei dem Film von Joachim Fest ‚Hitler, eine Karriere‘, bei

den Massenszenen des eingeblendeten Leni Riefenstahl Films ‚Triumph des Willens‘, lief es mir zweimal über den Rücken – einmal rational und einmal emotional. Der emotionale Schauer, bei dem Vorbeimarsch Hitlers, sein Weg durch die lautlos stehende Menge, war der primäre – da warst du auch dabei, damals, eine unter Tausenden. Ich konnte spüren, was ich damals gespürt hatte,..., es lief alles in mir ab, wie ein Film. Es war kein negativer Film in diesem Augenblick, die Identifikation klappte nahtlos, auch heute noch. Der rationale Schauer kam erst später, die Bestürzung darüber, daß Abrufbarkeit offenbar nicht so rasch verjährt“ (dies. (1995), S. 214).

Was an emotionalen Erlebnissen aus der NS-Zeit tatsächlich *konkret* erinnert wird, lässt sich anhand der bisherigen Forschung jedoch nur bedingt feststellen. Dies liegt daran, dass diese zumeist die hierzu notwendige Differenzierung zwischen *erlebter* und *erzählter* Lebensgeschichte (vgl. Rosenthal, G. (1995)) nicht unternimmt.

Es lässt sich daher lediglich sagen, was von der Mehrzahl der befragten Zeitzeugen in Interviews als Erinnerung an die NS-Zeit präsentiert wurde. Zweierlei ist diesbezüglich festzustellen: Erstens werden vorrangig solche Erinnerungen wiedergegeben, die als „schön“ empfunden wurden oder zumindest so präsentiert werden (vgl. Offermanns, A. (2004), S. 202 sowie Miller-Kipp, G. (2007), S. 179f.). Belastende Erinnerungen, in denen beispielsweise Angst oder Trauer erlebt wurden, werden dagegen selten bis gar nicht präsentiert (vgl. Paul, H. (1999), S. 11):

„Die Biographen berichten zwar, daß sie noch heute von Kriegserinnerungen und –träumen verfolgt werden, doch kommen in ihren Erzählungen Szenen des Schreckens und des Todes kaum vor. Die Erzählungen über Krieg und Nachkriegszeit sind vielmehr von einem Thematisierungstabu für bestimmte Erlebnisse geprägt, und häufig dienen Kriegsanekdoten den Erzählern zur Ablenkung von eigenen schmerzhaften Erinnerungen“ (Rosenthal, G. (1990), S. 9).

Zweitens lässt sich festhalten, dass diese „schönen“ Erinnerungen von den Zeitzeugen oftmals in „gewisser Weise amorph“ geschildert werden und dabei „nur ein globales, umfassendes Gefühl des Wohlbefindens wieder(geben)“ (Offermann, A. (2003), S. 202). Selten wird hingegen „konkret angegeben, was ihnen besonders zusagte“ (ebd.; vgl. auch Reese, D. (1989), S. 85 ff).

Für die aktuelle Forschungssituation im Bereich der Erziehungswissenschaft gilt: Die bewusst inszenierten oder ungewollt mitproduzierten emotionalen Wirkungen und Nachwirkungen der „ästhetischen Inszenierungen“ (Herrmann und Nassen) des nationalsozialistischen „Erziehungsstaates“ (Ley) im Allgemeinen und der NS-Pädagogik²⁹⁶ im Besonderen, sind bisher nur unzureichend untersucht worden (vgl. Offermanns, A. (2004), S. 13).

²⁹⁶ Zur Klärung der im Folgenden verwendeten Terminologie sei darauf hingewiesen, dass ich mich hierbei an eine Einteilung Tenorths halte und im Verlauf der Strukturthesen ‚Erziehungswirklichkeit‘ oder äquivalent ‚Erziehung‘, die Praxis pädagogischer Arbeit (nenne), ‚Pädagogik‘ dagegen die Selbstausslegung dieser Wirklichkeit, ‚Erziehungswissenschaft‘ die in theoretischer Wendung verselbständigte Analyse“ (ders. (1989), S. 277).

Dies gilt allerdings nicht nur für den Bereich der Erziehungswissenschaft. Als grundlegendes Instrument einer intendierten Verhaltenskontrolle der „Volksgemeinschaft“ durch die nationalsozialistische Führung hat die vielfältige Inszenierung ästhetischer Erlebnisangebote während der NS-Zeit bisher zu wenig Aufmerksamkeit gefunden. Meist wurden lediglich einzelne Elemente aus diesem Gesamtkontext unterschiedlichen Themenbereichen zugeordnet und zu deren Analyse herangezogen (vgl. ebd., S. 13ff.). Im hier diskutierten sozialisationstheoretischen Kontext interessiert dieser Aspekt der NS-Herrschaft jedoch gerade als wichtiges Element einer nationalsozialistischen Formationserziehung. In diesem Sinne lässt sich die bewusste Instrumentalisierung der Ästhetik durch das NS-Regime als Versuch einer, vom Rezipienten weitgehend unbemerkten, dadurch aber umso erfolgreicher, Formierung erklären:

„Der Hauptgrund für die Ästhetisierungsstrategien (liegt) in der Unzugänglichkeit des stets intentionalen Bewußtseins eines Individuums. Das Bewußtsein ist nicht direkt manipulierbar, wohl aber die Objekte der Sinnenwelt, an denen der Verstand ansetzen kann [vgl. die Ausführungen zum symbolischen Interaktionismus in dieser Arbeit; der Autor]. Die gewünschte Formierung des einzelnen kann sich also nur über die Gestaltung der Welt vollziehen. (...) Ästhetik... kommt [im Gegensatz zur Propaganda; der Autor] auf ‚leisen Sohlen‘, umgeben mit dem Schein der Absichtslosigkeit und der politischen Ungebundenheit. Entscheidend ist, daß die Ästhetisierungen nicht am Subjekt ansetzen, sondern an dem, worauf das Subjekt seine Intention richtet, nämlich die Welt, einschließlich des eigenen Körpers. Wird diese Welt dann in vereinheitlichender Weise strukturiert, dem Subjekt also gewissermaßen nur *eine* Welt angeboten, kann es sich trotzdem das Gefühl erhalten, sich *frei* für diese Deutung entschieden zu haben. Es geht also nicht darum, den Verstand als solchen ‚auszuschalten‘, sondern ihn so umzubauen [oder, mit entsprechend nachhaltigerem Ergebnis, so aufzubauen; der Autor], daß der Einzelne glaubt, seine (gelenkte) Weltdeutung sei Produkt des eigenen Verstandes bzw. selbständiger Erfahrung. (...)... Ästhetik ist keine Propaganda, obwohl sie als solche benutzt werden kann. Sie kann zwar, bewußt angewandt, durchaus zum Propagandainstrument werden, ist dadurch aber nicht völlig beschrieben, da sie als subjektives Erlebnis immer einen nicht vorhersehbaren Rest auf Rezipientenseite zurückläßt, den die Nationalsozialisten verzweifelt zu brechen bemüht waren“ (ebd., S. 8f.).

In ihrer Eigenschaft als Instrument nationalsozialistischer Formationserziehung, lassen sich derartige Ästhetisierungsstrategien nunmehr definieren:

Es ging darum, „mit Hilfe von Faszination und Emotion, von Identifikation und Motivation, durch das Amalgamieren von Furcht und Hoffnung, Angst und Sehnsucht *Herrschaft auszuüben* durch *Beherrschung von Wahrnehmung und Bewußtsein*, um auf diese Weise eine Herrschaftspraxis zu etablieren, die der Masse der Bevölkerung gegenüber (zunächst) auf unmittelbaren physischen Terror verzichten konnte“ (Herrmann, U.; Nassen, U. (1994b), S. 9).

Die Praxis dieser Ästhetisierungsstrategien lässt sich demgegenüber folgendermaßen abstrahieren:

„In Festen und Feiern, Kulturen und Ritualen, Bildern und Symbolen – in diesen *Ritualisierungen* vermittelte auf eine *wirkungsvolle* Weise das Regime *seine* Wirklichkeit, mit der Folge, daß *diese* Wirklichkeit von der *Wirklichkeit* oft nicht mehr unterscheidbar war. Die *Inszenierungen des Lebens und Erlebens* im Alltag sowie die *Modellierungen der Wahrnehmungsformen und Artikulationsweisen* gesellschaftlicher, kultureller und politischer Sachverhalte bei besonderen Anlässen und nicht zuletzt die psychologisch raffiniert inszenierten Selbstdarstellungen des Regimes [vgl. These 3; der Autor] erzeugten massenhafte Zustimmung und riefen massenhafte *Selbstunterwerfung* hervor: eben die für das nationalsozialistische Deutschland bis dahin unvorstellbaren individuellen und kollektiven *Gehorsamsleistungen*, bewirkt durch die *Subjektion der Subjekte*“ (ebd.).

Hinzuzufügen wäre noch, dass bezüglich der attestierten Wirksamkeit solcher Ästhetisierungsstrategien ähnliches gilt wie für die nationalsozialistische Propaganda. Auch hier lässt sich der Zusammenhang zwischen den derartigen Intentionen und Praxen des NS-Regimes und deren Wahrnehmung durch die „Volksgenossen“ lediglich phänomenologisch ableiten, sprich durch den Verweis auf das Vorhandensein beider Strukturen – Ästhetisierung der Politik und Formierungsbereitschaft der „Volksgemeinschaft“. Konkrete Analysen über den spezifischen Stellenwert, welchen diese Ästhetisierungsstrategien im Kontext einer Inklusion der Bevölkerung in das NS-Herrschaftssystem, tatsächlich gespielt haben, hat die historische Forschung, in welcher „die Ansprechpersonen der Ästhetisierungsstrategien bisher wenig beachtet worden sind“ (Offermanns, A. (2004), S. 215), bislang kaum erbracht. Diese unterlägen denselben methodischen Schwierigkeiten, wie sie bereits für die Wirkungsmessung der NS-Propaganda angedeutet wurden.

All dies darf aber nicht zu dem Fehlschluss verleiten, im NS-Sozialisationskontext seien, wo doch deren Rezeption Residuen der Individualität behaupten konnte, wenigstens die Vermittlungsangebote der Massenmedien vollständig „gleichgeschaltet“ gewesen.

Für eine adäquate Einschätzung des kulturellen Lebens während der NS-Zeit ist es unerlässlich, darauf hinzuweisen, dass es neben diesen Einflussnahmen beachtliche Freiräume gab, in die das Regime nur sehr verhalten Eingriff nahm (vgl. Frei, N. (2001), S. 123ff.). Das „Dritte Reich“ war keineswegs *ausschließlich* eine weltanschauliche Schulungsmaßnahme in totalitärem Gewand. Jedoch stellten auch die (noch) geduldeten – im Gegensatz zu solchen, die aus den Unzulänglichkeiten der nationalsozialistischen Kontrollagitationen resultierten (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend sowie These 7) – Freiräume weniger eine wirklich akzeptierte Produktion abweichender Erfahrungswelten dar, als vielmehr einen weiteren Aspekt eines wohl kalkulierten Systems öffentlicher Beeinflussung. So hatten die unterschiedlichen Medien verschiedene Funktionen zu erfüllen, die sich nach den vom „Reichs-

Propagandaministerium“ erkannten, aktuellen Notwendigkeiten richteten. Neben dem Einschwören der Bevölkerung auf die „völkische Weltanschauung“ sah man hier insbesondere in Zeiten des Krieges die Möglichkeit, die Durchhaltefähigkeit der Deutschen durch Entspannung und Unterhaltung zu stärken. So ist es als planmäßige Kulturpolitik zu verstehen, wenn Goebbels, der wiederholt vor zu aufdringlicher Propaganda gewarnt hatte, auch „das Fortbestehen einer eingeschränkten geistig-kulturellen Bandbreite“ förderte (ebd., S. 124). Um die Loyalität der Gesellschaft zu erhalten, gab es während des gesamten „Dritten Reiches“ ein durchaus vielfältiges Unterhaltungsprogramm. So waren sowohl Filme als auch Literatur aus den U.S.A. zugänglich (vgl. Schäfer, H.D. (1981), S. 131f., Siedler, W.J. (2002), S. 93ff. sowie Zimmermann, C. (2007), S. 56).²⁹⁷

Berücksichtigt man diese, vom Regime bewusst geduldeten, Pluralitäten im kulturellen Bereich sowie die Tatsache, dass auch die bürokratische Institutionalisierung der Kulturpolitik im NS-Staat sich nicht auf eine einheitliche Kulturideologie stützen konnte und zudem keinen systematisch geschlossenen kulturpolitischen Verwaltungsapparat hervorbrachte (vgl. Barbian, J-P. (1995), S. 23) sowie schließlich die Erkenntnis, dass u.a. im Bereich der Literatur mit den Beständen, welche die „Volksgenossen“ zu Hause angesammelt hatten, ein Potential für alternative Kultureinflüsse bestand, das bisher kaum erforscht wurde (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 56), so kommt man unweigerlich zu dem Ergebnis, dass die, insbesondere von ideologiekritischen Arbeiten oftmals überbewertete (vgl. ebd.), „Gleichschaltung“ der öffentlichen und privaten Kultur Rezeption im „Dritten Reich“ keineswegs vollkommen war. Wenngleich „eine systematische Historisierung der Kategorie der Erlebnisgesellschaft... noch aus(steht)“ (ebd., S. 34, vgl. auch Schulze, G. (1993), S. 21ff.), so lässt sich doch bereits feststellen, dass die kulturelle „Lebenswirklichkeit“ (Hans Dieter Schäfer) während der NS-Zeit zumindest anteilig Möglichkeiten zur individuellen und subjektiven Medienwahrnehmung beinhaltete. Dies galt sowohl für die Auswahl eigenen Interessen entsprechender Medien, wie auch für deren Wirkung beim einzelnen Rezipienten. Diese Einschätzungen dürfen wiederum nicht zu einer Überschätzung der kulturellen Freiheitsgrade

²⁹⁷ Auch Thamer (vgl. ders. (1998), S. 508ff.) verweist darauf, dass während der NS-Zeit in Deutschland „die Bücherverbrennungen und schwarze Listen verbotener Literatur“ (ebd., S. 510) praktisch ausschließlich die öffentlichen Bibliotheken betroffen hätten und demgegenüber „in den Buchhandlungen und Theatern... keineswegs nationalsozialistische Autoren und Stoffe (dominierten)“ (ebd., S. 508). Diese Feststellung steht allerdings in keinem Widerspruch zur hier geäußerten Annahme eines umfassenden Manipulationsversuches der Gesellschaft durch den NS, sondern ist eine von der nationalsozialistischen Führung weitgehend bewusst geduldete Unschärfe des Überwachungsstaates. Denn, „nicht die totale politische Indoktrination wie in der sowjetischen Gegenwart war das Rezept, sondern die totale Kontrolle mit breiten Zugeständnissen an Bedürfnisse der modernen Freizeitkultur und des Massenkonsums... Eine in mehrfacher Hinsicht gesplante Existenz war für einen großen Teil der Bevölkerung... die Folge“ (ebd., S. 511).

unter der NS-Herrschaft führen, sie stellen jedoch klar, dass die, in der älteren Forschungstradition immer wieder anzutreffende, einfache Gleichsetzung von nationalsozialistischer Kultur und Propaganda nicht den damaligen Realitäten entsprach (vgl. Hüttenberger, P. (1976), Barbian, J.-P. (1995) sowie Zimmermann, C. (2007), S. 51ff.). Das anschaulichste Beispiel für die zweigleisige Ausrichtung der nationalsozialistischen Öffentlichkeitspolitik liefert sicherlich die, im Vergleich zur NS-Presse- und Rundfunkpolitik, erst relativ spät und dann vornehmlich unter ideologiekritischer Perspektive untersuchte (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 160)²⁹⁸, deutsche Filmproduktion jener Tage (vgl. Reichel, P. (1994), S. 180ff.).²⁹⁹

Hier wurden zum einen eindeutig propagandistische Filme wie z.B. „Hitlerjunge Quex“³⁰⁰ (mit dem Ziel der Inklusion Jugendlicher), Leni Riefenstahls propagandistischer Dokumentarfilm „Triumph des Willens“ (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 180f.),³⁰¹ welcher u.a. der Verbreitung und Vertiefung des „Hitlermythos“ (vgl. These 3) dienten, „Jud Süß“ und „Der ewige Jude“³⁰², welche den Antisemitismus ver-

²⁹⁸ Von richtungsweisender Bedeutung war dabei die Studie des Soziologen Gerd Albrecht, der als erster die NS-Filmproduktion als eigenen Forschungsgegenstand etablierte und deren Exponate inhaltlich systematisierte (vgl. ders. (1969)).

²⁹⁹ Deren Exponate fanden eine weite Verbreitung in der deutschen Bevölkerung – inwieweit durch die eigene Anziehungskraft oder aber eine erhöhte Reichweite aufgrund des technischen Fortschritts bedingt (vgl. Reichel, P. (1994), S. 187), sei hier dahingestellt. So verdreifachte sich der durchschnittliche Filmbesuch in Deutschland pro Kopf und Jahr während der NS-Zeit von 4,8 im Jahr 1933 auf 14,4 im Jahr 1944 (vgl. Albrecht, G. (1979), S. 243). Produziert wurden insgesamt 1150 abendfüllende Spielfilme, sowie 450 von kürzerer Länge (vgl. Longerich, P. (1993), S. 304). Inhaltlich waren dies zu 50 Prozent „heitere“ Unterhaltungsfilme (jedes Jahr mehr als ein Drittel der Gesamtproduktion), zu 14 Prozent eindeutige Propagandafilme, zu 27 Prozent „ernste (latent politische)“, sowie zu ungefähr 11 Prozent „aktionsgeladene“ (latent politische) Filme (vgl. Albrecht, G. (1969), S. 102ff.). Zur mitunter starken und teils bis heute anhaltenden inhaltlichen Wirkung einiger Spielfilme vgl. Reichel, P. (1994), S. 188ff.

³⁰⁰ Der Film sollte als erster eindeutiger Propagandafilm den heranwachsenden „Volksgenossen“ vermitteln, welche Werte und Verhaltensweisen im nationalsozialistischen Deutschland gefragt wären und zwar anhand der angeblich ruhmreichen Geschichte einer gleichaltrigen Identifikationsfigur. Die Geschichte des zwölfjährigen Herbert Nokus, der bereits 1932 beim Plakate kleben für die NSDAP zu Tode kam, war schon als Roman überaus erfolgreich gewesen und wurde 1933 in die deutschen Kinos gebracht (vgl. Mosse, G.L. (1978), S. 287), um die Kinder und Jugendlichen mittels des NS typischen Personenkultes um „alte Kämpfer“ und die aktuellen „Führer“ der „Bewegung“ zur inneren und äußeren Teilnahme am Nationalsozialismus zu verführen. Seine propagandistisch vermarktete Welturaufführung erfuhr der Film am 11. September 1933 im Münchner Phoebe-Palast (vgl. Schilde, K. (2007), S. 187).

³⁰¹ Riefenstahls Film, der oftmals und besonders im Ausland als Paradebeispiel der nationalsozialistischen Filmpropaganda herausgestellt wird, war für diese allerdings alles andere als repräsentativ (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 180).

³⁰² Bei den drei großen antisemitischen Filmproduktionen der NS-Propaganda handelte es sich um Versionen gleichnamiger Filme, welche 1933 und 1934 in den USA und Großbritannien gedreht worden waren. Goebbels Versionen verkehrten deren inhaltliche Aussagen gezielt in ihr Gegenteil (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 45f.). Während der antisemitische Film „Jud Süß“ (1940) noch ein Kassenerfolg war (vgl. ebd., S. 124ff.) – er erhielt gar im September 1940 auf dem Filmfestival von Venedig den goldenen Löwen (vgl. ebd., S. 126) –, wurden andere antisemitische Exponate der NS-Propaganda, wie „Die Rothschilds“ und „Der ewige Jude“ (beide ebenfalls 1940) zunehmend deutliche Misserfolge beim breiten Publikum (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 203). Letzterer fand vielerorts überhaupt nur noch beim „politisch aktiveren Teil der Bevölkerung“ Interessenten (vgl.

stärkten, oder „Ich klage an“³⁰³ (vgl. Burleigh, M. (2002), S. 250ff. sowie Klee, E. (2004b), S. 342ff.), der für das „Euthanasieprogramm“ der Nationalsozialisten werben sollte (mit dem Ziel, die Akzeptanz der Exklusion unerwünschter Elemente aus der „Volksgemeinschaft“ in selbiger zu erhöhen), hergestellt (vgl. Frei, N. (2001), S. 126).³⁰⁴

Longerich, P. (2006), S. 155f.). Diese Entwicklung legt nahe, dass eine allzu drastische Darstellung angeblicher Untaten „der Juden“, sowie insbesondere der elenden Lage ihrer polnischen Leidensgenossen, „aus Sicht des Regimes zu kontraproduktiven Wirkungen führen (konnte)“ (ebd., S. 156, vgl. auch Giordano, R. (2007), S. 158, sowie Zimmermann, C. (2007), S. 164f.). Veit Harlans Film „Jud Süß“ stellt aufgrund seiner Machart demgegenüber eines der perfidesten Exempel rassistischer Propaganda dar. Nicht nur, dass er sich überaus beliebter Schauspieler bediente, vor allem die Inszenierung war entscheidend. Hatte Goebbels „Der ewige Jude“ die Juden allzu platt und obszön mit Ratten gleichgesetzt, ging Harlan deutlich subtiler und umso wirksamer vor. In einer Inszenierung, die beim Zuschauer Empörung über das Handeln des „jüdischen“ Charakters hervorrufen konnte, ohne so offensichtlich manipulierend zu sein, dass die propagandistischen Interessen des Regimes zu deutlich in den Vordergrund getreten wären und die gewünschte Wirkung zunichte gemacht hätten, gelang es ihm antisemitische Aversionen zu fördern, ohne dass den damaligen Rezipienten dies bewusst geworden wäre. Ralph Giordano, der diesen Film als heranwachsender „Mischling“ gesehen hat, erinnert sich an den Höhepunkt der derartigen Effekte der Filmrezeption auf das Publikum: „Angelangt an der Szene, in der die Tochter des Landschaftskonsulenten Sturm (Dorothea (Kristina Söderbaum, Harlans Frau), durch die Folterung ihres Ehemannes und Kanzleischreibers Faber (Malte Jäger) Jud Süß' Gelüsten gefügig gemacht werden sollte und dann auch wurde (was die >Reichswasserleiche< in den Freitod trieb) – an dieser Stelle ging ein Stöhnen der Wut und der Abscheu durch die Kinoreihen, eine offenbar ununterdrückbare Gefühlsäußerung, die von der starken Wirkung des Films zeugte“ (ders. (2007), S. 158f.). In diesem Bericht wird exemplarisch deutlich, wie die Filmrezeption emotionale Reaktionen beim Publikum erzeugte. Hieraus, wie aus den schlichten Zuschauerzahlen, kann allerdings nicht unmittelbar auf eine erhöhte Akzeptanz des Filminhaltes oder gar einen direkten Beitrag zur Zustimmung zur „Endlösung der Judenfrage“ in der Bevölkerung geschlossen werden (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 165).

³⁰³ Bei der Produktion dieses Filmes zeigt sich aufs ungeheuerlichste, wie skrupellos das NS-Regime alles und jeden für seine Zwecke zu instrumentalisieren suchte und auf welcher perfiden Weise hierdurch die Betroffenen Kinder und Erwachsenen ihre „Nützlichkeit“ für den Nationalsozialismus erweisen mussten. Klee berichtet diesbezüglich: „Aus Aktennotizen geht hervor, daß extrem elende und mißgestaltete Kranke vom Töten zurückgestellt werden, bis sie gefilmt sind. So notiert der T-4-Manager Hefelmann, in der Idiotenanstalt Kramsach in Tirol seien 70 idiotische Kinder, die >ein besonders vorzügliches Filmmaterial abgeben würden<... Auch die Tötungsanstalt Grafeneck stellt eine Anzahl >besonders markanter Fälle von Idioten< zunächst von der Vergasung zurück... Schweininger selbst hat bekundet, daß er sich mit dem Filmen oft beeilen mußte, >bevor der entsprechende Kranke der Euthanasie zum Opfer fiel.<... In der Anstalt Sonnenstein wird schließlich auch eine Vergasung gefilmt“ (Klee, E. (2004b), S. 344).

³⁰⁴ Angela Vaupel weist diesbezüglich zurecht daraufhin, dass die NS-Filmproduktion „zu bestimmten Zeiten jeweils themenzentriert war“ und die antisemitischen Propagandafilme *Der ewige Jude*, *Die Rothschilds* und *Jud Süß* durchweg 1940 produziert wurden, um die Bevölkerung auf die Deportation der jüdischen Bürger vorzubereiten (vgl. dies. (2004), S. 100). Ein weiteres Indiz für das manipulative Potential des Films im „Dritten Reich“. Dass solche medialen Indoktrinationselemente sich gerade in einer jugendlichen Psyche besonders leicht verfangen konnten, wenn es dieser an der Fähigkeit mangelte, zwischen Filminhalten und gesellschaftlicher Realität zu differenzieren, oder aber das Filmangebot an handlungsimmanent präsentierten Charakteren mit den spezifischen Dispositionen des psychischen Entwicklungsstandes des Heranwachsenden korrespondierte, dies verdeutlicht exemplarisch eine Passage aus einem Interview, welches Steinbach mit dem Zeitzeugen Klaus E. geführt hat:

„Steinbach: Haben Sie einen Film gesehen über die Juden?

Klaus E.: Ja sicher, ‚Der Ewige Jude‘ und ‚Jud Süß‘.

Steinbach: Hat Sie das nochmals gegen die Juden eingenommen?

Klaus E.: Ja, ja. Vor allem ‚Jud Süß‘. Da hat mich die Gerissenheit, die schmierige Art des Juden, sein Zwang, den er gegenüber diesem deutschen Mädchen ausübt, gestört. Das hat natürlich gerade auf Jungs im Pubertätsalter außerordentlich stark gewirkt“ (zitiert nach Steinbach, L. (1995),

Schon rein quantitativ erhielt hierbei der erstgenannte Film, „Hitlerjunge Quex“, eine herausragende Sozialisationsbedeutung für damals Heranwachsende:

„Der Spielfilm wurde seit 1933 im Kino und von 1934 an regelmäßig in >Jugendfilmstunden< vorgeführt und es >dürfte kaum einen Jugendlichen in der Zeit der NS-Herrschaft in Deutschland ge-

S. 125f.). Elisabeth Sternheim-Peters, die mehrfach beschreibt, wie stark sie während ihrer Kindheit und Jugend in der NS-Zeit, durch die nationalsozialistischen Propagandafilme im allgemeinen und jene antisemitischen Inhalte im besonderen geprägt wurde (vgl. dies. (2000), S. 138ff.), führt zu diesem Film aus: „Zum Urbild des von einem Juden geschändeten deutschen Mädchens wurde für Millionen Kinobesucher die junge schwedische Schauspielerin Kristina Söderbaum in dem Film >Jud Süß<, von der es in Filmkritiken aus dem Jahre 1940 hieß: >Wieder ist sie rührend in ihrer jungmädchenhaften Blüte, die, kaum zur Entfaltung gekommen, so jäh zerbrochen wird<, und >... dieses schwäbische Mädchen, eine der schönsten Töchter des Landes, muß ein Schicksal erleiden, vor dem menschliche Worte verstummen müssen<. E. sah diesen Film mit 15 – und erbrach sich, nach Schluß der Vorstellung, mit Tränen des Ekels, des Abscheus und der Angst auf offener Straße. Im übrigen wurde sie über diesen speziellen Aspekt >jüdischer Wesensart< durch antisemitische Romane >aufgeklärt<, in denen das perverse Liebesleben der jüdischen Rasse viele Seiten füllte. Diese unsäglichen Machwerke blieben unvergeßlich, weil sie zahlreiche Stellen enthielten, die den Pubertätsphantasien der Halbwüchsigen reichlich Nahrung und Anregung boten“ (ebd., S. 144). Den Heranwachsenden lieferten diese NS-Propagandafilme, je nach Geschlecht, eine Projektionsfläche für ihre entwicklungsbedingten Wünsche nach Macht und Stärke, oder ihre Ängste vor Überwältigung.

Die aufkeimende Sexualität wurde hierbei immer wieder mit anzüglichen Elementen versorgt (vgl. auch das Interview mit Klaus Tischler in Rosenthal, G. (1986), S. 264, sowie These 6 zur Gruppe der Juden), was gleichermaßen anziehend wirkte und die Effekte der Rezeption intensivierte. Im Ergebnis verbanden sich sowohl pubertäre Beschützerinstinkte bei Jungen, als auch Angst und Abscheu bei Mädchen, die den Film gesehen hatten, zu einer judenfeindlichen Mentalität. Allerdings darf auch hier nicht pauschalisiert werden. Die beschriebenen Wirkungseffekte vollzogen sich dort, wo die Rezeption der entsprechenden Medieninhalte auf passende Dispositionen beim Heranwachsenden stieß, an welchen sie positiv anknüpfen konnten. In anderen Fällen konnten dieselben Inhalte eher als inhaltlich fragwürdig und darstellerisch abstoßend empfunden werden und, was noch entscheidender war, zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der antisemitischen NS-Propaganda führen (vgl. Hentig, H. v. (2007), S. 158). Jüdische Heranwachsende, die in das höchst zweifelhafte Vergnügen gerieten, Filme wie „Jud Süß“ ansehen zu müssen, erlebten dies meist als schwer belastend und als Bedrohung ihrer Identität: „Die mörderische Wirkung des Films... (war) überwältigend präsent... so präsent, daß ich glaubte, mich nicht erheben zu können, ohne erkannt zu werden. In jenen fürchterlichen Minuten schob sich plötzlich in mein Bewußtsein etwas von der Kluft, die sich in den vergangenen sieben Jahren Zentimeter um Zentimeter zwischen der Umwelt und mir aufgetan hatte – eine ebenso unheimliche wie in sich trotzigte Erkenntnis“ (Ralph Giordano über die Augenblicke, nachdem er als Jugendlicher „Mischling“ den Film „Jud Süß“ gesehen hatte, zitiert nach ders. (2007), S. 159).

Wenngleich die individuelle Wirkung derartiger Propagandafilme demnach von der Inszenierung und den Dispositionen des Rezipienten, sowie nicht zuletzt vom Alter und dem damit verbundenen Entwicklungsgrad der kindlichen Reflexionsfähigkeit (vgl. exemplarisch Massaquoi, H. J. (1999), S. 63ff.) abhängig war, muss diesbezüglich doch insgesamt von einer mehrheitlich gelungenen Indoktrination der Heranwachsenden gesprochen werden. Insbesondere, da sich diese Effekte einer Rezeption nationalsozialistischer Filme sozialisationswirksam verbinden konnten, mit jener anderer Exponaten der NS-Propaganda (vgl. Longerich, P. (1993), S. 294). So berichtet beispielsweise der, 1928 geborene, Hubert Lutz: „There was the *Stürmer* magazine. (...) It was, some people called it, pornographic. I mean, it was real, heavy-duty anti-Semitism... (...) The *Stürmer* was displayed more publicly. (...) We kids used to go and look at it, because it was wild stuff. It was pornographic, not in the sense of showing nudity or girls or something, but it was real low-grade type of propaganda given to the people. (...) It was almost like reading dirty fairy tales“ (zitiert nach Johnson, E. A.; Reuband, K.-H. (2006), S. 148). Eine dezidierte und individuell differenzierende Wirkungsanalyse der Wahrnehmung derartiger Filminhalte liegt bisher nicht vor, sie wäre, wie später noch ausgeführt wird, als reine Einstellungserhebung auch kaum zu realisieren. Die oft angeführten Zuschauerzahlen stellen für sich genommen sicher kein hinreichendes Datenmaterial für Rückschlüsse auf die Medienwirkung dar.

geben haben, der >Hitlerjunge Quex< nicht bei einer dieser Gelegenheiten sah.<„ (Schilde, K. (2007), S. 189).

Die Geschichte der Hauptfigur Heini Völker, welche in propagandistischer Verzerrung dem tatsächlichen Schicksal des „Hitlerjungen“ Herbert Norkus nachempfunden wurde, der im Januar 1932 von jungen Kommunisten getötet, und danach vom NS-Regime, allen voran dem „Reichsjugendführer“ von Schirach, funktionalisiert worden war (vgl. ebd., S. 187), gibt inhaltlich wenig her. Der Film idealisiert den „Kampf um die Straße“ und inszeniert diesen als Legende (vgl. ebd., S. 189):

„Der Streifen spielt am Ende der Weimarer Republik im >roten< Berliner Stadtteil Moabit und erzählt die Geschichte des im kommunistischen Milieu aufwachsenden Druckerlehrlings Heini Völker. Der Junge lehnt es ab, dem Wunsch seines Vaters nachzukommen und sich der kommunistischen Jugend anzuschließen. Diese wird als >linke< Clique dargestellt und als Jugend Internationale bezeichnet. Aber Heini Völker zieht es zur Hitlerjugend. Er wird bei der Verteilung von nationalsozialistischen Werbezetteln von einem kommunistischen >Rollkommando< getötet. Wie der faktische Hitlerjunge Norkus wird die Figur >Hitlerjunge Quex< zum Märtyrer der Hitlerjugend stilisiert: >Der kleine tapfere Soldat ist den Heldentod gestorben, für seine Sache, für die Kameraden, für die heißgeliebte Fahne und für den Führer.<„ (ebd., S. 189).

Die inhaltlichen Verführungsangebote des „Hitlerjungen Quex“ verfangen bei vielen Heranwachsenden, waren sie doch geschickt auf deren generations- und altersbedingte Bedürfnisse sowie deren spezifische Befriedigungsangebote innerhalb des NS-Kontextes zugeschnitten:

„Dieser Quex wäre ich gern gewesen: ein tapferer Bub, der eine große Aufgabe übernimmt – eine Aufgabe, die man sonst nur Erwachsenen zutraut. *Darin* lag die Verführung für junge Menschen: in der Hoffnung, ernstlich gebraucht zu werden. Ich habe das mein Hitlerjunge-Quex-Syndrom genannt. Es hätte seine Wirkung vielleicht mit dem bloßen Melodram getan, das der Film ja war. Nun aber spielte die Geschichte in unserer Wirklichkeit, und diese machte ihn politisch“ (Der, 1925 geborene, Zeitzeuge Hartmut von Hentig über seine Rezeption des NS-Propagandafilms (ders. (2007), S. 58)).

Die Ausführungen Hartmut von Hentigs über seine Wahrnehmung als Jugendlicher verdeutlichen zweierlei: Zum einen die Passung des Filminhaltes auf die Dispositionen der damals Heranwachsenden. Zum anderen deuten sie aber auch etwas anderes, meines Erachtens nach Entscheidendes, an, die Eignung derartiger Inhalte als „politisch“ wahrgenommen zu werden. Hier liegt ein wichtiger Aspekt einer Sozialisation während der NS-Zeit, der später noch ausführlicher erläutert werden soll. Es sei allerdings bereits vermerkt, dass im NS-System eine allgegenwärtige politische Aufladung auch des Alltagshandelns der „Volksgenossen“ bewusst gefördert, und diese gerade auch von jungen Menschen wahrgenommen und bereitwillig übernommen wurde. Der Bereich des „Politischen“ wurde während der NS-Zeit gravierend erweitert,

auf potentiell jede Handlung oder Einstellung innerhalb der „Volksgemeinschaft“. Dies wurde auch von vielen der Heranwachsenden so empfunden, die mit ihrem persönlichen Verhalten immer wieder das Gefühl verbanden, selbst politisch tätig, vor allem aber persönlich wirksam zu sein. Diese emotionale Ebene des Politischen darf nicht übersehen werden, wenn es um die Einstufung einzelner Elemente des damaligen Alltagslebens als politisch oder unpolitisch geht. Ein einfacher Abgleich mit dem heutigen, mehr abstrakt-theoretischen Politikverständnis reicht hierbei ebenso wenig, wie der Vergleich mit den Verbrechen der Oberen des NS-Staates, die selbstverständlich eine andere Qualität des Politischen verkörperten, als es in den Alltagshandlungen einfacher „Volksgenossen“ aufzufinden war.

Zum anderen wurden neben diesen Propagandafilmen durch die, wenngleich in Produktion und Zensur nie vollständig „gleichgeschaltete“ (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 166ff. und 257), so doch ab 1939 fest in der Hand der NS-Propaganda befindliche Filmwirtschaft (vgl. Fix, E. (1993), S. 189), auch unzählige Unterhaltungskomödien und Liebesfilme produziert (vgl. Reichel, P. (1994), S. 180f. und 187f.). Diese sollten vor allem während des Zweiten Weltkrieges unter der deutschen Bevölkerung Optimismus verbreiten, denn dieser sei „>genau so wichtig wie Kanonen und Gewehre<“ (zitiert nach ebd., S. 180), wie Goebbels kurz nach Kriegsbeginn vor „Kulturschaffenden“ bemerkte.³⁰⁵ In ihren diesbezüglichen Bemühungen waren die Nationalsozialisten höchst erfolgreich. Gegenüber 250 Millionen in den Jahren 1933/34 und 1934/35 verkauften Kinokarten konnte man 1939 bereits über 600 Millionen und ab 1942 stets mehr als eine Milliarde Zuschauer in die deutschen Kinos locken (vgl. Dussel, K. (1993), S. 271). Hierbei erreichten rund 30 Filme Anfang der vierziger Jahre die zehn Millionen Grenze, darunter z.B. „der im Juni 1942 uraufgeführte Zarah-Leander-Erfolg >Die große Liebe< (der auch den Schlager >Es wird einmal ein Wunder geschehen< beinhaltet) über 25 Millionen“ (ebd.). Zuschauerzahlen, die bis heute für deutsche Filmproduktionen unerreicht geblieben sind.

Beide Aufgaben des Films als Propagandainstrument lassen sich mit Fix zusammenfassen:

„Auch der Film mußte seinen Beitrag zur Mobilisierung für den ‚Endsieg‘ leisten. In einer Rede vom 12. Oktober 1941 zur Eröffnung der Filmarbeit der HJ (!) wies Goebbels dem Film knapp und präzise folgende Aufgaben zu: 1. er solle die Bevölkerung ‚erziehen‘, und das auf breiter Basis wie eine Volksschule, 2. er solle durch seinen Unterhaltungswert der Bevölkerung zur Entspannung

³⁰⁵ Ganz in diesem Sinne ist es zu erklären, dass „im Jahr der Kriegswende, 1942/ 43“ „unter sechzig Filmen, die... gedreht wurden... nur ein Kriegsfilm“ und drei andere Filme mit deutlich erkennbar propagandistischem Inhalt waren, „alles übrige Zelluloid wurde für Operetten, Schlagerparaden und Revuen verbraucht“ (Reichel, P. (1994), S. 192).

dienen, um den seelischen Belastungen des Kriegsalltags gewachsen zu sein und die Produktionskapazität für den ‚Dienst am Krieg‘ dadurch wieder zu regenerieren“ (Fix, E. (1993), S. 188).

Die Filmproduktion hatte also ganz eindeutig ihren Beitrag zur Verwirklichung einer Politik, wie sie der Vorstellung Hitlers entsprach, zu leisten³⁰⁶, sie stellte, wie die NS-Propaganda insgesamt, für das Regime ein „nationales Erziehungsmittel“ (Goebbels, zitiert nach Reichel, P. (1994), S. 181) dar. Mit der Intention zur Indoktrination zeichneten die Nationalsozialisten sogar die Vorgänge der antisemitischen Politik in den besetzten Gebieten Europas vorzugsweise per Film auf. „<Für die spätere Erziehung unseres Volkes>“ (Goebbels, zitiert nach Friedländer, S. (2006), S. 422) filmte die nationalsozialistische Propaganda im Frühsommer 1942 im Warschauer Ghetto. Freilich wurden nicht die tatsächlichen Zustände gezeigt, sondern Bilder gut gekleideter und schlemmender Juden inszeniert (vgl. ebd., vgl. zu diesem Vorgehen auch ebd., S. 666). Ganz offensichtlich wollte sich die NS-Propaganda mit entsprechendem Filmmaterial für die Zeit rüsten, in welcher es nach den Plänen des Regimes keine „Juden“ mehr geben sollte, man aber weiterhin Deutsche durch die vorgeführten Negativ-Beispiele zu nationalsozialistischen „Volksgenossen“ erziehen wollte.

Auch bezüglich der hier besprochenen Gesamthematik ist ein, für die NS-Zeit symptomatisches, Phänomen zu erkennen, nämlich dass Entscheidungen für oder gegen soziale, kulturelle oder gesellschaftliche Einflussnahmen von Seiten des Staates nur nach Maßgabe der ideologischen Hauptziele des „Führers“, bzw. nach deren herrschaftspragmatischer Handhabung, getroffen wurden. Ganz im Sinne dieser Argumentation ist es dann auch zu verstehen, dass es während der NS-Zeit einen „Wandel der Intention des Films je nach Situation an der Front“ (Fix, E. (1993), S. 189, vgl. auch Longerich, P. (1993), S. 304f.) gegeben hat, wobei militärische Erfolge mit einer zunehmenden Produktion ideologisch geprägter Filme einhergingen, die die Bevölkerung einschwören sollten und Misserfolge zur vermehrten Produktion von filmischem „Ablenkungsmaterial“ führte (vgl. Fix, E. (1993), S. 189f.).³⁰⁷ Es darf jedoch nicht

³⁰⁶ Dass sie dabei durchaus erfolgreich war, belegt die medienpsychologische Arbeit Christoph B. Melchers (vgl. ders. (1977)).

³⁰⁷ Dennoch wurden bis zuletzt auch eindeutig propagandistisch orientierte Stoffe umgesetzt, wie etwa bei *Kohlberg*, einem Film über den unbedingten Einsatz und die Opferbereitschaft preußischer Soldaten, die eine gleichnamige Festung 1806 gegen Napoleon verteidigten. Die Umstände der Produktion dieses Films offenbaren viel über den Irrsinn des „Dritten Reiches“, welches buchstäblich bis zum letzten Atemzug versuchte seine politische Strategie durchzusetzen. Theuerkauf beschreibt hierzu: „Der Einfluss des Propagandaministers Goebbels als oberstem Filmherrn war nach den militärischen Rückschlägen gesunken. Sein Prinzip, >Erziehen, ohne mit dem Anspruch des Erziehens aufzutreten<, schien nur bedingt aufzugehen. (...) Erfolge sollten mit dem Durchhaltedokument *Kohlberg* erzwungen werden. Alle Mittel konzentrierten sich auf diese farbige Großproduktion. Während die Wehrmacht die letzten Reserven formierte, ließ der Regisseur Veit Harlan 187 000 Soldaten als Statisten von der Front abziehen. Die geplante aufwendige Premiere in der Festung La Rochelle wurde allerdings eine herbe Enttäuschung, da dieser strategisch wichtige Stand-

übersehen werden, dass auch die vornehmlich „unpolitischen“ Spielfilme zumeist „unterschwellig politische Aussagen“ (Longerich, P. (1993), S. 305) enthielten. So können „Quax der Bruchpilot“ mit Heinz Rühmann als Sympathieträger für die Luftwaffe sowie etliche andere Spielfilme beispielsweise als bevölkerungspolitisch orientierte Verständnisaufforderung „für das Thema >uneheliches Kind<“, (ebd.) verstanden werden. Aufgabe des Spielfilms war es, dem Publikum Erlebnisse zu vermitteln, die zur Übernahme spezifisch nationalsozialistischer „Einstellungen und Werthaltungen“ (ebd.) beitragen sollten. Diese Inhalte rekrutierten sich meist aus dem Komplex der sozialen Proklamationen des NS-Regimes und waren somit indirekt mit den Maximen der „völkischen Weltanschauung“ verbunden. Speziell in den Unterhaltungsfilmen wurde die „Alltagswirklichkeit des NS-Staates sorgsam ausgeblendet“ und auf NS-Symbole (Hitlergruß, NS-Fahnen, NS-Uniformen) weitgehend verzichtet.

Sie „spielten meist in einem zeitlosen Irgendwo“ (ebd.), wodurch sich die Ziele Ablenkung und Dispositionsprägung vereinbaren ließen. Die Frage nach dem „politischen“ Charakter derartiger, an sich unpolitischer Spielfilme, beschäftigte die einschlägige Forschung der letzten Jahre und führte dabei zu durchaus kontroversen Einschätzungen (vgl. Lowry, S. (1991), S. 25, Zimmermann, C. (2007), S. 170ff. sowie Scheidgen, I. (2009), S. 260f.). Karsten Witte arbeitete in seinen Analysen nationalsozialistischer Unterhaltungsfilme – von denen nicht wenige noch heute regelmäßig im deutschen Fernsehen wiederholt werden – heraus, dass diese durchaus von den Vorgaben der NS-Ideologie geprägt waren und den Versuch unternahmen, diese an ihre Rezipienten zu vermitteln, wenngleich im Film zu keinem Zeitpunkt politische Belange angesprochen werden (vgl. ders. (1995)).

Witte konstatiert, dass in diesen scheinbar harmlosen Unterhaltungsfilmen und insbesondere in den damals produzierten Komödien immer wieder die gesellschaftlichen Segmentierungen nach angeblicher Höher- und Minderwertigkeit, wie sie der NS-Staat anvisierte und praktizierte, sowie eine Legitimation gewaltsamer Ausgrenzung unerwünschter Elemente (Personen, Einstellungen oder Verhaltensweisen) transportiert wurden. Sein Resümee fällt eindeutig aus:

„Historiker, die den Faschismus bisher an den wenigen Propagandafilmen ausmachten, sind eingeladen, diesen im Kino des Komischen zu entdecken“ (ebd., S. 101).

An diese Aufforderung ließe sich auch eine Untergliederung der Inhalte der NS-Propaganda während des Krieges anschließen, welche Bithe Kundrus ausgemacht hat. Sie erkennt in diesen eine bewusste „Inszenierung von Gemeinschaft“ im Sinne

ort im Frühjahr 1945 bereits von US-Landetruppen eingeschlossen war und die Filmkopie nur per Fallschirm abgeworfen werden konnte“ (Theuerkauf, H. (1998), S. 21).

des NS-Regimes, wobei sie die versuchte Vermittlung von ideologisch aufgeladenen Konstruktionen eines Selbstbildes des „absoluten Wir“ gegenüber einem Feindbild des „absolut Anderen“ hervorhebt (vgl. dies. (2005), S. 121ff.). Auch in dieser Analyse wird die Notwendigkeit erkennbar, sich bei der Untersuchung des NS spezifischen Sozialisationsgehaltes, sprich der Übermittlung nationalsozialistischer Deutungsmuster an damals Heranwachsende, nicht auf die wenigen eindeutig ideologisch-indoktrinativen Medieninhalte zu beschränken.

In der Konsequenz dieser Ausführungen scheint mir Stephen Lowrys Kritik sehr angemessen, welche die ausschließliche Fokussierung auf vermeintlich eindeutig politische Filme sowie die damit verbundene unzutreffende Annahme, dass es auch eine eindeutige NS-Ideologie gäbe, in Frage stellt (vgl. ders. (1991), S. 2).

Eine solche Abgrenzung verstellt den Blick für die Pläne des „Reichspropagandaministers“, mittels des Spielfilms und insbesondere des Unterhaltungsfilms dessen Rezipientinnen und Rezipienten zu erziehen, „ohne daß das Objekt der Erziehung überhaupt merkt, daß es erzogen wird“ (zitiert nach ebd., S. 6). Beide angedeuteten Kategorisierungstendenzen haben die, vor allem ideologiekritisch ausgerichtete, Forschung zum Thema lange geprägt. Lowry bemängelt weiter, dass die Effekte einer Rezeption solcher Filme dann nicht mehr unabhängig untersucht, sondern die „Wirkung der Propaganda... vorausgesetzt statt erklärt“ (ebd., S. 28) wurde. Eine derart verengte Forschungsperspektive kann die Inklusionskräfte, wie sie allgemein von der Vagheit der NS-Ideologie (vgl. These 1) und konkret (in expliziter oder latenter Form) auch von den unpolitisch anmutenden Filminhalten ausgegangen sind (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 175), nicht erklären. Eine vorschnelle Untergliederung in „politische“ und „unpolitische“ Filme erscheint demnach gerade aus einer sozialisationstheoretischen Perspektive nur begrenzt sinnvoll.

Unabhängig von der Frage nach einer weiterführenden Forschungsperspektive auf die Inhalte der damaligen Filmproduktion, stellt sich allgemein das Problem der Wirkungsanalyse. Diesbezüglich kann erneut nicht ohne weiteres von den Intentionen des Regimes und auch von den, während der NS-Zeit allgemein deutlich ansteigenden (vgl. ebd., S. 197ff.) und im Bereich der Unterhaltungsfilme mitunter exorbitanten (der Ufa-Film „Wunschkonzert“ lockte 23 Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer in die Kinos (vgl. ebd., S. 204)), Zuschauerzahlen einfach auf eine entsprechende Wirkungsmacht des Mediums und seiner konkreten Inhalte geschlossen werden. Erfolg ist nicht gleichzusetzen mit Wirkung. Andersherum können faktische Ereignisse (etwa der Holocaust) nicht als unmittelbarer Beleg für eine anteilige Beihilfe der NS-

Propaganda (im obigen Beispiel die antisemitische Hetze der damaligen Massenmedien) zu deren Zustandekommen gewertet werden (vgl. ebd., S. 164f.).

Die individuelle Wirkung eines Filminhaltes wurde, neben der Filmrezeption selbst, von weiteren, schwer zu kontrollierenden Variablen mit beeinflusst. Einfache

Sender-Empfänger-Modelle, welche der propagandistischen Filmproduktion eine einseitig steuerbare Wirkungsgenerierung beim Rezipienten zuschrieben, haben lange Zeit die Medienforschung bestimmt, greifen jedoch zu kurz. Auch während der NS-Zeit (vgl. ebd., S. 246ff.) trafen die Angebote der Medienproduktion auf ein „aktives Publikum“ (vgl. ebd., S. 248), welches sich deren Aussagen nicht einheitlich und deckungsgleich mit den Lenkungsintentionen des Regimes, sondern entsprechend persönlicher Dispositionen subjektiv ausdifferenziert aneignete.³⁰⁸

Dies belegt schon die Kritik am nationalsozialistischen Medienangebot, die nicht durchgehend gleichmäßig geäußert wurde, sondern sich erkennbar nach der persönlichen Betroffenheit der Rezipienten (nachdem der Krieg immer bedrohlicher wurde, verlangten die „Volksgenossen“ ab 1942 eine realistischere Berichterstattung (vgl. ebd., S. 248)) sowie die Medienauswahl und inhaltliche Beurteilung nach Maßgabe des Publikumsgeschmacks (vgl. ebd., S. 260f.) richtete. Deutlichstes Exempel waren jedoch die so genannten „Schwarz Hörer“, die während des Zweiten Weltkrieges zu einigen Millionen (schätzungsweise die Hälfte der Haushalte der Radio hörenden Bevölkerung, 1941 sogar zwei Drittel aller Haushalte) verbotenerweise ausländische Sender hörten, was neben persönlichen Vorlieben (Musik etc.) zumeist den einen Grund hatte, dass man der NS-Propaganda mittlerweile misstraute (vgl. ebd., S. 248ff.).

Aus sozialisationstheoretischer Sicht lässt sich über die relevanten Differenzierungskriterien einer Filmrezeption damals Heranwachsender Folgendes festhalten: Es bedürfte medialer Wirkungsanalysen, welche differenzieren bezüglich des konkreten Mediums (hier sind neben den vordergründig oder latent vermittelten Inhalten auch die unterschiedlichen Mittel der Vermittlung gemeint), der Begleitumstände der Rezeption (in welchem gesellschaftlichen Umfeld fand diese statt, wie kam sie zustande und mit welchen anderen gleich lautenden oder abweichenden Aussagen und Vermittlungsstrategien wurden die zeitgenössischen Rezipienten konfrontiert) sowie der indi-

³⁰⁸ Demgegenüber haben Adorno, et al. bereits früh auf die Bedeutung der Dispositionen des Rezipienten für die Wirkung der nationalsozialistischen Propaganda hingewiesen: „Das Argument faschistische Propaganda täusche den Menschen vor, ihr Los zum Besseren wenden zu wollen, zieht die Frage nach sich: Warum lassen sie sich so leicht täuschen? Weil... lange bestehende Sehnsüchte und Erwartungen, Ängste und Unruhen die Menschen für bestimmte Überzeugungen empfänglich und anderen gegenüber resistent machen“ (Adorno, T.W. (1999), S. 13).

viduellen Dispositionen des Rezipienten, seiner vorangegangenen Sozialisation und der eventuellen Vorprägungen des Herkunftsmilieus (gesellschaftlich und regional).

Eine solcherart differenzierte Analyse fordert auch Clemens Zimmermann:

„Publikumsgeschmack und Einstellungen des Publikums konnten in der NS-Filmpolitik offensichtlich nicht ignoriert werden; aber wie ist es möglich diese zu erforschen? Sicherlich nicht dadurch, dass man durch eine Analyse der Filmerzählungen und einzelner narrativer Systeme oder Spielszenen zirkulär auf die Werthaltungen des jeweiligen Publikums oder gar die der Gesellschaft insgesamt zurückschließt. Vielmehr müssen Filmrezeption und generelle Einstellungen im Publikum mit anderen als den filmischen Quellen selbst untersucht werden, beispielsweise... durch Aufgreifen expliziter Äußerungen des Publikums“ (ders. (2007), S. 164).

Die oben zitierten Rezeptionsberichte damaliger Heranwachsender vermitteln einen Eindruck vom Potential eines solchen Vorgehens, indem sie anschaulich machen, dass einzelne Filminhalte von verschiedenen Rezipienten ganz unterschiedlich wahrgenommen werden konnten. Wenngleich die entwicklungsbedingten Dispositionen hierbei übergreifend von Bedeutung waren, so evozierte der Filminhalt (hier der antisemitische „Jud Süß“) doch subjektive Reaktionsmuster, die von weiteren Einflussvariablen (im obigen Beispiel etwa Geschlecht, persönliche Betroffenheit (war man selbst als „Arier“ oder „Jude“ deklariert worden) oder bereits vorhandene Einstellungen) abhängig waren. Bisher liegt für ausführliche und differenzierte Wirkungsanalysen dieser Art jedoch keine ausreichende Quellenbasis vor (vgl. ebd.)³⁰⁹, was dazu führte, dass man sich zumeist, „wie in der Film- und Kinoforschung auch sonst üblich, mit Angaben über Besucherziffern (behalf)“ (ebd.).

Das NS-Regime war, entsprechend seiner Auffassung, die Jugend sei am leichtesten und am nachhaltigsten indoktrinierbar sowie als Träger zukünftiger nationalsozialistischer Herrschaft von besonderer Bedeutung (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugend), bemüht, diese schon rein quantitativ in hohem Maße der eigenen Propaganda auszusetzen. In diesem Sinne sollten die Heranwachsenden nicht zuletzt mittels Filmvorführungen gezielt indoktriniert werden (vgl. ebd., S. 200).

Seit Oktober 1933 waren Schulen angehalten, einmal im Monat „Staatliche Schulfilmveranstaltungen“ abzuhalten, die 1934 gegründete „Reichsstelle für den Unterrichtsfilm“ beim „Reichserziehungsministerium“ wachte darüber, dass seine zahlreichen (die „Reichsstelle“ produzierte bis 1942 mindestens 1.148 verschiedene Lehr- und Propa-

³⁰⁹ Als potentiell nutzbaren Quellenfundus führt Zimmermann die regimeinternen Berichte des „Sicherheitsdienstes“ an: „Dass man über das Verhältnis von Filmbotschaften und -rezeption empirisch etwas aussagen kann, zeigt sich, wenn man die ‚Meldungen aus dem Reich‘ einbezieht. Zum ‚Euthanasiefilm‘ ‚Ich klage an‘... heißt es hier, dass dieser größte Beachtung gefunden habe, er wird im Publikum als Film besprochen, den man sich unbedingt anschauen sollte“ (ders. (2007), S. 174). Bei einer Nutzung der „Meldungen aus dem Reich“ wäre allerdings auch in diesem Kontext deren spezieller Interessenhintergrund zu berücksichtigen.

gandafilme für alle deutschen Schulformen einschließlich der Hochschule, danach musste sie ihre Arbeit einstellen) Produktionen an den Schulen Verwendung fanden (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 130). Seit 1934 wurden bei der „HJ“ „Jugendfilmstunden des Deutschen Reiches“ eingeführt, die als ästhetisches „Gemeinschaftserlebnis“ konzipiert waren (vgl. ebd., S. 133 sowie Zimmermann, C. (2007), S. 304). Entsprechend formulierte „Reichsjugendführer“ Artur Axmann:

„Die nationalsozialistische Jugend (hat) ein positives Verhältnis zum Film gewonnen. Die HJ sieht in ihm ein wertvolles Erziehungsmittel. Denn er kann den jungen Menschen packen und begeistern, er ist ein hervorragendes Aufklärungs- und Schulungsmittel, er kann Vorbild und erhebende Schau bedeuten“ (ders. (1940), S. 19).

Damit auch die Eltern begriffen, welche Filme ihre Kinder sehen sollten, welche „von erzieherischer Bedeutung sein“ könnten, wurde dem bis dahin vergebenen, auf die Belange des Jugendschutzes ausgerichteten, Prädikat „Jugendfrei“ das eindeutige „Jugendwert“ hinzugefügt (vgl. ebd.). Laut Axmanns Angaben wuchs die Zahl der Besucher der „Jugendfilmstunden“ von 300 000 im Jahr 1934/ 35, auf eine Million 1936/ 37 und 1937/ 38 bis auf 3 Millionen (vgl. ebd.). Aber nicht nur die Filmrezeption selbst sollte im Sinne des Regimes erzieherisch wirken. Durch eine entsprechende Begleitung wollte man bereits mittels der gemeinsamen Filmstunden eine Formierung der inhaltlichen Medienrezeption unter den Heranwachsenden generieren:

„Das Ziel der Jugendfilmstunden... war von Anfang an, die Millionen Jungen und Mädels, die in der HJ erfaßt sind, mit dem guten Film vertraut zu machen, sie dem deutschen Film zuzuführen und sie zu verständnisvollen Filmbesuchern zu erziehen.' Der HJ kam es ,darauf an, einen gesunden Publikumsgeschmack bereits in der Jugend zu erziehen, denn die Besucher der Jugendfilmstunden von heute sind das Filmpublikum von morgen“ (zitiert nach Buddrus, M. (2003), S. 133).

Die „HJ“ selbst produzierte bis Kriegsbeginn relativ wenige Filme und auch danach blieb dieser Bereich „das schwächste Glied in der Kette der von der Reichsjugendführung zur ideologischen Manipulation genutzten Massenmedien“ (ebd., S. 127). Diese schwache Präsenz der „HJ“ im Filmbereich, etwa gegenüber ihrem starken Engagement im Rundfunkbereich, „ist bislang wenig untersucht worden, wie überhaupt in den Darstellungen zur Geschichte des Filmwesens im Dritten Reich der Bereich des Jugendfilms allenfalls am Rande behandelt worden ist“ (ebd.). Trotz dieses Forschungsdesiderates läßt sich aber sagen, dass die „HJ“ schon über ihre „Filmstunden“ erheblich an der Mediensozialisation damals Heranwachsender beteiligt war. Mit Kriegsbeginn wurde die Jugendfilmarbeit dann quantitativ und qualitativ beträchtlich verstärkt sowie thematisch ausgeweitet und neu akzentuiert (vgl. ebd., S. 131). Der Krieg als Zielsituation nationalsozialistischer Politik wurde auch hier zum inhaltlichen Fixpunkt (vgl. ebd., S. 131f.).

Die gesamte nationalsozialistische Filmproduktion³¹⁰ brachte in der für besonders wichtig gehaltenen Sparte Jugendspielfilme (die drei Hauptsparten des NS-Jugendfilms waren: Berichtsfilme, Kinderspielfilme und Jugendspielfilme)) insgesamt lediglich etwa zehn abendfüllende Streifen heraus, während gleichzeitig zwischen Januar 1933 und Mai 1945 1.086 deutsche Spielfilme produziert und zugelassen wurden (vgl. ebd., S. 130). Aber auch in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der allgemeinen „Volksgemeinschaft“ erreichte der NS-Film viele junge „Volksgenossen“. Die „Partei-filmstelle“ zählte jedenfalls allein 1935 unter den 21 767 784 Kinobesuchern „rund 10 Millionen Kinder“ (Maser, W. (1985), S. 147).

Diese quantitative Verbreitung sowie die oben angedeuteten qualitativen Anknüpfungspotentiale, lassen es sehr wahrscheinlich erscheinen, dass die Rezeption propagandistisch aufgeladener Filminhalte die Sozialisation Heranwachsender während der NS-Zeit geprägt, und bei ihnen nachhaltig wirksame Deutungsmuster etabliert oder verstärkt hat. Wie diese allerdings genau beschaffen sind und wie sie individuell zum Tragen gekommen sind, dies lässt sich bisher nur in Ansätzen vermuten, wie sie oben exemplarisch ausgeführt wurden.

Eine Äußerung Goebbels, welche er sechs Monate vor Kriegsbeginn in der Berliner Kroll-Oper vor „Filmschaffenden“ von sich gab, kann zusammenfassend gleichermaßen verdeutlichen, wie sich die Nationalsozialisten die innere und äußere Formierung der „Volksgenossen“ vorstellten und welchen instrumentalisierten Erziehungsbegriff sie ihren Intentionen zugrunde legten:

„Der Film als >Erziehungsinstrument des Volkes<, mit der >Reichweite wie etwa die Volksschule<, so sagte er, durfte 1933 keiner >anonymen Menschengruppe< überlassen bleiben; denn >die Willensbildung eines Volkes< sei ebenso >wichtig wie die äußere Bewaffnung<“ (zitiert nach Maser, W. (1985), S. 145).

Angeichts der unterschiedlichen intendierten Potentiale (offene oder latente Indoktrination, Ablenkung etc.) und deren Nutzung innerhalb verschiedener Filmkontexte (Spielfilm, Wochenschauen, angebliche und echte Dokumentarfilme, „Lehrfilme“ etc.) ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass all diese Variationen zu einer prägenden Sozialisationsvariable (in der Sprache des Regimes, zu einem „Erziehungsinstrument“) zusammenfließen sollten mit dem Ziel, eine Anpassung an die Maximen des NS-Regimes zu fördern und Abweichungen hiervon zu hemmen. Welche Bedeutung sie diesbezüglich im Alltag einzelner Jugendlicher erhalten konnten, verdeutlicht das Beispiel des, im November 1929 geborenen, „Hitlerjungen“ Reinhard Gröper, welcher vom 20. Oktober 1943 bis kurz vor Kriegsende in einem Lager der „Kinderlandver-

³¹⁰ Zu den „Wochenschauen“ vgl. Hoffmann, H. (1988), S. 184ff., Zimmermann, C. (2006), S. 189ff. sowie Scheidgen, I. (2009).

schickung“ untergebracht war. Dort führte er ein Tagebuch, welches er später veröffentlicht hat (vgl. ders. (2000)). In diesem berichtet er nicht weniger als 38 mal über Filme, die er allein, mit „Kameraden“, im Unterricht oder in „Filmstunden“ der „HJ“ gesehen hat.³¹¹ Interessant ist dabei, dass er diese Filme zumeist mit eigenen Kommentaren und Bewertungen versehen hat, welche einerseits deutlich machen, wie stark er damals selbst die nationalsozialistische Ideologie verinnerlicht hatte und deren Deutungsmuster anwandte, sowie andererseits, welche Propagandafunktionen die einzelnen Exponate, zumeist latent, transportierten. Ersteres zeigt sich etwa in seinen Bemerkungen vom Sonntag, den 13. Februar 1944:

„In der Jugendfilmstunde wurde heute früh >Der weiße Traum< gezeigt. Dies ist ein Eislaufrevuefilm. Die Aufmachung ist großartig, doch fehlt jeglicher Geist vollständig. Ein Stück ist sogar noch verjazzt. Daß so etwas in der Jugendfilmstunde, die doch zur Erziehung beitragen soll gezeigt wird.“ (ebd., S. 84).

Sowie vom Sonntag, den 11. Februar 1945:

„Heute war sehr schlechtes Wetter. – Am Nachmittag besuchte ich den Farbgroßfilm >Opfergang< (nach G. Bindings Novelle), der farbtechnisch und auch inhaltlich sehr reich ist. Er handelt von einer edlen und reinen deutsch-germanischen Frau. Zu schade, daß als Lockmittel für die Zuschauer auch einige erotische Reize einbezogen wurden“ (ebd., S. 287).

Die latente Indoktrination, welche auch in scheinbar unbelasteten Spielfilmen transportiert wurde, wird deutlich, wenn er am 1. August 1944 festhält:

„Am Abend war ich im Kino. In der Wochenschau wurden Aufnahmen vom Tatort des Attentats auf den Führer gezeigt – auch sah man, daß der Führer etwas hinkt und bei der Begrüßung die linke Hand gibt. Außerdem wurden ausgezeichnete Aufnahmen der V1 gezeigt. Der Hauptfilm hieß >Ein Mann geht seinen Weg<. Es ist ein ungarisches Fabrikat und besitzt wenigstens Inhalt. Dieser will sagen, die Leistung und nicht der Stand macht den Mann!“ (ebd., S. 190f.).

Und am 8. November 1944:

„Am Nachmittag war Jugendfilmstunde. In der Wochenschau sahen wir u.a. Bilder von den Verbrechen in Stemmersdorf. – Der Hauptfilm hieß >Bismarck< und zeigte anschaulich den Kampf des genialen Staatsmannes mit seinen politischen Gegnern und war sehr gut“ (ebd., S. 242).

Am 20. November 1944 notiert er:

„In der Jugendfilmstunde sahen wir wieder den großartigen Film >Der große König<. In der heutigen Zeit sieht man den Film mit ganz anderen Augen als vor 2 Jahren. Und Worte wie: >An dem Sieg zu zweifeln, ist Hochverrat<, sind wie für heute geschaffen“ (ebd., S. 247).

Auch die Funktion des Spielfilmes, zu gegebener Zeit ablenkende Unterhaltung zu bieten, wird deutlich, wenn er am 31. März 1945 in Rottweil bei Stuttgart, inmitten alli-

³¹¹ Da seine Notizen interessante Eindrücke von der Medienrezeption damals Heranwachsender vermitteln, werden hier die Textstellen im Einzelnen aufgeführt – vgl. ebd., S. 11, 43, 84, 92, 116, 119, 122, 133, 137, 140, 141, 146, 149, 153, 155, 156, 157, 159, 161, 163, 165, 166, 168f., 171, 190f., 204, 206, 209, 216, 242, 247, 258, 259, 264, 282, 287, 310, 315.

ierter Fliegerangriffe und wenige Tage vor seinem eigenen, heiß ersehnten, Kriegseinsatz als Mitglied der ersten „HJ-Bataillons“ in Baden-Württemberg, schreibt:

„Am Abend ging ich ins Kino. Als Vorfilm kam ein Reisefilm von der französischen Riviera. Er brachte sehr schöne Aufnahmen, doch er war wenig ausführlich. Der Hauptfilm >Das Hochzeitshotel< war eine lustige Angelegenheit voller Verstrickungen, die sich nachher alle glücklich auflösten“ (ebd., S. 315).

Freilich sind die Beurteilungen des Zeitzeugen subjektiv und stellen keine repräsentative Erhebung des Wirkungspotentials entsprechender Filmrezeption dar. Sie liefern allerdings wichtige Einblicke in die Verarbeitungsprozesse filmischer Propaganda beim jugendlichen Rezipienten. Selbst, wenn diese, je nach individueller Disposition und nach Verinnerlichungsgrad der NS-Ideologie, bei anderen Heranwachsenden deutlich different ausgefallen sein mag, stellen diese Bemerkungen eines Zeitzeugen eine bedeutende Informationsquelle zur Medienwirkungsanalyse der Exponate nationalsozialistischer Propaganda dar und offenbaren die, von dieser ausgehenden, Inklusionskräfte.

Im Sinne der obigen Ausführungen zu den unterschiedlichen Verführungselementen der NS-Führung lässt sich nunmehr mit den Worten Hitlers resümieren:

„Ohne Autos, Tonfilme und Rundfunkgeräte kein Sieg des Nationalsozialismus!“ (Adolf Hitler, zitiert nach Eichberg, H. (1989), S. 55).

Dies gilt umso mehr, als mit Verlauf des „Dritten Reiches“ dessen scheinbare „jugendliche Dynamik“ immer stärker durch allzu offensichtlichen Formierungszwang ersetzt wurde und der Nationalsozialismus als „Bewegung“ seine politische Anziehungskraft zu verlieren drohte.

Als übergeordnetem Kontext ist die NS-Propaganda schließlich den Versuchen des Regimes zu einer ästhetischen Erziehung der „Volksgemeinschaft“ zuzuordnen. Sie gehört überwiegend zum Bereich der Versuche ästhetischer Verführung. Deren Intentionen lassen sich mit Peter Reichel präzisieren:

„Die Ästhetisierung erschien (der... NS-Führung...) für die Bearbeitung der nationalen und sozialen Frage deshalb so unentbehrlich, weil die Realisierung dieser Ziele entweder nur mit repressiven Mitteln möglich oder überhaupt illusorisch war. Diese Strategie diente weniger der Veränderung der Wirklichkeit, als der Veränderung ihrer Wahrnehmung oder der Täuschung über die wahren Absichten des Regimes. Dafür nutzten die Nazis vielfältige Instrumente und Techniken, die sie überwiegend im Fundus der Selbstdarstellung bürgerlicher und proletarischer politischer Akteure vorfanden, die sie perfektionierten und zugleich pervertierten und die im übrigen mit dem Dritten Reich nicht einfach untergegangen sind. Für die operative Umsetzung der Ästhetisierungs-Strategie waren die folgenden vier Konzepte von besonderer Bedeutung. Wobei allerdings einschränkend anzumerken ist, daß der nachträgliche Versuch einer um Differenzierung und Systeme-

matisierung bemühten Darstellung zwangsläufig dazu tendiert, den Akteuren und ihrem Handeln ein zu hohes Maß an Rationalität und Intentionalität zu unterstellen:

- (a) Die *Personifizierung* der Politik... (...)
- (b) Die *Mythisierung* der Politik... (...)
- (c) Die *Inszenierung*, Dekoration und Ritualisierung der Politik... (...)
- (d) Die *Typisierung* des Individuums“ (ders. (1994), S. 373f.).

Die hier angesprochenen Intentionen sind anhand der vorangegangenen Ausführungen vielfältig deutlich geworden. Die vermuteten Nachwirkungen über 1945 hinaus wurden im Kontext der Deutungsmusteranalysen in ihren Potentialen angedeutet. Es muss nunmehr noch auf die Problematik der unmittelbaren Wirkung der NS-Propaganda auf ihre damaligen Rezipienten eingegangen werden.

Letztere konnte bereits in ihrer subjektiven Aufnahme durch verschiedene prädisponierende Sozialisationsprägungen differenzierend beeinflusst werden:

„Resistenz oder Anfälligkeit gegenüber nationalsozialistischer Propaganda und Indoktrination hingen wesentlich ab von der politischen Einstellung, dem sozialen, politischen und religiösen Milieu, in dem man aufgewachsen war und lebte, von Erziehung und Schulbildung, Wohnort und persönlichem Umfeld. Es blieb eine offenkundige Spannung zwischen dem weitgreifenden propagandistischen Anspruch des Regimes und seinen indoktrinatorischen Erfolgen“ (Wendt, B. J. (2000), S. 51). Zusätzlich zu diesen möglichen Verzerrungen einer anvisierten einheitlichen Propagandawirkung durch subjektivierende Wahrnehmungen ihrer Inhalte und Vermittlungsstrukturen, ist zu berücksichtigen, dass die Einflüsse der NS-Propaganda auf die „Volksgemeinschaft“ bislang vor allem anhand zweier Quellenfundi³¹² erhoben wurde, welche als solche selbst einige analytische Problemen aufwerfen:

„Zwar liegen aus der Zeit des >Dritten Reiches< eine große Anzahl von Stimmungs- und Lageberichten vor, doch es bleiben Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser – mit der Methode der >teilnehmenden Beobachtung< erarbeiteten – Vorform moderner Demoskopie, zumal sich nicht ausschließen lässt, daß die Berichterstatter andere Motive verfolgten, als nach bestem Wissen über die >Stimmung< zu berichten. Denn die Stimmungsberichte hatten auch eine Funktion als Surrogat für die fehlende >öffentliche Meinung<, sie stellten verdeckte Instrumente der internen Kritik und Meinungsbildung dar; es läßt sich auch nicht ausschließen, daß viele Berichte lediglich den Fleiß der Berichterstatter dokumentieren, die Existenz des von oben verordneten Meinungsbildes vor Ort im Detail nachzuweisen“ (Longerich, P. (1993), S. 311f.).

³¹² Es handelt sich um die geheimen Lageberichte des „Sicherheitsdienstes“ (SD), sowie die Untergrundberichte von Sozialdemokraten, die von der Exil-SPD veröffentlicht wurden. Die geheimen Lageberichte des SD wurden von Heinz Boberach (1985) herausgegeben, die Berichte der Exil-SPD (Sopade) finden sich teilweise als Sammlung bei Zweitausendeins veröffentlicht (1980), während die Originalberichte sich im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn befinden. Zu ihrer Entstehungsgeschichte vgl. Stöver, B. (1993), S. 55ff.

Angesichts dieser genannten Problematiken, bezüglich ihrer individuellen Aufnahme und der erfolgten Messung ihrer meinungsbildenden Effekte, lässt sich zur Wirkung der NS-Propaganda bisher lediglich konstatieren:

„Eine präzise Erforschung der Rezeption der NS-Propaganda konnte bisher nicht geleistet werden, und es bleibt ein ungelöstes Problem, wie sich die Wirkung der Propaganda auf die Einstellung und Stimmung der Bevölkerung messen ließe“ (ebd., S. 311).

Grundsätzlich lassen sich lediglich zwei Wirkungsstrukturen mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Erstens, dass Indoktrinationserfolge mittels NS-Propaganda „nur dort erzielt werden konnten, wo bereits verbreitete Vorstellungen bestätigt wurden; herrschte Gleichgültigkeit oder gar Mißtrauen, war die öffentliche Meinung kaum zu beeinflussen“ (Dussel, K. (1993), S. 269; vgl. auch Kershaw, I. (1983), S. 185ff.).³¹³

Diese Erkenntnis ist von einiger Bedeutung angesichts der bereits erwähnten Interpretationsfreiräume und somit Anknüpfungspotentiale für persönliche Dispositionen, die das Regime im Kontext seiner „Chiffren“ (vgl. These 1) bot. Für die Propagandarezeption in der „Volksgemeinschaft“ allgemein sowie insbesondere in den ländlichen Regionen, in denen von den Inszenierungen des Regimes meist nur wenig ankam, kann angenommen werden, dass deren Inhalte die deutsche Gesellschaft keineswegs gleichmäßig und total überwältigt haben (vgl. Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1991), S. 125ff.). Über den Beitrag der Propaganda zur Inklusion der Deutschen in die NS-„Volksgemeinschaft“ herrscht in der Forschung bisher kein Konsens, nicht einmal darüber, ob deren Einsatz zu diesem Zweck überhaupt notwendig gewesen wäre (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 21ff.). Letztlich kann zum jetzigen Zeitpunkt nur konstatiert werden, „dass die Resonanz von Kundgebungen und Rundfunksendungen abhängig von individueller und sozialer Aneignung war, überhaupt war Masseneuphorie selten“ (ebd., S. 20).

Dies führt zum zweiten Punkt, der Feststellung, dass die Inklusionseffekte der nationalsozialistischen Propaganda dort stärker waren, wo sie weniger versuchte, ganz konkrete Einstellungen und Verhaltensweisen bezüglich bestimmter politischer Themen und Menschengruppen zu evozieren, sondern in simpler und gleichförmiger alltäglicher „Berieselung“ bemüht war, „ein Grundvertrauen zwischen Volk und NS-Führung herzustellen“ (ebd., S. 311). Allerdings war und ist die Wirkung von Massenmedien erkennbar vom Ausmaß ihrer Glaubwürdigkeit für den Rezipienten abhängig

³¹³ Hier folgen die Aussagen zum Wirkungsgrad der NS-Propaganda den Erkenntnissen der allgemeinen Medienwirkungsforschung, die besagen, dass „Medieninhalte... weder eine hinreichende noch eine notwendige Ursache von direkten Effekten (sind). Der Einfluss der Medien ist im kognitiven Bereich größer als bei Einstellungen. Massenkommunikation verstärkt in erster Linie existierende Einstellungen, aktiviert latente Positionen und verändert mit geringster Wahrscheinlichkeit existierende oder latente Gegenpositionen“ (Bonfadelli, H. (1999), S. 261).

(vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 27), wodurch sich erklären ließe, dass spätestens nach der Niederlage von Stalingrad die Wirkungskraft der NS-Propaganda, die immer noch den „Endsieg“ proklamierte, zu erodieren begann. Dass der Mythos um die Schlacht bei Stalingrad mitunter bis heute wirksam geblieben ist, dies hängt wohl eher mit der „Notwendigkeit einer Sinnproduktion bei den Menschen selbst“ zusammen (vgl. ebd., S. 22).

Die Wirkung der NS-Propaganda folgte nicht dem vom Regime angenommenen schlichten behavioristischen Wirkungsmodell (vgl. Longerich, P. (1993), S. 293 sowie die Ausführungen zum Behaviorismus in dieser Arbeit), sondern hing ab von der subjektiven Aufnahme durch den Rezipienten und der Interaktion mit dessen bereits vorhandenen Einstellungen. Diese konnte die Propaganda hemmen oder verstärken, aber selten deren Struktur gänzlich verändern (nicht Wenige folgten ihr vom links- ins rechtsextremistische Lager, deutlich geringer war jedoch die Zahl jener, die durch die NS-Propaganda vom überzeugten Weimarer Demokraten zum Anhänger des Regimes³¹⁴ wurden). Letzteres gelang nur solchen Proklamationen, die als tatsächliche wirtschaftliche oder militärische Erfolge für die „Volksgemeinschaft“ spürbar wurden. In diesen Fällen war man bereit, auch den Leistungszuschreibungen der Nationalsozialisten zu folgen. In diesem Sinne war die Wirkung der NS-Propaganda vom Erfolg der Politik des nationalsozialistischen Regimes abhängig:

„Solange ein gewisses Grundvertrauen der Bevölkerung in die Zukunftsoffenheit der eigenen Karriere und der des deutschen Volkes (ohne Juden) vorhanden war, gelang es der Goebbels'schen ‚Propaganda‘, Aufmerksamkeiten und Bewertungen neuer und lancierter Themen öffentlich vorzugeben, d.h. Agenda-Setting zu betreiben – was davon aber hängen blieb und inwieweit sie dauerhaft menschliche Praxis vorgab, ist... jeweils in konkreten Kontexten zu untersuchen“ (Zimmermann, C. (2007), S. 259).

Allgemein bleibt festzuhalten, dass die intendierte Massenbeeinflussung mittels Medien keine Erfindung der Nationalsozialisten darstellt (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik), sondern einem weit verbreiteten zeitgenössischen Denken entsprach (vgl. Longerich, P. (1993), S. 292ff.). Entsprechend der „Bruchthese“ dieser Arbeit „soll hier betont werden, daß die NS-Propagandisten sich lediglich in besonders intensiver Weise der manipulativen Elemente bedienten, die nun einmal zur Realität der modernen Massenkommunikation gehören“ (ebd., S. 294). Durchaus neu war hinge-

³¹⁴ Wo dies doch einmal gelang, entsprach dies meist keiner völligen Kehrtwende der subjektiven Wahrnehmungsstrukturen, sondern vielmehr einer Durchsetzung bereits vorhandener, aber bislang – bewusst oder unbewusst – zurückgehaltener Einstellungen. In diesem Sinne ist Adorno zuzustimmen, der schon früh angemerkt hatte, dass Hitlers Qualität als Vermittler der NS-Propaganda darin läge, als Redner gegenüber den lauschenden Massenindividuen das, was bei diesen als latente Disposition vorhanden war, ohne deren Hemmungen auszudrücken (vgl. ders. (1951)).

gen deren massiver Einsatz im Rahmen einer ansonsten in weiten Teilen methodisch und ideell eklektischen NS-Pädagogik (vgl. Miller-Kipp, G. (1988), S. 31). Auch die Annahme, der Kontext der NS-Politik habe die entscheidende Voraussetzung zur „Nazifizierung“ der einzelnen Gesellschaftsbereiche dargestellt, findet sich an dieser Stelle bestätigt:

„Die Besonderheit nationalsozialistischer Propaganda läge damit nicht in einer besonderen, ausgefeilten Methodik, sondern ihre Wirkung kann nur erklärt werden im Zusammenhang mit den Rezeptionsbedingungen und Sanktionsmöglichkeiten der NS-Diktatur“ (ebd.).

3.3.3. Zum Verhältnis von Bevölkerung und Regime I:

Während die NS-Ideologie bei der Bevölkerung nur begrenzten Anklang fand und die „NSDAP“ durchaus auch auf Ablehnung stieß, war die Zustimmung zur Person Hitlers und den um ihn entfachten „Führermythos“³¹⁵ ein wesentlich integrierendes Moment zwischen Bevölkerung und Nationalsozialismus.

Während die beiden vorangegangenen Thesen die NS-Zeit mehr aus der Perspektive der Handlungen und Intentionen der NS-Regierung betrachtet haben, geht es in den folgenden schwerpunktmäßig um das Verhältnis der Bevölkerung zum Regime.

Die Zuspitzung der Politik des „Dritten Reiches“ auf die Person Adolf Hitlers lässt sich nach der Machtübernahme 1933 – innerhalb der „Bewegung“ hatte sich diese Entwicklung schon Jahre zuvor vollzogen – an insbesondere zwei Aspekten festmachen: Erstens der Etablierung des „Führerstaates“, in welchem in letzter Konsequenz Hitlers Wort alle grundsätzlichen Fragen entscheiden sollte³¹⁶ und in dem er „bis in die letzte

³¹⁵ Der Terminus *Mythos* wird inflationär gebraucht. Grundsätzlich lassen sich zwei Bedeutungskategorien herausarbeiten: Einerseits „eine *Verfälschung* von historischen Tatsachen, die durch die Geschichtsschreibung widerlegt werden kann; Mythos ist die Manifestation einer Lüge und eines falschen Bewusstseins, die durch die Wahrheit der Historie dekonstruiert und ad acta gelegt werden“ (Assmann, A. (2006), S. 40). Zweitens „kann (es) auch die Form bedeuten, in der Geschichte <mit den Augen der Identität> gesehen wird; in dieser Variante bedeutet Mythos die *affektive Aneignung* der eigenen Geschichte. Mythos in diesem Sinne ist eine fundierende Geschichte, die nicht durch Historisierung vergeht, sondern mit einer andauernden Bedeutung ausgestattet wird, die die Vergangenheit in der Gegenwart einer Gesellschaft präsent hält und ihr eine Orientierungskraft für die Zukunft abgewinnt“ (ebd.). Im hier diskutierten Kontext spielen beide Bedeutungen eine wesentliche Rolle, einerseits griff das NS-Regime „von oben“ zur Etablierung des „Hitlermythos“ auf breit gefächerte Glorifizierungen zurück, die überwiegend mit der Wahrheit wenig gemein hatten. Andererseits verbanden sich diese Lügen „unten“ in der „Volksgemeinschaft“ untrennbar mit den subjektiven Bedürfnissen ihrer Mitglieder. Letztere waren, und sind es teilweise auch heute noch, während der NS-Zeit sozialisierte Deutungsmuster, die das Ende der nationalsozialistischen Epoche überdauerten und in gewissem Maße nach 1945 herangezogen wurden, um die eigene Identität abzustützen (etwa wenn ehemalige Mitglieder oder gar Führer der „Hitlerjugend“ auf Hitlers „Charisma“ verweisen). Häufiger war allerdings jene Verlaufskurve, in welcher der „Hitlermythos“ jeweils genutzt wurde, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen bzw. die Hoffnung auf eine kommende Befriedigung zu nähren. Hierbei kam eine Eigenschaft der Mythenbildung zum tragen, wie sie Mosse definiert hat: „Ein Mythos ist ein Leitbild, das zwar einige Elemente von Wahrheit enthalten muß, aber auch eine Vision miteinschließt, die mit einem angestrebten Ideal übereinstimmt“ (Mosse, G.L. (1979), S. 132). In diesem Sinne stellte der „Führermythos“ während der NS-Herrschaft einen ungemein gewichtigen Integrationsfaktor dar, wogegen er, nach deren Untergang, den exakt entgegen gesetzten Zweck erfüllen konnte, indem viele „Volksgenossen“ einfach auf den angeblich allmächtigen „Führer“ verwiesen, um die eigene Schuldhaftigkeit zu relativieren oder ganz in Abrede zu stellen (vgl. These 5).

³¹⁶ Für eine Feststellung dieser Herrschaftsstruktur ist es zunächst unerheblich, inwieweit genau Hitler als starker oder schwacher Diktator zu bezeichnen wäre (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 112ff.). Obschon er als „Führer“ in seiner Herrschaftspraxis mitunter beeinflussbar war (vgl. These 4) und sich die Struktur des NS-Staates zudem vielfach durch institutionelles Chaos und das Auftreten interner Konflikte auszeichnete, entsprach dies doch durchaus seinen machtpolitischen Vorstellungen. Hitler hielt sich oft bewusst aus den Fragen der Alltagspolitik heraus und ließ Untergebene ihre Streitigkeiten unter sich austragen, wobei er sich, getreu seiner darwinistischen Ideologie, am Ende meist auf die Seite des Siegers stellte. Den inhaltlichen Vorzug gab Hitler zudem meist der radikaleren Linie (vgl. Schmuhl, H.-W. (1993), S. 197), wodurch die Konkurrenzsituationen immer auch einen dynamischen Effekt auf die NS-Politik und insbesondere die Genozidpolitik ausübten (vgl. ebd., S. 193).

Phase des militärischen Zusammenbruchs und der Auflösung des Regimes seine Stellung als >der zentrale Bezugspunkt des gesamten Herrschaftsgefüges< hat wahrren können – keineswegs nur als >Mythos<, sondern als >Führer< mit prinzipiell unbestrittener und praktisch ungebrochener Entscheidungsgewalt“ (Ruck, M. (1993), S. 44, vgl. auch Rebentisch, D. (1989), S. 533f.).

Zweitens in einer Gestaltung des nationalsozialistischen Alltags, in welchem der „Führerkult“ durch Propaganda, Erziehung und Terror allgegenwärtig schien (vgl. Reichel, P. (1994), S. 114ff.). Schon in *Mein Kampf* hatte Hitler bezüglich des „Führerprinzips“³¹⁷ unmissverständlich gefordert:

„Der Staat muß in seiner Organisation, bei der kleinsten Zelle der Gemeinde anfangen bis zur obersten Leitung des gesamten Reiches, das Persönlichkeitsprinzip verankert haben. Es gibt keine Majoritätsentscheidungen, sondern nur verantwortliche Personen, und das Wort ‚Rat‘ wird wieder zurückgeführt auf seine ursprüngliche Bedeutung. Jedem Manne stehen wohl Berater zur Seite, allein die Entscheidung trifft ein Mann. Der Grundsatz... des Aufbaus unserer ganzen Staatauffassung (hat) zu sein: Autorität jedes Führers nach unten und Verantwortlichkeit nach oben. (...)... die Verantwortung darf immer nur ein Träger besitzen und mithin auch nur dieser allein die Autorität und das Recht des Befehls“ (Hitler, A. (1933), S. 501).

Diese Auffassung war, verbunden mit den inhaltlichen Vorgaben der NS-Ideologie, das entscheidende Prinzip der Gestaltung staatlicher Strukturen nach 1933 (vgl. These 5). Oberster Vertreter der Führungshierarchie³¹⁸ war Adolf Hitler selbst, der von

Alle politischen Entscheidungen, denen er größere Bedeutung für die „völkische Idee“ beimaß, wurden allerdings im Sinne des „Führers“ und seiner Ideologie getroffen. Das Verhältnis der Parteifunktionäre zu Hitler war überwiegend geprägt durch das „Loyalitätsprinzip“, eine schier unumstößliche persönliche Treue seiner Person gegenüber (vgl. ebd., S. 132f.). Bis in die letzten Tage des „Dritten Reiches“ finden sich keine Beispiele, „in denen eine von Hitler als unbedingt wichtig erachtete Weisung von Untergebenen oder anderen mißachtet oder blockiert worden wäre“ (ebd., S. 140).

Für die hier angesprochene Diskussion um die innere Beschaffenheit des NS-Herrschaftsgefüges hat Hans-Ulrich Thamer ein treffendes Resümee gezogen: „Das Dritte Reich besaß eine starke monokratische Spitze und gleichzeitig polykratische Machtstrukturen. Das eine bedingte das andere“ (ders. (1986), S. 340, vgl. auch ders. (1993), S. 527).

Gerade die Erziehungspolitik der NS-Zeit stellt diesbezüglich ein eindrückliches Beispiel für ein derartiges Chaos der Zuständigkeiten verschiedener Institutionen und damit verbundener Machtkämpfe dar (vgl. Fix, E. (1989), S. 44). Eine aspektreiche Analyse der Entwicklung des politischen Systems unter den Nationalsozialisten, welche in weiten Teilen zu der erwünschten, kaum noch durch staatliche Barrieren begrenzten „Führerautorität“ Hitlers führte und auch dazu beitrug, dass dieser zunehmend das Empfinden für politische Realitäten verlor, liefert Broszat (vgl. ders. (2000), S. 326ff.).

³¹⁷ Auch die Propagierung eines politischen „Führer-Mythos“ war freilich nicht Hitlers und Goebbels eigene Erfindung, sie bedienten sich aus einer „kulturellen Tradition...“, die bis in die romantisch-konservative Vorstellungswelt des frühen 19. Jahrhunderts zurückreicht“ (vgl. Reichel, P. (1994), S. 144ff.).

³¹⁸ Einer stets „von oben“ ausgeübten Führungsgewalt sollte im NS-System grundsätzlich eine untergeordnete Instanz entsprechen, welche deren Befehle gehorsam entgegennahm und ohne Einschränkung umsetzen würde. Hitler formulierte dies so, „die Bewegung vertritt im kleinsten, wie im größten den Grundsatz der unbedingten Führerautorität, gepaart mit höchster Verantwortung“ (Hitler, A. (1933), S. 378). Den Entscheidungen des „Führers“ Hitler sollte das Volk letztlich gehor-

seinen Untergebenen unbedingten Gehorsam erwartete, sowohl was die Ausführung seiner Befehle, als auch die Antizipation seiner politisch-ideologischen Erwartungen und deren selbständige Umsetzung in entsprechende Agitationen anbetraf. In diesem Rahmen konnte sich der einzelne „Volksgenosse“ als Grundelement der nationalsozialistisch definierten „Gemeinschaft“ (vgl. These 1), in Abhängigkeit von der attestierten Adäquatheit, mit welcher er eben diesen Erwartungen gerecht wurde, Anerkennung und eigene politische Macht erarbeiten. Schmuhl bringt die besondere Position des „Führers“ in diesem machtpolitischen Kontext auf den Punkt, wenn er schreibt:

„Die Ausnahmestellung Hitlers beruhte auf seiner Kompetenzkompetenz“ (ders. (1993), S. 194). Hitler hatte nicht nur die oberste Befehlsgewalt (militärische und/oder politische Ordnung), er verfügte auch über die Sinnsetzungskompetenz, nach deren Vorgaben die Legitimität jedes Befehls innerhalb des NS-Systems bewertet werden sollte (ideologische Ordnung). Dies verweist auf die erste Konkretisierung charismatischer Herrschaft, wie sie besonders unter der NS-Herrschaft wirksam wurde. Wie M. Rainer Lepsius in seiner präzisen Gegenstandsbestimmung des Charismas als Führungseigenschaft und deren vorgebliche Legitimierung (vgl. ders. (1993), S. 95ff.) herausgestellt hat, zeichnete Hitler sich nicht dadurch aus, dass er den Maximen seiner Ideologie am klarsten entsprochen hätte, sondern dadurch, dass er die absolute Deutungshoheit über deren vage Inhalte beanspruchte und diese ihm, sowohl von der NS-Propaganda, als auch von einem steigenden Anteil der Bevölkerung (vgl. ebd., S. 99) zugeschrieben wurde:

„Zur charismatischen Führung gehört... auch die Bestimmung einer >Mission<, die Orientierung auf oberste Wertvorstellungen, die der Führer zu erreichen verspricht. Doch sollten sich aus den Wertvorstellungen keine normativen Handlungsbindungen ableiten lassen. (...) Die nationalsozialistische Ideologie war für eine charismatische Führung überaus geeignet: eine kollektive Heilsverheißung ohne operationalisierbare Konkretion. Im Idealfall bestimmt der Führer die >Not<, von der er befreien will, und wählt die Mittel, um die von ihm versprochene Wendung der >Not< herbeizuführen. Interpretationsmonopol für Ziele und Handlungsfreiheit der Mittel maximieren die Chancen charismatischer Führung“ (ebd., S. 111).

Die verbreitete Parole „>Unser Programm heißt Hitler<“ (zitiert nach ebd.) bringt den entsprechenden Zuschnitt der NS-Herrschaft auf den Punkt.

Mit dem Ausbau des nationalsozialistischen Systems (vgl. These 5) wurde gleichzeitig auch die oben angesprochene absolutierende Führungsstruktur immer weiter zugespitzt. Hitler reagierte gegenüber jeder Art von Beschränkung seiner Autorität überaus empfindlich (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 132) und begrenzte zunehmend alle Möglich-

sam bis zum Tode folgen und so seinen Dienst für die Ziele der „völkischen Weltanschauung“ „heldenhaft“ erfüllen.

keiten, seine Regierungsgewalt zu relativieren. Als Folge dieses Vorgehens erlangte seine „Führerautorität... eine immer größere Autonomie; sie löste und isolierte sich immer stärker von jeglichem kollegialen Regierungsrahmen und war dementsprechend einem zunehmenden Größenwahn und einem schwindenden Realitätssinn ausgesetzt“ (ebd., S. 134, vgl. hierzu aus struktureller Perspektive Ruck, M. (1993) sowie Broszat, M. (2000), S. 326ff.).

Das propagandistische Gegenstück dieser Politik war der „Führerkult“³¹⁹, der neben den immer wiederkehrenden Glorifizierungen der „Leistungen“ Hitlers („Durchgreifen“ im „Röhm-Putsch“, „Sieg“ in der „Arbeitsschlacht“, „Führung“ der Nation zu neuer außenpolitischer Bedeutung etc.) auch den sozialisationswirksamen Alltag der „Volksgemeinschaft“ beherrschte:

„Kein Schul- und kein Amtszimmer ohne Hitlerbild; Adolf-Hitler-Straßen und -Plätze; der tägliche Gruß lautete ‚Heil Hitler!‘; Lieder, Gedichte und Lesestücke zur Verherrlichung des ‚Führers‘; [ab 1939 gehörten fast; der Autor] jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädchen... vom 10. bis zum 18. Lebensjahr der Hitlerjugend an; die Soldaten wurden ab 1934 durch einen ‚heiligen Eid‘ verpflichtet, Hitler ‚unbedingten Gehorsam‘ zu leisten. Die Verherrlichung des ‚Führers‘ verstieg sich bis zu gebetähnlichen Formeln, in denen Hitler der gleiche Rang wie Christus zuerkannt wurde. Hier zeigte sich der pseudoreligiöse Charakter des Nationalsozialismus am deutlichsten“ (Hampel, J. (1988), S. 104).

Mit dieser Intention, Hitler als uneingeschränkte, emotional aber positiv besetzte Autorität im Bewusstsein bereits der Jüngsten zu verankern, wurden diese schon frühzeitig und dann immer wieder mit dieser Botschaft konfrontiert.

Ein „Erstes Lesebuch für die Kinder des Hessenlandes“ von 1936 verdeutlicht exemplarisch die Struktur solcher Vermittlungen:

„Mein Führer!“ (Das Kind spricht):

Ich kenne dich wohl und habe dich lieb | wie Vater und Mutter.

Ich will dir immer gehorsam sein | wie Vater und Mutter.

Und bin ich erst groß, dann helfe ich dir | wie Vater und Mutter,

und freuen sollst du dich an mir | wie Vater und Mutter!“ (zitiert nach Schreckenberg, H. (2003), S. 228, für andere Verklärungen des „Führers“ in Lesebüchern für die jungen und jüngsten „Volksgenossen“ vgl. auch Haarer, J. (1939) sowie Wilcke, G. (2005), S. 93).

Hitler wurde einerseits mit den privatesten und intimsten Vertrauenspersonen gleichgesetzt, andererseits gleichzeitig zum entrückten Heilsbringer stilisiert.

³¹⁹ Der „Hitlermythos“, welcher im Folgenden analysiert wird, war nur einer, wenngleich der bei weitem bedeutendste und erfolgreichste unter vielen Mythen und Heldenkulten, die die nationalsozialistische Propaganda inszenierte im Bemühen, jeden „Volksgenossen“ auch gefühlsmäßig in die NS-„Bewegung“ zu integrieren. Weitere Beispiele für eine derartige politisch instrumentalisierte Massensuggestion in Form propagandistisch verklärter Vorbildpräsentationen oder institutionalisierter Rituale finden sich bei Mosse (vgl. Mosse, G.L. (1979), S. 132ff.).

In beiden Fällen sollte es, so die klare Botschaft, keine Frage kritischer Abwägung sein, seinen Geboten Folge zu leisten, sondern eine normative Selbstverständlichkeit „rechten“ und „tugendhaften“ Verhaltens. Hier kam erneut die bereits beschriebene Verführungsstruktur (vgl. These 1) zur Geltung. Während die scheinbar legitimierende „Tugendhaftigkeit“ des Verhaltens als Begriff floskelhaft und nach persönlichen Dispositionen auslegbar war, blieb die entscheidende Grundbotschaft, den „Führer“ zu lieben und ihm bedingungslos zu folgen, in jeder konkretisierten Auslegungsvariante erhalten.

Differenzierend ist demgegenüber anzuführen, dass die dialektisch miteinander verbundenen gesellschaftspolitischen Leitbilder der „völkischen Weltanschauung“, der allmächtige und allwissende „Führer“ und seine ergebene „Volksgemeinschaft“, keineswegs nur aus propagandistisch-instrumentalisierenden Überlegungen heraus verkündet und ästhetisch inszeniert wurden. Sie entsprachen vielmehr weitgehend und nach 1933 in zunehmendem Maße den tatsächlichen ideologischen Überzeugungen Hitlers und vieler seiner Untergebenen. Diese Einstellung findet ihren wohl deutlichsten Ausdruck in der bekannten Rede Hitlers von 1937, in welcher er der Masse prophetisch verkündete:

„Daß ihr mich einst gefunden habt und daß ihr an mich glaubt, hat eurem Leben einen Sinn, eine neue Aufgabe gestellt! Daß ich euch gefunden habe, hat mein Leben und meinen Kampf erst ermöglicht!“ (zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 722).

Wie andere Inszenierungen und Verklärungen der NS-Propaganda (vgl. These 1), hatte – unabhängig von allem, beim Regime vorhandenen, Glauben an die vermeintliche Richtigkeit des eigenen bevölkerungspolitischen Agierens sowie der steigenden Bereitschaft, den selbst geschaffenen Mythos einer angeblichen Unfehlbarkeit des „Führers“ für bare Münze zu nehmen – letztlich primär den einen Zweck, die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ in tiefgehender und nachhaltiger Loyalität an Hitler zu binden. Diese machtpolitische Grundintention scheint in einer Aussage Hitlers deutlich durch, welche einen Beitrag zur messianischen Inszenierung des „Führers“ leisten sollte:

„Das ist das Gewaltigste, das unsere Bewegung schaffen soll: diesen breiten, suchenden und irritierten Massen einen neuen, festen Glauben zu geben, der sie in dieser Zeit der Wirrnisse nicht verläßt, auf den sie schwören und bauen, auf daß sie wenigstens irgendwo wieder eine Stelle finden, die ihrem Herzen Ruhe gibt. Und das bringen wir zuwege!“ (Adolf Hitler, Rede in München 1922, zitiert nach Jäckel, E.; Kuhn, A. (1980), S. 624).³²⁰

³²⁰ Ganz in diesem Sinne bringt Michael Burleigh die mentale Verführungsgewalt der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihre propagandistische Verbreitung präzise auf den Punkt: „Die Ideologie der Nazis versprach Erlösung aus einer nationalen Seinskrise... (...). Die Nazis hatten einiges zu bieten: das Versprechen der Zugehörigkeit, als Gegenentwurf zu einer Gesellschaft, die

Die machtpolitischen Intentionen des Regimes sind in dieser Arbeit bereits analysiert worden (vgl. These 1 und 2). Im Folgenden geht es um deren Gegenstück innerhalb der oben angedeuteten dialektischen Beziehung, welche die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ auszeichnete. Es geht nunmehr aus Sicht der Letzteren um die Frage, wie die deutsche Bevölkerung auf die mentalen Inklusionsanreize reagierte, wie sie die propagandistischen Inszenierungen des „Führermythos“ subjektiv wahrnahm. Erst durch die Beachtung dieser Vermittlungsebene wird der viel zitierte „Hitlermythos“ in seiner Sozialisationswirksamkeit tatsächlich erfasst. Peter Reichel verdeutlicht deren Struktur in einer ersten Annäherung:

„Nur wenige mochten an die konkrete Person Adolf Hitler glauben, die da unmittelbar vor ihnen stand. Aber sie glaubten wohl an das Bild, das sie gemeinsam schufen“ (ders. (1994), S. 144, vgl. hierzu aus sozialpsychologischer Sicht auch Marks, S. (2007a), S. 34ff.).

Es wird bereits deutlich, dass charismatische Herrschaft und insbesondere ihre nationalsozialistische Ausprägung nur als „soziale Beziehung“ (Lepsius, M.R. (1993), S. 99) zwischen „Führer“ und „Volksgemeinschaft“ zu verstehen ist, in die *beide* Seiten – ganz entsprechend der Interaktionstheorie Meads – ihre subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen mit einbringen. Es darf diesbezüglich nicht vergessen werden, dass zum Zeitpunkt, als Hitler mit den Versprechungen ideologischer und materieller Erlösung zum „Führer“ der Deutschen erkoren wurde, die soziale Not ungemein groß sowie Deutschland militärisch geschlagen war und die Republik nach der verbreiteten Auffassung ihrer Bürger keine politischen Antworten auf diese Lage zu haben schien. Ausgangspunkt der hier skizzierten Führerinszenierung war demnach eine weit verbreitete Wahrnehmung einer massiven, mit herkömmlichen Methoden nicht zu kontrollierenden Krise (vgl. zu dieser Voraussetzung charismatischer Herrschaft ebd., S. 101).

Die Sehnsucht nach einfachen und schnellen Lösungen, wie sie die „NSDAP“ und ihre exponierte Führungsfigur Hitler anboten, war aufgrund dessen in der deutschen Be-

bis dahin von tiefen Gegensätzen zerfurcht gewesen war; einen dynamischen Aufbruch, wo bis dahin Stagnation gewesen war; den Anspruch, in einer Gesellschaft, in der materielle Interessen alles zu überlagern schienen, Träger einer idealistischen Mission von fast nationalem Zuschnitt zu sein. Dazu kam etwas, das Hannah Arendt als den ideologischen >sechsten Sinn< totalitärer Bewegungen bezeichnet hat [in dies. (1955), S. 741]: das Feilbieten einer verlockend einfachen Diagnose dessen, was hinter den Kulissen der Politik *wirklich* vor sich ging, ein Appell an die weit verbreitete Vorstellung, dass für alles Schlimme, das Deutschland in der Nachkriegszeit durchmachen musste, gewisse finstere, im Verborgenen wirkende Kräfte verantwortlich waren. Alles, was die Menschen zu tun brauchten, war, den Quantensprung ins Dunkle zu wagen. Ein fest verschworener Glaube an die eigene nationale Größe barg die Lösung für alle Probleme der Welt. Sowohl von Mussolini als auch von Hitler ist die Äußerung überliefert, der Glaube könne wirklich Berge versetzen“ (ders. (2000), S. 26f.). Gerade diese angeblich einfachen Lösungen für sämtliche wirtschaftlichen und politischen Probleme Deutschlands, wie sie vom NS-Regime verkündet wurden, scheinen bis heute „die meiste Zugkraft entwickeln“ zu können, wenn es um eine positive Bewertung bestimmter Aspekte der NS-Zeit geht (vgl. Stöver, B. (1993), S. 428).

völkerung um 1933 stark ausgeprägt und weit verbreitet. Viele wollten an den nationalen und materiellen Aufstieg glauben und konnten auch der vagen „Idee“ einer homogenen, auf rassistischen Grundlagen beruhenden „Volksgemeinschaft“ sowie insbesondere deren Aufstiegschancen suggerierendem „Modernitäts- und Mobilitätsappeal“ (Broszat, M. (1985), S. 33) einiges abgewinnen. Die radikale und aggressive Seite des Regimes wurde demgegenüber oft nicht wahrgenommen oder ausgeblendet. Nicht selten ergaben sich jedoch auch diesbezüglich Schnittmengen mit befürwortenden Einstellungen oder zumindest Notwendigkeitsauffassungen innerhalb der deutschen Bevölkerung.

Die Hoffnung auf Verwirklichung des ersehnten nationalen Aufstiegs Deutschlands und der Überwindung gesellschaftlicher Schranken wurde häufig verbunden mit dem Ruf nach einem starken, unbeirrbar und visionären Führer des Volkes.

Diese Rollenerwartungen konnte Adolf Hitler zum Ende der Weimarer Republik scheinbar mehr und mehr ausfüllen. Hierzu wurde er von der nationalsozialistischen Propaganda schon vor 1933 geradezu als eine Art „Gesandter“ zur Rettung Deutschlands stilisiert (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 27ff., besonders S. 34f.).

Man stellte ihn gleichermaßen als allwissend und über allen Anderen stehend sowie als „aus dem Volke stammend“ dar – direkt nach der Machtübernahme im Januar 1933 betitelte ihn der „völkische Beobachter“ als neuen „Volkskanzler“ (ebd., S. 70) – was es letztlich weiten Kreisen der Bevölkerung ermöglichte, sich mit ihm zu identifizieren und in ihm zudem den vermeintlich großen Vollstrecker ihrer Wünsche zu erkennen. Max von der Grün, damals gerade sechs Jahre alt, berichtet, wie seine Großmutter diese Inszenierung Hitlers aufnahm und verdeutlicht damit exemplarisch den populistischen Erfolg der angedeuteten Propagandastrategie:

„Am 1. Februar gab Hitler seine Regierungserklärung ab. Erstmals aber nicht vor dem Reichstag, dem gewählten Parlament, sondern über den Rundfunk. Das war deutlich genug. Jeder wußte nun, daß Hitler kein Parlament mehr nötig hatte. War diese Mißachtung des Parlaments dem Volk eigentlich klar? Ich bezweifle es, zumindest meine Familie fand es richtig, daß Hitler nicht mehr vor diesen >Leuten<, also den Abgeordneten, sprach, sondern sich direkt an das Volk wandte. Meine Großmutter empfand das als großen Fortschritt, und ich weiß, daß sie von da ab von einem >Volkskanzler<, nicht mehr vom Reichskanzler sprach“ (ders. (1996), S. 45f.).

Demgegenüber wurde Hitlers Partei schon zu Beginn der NS-Herrschaft weit weniger angenommen. Seine „persönliche Popularität (war) zum Zeitpunkt der Wahl [vom März 1933] bereits sehr viel größer als die der NSDAP. Aber erst nach der Wahl begann Hitlers Beliebtheitskurve steil nach oben zu steigen“ (Kershaw, I. (2003), S. 73). Vergleichbares galt, trotz deren beschriebenem Inklusionspotential, für die Anziehungskraft der NS-Ideologie sowie für die von Hitler selbst formulierten Weltan-

schauungsprämissen (vgl. Frei, N. (2001), S. 119, 123 sowie Kershaw, I. (2003), S. 198). Es lässt sich annehmen, dass die Implementierung der „völkischen Idee“ als „Ersatzreligion“ und Hitlers pseudo-religiöse Symbolisierung als neuer „Messias“ nur in begrenztem Maße von der Bevölkerung angenommen wurde.

Zwar führte ein entsprechender Sprachgebrauch der NS-Propaganda dazu, dass sich Mitglieder der gläubigen Bevölkerung hier wieder fanden, wo aber deren eigene traditionelle Glaubensausübung durch antiklerikale Maßnahmen des Regimes merklich behindert wurde, erhoben sich schnell Proteste (vgl. Fix, E. (1993), S. 177). Dass Hitler während des Krieges von den Menschen teils wie eine psychische „Droge“ zur Bewältigung der eigenen Ängste gebraucht wurde, spricht für die Hoffnung auf einen schnellen Frieden, welcher zumindest keine erneute Niederlage bedeuten sollte, die mit seiner Person lange verbunden wurde.

Er wurde als Staatsmann bejubelt und weit weniger aufgrund seiner Ideologie (vgl. ebd., S. 178f.), deren *konkrete* „Endziele“ nur wenig mit den wesentlich zivileren Bedürfnissen der Bevölkerung zu tun hatten (vgl. Broszat, M. (1985), S. 38). Während verschiedene Aspekte des „Dritten Reiches“ immer wieder bemängelt wurden, wie etwa die eigene, als ungenügend empfundene materielle Lage (vgl. exemplarisch Schneider, W. (2001), S. 31), das Verhalten angeblich arroganter, unfähiger und korrupter³²¹ Parteifunktionäre vor Ort sowie in konfessionellen Kreisen vor allem die Angriffe, denen im Verlauf des „Kirchenkampfes“³²² katholische und evangelische Geist-

³²¹ Die überaus empfindlichen Reaktionen der „Volksgemeinschaft“ auf angebliche und tatsächliche Korruption durch Vertreter des NS-Staates und der Parteiorganisationen der NSDAP waren wohl vornehmlich Ausdruck eines sozialpsychologischen Prozesses, in welchem die empfundene Ungerechtigkeit der eigenen Partizipationsmöglichkeiten an den vorhandenen und neu zu verteilenden (etwa durch „Arisierungen“ und Kriegsbeute) materiellen Gütern zu Protest führte. Dies galt besonders dort, wo die persönliche Situation als entbehrungsreich empfunden wurde und gegenüber dem System bereits moralisch weitgehende Zugeständnisse gemacht worden waren, man also subjektiv einiges an Gegenleistung vom Regime erwartete. In diesem Prozess waren die Aggressionen über Parteifunktionäre ein Ventil – ob bewusst oder unbewusst –, welches es individuell ermöglichte, Wut zu kanalisieren, ohne aber den „Führer“ zu hinterfragen.

³²² Der Begriff „Kirchenkampf“ beschreibt die Auseinandersetzungen innerhalb der zeitgenössischen evangelischen Kirche über das adäquate Verhältnis zum Nationalsozialismus (vgl. Hehl, U. v. (1993), S. 164ff.) sowie den Kampf beider Konfessionen zwischen 1933 und 1945 um ihre Eigenständigkeit gegenüber den totalitären Ansprüchen des Regimes (vgl. ebd., S. 154). Um seine Pläne nicht zu gefährden, ging Hitler wiederholt scheinbar Kompromisse mit den Kirchen ein (so etwa nach der Machtübernahme oder vor Beginn des Zweiten Weltkrieges), die dazu vor allem während der ersten Phasen der NS-Zeit auch durchaus bereit waren. Für den Fall des „Endsieges“ hatte Hitler allerdings längst eine „Endlösung der Kirchenfrage“ ins Auge gefasst, die deren gänzliche Entmachtung zugunsten der eigenen Weltanschauung vorsah. Dies zeichnete sich in den Äußerungen nationalsozialistischer Parteiführer nach der Machtübernahme (vgl. Hehl, U. v. (2004), S. 135f.), den propagandistischen Anfeindungen des Regimes sowie auch in der zunehmenden Verfolgung kirchlicher Vertreter während der letzten, radikalen Phase der NS-Zeit bereits ab (vgl. insgesamt Conway, J. S. (1969), Scholder, K. (1986 und 1988) sowie Besier, G. (2000)). In bezeichnender Weise deklamierte einer der führenden Exponenten des NS-Verfolgungsapparates, Werner Best, bereits 1938, dass „Gefahren... nicht nur von außen (drohten), sondern auch von

liche ausgesetzt waren (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 132ff.), manifestierte sich „in der

gewissen Weltanschauungen im Innern, die sich mit den Begriffen ‚Moskau, Rom und Juda‘ zusammenfassen ließen“ (Gellately, R. (1995), S. 61).

Ganz grundsätzlich kann das Verhältnis der christlichen Kirchen zum Nationalsozialismus als eines der am intensivsten erforschten, aber bis heute kontrovers diskutierten Themen der Zeitgeschichte bezeichnet werden (vgl. Hehl, U. v. (1993), S. 153). Rein zahlenmäßig stellten beide großen Konfessionen zusammengenommen eine ungeheure gesellschaftliche Kraft im Deutschland der NS-Zeit dar. Die Religionsstatistik von 1933 weist 95,2% aller Deutschen als Mitglieder der evangelischen (40,9 Millionen/62,7%) oder der katholischen (21,2 Millionen/32,5%) Kirche aus (vgl. Hehl, U. v. (1993), S. 155 sowie ders. (2004), S. 129). „Somit hätte, wer nach dem Verhalten von Protestanten oder Katholiken fragt, nahezu die gesamte Reichsbevölkerung in den Blick zu nehmen. Das ist angesichts einer auch damals schon weit verbreiteten religiösen Gleichgültigkeit wenig sinnvoll“ (Hehl, U. v. (2004), S. 129). Demgegenüber sollte das Verhalten der institutionellen Vertretungen beider großen Konfessionen während der NS-Zeit allerdings durchaus hinsichtlich ihrer öffentlichen Einflussnahme analysiert werden. Hier teile ich die Ansicht Götz Aly's, der feststellt, dass „die über Jahrhunderte gewachsenen Kirchen auch in dieser Diktatur einigermaßen intakte Orte (blieben), an denen sich zu einzelnen Fragen öffentliche Meinung bildete und im übrigen wesentlich stärker hätte bilden können“ (ders. (2006b), S. 11). Es entspricht der Eigenschaft der nationalsozialistischen Herrschaft, welcher es „niemals (gelingt), die gesamte deutsche Gesellschaft zu durchdringen“ (ebd.), dass sich in Einzelbereichen sowie auch in der gesamten Herrschaftsstruktur deutliche Ambivalenzen erkennen lassen. Auf die kirchlichen Institutionen bezogen bedeutete dies, dass sie gleichermaßen Rückzugsräume vor allem mentaler Art sein konnten, ohne dabei Sicherheit zu garantieren. Auf die öffentliche Einflussnahme der Kirchen bezogen, zeigt sich ein klares Missverhältnis zwischen erkennbarer Praxis und den nicht risikofreien, aber vorhandenen, Handlungsoptionen: „Die Geistlichkeit verkannte ihre Chance. In der übergroßen Mehrzahl blieb sie unfähig, den Trumpf gegen die Herrschaft des Bösen auszuspielen, über den bald hauptsächlich sie verfügte: nämlich einfach öffentlich zu machen, was gesellschaftlich beschwiegen und individuell verdrängt werden sollte. Darin, und nicht im nazifreundlichen Verhalten einzelner Repräsentanten liegt das Hauptversagen der beiden Kirchen: Sie verzichteten darauf, die Macht konsequent zu nutzen, die ihnen objektiv zugewachsen war, weil die Gottesdienste, Andachten, Tauf-, Trauungs- und Begräbnisfeiern die letzten Orte gesellschaftlicher Öffentlichkeit bildeten“ (ebd.).

Dieser Befund ist für die vorliegende Arbeit von Bedeutung, betrifft er doch das Alltagsleben unzähliger „Volksgenossen“ während der NS-Zeit. Demgegenüber sind die Motive, welche bei den Kirchenvertretern jeweils zu diesem Verhalten geführt haben, Teil der deutschen Zeit- und Kirchengeschichte und können hier nicht detailliert beleuchtet werden. Sie werden jedoch innerhalb der angegebenen Literatur zum Thema ausführlich diskutiert. Es gehört wiederum zu den typischen Ambivalenzen des „Dritten Reiches“, dass es, im Gegensatz zur hier genannten schweigenden Mehrheit, einzelne Kirchenvertreter waren, die sich aus der angedeuteten Verhaltensstruktur erhoben und individuell dem Regime entgegenstellten, wenngleich auch ihr Wirken oftmals nicht ohne genaue Kontextanalyse hinreichend zu bewerten ist (vgl. ebd., S. 11f. sowie Hehl, U. v. (1993), S. 179). Somit gilt, trotz der benannten Versäumnisse, gleichsam, dass die „>eigentliche Bedeutung der Kirchen für die Opposition gegen den Nationalsozialismus... in der von ihnen ausgehenden moralischen Bekräftigung als Bewahrer christlicher Ethik und bestimmter Freiräume innerhalb einer gleichgeschalteten Öffentlichkeit<“ (ebd., S. 180) lag. Es ist nicht Ziel einer sozialisationstheoretischen Arbeit, bezüglich dieser Ambivalenz zu einem abschließenden moralischen Urteil zu kommen. Vielmehr ging es darum aufzuzeigen, dass die NS-Herrschaft in ihren Auswirkungen auf den Alltag der „Volksgenossen“ auch diesbezüglich keine einheitliche Wirkung evozieren konnte. Die christlichen Konfessionen vollzogen – in unterschiedlichem Ausmaß – Anpassungen an das neue politische System und boten, vorrangig in Person ihrer Priester und deren individuellem Handeln, zugleich Rückzugsmöglichkeiten vor dem totalitären Zugriff desselben. Öffentliche Proteste beider Konfessionen hätten unzweifelhaft früher und deutlicher erfolgen müssen. Eine pauschale Verdammung als Erfüllungsgehilfen des NS-Regimes wird der komplexen Realität, sowie nicht zuletzt dem Einsatz einzelner Kirchenvertreter, hingegen nicht gerecht. Als damals Heranwachsendem konnten die Kirchen einem zum indoktrinierten Feindbild werden, dem gegenüber man sich als „HJ-Mitglied“ an gezielten Störungen und Übergriffen beteiligte, sie konnten einem gleichgültig sein oder angesichts der vermeintlichen Erfolge des Regimes werden, sie konnten jedoch auch sozialisierte Grundlage mentaler Resistenzen gegen den Nationalsozialismus und Rückzugsoption vor dessen Kontrollansprüchen sein. Eine einheitliche Wahrnehmung konnten diesbezüglich auch die Gleichschaltungsmaßnahmen der nationalsozialistischen Formierungserziehung zu keinem Zeitpunkt etablieren.

Popularität Hitlers... ein gewisser Grundkonsens der Bevölkerungsmehrheit mit dem System, der von... geäußelter Einzelkritik unbehelligt blieb“ (Peukert, D. (1982), S. 85). Genauer untersucht hat den „Hitler-Mythos“ Ian Kershaw (vgl. ders. (2003)), vor allem anhand zeitgenössischer Meinungsberichte.³²³ Seine Schlüsse zu Grundlagen und Verlauf des Führerkultes im „Dritten Reich“ sollen im Folgenden kurz zusammengefasst werden.

Nach Kershaw war das Image Hitlers als „Führer“ in zweierlei Hinsicht konstruiert: Einmal durch die NS-Propaganda (vgl. These 2) und zum Zweiten durch eine entsprechend glaubenswillige Rezeption seitens der Bevölkerung. Beide schrieben Hitler dabei Eigenschaften und Motive zu, welche oftmals stark von der Realität abwichen, um so jeweils den „Hitler-Mythos“ nach eigenem Gusto auslegen zu können (vgl. Reichel, P. (1994), S. 155f.).

Dieser Mythos war dann auch dort besonders erfolgreich zu vermarkten, wo er „sich auf bestehende Werte und Einstellungen stützte, anstatt ihnen entgegenzuarbeiten“ (Kershaw, I. (2003), S. 17). Nicht von ungefähr erntete Hitler in den Bereichen besonders euphorische Zustimmung, wo er bewusst als Revisionär der Versailler „Schande“ und der als ungerecht empfundenen Weimarer Gesellschaftsverhältnisse, also unbewusst „als Erlöser von Schamgefühlen inszeniert und erlebt wurde“ (Marks, S. (2007a), S. 84):

„Weil Scham eine so peinigende, kaum auszuhaltende Emotion ist, >schrie< sie geradezu nach Abwehr, die ihr durch den Nationalsozialismus geboten und legitimiert wurde: Schamabwehr wurde möglich durch Idealisierungen Hitlers und der Deutschen (>größter Führer aller Zeit<, >arische Herrenrasse<); durch größenphantastische Ansprüche auf Weltherrschaft; durch Versprechungen, die Ehre Deutschlands wiederherzustellen“ (ebd., S. 84f.).

Insgesamt hatte der Kult um den „Führer“ eine enorme integrative Funktion für das NS-System: Er sollte und konnte dem Regime die Massenunterstützung liefern, wozu etwa „völkische Weltanschauung“ oder „NSDAP“ alleine nie in der Lage gewesen wären. Hitler und seine Propagandisten waren sich der Notwendigkeit einer solch positivierenden Interpretationsfolie für das eigene Herrschaftsgebaren von Anfang an durchaus bewusst und manipulierten die Öffentlichkeitsdarstellung der NS-Politik entsprechend, um ihr den Anschein zu geben, sie würde den Wünschen der Bevölkerungsmehrheit entsprechen. „Hitler (verwandelte) sich in eine Funktion... die Funktion des Führers“ (Kershaw, I. (2003), S. 16) und entfaltete integrative Kräfte, indem er als große Projektionsfläche fungierte, die in groben Zügen Willen und Durchsetzungskraft

³²³ Kershaw berücksichtigt gleichermaßen und deren inhaltliche Aussagen miteinander kontrastierend, geheime Lageberichte des „SD“ sowie die Untergrundberichte von Sozialdemokraten, die von der Exil-SPD (SOPADE) veröffentlicht wurden, um so eine validere Quellenlage zu erhalten.

demonstrierte, aber aus allen kritischen Bereichen der Alltagspolitik bewusst herausgehalten wurde, für die er ohnehin wenig Interesse hegte. Somit war es möglich, dass verschiedene Kreise der Bevölkerung in ihm, je nach persönlichem Bedürfnis, primär den großen „Ordner“, Wirtschafts- oder Militärgenie, Gestalter der „Volksgemeinschaft“, Revolutionär oder Konservativen vermuten konnten. Insofern ist es nur konsequent, „die Quellen Hitlers immenser Popularität... >in denen, die ihn bewunderten, nicht so sehr im Führer selbst<“ (ebd., S. 14) zu suchen. Die Strategie jedenfalls war unerhört erfolgreich, auf dem Höhepunkt des Führerkultes waren bis zu neun von zehn Deutschen Anhänger Hitlers (vgl. ebd., S. 13). Kershaw verweist überdies auf einen weiteren Aspekt des Führer-Kultes der Nationalsozialisten, dessen eindeutige Parallelen zum bereits erwähnten Konzept „charismatischer Herrschaft“³²⁴, wie es Max Weber theoretisch begründete³²⁵ (vgl. ebd., S. 21ff.), kurz umrissen werden sollen.³²⁶

Zunächst gilt es, charismatische Herrschaft zu definieren, hierzu kann auf die präzise Fassung Jörg Echternkamp zurückgegriffen werden:

„Als ‚charismatische Herrschaft‘ bezeichnet Weber... im Unterschied zu ‚traditionaler‘ und ‚legaler‘ (d.h. auf gesetzten Regeln beruhender) Herrschaft eine außergewöhnliche, vorübergehende Herrschaftsform, die zumeist in Ausnahmesituationen entsteht und auf die Lösung besonderer Krisen zielt. Nach Weber beruht die ‚charismatische Autorität‘ auf der ‚Heldenkraft oder Vorbildlichkeit‘ des Führers. Nicht dieser selbst, sondern diejenigen, die ihm vorbildliche Eigenschaften attestieren und deshalb annehmen, daß er ‚mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen [...] Kräften oder Eigenschaften‘ ausgestattet sei, geben dem Charisma seine Wirkungskraft. Die persönliche Loyalität gegenüber einem solchen Führer gründet also letztlich in der Entscheidung des einzelnen, ob die ‚Beweise‘ für die ‚Berufung‘ des Führers ausreichen, um dessen Charisma auf Dauer zu stellen. Unentschuld bare Mißerfolge unterminieren deshalb die charismatische Herrschaft“ (ders. (2004), S. 23).

In erweiternder Anlehnung an diese Definition lassen sich nunmehr wichtige Prinzipien einer „charismatischen Herrschaft“ anführen, welche sich ganz explizit im Verhältnis vieler Deutscher zum „Führer“ erkennen lassen:

³²⁴ Vergleichbar zu Kershaws Argumentation, die auch seine Hitlerbiographie prägt (vgl. ders. (1998 und 2000)), sind u.a. die diesbezüglichen Aussagen bei Lepsius, R. M. (1993), Schmuhl, H.-W. (1993), S. 189ff., Janka, F. (1997), S. 337ff., Wehler, H.-U. (2003), S. 623ff., 675ff., 902ff., ders. (2007), S. 78ff., ders. (2009), S. IX, 13ff., 96ff. und 191ff., Echternkamp, J. (2004), S. 22ff. sowie aus kulturanalytischer Perspektive Böhme, H. (2006), S. 270ff. – Sie alle erkennen im Konzept der charismatischen Herrschaft eine wesentliche Interpretationshilfe zur Analyse der NS-Herrschaft.

³²⁵ Vgl. diesbezüglich Weber, M. (1980a, 1980b sowie 1982).

³²⁶ Das analytische Potential des Weberschen Konzeptes für die Interpretation der NS-Herrschaft ist bis heute umstritten (vgl. Wehler, H.-U. (2007), S. 78f.). Ich teile diesbezüglich die differenzierende Einschätzung von Lepsius, der anmerkt: „Man (kann) nicht sagen: >Was war der Nationalsozialismus? Doppelpunkt: eine charismatische Herrschaft.< Nein, es war ein Herrschaftssystem mit starken charismatischen Elementen, die in entscheidenden Situationen rationale oder traditionale Wertkriterien durchbrachen oder umformten“ (ders. In Hepp, A.; Löw, M. (2008), S. 57).

1. Sie entsteht oft in Krisenzeiten.
2. Das Personalcharisma ihrer Führungspersönlichkeit zerfällt in zwei unterschiedliche, sich dialektisch ergänzende Typen. Das Eigencharisma beruht auf der genuinen Begabung des Einzelnen, während das Fremdcharisma einem „Hoffnungsträger“ durch seine Gefolgschaft zugeschrieben wird.
3. Ihre Bindungen sind überschwänglich emotional und kaum nachhaltig wirksam, d.h. sie bedarf der ständigen Erneuerung durch bestätigende Erfolge des Herrschers. Genauer gesagt handelt es sich bei der charismatischen Herrschaft um eine „fragile soziale Beziehung“ (ebd.), die eben nicht auf gesetzten Regeln fußt, sondern der stetigen Erneuerung ihrer Grundvoraussetzung, propagandistisch oder symbolisch vermittelte „Leistungen“ des Führers, welche den Glauben an seine besonderen Fähigkeiten stützen, bedarf. Es gilt somit die Maxime: „Charisma setzt Erfolg voraus“ (ebd., S. 26).
4. Demgegenüber wirken Kritik, Stillstand, „Veralltäglicdung“ zersetzend auf die Strukturen „charismatischer Herrschaft“ (vgl. Lepsius, M.R. (1993), S. 98, 101ff. sowie Böhme, H. (2006), S. 271), Misserfolge des Herrschers führen, wenn nicht unmittelbar so doch sukzessive, zu ihrem unweigerlichen Niedergang. Voraussetzung ist hierbei, dass der Misserfolg dem Versagen des Führers angelastet wird und somit den Glauben an dessen Eignung zur Erosion bringt (vgl. Lepsius, M.R. (1993), S. 105ff.).

Für Kershaw beschreiben diese Herrschaftsstrukturen das Verhältnis Hitlers nicht nur zu seinen Parteiuntergebenen, sondern zur Bevölkerung des „Dritten Reiches“ insgesamt. Eine These, die er in seiner Arbeit zum „Hitler-Mythos“ vielfältig belegt.

Entsprechend den oben ausgeführten Grundsätzen „charismatischer Herrschaft“ lässt sich der Verlauf des „Führerkultes“ während der NS-Zeit grob in zwei Abschnitte untergliedern. Obschon die Propaganda Hitler unentwegt als „Heilsbringer“ des deutschen Volkes präsentierte, auch wenn sich dabei inhaltliche Verschiebungen ergaben und er je nach politischem Kalkül als „Friedenssicherer“ oder „genialer Feldherr“ glorifiziert wurde, lassen sich für seine Rezeption im Volk deutliche Veränderungen nachweisen. So führten individuelle und kollektive Sehnsüchte der Menschen sowie propagandistisch aufgebauschte angebliche Eigenschaften und Erfolge des „Führers“ dazu, dass dieser eine außerordentliche Beliebtheit erlangte und bis 1936 mehr und mehr zur Identifikationsfigur wurde (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 67ff.). Um diese, für das Regime unersetzbare, Integrationsfunktion des „Führer-Mythos“ weiter zu festigen, wurde Hitler, außer als politisches Genie, auch weiterhin als Mann aus dem Vol-

ke, voller menschlicher Qualitäten, als „Volkskanzler“ (vgl. ebd., S. 80) dargestellt, dessen Geburtstag als Volksfest zelebriert und immer mehr zur öffentlichen Verehrung eines vorgeblich „unfehlbaren Messias“ instrumentalisiert wurde (vgl. ebd., S. 85). Vor allem Kinder wurden einerseits als Teil derartiger Inszenierungen des göttigen „Volkskanzlers“ benutzt, sowie andererseits selbst dabei indoktriniert (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 254). So etwa als Hitler am 20. April 1936 eine Jugendabordnung des „Jugendreichsnährstandes“ empfing. Bei dieser Gelegenheit sollte eine „kleine Sprecherin“ einen Spruch aufsagen, in welchem der „Führer“ glorifiziert wurde und danach alle anwesenden Kinder gemeinsam folgendes „Liedchen“ singen:

„Lieber guter Führer | Wir haben Dich lieb,

Mit uns'ren kleinen Händen | Woll'n wir Dir Blumen schenken | Hab Du auch uns dann lieb.

Lieber guter Führer | Wie haben wir Dich lieb. | In unserem kleinen Herzchen

Hast Du das schönste Plätzchen | Wie haben wir Dich lieb“

(zitiert nach Heiber, B.; Heiber, H. (1993), S. 149, vgl. auch Burleigh, M. (2000), S. 255).

Bereits um 1934 ergab sich hierbei eine deutliche Trennung zwischen der Akzeptanz der „NSDAP“ und jener des „Führers“. Hitler wurde in der NS-Propaganda und somit auch im Erleben der großen Bevölkerungsmehrheit als alleiniger Initiator sämtlicher nationalen und internationalen Erfolge des Reiches hingestellt. In der alltäglichen Politik trat er hingegen kaum in Erscheinung (vgl. Kershaw, I. (1981), besonders S. 285ff.), während die Funktionäre der Partei, bis hinunter zu den untersten Rängen der Hierarchie des Regimes, eben gerade für das Tagesgeschäft der Letzteren zuständig waren.

Wo Hitler die Geschicke Deutschlands unbeirrbar zum Guten zu lenken schien, erlebte man mit den Vertretern der „NSDAP“ vor Ort ganz reale Scherereien, Beeinträchtigungen, persönliche Vorteilsnahme und nicht zuletzt die ganz konkreten Konsequenzen einer in ihren ideologischen Vorgaben meistens mehrdeutigen und unpräzisen NS-Politik (vgl. ders. (2003), S. 107ff.).

Es wird deutlich, dass der Nationalsozialismus ohne die kompensatorische Funktion des „Führerkultes“ aller Wahrscheinlichkeit nach keine zwölf Jahre hätte bestehen können. Nur mit Terror und Unterdrückung wäre dies, auch in Verbindung mit der Verkündung abstrakter Ideologieinhalte, kaum möglich gewesen.³²⁷

Was aber waren die entscheidenden Kriterien für eine Zustimmung zum Regime oder für dessen Ablehnung durch die Bevölkerung? Für einen Großteil der Menschen im damaligen Deutschland ließen sich diese resümierend mit den Kategorien „Glaube“

³²⁷ Broszat, der den Nationalsozialismus ebenfalls als „eine charismatische Bewegung“ definiert, verweist gar darauf, dass „deren Weltanschauung durch den Führer Hitler verkörpert wurde und ohne ihn alle Integrationskraft verloren hätte [Hervorhebung vom Autor]“ (ders. (1970), S. 399).

und Lebensqualität treffend erfassen. Die NS-Propaganda sowie auch er selbst bezeichneten Hitler bei unzähligen Gelegenheiten als angeblichen Vertreter der Vorsehung auf Erden, als gottgesandten „Erlöser“ einer darbenden „arischen Rassengemeinschaft“. Mit derartigen Selbstinszenierungen stießen sie in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft und vor allem im protestantischen Deutschland auf eine deutliche Empfangsbereitschaft. Die „religiösen Beschwörungsformeln fielen in einer Gesellschaft, in der seit Generationen das Geistliche mit dem Säkularen vermischt wurde, auf fruchtbaren Boden“ (Fritz Stern, zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 181). Solange man an den „Führer“ glaubte, konnte dessen Mythos als hoch wirksame Integrationskraft fungieren.

Demgegenüber hing das Ausmaß an geäußerter Kritik am „Führer“, abgesehen von den politisch und „rassisch“ Verfolgten einerseits und den ideologisch rückhaltlos überzeugten Parteianhängern andererseits, bei den meisten, neben einiger Begeisterung über die außenpolitischen Erfolge des Reiches, hochgradig von der subjektiv wahrgenommenen Befriedigung eigener materieller Bedürfnisse ab.

Dies lässt sich mit Kershaw anhand der Verhältnisse von 1935 verdeutlichen:

„Vor allem die wachsenden wirtschaftlichen Probleme des Jahres 1935 – gestützte Niedriglöhne, stark ansteigende Lebenshaltungskosten, Lebensmittelengpässe und weiterhin hohe Arbeitslosenzahlen – verwandelten die schwelende Unzufriedenheit in offene Unmutsäußerungen, die in den großen Industriezentren am deutlichsten sichtbar wurden. Sie waren für die nationalsozialistischen Machthaber Anlaß zu einiger Sorge und drohten, sogar die Popularität Hitlers selbst zu untergraben“ (ebd., S. 97).

Diese Basis der plebiszitären Akzeptanz nationalsozialistischer Politik war einer der zentralen Aspekte des Verhältnisses zwischen Bevölkerung und Regime während der gesamten NS-Zeit, wie sich mit Broszat skizzieren lässt:

„In der Tendenz gewiss totalitär, war die Wirkung der politischen Mobilisation und Integration durch das Regime doch alles andere als total. Vor allem aber: Eine wesentliche Voraussetzung zur Erzeugung regimefreundlicher Stimmungen war die genügende Berücksichtigung materieller Interessen und der sozialen und zivilisatorischen Lebensgewohnheiten der Bevölkerung. In realistischer Selbsteinschätzung der Grenzen weltanschaulicher und politischer Manipulationsfähigkeit erkannten Hitler, Goebbels und andere Propagandisten des Dritten Reiches dies frühzeitig sehr genau. Die plebiszitäre Herrschaft des Nationalsozialismus beruhte nicht nur auf den Eckpfeilern von Indoktrination und Terror, sondern wesentlich auch auf der Sicherung einigermaßen befriedigender Lebensbedingungen. (...) Und die sensible Berücksichtigung der elementaren Konsumbedürfnisse der Bevölkerung blieb eine Maxime des Regimes auch nach der energischen Umschaltung auf Autarkie- und Rüstungswirtschaft“ (Broszat, M. (1985), S. 36, vgl. hierzu auch Steinert, M.G. (1993), S. 479).

Diese Bewertungsstruktur bezüglich der NS-Herrschaft verband sich ganz wesentlich mit der Beurteilung der Hitler'schen Außen- und Innenpolitik seitens der Bevölkerung. Neben einer sicher nicht zu unterschätzenden Euphorie über den internationalen Wiederaufstieg Deutschlands und das damit einhergehende neue Selbstwertgefühl, war vor allem die Art des Zustandekommens dieser außenpolitischen Siege Gegenstand frenetischer Zustimmung (vgl. Steinert, M.G. (1993), S. 476ff.).

Dass sowohl die einseitigen Revisionen des Versailler Vertrages als auch die ersten Siege des Zweiten Weltkrieges *ohne* eine spürbare Beeinträchtigung der Lebensverhältnisse in Deutschland von statten ging, brachte Hitler anerkennende Ehrbekundungen, wie den Beinamen wie „General Unblutig“ ein (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 151ff.). Das „Dritte Reich“ wurde von seinen „arischen“ Bewohnern zu dieser Zeit nur selten als Diktatur wahrgenommen, vielmehr als „völkischer Führerstaat“, dessen genialer Lenker Hitler als „Vollstrecker des Volkswillens“ verehrt wurde (vgl. ebd., S. 101). Der „Führer“ erreichte um 1940/41 fast alle Teile der Bevölkerung, selbst Menschen die bis dahin skeptisch waren, stimmten nun in die Lobgesänge mit ein (vgl. Steinert, M. (1970), S. 122ff.). Verdeutlichen lässt sich dies mit einem Ausspruch eines Parteifunktionärs der „NSDAP“:

„Mann kann ruhig sagen, die ganze Nation ist nun von einem so gläubigen Vertrauen zum Führer erfüllt, wie dies vielleicht in diesem Ausmaße nie der Fall war“ (Der „Kreisleiter“³²⁸ von Augsburg-Stadt 1940; zitiert nach Kershaw, I. (2003), S. 185).

Trotz dieser Erfolge schwelten allerdings im Volk eine deutliche Kriegsangst sowie die Sorge um die persönliche wie nationale Existenz ständig weiter.

Eine Kriegsbegeisterung, wie sie oft für das Jahr 1914 konstatiert wurde,³²⁹ hat es in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges nicht gegeben (vgl. Steinert, M. (1970), S. 51ff., Bohse, J. (1998) sowie Echterkamp, J. (2004), S. 9ff.).

³²⁸ Zur Position der „Kreisleiter“ im NS-Herrschaftsgefüge vgl. Roth, C. (1997) – Es passt zur Verführungsthese dieser Arbeit, in welcher argumentiert wurde, die vielseitigen Angebote zur persönlichen Machtausübung hätten einen wesentlichen Attraktivitätsaspekt der NS-Herrschaft ausgemacht, dass Goebbels diese „Kreisleiter“, „die zwischen Ortsgruppe und Gau durchaus noch den Kontakt zum ‚kleinen Mann‘ hielten und im übrigen den Typus des nationalsozialistischen Funktionärs repräsentierten“ (Hildebrand, K. (2003), S. 229f.), aufgrund ihres Verhaltens als „kleine Herrgötter“ (zitiert nach ebd.) bezeichnete.

³²⁹ Wenngleich sich einige Vordenker aus den unterschiedlichsten Gesellschaftsbereichen und insbesondere aus den militaristisch-nationalistisch gesinnten Kreisen um 1913/14 von einem Krieg einen „reinigenden“ Effekt erhofften (vgl. Ferguson, N. (2006), S. 52f.), so gehört es dennoch zu den „Mythen des Militarismus“ (ebd., S. 35) und insbesondere der NS-Propaganda (vgl. ebd., S. 216), dass damit eine euphorische Kriegsbegeisterung in der gesamten deutschen Gesellschaft oder gar in ganz Europa einhergegangen wäre (vgl. ebd., S. 35ff. und S. 216ff., vgl. in diesem Sinne auch Echterkamp, J. (2004), S. 11). Die neuere Forschung kommt demgegenüber zu anders lautenden Erkenntnissen: Es „findet sich zunehmend Quellenmaterial, das die These von der Kriegsbegeisterung der Massen entweder einschränkt oder gar widerlegt. Zwar mag es Menschenmengen gegeben haben, aber ihre Stimmung mit den Begriffen >Begeisterung< oder >Euphorie< zu beschreiben, ist irreführend. Unter den gegebenen Umständen waren Gefühle der

Bei aller notwendigen Differenzierung (vgl. Steinert, M.G. (1993), S. 474f.)³³⁰, allem virulenten und mitunter militant nationalistisch gefärbten Patriotismus sowie aller Begeisterung über die anfänglichen „Blitzsiege“ Deutschlands, war in der deutschen Bevölkerung doch Friedenssehnsucht das beherrschende Motiv (vgl. ebd., S. 475). Letztere war jedoch keineswegs gleichbedeutend mit einer pazifistischen Gesinnung (vgl. ebd.).³³¹ In diesem mentalen Kontext war es der ideologisch eingebettete und propagandistisch inszenierte Hitlermythos, welcher vom NS-Regime eingesetzt wurde, um eine erwünschte Disposition der „Volksgenossen“ zu generieren:

„Der Glaube an den ‚Führer‘ und an die Notwendigkeit des nationalen Kampfes sollten zu einer Selbstmobilisierung führen, welche die Gesellschaft über die Grenzen des Geschlechts, der Konfession, der Klasse und der Generationszugehörigkeit hinweg auf den sozialdarwinistischen Wettlauf einschwor und die gewaltige Kraftanstrengung der Kriegsführung ermöglichte, auch ohne allumfassenden Terror“ (Echterkamp, J. (2004), S. 9).

Ziel aller diesbezüglichen Propagandaagitation war es, den „kollektive[n] Durchhalte-wille[n]“ (ibd.), „das zentrale Element einer extensiven, die Gesellschaft mobilisierenden Kriegsführung“ (ibd.), gleichsam zu wecken und zu stärken. Hierzu konnte das Regime an die eigenen ideologischen Implikationen zum „Existenzkampf“ der angeblich konkurrierenden Rassen (vgl. These 1), aber auch an das seit dem Ersten Weltkrieg kultivierte und von den Nationalsozialisten gezielt mythisierte Frontkämpferideal anknüpfen (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 9).

Angst, des Entsetzens und selbst chiliastischer Religiosität gleichermaßen verbreitete allgemeine Reaktionen auf den Ausbruch des Krieges“ (Ferguson, N. (2006), S. 219). In Gegenden, in welchen die ansässigen Zivilisten mit dem Eindringen des Feindes zu rechnen hatten, konnten sich diese Ängste sogar zu panikartigen Reaktionen auswachsen (vgl. ebd., S. 226ff.). Nach der Erfahrung des Ersten Weltkrieges dürfte die deutsche Bevölkerung, trotz aller Revisionswünsche, in besonderem Maße sensibilisiert gewesen sein und den Ausbruch eines weiteren Krieges mit angespannter Besorgnis verfolgt haben. In diesem Sinne ließe sich zumindest ein niedrigerer Grad an Zuversicht annehmen, welcher 1939 vorherrschte. Allerdings kann man davon ausgehen, dass die Euphorie, nach dem Erfolg gegen Frankreich, ausgeprägter war, als während des gesamten Ersten Weltkrieges. Hierbei handelte es sich aber um Sieges euphorie und keine Begeisterung über den Krieg an sich, psychologisch und mentalitätstheoretisch ein wesentlicher Unterschied.

³³⁰ Die diesbezüglich im Umlauf befindlichen Pauschalisierungen scheinen mir mit Vorsicht zu genießen zu sein. Wenn beispielsweise Omer Bartov davon spricht, dass „das deutsche Volk... 1939 keinen Krieg (wollte)“, so mag dies ein zutreffendes Urteil darstellen, wenngleich ich das differenzierende „mehrheitlich“ einfügen wollen würde. Ob sich demgegenüber verallgemeinernd eine „<allgemeine Kriegspsychose> [Hervorhebung vom Autor]“ – gemeint ist hier die Angst vor einem erneuten Krieg, nicht der zuvor beschriebene Schock (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik) angesichts der Verluste, welche die Niederlage 1918 für Deutschland mit sich gebracht hatte – konstatieren ließ, wie Bartov dies in Anlehnung an einen Stimmungsbericht von 1938 tut (vgl. ebd., S. 267), bleibt zumindest fraglich. Zu stark waren in Teilen der Bevölkerung die Ressentiments gegenüber Frankreich und anderen europäischen Mächten sowie die Empfangsbereitschaft für die Botschaften der NS-Propaganda, welche zwar lange Pazifismus, jedoch von Anfang an auch eindeutige und anbindungsfähige Feindbilder proklamiert hatte.

³³¹ Demgegenüber offenbart jenes Banner, mit dem die Nationalsozialisten vor der Novemberwahl 1933 warben und welches verkündete: „Mit Hitler gegen den Rüstungswahnsinn der Welt“ (vgl. das Foto im Anhang zu Frodien, U. (2002)), nichts anderes, als die Skrupellosigkeit der NS-Propaganda, jedes Erfolg versprechende Argument zu einem, von ihren Akteuren als passend erachteten, Zeitpunkt öffentlich zu vertreten.

Dies konnte umso leichter gelingen, als nach 1918 „Revolution, Bürgerkrieg und Inflation... für eine nationalistisch überhöhte Erinnerung an das Kriegsgeschehen gesorgt (hatten)“ (ebd.). Bezogen auf das oben formulierte Anliegen der NS-Führung, in der „Volksgemeinschaft“ eine umfassende Selbstmobilisierung zu evozieren, sind hier allerdings einige Differenzierungen notwendig. Insbesondere die Jüngeren waren für derartige Botschaften erreichbar. Sie waren vornehmlich oder gänzlich in einem Sozialisationskontext aufgewachsen, der ihnen einerseits ein Dienstethos vermittelt hatte, welches ein unbedingtes Eintreten für „Führer, Volk und Vaterland“ einforderte und Nichtentsprechung mit emotionaler Beschämung und körperlicher Bestrafung bedrohte, sowie andererseits den Kriegseinsatz zur ultimativen Chance auf eine persönliche und sinnhafte (ein scheinbar altruistischer, für die oben genannten Zieldimensionen erbrachter Einsatz) Bewährung verklärte, bei welcher besondere Leistung mit sozialen Bonifikationen (öffentliche Anerkennung durch Heldenkult³³²) und unbegrenzten Aufstiegsmöglichkeiten belohnt würden. Demgegenüber fehlte diesen Heranwachsenden die abschreckende konkrete Erfahrung eines eigenen Einsatzes im Ersten Weltkrieg (vgl. hierzu auch These 5). Die älteren „Volksgenossen“ standen einem erneuten Krieg hingegen eher skeptisch gegenüber. Motivierend wirkte sich bei ihnen die Angst aus, ihr Vaterland sei gefährdet, sowie die Überzeugung, „das Großdeutsche Reich müsse seine Machtstellung verteidigen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 9). So zeichnete sich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung um 1939 durch eine Mentalität aus, die zwischen „Kriegsfurcht und Friedenshoffnungen“ (Wolfram Wette, zitiert nach ebd., S. 10) oszillierte. Freilich muss hierbei auch für die älteren Generationen unterschieden werden nach Maßgabe des Verarbeitungsniveaus der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und davon abhängig der subjektiven Einstellung zum Krieg sowie nach einer grundsätzlichen Empfänglichkeit für radikale Tendenzen und dem Grad individueller Dispositionen zur Gewaltausübung. Bei nicht wenigen ehemaligen „Frontkämpfern“, die ihre großteils unverarbeiteten Kriegserfahrungen nach 1918 auch literarisch in unreflektiert überhöhender Form publizierten, führten diese Faktoren während der Weimarer Republik und der NS-Herrschaft zu einer stark ausgeprägten Gewaltbereitschaft und einer positiven Einstellung zu einem weiteren Krieg. In diesem meinten sie, die, mystisch als „völkische Bewährung“ verklärte, Chance auf Revidierung der schmachvollen Niederlage im Ersten Weltkrieg zu erkennen. Für die breite Mehrheit derer, „die sich an die Wirkung der Waffengewalt ungern erinnerten“, galt hingegen, dass sie „des Krieges müde und gegen die Kampfrhetorik immun“ (Echterkamp, J. (2004), S. 10) waren. Sie hatten die Nationalsozialisten überwiegend nicht

³³² Vgl. zu dieser Thematik ausführlich die instruktive Arbeit von Behrenbeck, S. (1996).

deshalb unterstützt, weil sie ihnen als gewaltbereiteste Bewegung in den politischen Unruhen der Weimarer Republik erschienen war, sondern da sie meinten, in ihr den Garanten für eine Rückkehr zu einer verlässlichen, konservativ-bürgerlich geprägten, gesellschaftlichen Ordnung zu erkennen. Ein verbreiteter und überzogener Nationalismus, ein über Generationen sozialisiertes Pflichtethos sowie die diesbezüglichen Argumentationen der NS-Propaganda führten demgegenüber zu der paradoxen Situation, dass die Mehrzahl der Deutschen einen Krieg nicht nur als notwendig akzeptierten, sondern auch bis zuletzt führten, den sie „eigentlich hatten vermeiden wollen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 11). „Bei aller Kriegsfurcht waren die meisten durchaus bereit zu kämpfen, wenn es denn darauf ankam. (...) Die Überzeugung, daß es die Pflicht eines jeden sei, für sein Vaterland zu kämpfen, war wohl der am weitesten verbreitete Konsens in Europa“ (ebd.).

Im oben skizzierten Zusammenhang, einer vom Regime versuchten Mobilisierung der „Volksgemeinschaft“ durch die propagandistische Inszenierung des „Führers“, ist auch die Feststellung interessant, Hitler habe sich ungefähr ab dem 7. März 1936, dem Tag des ungehinderten und ohne Konsequenzen gebliebenen Einmarsches ins Rheinland, selbst durch seine eigene Propaganda blenden lassen. War der „Führermythos“ bis dahin rein zweckmäßig inszeniert worden, und Hitler sich dessen völlig bewusst, so ließen dieser außenpolitische Erfolg und der um seine Person veranstaltete Propagandakult ihn selbst an seine eigene Unfehlbarkeit glauben.

Er wurde „ein gläubiger Anhänger seines eigenen Mythos“ (Kershaw, I. (2003), S. 105). Diese, endgültig alle Grenzen der Vernunft überschreitende, Selbstüberschätzung markierte „in gewisser Weise den Anfang vom Ende des Dritten Reiches“ (ebd., S. 106), da Hitler nun immer unkontrollierter nach einer Umsetzung seiner weltanschaulichen Ziele strebte, was zugleich zu einer immer unverantwortlicheren Kriegsführung durch das Regime führte.

Je deutlicher allerdings die Unzulänglichkeiten der NS-Kriegsführung in die Wahrnehmung der Bevölkerung traten, umso mehr machten sich dort Desillusionierung, Pessimismus sowie die Suche nach mentalem Halt in anderen Integrationsangeboten (wie etwa den Kirchen) bemerkbar (vgl. Steinert, M.G. (1993), S. 479f.).

Neben diesen Belangen nationalsozialistischer Außenpolitik verbanden sich die Belange der charismatischen Herrschaft außerdem auf äußerst problematische Weise mit den Vorgaben der nationalsozialistischen Ideologie. Die unklare und vor allem negativ argumentierende Fassung des Konstruktes „Volksgemeinschaft“ stellte keine schlichte konzeptionelle Unzulänglichkeit dar. Sie war untrennbar verknüpft mit der

zwar inhaltlich interpretierbaren, jedoch mit einer unmissverständlichen Konnotation als Feindbild der Wir-Gruppe versehenen, Darstellung des „Juden“.

Die charismatische Herrschaft bedarf unabdingbar vor allem des Nimbus des Außergewöhnlichen. Mit der spürbaren Etablierung des Alltagszustandes verliert sie ihre Legitimationsbasis (vgl. Schmuhl, H.-W. (1993), S. 190). Die NS-Führung, ohnehin nicht Willens und in der Lage, die „Volksgemeinschaft“ tatsächlich entsprechend ihren propagandistischen Verkündungen umzugestalten (vgl. ebd., S. 192 sowie Mommsen, H. (1976)), musste demnach zumindest für die eigene Bevölkerung (oder aber die „Gemeinschaft“, die „arische Rasse“ etc.) „Endziele“ proklamieren, die unerreichbar und möglichst abstrakt waren. Demgegenüber hätte eine tatsächliche Verwirklichung dessen, wofür man angeblich kämpfte, der charismatischen Herrschaft die Begründungsgrundlage entzogen. Um dennoch die benötigten Erfolgsmeldungen präsentieren zu können, formulierte das Regime stetig neue, umsetzbare Teilziele, die zum angestrebten Gesamtziel führen würden.

„Indem die verwirklichten (Teil-)Lösungen stets auf neue Nahziele verwiesen, konnte der Ausnahmezustand in Permanenz aufrechterhalten werden, ohne daß die charismatische Herrschaft in eine Legitimationskrise geriet. Diese Herrschaftstechnik führte zu einer außerordentlichen Dynamisierung der nationalsozialistischen Politik“ (Schmuhl, H.-W. (1993), S. 190f.).

Ständiger Aktionismus sowie die Radikalisierung der eigenen Politik waren hier strukturell angelegt (vgl. ebd., S. 191). Die mentale Konstruktion einer Wir-Gruppe bedarf umso stärker einer Abgrenzung gegenüber einer oder mehreren existierenden oder bloß proklamierten Fremd-, besser noch Gegengruppen, desto weniger sie selbst auf einer real bestehenden Grundlage fußt. Dies kam bei der „Volksgemeinschaft“, wie Hitler sie entwarf, deutlich zum Tragen. Hinzu kam, dass einer Bekämpfung angeblich negativer Gesellschaftselemente weniger Widerstände entgegenstanden, als einer völligen Neuordnung der Gesamtgesellschaft.

Auf diesem Gebiet ließen sich Kampfziele wesentlich einfacher formulieren und in die Tat umsetzen. „Das bot nicht nur die Möglichkeit, den übergesetzlichen Notstand weiter fortzuschreiben. Auch für die Binnenhomogenität und Außenabgrenzung der nationalsozialistischen >Gefolgschaft< waren die sich stetig erneuernden Feindbilder von ausschlaggebender Bedeutung“ (ebd.). Der „Herrschaftskompromiß“ (ebd., S. 192) mit den konservativen Kräften führte zu einer Konzentration der „politischen Energien des Nationalsozialismus auf Politikfelder“ (ebd.), die von diesen bereitwillig geräumt worden waren. Hierzu zählte insbesondere die Verfolgung all jener Randgruppen, an denen die „völkische Weltanschauung“ die innere oder äußere Behinderung des Aufstiegs der „arischen Rasse“ zur beherrschenden Weltmacht festgemacht hatte. Die

bereits ausgeführte Lebensnotwendigkeit für die charismatische Herrschaft, zumindest „Teilerfolge und Scheinlösungen“ (ebd.) präsentieren zu können, führte, in Kombination mit der faktischen Realisierung allein der *negativen* Ideologeelemente (vgl. ebd.), zu einer bedrohlichen Dynamik auf diesem Gebiet.

„In der Diskriminierung konnte es... keinen unendlichen Progressus geben. Infolgedessen mußte hier die >Bewegung< schließlich in der >Endlösung< enden“ (Broszat, M. (1970), S. 405).

Aber auch im Verhältnis zwischen Führer und „Volksgemeinschaft“ machte sich diese Legitimationsbedürftigkeit mittels vorzeigbarer Erfolge bemerkbar. So begann spätestens mit der Wende des Krieges zwischen Juni 1941 und Januar 1943 – der so traumatischen und von der Bevölkerung, aufgrund völlig falscher Darstellungen des Kriegsverlaufes durch die Propaganda, nicht erwarteten Niederlage bei Stalingrad (vgl. Steinert, M. (1970), S. 325ff.)³³³ – der „Hitler-Mythos“ zu bröckeln (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 185ff.) und schließlich rapide zu zerfallen (vgl. ebd., S. 245ff.). Diese

³³³ Wie Frei zu Recht anmerkt, war Stalingrad weder die erste noch die entscheidende Niederlage, und auch nicht die verlustreichste, deutscher Truppen im Zweiten Weltkrieg, was die Gefallenen auf deutscher Seite angeht (vgl. Frei, N. (2005), S. 97ff.). Bemerkenswerterweise waren es gerade die Kesselschlachten bei Jassy, die den Zusammenbruch der Heeresgruppe Südukraine auslösten, welche gleichzeitig zu den unbekanntesten Kämpfen des Zweiten Weltkrieges, wie zu den verlustreichsten zählten (vgl. Overmans, R. (1999), S. 322). Stalingrad war demnach „nicht die *Wende des Krieges*, sondern die *Wende in der Wahrnehmung des Krieges* durch die Deutschen“ (Frei, N. (2005), S. 97, vgl. in diesem Sinne auch Behrenbeck, S. (1996), S. 548ff. sowie Echterkamp, J. (2004), S. 27). Diese Einschätzung kritisiert allerdings Götz Aly (vgl. ders. (2006b), S. 132): „Folgt man unseren Daten, dann war ihnen [den Deutschen; der Autor] mehrheitlich seit dem Sommer 1941 klar, in welch hochriskantes und blutiges Unternehmen sie mit dem Krieg gegen die Sowjetunion hineingeführt worden waren“ (ebd.). Mir scheint jedoch, gerade aus sozialpsychologischer Perspektive, zwischen beiden Aussagen kein Widerspruch zu bestehen. Denn während Aly sich in seiner Argumentation eher auf rationale Handlungen (Sparbereitschaft etc.) oder auf indirekt geäußerte Kritik am Regime (in entsprechend formulierten Todesanzeigen) bezieht, geht es Frei mehr um den Moment in welchem die drohende Niederlage sich unwiderruflich ins Bewusstsein der Bevölkerung einbrannte. Es geht hierbei um den Unterschied zwischen Wahrnehmen und Anerkennen bzw. Anerkennen müssen der deutschen Kriegsniederlage. Durch die Qualität, letzteres zu evozieren, wurde „Stalingrad“ jedoch zum Mythos, der bis heute auf den unterschiedlichsten Gesellschaftsebenen nachwirkt (vgl. die Beiträge in Ueberschär, G.R.; Wette, W. (2003), S. 191-266 sowie Reichel, P. (2007), S. 83ff.). In der damals zeitgenössischen deutschen Gesellschaft läutete dieses Erlebnis unweigerlich den Niedergang des „Hitler-Mythos“ ein (vgl. Boberach, H. (2003a)). Nicht zuletzt die militärische und politische Führung Deutschlands glaubte ab diesem Zeitpunkt nicht mehr an einen „Endsieg“. Hitler wusste „spätestens seit Stalingrad...“, dass dieser Krieg für Deutschland nicht mehr gewonnen werden konnte“ (Wette, W. (2005), S. 189).

Wie sich dieses Bewusstsein auch auf die Sozialisationsebene der jüngsten „Volksgenossen“ herunterbrechen konnte, dies verdeutlicht der autobiographische Bericht des 1932 geborenen Zeitzeugen Alexander Kluge: „Nehmen Sie das Stichwort >Stalingrad<. Ich war damals zehn Jahre alt. >Stalingrad< bedeutet für mich, daß meine Eltern ernster werden, leiser erzählen, ich werde rausgeschickt... Das ist gewissermaßen das, was ich von Stalingrad weiß, das steht vor aller Information“ (ders., zitiert nach Hage, V. (2008), S. 203). Die Formulierung „das Stichwort“ sowie die Anführungszeichen, in welche Stalingrad hier gesetzt wird, deuten auf die Qualität dieser Niederlage als historisch-gesellschaftlicher Mythos, welcher im Sinne Schröders und Welzers (vgl. These 1) als Topos bezeichnet werden könnte und über den man sich ohne verifizierende Auskünfte verständigen zu können meint. Demgegenüber verdeutlicht der Inhalt des Zitats, dass Stalingrad, mit Ausnahme bei den größten Fanatikern, die endgültige Erosion jeder Sieges euphorie bedeutete, auch wenn diese schon zuvor mehr auf Trotz, als auf tatsächlichem Glauben beruht haben mag.

Entwicklung vollzog sich zuerst langsam, da das Alltagsleben der Bevölkerung noch nicht bedeutend beeinträchtigt wurde und man noch an das Genie des „Führers“ glaubte bzw. glauben wollte, der es schon richten werde (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 26ff.). Demgegenüber führten eine zunehmende Kriegsmüdigkeit, aufgestaute Ängste und Wut zu einer immer deutlicher werdenden Ablehnung der „Parteibonzen“, die nur von Hitlers Fähigkeiten zehren würden (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 200). Hitler hatte in der Bevölkerung stets größeren Rückhalt genossen, als seine Partei, die „seit den dreißiger Jahren rapide an öffentlichem Renommee verloren (hatte)“ (Ruck, M. (1993), S. 56). Dieses Popularitätsmissverhältnis wurde zu Beginn der zweiten Phase des „Hitler-Mythos“ zunächst überdeutlich, bevor auch letzterer zusehends zusammenbrach.

Je länger der Krieg dauerte und umso stärker die deutsche Bevölkerung von dessen Auswirkungen betroffen wurde, desto massiver verfiel auch der Mythos des „Führers“ des „Dritten Reiches“. Die psychischen Belastungen durch immer zahlreichere und schließlich nicht mehr zu relativierende Teilniederlagen, die nachhaltige mentale Wirkung der verbreiteten Wahrnehmung der Niederlage bei Stalingrad als Anfang vom endgültigen Ende, der einsetzende und verheerende Bombenterror über deutschen Städten und schließlich die Schreckensmeldungen über „Gräueltaten“ der herannahenden sowjetischen Truppen, ließen den Krieg in den Alltag und das Bewusstsein der Menschen unaufhaltsam hereinbrechen. Nun wurde vermehrt auch Kritik am „Führer“ laut, dessen Unfähigkeit den Krieg zu beenden, man bemängelte. Zudem stellte man immer öfter auch die Gründe für diesen Krieg in Frage und bezweifelte offen die Propaganda eines „Verteidigungskrieges“.

Dort, wo der Propaganda nach Stalingrad noch Glauben geschenkt wurde, geschah dies vermehrt aus verzweifelter Hoffnung. Letztere richtete sich jedoch immer seltener auf die Erfüllung der nationalsozialistischen Größenversprechen, sondern entsprang der verbreiteten und von der NS-Propaganda geschürten Angst vor der Rache der Kriegsgegner und vom nationalsozialistischen Deutschland Verfolgten (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 27f.). Wo weiterhin am Hitlermythos und seinen Stärkesuggestionen festgehalten wurde, geschah dies zunehmend aus einer psychischen Abwehr heraus, die Niederlage Deutschlands, des Nationalsozialismus, des „Führers“ und damit auch der persönlichen Hoffnungen, welche sich mit diesem verbanden, als endgültige und unumkehrbare Realität anzuerkennen.

Wenn man so will, hatte sich die Zieldimension verkehrt, von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft war die Hoffnung auf Rettung vor einer vermeintlich schrecklichen Zukunft geworden. Hieraus erklärt sich, dass es kaum noch euphorische Momente im

Alltag der „Volksgemeinschaft“ gab, aber vielfach das verbissene Warten auf die, von der Propaganda angekündigten, „Vergeltungswaffen des Führers“.

Dass es vereinzelt dennoch zu euphorischen Reaktionen in der Bevölkerung kam (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 28), lässt sich im Sinne besonderer Hoffnungsmomente in diese These integrieren. Diesbezüglich ist auch Echterkamp zuzustimmen, wenn er vermutet, „daß Hitlers Image in neuem Glanz erstahlt wäre“ (ebd.), falls der Kriegsverlauf eine für Deutschland unverkennbar positive Wendung genommen hätte.

Ebenfalls verstehbar wird in diesem Zusammenhang, dass das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944, trotz aller Kritik, die man im Privaten und im Rahmen vertrauter informeller Öffentlichkeiten bereits an ihm üben mochte, massive Hassgefühle gegen die „Verräter“ (vgl. ebd.) auslösen konnte. Subjektiv wurde das Attentat von nicht wenigen „Volksgenossen“ als Erfüllungsgehilfenschaft für das oben angedeutete Schreckensszenario wahrgenommen. Zudem erlaubte seine vehemente Verurteilung es, einen Teil der starken emotionalen Spannungen abzubauen, welche Kriegsbelastungen und Niederlagenangst und der zunehmende Ärger über die Kriegsführung des Regimes sowie das nationalsozialistische Verbot, diese offen zu thematisieren, generiert hatten. All dies brach sich Bahn in der tatsächlichen Wut über die vermeintlich von den Attentätern intendierte Beschleunigung der Niederlage sowie in dem stellvertretend an diese „Offiziersclique“ gerichteten Schuldvorwurf für die missliche Gesamtsituation.

Dies wurde dort noch verstärkt, wo Angehörige an der Front kämpften. So schrieb Hanni F. aus Niederschlesien, exemplarisch bezeichnend, an ihren dort eingesetzten Mann:

„Diese Schweine von Verrätern sind an allem schuld“ (zitiert nach ebd.).

Jörg Echterkamp ist letztlich zuzustimmen, wenn er annimmt, dass für den Fall eines gelungenen Attentats auf Hitler eine erneute „Dolchstoßlegende gewiß gewesen“ (ebd.) wäre.

Auch innenpolitisch griff das Regime nun verstärkt in das Leben der Bürger ein (vgl. ebd., S. 28ff.) und offenbarte sein wahres Gesicht. Hatte die Verfolgung der in Deutschland lebenden Juden es noch erlaubt, sich abzuwenden und die Ereignisse weitgehend zu verdrängen (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 277ff.), so waren die Verschärfung des Terrors durch die „SS“ und andere Kontrollorganisationen des NS-Staates³³⁴ sowie insbesondere durch die neuen Kriegsgesetze, die angeblich die „Heimatfront“

³³⁴ Im Gegensatz zur Wehrmacht als dem „Instrument des völkischen Selbstschutzes nach außen“ verstand etwa Werner Best, der „Reorganisator des RSHA“ (Echterkamp, J. (2004), S. 29), die Polizei als das „neu geschaffene Instrument des inneren Selbstschutzes des Deutschen Volkes“ (Werner Best, zitiert nach ebd.) und richtete deren Vorgehen entsprechend aus. Zu Werner Best vgl. die ausgezeichnete Studie von Herbert, U. (2001b).

stärken sollten, die Ausweitung des „Kirchenkampfes“ oder das „Euthanasieprogramm“ für weite Kreise der Bevölkerung jetzt persönlich spürbar (vgl. ebd., S. 208ff.).³³⁵ Immer mehr „Volksgenossen“ waren von einer zunehmend gewaltsamen Repression durch staatliche und parteieigene Organisationen betroffen, deren Agitationen sich gegen die vermeintlichen Träger eines stetig erweiterten „Feindbild[es]“ (Echterkamp, J. (2004), S. 30, vgl. auch Thesen 1) richtete. Diese Radikalisierung sollte nicht zuletzt den bereits konstatierten Mangel an Personal, etwa bei der „Gestapo“ ausgleichen, bei welcher auch während des Krieges „durchschnittlich ein Gestapo-Mitarbeiter [zahlenmäßig; der Autor] die Einwohner einer Kleinstadt zu überwachen hatte“ (ebd.).³³⁶

In der „Volksgemeinschaft“ bewirkten diese Übergriffe teils verhaltene Empörung, vor allem aber einen Rückzug ins Private, Resignation, Apathie und nicht zuletzt auch eine weitere Anpassung an die Verhaltensnormen des NS-Regimes.³³⁷

³³⁵ Im Sinne dieser Argumentation hat Ulrich Herbert bereits 1982 auf Erkenntnisse der Alltagsforschung hingewiesen, die besagen, dass die Kritik am NS-Regime in katholisch geprägten Gegenden weniger durch traditionell-religiöse Grundeinstellungen hervorgerufen wurde, gegen welche die Politik der Nationalsozialisten prinzipiell verstoßen hätte, sondern dass jene, unter der dortigen Bevölkerung mitunter anzutreffende, „relative Widerständigkeit... vor allem herrührt aus der Abwehrhaltung eines in sich gefestigten, mit der Kirche eng verbundenen katholischen Sozialmilieus gegen die Versuche Außenstehender, in dieses Sozialmilieu einzudringen und gewachsene Traditionen zu zerstören“ (ders. et al. (1982), S. 15, vgl. auch ebd., S. 107ff.). In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn sich etwa in der katholischen Landgemeinde Schwabach im Frühjahr 1934 Unmut breit machte, nachdem mehrfach die Durchführung von Gottesdiensten durch Veranstaltungen der „HJ“ und anderer NS-Organisationen behindert worden war. Die Landbevölkerung kritisierte: „Im roten Parteistaate blieben wenigstens unsere kirchlichen Familien unberührt von widerkirchlichen Einflüssen, aber nun werden uns unsere gut und ernst erzogenen Jungen und Mädchen aus dem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben herausgerissen“ (zitiert nach Maser, W. (1985), S. 126). Es gehört diesbezüglich zu den Ambivalenzen eines Alltagslebens während der NS-Zeit, dass nicht wenige der Jugendlichen, die an Sonntagvormittagen zum „HJ-Dienst“ einberufen, und damit vom Kirchgang abgehalten wurde, dies „als einen Akt der Befreiung vom Zwang zu einem damals für die Mehrzahl durchaus unehrlich gewordenen Bekenntnis zu Christentum und christlicher Frömmigkeit (empfanden)“ (Graml, H. (1992), S. 78). Unabhängig von der Bedeutung regionaler und konfessioneller Faktoren ist diesbezüglich demnach die Generationszugehörigkeit von Bedeutung.

³³⁶ Im August 1941 sollten 7677 Mitarbeiter eine Bevölkerung von 70,2 Millionen überwachen (vgl. Mallmann, K.-M.; Paul, G. (2000), S. 622).

³³⁷ Hierbei handelt es sich um die größeren Strömungen innerhalb der zeitgenössischen gesellschaftlichen Mentalitätsstruktur. Bei denjenigen, die etwa vom „Euthanasieprogramm“ persönlich betroffen waren, stellten sich die Reaktionen differenzierter dar. So gab es Angehörige, die den behandelnden Arzt unter Druck setzten und „die Tötung durch eine Spritze“ verlangten (Brief einer Frau eines schizophrenen Mannes; zitiert nach Klee, E. (2004b), S. 307). Eine derartige Haltung resultierte, wie im genannten Fall (vgl. ebd.), meist aus eigennützigen Motiven und weit seltener aus ideologischer Überzeugung. Gleiches gilt für die beiden Ärzte, welche ihre eigene Schwiegermutter bzw. ihre Ehefrau „>... der Euthanasie zugeführt...<“ (vgl. ebd., S. 227) haben. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle stieß das „Euthanasieprogramm“ bei den Angehörigen Betroffener jedoch auf Ablehnung, welche in resignierter Trauer, geäußerter Empörung oder verzweifelten Rettungsversuchen zum Ausdruck kam (vgl. ebd., S. 307ff.). Zur bislang in der historischen Sozialisationsforschung wesentlich zu wenig beachteten Bedeutung der Erfahrung, von den Agitationen einer negativen „Eugenik“ erfasst zu werden, für die Betroffenen und ihre Angehörigen vgl. jetzt die instruktive Arbeit von Fuchs, P.; Rotzoll, M.; Müller, U.; Richter, P.; Hohendorf, G. (2007).

Man war um das eigene Leben besorgt und hatte zusehends weniger Interesse am nationalen Schicksal oder am nationalsozialistischen „Endsieg“. Es gab zwar kaum offenen Widerstand gegen das Regime, aber die Nationalsozialisten verloren große Teile ihrer Überzeugungskraft gegenüber der deutschen Bevölkerung.

Diese Mentalitätsveränderung konnte auch eine NS-Propaganda nicht umkehren, welche nun, neben der bekannten Glorifizierung des „Führers“, auch verstärkt dazu überging, den eigenen Anteil an der vielfach belastenden Wirklichkeit des Krieges zu verharmlosen (vgl. Thamer, H.-U. (1998), S. 417ff.). Durch eine derartige Selbstdarstellung und eine damit einhergehende Schuldzuweisung für den Krieg und dessen Belastungen an unterschiedliche Feindgruppen, allen voran „die Juden“, betrieb das NS-Regime nun zusehends eine massiv inszenierte öffentliche „Selbstverharmlosung“ (Echterkamp, J. (2004), S. 17). Aber auch diese Strategie brachte höchstens einen Aufschub vom anhaltenden Zerfall des „Hitlermythos“. Umso weniger Erfolge der „Führer“ vorweisen konnte, desto stärker waren die „Volksgenossen“ willens, die Manöver der nationalsozialistischen Propaganda, ihrer Argumente, Versprechungen und ästhetischen Überhöhungen zu hinterfragen und letztlich als Täuschungsversuche abzulehnen.

Erkennbar fand ein Rückzug aus der Gemeinde der Führergläubigen statt, nur bei großen Teilen der Jugend, bei vielen Frontsoldaten³³⁸ und bei überzeugten Parteimitgliedern hielt sich der „Führerkult“ noch in größerer Zahl aufrecht.

Während der Schrecken des „Bombenterrors“ der alliierten Streitkräfte (vgl. These 5) brach schließlich der Mythos im Verlauf des Jahres 1945 gänzlich zusammen.

Hitler wurde nunmehr entgegengesetzt beurteilt (vgl. Steinert, M. (1970), S. 574f.): Er sei zwar „von Gott gesandt“, allerdings um „das deutsche Volk zu vernichten“ (Kershaw, I. (2003), S. 270). Die nationalsozialistische Propaganda erreichte, wenn sie nicht wenigstens die kommenden „Wunderwaffen“ pries, sondern einfach die bestehenden Verhältnisse verzerrte – immer öfter das Gegenteil dessen, was sie intendiert hatte:

„Propaganda vermag viel. Sie kann schönfärben. Sie ist ein Färbemittel. Doch sobald sie sich anmaßt, Tatsachen auf den Kopf zu stellen, hilft sie der Konkurrenz. Sie wird, wie sich der Volksmund

³³⁸ Bei den Frontsoldaten war der anhaltende Führerglaube zu diesem Zeitpunkt allerdings vielfach weniger einer echten Überzeugung, als vielmehr einer emotionalen Reaktion auf die wahrgenommenen Umstände der Kriegssituation geschuldet. Exemplarisch lässt sich dies mit den Worten eines Obergefreiten aus dem September 1944 verdeutlichen: „Aber noch ist nicht alles verloren, denn wir haben ja noch einen Führer. Und der wird uns schon führen. Wir wollen auf unseren Führer hoffen, das ist im Augenblick das Beste, was wir machen können“ (zitiert nach Echterkamp, J. (2004), S. 28). Diese Haltung gegenüber der Realität eines immer aussichtsloseren Krieges konnte von Fatalismus bis zur verzweiferten Verleugnung der Wirklichkeit gehen und dabei in heftigste Führergläubigkeit münden. Diese entsprach jedoch nicht einfach der anfänglichen euphorischen Hoffnung auf das „Genie“ Hitler, welche die Soldaten schlicht blind aufrechterhalten hätten.

ausdrückt, zur >Antiganda<. Dann schminkt sie einen Schwerkranken, statt den Arzt zu holen“ (Kästner, E. (1999), S. 39).

Über die Aufnahme der Nachricht von Hitlers Tod am 30. April 1945 sind keine Meinungsberichte vorhanden, jedoch „kann (man) sich kaum vorstellen, daß sein Tod große Trauer auslöste“ (Kershaw, I. (2003), S. 274, vgl. auch Steinert, M. (1970), S. 582). Als Symbol des endgültigen Untergangs der kollektiven Größenphantasie „Drittes Reich“ löste die Nachricht von Hitlers Tod vielfach Bestürzung oder Apathie aus. Mitunter konnte sich auch der länger aufgestaute Ärger über das versagende Regime und seinen „Führer“ in Wutausbrüchen Ausdruck verschaffen. All diese Reaktionen waren jedoch kaum mehr von den Loyalitätsbeziehungen zum positiv besetzten Führerkonstrukt, sondern von persönlicher Enttäuschung und Zukunftssorge geprägt. Für einige Heranwachsende, die den Führermythos oftmals besonders stark verinnerlicht hatten, gelang der schnelle Ausstieg aus der Verehrung Hitlers allerdings nicht so problemlos. Der 1929 geborene Günter Gaus „weinte... lange“, als er „am 30. April 1945, abends im Radio vom Tod Adolf Hitlers hörte“ (ders. (2006), S. 107). Der 1930 geborene Karl-Heinz Janßen berichtet diesbezüglich exemplarisch über ein Ereignis, welches er wenige Tage nach der endgültigen Kapitulation Deutschlands erlebte:

„Dann kam der Tag, an dem auch ich meinen Führer verleugnete. Ein betrunkenen polnischer Korporal hatte meine Mutter und mich nachts aus dem Bett geholt. Er bedrohte uns mit der Pistole, stieß unsere Köpfe zusammen und schrie: >Ich polnische SS! Du liebst Hitler!< In meiner Todesangst fing ich wie ein Sturzbach an zu reden: >Hitler ist ein Verbrecher, Hitler ist verrückt, wir lieben Hitler nicht, wir hassen ihn usw.!< Durch den Lärm im Haus wurden die Hühner aus dem Schlaf gescheucht. Der Hahn krächte mitten in der Nacht. Ich fühlte mich wie Simon Petrus“ (ders. (1975), S. 96).

Bei jenen Jugendlichen, bei welchen sich der Nationalsozialismus über die Jahre ihrer Entwicklung tief in der eigenen Identität verankert hatte (vgl. exemplarisch den autobiographischen Bericht von Walter Hoffmann (1992)), fand nach dessen Untergang eine Anpassung an die neuen Lebensbedingungen statt, ohne dass dabei das zuvor Verinnerlichte einfach verschwunden wäre:

„Mein Führer war verschwunden, der Nationalsozialismus schien zwar erledigt, aber widerlegt war er für mich nicht – man schwieg ihn einfach tot“ (ebd., S. 60, vgl. in diesem Sinne auch Hirschmann, M.A. (2006), S. 85).

Wieder andere Jugendliche erlebten Hitlers Tod, entsprechend der Eigenart charismatischer Herrschaft, vor allem als Wegbrechen ihrer mentalen Basis:

„>Wir saßen im Bunker und hörten vom Ende Hitlers, das werde ich nie vergessen<, sagte Lothar Loewe, der sechzehnjährige Panzerzerstörer. >Da brach eigentlich eine Welt zusammen... Also das hinterließ ein Gefühl der Leere, Adolf Hitlers Tod.<“ (zitiert nach Campbell Bartoletti, S. (2007), S. 193).

Es waren, neben überzeugten Nationalsozialisten, gerade Heranwachsende, die ihre Sozialisation zu großen Teilen in und mit der „Jugendorganisation des Führers“ durchlebt hatten und deren nachhaltige Inklusion in das NS-System in vielfältiger Weise forciert worden war, welche den Tod Hitlers mitunter nur schwer verkraften und verarbeiten konnten. Der Schmerz über den Verlust des Bezugspunktes affektiver Loyalitätsbereitschaft und damit verbundener bewusster Hoffnungen und unbewusster Wünsche, den viele erwachsene „Volksgenossen“ zumindest verdrängen oder verschieben konnten, wirkte auf die Jungen häufiger schockartig und überwältigend:

„Die Fülle der psycho-sozialen Pathologien, die junge 'treue' Anhängerinnen und Anhänger Hitlers bei der Nachricht von seinem Tod entwickelt haben, übersteigt jedes Vorstellungsvermögen. Hitlers physischer Tod, d.h. sein Ende April 1945 im Berliner 'Führerbunker' vollzogener Selbstmord, hat damals bei vielen – vor allem jungen – Deutschen unkontrollierte, erschütternde 'Entzugsempfindungen' ausgelöst und sie oftmals kurzschlussartig in den Selbstmord getrieben... Die Bindung an Hitler als 'Führer' und die durch seinen Tod bewirkte abrupte Ent-Bindung stellt ein äußerst prekäres Element in dem individuellen und kollektiven 'Psychodrama' der Deutschen dar“ (Hübner-Funk, S. (2005), S. 287).

Vergleichbar der Konzeption rassischer Prototypen, deren Zuschreibungen meist mehr über den Rassisten aussagen als über die bezeichnete Rasse, sowie entsprechend der bereits an anderer Stelle wiedergegebenen Behauptung, der Glaube könne Berge versetzen, lässt sich auch für den Hitlermythos ein Fazit ziehen, welches auf dessen Wirksamkeit durch Verknüpfung mit den Dispositionen seiner Rezipienten verweist:

„Beruhten die Beziehungen zwischen den Deutschen und Hitler auf einer bewußten Täuschung seinerseits und einer Illusion ihrerseits oder gar auf einem Mythos?... Es wäre wohl zutreffender zu sagen, daß Hitler sich jahrelang von deutschen Mythen, Phantasmen und Hoffnungen genährt und sie dergestalt interiorisiert hatte, daß er sie für viele glaubhaft verkörpern und durchsetzen konnte. Höhepunkte des Einverständnisses zwischen >Führer und Volk< waren demnach auch der Anschluß Österreichs 1938 als Verwirklichung Großdeutschlands und vor allem der Sieg über Frankreich 1940 als Tilgung der Schmach von 1918. Letzterer war wohl der einzige Augenblick, in dem die vielbeschworene Volksgemeinschaft bestand“ (Steinert, M.G. (1993), S. 486, vgl. in diesem Sinne auch Janka, F. (1997), S. 352ff. sowie Wildt, M. (2008), S. 24f.).³³⁹

In sozialpsychologischer Fassung bedeutet dies:

³³⁹ So konnten beispielsweise bestimmte Einzelereignisse der NS-Zeit, wie die Revanche gegen Frankreich und die damit verbundene Aufhebung der emotionalen Basis jahrelang empfundener, nationaler Schamgefühle, eine ungemein integrierende Qualität für die NS-Herrschaft erlangen. Dies wird deutlich, wenn man sieht, dass selbst der Vater Joachim Fests, ein Mitglied des konservativ-bürgerlichen Milieus, welches dem NS-Regime von Beginn an ablehnend gegenüberstand, verkündete, dass er zwar „Hitler nie und nimmer den Triumph“, jedoch „den Franzosen die Niederlage von Herzen gönne“ (Fest, J. (2006), S. 155). Derartige Befriedigungen eines ressentimentgeladenen, nach 1918 traumatisierten deutschen Nationalismus verschafften Hitler ungeheure Popularitätsschübe (vgl. Müller, S.O. (2004)).

„Die enorme Faszination, die von Hitler ausging... hat zwar ihre Gründe auch in der Ideenwelt... Aber sein eigener Anteil hieran war sein selbst gelebter Fanatismus, seine fanatische Induktionswirkung, das persönliche Mitreißen in... [eine; der Autor] zukünftige Idealwelt hinein, das Entbinden von Identifikationssehnsüchten mit dem großen >Heilsbringer<, dem >größten Führer aller Zeiten<, in dem alle eigenen narzisstischen Defizite überwunden und die eigenen heimlichen Größenideen gestillt sind. (...) Nur bei einer solchen archetypischen Gestalt und Projektionsfigur eigener seelischer Bedürfnisse war es auch möglich, dass es zu derartigen Ausblendungen des Mangelhaften und Karikaturhaften an Hitler, vor allem auch des Unheilvollen und Destruktiven in seinen Zielsetzungen, kommen konnte“ (Hole, G. (2004), S. 136f., vgl. in diesem Sinne auch Broszat, M. (1970) sowie die geschichtswissenschaftliche Debatte zum Thema, wie sie bei Frei, N. (2007a), S. 105ff. wiedergegeben ist).

In diesem Sinne lässt sich feststellen: Die Inklusionswirkung des Hitlermythos war abhängig von der Glaubwürdigkeit seiner Erfolgsversprechen. Entsprechend der „Sehnsucht der Bevölkerung nach Sicherheit, Aufstieg und Größe“, wurde den verherrlichenden Attributen, mit welchen die NS-Propaganda den „Führer“ versah, „solange geglaubt, wie Hitler eine Erfolgsserie vorweisen und aufkommende Missstimmungen mit der Aussicht auf neue Erfolge beschwichtigen konnte“ (Peukert, D. (1982), S. 88, vgl. in diesem Sinne auch Friedländer, S. (2006), S. 687f.).

Das grundsätzliche Inklusionspotential des „Führermythos“, welchen die NS-Propaganda um Adolf Hitler entfacht hatte und welcher in der „Volksgemeinschaft“ auf solch fruchtbaren Boden gefallen war, aber auch dessen natürliche Begrenzung, lassen sich gut anhand einiger Zeitzeugenaussagen verdeutlichen. Letztere verdeutlichen zudem exemplarisch die Relevanz des „Führer-Mythos“ für eine Sozialisation während der NS-Zeit Heranwachsender.

Das Inklusionspotential der verklärenden Propaganda, in seiner oben angedeuteten Abhängigkeit von den subjektiven Dispositionen der Empfänger, offenbart sich in der Erinnerung Lore Walbs (geb. 1919) zur Führergläubigkeit ihrer Eltern:

„Hitler war auch für sie der Hoffnungsträger. Der von ihm versprochene Aufschwung würde dazu führen, daß die Deutschen wieder wer sind, als Wirtschaftsmacht, als Volk und jeder einzelne als Person – auch mein Vater dieser glücklose Mann, der keine Schuld hatte an der Misere, unter der er, seine Familie, das ganze Volk litten“ (dies. (2000), S. 36).³⁴⁰

³⁴⁰ Anhand der beschriebenen Mentalitätsstruktur, in welcher sich der Wunsch nach Befriedigung persönlicher Bedürfnisse mit der Inklusionsbereitschaft in das NS-System und der bereitwilligen Übernahme des „Hitlermythos“ verbanden, ließe sich erneut die Notwendigkeit demonstrieren, im Kontext biographischer Analysen sowohl die erlebte (damals durchlebte Situationen und getroffene Handlungsentscheidungen), als auch die erzählte (aktuelle Präsentation derselben) Lebensgeschichte zu erfassen und miteinander zu kontrastieren (vgl. Rosenthal, G. (1995)). Im heutigen gesellschaftlichen Diskurs zur NS-Zeit besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass Hitlers Agitationen als verbrecherisch zu bewerten sind. Entsprechend fordert die öffentliche Meinung unverkennbar eine negative Einstellungsäußerung zu seiner Person und Politik. Wenn man nun erfahren möchte, *warum* junge Deutsche damals Hitler gewählt haben, so reicht es nicht aus, diese Gründe

Die Hamburger Lehrerin und überzeugte Hitleranhängerin Luise Solmitz schrieb, nachdem sie Ende April 1932 mit 120 000 anderen Zuhörern eine seiner Kundgebungen erlebt hatte, in ihr Tagebuch:

„>Wie viele sehen zu ihm auf in ergreifender Gläubigkeit als dem Helfer, Erretter, als dem Erlöser in übergroßer Not. Zu ihm, der den preußischen Prinzen, den Gelehrten, den Geistlichen, den Bauern, den Arbeiter, den Erwerbslosen aus der Partei rettet ins Volk hinein.<“ (zitiert nach Wildt, M. (2008), S. 57).

Diese Äußerungen belegen für sich genommen nur die Passung der Inszenierung des Hitlermythos zu den persönlichen Bedürfniskonstellationen der Zeitzeugin.

Eben diese wurden in vergleichbarer Weise aber von weiten Kreisen der damaligen deutschen Gesellschaft geteilt, so dass ihre Projektionen exemplarisch stehen für ein verbreitetes Inklusionspotential durch die propagandistische Glorifizierung Hitlers als rettender und genialer „Führer“ sowie für die Aufnahme dieses Interpretationsangebotes durch die angesprochene Bevölkerung.

Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es relevant darauf hinzuweisen, dass dieses Inklusionspotential damals junge Heranwachsende auf zweierlei Weise erfassen konnte. Einerseits als Resultat eigener Bedürfniswahrnehmungen (vermisste Anerkennung der Jüngeren durch die Älteren sowie eine empfundene Misere der eigenen Person, Familie oder Nation), sowie andererseits durch die Tradierung innerhalb enger personeller Bindungen. Lore Walb berichtet diesbezüglich, wie sie selbst damals vom „Hitlermythos“ erfasst wurde:

„Wie der Vater, so die Tochter. Was ihn erfüllte, berührte, mußte auch sie berühren. Ein junger Mensch, dessen Vater und Mutter sich im Nationalsozialismus wohl fühlten, keine kritischen Fra-

einfach abzufragen. Dies hat jedoch eine, methodisch in vielerlei Hinsicht zu kritisierende, von Kai S. Schreyber (vgl. ders. (2001)) herausgegebene Erhebung getan. Ihre Ergebnisse wirken zunächst befremdlich, da die Befragten einerseits scheinbar objektivierbare Beweggründe, wie sie auch in dieser Arbeit benannt wurden, angaben (Arbeitslosigkeit 24,9%, „Versailler Diktat“ 19,2%, Rechtsunsicherheit 8,1%, Parteienchaos 7, 5%), andererseits nur 0,4% die Person Hitler und lediglich 3% das „NS-Programm“ (gemeint ist wohl das Parteiprogramm der „NSDAP“) als Motiv anführten (vgl. ebd., S. 15). Es erscheint so, als habe man Hitler und seine Partei gewählt, um eine Lösung für politische Probleme herbeizuführen, obgleich man beiden eigentlich wenig zutraute. Die Ursache dieser merkwürdigen Paradoxie scheint mir jedoch in der Erhebungsmethode zu liegen. Die Befragten haben ihre damaligen Motive (erlebte Lebensgeschichte) und darunter vor allem diejenigen, die weitestgehend von heutiger Moralkritik ausgenommen sind (Antisemitismus gaben nur 1,3% als Motiv an) präsentiert (erzählte Lebensgeschichte). Sie haben diese jedoch überwiegend vom Glauben an Adolf Hitler, als geeignetem Politiker zur Umsetzung ihrer Anliegen, abgetrennt. Inwieweit diese Trennung tatsächlich einer damaligen Einstellung entsprach, oder einem heute empfundenen Rechtfertigungsdruck entsprungen ist, lässt sich nur mittels einer Kontrastierung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte beurteilen. Schreyber führt bezüglich seiner Darstellungsform, die das von den Zeitzeugen Gesagte lediglich wiedergibt, an: „Jedes Korrigieren, jedes Verändern, jede Verbesserung käme hier einer Verfälschung gleich“ (ebd., S. 9). Dieser Hinweis soll anscheinend die besondere Authentizität der eigenen Ergebnisse suggerieren. Tatsächlich aber nimmt kaum eine ernst zu nehmende Forschungsmethode die aufgezählten Umarbeitungen am erhobenen Material vor. Aber eine Erhebungs- und Auswertungsmethode, die den oben genannten Anforderungen entspricht, hätte helfen können, die erkennbaren Widersprüche innerhalb des präsentierten Quellenmaterials zu erklären.

gen stellten, hatte keine Wahl. Er mußte die Ideologie übernehmen und alles gut finden am System“ (ebd.).

Wie viel Allgemeingültigkeit das obige Urteil beanspruchen kann, sei hier dahingestellt. Grundsätzlich kann man aber davon ausgehen, dass gerade diejenigen, die die NS-Ideologie in diesem Sinne quasi mit der Muttermilch aufgesogen hatten und kaum abweichende Denkansätze kennen gelernt hatten, die Vorgaben der „völkischen Weltanschauung“ in besonderem Maße verinnerlicht haben. Ihnen wurde der Nationalsozialismus nicht nur als politisches Angebot, sondern als Element ihrer familiären (später auch in Schule, „Hitlerjugend“ etc.) Sozialisation vermittelt.

Das Ende des Weltkrieges und der damit einhergehende Untergang der NS-Herrschaft entzog dann auch ihrer charismatischen Begründung jegliche Basis.

Der gescheiterte „Führer“ wurde nun nicht selten als Verantwortlicher des Niedergangs ausgemacht und benannt. Die hierbei verwendeten Attribute sagen allerdings erneut einiges aus über die Dispositionsgebundenheit der vorgebrachten Urteile:

„Die ganze Schuld an Deutschlands Niederlage schob der Ingenieur auf die führenden Nazis: >(…) Aber was konnte man schließlich von einem Mann wie Hitler erwarten? Was konnte man von einem Mann erwarten, der nie einen Beruf erlernt hatte? Lieber Gott, dieser Mann konnte nicht einmal Rad fahren oder schwimmen!<“ (zitiert nach Stern, J. (2006), S. 122f.).

Jener „Führer“, von dem man alles nur erdenklich Positive „erwartet“ hatte, und der von der NS-Propaganda so allgegenwärtig als fähig zur Durchsetzung all dessen präsentiert worden war, hatte sich eines grandiosen Scheiterns schuldig gemacht und war dafür mit Verachtung durch seine „Volksgenossen“ gestraft worden.

Je nach persönlichem Fokus bedeutete dies eine Bewertung als „Verbrecher“ oder aber als „Unfähiger“, wobei für eine charismatische Herrschaft das letztere wohl die größere Bedrohung darstellt. Nur Wenige waren über den Mai 1945 hinaus bemüht, die Voraussetzung des „Hitlermythos“ zu erhalten, indem sie darauf verwiesen, dass dieser hintergangen worden sei und von den NS-Verbrechen und der erfolglosen Kriegsführung durch die Generäle der „Wehrmacht“ schlicht nichts gewusst habe.

Für die meisten Deutschen galt jene Einstellung, die Saul Padover im Sommer 1945, damals als U.S. Berichterstatter im Nachkriegsdeutschland unterwegs, von einem zehn Jahre alten Jungen erfragen konnte:

„Wir fragten ihn, was er über Hitler dächte. Er sagte kühl, >Der Führer kann mich am Arsch lecken!<“ (zitiert nach Gerhardt, U. (2005), S. 164).

Hier gilt jedoch wiederum, dass der betreffende Heranwachsende weniger auf den Führer verzichten konnte, als auf *den* „Führer“. Hitler hatte versagt, dies war jedoch nicht gleichbedeutend mit dem Untergang der Bedürfnisstrukturen, welche seinen Mythos ermöglicht hatten:

„Und wenn es in den ersten Nachkriegsjahren so aussah, als ob die Faszination dieses Mannes endgültig erloschen, dieser Spuk also vorbei sei – wir stehen heute mit Schrecken davor, dass selbst von dem längst toten Hitler und seiner Ideologie erneut eine so starke Faszination auf Jugendliche ausgeht“ (Hole, G. (2004), S. 137).

Die hier beschriebenen Strukturen des „Hitlermythos“ verdeutlichen, dass dessen Attribute keineswegs mit den führenden Nationalsozialisten „aus dem Nichts“ gekommen sind, sondern vielmehr Ausdruck der Wünsche vieler damaliger Zeitgenossen waren. Die NS-Propaganda hatte die Deutschen mit ihrem „Führerkult“ nicht einfach nur hintergangen. Gerade der „Hitlermythos“ zeigt, dass sich viele von ihnen, bewusst oder unbewusst durch ihre unkonkreten Hoffnungen motiviert, auch selbst getäuscht (im Sinne von geirrt, aber eben auch von hintergangen) hatten.

In den Anfangsjahren der Bundesrepublik erfüllte der „Hitlermythos“ dann für viele ehemalige „Volksgenossen“ eine genau umgekehrte Funktion. Er wurde nun herangezogen, um das *Scheitern* der ersehnten Bedürfnisbefriedigung zu erklären und gleichsam jede Analyse einer möglichen Eigenverantwortung beiseite zuschieben. Uwe Timm berichtet exemplarisch über das dementsprechende Gebaren seines Vaters:

„Der Vater konnte Trauer [(gemeint ist neben der Trauer über die Kriegsniederlage auch jene über den Verlust des Sohnes, des Bruders von Uwe Timm); der Autor] nicht zulassen, nur Wut, die sich aber, weil für ihn Tapferkeit, Pflicht, Tradition unverbrüchlich waren, nicht gegen die Ursachen, sondern gegen die Drückeberger, gegen die Verräter richtete. Das war der Gesprächsstoff mit anderen Kameraden. Sie kamen abends, saßen zusammen, tranken Cognac und Kaffee und redeten über den Kriegsverlauf. Suchten Erklärungen, warum der Krieg *verlorengegangen* war. Es wurden noch einmal Schlachten geschlagen, Befehle korrigiert, unfähige Generäle abgesetzt, Hitler die militärische Befehlsgewalt entzogen. Kaum vorstellbar, heute, daß das abendfüllende Themen für diese Generation waren“ (ders. (2005), S. 75, vgl. exemplarisch auch Bruhns, W. (2007), S. 18). Nach dem 8. Mai 1945, wenn nicht schon früher, fanden vor allem zwei Versatzstücke eines neuen „Hitlermythos“ in der deutschen Gesellschaft Verwendung. Einerseits hatte sich Hitler in seiner Funktion als allmächtiger Führer der „Volksgemeinschaft“ als unfähig erwiesen, andererseits empfand man sich als ehemals treuer Anhänger – was nun freilich nur noch die wenigsten eingestehen mochten – von ihm persönlich, sowie durch die NS-Propaganda, mutwillig getäuscht. Letzteres sollte vor allem für die jüngeren „Volksgenossen“ gelten (vgl. die Argumentation der Eltern Uwe Timms bezüglich ihres gefallenen Sohnes in ebd., S. 19), die die „HJ“ durchlaufen hatten oder bis zuletzt Mitglieder gewesen waren, und wurde vielfach von diesen selbst angeführt. Nur wenige „Unverbesserliche“ hingen weiterhin den positiven Zuschreibungen des „Hitlermythos“ an. Dass es sich bei diesem Wandel um den Bruch mit der Person Hitlers, nicht aber mit den, hinter der Verinnerlichung des „Führermythos“ stehenden, Bedürfnisstrukturen gehandelt hat,

dies verdeutlichen die hohen Prozentsätze von Personen in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft (im Osten gab es derartige Umfragen nicht, schließlich hatte sich das SED-Regime per se als „antifaschistisch“ deklariert), die allzu bald wieder die Sehnsucht nach einem starken Mann an der Spitze des Landes sowie ihre Einschätzung, der Nationalsozialismus sei eine gute und lediglich schlecht ausgeführte Sache gewesen, freimütig äußerten.

Die psychologischen Strukturen eines personifizierenden „Hitlermythos“ ermöglichten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft dessen einfache Umkehrung:

„Als verantwortlich für Krieg, Zerstörung und Gewaltverbrechen galten Hitler und die NS-Führung. Durch sie sich die meisten Deutschen getäuscht und mißbraucht. Das kollektive Bewußtsein zog eine Trennungslinie zwischen der Mehrheit der >guten Deutschen< und den >bösen Nazis<; es unterschied zwischen >deutscher Unschuld< und >nationalsozialistischer Schuld<. So entstand das vielleicht wichtigste Entlastungsmuster in der deutschen Nachkriegsgesellschaft: das Opfer-selbstbild“ (Reichel, P. (2007), S. 43).

Durch derartige Abrechnungen mit dem „Führer“ sowie durch die vielfältig vorgetragenen Selbststilisierungen als Opfer des NS-Regimes, von dessen Täuschungsmanövern und den Folgen (Bombenagriffe der Alliierten, Übergriffe der Besatzungsmächte etc.) seiner Politik, ließ sich scheinbar eine nachträgliche Exklusion aus dem nationalsozialistischen Glaubens- und Herrschaftssystem vollziehen und nach außen präsentieren. Der Verweis auf eine kleine verbrecherische Führungsriege erlaubte es vielen ehemaligen „Volksgenossen,“ die eigene Verantwortung innerhalb des NS-Systems, aber gleichsam auch für dessen Scheitern, offiziell und in ihrer Selbstwahrnehmung zu verleugnen. Alexander und Margarete Mitscherlich haben diese Struktur der Verantwortungsübertragung in ihrem Buch über „die Unfähigkeit zu trauern“ beschrieben:

„Als Anlaß zur Trauer wirkt... nicht nur der Tod Adolf Hitlers als realer Person, sondern vor allem das Erlöschen seiner Repräsentanz als kollektives Ich-Ideal. Er war ein Objekt, an das man sich anlehnte, dem man die Verantwortung übertrug, und ein inneres Objekt. Als solches repräsentierte und belebte er aufs neue die Allmachtsvorstellungen, die wir aus der frühen Kindheit über uns hegen; sein Tod und seine Entwertung durch Sieger bedeutete auch den eines narzißtischen Objekts und damit eine Ich- oder Selbstverarmung und -entwertung“ (dies. (1998), S. 34f.).

Ein so verstandener „Hitlermythos“ ermöglichte es nach dem Ende der NS-Zeit, sich selbst als Opfer der falschen Politik des Regimes wahrzunehmen und eine drohende Selbstentwertung abzuwenden, indem man auf den „Führer“ als den Schuldigen verweisen konnte.

Demgegenüber führten die verweigerte Auseinandersetzung mit der persönlichen Inklusion in das NS-System durch Abwehr von Scham, möglichen Schuldgefühlen und Trauer um die verlorene, in Hitlers Person manifestierte Größenphantasie (vgl. Mit-

scherlich, A.; Mitscherlich, M. (1998), S. 36ff.) sowie die empfundene Bedrohung der fragilen Unversehrtheit der eigenen Identität durch ein öffentliches Klima, welches in den Jahrzehnten nach 1945 zunehmend eine persönliche und kollektive Rechtfertigung von den Zeitzeugen der NS-Herrschaft einforderte, in steigendem Maße auch dazu, dass ehemalige „Volksgenossen“ bemüht waren, auf die vermeintlichen „Verdienste“ Hitlers hinzuweisen (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 232ff.):

„Beispielsweise hielten noch im Frühjahr 1989 46% der über 60jährigen (West-)Deutschen die Einstellungen der heutigen Lehrer zu Hitlers Staat für 'zu negativ', während nur 19% der jüngeren (18- 29jährigen) Befragten dieser Ansicht waren. Umgekehrt aber stuften 47% der jüngeren Befragten Hitler als Person 'absolut negativ' ein, während dies nur 26% der über 60jährigen taten. Daß Hitler 'ohne Krieg und Judenverfolgung' einer der 'größten deutschen Staatsmänner' gewesen sei, meinten immerhin 42% der älteren Westdeutschen, während vergleichsweise 30% der jüngeren diese Ansicht vertraten. (...)... Eine Aussage, die die demokratische 'Neugeburt' der NS-Jugendjahrgänge zumindest als legitimatorische Beschönigung erscheinen lässt“ (ebd., S. 90f.).

Abgesehen davon, dass derartige Wahrnehmungsstrukturen nach 1945 nicht nur die damals junge Generation betrafen, und dass ungeklärt bleibt, ob diese tatsächlich „noch“ oder eher *wieder* – gegen eine nachrückende Öffentlichkeit, die den gesellschaftlichen Kontext ihres Heranwachsens allzu negativ darzustellen schien – für eine anteilige Rehabilitierung Hitlers eintraten, wird unverkennbar deutlich, dass der einmal verinnerlichte „Hitlermythos“ auch ein gehöriges Potential zur biographischen Nachhaltigkeit mit sich gebracht hatte.

Die hier beschriebene, anfänglich zunehmende und spätestens nach der Niederlage von Stalingrad der rasanten Erosion ausgesetzte, Integrationskraft der Führungsfigur Hitler lässt sich letztlich nur angemessen verstehen, wenn man die dialektische Perspektive des Konzeptes einer charismatischen Herrschaft zugrunde legt (vgl. Wehler, H.-U. (2007), S. 91):

„Die ausschlaggebende Denkfigur kann man am besten mit einer Ellipse mit ihren beiden Brennpunkten vergleichen. Der Charismatiker und seine Gesellschaft, die nach ihm verlangt, ihn trägt, ihn mit ihrer Loyalität bestätigt, stehen in einer so unauflöslichen Wechselwirkung, dass der Charismatiker ohne diesen gesellschaftlichen Kontext ebenso wenig realitätsgerecht beurteilt wie auch das Verhalten der Gesellschaft ohne die Einwirkung des Charismatikers nicht angemessen verstanden werden kann“ (ebd., S. 80).

Schließlich sind den Erörterungen zum „Hitlermythos“ zwei Aspekte aus herrschaftsstruktureller Perspektive hinzuzufügen:

1. Aus emotionspsychologischer Sicht stellte das Charisma des „Führers“ das Gegenstück zur Angst vor persönlicher Verfolgung dar, jedoch konnten beide im Prozess der Inklusion des „Volksgenossen“ einander verstärkend zusammenwirken:

„Das Charisma wurde künstlich produziert als die andere Seite des Zusammenhalts durch Terror. Der Terror erzeugt Angst, das Charisma erzeugt Verehrung. Beide Affekte hängen in der Psychologie der Herrschaft eng zusammen: Aus der Angst, ein Opfer des Terrors werden zu können, flieht man in die Verehrung, um ein partizipierender Teil der zerstörerischen Macht zu sein, die die Maske des politischen Idols trägt. *Das Charisma ist die Maskerade des Terrors, wie der Terror eine Stütze des Charismas ist.* Das uralte Zusammenspiel von Angst und Verehrung ist als psychologisches Bindemittel auch für die modernen Diktaturen grundlegend“ (Böhme, H. (2006), S. 273).

2. In der charismatischen Herrschaftsstruktur findet das ideologische Gemeinschaftskonzept des NS-Regimes (vgl. These 1) seine pragmatische Entsprechung: „Das Führer-Gefolgschaftsverhältnis (ist) autoritär, indessen traditionslos und instabil, deswegen stützungsbedürftig und folglich geradezu obsessionell angetrieben von dem Willen, inklusive Gemeinschaftskörper zu bilden, alles in sich aufzunehmen und zu homogenisieren bzw. Volksfeinde, Fremd Rassige, Oppositionelle zu exkludieren und zu vernichten. Charismatische Gemeinschaften kennen nämlich kein Außen – außer Feinden. Daher ihre Aggressivität“ (ebd., S. 272).

Nicht zuletzt zog der „Hitlermythos“ sein Potential zur Inklusionsförderung auch daraus, dass er nicht nur einerseits Optionen zur subjektiven Interpretation bot, sondern umgekehrt – und sich letztlich mit ersterem zu einem höchst wirkungsvollen Zusammenspiel verbindend – zusätzlich aus seiner Vermittlung vermeintlich letzter, unwiderlegbarer Sicherheit. Denn, wo in einer Richtung die Überzeugung gewonnen werden konnte, der „Führer“ meine und wolle genau das, was den eigenen Wünschen entspreche oder deren Verwirklichung zumindest fördere, konnten andersherum die betreffenden, häufig von Unsicherheiten bezüglich der Moderne, wirtschaftlicher und politischer Krisen und eines verlorenen Weltkrieges geplagten Zeitzeugen in den Worten Hitlers eine verführerische, vermeintlich endgültige Wahrheit erkennen, welche anscheinend keiner argumentativen, geschweige denn wissenschaftlichen Beweisführung mehr bedurfte. Anders ausgedrückt, der „Hitlermythos“ funktionierte sozialpsychologisch als In- und als Deduktionsfolie subjektiver Alltagswahrnehmung.

Der Historiker Joachim Fest hat vermutet, dass eine Ursache der kollektiven Mitläuferschaft im Nationalsozialismus in der damaligen Mentalität der Bevölkerung zu suchen sei, nach welcher die Menschen mehr Wert auf Sicherheit als auf Freiheit gelegt hätten. Ich meine, dass das wahrnehmungspsychologische Inklusionspotential des „Hitlermythos“ gerade darin begründet lag, dass die „Volksgenossen“ in ihrer persönlichen Lesart desselben vermeintlich beide Bedürfnisse gleichzeitig befriedigen konnten. Während NS-Ideologie, NS-Propaganda und „Führermythos“ durch die Vagheit ihrer Inhalte und Formulierungen (vgl. These 1) dem interpretierenden „Volksge-

nossen“ Spielräume boten, eigene Wunschvorstellungen, seien sie auch mitunter unbewusst gewesen, hineinzulesen, schien die Grundbotschaft der Hitlerzentrierung, dessen angebliche Unfehlbarkeit, die Last der zeitgenössischen Verhaltens- und Identitätsunsicherheiten endgültig aufzuheben.

Welche emotionale Kraft eine solche Orientierung am „Führer“ und seiner Botschaft beim einzelnen „Volksgenossen“ entfalten konnte, dies musste unter anderem der deutsche Jude Victor Klemperer erfahren, als er am 8. Januar 1942 von einem Gestapobeamten verhört wurde. Nach der Präsentation einiger antisemitischer Stereotype kommt der Beamte zum Finale seiner Argumentation:

„>Wer wird nun den Krieg gewinnen? Wir oder ihr?< – >Wie meinen Sie das?< – >Nu, ihr betet doch täglich um unsere Niederlage – zu Jahwe, so heißt es ja wohl. Das ist doch der jüdische Krieg. Adolf Hitler hat's gesagt – (pathetisch schreiend:) Und was Adolf Hitler sagt, das ist auch so“ (ders. (1995), S. 8).

Freilich, dies ist das grundsätzliche Kriterium charismatischer Herrschaft, trug auch das Potential des „Führers“ zur Vermittlung von Sicherheit nur solange, wie die Verwirklichung seiner Prophezeiungen zumindest als zukünftig zu erwartendes Ereignis glaubwürdig blieb. In der hier vorgestellten Wahrnehmungsstruktur liegt eine wesentliche Ursache dafür, dass so viele „Volksgenossen“ dem „Führer“ so lange – wie oftmals betont wurde, über jedes objektiv *vernünftige* Maß hinaus – ihr Vertrauen schenkten. Mit der Erosion von dessen Mythos brach schließlich nicht nur eine abstrakte politische Fassade zusammen, sondern bei Hunderttausenden wurden damit ganz persönliche, in subjektiver Wahrnehmung konstruierte und somit passgenau auf die eigenen Dispositionen zugeschnittene „Führer“-Deutungen brüchig. Dies galt in Einheit damit auch für die zurechtgelegten Legitimationsmuster bezüglich des eigenen Handelns während der NS-Herrschaft, welche mit dem Ende des Glaubens an Hitlers Unfehlbarkeit fragwürdig oder zumindest wieder legitimationsbedürftig wurden.

Als Fazit dieser These lässt sich einmal mehr auf die dialektische Struktur der Beziehung zwischen „Führer“ und „Volksgemeinschaft“, oben und unten des NS-Herrschaftssystems, verweisen:

„Natürlich ist der Führer-Mythos gezielt propagandistisch hergestellt worden. Aber niemals wäre er so erfolgreich gewesen, wenn nicht die NS-Zeitgenossen daran mitgebaut hätten“ (Brockhaus, G. (1997), S. 230).

Dieses Fazit erweiternd wäre hier abschließend anzufügen, dass die hier beschriebenen Prozesse einer Selbst-Inklusion der Bevölkerung, welche durch die inhaltliche und terminologische Struktur der NS-Propaganda ermöglicht und von den „Volksgenossen“ ausgiebig wahrgenommen wurde, freilich nicht allein auf das, bisher allerdings am weitesten erforschte, Feld des so genannten „Hitler-Mythos“ zutrafen. Auf

die Inklusionskraft nationalsozialistischer Symbol-Inszenierungen wurde bereits hingewiesen (vgl. These 2). An dieser Stelle sei zusätzlich darauf verwiesen, dass natürlich auch die Gemeinschaft, als Grundlage aller offiziellen NS-Bevölkerungspolitik, in ihren proklamierten Ausprägungen („Volksgemeinschaft“, „völkische Gemeinschaft“ etc.) von den angesprochenen erwünschten Mitgliedern stets subjektiv mitkonzipiert wurde. Auch die Inklusionskraft der verkündeten „Volksgemeinschaft“ entstand erst durch die inhaltlich gestaltende Zusammenarbeit von NS-Propaganda und deren Rezipienten bei der Erschaffung ihres Mythos.

Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist die Bedeutung der Tatsache, dass wesentliche Integrationskräfte der NS-Herrschaft nicht einfach aus mentaler Indoktrination, welche als solche stets deutlichen Wirksamkeitsbegrenzungen unterliegt, oder der schlichten Verführungskraft propagandistischer Versprechungen, sondern, neben der hier bereits beschriebenen Herrschaftswahrnehmung, auch aus der „Selbstwahrnehmung“ (Frei, N. (2005), S. 109) der deutschen Bevölkerung während NS-Zeit resultierten. Dass das NS-Regime mit seiner Proklamation der „Volksgemeinschaft“ vor allem Ziele der Herrschaftssicherung verband, dies ist bereits ausführlich dargestellt worden. Gleiches lässt sich für die inhaltliche Vagheit der entsprechenden Konzeption behaupten. Die Proklamation dieser „völkischen Gemeinschaft“ war Teil eben jener *sozialen* Ideologie, deren Auslegung von nationalsozialistischer Seite nur in Abhängigkeit von den Bedingungen erfolgte, welche die eigentliche NS-Ideologie, der „*rassische* Biologismus“ vorgab (vgl. Frei, N. (2005), S. 122f. sowie These 1). Sie lässt sich somit durchaus als eine Ideologie zweiter Ordnung bezeichnen, da sie vor allem dazu formuliert wurde, um die innergesellschaftliche Umsetzung der Ideologie erster Ordnung zu optimieren. Bewusst wurden hierbei die wesentlichen Termini unklar beschrieben, um sie so als Projektionsfläche, als Chiffre für die verschiedenen Wünsche der Bevölkerung nutzbar zu machen (vgl. Steinert, M. (1970), S. 593f.) sowie gleichzeitig bestimmte Forderungen des Regimes als Notwendigkeit für ihre Schaffung und Erhaltung deklarieren zu können. Zudem ließ sich so jederzeit eine virtuelle „Leistung“ des Regimes propagieren, welche umso weniger überprüfbar war, desto undeutlicher ihr Ergebnis (Schaffung einer „Volksgemeinschaft“, „Veredelung“ der „Rasse“, „Ausmerze“ von „Volksfeinden“ etc.) definiert wurde.

3.3.4. *Zum Verhältnis von Bevölkerung und Regime II:*

Über die gesamte NS-Zeit lässt sich auch eine Einflussnahme „von unten“, durch Teile der Bevölkerung, nachweisen, welche die Politik des „Dritten Reiches“ deutlich mitgeprägt hat.³⁴¹

Im Folgenden sollen knapp einige Beispiele angeführt werden, die geeignet sind, das Bild eines nach dem Willen des „Führers“ von oben nach unten hierarchisch durchorganisierten NS-Staates nicht zu widerlegen, wohl aber notwendig zu relativieren oder zumindest zu erweitern (vgl. hierzu grundlegend Kershaw, I. (2006), S. 112ff. sowie resümierend ebd., S. 396). Es geht hierbei um Entscheidungsprozesse, deren Ursache und Wirkung sich entgegengesetzt zu den hierarchischen Strukturen des „Führerstaates“ bewegten, also die Politik des „Dritten Reiches“ von unten nach oben, von niedrigeren zu höheren Machtebenen, von Volk zu Regime prägten. Freilich, so ist anzufügen, konnten hieraus auch Verstärkungen einer Politik resultieren, welche ohnehin der Intention des Regimes entsprach (vgl. Paul, G. (2002), S. 65).

Ein Aufzeigen derartiger Herrschaftsstrukturen ist in einer systematisierenden Arbeit zur Sozialisation während der NS-Zeit von einiger Bedeutung, zeigen sie doch exemplarisch jene differenzierenden Erweiterungen auf, welcher eine lange verbreitete Annahme einer weitgehend auf staatlicher Repression und öffentlicher Formationserziehung beruhenden „Mitglied-Werdung“ in der Gesellschaft dieser Epoche notwendig bedarf.

Einflussnahmen „von unten“ waren im NS-Herrschaftskontext grundsätzlich auf zwei unterschiedliche Arten möglich. Zum einen in Form der versuchten oder erfolgten Durchsetzung eigener Interessen, welche denen der Regimeführung kaum einmal widersprachen, diese aber mitunter, beispielsweise durch die betonte Wahrnehmung persönlicher Interessen, wie sie unten beschrieben wird, doch behindern konnten. Demgegenüber erfolgte weit häufiger eine Einflussnahme von unten nach oben, welche sich innerhalb der Umsetzung der Pläne, wie sie die Regimeführung vorgegeben hatte, vollzog und diese immer wieder beschleunigte. Letzteres galt insbesondere für die Planung und Praxis des nationalsozialistischen Genozids:

„Im Rahmen der Fernziele, die Hitler verkörperte und propagierte, hatte die Radikalisierung der nationalsozialistischen Judenpolitik ihre eigene Dynamik und wurde sowohl von genozidalen Im-

³⁴¹ Angemerkt sei hier, dass diese Einflussnahmen freilich keineswegs durchweg oder auch nur überwiegend als ein Durchsetzen von Eigeninteressen, welche den grundlegenden Intentionen der obersten NS-Führung partiell oder gänzlich widersprochen hätten, zu verstehen ist. Dies war so gut wie nie der Fall und im hierarchisch strukturierten „Führerstaat“ nicht vorgesehen. Vielmehr konnten die konstatierten und im Folgenden exemplarisch belegten Einflussnahmen „von unten“ nach „oben“ innerhalb des NS-Systems auch zu einer Verstärkung oder zumindest Forcierung der ohnehin avisierten und eingeschlagenen politischen Praxis der nationalsozialistischen Führungsriege um Hitler führen.

pulsen von unten als auch von politischen Anweisungen von oben vorangetrieben“ (Kershaw, I. (2006), S. 395).

Das hier angesprochene Phänomen einer politischen Beeinflussung von unten nach oben innerhalb des nationalsozialistischen Herrschaftssystems lässt sich beispielhaft an fünf Kategorien direkter und indirekter Einflussnahme aufzeigen:

Erstens: Beeinflussungen innerhalb der Organisationen des Regimes. Hitler war durchaus von Untergebenen beeinflussbar. Eindrückliches Beispiel hierfür sind etwa die nur ihm persönlich unterstellten „Gauleiter“ und deren Machtstellung im NS-Herrschaftssystem. Der „Führer“ kontrollierte zwar jeden einzelnen dieser Männer, stellte sich aber praktisch nie konsequent gegen ihre Gesamtheit. Es lässt sich m.E. behaupten, dass sie „alle zusammen... ihn in der Hand hatten. (...) Sie wehrten mit einer robusten Einmütigkeit alle Versuche ab, die Rechte ihrer Souveränität einschränken zu lassen. Hitler blieb von ihnen abhängig. Und er war nicht bloß von ihnen abhängig“ (Rauschnig, H. (1973), S. 203f.).³⁴² Wenngleich die hier benannte „Abhängigkeit“ nicht im klassischen Sinne gedeutet werden darf, so besaßen die Gauleiter, wenn sie geschlossen agierten, doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Hitlers Entscheidungen (zur Position der Gauleiter im Herrschaftsgefüge des NS-Staates vgl. ausführlich Hüttenberger, P. (1969)). Diese Position erfuhr insbesondere während der zweiten Hälfte des Weltkrieges einen weiteren Bedeutungszuwachs (vgl. Hildebrand, K. (2003), S. 229).

Aber nicht allein, im eher seltenen Falle ihrer geeinten Positionierung gegenüber – nicht gegen – Hitler, sondern häufiger durch die besonderen Eigenarten ihrer regionalen, nicht zur Gänze zentralisierbaren, Machtkompetenzen und deren individueller Ausübung, konnten die „Gauleiter“ im NS-Herrschaftsgefüge politischen Einfluss ausüben. Ohne Zweifel stellen sie ein Exempel für die Tatsache dar, dass „das Bild der totalen Machtdurchsetzung, das die Propaganda vom Führerstaat zeichnete, nicht die Wirklichkeit der Herrschaftsstruktur im Dritten Reich“ (Echterkamp, J. (2004), S. 32) widerspiegelte. Das Wirken dieser „Vizekönige“ (zitiert nach Wirsching, A. (1996), S. 30) Hitlers ist bislang von der historischen Forschung eher stiefmütterlich behandelt worden (vgl. ebd. sowie einführend zur Thematik Ziegler, W. (1996)). Freilich handelte

³⁴² In dieser Arbeit wird ein kritischer Umgang mit allen verwendeten Quellen geübt. Dies erfordert im obigen Fall der Publikation Rauschnings den Hinweis, dass der Ursprung der dort zitierten angeblichen Gespräche mit Hitler mindestens fragwürdig ist (vgl. Kershaw, I. (1998), S. 10 sowie den Artikel von Tobias, F. (1992)). Wahrscheinlicher ist es sogar, dass Tobias Urteil zutreffend ist: „Alle, aber auch alle diese angeblichen *Gespräche mit Hitler* waren frei erfunden... Mit einem Wort: Die Gespräche waren samt und sonders Fälschungen!“ (ebd., S. 92). Demnach wird Rauschnig in dieser Arbeit ausschließlich im obigen Zusammenhang zitiert, in dem er sich selbst in zumindest strukturell durchaus zutreffender Weise zu einem zeitgenössischen Sachverhalt äußert.

es sich bei den „Gauleitern“ nicht um systemunabhängige Einflussgrößen. Sie waren vielmehr „bei der Durchsetzung ihres eigenen kleinen ‚Führerstaates‘“ (Wirsching, A. (1996), S. 31) nicht nur an eine zumindest tendenziell den Vorgaben der Regimeführung entsprechende Umsetzung der politischen und ideologischen Maximen gebunden, sondern hatten sich auch „dem regionalen Profil ihres Gaus und seiner spezifischen Interessenstruktur“ (ebd.) anzupassen. Bei allen Reibungsverlusten,³⁴³ die auftraten, wenn „Hitlers Statthalter in der Provinz die ihnen ausdrücklich eingeräumten Handlungsspielräume... extensiv wahr(nahmen)“ (Ruck, M. (1996), S. 121), war ihre „Aktionsfreiheit“ (ebd.) stets an eine erkennbare Systemkompatibilität gebunden.

Sie war einerseits an eine unbedingte persönliche Loyalität dem „Führer“ gegenüber sowie andererseits an den Verzicht auf jegliche Einmischung in strategische Entscheidungsprozesse der nationalsozialistischen Reichspolitik geknüpft.

Die meisten der „Gauleiter“ blieben Hitler bis zum Ende „sklavisch ergeben“ (ebd.), Ausnahmen wurden drakonisch geahndet (vgl. ebd. sowie exemplarisch Ziegler, W. (1996), S. 147). Demgegenüber hat es „Versuche, von der Peripherie her direkten Einfluß auf die Reichspolitik zu nehmen,... ebensowenig gegeben wie Ansätze einer gemeinsamen Fronde gegen die Metropole“ (ebd., S. 121f.). Dies alles hinderte die regionalen Exponenten des Regimes allerdings nicht, sich in der Endphase des Krieges verstärkt von den zentralen Weisungen des Regimes abzukoppeln (vgl. ebd., S. 122). Letztlich ist zu konstatieren, dass „Hitlers Macht über die Gauleiter... grenzenlos war“ (Ziegler, W. (1996), S. 147), während ihre Macht „im unmittelbaren Zugang zu ihm (lag), der bis zuletzt, trotz Bormannscher Einschränkungen, erhalten blieb“ (ebd.). Insgesamt ist das obige Resümé Rauschnings also dahingehend zu differenzieren, dass die „Gauleiter“, bei allem Einfluss auf Hitler und trotz ihrer unbestreitbaren regionalen „Aktionsfreiheit“, lediglich eine, wenngleich nicht zu unterschätzende, systeminterne Selbstständigkeit innehatten, welche sich aber nicht auf die Systemlenkung erstreckte.

Zweitens: Beeinflussungen durch Gesellschaftsgruppen, denen die Nationalsozialisten eine gewisse Relevanz bei der Umsetzung ihrer politischen Ziele zuschrieben. Zu diesen zählen u.a. Großunternehmer, konservativ-bürgerliche Politiker oder auch das Offizierskorps der „Wehrmacht“, deren Vertretern es mehrfach gelang, die aktuelle Politik des Regimes etwas in Richtung ihrer Bedürfnisse zu lenken. Es muss dies-

³⁴³ „Der Partikularismus, der auf lokale Eigeninteressen und das Streben nach regionaler Identität zurückging, stand zu dem zentralistischen Geltungsanspruch des Führerstaats in einem Spannungsverhältnis, das auf vielen Politikfeldern seinen Ausdruck fand“ (Echterkamp, J. (2004), S. 33, vgl. hierzu ausführlicher Schneider, M. (2000) sowie die dort angegebene weiterführende Literatur).

bezüglich allerdings zweierlei angemerkt werden: Erstens war der Einfluss der genannten Gruppen nach Ausmaß und Dauer während der NS-Zeit höchst unterschiedlich. So sahen sich etwa die führenden Politiker der Deutsch Nationalen Volkspartei (DNVP), die Hitler mit ihrer Koalitionsbereitschaft und ihrer Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz noch zur Machtübernahme verholfen hatten, bereits ab März 1933 Angriffen seitens der „NSDAP“ ausgesetzt (vgl. Broszat, Martin (2000), S. 121f.), nachdem sie nicht mehr als Partner gebraucht wurden. Zweitens hatten die Forderungen der Vertreter aus den genannten Bereichen primär dort Gewicht, wo sie funktional für die Verwirklichung der „völkischen Weltanschauung“ waren. Wenn etwa ab Mitte 1942 immer mehr „Ostarbeiter“ aus den besetzten Gebieten herangezogen wurden, während man zuvor noch Hunderttausende sowjetischer Kriegsgefangener einfach hatte verhungern lassen (vgl. Hartmann, Ch. (2001) sowie umfassend zur Kriegsgefangenenpolitik des Regimes Overmans, R. (2005)), so geschah dies zwar auf Druck der Wirtschaft, war aber ganz im Sinne der ideologischen Ziele der Nationalsozialisten, gegen die sich letztlich während der gesamten NS-Zeit kaum jemand aus den oben genannten Bereichen konsequent gestellt hat.³⁴⁴ Nicht als Beeinflussung der Hitler'schen Politik sind hierbei solche politischen Forderungen sowie deren anschließende praktische Forcierung zu verstehen, die ohnehin den Ansichten des NS-Regimes entsprachen und lediglich Schnittmengen mit den Interessen bestimmter Gesellschaftsteile aufwiesen. Dies galt etwa für die, aus sozialisationstheoretischer Sicht bedeutsame, Zusage, welche Hitler Vertretern des Heeres und der Marine gegenüber bereits Anfang Februar 1933 getätigt hatte, die Jugend militärisch erziehen zu wollen (vgl. Kühnl, R. (1977), S. 207f.) sowie die folgende Umsetzung dieser Maxime innerhalb der nationalsozialistischen Herrschaftspolitik (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugendlichen).

Drittens: Indirekte Einflussnahmen durch die Bevölkerung. Wie bereits zuvor erwähnt (vgl. These 2), waren die Vertreter des NS-Regimes und ganz besonders ihr „Führer“ Adolf Hitler ungemein besorgt, die „Volksgemeinschaft“ könne mit ihrer aktuellen Lage unzufrieden sein und dadurch seine Popularität leiden, was Hitler mit der Erwartung eines unweigerlich folgenden Niederganges der Stabilität seiner Machtkontrolle verband. Als Ursache derartiger Ängste des Regimes wurde in der geschichts-

³⁴⁴ Hierbei geht es um die Struktur politischer Entscheidungsprozesse während der NS-Zeit, nicht um eine abschließende Beurteilung der tatsächlichen Systemloyalität aller Repräsentanten der genannten Bereiche. Die konspirative Zusammenarbeit verschiedener Vertreter aus Konservativen, Wehrmachts- und anderen Kreisen, die schließlich im missglückten Attentat vom 20. Juli 1944 gipfelte (vgl. Fest, J. (1994)), steht deshalb nicht im Widerspruch zur Schlussfolgerung obiger Argumentation.

wissenschaftlichen Forschung zum Thema u.a. die Erfahrung der Revolution von 1918 vermutet und seine daraus resultierende Überzeugung, dass wahrgenommene Versorgungsmisstände bei den betreffenden Bevölkerungsgruppen Unzufriedenheit und in deren Konsequenz auch Unruhen nach sich ziehen würden (vgl. diesbezüglich zur Arbeiterschaft Mason, T.W. (1978)).

Auf der Ebene des NS-Herrschaftsalltages war die Folge derartiger Auffassungen, dass die nationalsozialistische Führung „sich in hohem, man könnte sagen paranoidem Maße Gedanken über die öffentliche Meinung und die Reaktion der Bürger auf alle möglichen offiziellen Maßnahmen (machte)“ (Gellately, R. (2004), S. 356, vgl. auch Aly, G. (2006b), S. 15).

Obschon der nationalsozialistische Staat immer ein autoritärer „Führerstaat“ sein sollte, wurde die ihm zugrunde liegende „Volksgemeinschaft“ – ganz im Gegensatz zu jenen, die ihr nicht angehören wollten oder konnten – nie derartigen Repressalien ausgesetzt, wie etwa die einfache Bevölkerung im stalinistischen Russland.

Das „Dritte Reich“ lässt sich treffend als ein „Experiment in plebiszitärer Diktatur“ (Broszat, M. (1994), S. 176) bezeichnen, welches auch mit Beginn des Zweiten Weltkrieges und der damit einhergehenden Radikalisierung des NS-Staates (vgl. These 5) nie gänzlich aufgegeben wurde. Allerdings fand die Einflussnahme der Bevölkerung hierbei nicht mehr in Form von Wahlen oder Volksentscheiden statt, welche de facto zu bloßen Akklamationen verkamen, sondern vielmehr indirekt durch die Ergebnisse der geheim erhobenen Stimmungsberichte des „SD“. Diese Praxis versteckter Gesellschaftspolitik verdeutlichen die folgenden Ausführungen Norbert Freis:

„Seit 1936/37 nahm der SD immer stärker die Funktion eines geheimen Meinungsforschungsinstituts an, das die NS-Führung mit regelmäßigen >Meldungen aus dem Reich< versorgte. Wer zu den etwa 30.000 ehrenamtlichen Mitarbeitern und V-Leuten – Beamte, Manager, Ärzte, Lehrer, Journalisten, Pfarrer, Künstler und Wissenschaftler – gehörte, war gehalten, >überall, in seiner Familie, seinem Freundes- und Bekanntenkreis und vor allem an seiner Arbeitsstätte jede Gelegenheit wahr(zu)nehmen, um durch Gespräche in unauffälliger Form die tatsächliche, stimmungsmäßige Auswirkung aller wichtigen außen- und innenpolitischen Vorgänge und Maßnahmen zu erfahren. (...)<“ (Frei, N. (2001), S. 145).

Auf die, in diesen Berichten erhobene, „öffentliche Meinung“ reagierte die NS-Politik. Selbst Hitler, den diese Ausführungen zur Stimmungslage der Bevölkerung nur in begrenztem Umfang erreichten, nahm darauf Rücksicht (vgl. Bankier, D. (1995), S. 19ff.). Solche Rücksichtnahmen auf die sozialen und materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung fanden sich sowohl in den Anfangsjahren des Regimes (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 139) als auch später, als „angesichts wachsender Versorgungsprobleme und beunruhigender Berichte über zunehmende Spannungen in den Industriegebiete-

ten... Hitler 1935/36 sogar bereit (war), vorübergehend auf die Einfuhr von rüstungswichtigen Gütern zu verzichten, um die Lebensmittel nicht rationieren zu müssen“ (ebd., S. 142) Während des Krieges ab 1939 kam es u.a. durch Hitlers Weigerung, die Steuern zu erhöhen, um den Rückhalt in der Bevölkerung nicht zu strapazieren, „im Sommer 1944 praktisch zum Zusammenbruch der Kriegfinanzierung“ (Herbst, L. (1996), S. 19). Ebenfalls aus Angst um die Loyalität der „Volksgemeinschaft“ wurden die, mit Kriegsverlauf unumgänglichen, Lebensmittelrationierungen „>... mit großem psychologischen Geschick ins Werk gesetzt...<“ (Sopade-Bericht vom November 1939, hier zitiert nach Wildt, M. (2008), S. 151), wichtige Versorgungsmittel wie Kartoffeln, Gemüse und Obst bis 1941 frei verkäuflich gehalten und die schwersten Belastungen auf die Bevölkerung der besetzten Gebiete im Osten, sowjetische Kriegsgefangene sowie „Zwangsarbeiter“ und „KZ-Häftlinge“ abgewälzt. Den deutschen Soldaten erlaubte man hingegen, sich in den besetzten Gebieten persönlich zu bereichern. Ab Oktober 1940 hob Göring die diesbezüglich noch bestehenden Einkaufslimits auf und verkündete:

„>Was der Soldat tragen kann und was zu seinem persönlichen Gebrauch oder für seine Angehörigen bestimmt ist, soll er mitnehmen dürfen.<“ (zitiert nach Aly, G. (2005), S. 125, vgl. auch Wildt, M. (2008), S. 178).

Das Ergebnis war eine Flut von Lebensmittelpaketen von der Front im Westen, vor allem aus dem besetzten Frankreich, welche die Lebensmittelknappheit der deutschen Familien zu Lasten der französischen und anderer besetzter Bevölkerungen linderte.

Viertens: Beeinflussung durch Proteste aus der Bevölkerung. Diesbezüglich gilt es gleich zu Beginn anzumerken, dass es übergreifende Proteste gegen die Politik des NS-Regimes seitens der Bevölkerung kaum gegeben hat (vgl. These 7). Es kam wohl zu kritischen Äußerungen, besonders dort, wo die eigene Lebensqualität tatsächlich beeinträchtigt war oder dies befürchtet wurde (vgl. These 3) – also bei Verschlechterungen der wirtschaftlichen Lage innerhalb der „Volksgemeinschaft“ oder etwa bei kriegsbedingten Belastungen. Ein konsequenter und grundsätzlich den Nationalsozialismus ablehnender Widerstand breiterer Bevölkerungsschichten erwuchs daraus allerdings so gut wie nie (vgl. These 7), da zumeist andere Aspekte breite Zustimmung erfuhren und teils auch erzwangen (vgl. These 2). Diese komplexe, teils etwas schizophren anmutende, Einstellungskonstellation verdeutlicht Kershaw:

„Im nationalsozialistischen Deutschland gab es zwar vieles, worüber man klagen konnte, viele Dinge fanden aber auch Anklang. Es war möglich, kräftig über örtliche Parteifunktionäre zu schimpfen und im selben Atemzug Hitler in den höchsten Tönen zu loben, ökonomische Ungerechtigkeiten zu

beklagen und im nächsten Moment über die Rückholung des Rheinlandes zu jubeln, nationalsozialistische Attacken gegen die Kirchen zu verurteilen und gleichzeitig antibolschewistische Parolen zu schwingen oder sich lobend über Recht und Ordnung zu verbreiten, während jüdische Synagogen verwüstet wurden“ (Kershaw, I. (2006), S. 324f.).

Wie aber verhielt es sich diesbezüglich mit jenen beiden Maßnahmen des Regimes, die nachträglich so deutlich geeignet erscheinen, weitreichenden Protest zu generieren: Der Judenverfolgung und dem „Euthanasieprogramm“³⁴⁵?

Die Einstellung der damaligen deutschen Bevölkerung zu beiden Bereichen lässt sich auch heute noch nur schwer repräsentativ verifizieren. Obschon viele Aspekte der Judenverfolgung während des „Dritten Reiches“ offen sichtbar waren und auch die Ermordung jüdischer Mitbürger demjenigen, der etwas wissen wollte, kaum gänzlich verborgen bleiben konnte (vgl. Mommsen, H. (1999b)), war neben vereinzelt geäußelter Zustimmung oder Protest die am meisten verbreitete Reaktion eine vom Regime unterstützte Verdrängung (vgl. ebd., S. 200 sowie Boberach, H. (2003b)), vielfach aber auch eine Übernahme der antisemitischen „Weltverschwörungstheorie“ Hitlers, welche eine Verfolgung und Deportation legitim, ja notwendig erscheinen lassen sollte. Die Propaganda der „NSDAP“ ereiferte sich in unzähligen Beschuldigungen und Drohungen, wobei letztere, vor allem was die letzte Phase der Judenverfolgung, den organisierten Massenmord betraf, von wohl dosierter Unklarheit³⁴⁶ waren, so dass weite Teile der Gesellschaft es wohlwollend akzeptieren konnten, dass „die Juden“ aus Deutschland vertrieben würden, deren weiteres Schicksal aber verdrängen konnten (vgl. Gellately, R. (2004), S. 205ff.). Von dieser Möglichkeit wurde weithin Gebrauch gemacht (vgl. Mommsen, H.; Obst, D. (1988), S. 410f.). Dementsprechend wurde vom Regime sehr darauf geachtet, dass tunlichst keine Informationen über das exakte Ausmaß der „Vernichtung“ von Juden, Sinti und Roma sowie Polen und Russen in den besetzten Gebieten öffentlich wurden.³⁴⁷ Die tatsächlichen Auswüchse des

³⁴⁵ Dieses dunkle Kapitel der deutschen Geschichte bedeutete für den Bereich von Medizin und Gesundheit nicht weniger, als einen vorübergehenden „Paradigmenwechsel“. Die Maxime, von der „Gesundheit des einzelnen bei gleichzeitigem körperlichem Selbstbestimmungsrecht wurde politisch abgelöst durch das Konzept der Volksgesundheit“ (Frei, N. (2001), S. 167), zu dessen „Erhalt“ letztlich ca. 150.000 Menschen durch so genanntes „therapeutisches Töten“ (Lifton, R. J. (1988)) umgebracht wurden. Vgl. zu diesem Thema ausführlich: These 2, Klee, E. (2004b) sowie Schmuhl, H.-W. (1992)).

³⁴⁶ Selbst ein so umsichtiger und aufgrund seiner persönlichen Betroffenheit sicher besonders aufmerksamer, obgleich allerdings, als in einem „Judenhaus“ lebender, von Informationen abgeschirmter Zeitzeuge wie Victor Klemperer erfuhr erst ab 1942 sukzessive von „Auschwitz“ und der furchtbaren Wahrheit über das Schicksal der deportierten Juden (vgl. ders. (1995b), S. 47, 68, 252, 270, 335 sowie 565).

³⁴⁷ Gellately berichtet einen Fall, in dem eine Frau im Juli 1944 denunziert wurde, da sie berichtete, ein SS-Mann hätte ihr erzählt, er sei bei der Ermordung von 40.000 Juden „bis zu den Knien im Blut gewatet“. Die Frau wurde von der Gestapo nachdrücklich ermahnt, derartiges nicht zu verbreiten (Gellately, R. (2004), S. 411).

Holocaust waren so unglaublich und ohne Beispiel in der Geschichte, dass u.a. selbst die jüdische Gemeinde in Großbritannien (vgl. ebd., S. 211) sowie auf Seiten der Alliierten Politiker und weite Bevölkerungskreise (vgl. Wyman, D.S. (2000)) Berichten hierüber mit Skepsis begegneten. In Deutschland waren demgegenüber allerdings auch „an vielen Orten... öffentliche Einrichtungen, Privatfirmen, NSDAP-Funktionäre und sogar kleine Geschäftsleute in die Ausbeutung dieser Juden [die nach 1942 noch in Deutschland lebten] verstrickt“, demgegenüber scheint es, als habe es nur „wenige Zeichen der Solidarität von >Ariern< mit den Juden“ (Gellately, R. (2004), S. 210) gegeben.³⁴⁸ Obgleich nicht verschwiegen werden soll, dass es einige gab, die unter Ein-

³⁴⁸ Hier offenbart sich erneut ein Hinweis auf die Tendenz einer weit verbreiteten Verdrängung historischer Vorgänge durch die deutsche Bevölkerung, wie sie zu Beginn dieses Kapitels angedeutet wurde. Die Tatsache, dass Juden kaum Unterstützung aus der Öffentlichkeit erhielten, (vgl. auch These 6 zur Gruppe der Juden) korrespondiert auffällig mit den Ergebnissen der Studie von Moller, Tschuggnall und Welzer von 2002, wonach gerade 3% der Befragten glauben, dass ihre während der NS-Zeit lebenden Eltern und Großeltern „antijüdisch“ gewesen seien. Lediglich 1% hält eine Beteiligung der eigenen Verwandten an derartigen Verbrechen für möglich. Demgegenüber meinen aber 26%, ihre Familienmitglieder hätten den „Verfolgten geholfen“. Diese Zahlen verändern sich wiederum mit zunehmendem Bildungsgrad. So glauben hier 30% der Befragten, ihre damals lebenden Eltern und Großeltern hätten den „Verfolgten geholfen“ (vgl. dies. (2002), S. 246ff.). Dies belegt die Erkenntnis, „dass in der Gesamtbevölkerung weit überwiegend die Auffassung vorherrscht, dass eigene Familienangehörige keine Nazis waren; Antisemiten und Tatbeteiligte scheinen in deutschen Familien praktisch inexistent gewesen zu sein. Der Umstand, dass einige der unterstellten Erlebnisse, Handlungen und Einstellungen mit einem hohen Bildungsniveau korrelieren, unterstreicht den Befund..., dass die Aufklärung über die NS-Verbrechen und den Holocaust den paradoxen Effekt mit sich bringt, dass man die eigenen Eltern und Großeltern zu Regimegegnern, Helfern und alltäglichen oder sogar expliziten Widerständlern macht“ (ebd., S. 247). Innerhalb der zeitgenössischen Gesellschaft wurde diesbezüglich oftmals gleich nach dem Krieg eine Strategie angewandt, deren Struktur durchaus den Mechanismen der NS-Politik verwandt zu sein scheint. So wurden nunmehr Hitler und die NSDAP-Funktionäre als allein Schuldige und Ausführer an der Judenverfolgung zu Verantwortlichen zu Sündenböcken stilisiert, die vielfältige eigene Beteiligung der Bevölkerung jedoch verleugnet (vgl. Büttner, U. (2003b), S. 86ff., aus psychoanalytischer Sicht vgl. Mischerlich, A.; Mitscherlich M. (1998), S. 27ff.). Es schien, als sei der Nationalsozialismus quasi über Nacht aus Deutschland verschwunden. Diese Mentalität einer radikalen Abwendung – welche jedoch weit mehr eine teils bewusst, teils unbewusst vollzogene Schutzreaktion als eine reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit darstellte (vgl. König, H. (2003), S. 17ff., Reichel, P. (2001), S. 13ff.; aus pädagogischer Perspektive: Dudek, P. (1995), S. 68ff.; bezüglich der nur in Ansätzen erfolgten Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der Gesellschaft Österreichs nach 1945: Kandel, E. (2006), S. 431ff. sowie Hilberg, R. (2008), S. 172ff.) –, vom ehemals verehrten „Führer“ und dessen Politik, hat zeitgenössisch bereits 1944/45 der amerikanische Offizier einer Einheit der psychologischen Kriegsführung, Saul K. Padover anhand von Interviews mit deutschen Bürgern erfasst und zutreffend analysiert: „Psychologisch gesehen, wollen sich die Deutschen Strafe und moralischer Verantwortung entziehen, indem sie der Welt einen Schuldigen präsentieren, den sie noch vor kurzer Zeit als Halbgott angehimmelt haben. Die meisten Deutschen geben zu, dass sie 1939 den Krieg widerstandslos akzeptiert und die Siege von 1940 mit großer Begeisterung begrüßt haben. Der Krieg brachte Wohlstand und Beute. Hitler wurde als Held verehrt. Zum entscheidenden Bruch kam es mit dem traumatischen Schock von Stalingrad. Sobald die Rote Armee alle Siegeshoffnungen der Wehrmacht begrub, wandte man sich, natürlich passiv, von Hitler ab und begann, die Weisheit seiner Entscheidungen in Zweifel zu ziehen. (...) In dieser Neigung, sich vom auserwählten Führer abzuwenden und das Schicksal der Nation anderen Leuten in die Hand zu legen, entdeckt man nicht den Schimmer eines eigenen Schuldbewusstseins, kein Bewusstsein, dass Krieg an sich verwerflich ist, dass die Deutschen einen falschen Weg eingeschlagen haben. Niemand kritisierte die Aggression als solche. Hitler wird vorgeworfen, den Krieg verloren, nicht begonnen zu haben“ (Padover, S.K. (1999), S. 93ff.). Dass es sich bei dieser Einschätzung freilich um eine Beschrei-

satz des eigenen Lebens versuchten, Juden und anderen zu helfen (vgl. Wette, W. (2004)), so war das wesentlich häufigere Bild doch das der Deutschen, die sich bei einer „Arisierung“ jüdischen Eigentums bereicherten (vgl. hierzu etwa Bajohr, F. (1997), S. 137, 141 sowie These 6). Vergleichbar verliefen auch die Reaktionen auf die nur vereinzelt öffentlich gemachten „Euthanasiemaßnahmen“ des NS-Staates. Die jedoch bald nach ihrem Anlaufen eine größere Bekanntheit in der deutschen Öffentlichkeit und vor allem unter den Repräsentanten des NS-Staates erreichten, als dies einige rückblickend eingestehen wollten oder wollen (vgl. Klee, E. (2004b), S. 77, 130ff., 163f., 248f., 255ff.). Diese Maßnahmen erfuhren gerade dort, wo sie die Ermordung behinderter Kinder betrafen, einige Zustimmung innerhalb der Bevölkerung. Vornehmlich herrschte diesbezüglich „Schweigen, Gleichgültigkeit, Duldung und Zustimmung“ (Gellately, R. (2004), S. 151). Ein übergreifender Protest kam nicht zustande, so dass zwar schließlich im August 1941, unter anderem durch die berühmt gewordene Predigt des katholischen Bischofs Clemens August Graf von Galen vom 3. August des Jahres provoziert,³⁴⁹ die Aktionen offiziell beendet und de facto eingeschränkt³⁵⁰ wurden.

bung einer der zeitgenössisch vorherrschenden Mentalitätsstrukturen handelt und keineswegs um eine vollständige Darstellung sämtlicher gesellschaftlicher Umgangsformen mit der NS-Vergangenheit, braucht hier nicht im Einzelnen erläutert zu werden (vgl. Reichel, P. (2001), S. 10). Allerdings sieht Ralph Giordano, der sich zu dieser Thematik besonders pointiert äußert (vgl. ders. (1987)), in dieser, „aus Angst vor Selbstentblößung“ (ebd., S. 13), nicht vollzogenen kritischen Reflexion der eigenen Verführbarkeit der damaligen Zeitzeugengeneration sowie dem damit verbundenen Schweigen gegenüber den nachfolgenden Generationen, ein je persönliches aber auch gesellschaftliches Versäumnis, welches bis zum heutigen Tage auf eine authentische Bearbeitung wartet. „Es geht... um ein schweres Vergehen schuldig gewordener Älterer an den schuldlos beladenen Söhnen, Töchtern und Enkeln – sie sind die eigentlichen Opfer der zweiten Schuld, denn was die Großeltern und Eltern nicht abgetragen haben kommt auf sie über“ (ebd., S. 21) und wird für sie stellvertretend zur psychischen Belastung in Form eines mal stärker mal schwächer empfundenen aber doch allgegenwärtigen Schuldkomplexes (vgl. in diesem Sinne auch Heimannsberg, B.; Schmidt, C.J. (1988), S. 7f.).

³⁴⁹ Zur Bedeutung der Rede von Galens vgl. Klee, E. (2004b), S. 334ff. – Sie hat wohl u.a. deshalb einige Aufregung in der Bevölkerung verursacht, da von Galen ganz explizit auf die Gefahr hinwies, dass nach dieser Maxime der Produktivität prinzipiell jeder „Volksgenosse“ seine Lebensberechtigung verwirken könne, wenn sie oder er durch Alter sowie Arbeits- oder Kriegsinvalidität „unproduktiv“ geworden wäre. Das Bewusstsein dieser Gefahr bedeutete wiederum, wie bereits angemerkt, für die Mitglieder der glorifizierten „Volksgemeinschaft“ ein Gefühl stetiger Unsicherheit (vgl. Zimmermann, C. (2007), S. 252).

³⁵⁰ Im Verlauf der planmäßigen „Euthanasie“, die in jeder ihrer Erscheinungsformen gegen das geltende Recht verstieß (vgl. Klee, E. (2004b), S. 207), wurden bis zu ihrem offiziellen Ende 93.521 Menschen durch Vergasung, Medikamentenvergiftung oder mangelnde Ernährung getötet (vgl. ebd., S. 340). Allein im Juli 1940 wurden 5356 Menschen vergast (vgl. ebd., S. 206f.). Nach dem offiziellen Ende der „Euthanasieaktion“ am 28. August 1941 (vgl. ebd., S. 339) ging das Töten „unwerten“ Lebens, besonders von Kindern und Jugendlichen mit angeblich „erb- und anlagebedingten Leiden“, allerdings weiter. Es wurden zu diesem Zweck sogar nach 1941 eigens eingerichtet (vgl. ebd., S. 379ff.). Einzige Grundlage zur Bemessung der Lebensberechtigung eines jungen Menschen sollte dessen mutmaßlicher „Wert“ für die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ sein. In diesen Einrichtungen wurden später auch Erwachsene „euthanisiert“. Letztlich lief das „Euthanasieprogramm“ bis 1945 weiter (vgl. ebd., S. 417ff.), wobei die späteren Aktionen zu großen

Dies geschah jedoch nicht aufgrund öffentlichen Drucks, sondern da dies ohnehin Hitlers Plänen entsprach, der das Personal und auch die Technik des „Euthanasieprogramms“ beim Massenmord an den Juden einzusetzen gedachte (vgl. Klee, E. (2004b), S. 367ff. sowie Nowak, K. (1991)). Götz Aly hat sich mit unterschiedlichen Aspekten der Frage auseinandergesetzt, was möglich gewesen wäre, wenn es bezüglich der „Euthanasie“ durch das NS-Regime mehr und deutlicheren Protest seitens der Bevölkerung gegeben hätte. Er macht deutlich, dass dies wohl durchaus hemmende Auswirkungen auf die weitere Ermordung „Erbkranker“ gehabt hätte und dass diese Aktionen keineswegs vor der Bevölkerung und den Angehörigen der Opfer geheim gehalten wurden (vgl. Aly, G. (2002), S. 371ff.). Da allerdings die meisten Angehörigen sogar die Ermordung ihrer Familienangehörigen stillschweigend hinnahmen, wie sollte sich da ein fundamentaler Protest bezüglich der Ermordung von Angehörigen anderer Nationen oder „Rassen“ formieren? (vgl. ders. (1985), S. 70). Wenngleich diese Behauptung des stillschweigenden Hinnehmens durch neuere, differenziertere Einzelfallforschungen zumindest relativiert werden müsste (vgl. These 2), so bleibt Alys Fazit dennoch stimmig.

Aufgrund der geschilderten Umstände wäre es insgesamt durchaus zu vermuten gewesen, dass ein deutlicher und öffentlicher Protest aus der Bevölkerung die Politik des NS-Regimes zumindest hätte beeinflussen können. Dies lässt sich schon aufgrund der Ängste Hitlers um ein Schwinden seiner Popularität annehmen (vgl. Punkt 3 dieser These). Kritik wurde aber nur dort geäußert, wo die konkreten Konsequenzen der „ideologischen Metaphern“ (Martin Broszat) das eigene Leben berührten. Exemplarischer Beleg hierfür ist die schwindende Popularität Hitlers in der Bevölkerung mit zunehmender Belastung der Bevölkerung durch den Kriegsverlauf.

Fünftens: Beeinflussung durch alltägliches staatsbürgerliches „Engagement“.

Hierunter ist die Frage zu verstehen, inwieweit der politische Alltag des „Dritten Reiches“ von der selbständigen Initiative seiner Bürger geprägt war und welche Bedeutung diese erlangt hat. Mit diesem Aspekt gesellschaftlichen Lebens während der NS-Zeit hat sich insbesondere Gellately befasst, indem er Ausmaß und Konsequenzen von Denunziationen und Forderungen, die aus Kreisen der Bevölkerung an staatliche Organisationen und Führungspersonen geleitet wurden, näher betrachtete. Gellately unterscheidet hierbei drei verschiedene Kontexte, in deren Rahmen Denunziationen vorkamen:

Teilen in das besetzte Polen verlegt (vgl. ebd., S. 414ff.) und so geschickt getarnt wurden, dass sie „bis heute so gut wie unbekannt geblieben“ (ebd., S. 416) sind.

1. Anzeigen aufgrund angeblicher Verstöße gegen die „Nürnberger“ und darauf folgende antisemitische Gesetze (vgl. Gellately, R. (2004), S. 189ff.);
2. Anzeigen aufgrund angeblicher Verstöße gegen die Verordnungen zum Umgang mit den „Fremdarbeitern“ nach Beginn des Zweiten Weltkrieges (vgl. ebd., S. 223ff.);
3. Anzeigen aufgrund angeblicher Verstöße gegen die Kriegsgesetze („Heimtückeverordnung“ und besonders das Abhören von „Feindsendern“; vgl. ebd., S. 256ff.). In diesem Bereich verschärfte sich die Denunziationswut der Deutschen noch gegen Ende des Krieges und griff immer unkontrollierter um sich (vgl. ebd., S. 314ff.). Zunehmend wurden Anzeigen gemacht, die auf falschen Angaben beruhten, um so wenigstens im Kleinen den als legitim empfundenen Bedürfnissen nach Verbesserung der eigenen Lage nachzukommen, während Enttäuschung und Wut über den Kriegsverlauf und die damit verbundenen subjektiven Beeinträchtigungen stetig wuchsen. Auch die von NS-Organisationen immer wieder klar gemachte Gefahr einer Todesstrafe für den Denunzierten war hierbei kein Hindernis mehr. Alle sozialen Bereiche und Schichten bis hin zur „Wehrmacht“ wurden von dieser Denunziationswut erfasst. All diese Fälle stellen zusammengekommen ein eindruckliches Beispiel der bereits erwähnten „moralischen Verrohung“ während der NS-Zeit dar.

Gellately kann in seinen diesbezüglichen Publikationen eindrucksvoll nachweisen, dass Denunziationen in ungeheurem Ausmaße stattfanden und quasi eine „natürliche“, zumindest aber alltägliche Form der Kommunikation zwischen „Volksgemeinschaft“ und Regime darstellten. Bezüglich der ersten Kategorie sei hinzugefügt, dass nicht nur aufgrund unterstellter Verhaltensverstöße gegen die genannten NS-Normen Denunziationen aus der Bevölkerung erfolgten, sondern auch auf das, am 14. Juli 1933 erlassene, „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ bezugnehmend (vgl. Fuchs, P.; Rotzoll, M.; Müller, U.; Richter, P.; Hohendorf, G. (2007), S. 159). Letzteres offenbart, neben der frühzeitigen Denunziationsbereitschaft (Juli 1933) in der „Volksgemeinschaft“, vor allem eine deutliche Akzeptanz der biologistischen Maximen der NS-Ideologie oder wenigstens ihrer propagandistischen Proklamationen sowie der Bereitschaft, diesen entgegenzuarbeiten. Denn, im Gegensatz zur Meldung angeblicher Verhaltensverstöße „deutschblütiger“ oder „fremdvölkischer“ Personen, bot eine Anzeige wegen des Verdachts einer Erbkrankheit beim zuständigen Gesundheitsamt, welche auch durch Nachbarn, Verwandte etc. erfolgen konnte (vgl. ebd.), wenig Potential, persönliche Streitigkeiten zu regeln oder sich selbst zu bereichern.

Die verschiedenen Bereiche zusammengekommen, ergaben unterschiedliche Studien insgesamt einen Anteil von 60 (vgl. Gellately, R. (2004), S. 191) bis zu 92% (vgl. ebd., S. 264) der Anzeigen aus der Bevölkerung, welche eine Aktivität der „Gestapo“ zur Folge hatten. „Ohne diese Zuarbeit wäre die Gestapo sicherlich gehemmt worden“ (ebd., S. 191, vgl. in diesem Sinne auch Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 988 sowie dies. (1995), S. 9ff.).³⁵¹ Von besonderem Interesse sind hierbei die Motive, die hinter diesen Anzeigen standen. Gellately fasst diese zusammen:

„Ob nun hinter den Taten einiger Denunzianten gelegentlich affektive Motive oder im Nationalsozialismus erwünschte staatsbürgerliche >Tugenden< gestanden haben oder nicht, viel umfangreicher sind die Beweise für offen und offenkundig selbstsüchtige und instrumentelle Motive. Man kann sogar den sicheren Schluß ziehen, daß entgegen den neu proklamierten sozialen Idealen einer solidarischen >Volksgemeinschaft< Denunziationen in erheblichem Umfang von Eigennutz getragen waren. (...) Denunzianten gaben Hinweise, um Feinde, Nebenbuhler oder Konkurrenten loszuwerden und andere durch die Gestapo beseitigen zu lassen“ (Gellately, R. (2004), S. 268).

Gellately führt hierfür vielfältige Beispiele an, die belegen, wie sich Menschen bis hinein in engste familiäre Kreise gegenseitig bei der Gestapo oder anderen NS-Organisationen beschuldigten. Damit ergab sich für die Denunziationspraxis eine doppelte sozialisationstheoretische Relevanz. Neben dem Potential, sich auf unterster Ebene nicht nur mental (vgl. These 2 zur Verführung), sondern auch praktisch als aktiver Gestalter der NS-Herrschaft wahrzunehmen, suggerierten solche erlebten oder tradierten Exempel von Anzeigen innerhalb des sozialen Nahraums der Betroffenen den Eindruck eines bestehenden Überwachungsstaates (vgl. zu Denunziationen in der Familie auch These 6).

Ausschlaggebend für eine Denunziation war allerdings meist gerade nicht die politische oder ideologische Überzeugung des Anzeigenden, sondern schlicht ein angestrebter Eigennutz oder ein persönliches Bedürfnis. So wurden immer wieder Mitbürger, Juden, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene beschuldigt, um „alle möglichen Mißhelligkeiten bis hin zu Familienstreitigkeiten zu regeln“ (ebd., S. 223) oder einfach „aus >einer gewissen Gehässigkeit<“ (ebd., S. 231) heraus.³⁵²

³⁵¹ Gellately hat an anderer Stelle sogar von einer „>sich selbst überwachenden Gesellschaft<“ (zitiert nach Wachsmann, N. (2006), S. 428) gesprochen. Diesbezüglich teile ich Nikolaus Wachsmanns einschränkenden Einwand, der erneut auf die dialektische Struktur des Verhältnisses zwischen Bevölkerung und NS-Regime verweist: „Dieses Urteil verkennt... die aktive Rolle, die der Staatsapparat beim NS-Terror spielte. Die Polizei beispielsweise ergriff oft selbst die Initiative, indem sie Personen überwachte, Verstecke durchsuchte, Verdächtige festnahm und Geständnisse aus ihnen herausprügelte“ (ebd.).

³⁵² Stephanie Abke kommt in ihrer Studie zum Denunziationsverhalten während der NS-Zeit und im Nachkriegsdeutschland zu dem differenzierenden Ergebnis, die Denunziation habe für viele Denunzianten einen wahrgenommenen „last exit“ (dies. (2003), S. 399) bedeutet: „Mit den meisten Denunziationen (wurde) auf persönliche Unstimmigkeiten und Ärger reagiert..., und dieser Weg (wurde) vielfach erst dann eingeschlagen..., wenn alternative Versuche der Konfliktlösung und der

Bis in die intimsten Privatbereiche hinein wurde denunziert, nicht selten obgleich die Konsequenzen für die angezeigte Person durchaus bekannt und den Denunzianten bewusst waren. Hierbei waren Eigeninteressen der Beschuldiger das entscheidende Motiv. So etwa bei der Saarbrücker Arbeiterfrau, die ihren Ehemann, einen vormaligen Kommunisten, bei der „Gestapo“ anzeigte, er habe „Feindsender“ abgehört (vgl. Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 993). Ihr Antrieb war der Wille, Platz für ihren Liebhaber zu schaffen. Ihrem Sohn sagte sie:

„Dann kommt unser Papa weg und du bekommst einen viel besseren Papa“ (zitiert nach ebd.).

All dies verdeutlicht eindrücklich eine besondere soziale Beschaffenheit der deutschen Gesellschaft unter der NS-Herrschaft:

„Daß ein Terrorsystem nicht einfach nur gefürchtet und gemieden, sondern auch ausgenutzt und manipuliert wird, gehörte wesentlich zur Lebenswelt der Denunzianten und V-Leute in der Hitlerdiktatur dazu“ (ebd., S. 195, vgl. hierzu auch Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 994 sowie Abke, S. (2003), S. 400f.).

Gellately schätzt das Verhältnis von Anzeigen mit „affektiven“ Motiven, also bedingt durch „>systemtreue< oder nationalsozialistische >Überzeugungen<“, zu Anzeigen mit „instrumentellen“ Motiven auf ca. 25 zu 75%, wobei sich allerdings häufig auch Vermischungen der Motivlage ergaben (vgl. Gellately, R. (2004), S. 267 sowie ausführlicher ders. (1993b), S. 151ff.). In diesem Sinne kann man eine Klassifikation der Denunziationen als „die kleine Macht der ‚Volksgenossen‘“ (Diewald-Kerkmann, G. (1995)) als treffend ansehen.

Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist es zudem interessant, dass sich, wenngleich freilich nicht trennscharf, scheinbar geschlechterspezifische Denunziationsräume bestimmen lassen:

„Etliche Ehefrauen brachten ihre Männer durch Denunziation ins KZ und manche von ihnen dadurch ums Leben. Politischer Fanatismus bildete dabei eine wichtige, jedoch längst nicht die alleinige Ursache. Vielmehr akkumulierten hier in aller Regel differierende Weltansichten, Emanzipationswünsche und Rachegelüste für patriarchalische Lebensformen. War Denunziation in Betrieb und Wirtshaus eine dominant männliche Angelegenheit, so war sie im Bereich der Familie mit wenigen Ausnahmen eine weibliche Domäne“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 993, vgl. zur Denunziation durch weibliche „Volksgenossen“ exemplarisch weiterführend Schubert, H. (1990) sowie Maršolek, I. (1993)).

Letztere Bemerkung zielt gerade nicht auf eine Verstärkung des Arguments männlicher Apologetik, bei den Denunzianten habe es sich überwiegend um Frauen gehan-

sozialen Disziplinierung fehlgeschlagen waren“ (ebd.). Zudem verweist sie darauf, dass Denunziationen meist nicht auf einem Motiv allein, sondern auf einem „regelrechten Motivbündel“ (ebd.) basierten. Bei deren Analyse gelte es, sowohl die Dispositionen des Denunzianten, als auch die besonderen Umweltbedingungen, in denen ein solches Verhalten generiert wurde, zu berücksichtigen (vgl. ebd., S. 400f.).

delt. Vielmehr geht es um eine differenzierte Darstellung der komplexen Realität des damaligen Denunziationsverhaltens. Die obigen Ausführungen verdeutlichen, dass die gängige Praxis, „das NS-Herrschaftssystem als öffentlichen Männer-Terror zu interpretieren,... entschieden zu kurz (greift)“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1993), S. 993). Die auch geschlechterspezifisch (vgl. These 6 zu den Gruppen der Frauen und der Jugendlichen) nicht als schwarz-weiß, sondern treffender als überwiegend grau zu bezeichnende Beteiligung der deutschen Bevölkerung an der NS-Herrschaft ist auch diesbezüglich deutlich komplexer, als es mitunter kolportiert wird.

Welche Bedeutung hatten aber diese Denunziationen für den Erhalt des nationalsozialistischen Herrschaftssystems?

Diese Frage lässt sich nur widersprüchlich beantworten. Zum einen war die „Gestapo“ auf die Unterstützung der Bevölkerung angewiesen und ging diesen Anzeigen meist ohne Rücksicht auf dahinter stehende Motive des Denunzianten nach (vgl. Gellately, R. (2004), S. 192ff.). Einfache Bürger nahmen somit ganz bewusst und gezielt Einfluss auf Elemente des NS-Herrschaftsapparates. Es ist allerdings wichtig zu bemerken, dass solche Anzeigen das bestehende System letztlich immer stützten, da sie ja – aus welchen Beweggründen auch immer – dessen vorgesehene Funktionen erfüllten. Das stetige Ansteigen von Denunziationen beinhaltete auch einen deutlichen sozialen Konsens bezüglich der Akzeptanz des NS-Staates (vgl. hierzu ausführlich Stöver, B. (1993), S. 327ff.). Und auch diese unzähligen Anzeigen verstärkten den Eindruck einer allgegenwärtigen „Gestapo“, die jedes falsche Wort erfahren und sofort bestrafen würde. Dieses vorherrschende Gefühl einer „allwissenden Gestapo“ brachte wiederum Schwierigkeiten für jene mit sich, die Juden und anderen Unterdrückten Unterstützung zukommen lassen wollten (vgl. Gellately, R. (2004), S. 205).³⁵³ Diese systemstützende Funktion der Denunziationen geriet dort ins Wanken, wo die Polizei immer mehr „haltlose Anzeigen bekam, auf falsche Fährten gesetzt wurde oder unter

³⁵³ Die „Gestapo“ war unbedingt auf derartige „Unterstützung“ aus der Bevölkerung angewiesen, schon aus dem einfachen Grunde, dass ihr für den noch heute oftmals postulierten „totalen Überwachungsstaat“ schlicht das Personal fehlte (vgl. Gellately, R. (1993b), S. 61ff., Kershaw, I. (2001), S. 116f. sowie allgemeiner auch Aly, G. (2005), S. 27). Im Vergleich zum späteren DDR-Staat, dessen Überwachungsbehörde, das „Ministerium für Staatssicherheit“ (MfS, im Volksmund „Stasi“), allein über 91.000 hauptamtliche Mitarbeiter und 174.200 so genannte inoffizielle Mitarbeiter beschäftigte, betrug die Überwachungsichte (Anzahl der Spitzel pro Einwohner) im nationalsozialistischen Deutschland nur etwa ein Siebtel (Zahlen nach Schroeder, K. (1998), S. 441f.). Die Aufgaben und Vorgehensweisen beider Institutionen, der „Gestapo“ und des „MfS“, glichen sich allerdings in weiten Teilen (ebd., S. 445). Die „Gestapo“ bedurfte zudem und insbesondere zur verschärften Kontrolle der Kriegsgesellschaft auch der Unterstützung durch andere staatliche Institutionen, wie der Ordnungs- und Kriminalpolizei, dem „SD“, der „DAF“, der „NSDAP“, kommunalen Behörden, der „Wehrmacht“ oder der „Geheimen Feldpolizei“. Außerdem arbeiteten die Bahn, die Post, die Finanzverwaltungen, die Einwohnermelde-, Gesundheits- und Arbeitsämter sowie die Industriebetriebe der „Gestapo“ mit vielfältigen Diensten zu, ohne die sie ihren Verfolgungsterror nicht hätte entfalten können (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 31).

zu vielen Anzeigen erstickte“ (ebd., S. 194). Falsche Anzeigen wurden schon 1934 derart häufig gemeldet, dass sie sich zu einer regelrechten „Landplage“ auswuchsen und schon hier erste Kritik aus den Reihen führender NS-Vertreter am „>Denunziantentum<“ laut wurde (vgl. ebd., S. 197). Als die „Gestapo“ während des Krieges mit immer mehr falschen Beschuldigungen überhäuft wurde, wurde die einstige wichtige Informationsquelle des NS-Systems zu einem echten Problem und „die Führer Deutschlands (bis hin zu Hitler selbst) wurden nicht müde, ihre Bestürzung über diese Denunziationswut zu äußern, die dem oft beschworenen Ideal der >Volksgemeinschaft< hohnsprach“ (ebd., S. 279).

Neben den gerade geschilderten, indirekten Einflussnahmen auf das NS-System durch Anzeigen, die eigentlich auf die Befriedigung individueller Bedürfnisse abzielten, gab es allerdings auch ganz direkte Versuche, das NS-Regime nach eigenem Gusto zu dirigieren. Diese bezeichnet auch Gellately als „Manipulation des Systems von unten“, also aus der Bevölkerung heraus (vgl. ebd., S. 276ff.).

Man „arrangierte sich“ mit „Überwachung und Terrorsystem“, die Menschen begannen dessen „Eingriffe in ihr Alltagsleben zu erwarten“ und „rechneten damit, die Behörden >von unten< zu einem Verhalten in ihrem Sinne... manipulieren zu können, wenn sie Informationen lieferten oder sich auf bestimmte, nicht einmal explizit erwähnte offizielle Werte beriefen. Viele Deutsche begannen, die Eingriffe des Systems in ihr Leben als >normal< zu akzeptieren und zu verlangen, daß sie zu ihren Gunsten ausschlugen“ (ebd., S. 276). Die Menschen schrieben hierzu tausende von Briefen an nahezu jede staatliche oder NSDAP-Institution, was dort zu gehörigen Arbeitsproblemen führte. Wie auch „in anderen Diktaturen des 20. Jahrhunderts“, entwickelte sich „das Briefschreiben an >die Behörden<... zu einer beliebten Form staatsbürgerlicher Betätigung im nationalsozialistischen Deutschland“ (ebd., S. 277). Bereits ab 1933 wurde Hitler „mit Briefen bombardiert“, welche die Bürger nutzten, um „ihre Loyalität zu beweisen, Wünsche zu äußern oder einen Gefallen zu erbitten. (...) Die Menschen schrieben auch an viele andere NS-Größen, beispielsweise an Himmler und Goebbels. Im Mai 1933 berichtete die Presse, daß allein Hermann Göring täglich rund 2000 Beschwerde- und Bettelbriefe erhalte“ (ebd.). Insgesamt lässt sich bezüglich der hier geschilderten Strukturen das Fazit ziehen, dass „die Bürger die neuen Chancen nutzten. Sie waren nicht rein passiv, abhängig oder machtlos“ (ebd.).

3.3.5. Leben im „Dritten Reich“ I: Sowohl das alltägliche Leben als auch der Verlauf nahezu jeder politischen Maßnahme – wenn sie lang genug bestand – lässt sich während der NS-Zeit in drei Entwicklungsschritte einteilen, welche jeweils eine spezifische Sozialisationsrelevanz erlangten.

Die hier angedeuteten Etappen einer inneren Entwicklung des „Dritten Reiches“ hat besonders Norbert Frei benannt und inhaltlich beschrieben (vgl. ders. (2001), S. 43ff.).

Er unterscheidet:

1. Eine Phase der Formierung (vgl. ebd., S. 43ff.), beginnend mit der Übernahme erster staatlicher Kompetenzen bei der Regierungsübernahme am 30.3.1933, bis hin zur versuchten Erreichung einer totalen Kontrolle über Politik und Gesellschaft in Deutschland. Diese Phase datiert er zwischen 1933 und 1934.
2. Eine Phase der Konsolidierung (vgl. ebd., S. 96ff.), in der es durch die neu gewonnene politische Machtfülle gelang, die Elemente eines staatlichen Herrschaftssystems (Kontrolle der Gesellschaft durch Führung und Verführung (vgl. These 2)), wie Hitler und die Führung der NSDAP es sich vorstellten, weitgehend zu etablieren, und in welcher gleichzeitig versucht wurde, die Bevölkerung von der unbedingten Notwendigkeit einer Umsetzung der Ziele der „völkischen Weltanschauung“ zu überzeugen, die allerdings von der NS-Propaganda nicht klar benannt und kaum in ihrer letzten Konsequenz offenbart wurden (vgl. These 1). Diese zweite Phase datiert Frei zwischen 1935 und 1938.
3. Eine letzte Phase der Radikalisierung (vgl. ebd., S. 148ff.) beginnt mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und endet mit dem Untergang des „Dritten Reiches“. Je weiter der Krieg voranschritt, desto radikalere Methoden meinte die Führung des NS-Regimes zu benötigen, um die politische Kontrolle im Land zu behalten und die immer barbarischer sich gestaltende Umsetzung ihrer ideologischen Ziele durchsetzen zu können. Diese Phase ist datiert von 1938 bis zum Ende des Krieges im Mai 1945.

Während die obige Zuordnung ihren Fokus vor allem auf die Politik der nationalsozialistischen Regierung³⁵⁴ richtet, ließe sich korrespondierend dazu auch eine Einteilung

³⁵⁴ Broszat gliedert die Phasen der NS-Politik durch die unterschiedliche Bezeichnung der Zeit vor 1937/38 als „autoritär“ und der nachfolgenden als „totalitär“ (vgl. ders. (2000), S. 424). Eine Einteilung, die methodisch nur bedingt tragfähig erscheint (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 68). Richard J. Evans hat seine Gesamtdarstellung der NS-Zeit in drei Bände unterteilt, deren zeitliche Gliederung (Band 1: 1929-1933, Bd. 2: 1933-1939, Bd. 3: 1939-1945) zwar von der Einteilung Freis abweicht, sich inhaltlich aber durchaus dessen drei Phasen zuordnen ließe (vgl. ders. (2005), S. 9, sowie S. 31ff.), wenngleich er dabei letztlich andere Schwerpunkte setzt und zu anderen Interpretationen kommt.

der Zustimmung im deutschen Volk, zu Hitler und der NS-Diktatur vornehmen (vgl. Gellately, R. (2004), S. 355ff. sowie auch Dick, L. v. (1990)³⁵⁵, S. 29ff. und Kershaw, I. (2003), S. 67ff.³⁵⁶).

Letztere vollzieht nach, welche Resonanz die Aktivitäten des Regimes und deren Konsequenzen bei der Bevölkerung generierten. Damit ist sie notwendigerweise den oben skizzierten Phasen zeitlich nachgelagert und basiert mitunter auf hierzu gänzlich unterschiedlichen Zielvorstellungen. Kaum einmal ist dies so deutlich geworden wie zum Ende des Zweiten Weltkrieges, als Hitler das, von ihm als „unwert“ erkannte, deutsche Volk dem Untergang preisgeben wollte,³⁵⁷ während die Mehrheit der Bevölkerung in den von Bombenangriffen und anderen Kriegshandlungen betroffenen Städten ums nackte Überleben kämpften. Dennoch lassen sich beide Entwicklungen gleichsam durchaus zutreffend als „Radikalisierung“ bezeichnen.

Robert Gellately hat die NS-Zeit mit Fokus auf die Mentalität der deutschen Gesellschaft folgendermaßen untergliedert:

1. Eine Phase ab 1933 bis 1938/39, die eine breite Zustimmung zur Person Hitlers und der Politik der NS-Regierung erkennen ließ, vornehmlich da viele Deutsche sich nach der langen Krise eine Rückkehr zur „Normalität“, zu Arbeit, Lohn, persönlicher Sicherheit und nationalem Aufschwung aufs Sehnlichste erhofften. Der anscheinend rasante wirtschaftliche Aufschwung (vgl. Wendt, B.J. (2000), S. 52ff.)

³⁵⁵ Lutz van Dick unterscheidet diesbezüglich vier Phasen: „Gleichschaltung (1933-1934) – Gewöhnung (1935-1938) – Größenwahnsinn (1939-1942) – Gebrochenheit (1942-1945)“ (ders. (1990), S. 29). Seine Einteilung halte ich für die knappste mögliche Differenzierung der Reaktionen der deutschen Bevölkerung auf die NS-Politik und deren spürbare Folgen. Während das nationalsozialistische Regime auf seinen drohenden Untergang mit einer weiteren Zunahme der politischen Radikalisierung reagierte, müssen diesbezüglich für die Seite der Bevölkerung zwei Phasen unterschieden werden. Diejenige, zu Beginn des Krieges, als die anfängliche Kriegsangst angesichts der augenscheinlichen Erfolge der „Wehrmacht“ zeitweise von nationalistischer Euphorie verdrängt wurde, sowie eine, darauf folgende, in welcher der, aus deutscher Sicht zunehmend verlustreiche, Verlauf des Krieges bei der Mehrheit der Bevölkerung zu Distanzwahrnehmungen zwischen den eigenen Bedürfnissen und den Forderungen des NS-Regimes führte.

³⁵⁶ Kershaw teilt die Entwicklung des Hitlermythos in Deutschland zwar lediglich in zwei unterschiedliche Phasen ein – dessen Aufbau (ebd., S. 24ff.) und Verfall (ebd., S. 183ff.) –, seine diesbezüglichen Ausführungen zeigen allerdings Zwischenstufen: 1. Einer Etablierung des „Führers“ als vorgegeblicher Ordner der Nation (ebd., S. 67ff.); 2. Einer ungeheuren Popularität nach den „Blitzsiegen“ bis 1941 (ebd., S. 151ff.); 3. Den erst langsamen und dann rapiden Verfall des Vertrauens in Hitler und schließlich die gänzliche Ablehnung seiner Person (ebd., S. 207ff.). Diese etwas feinere Untergliederung lässt sich dann durchaus als Reaktion der Bevölkerung auf die persönliche Betroffenheit durch die NS-Politik und deren Folgen (allem voran das Erleben der Kriegsrealität), entsprechend der drei Phasen, Formierung, Konsolidierung und Radikalisierung, begreifen.

³⁵⁷ Albert Speer berichtet über ein privates Gespräch vom 19. März 1945, in dem Hitler geäußert haben soll: „Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitiven Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das Schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschließlich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrig bleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind schon gefallen!“ (Speer, A. (1969), S. 446).

und die Rückkehr Deutschlands aufs internationale Parkett führte zu einer großen Euphorie, die es erleichterte, die terroristischen Elemente des Regimes beiseite zu schieben und Maßnahmen wie der Verhaftung politischer Gegner als „Ordnung schaffen“ zuzustimmen (vgl. Stöver, B. (1993), S. 115ff.) sowie den Proklamationen einer idealisierenden Propaganda bereitwillig Glauben zu schenken.

2. Eine zweite Phase, beginnend mit dem Ausbruch des Krieges und bis 1944 andauernd. Obschon die Deutschen, im Gegensatz zu 1914, 1938 keineswegs kriegsbegeistert waren³⁵⁸, so sicherte dessen Beginn der NS-Regierung dennoch eine gesteigerte Loyalität innerhalb der Bevölkerung, da auch für jene, die ansonsten gegenüber dem Nationalsozialismus kritisch eingestellt gewesen waren, nunmehr der Patriotismus als entscheidende Maxime zur Beurteilung der politischen Lage wurde. Obgleich viele Deutsche im Zuge der Radikalisierung der NS-Herrschaft erstmals deutlich deren gewaltsame Elemente selbst erlebten, sei es durch die zunehmend alltägliche Präsenz von Ausbeutung und Misshandlung so genannter „Fremdvölkischer“ oder die negativen Seiten des Krieges, etwa bei Lebensmittelknappheit, so erregte Ersteres doch kaum Widerspruch, und Letzteres wurde murrend hingenommen, wiewohl ja die Führung des Regimes peinlichst darauf achtete, die hieraus resultierenden Belastungen nicht zu hoch werden zu lassen. Für die breite Bevölkerung lässt sich konstatieren: Bis 1944 gab es zu vielen Maßnahmen der Regierung deutliche Zustimmung. Die eigene Lebensqualität wurde aber als zu sehr belastet empfunden und es regte sich Kritik, allerdings beschränkt auf einzelne Bereiche des Alltags im „Dritten Reich“. Oftmals vermischte sich Akzeptanz und Widerspruch. Eine Ablehnung des gesamten NS-Staates ergab sich aus diesem nur äußerst selten. Über das Schicksal der so genannten „Gemeinschaftsfremden“ (Juden, Sinti und Roma, „Asoziale“ etc.) wurde vor allem geschwiegen.
3. Die letzte Phase des Verhältnisses von Deutschen zur politischen Führung während der NS-Zeit beginnt schließlich mit der Invasion der alliierten Truppen 1944 und endet wiederum mit dem Untergang des „Dritten Reiches“ im Mai 1945. In dieser Zeit erfahren viele Bürger die sich unkontrolliert steigende Radikalisierung der Regierung auf zweierlei Art: Durch die stark zunehmenden Repressalien eines sich im Totenkampf noch einmal aufbäumenden Regimes, die vermehrt auch die

³⁵⁸ Die negative Haltung zum Krieg entsprang bei den meisten Deutschen keinem ideellen Pazifismus, vielmehr war die Mehrheit der Bevölkerung besorgt, da sie Deutschland nicht für bereit hielt, eine militärische Auseinandersetzung insbesondere gegen ein Bündnis aus Westmächten und der UdSSR zu überstehen (vgl. Stöver, B. (1993), S. 419). Man bangte um das erreichte „Maß an Lebenssicherheit“ (ebd.). Prinzipiell wurde der Krieg jedoch von vielen als „gerecht“ angesehen (ebd.).

„Volksgemeinschaft“ erfassten (vgl. S. 130ff.) und durch die direkte Konsequenz der nationalsozialistischen Politik, dem Krieg, der nun auch die deutsche Bevölkerung traf. „Als die Heimatfront mit der eigentlichen Front zusammenfiel... (erlebte) praktisch jeder Ort und jedes Dorf... seine eigene Apokalypse“ (Gellately, R. (2004), S. 365). Anders als im Ersten Weltkrieg verloren zwischen 1939 und 1945 die Begriffe Front und Heimat zusehends ihren Differenzcharakter (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 2). Hiervon besonders betroffen waren Frauen und Kinder, für die der Einbruch des Krieges in ihre unmittelbare Lebenswelt nach dem zeitweisen oder vollständigen Verlust des Vaters vielfach die endgültige Zerstörung der Schutzphase des Kindheitsmoratoriums bedeutete (vgl. Zinnecker, J. (2008a)), sowie „Zwangsarbeiter“, Kriegsgefangene und „KZ-Häftlinge“. Beide Entwicklungen führten aber nicht dazu, dass etwa die Bevölkerung sich in Scharen von der NS-Führung abgewandt hätte. Durch Angst vor den heranrückenden Russen und einer zwar meist verdrängten, aber dennoch emotional wirksamen Besorgnis über die eigene Verstrickung in die nationalsozialistischen Verbrechen, teilweise auch über eine erwartete Rache der Juden³⁵⁹ und vereinzelt (gerade bei Jugendlichen) durch einen unbeirrbaren Fanatismus motiviert, versuchte man häufig bis zuletzt an den „Endsieg“ zu glauben. Wo diese Hoffnung nicht mehr trug, zog man sich ins Private zurück und widmete sich dem Überleben der eigenen Familie und der Rettung des Eigentums. Fatalismus und Apathie breiteten sich aus, in den letzten Wochen vor Kriegsende auch Wut auf die eigene Regierung. Ein offener Widerstand organisierte sich innerhalb der Bevölkerung allerdings kaum einmal, man entzog höchstens einem „Führer“, der selbst mehr und mehr aus der Öffentlichkeit verschwand, und seinen Vasallen die Zustimmung. Ein exemplarisches Beispiel hierfür berichtet Kershaw aus dem Alpenstädtchen Markt Schellenberg vom 11. März 1945:

„Als der Führer der Wehrmachtseinheit am Schluß seiner zu der Feier gehaltenen Rede ein >Sieg Heil< auf den Führer ausbrachte, wurde es weder von der angetretenen Wehrmacht, dem Volkssturm, noch von der als Zuschauer erschienenen Zivilbevölkerung erwidert. Dieses Schweigen der Masse wirkte geradezu drückend und spiegelt wohl am besten die tatsächliche Einstellung des Volkes“ (Bericht des Regierungspräsidenten von Oberbayern vom 7. April 1945, zitiert nach Kershaw, I. (2003), S. 273).

³⁵⁹ Bezüglich einer Rache der Juden, vor allem aber der immer näher rückenden russischen Truppen, denen Gerüchte von ungeheuren Gräueltaten vorausliefen, war Angst die weit verbreitete emotionale Reaktion. Margarete Dörr zitiert dazu die unter zeitgenössischen Frauen oft gebrauchte Redewendung: „Genieße den Krieg, der Friede wird fürchterlich“ (dies. (1998b), S. 374). Die Angst vor dem, was die Alliierten im Falle ihres Sieges wohl mit den Deutschen machen würden, ließ viele „Volksgenossen“ bis zuletzt in Loyalität zum NS-Regime verharren (vgl. Kershaw, I. (1983), S. 364f.).

Dieses „Schweigen der Masse“ stellte das ablehnende Gegenstück zu früheren Inszenierungen einer dem „Führer“ euphorisch zujubelnden Masse dar, darüber hinausgehende negative Meinungsäußerungen waren, zumindest in der Öffentlichkeit, kaum anzutreffen – es muss allerdings auch beachtet werden, dass dies bis zum letzten Tag des Krieges lebensgefährlich hätte sein können (vgl. Gellately, R. (2004), S. 320ff.). Die tatsächliche Zustimmung zur Politik Hitlers und der NSDAP war schon lange vor dem Ende des Krieges bei null angelangt. Bedingt war dies durch die eigene verzweifelte Lage und bedeutete keine gleichzeitige selbstkritische Auseinandersetzung mit dem Unrechtsstaat der vorangegangenen 12 Jahre, geschweige denn mit der eigenen Partizipation daran. Der Krieg erzwang von den Deutschen eine reelle Beurteilung der Person Hitlers. So berichteten Beobachter aus Stuttgart und Ulm im Januar 1945, dass nun – recht verspätet, wie Kershaw zu Recht bemerkt – aus Hitlers *Mein Kampf* zitiert und der Schluss gezogen werde, dieser habe den Krieg immer gewollt und von Anfang an vorbereitet (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 270). Eine Reflektion der eigenen allgemeinen Anfälligkeit für einen derartigen „Führer-Mythos“ fand in der breiten Bevölkerung 1945 dagegen kaum statt und gestaltete sich viele Jahrzehnte lang, und mitunter auch heute noch, überaus schwierig (vgl. ebd., S. 322).

Insgesamt lassen sich die meisten Elemente der 12 Jahre des „Dritten Reiches“ in die anfänglich benannten Phasen: Formierung, Konsolidierung und Radikalisierung eingliedern. Auch wenn sich diese je nach konkreter Perspektive, etwa bezüglich der jeweiligen zeitlichen Markierungen, mitunter verschieben können.

Im Folgenden werden die erhöhten Sozialisationsbelastungen näher beschrieben, wie sie während der letzten Phase³⁶⁰ der NS-Herrschaft aus den Veränderungen der nationalsozialistischen Politik sowie der zunehmenden Einwirkungen des Kriegsverlaufes auf den Alltag der Heranwachsenden resultierten. Dies geschieht aus drei Gründen. Erstens belegen die Ausführungen zu diesem Themenkomplex besonders eindrücklich die Radikalisierung der NS-Politik während des Zweiten Weltkrieges und belegen damit exemplarisch die hier vertretene Strukturthese zur Sozialisation unter der NS-Herrschaft. Zweitens stellt die Kriegssituation die intensivsten Sozialisationserlebnisse der gesamten NS-Zeit parat und stellte gleichsam die Zieldimension aller NS-

³⁶⁰ Zu den Entwicklungen der NS-Politik während der beiden anderen Phasen vgl. Einführend Bracher, K.D.; Sauer W.; Schulz G. (1973), Bracher, K.D.; Funke, M.; Jacobsen, H.-A. (1993), Herbst, L. (1996), Broszat, M. (2000), Frei, N. (2001) sowie Bracher, K.D. (2003). Zur verhängnisvollen Selbstauflösung der anderen Parteien des Weimarer Systems, sowie der gewaltsamen Zerschlagung der politischen Aktivitäten von SPD und KPD vgl. noch immer instruktiv Matthias, E.; Morsey, R. (1984).

Erziehung dar (vgl. These 1). Drittens sind die vielfältigen, in diesem Kontext gemachten Erfahrungen für die betroffenen Zeitzeugen häufig von höchster biographischer Bedeutung, dessen ungeachtet jedoch von der bisherigen historischen Sozialisationsforschung nur in Ansätzen erforscht oder systematisierend erfasst worden.

3.3.5.1. Der Krieg als zentrale Sozialisationsinstanz der NS-Zeit

In die letzte Phase der NS-Herrschaft zwischen 1938/39 und 1945, welche sich durch eine zunehmende und auf sämtlichen Herrschaftsebenen erkennbaren Radikalisierung der Politik des nationalsozialistischen Regimes auszeichnete, wurde eine Entwicklung direkt und indirekt sozialisationswirksam, die sich in zweierlei Hinsicht als Krieg bezeichnen lässt. Zum einen ein Krieg nach innen, als welchen man die immer massiveren Kontrollmaßnahmen des Regimes deklarieren kann, welche zuletzt auch die Verstöße einfacher „Volksgenossen“ gegen die nationalsozialistischen Verhaltensnormen mit einer raschen Aburteilung zum Tode sanktionierten. Zum anderen die Effekte des Zweiten Weltkrieges, welchen das Regime als logische Konsequenz seiner Ideologie angestrebt (vgl. These 1) und folgerichtig durch sein politisches Agieren ausgelöst hatte.

Dieser Krieg nach innen, jene überbordende Gewaltausübung einer verendenden und dabei wild um sich schlagenden Diktatur, fand seinen bedrückenden Höhepunkt in den so genannten „Endphasenverbrechen“ (Wolfrum, E. (2006), S. 7)³⁶¹ der NS-Herrschaft. Der Terror wurde von der nationalsozialistischen Führung und ihren Schergen im ganzen Land sowie auch von fanatisierten oder Rechnungen begleitenden Parteifunktionären unterer und unterster Ränge in ihrem jeweiligen regiona-

³⁶¹ Die „Endphasenverbrechen“, die das NS-Regime während der letzten Kriegsmonate an „Volksgenossen“ und in erheblich größerem Umfang an den Personengruppen, welche bereits zuvor Opfer seiner Politik geworden waren (Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter (vgl. Herbert, U. (1985), insbesondere S. 327ff. sowie Heusler, A. (2006)), politische Gegner und vor allem der „Rassefeind“ die Juden, hierbei jene, die als kleiner Rest der ehemaligen jüdischen Bevölkerung Deutschlands noch hier lebten, sowie die, welche die nationalsozialistischen Schergen auf „Todesmärsche“ aus den „Konzentrationslagern“ schickten und dabei tausendfach planmäßig ermordeten), verübte, sind bisher von der historischen Forschung zur NS-Zeit nur wenig beachtet worden (vgl. Keller, S. (2006), S. 25). Dies ändert sich gegenwärtig sukzessive (vgl. die Beiträge im Sammelband, den Edgar Wolfrum herausgegeben hat (vgl. ders. (2006)), dort findet sich überdies eine Vielzahl weiterführender Literaturhinweise). Für das Alltagsleben im „Dritten Reich“ war diese Radikalisierung der Umgangsformen, die das Regime gegenüber der Bevölkerung an den Tag legte, allerdings von hoher, häufig unmittelbar sozialisationsrelevanter Bedeutung. Schließlich wurden viele „Volksgenossen“ in diesem Kontext erstmalig von staatlichen Repressionen betroffen, waren ihnen in wesentlich verschärftem Maße ausgesetzt, oder kamen gar gewaltsam zu Tode. Unsicherheit wurde nun auch für die „Volksgemeinschaft“ ein grundlegendes Element ihres Alltags. In diesem Sinne bilden die „Endphasenverbrechen“ „in der Typologie der NS-Gewaltverbrechen... mittlerweile eine etablierte Tatkatgorie“, wenngleich „solche Typologisierungsvorschläge weder vollständige Konsistenz noch absolute Trennschärfe beanspruchen (können)“ (Keller, S. (2006), S. 28).

len Zuständigkeitsgebiet, mit zunehmender Gewalt und Skrupellosigkeit „nach innen getragen“ (ebd.). Die oberste Parteiführung, die erst alles daran setzte, den Krieg zu gewinnen und dabei in zunehmendem paranoidem Wahn auch leichte Abweichungen der „Volksgenossen“ als Störfaktor ansah, den es „auszumerzen“ gelte, trachtete am Ende danach, dem einrückenden Feind und der geschlagenen „Volksgemeinschaft“ keine Lebensgrundlage auf deutschem Boden zu hinterlassen. Demgegenüber war das Verhalten der unteren Parteifunktionäre in einigen Fällen ebenfalls durch fanatischen Durchhaltewillen motiviert, welchem zuletzt jede realistische Reflexionsfähigkeit abhanden gekommen war. Nicht selten geschah dies durch die plötzlich vermehrt aufkommenden Möglichkeiten eigener Machtausübung im NS-System, welche die bis dato existierenden Partizipationsmöglichkeiten in nicht wenigen Fällen weit überschritten. Zudem war ein persönliches Mitwirken an den repressiven Agitationen des Regimes nicht selten auch durch ein narzisstisches Bedürfnis motiviert, angesichts der eigenen Niederlage dafür zu sorgen, dass dem ehemaligen oder aktuellen, tatsächlichen oder wahrgenommenen, politischen oder persönlichen Gegner keinesfalls die Zukunft gehören solle.

Schließlich wurde die zunehmende, immer häufiger zur Panik übersteigerte (vgl. Arendes, C. (2006), S. 150), Angst, die Opfer der eigenen Gewalt könnten, erst einmal aus der nationalsozialistischen Repression befreit, grausam Rache nehmen wollen (vgl. Wolfrum, E. (2006), S. 7f., Keller, S. (2006), S. 33f. sowie Kohlhaas, E. (2006), S. 62f., 72), zum Auslöser einer erstmaligen oder erneuten Beteiligung an entsprechenden Übergriffen. Während das Regime an der Spitze, neben massivem Propagandaeinsatz, mit ansteigender Maßlosigkeit gegen jede wahrgenommene Form von Kriegsmüdigkeit in der Bevölkerung gewaltsam vorging (vgl. Kohlhaas, E. (2006), S. 51ff.), taten dies Vertreter der verschiedenen Partei-, Militär-, Justiz- und anderer Staatsorgane im Rahmen der ihnen hierzu zugewiesenen Aufgaben, aber in zahlreichen Fällen auch in selbstherrlicher oder fanatischer Überschreitung ihrer Kompetenzbereiche, auf unterschiedliche, aber immer häufiger ebenso von zunehmendem Gewalteinsatz geprägte Weise (vgl. Wachsmann, N. (2006), S. 357ff.). In diesem Kontext wurde eine sozialisationstheoretisch nicht unwichtige Eigenart der letzten Phase der NS-Herrschaft deutlich: Einerseits wurde es jetzt zunehmend wahrscheinlich zum Opfer gewaltsamer Repressionen zu werden, deren „Terror (sich) keineswegs nur abseits von der Erfahrungswelt des gewöhnlichen Deutschen abspielte, sondern... vor ihren Augen alltäglich vor sich ging“ (Mommsen, H. (2000), S. 8). Andererseits wurden in diesem allgemeinen Klima der Gewalt auch immer mehr „Volksgenossen“ selbst zu Handlangern des NS-Terrors, zu aktiven Tätern. Hierbei kam es immer wieder auch

zu Fällen von eindeutiger Selbstjustiz, welche sich subjektiv auf Rechtsgrundlagen und Kriegsnotwendigkeiten berief, objektiv jedoch nur mittels „wachsender ideologischer Torschlusspanik“ (Lofti, G. (2000), S. 269) legitimiert war, welche zunehmend eine übergreifende Motivation, sowohl der Regimeführung, als auch vieler regionaler Funktionäre, Soldaten und Zivilisten ausmachte. Eine lückenlose Befehlskette war, in den Unruhen der letzten Kriegswochen, nur mehr bedingt vorhanden. Direkte Befehlsverweigerung hingegen konnte, mehr als je zuvor, lebensgefährlich sein, wobei schon kleinere Verstöße rigide geahndet werden konnten:

„Wie wenig den um ihre Stellung bangenden 'Führernaturen' ein Menschenleben galt, mußte ich in den letzten Apriltagen 1945 noch an einem erschütternden Beispiel aus meiner nächsten Umgebung erfahren: Vier Kameraden, die – von ihrer RAD-Abteilung kommend – sich um ca. 36 Stunden verspätet hatten, wurden von den Schnellkommandos der SS vor der versammelten Einheit erschossen, ohne vorher eine ordentliche Möglichkeit zur Rechtfertigung gehabt zu haben! Ein Ereignis, das mir mit seinen grausamen Einzelheiten unauslöschlich im Gedächtnis geblieben ist.“ (Aus einem Besinnungsaufsatz eines Abiturienten von 1947, zitiert nach Markert, M. (1994), S. 87). Aus Sicht der Sozialisationsforschung ist es bedrückend, aber auch bedeutsam, darauf hinzuweisen, dass gerade auch Heranwachsende von diesem Klima massiv angewandter Durchhaltengewalt angesteckt und zu eigenem entsprechendem Handeln animiert werden konnten:

„Selbst – oder gerade – 15- und 16-jährige Jugendliche (begingen) bereitwillig einen Mord..., (beteiligten) sich aus Neugier an der Jagd auf KZ-Häftlinge... und (setzten) den >Fangschuss<... oder (prügelten) auf einen offensichtlich todgeweihten, ohnehin schon übel misshandelten Fremdarbeiter ein“ (Keller, S. (2006), S. 34).

Es waren letztlich keineswegs alle Gewalttaten dieser Tage auf Anweisungen aus übergeordneten Rängen der Regimehierarchie zurückzuführen. Ganz im Sinne der ideologisch, sowie zu guten Teilen narzisstisch, motivierten Maxime, dem „Führer“ entgegenzuarbeiten, nahmen viele mittlere und untere Dienstränge der Organe des NS-Herrschaftssystems die Endphase des Krieges als ihre persönliche „Stunde der Bewährung“ (Herbert, U. (1985), S. 392) war. Die Anmaßung Einzelner oder von Personengruppen, sowie die, häufig auftretende, örtliche Eskalation einer Situation in der es vermeintlich, tatsächlich oder, um andere Motive zu verdecken, behaupteter Weise zur „Kriegsverweigerung“ gekommen war, führten zur umstandslosen Exekution dutzender deutscher Soldaten und Zivilisten. Dem Terror, welchen das Regime nun auch der „Volksgemeinschaft“ gegenüber großflächig anwandte, entsprach vor Ort oftmals ein Täterverhalten, welches dem subjektiven Bedürfnis zum „Begleichen offener Rechnungen, privatem Machtrausch und desperater Aggression“ (Henke, K.-D. (1996), S. 846) entsprang. Im Kontext einer steigenden „Verfolgungshysterie“ (Kohl-

haas, E. (2006), S. 70), allen voran der „Gestapo“ aber auch anderer Gruppen des NS-Repressionsapparates, kam es auch zu einer immer unbarmherzigeren „Ausmerz-ze“ derjenigen, die am Rande der „Volksgemeinschaft“ standen und damit prädesti-niert waren, im Todeskampf des „Dritten Reiches“ als Sündenböcke zu fungieren.

Die, unter These 1 angedeutete, Selbstzerstörung einer „Volksgemeinschaft“, welche sich vorrangig durch Ausgrenzung definiert, erfuhr unter den radikalisierten Bedingun-gen der Kriegsendphase eine dramatische Beschleunigung:

„Zuletzt ging es nicht mehr nur um aktive Widerständler, nicht mehr nur um >Defätisten< und >Wehrkraftzersetzer< (zu denen jeder zählte, der nur vage Zweifel am >Endsieg< äußerte) – jetzt ging es darum, alles zu vernichten, was sich dem Untergang entgegenstellte“ (Tuchel, J. (2004), S. 90).

Die zunehmende und zunehmend alltägliche Gewalt war das Produkt eines Zusam-menspiels zweier, in letzter Konsequenz pragmatischer Verhaltensweisen (vgl. Arendes, C. (2006), S. 149f.). Zum einen „der >Dienstbeflissenheit< bis zum bitteren Ende“ (ebd., S. 149), sowie zum anderen dem „Verlust jeglicher Disziplin“ und dem „Aufkommen von Panik und beginnender Anarchie“ (ebd., S. 150). „Die diesem Be-reich zuzurechnenden Formen der Gewalt gegen den Feind waren wie auch die eige-ne Bevölkerung in den letzten Kriegstagen waren ungleich eruptiver und unorganisier-ter“ (ebd.) als all ihre Vorgänger.

Strukturell lässt sich zum Alltag der „Volksgemeinschaft“ in dieser Phase entspre-chend zusammenfassen:

„Eines der wichtigsten und prägendsten Merkmale dieser letzten Monate und Wochen des >Dritten Reiches< war die nahezu ubiquitäre und vielgestaltige Gewalt, mit der sich die Menschen konfron-tiert sahen und die es gleichsam als >Nadelöhr<... zwischen Krieg und Frieden zu überwinden – spricht: zu überleben – galt“ (Keller, S. (2006), S. 25).

In der Mehrheitsgesellschaft der angepassten „Volksgemeinschaft“ kam es hingegen „letztlich zu einem weitgehenden Verschwimmen von Opfer- und Tätergruppen:

>Einfache< Zivilisten, Soldaten und Offiziere aus Wehrmacht und Waffen SS, Volkssturm-männer, Mitglieder oder Amtsträger der NSDAP, der HJ oder anderer Parteigliederungen, Herrschaftsträger der Verwaltung, sogar Angehörige von Polizei und Gestapo – sie alle konnten, wenn auch mit ver-schiedener Wahrscheinlichkeit, sowohl Täter als auch Opfer eines Endphasenverbrechens wer-den“ (Keller, S. (2006), S. 31, vgl. auch Kohlhaas, E. (2006), S. 62f.).

Aber auch die Grenzen zwischen zivilem und militärischem Bereich wurden durch die Repressionsgewalt des radikalisierten NS-Systems zusehends marginalisiert. Dies verdeutlicht exemplarisch das Beispiel der Wehrmachtsjustiz. Diese hatte bereits seit Kriegsbeginn, etwa durch eine „beispiellose Todesurteilspraxis gegen Wehrmachts-deserteure im ersten Kriegsjahr, die Hitler persönlich zu mäßigenden Interventionen veranlasste“ (Haase, N. (2006), S. 80; vgl. auch Paul, G. (1994)), „>Terror nach in-

nen<“ ausgeübt (vgl. Haase, N. (2006), S. 80ff. sowie ausführlich Messerschmidt, M. (2005)), war nunmehr als bereitwillig und selbständig ausübendes Organ eigener „Endphasenverbrechen“ endgültig zum rein funktionellen Element des NS-Herrschaftssystems geworden (vgl. Haase, N. (2006), S. 85 und 98):

„Während sich die Gesamtverurteilungen im Heer von Juni 1941 bis November 1944 knapp verdoppelten, stieg die Zahl der Todesurteile auf fast das 18-fache an. Waren es im ersten Kriegsjahr 29 Todesurteile monatlich, so nach der Kriegskriminalitätsstatistik im November 1944 bereits 526... (...)... Besonders in der Auseinandersetzung mit den politisch bzw. militärisch bedeutsamen Deliktgruppen und den höheren Strafen wird die Einbindung des Disziplinar- und Rechtswesens der Wehrmacht in das Repressionssystem des NS-Staates deutlich. (...) 30.000 Todesurteile stellen eine beispiellose Bilanz dar. Die deutsche Militärjustiz im Ersten Weltkrieg hatte zwischen 1914 und 1918 demgegenüber 150 deutsche Soldaten zum Tode verurteilt, 48 davon tatsächlich hingerichtet. (...) Die durch Radikalisierung und Brutalisierung zu charakterisierende Militärjustiz am Kriegsende produzierte eine Schreckensbilanz: Von Januar bis Mai 1945 geht die Forschung von 4.000 Todesurteilen der Wehrmachtsjustiz aus, Standgerichte verhängten 6.000 bis 7.000 Todesurteile, die Zahl der willkürlich getöteten Soldaten ist nicht zu bestimmen“ (ebd., S. 85f.).³⁶²

Die Grenzen zwischen zivilem und militärischem Bereich verschwammen und lösten sich immer weiter auf. Es entwickelte sich eine ansteigende und zunehmend unberechenbare Bedrohungskulisse für die „Volksgenossen“ in ihren unterschiedlichen Funktionen im NS-System sowie als „einfache“ Bürger.

Zunehmend waren auch angebliche und tatsächliche Delinquenten aus den Reihen der „Volksgemeinschaft“ von der aufkommenden Gewaltwillkür unmittelbar betroffen:

„In den zahlreichen NS-Haftstätten, z.B. den Gestapogefängnissen und Arbeitserziehungslagern, aber auch den Polizeigefängnissen und Zuchthäusern, fanden sich... auch deutsche Insassen. Viele von ihnen wurden ebenfalls Opfer der Häftlingsexekutionen im Zuge der Räumungen kurz vor der Besetzung, die an etlichen Orten und in einzelnen Gebieten in regelrechten Massentötungen vollstreckt wurden“ (Kohlhaas, E. (2006), S. 69).

Gegenüber dem Schicksal der bereits Inhaftierten waren die in Freiheit befindlichen Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ nun einer Bedrohung ausgesetzt, welche zwar die meisten spürbar ängstigte, in ihren konkreten Bedingungen jedoch nur schwer einzuschätzen war. Ob man mit besagter Gewalt in Berührung kam, hing keineswegs nur vom eigenen Verhalten ab. Faktoren, wie der schlichte Zufall (vgl. Henke, K.-D. (1995), S. 846 sowie Keller, S. (2006), S. 34f.), die Willkür einzelner Funktionsträger und des NS-Systems insgesamt, das Ausmaß an Fanatismus, Verfolgungsängsten

³⁶² Die besondere Radikalität dieser machtpolitisch instrumentalisierten Militärjustiz verdeutlicht auch folgender Vergleich mit den alliierten Gegnern Deutschlands: „Die Briten exekutierten 40, die französischen Streitkräfte 102 ihrer eigenen Soldaten. Die US-Army ließ 146 von 763 der zum Tode verurteilten Soldaten hinrichten, doch es kam lediglich zu einer einzigen Hinrichtung wegen Fahnenflucht“ (Haase, N. (2006), S. 100).

oder persönlicher Missgunst der örtlichen NS-Organen (vgl. Kohlhaas, E. (2006), S. 60ff. sowie Zarusky, J. (2006), S. 118), sowie der konkrete Zeitpunkt und die regionalen Gegebenheiten (Frontnähe etc.), waren von entscheidender Bedeutung für die Wahrnehmung und Behandlung abweichenden Verhaltens durch die jeweiligen NS-Organen.

Insgesamt wurde die Gewalt während der Endphase des Zweiten Weltkrieges das bestimmende Element des gesellschaftlichen und somit sozialisationsrelevanten Alltagslebens „und die NS-Verbrechen waren ein wichtiger Teil dieser Gewalt“ (Keller, S. (2006), S. 42). Es kam letztlich zu einer endgültigen „Zersetzung des Gewissens“ (Elias, N. (1980), S. 116). „Über die politischen und die rassistischen Gegner des Nationalsozialismus hinaus wurde nun jeder vernichtet, der dem >Endsieg< in den Augen der NS-Täter zu schaden drohte. Es herrschte eben Terror nach innen“ (Kohlhaas, E. (2006), S. 73). Zu Tode kamen hierbei Schätzungen zufolge – genaue Zahlen existieren nicht in abgesicherter Form – einige Hundert „Kapitulationsförderer“ (für die „Plünderer“ und deutschen Häftlinge sind keine genauen Zahlen verfügbar), einige Tausend deutsche Soldaten, einige Tausend Zwangsarbeiter, sowie einige Hunderttausend „KZ-Häftlinge“ (gemeint sind nur diejenigen, welche auf den „Todesmärschen“ umkamen, nicht die Millionen, die zuvor in den Lagern, vor allem den „Vernichtungslagern“ ermordet worden waren; vgl. ebd., etwas differenziertere Zahlen für die erstgenannte Gruppe liefert Zarusky, J. (2006), S. 116f.). Dieser „Terror des NS-Regimes endete keinen Tag früher als mit seiner völligen Niederwerfung“ (Zarusky, J. (2006), S. 118).

So konnte es geschehen, dass unter anderem der damals gerade 31jährige Robert Haidner und sein Freund, der damals 37jährige Heinrich Probst, noch am 13. April 1945, nachdem sie in angetrunkenem Zustand gerufen hatten „Hitler verrecke, es lebe Oberst Stauffenberg, es lebe die Freiheit!“, in Schwäbisch – Gmünd denunziert, verhaftet und am 19. April von ortsansässigen Polizisten vorsätzlich erschossen wurden (vgl. Rüter, C. F. (1969), S. 75ff. sowie Czisch, K. (1989)). Auch in diesem Fall hatten sich die Täter aufgrund eines unheilvollen Konglomerats verschiedener, der oben genannten, Motive entschieden, die beiden Freunde wenige Tage vor Ende des Krieges zu töten.

Im Folgenden soll nun jedoch die massive Sozialisationsbelastung, wie sie aus der persönlichen Erfahrung des Krieges für damals Heranwachsende resultieren konnte, näher beleuchtet werden. Das passive Ausgeliefertsein gegenüber der Kriegsgewalt (etwa bei den alliierten Bombenangriffen) oder aber die aktive Teilhabe am Kriegsgeschehen, beides stellte in vielen betroffenen Biographien einen massiven Einschnitt

dar, dessen Sozialisationsrelevanz gerade erst von den zuständigen Forschungszweigen als bedeutsam erkannt wird und ein entsprechendes Erkenntnisinteresse erregt.

Es geht im Folgenden vornehmlich darum, herauszuarbeiten, in welcher Form der Krieg, für die damals in Deutschland heranwachsenden Kinder und Jugendlichen, sozialisationswirksam wurde.

Dies soll vorrangig unter zwei zentralen Perspektiven analysiert werden:

1. Der Sicht der aktiv Betroffenen, die selbst „im Felde“ standen;
2. Der Sicht der passiv Betroffenen an der „Heimatfront“ – wobei anzumerken ist, dass es zwischen den beiden letztgenannten Kategorien einerseits Mischformen gab (etwa die Kriegsdienste der „HJ“ auf heimatlichem Boden) und diese andererseits gegen Ende des Krieges immer stärker zusammenfielen.

In dieser Arbeit wird diesbezüglich die These vertreten, dass insbesondere das Erfahrungspotential der letzten beiden Kategorien ein bedeutsames, wenn nicht *das* Schlüsselerlebnis einer Sozialisation während der NS-Zeit darstellte, welches für viele Betroffene zudem eine sehr starke biographische Bedeutung erlangt hat, die auch über 1945 hinaus wirksam war und es mitunter noch immer ist. Auf das Traumatisierungspotential³⁶³ der passiv erlebten Kriegsausläufer an der „Heimatfront“ wird später noch eingegangen.

³⁶³ Der Traumabegriff wird in der wissenschaftlichen Literatur uneinheitlich gebraucht und hat durch seine vielfältige Verwendung in der Alltagssprache eine zusätzliche Verwässerung erfahren. Zudem hat seine Verwendung in den 130 Jahren seit seiner Etablierung eine massive Expansion erfahren, wobei immer neue Kontexte und Bezugsgrößen mit einbezogen wurden (vgl. Zinnecker, J. (2007), S. 202). Gegenwärtig kann bereits von einem inflationären Gebrauch des Terminus gesprochen werden (vgl. Radebold, H. (2008a), S. 48, sowie sinngemäß Welzer, H. (2008), S. 81). In dieser Arbeit wird grundsätzlich ein Traumakzept vertreten, welches an der gegenwärtigen psychoanalytischen Fassung des Begriffes orientiert ist (vgl. Bohleber, W. (2000)) und die psychopathogenen Folgewirkungen extrem belastender und überfordernder Erlebnisse bezeichnet. In diesem engeren Sinne wird Trauma hier definiert, als „... ein Ereignis, das die Fähigkeit des Ichs, für ein minimales Gefühl der Sicherheit und integrativen Vollständigkeit zu sorgen, abrupt überwältigt und zu einer überwältigenden Angst oder Hilflosigkeit führt oder dazu, dass diese droht, und es bewirkt eine dauerhafte Veränderung der psychischen Organisation“ (Arnold Cooper (1986), hier zitiert nach Bohleber, W. (2008), S. 108). Nicht gemeint sind hiermit Erlebnisse, welche auf einer niederen Schwelle belastend auf die Betroffenen wirken (vgl. Meyer, B. (1994), S. 26) und im direkten Sinne des Wortes „schwer zu verarbeiten“ (ebd.) sind. Im Gegensatz zu älteren Traumakzepten folgt diese Arbeit außerdem einem erstmals von Venzlaff unter dem Begriff des „erlebnisbedingten Persönlichkeitswandels“ (vgl. ders. (1958)) in die deutsche Psychiatrie eingebrachten Traumabegriff, welcher die diesbezügliche affektbiologische Verengung der Freudschen Psychoanalyse und ihres Konzeptes der „traumatischen Neurosen“ aufbrach. Für die Analyse der NS-Herrschaft und hierbei besonders bei der Analyse und Beschreibung der Folgen des Holocaust in der Biographie der verfolgten Opfer haben von Bayer et al. diesen erlebnisbezogenen Traumabegriff übernommen und anhand von ungefähr 700 Gutachten empirisch fundiert (vgl. dies. (1964)). Ihre Arbeit begründete eine entscheidende Erweiterung des traditionellen Traumakzeptes, welche für die Analyse psychisch belastender Sozialisationserfahrungen allgemein von Bedeutung ist: Die empirisch nachgewiesene Annahme einer „*erlebnis*-reaktiven Störung, d.h. einem

psychiatrischen Syndrom ohne organischen oder genetisch-bedingten Anlagefaktor“ (Quindeau, I. (1995), S. 39). Insbesondere geht es in dieser Arbeit in den Beschreibungen der Verfolgungs- (vgl. These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung), sowie der Kriegs- und Nachkriegserlebnisse (vgl. These 5) von damals Heranwachsenden, die als traumatisch eingestuft werden, um deren Potential, eine zuvor normal verlaufende psychische Entwicklung der Betroffenen nachhaltig zu stören (vgl. Bohleber, W. (2008)). Den Erlebnissen, denen hierbei traumatisches Potential zugeschrieben wird, wird demnach die Qualität attestiert, eine so genannte „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTSD) auszulösen (vgl. Fischer, G.; Riedesser, P. (1999)). Entsprechend der internationalen Richtlinien zur Diagnose psychischer Störungen werden traumatische Stressoren definiert, als „Ereignisse außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophalen Ausmaßes, die bei jedem tiefgreifende Verzweiflung auslösen würden“ und als „potentielle oder reale Todesbedrohung, ernsthafte Verletzung oder Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit bei sich oder anderen, auf die mit intensiver Furcht, Hilflosigkeit oder Schrecken reagiert wird“ (Teegen, F.; Meister, V. (2000), S. 113, vgl. auch Kossert, A. (2008), S. 329). So geartete Erlebnisse sind in der Lage, gewachsenes Selbst- und Weltvertrauen nachhaltig und für die Betroffenen meist ohne Hilfe nicht reparabel zu erschüttern, sprich: Lebensnormalität zur Erosion zu bringen. Der Verlauf derartiger Traumatisierungen lässt sich mit Bohleber nachvollziehbar skizzieren: „Die traumatische Realität... überrennt die Abwehr des Ichs und seine adaptiven Ressourcen, bringt immer Hilflosigkeit, automatische Angst und eine Regression auf archaische Ich-Funktionen mit sich. Durch die Angst wird der seelische Schutzschild durchbrochen, der Organismus durch nicht zu bewältigende Qualitäten von Erregungen überflutet, wodurch das Ich in einen Zustand völliger Hilflosigkeit gerät. (...) Das hilflos überwältigte Ich gibt auf, Schmerz und Affektüberflutung werden blockiert, eine psychische Lähmung tritt ein. Darin liegt die Ursache für die spätere Unfähigkeit, die subjektive traumatische Erfahrung zu beschreiben“ (Bohleber, W. (2008), S. 108). Wenngleich „das Trauma... die Tendenz (hat) wieder aufzuleben und sich in Flashbacks, in Alpträumen und Symptomen zu wiederholen“ (ebd.), widersetzt es sich doch auf emotionaler Ebene einer Verarbeitung ohne therapeutische Hilfe: „Die nachträgliche Konfrontation mit dem Trauma erzeugt in allen heftige Gefühle von Angst, Schmerz, Wut, Scham, Schuld, gegen die eine Abwehr aufgerichtet wird, um damit nicht allzu massiv in Berührung zu kommen“ (ebd., S. 110). Nach 1945 haben die wenigsten der betroffenen unter den damals Heranwachsenden, sei es auf Seiten der rassistisch Verfolgten oder der Mitglieder der „deutschblütigen Volksgemeinschaft“, eine diesen Anforderungen genügende psychologische Unterstützung erhalten. Die Folgen waren nachhaltig wirksame, schwere psychische Belastungen der Heranwachsenden (vgl. ebd., S. 112ff.), welche häufig zur Ausbildung lang anhaltender Persönlichkeitsstörungen führte (vgl. ebd., S. 113). Es kam zu einem inneren Rückzug der – etwa durch den Bombenkrieg – überforderten Kinder, welcher oftmals als geringfügige Betroffenheit durch die äußeren Ereignisse fehlinterpretiert wurde (vgl. ebd., S. 114). Bei der überwiegenden Mehrzahl der Betroffenen war die Ausbildung von Depressionen „eine der zentralen Langzeitwirkungen auf der Charakterebene“ (ebd.). Sie wurde allerdings häufig „auf der psychischen Oberfläche nicht“ erkannt, da sie sich „hinter rigiden Leistungsanforderungen“ verbergen konnte. Überwiegend wurde „sie aber an der mangelnden Fähigkeit, Freude, Lust und Glück zu empfinden, erkennbar“ (ebd.). Hinzu kam die Problematik, dass damals als erwachsene Betroffene die belastenden Effekte ihrer massiven Traumatisierungen immer wieder unbewusst durch Delegierungen und Identifikationsprozesse an ihre Kinder weitergaben (vgl. ebd., S. 110ff.). Zu diesen weitreichenden psychischen Folgen generierte eine traumatische Überforderung bei den Betroffenen häufig auch psychosomatische Belastungseffekte, welche sich mitunter lebenslang, zum Teil aber auch erst im Alter bemerkbar machten. Oftmals waren die bereits genannten „Posttraumatischen Belastungsstörungen“ die Folge, welche sich u.a. im wiederholten, unwillkürlichen Wiedererleben der auslösenden Erfahrung, in der gezielten aber oft unbewussten Vermeidungshaltung gegenüber Situationen, die an das auslösende Ereignis erinnern könnten, sowie in einem erhöhten Erregungsniveau, dessen potentielle Symptome Schlaf- und Konzentrationsstörungen, sowie Hypervigilanz sind, äußern können (vgl. Teegen, F.; Meister, V. (2000), S. 114, sowie Kossert, A. (2008), S. 329). Im vorliegenden Kontext sei zudem besonders auf die konzeptionelle Erweiterung des Traumabegriffes durch den Psychoanalytiker Hans Keilson verwiesen (vgl. ders. (1992a) und (1992b)). Keilson hat auf die besondere Gefahr einer Evozierung anhaltender psychopathogener Belastungsfolgen durch das wiederholte Erleben gleicher oder ähnlicher Auslöser hingewiesen. Diese wiederkehrenden extremen Belastungserlebnisse hat er als „sequenzielle Traumatisierung“ definiert. Keilson selbst hat diesen Begriff als Ergebnis seiner langfristigen therapeutischen Arbeit mit jüdischen Kindern, die die NS-Zeit im Versteck oder im „KZ“ überlebten, formuliert. Meines Erachtens lässt er sich auch auf die Kriegs- (wiederholte Bombenangriffe an der Front oder der „Heimatfront“, aber auch massiv gewaltsame Repressionen durch die Exekutiven des NS-Regimes während der Endphase

3.3.5.1.1. Zur Sozialisationsrelevanz einer aktiven Teilhabe Heranwachsender am Kriegsgeschehen

Der Krieg – oder abstrakter, der „Rassenkampf“ – war die genuine Zieldimension der nationalsozialistischen Ideologie (vgl. These 1), der aktive Einsatz in diesem stellte die mittelbar oder unmittelbar zum Ausdruck kommende, insgesamt gesehen aber doch zentrale Intention sämtlicher NS-Erziehungsagitationen dar. Insofern stellt es ein gewichtiges, dringend weiter zu bearbeitendes Desiderat der historischen Sozialisationsforschung dar, dass die dortigen Erfahrungen damals Heranwachsender mehr wissenschaftliche Beachtung finden (vgl. Herrmann, U.; Müller, R.-D. (2010), S. 9, 11 und 13). Überraschenderweise gilt dies auch für die Kriegseinsätze der ansonsten so ausgiebig erforschten „Hitlerjugend“ (vgl. These 6). Hier haben gerade erst die systematisierenden Arbeiten von Michael Buddrus einige Abhilfe geschaffen (vgl. ders. (2003) sowie in einer ergiebigen Zusammenfassung ders. (2010)).

Im Folgenden geht es nun zunächst darum, den aktiven Kriegseinsatz damals Heranwachsender, in seiner, von vielen männlichen Jugendlichen vorab verinnerlichten, propagandistischen Verklärung sowie der, davon meist deutlich abweichenden Realität, zu analysieren.³⁶⁴ Selbstverständlich konnte die diesbezügliche emotionale Erlebnisdichte, je nach Einsatzort und einigen anderen: objektiv (Zeitpunkt, Einheit, spezieller Auftrag etc.) und subjektiv (Alter, bisher erfahrene Sozialisation, individuelle Dispositionen (vgl. hierzu Herrmann, U. (2010a), S. 32) etc.) die persönliche Wahrnehmung differenzierenden Variablen, eine durchaus unterschiedliche sein.³⁶⁵ Diese Arbeit geht aber davon aus, dass die Erfahrung des eigenen Kriegseinsatzes (vgl. hierzu Knoch,

des Krieges etc.) und Nachkriegserlebnisse (Vertreibung, Vergewaltigung junger Mädchen und Frauen etc.) von damals heranwachsenden „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ übertragen (vgl. in diesem Sinne auch Meyer, B. (1994)). Grundsätzlich folgt diese Arbeit hierbei einer individualisierenden Perspektive, welche nicht bestimmten Ereignissen pauschal eine homogene, in diesem Fall grundsätzlich traumatisierende Wirkung auf ihre Rezipienten zuschreibt. Sie geht im Gegenteil davon aus, dass „nicht das Unfallereignis... der Angelpunkt der traumatischen Neurose (ist), sondern das *Unfallerlebnis*. (...) Das Ereignis kann nur vom biographischen Kontext des betroffenen Individuums her – eben als Erlebnis – erfaßt werden“ (Lorenzer, A. (1968), S. 865).

³⁶⁴ Dieses Vorgehen entspricht der kürzlich von Ulrich Herrmann erhobenen Forderung nach einer „Kriegsgeschichte ‚von innen‘ als Mentalitätsgeschichte“ (ders. (2010a), S. 15).

³⁶⁵ Ganz in diesem Sinne sind auch die Erkenntnisse der neueren qualitativen Forschung zum Thema zu verstehen. So verweist Alexander von Plato auf der Grundlage vieler Interviews mit Zeitzeugen darauf, dass zwar im konkreten Erleben „Erfahrungsdifferenzen“ (ders. (2010), S. 321) bestanden hätten – die diesbezüglich angegebenen Differenzierungsvariablen entsprechen weitgehend der obigen Liste (vgl. ebd., S. 322) – und man daher „nur bei sehr grober Kategorisierung von der Kriegsgeneration als *Erfahrungseinheit* sprechen“ (ebd., S. 321) könne. Demgegenüber kommt aber auch er zu dem Schluss, dass „für die beteiligten Individuen der Krieg ein, wenn nicht *der* wesentliche Abschnitt des eigenen Lebens war, ganz sicher derjenige mit einer besonderen Intensität“ (ebd.). Somit lässt sich aus biographischer Perspektive dennoch eine nicht pauschale, aber doch grundsätzliche Aussage bezüglich der damaligen Erfahrung treffen: „Trotz dieser... Unterschiede in den Kriegserfahrungen sprechen heute die Kriegsteilnehmer häufig von sich selbst als Kriegsgeneration, weil eben diese Erfahrungen von besonderer Bedeutung waren“ (ebd., S. 322).

P. (1988), Ebert, J. (2010) sowie Heer, H. (2010)), potentiell aber auch das passive Erdulden von direkten Kriegsfolgen (vgl. Schörken, R. (1984), S. 219f., Boll, F. (1996b), S. 212 sowie Kershaw, I. (1999), S. 245ff.), etwa der alliierten Bombenangriffe, überwiegend eine Veränderung der Wahrnehmung des, sowie der Einstellung zum Nationalsozialismus (seiner Politik, seiner Mythen (Ideologie, Führer), oder seiner Gesamtheit) evoziert hat. Dies konnte in latenter, vom betroffenen Subjekt mitunter nur ansatzweise bemerkter Form geschehen. Bei ausreichend hohem Intensitätsgrad des Erlebten war jedoch häufiger eine Krise der bis dahin aufgebauten Identität die Folge. Eine solche führte überwiegend zu einer von drei emotionalen Reaktionen, deren Effekte die Wahrnehmung der Betroffenen oftmals weit über das Kriegsende hinaus bestimmt haben. Das Erkennen einer oder mehrerer der vielfältigen Diskrepanzen, zwischen sozialisiertem Selbst- und Weltbild sowie der hiervon abweichenden Kriegsrealität führte entweder:

- zur Ursachensuche in Unzulänglichkeiten der eigenen Person, mit der Folge einer Krise oder Zerstörung des Selbstbildes; oder
- zur Ursachensuche in Unzulänglichkeiten des nationalsozialistischen Systems (Personelle Inkompetenz (vgl. These 3), Kriegsführung allgemein (zumeist der Angriff auf Russland), bestimmte politische Agitationen (z.B. die Judenverfolgung, die sich nun räche) etc.), mit der Folge einer teilweisen Infragestellung oder völligen Abkehr vom NS-Regime;
- zur anteiligen oder völligen und traumatischen Überforderung des bisherigen Selbstkonzeptes mit der Folge einer tiefen Identitätskrise. Diese konnte zu Gefühlen hilfloser Ohnmacht oder aber zur psychischen Abwehr der auftretenden Unsicherheits- und Unzulänglichkeitsgefühle (vor allem von Scham) führen, welche oftmals durch weiteres blindes Eintreten für den Nationalsozialismus und seine Werte zum Ausdruck kam.

Die genannten Strukturen beziehen sich freilich auf Personen, die die Maximen der „völkischen Weltanschauung“ zumindest zu größeren Anteilen verinnerlicht hatten. Ein Befund, der allerdings auf die weit überwiegende Mehrzahl der damaligen Jugend zutraf. Diejenigen, die, meist aufgrund bestimmter abweichender Sozialisationsprägungen des Herkunftsmilieus, vor ihrem Kriegseinsatz dem NS-Regime überwiegend negativ gegenübergestanden hatten, änderten ihre Einstellung zumeist dahingehend, dass sich die bereits vorhandene Ablehnung der NS-Politik weiter zuspitzte. Im Folgenden geht es darum, das Erlebnispotential eines aktiven Kriegsdienstes „im Felde“ allgemein, sowie im besonderen Fall eines Einsatzes mit hohem emotionalem Erre-

gungsgrad, der von einem wirksam nationalsozialistisch sozialisierten Jugendlichen erlebt wurde, darzustellen.

Der Krieg war die logische Konsequenz aus Hitlers Weltanschauung (vgl. These 1) und seiner hieraus abgeleiteten Politik. Für die „Volksgemeinschaft“ bedeutete sein Beginn jedoch, dass die „völkische“ Ideologie von einer noch weitgehend mentalen Angelegenheit unausweichlich zu spürbarer und alltagsrelevanter Lebensrealität wurde. Es bewahrheitete sich nun, was Berthold Brecht einmal so formuliert hatte:

„Eine abstrakte Wahrheit gibt es nicht, die Wahrheit ist stets konkret“³⁶⁶ (zitiert nach Dollinger, H. (1987), S. 7).

Diejenigen, die im Kriegseinsatz für Deutschland „im Felde“ standen und ungeschützt der dortigen Wahrheit ausgesetzt waren, unterschieden sich individuell bezüglich ihrer Wahrnehmung und Verarbeitung des erlebten Geschehens. Übergreifend lässt sich allerdings sagen, dass beides beeinflusst wurde durch das Alter der Betroffenen (hatte man den Ersten Weltkrieg aktiv mitgemacht oder nicht?), deren persönliche Dispositionen (wie stark war man von der NS-Ideologie durchdrungen oder hatte Resentiments dagegen erhalten bzw. aufgebaut?), sowie dem Ort, an welchem die Kriegserlebnisse stattfanden (hier unterschied sich das Potential, belastende Erfahrungen zu machen, zwischen Front und Rückraum mitunter deutlich, das Gleiche galt für die Unterscheidung zwischen den Einsatzgebieten im Westen oder Osten Europas).

Die subjektive Wahrnehmung des eigenen Kriegserlebnisses, sei es als solches nun überwiegend aktiv oder passiv gewesen, waren bei den Kindern und Jugendlichen der NS-Zeit durch mehrere mentalitätsgeschichtliche Tradierungsmuster vorgeprägt. De-

³⁶⁶ Für ideologisch begründete Diktaturen lässt sich ganz allgemein der sozialisationsrelevante Gegensatz zwischen einer auf das tatsächliche Erlebnispotential einer Situation ausgerichteten Wahrheitsdefinition, wie sie Brecht oben benennt, und ihrem weltanschaulich-propagandistisch verbrämten Gegensatz als prägendes Element benennen. Dieser Gegensatz wird unmittelbar eindrucklich, wenn man die Begründung hinzunimmt, welche Swetlana Alexijewitsch noch 1986 von einem sowjetischen Zensoren auf die Frage erhielt, warum bestimmte Teile ihres Buches über den Einsatz russischer Frauen im Zweiten Weltkrieg gestrichen werden müssten: „>(…) Bei Ihnen sieht unser Sieg schrecklich aus... Was wollen Sie damit erreichen?< >Die Wahrheit.< >Sie denken, Wahrheit, das ist, wie es im Leben ist. Das, was auf der Straße liegt. Unter den Füßen. Für Sie ist sie so niedrig. Irdisch. Nein – Wahrheit, das ist das wovon wir träumen. Wie wir sein wollen!<“ (zitiert nach dies. (2004), S. 25). Ganz im Sinne dieses Verständnisses einer funktionalen Geschichtsschreibung, wenngleich freilich nicht allein aus diesem Grund, ist die ernüchternde Wahrheit, welche der Zweite Weltkrieg für die weiblichen und männlichen Angehörigen der „Roten Armee“ bereitgehalten hatte, bis heute ein Forschungsdesiderat geblieben. Während die politische und militärische Führung zum Gegenstand weitreichender Untersuchungen geworden ist, resümierte Catherine Merridale kürzlich treffend, „(bleiben) die Geschichten jener dreißig Millionen Rotarmisten... noch zu erkunden“ (dies. (2008), S. 14). Ihre Arbeit ist hierzu ein Anfang, vergleichbares gilt für die ausgezeichnete Studie von Orlando Figes, mit welcher er die beengenden Lebensbedingungen des einfachen Sowjetbürgers unter der stalinistischen Diktatur qualitativ analysiert und eindrucklich nachgezeichnet hat (vgl. ders. (2008)). Derartige Studien erlauben es, nach und nach auch die Strukturen des Alltagslebens in den beiden totalitären Systemen in Deutschland und der ehemaligen Sowjetunion miteinander zu vergleichen.

ren Strukturen und Vermittlungsprozesse sollen im Folgenden kurz beschrieben werden, um so die Erfahrung des Krieges durch die damals Heranwachsenden sozialisationshistorisch zu spezifizieren.

Gerade die jungen „Volksgenossen“ beiderlei Geschlechts, die noch an keinem Krieg selbst hatten teilnehmen müssen, waren bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mehrheitlich ideologisch zumindest insofern infiltriert, als sie die „Bewährungschance“ ihrer Generation begrüßten (vgl. exemplarisch die Aussagen damals Heranwachsender bei Dollinger, H. (1987), S. 23f. sowie bei Plato, A. v. (2010), S. 325, 345 und 357). Diesbezüglich reicht es aber nicht aus, lediglich auf die oft angeführte „Verführbarkeit“ der damaligen, oder der Jugend allgemein, zu verweisen. Denn, neben altersbedingten Faktoren, war es vor allem ein besonders massiver Umwelteinfluss, welcher auf die Jugendlichen einströmte und ihre Einstellung prägte.

Die Sozialisation „der Jugend“ ging unmittelbar vor und insbesondere während der NS-Zeit auf ihren verschiedenen Ebenen (vgl. die Ausführungen zur Theorie Bronfenbrenners), mitunter mit Reibungsverlusten (vor allem zwischen familiären und staatlichen Einflüssen), teilweise aber auch einheitlich, mit einer regelrechten Glorifizierung des Krieges als ultimative Lebenserfahrung einher. Hierbei griffen die diesbezüglichen Aussagen der Vertreter zweier älterer Generationen ergänzend und sich gegenseitig verstärkend ineinander. In einigen Erziehungsinstitutionen (vom NS-Regime geschaffene („HJ“ etc.), aber auch traditionellen (Schule)) traten den Heranwachsenden zumeist autoritäre und Folgsamkeit erwartende Vorbilder gegenüber, welche, infolge ihrer Teilnahme am Ersten Weltkrieg, die dort erfahrenen Kriegstraumata und ihre Scham über die erlittene Niederlage abwehrten, indem sie diesen zum Mythos verklärten (vgl. Mosse, G.L. (1987), S. 138ff. sowie exemplarisch den autobiographischen Bericht von Frodten, U. (2002), S. 9).

In besonderem Maße galt diese delegierende Verarbeitungsstruktur auch für den „Führer“ des „Dritten Reiches“ Adolf Hitler.³⁶⁷

³⁶⁷ In *Mein Kampf* prophezeite Hitler: „Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht weichend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren“ (ders. (1933), S. 182). Es ließen sich dutzende fast gleich lautende Glorifizierungen des Krieges aus dieser Zeit zitieren, die obige soll hier als Exempel genügen. Bezüglich Hitlers Kriegsteilnahme und der dabei gemachten Erfahrungen spricht der Historiker Ferguson zu Recht davon, dass er, im Gegensatz zu den Politikern, „die den Krieg >gemacht< hatten“, zu jenen gehöre, die „durch ihn >gemacht< wurden“ (ders. (2006), S. 23f.). Diese Einschätzung gilt wohl in zweierlei Hinsicht: zum einen die Biographie Hitlers betreffend, zum anderen die gesellschaftlichen Voraussetzungen seiner, mit der Krise der Weimarer Republik sukzessive ansteigenden, politischen Anziehungskraft.

Hierzu passend beschrieb Erich Maria Remarque in seinem 1929 erschienenen Werk, „Im Westen nichts Neues“, die Mentalität derjenigen, die als junge Soldaten den Ersten Weltkrieg überlebt hatten:

„Wären wir 1916 heimgekommen, wir hätten aus dem Schmerz und der Stärke unserer Erlebnisse einen Sturm entfesselt. Wenn wir jetzt [1918] zurückkehren, sind wir müde, zerfallen, ausgebrannt, wurzellos und ohne Hoffnung. Wir werden uns nicht mehr zurechtfinden können“ (ders. (1987), S. 216f.).

Dieser Charakterisierung entsprechend verstand Remarque sein Werk als Schicksalsbericht, welcher über eine Generation berichten wolle, „die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam“ (ebd., S. 5).

Nach 1918 und insbesondere in den letzten Jahren der Weimarer Republik beteiligten sich viele der hier angesprochenen jungen und jüngeren Soldaten des Ersten Weltkriegs, als Mitglieder linker oder rechter Kampfverbände, an spontanen und geplanten Revolten. Diese „Stürme“ richteten sich jedoch, ganz entsprechend der Prophezeiung Remarques, nicht mehr gegen eine Obrigkeit, die sie tatsächlich für ihre politischen Ziele missbraucht hatte, sondern gegen eine Demokratie, welche man als fragil und unsicher, sowie als Folge der schwer belastenden, in ihren realen Ursachen weitgehend verdrängten, Niederlage wahrnahm. Die aufkommenden Revolten strebten nach einem System, welches Sicherheit, Durchsetzungskraft und somit die prinzipielle Umkehrbarkeit der Niederlage sowie eine Aufwertung des eigenen Selbstwertgefühls versprach.

Die Erfahrungen dieser Generation verdeutlichen, dass der Anspruch, die heranwachsende Bevölkerung durch geistige und körperliche Militarisierung nach politischen Eigeninteressen der Staatsführung zu formieren und sie auf dessen Kriegsvorhaben einzuschwören, keineswegs eine Erfindung der Nationalsozialisten gewesen ist. In einer lesenswerten Publikation hat Christoph Schubert-Weller (vgl. ders. (1998)) vielzählige literarische und biographische Exempel zusammengetragen, die dies anschaulich belegen, indem sie einen entsprechenden Sozialisationshintergrund bereits für die männliche Jugend zwischen 1890 und 1918 nachweisen können (vgl. hierzu auch die Aussagen und Dokumente bei Schreckenber, H. (2003), S. 21ff.). Die positive Wahrnehmung des Krieges sowie eine bereitwillige Teilnahme an diesem durch Hunderttausende junger Männer generierte sich schon im Kaiserreich „weder ‚von selber‘ noch zufällig, sondern war das Ergebnis einer absichtsvollen, planmäßigen und effektiven mentalitären Formung und Sozialisation“ (Herrmann, U. (1998), S. 15). Diesbezüglich unterschied sich die NS-Propaganda und vormilitärische Jugenderziehung graduell, aber nicht grundsätzlich von den militaristischen Indoktrinationsbemü-

hungen der anderen politischen Systeme, die ihr vorausgegangen waren oder folgten (vgl. ebd., S. 16).

Auch diesbezüglich gilt die, bereits in anderen Bereichen des NS-Sozialisationskontextes ausgeführte, Bruchthese. Ohne Zweifel stellten schon allein der rassenideologische NS-Kontext und dessen praktische Konsequenzen in der Kriegsführung des Regimes die unübersehbare Voraussetzung für eine qualitative Ausnahmestellung seiner Agitationen zur Militarisierung der Jugend dar. Demgegenüber reihten diese sich allerdings ein, in eine überdauernde Struktur staatlich-militaristischer Instrumentalisierungsversuche:

„Die massenhafte Wirksamkeit einer (halb-)staatlichen Sozialisationspolitik und –praxis, die in den kommenden Jahrzehnten [nach 1914; der Autor] bis zum Ende des 20. Jahrhunderts unter jeweils anderen Vorzeichen, anderen Zielsetzungen und praktischen Begleitumständen immer aufs Neue erfolgreich praktiziert wurde: junge Leute zu begeistern für *andere* politische Ziele – deren Tragweite und *Folgen für sie selber* sie in der Regel nicht durchschauen konnten –, indem man ihnen eine Zukunft versprach, derer man sie dann beraubte: vor 1914, nach 1933, nicht anders in der DDR“ (ebd.).

Auch vor 1933 stellte dieser Bereich ein Exempel für das Zusammenspiel von Führung und Verführung (vgl. ebd.), von staatlichen Formierungsagitationen und der Empfänglichkeit der jungen Rezipienten für deren Deutungsangebote, dar. Angesichts von ihnen in mehrerer Hinsicht beengend wahrgenommener Lebensumstände, entwickelten bereits vor und während des Ersten Weltkriegs viele junge Männer Sehnsüchte nach außergewöhnlichen Erlebnissen, großen Abenteuern sowie der Chance, sich selbst tatkräftig heldenhaft zu bewähren und dafür generationsübergreifend die verdiente Anerkennung zu erhalten (vgl. ebd., S. 12ff. sowie exemplarisch Jünger, E. (1986)). Wenngleich auch der Erste Weltkrieg, etwa nach ihrem konkreten Einsatzort differenzierbar, für die Betroffenen gleichermaßen höchst unterschiedliche Erfahrungswelten bereithielt (vgl. Herrmann, U. (1998), S. 15), lässt sich eine Erlebnis- und Verarbeitungsstruktur, wie sie weiter unten für die NS-Zeit geschildert wird, auch für diesen als typisch bezeichnen.

Der propagandistisch verklärten Vorstellung des Krieges als rauschhaftem Abenteuer, in welchem sogar der eigene Tod, der kaum als konkrete Möglichkeit realisiert wurde, zum vermeintlich „schönen“, da heldenhaften und somit über alle anders erhältlichen Maße sinnstiftenden, Erlebnis werden sollte (vgl. ebd., S. 15), folgte allzu schnell die belastende Erfahrung der Kriegsrealität, welche immer wieder Ernüchterung und innere Distanzierung mit sich brachte.³⁶⁸

³⁶⁸ Im Ersten Weltkrieg traten nicht wenige Angehörige der frühen Jugendbewegung mit einiger Begeisterung ihren Kriegsdienst an. Nicht zuletzt aufgrund ihrer besonderen Dispositionen (vgl. die

Für viele der jüngeren Soldaten bedeutete die Erfahrung des Ersten Weltkriegs eine massive psychische Überforderung (vgl. Ferguson, N. (2006), S. 311ff.), die sie kaum adäquat bewältigen konnten. Dies galt umso mehr, als sie mit ihren erlebten Belastungen und deren seelischen Folgewirkungen nach Kriegsende weitgehend alleingelassen, oder aber von den damaligen Militärpsychiatern, welche Freud einmal treffend als „Maschinengewehre hinter der Front“ bezeichnet hat und die vor allem auf eine rasche Wiederherstellung der militärischen Funktionalität sowie eine Unterbindung von Störungen der restlichen Truppe durch die Betroffenen hinarbeiteten, mit fragwürdigen Methoden behandelt wurden (vgl. Riedesser, P.; Verderber, A. (2004) sowie Zinnecker, J. (2007)). Nicht wenige der so „behandelten“ teilten später ein, ihren psychischen Bedürfnissen und Verdrängungen subjektiv entsprechendes, „generationales Bewältigungsmuster“ (Zinnecker, J. (2007), S. 200) der „national gestimmten aktiven Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs“ (ebd.):

„Ein aggressiver, fanatisch-rassistischer Nationalismus, dessen Zielsetzung es war, die durch den Ersten Weltkrieg erlittene kollektive Demütigung und Verwundung – das kollektive Trauma – mit allen verfügbaren politischen und kriegerischen Mitteln auszulöschen“ (ebd.).

Vielen der besonders belasteten Soldaten gelang nach dem Krieg die Rückkehr in ein „>normales< Leben“ (ebd., S. 314) nicht mehr oder nur mittels schlichter Unterdrückung psychischer Leiden und damit auf Kosten ihrer Gesundheit.

Aber auch die physischen Folgen der Kriegserlebnisse waren vielfach verheerend: „Von den 13 Millionen deutschen Männern, die zu irgendeiner Zeit >Dienst taten<, waren schließlich 2,7 Millionen wegen ihrer Verwundungen permanent behindert, und 800.000 von ihnen erhielten Invalidenrenten“ (ebd., S. 384).

Aus diesen, größtenteils nie adäquat be- und kaum einmal hinreichend verarbeiteten Kriegserlebnissen und persönlichen Kriegsfolgen, sowie auf dem Fundament einer oftmals empfundenen Sinnlosigkeit dieses Leidens nach der Niederlage von 1918, bildete sich nach Kriegsende unter den betroffenen Soldaten weit verbreitet eine Mentalität aus, welche das Kriegserlebnis positiv verklärte (vgl. Janka, F. (1997), S. 163ff., Meschnig, A. (2008), S. 109ff. sowie exemplarisch zur Person des „>Frontschweins<“ und späteren „SA-Führers“ Ernst Röhm Longerich, P. (2003), S. 17f.). Hieran anknüp-

Ausführungen zur Weimarer Republik) waren sie besonders empfänglich gewesen, für eine Propaganda des Kaiserreichs, welche den Krieg mystifizierend als Chance einer ideellen Bewährung verklärt hatte (vgl. Röhrs, H. (1980), S. 170, Fiedler, G. (1989), S. 48ff. sowie Meschnig, A. (2008), S. 185ff.). Bereits zwischen 1914 und 1918 erlebten die „jugendbewegten“ Heranwachsenden dann allerdings in unmittelbarer und extremer Direktheit die Realität eines „Lebenskampfes“, der mit den vorherigen idealistischen Schwärmereien nur wenig vereinbar war. Diese Erfahrungen lösten bei vielen jungen Soldaten einen „Schock“ (Neuloh, O.; Zilius, W. (1982), S. 156) von nicht selten traumatisierendem Ausmaß aus, von dem sie sich später mental nur schwer oder gar nicht mehr erholten. Letztlich starben im Ersten Weltkrieg ungefähr 6.000 „Wandervögel“ (vgl. Neuloh, O.; Zilius, W. (1982), S. 39). Was bei etwa 10.000 Kriegsteilnehmern aus dem „Wandervogel“ eine auffallend hohe Quote bedeutete.

fend standen viele der vormaligen Soldaten politischen Angeboten positiv gegenüber, welche eine erneute Kriegsführung mit revisionistischen Zielen befürworteten. Solch, wenngleich verbreitete, persönliche Motive konnten sich in der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit den kollektiven Revisionismusbedürfnissen und nationalistischen Einstellungen verbinden, wie sie bei der Mehrheit der Bevölkerung angesichts der erlittenen Niederlage virulent wurden. Demgegenüber konnten sich ebenfalls vorhandene pazifistische Orientierungen³⁶⁹ nur anfänglich behaupten und verloren spätestens ab 1929 mit der Krise der Republik weitgehend an Einfluss (vgl. Meschnig, A. (2008), S. 10ff. und 278f.). Ganz allgemein kann somit der Erste Weltkrieg, der lange nur als Vorläufer des Zweiten abgehandelt wurde, als konkrete Ursache der nationalsozialistischen Machtübernahme und des Willens zur Kriegsführung unter deren führenden Vertretern, die vielfach selbst zwischen 1914 und 1918 Soldaten gewesen waren, bezeichnet werden. Dies hat zuletzt der Psychologe und Historiker Alexander Meschnig mentalitätsgeschichtlich herausgearbeitet (vgl. ebd., S. 10, 28f. und insbesondere 275ff.). Hierbei wird freilich nicht von „Automatismen“ ausgegangen, „die den Nationalsozialismus zum einzig möglichen Nachfolger des deutschen Kaiserreiches und der Weimarer Republik machten“ (ebd., S. 8f.). „Dennoch wird die These vertreten, dass ohne den Ersten Weltkrieg, einer spezifischen Realität des Krieges und seiner (Nicht-)Verarbeitung, ein tieferes Verständnis des Nationalsozialismus unmöglich ist und er als der *Schlüssel* für eine Rekonstruktion des NS gelten muss“ (ebd., S. 9). Aus diesem breiteren Kontext lässt sich hier das Schicksal der jüngeren Soldaten des Ersten Weltkrieges herausgreifen, die gehofft hatten, durch den eigenen Kriegseinsatz der oft verhassten väterlichen Autorität zu entfliehen und die vielfach empfundene Langeweile, gerade des bürgerlichen Lebens, gegen die vorab erwartete und dabei als berauschend phantasierte Intensität des Kriegserlebnisses zu tauschen (vgl. ebd., S. 131f.).

Aufgrund der bereits beschriebenen Verarbeitungsschwierigkeiten setzten sich die Angehörigen der benannten Gruppe nach 1918 häufig nicht mit der von ihnen erfahrenen „Wirklichkeit des Maschinenkrieges“ (ebd., S. 132) auseinander, sondern propagierten eine politische Lösung für Deutschland, welche eine Weiterführung des Kampfes gegen vermeintlich feindliche Elemente in- und außerhalb der angekündig-

³⁶⁹ Vgl. hierzu auch die Jugenderinnerungen des, 1893 geborenen, begeisterten Kriegsfreiwilligen Ernst Toller (vgl. ders. (2006), S. 38ff.), der auf seine bedrückenden Kriegserlebnisse an der Front (vgl. ebd., S. 42ff.) mit der Ausbildung einer starken pazifistischen Überzeugung reagierte (vgl. ebd., S. 54ff.), für deren gesellschaftliche und politische Durchsetzung er nach 1918 aktiv, aber letztlich erfolglos eintrat (vgl. ebd., S. 60ff.). Toller entspricht dem hier vorgestellten Verlaufsmuster jugendlicher Kriegsbegeisterung und ernüchternder Distanzerfahrung im eigentlichen Kriegsgeschehen. Auf diese Erfahrungen reagiert er allerdings mit der persönlich reiferen, gesellschaftlich jedoch letztlich gescheiterten Ablehnung weiterer Kriegshandlungen.

ten und die Verklärungen des vermeintlich egalisierenden Fronterlebnisses aufgreifenden „Volksgemeinschaft“ ankündigten. Allgemein kann konstatiert werden: „Für den Nationalsozialismus war das *Kriegserlebnis* der zentrale Ausgangspunkt für das Entstehen der Bewegung und der Politisierung seiner Führer“ (ebd., S. 276). Als solches sollte es auch zur genuinen Wesensgrundlage der neuen „Bewegung“ werden (vgl. ebd., S. 277). Die entsprechenden Mentalitäten prägten dann nach 1918 über gezielte und unbewusste Tradierungen der Väter und anderer Autoritätspersonen die Bewusstseinsbildung der nachwachsenden Generationen (vgl. Longerich, P. 2003), S. 90).

Grundsätzlich kann bezüglich solcher Vermittlungsprozesse festgestellt werden, dass aus den teils traumatisierenden emotionalen Belastungen der Veteranen des Ersten Weltkrieges³⁷⁰, welche diese häufig, bewusst und unbewusst, in den Beziehungen zu ihren Kindern ausagierten oder in anderen Autoritätskontexten (von Lehrern bis zu unterschiedlichen Formen der politischen Agitation) an damals Heranwachsende weitergaben, einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der anhaltenden Kampfbereitschaft der jungen Soldaten des Zweiten Weltkrieges hatten. Denn diese bot letzteren gleichsam die Optionen, sich gegenüber ihren, oftmals als hart und unterdrückend erlebten, Vätern zu behaupten, sowie sich dabei erfolgreich der Erledigung der an sie delegierten Aufgabe einer Wiederherstellung der „Ehre von Vater und Vaterland“ (Marks, S. (2007a), S. 87) zu widmen.³⁷¹

Stephan Marks hat diese Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Anziehungskraft, welche der Nationalsozialismus auch auf die Nachkommen der damals kämpfenden Soldaten entfalten konnte, ausführlicher analysiert (vgl. ebd., S. 129ff., insbesondere S. 136). Ich teile seine resümierende These, dass der Nationalsozialismus „nahtlos an die Abwehr des Traumas des Ersten Weltkrieges anknüpfen konnte“ (ebd., S. 138):

„Derealisierung, Gefühls- und Empathielosigkeit, Idealisierung und Heroisierung wurden... von den Vertretern des Ersten Weltkriegs an ihre Kinder weitergegeben. Diese neurotischen Abwehrmechanismen wurden dann vom Nationalsozialismus aufgegriffen und bildeten die Eckpfeiler des NS-Programms“ (ebd.).

³⁷⁰ Im hier diskutierten Kontext lassen sich die Veteranen des Ersten Weltkrieges mit Michael Wildt folgendermaßen kategorisieren: „Aus der Erfahrung von Tod, Schmerz, Angst, Verstümmelung, der mörderischen Gleichheit und der völligen Bedeutungslosigkeit des einzelnen formte sich der Mythos einer Frontkämpfergeneration, die ihre Erfahrungen nach dem Krieg ins Heroische wendete, um die inneren wie äußeren Wüsten zu vergessen und der Sinnlosigkeit des Erlebten einen Sinn zu geben“ (Wildt, M. (2002), S. 848).

³⁷¹ In diesem Sinne urteilt auch Michael Wildt in seiner Studie zur „Generation des Unbedingten“: „Auch für diese Jungen war der Weltkrieg deshalb die einschneidende biographische Zäsur, die sie zur Generation werden ließ. Die unüberbrückbare generationelle Differenz zu den Frontsoldaten markierte eine Grenze, die schmerzhaft an den Mangel an Erfahrung erinnerte und zugleich die Aufforderung enthielt, etwas Eigenes zu werden“ (ders. (2002), S. 848f.).

Aber nicht nur emotional, auch ganz konkret konnte die kriegsverherrlichende NS-Herrschaft an der Sozialisation der Heranwachsenden, wie sie nicht zuletzt von der oben angesprochenen älteren Generation geprägt wurde, anknüpfen. Denn, die Weimarer Republik war insbesondere in ihren späteren Jahren durchzogen von militarierten Freizeitangeboten (vgl. Longerich, P. (2003), S. 90f.):

„Um 1930 (waren) über 300.000 Jugendliche in militant rechtsgerichteten Jugendverbänden organisiert, deren Hauptziel eine Erziehung im militärischen Sinne war: Zu nennen sind hier insbesondere der <Jungstahlhelm>, der <Jungwolf>, der <Jungsturm>, die <Kyffhäuserjugend>, die diversen Marinejugendbünde oder, mit gewissen Einschränkungen, auch Organisationen wie die <Bismarckjugend>, der Jugendverband der DNVP. Aber auch viele nicht eigentlich paramilitärische oder politisch extrem rechte Verbände beteiligten sich an der Wehrerziehung“ (ebd., S. 91, vgl. hierzu auch Olenhusen, I. G. v. (1993)).

Die während der NS-Zeit Heranwachsenden wurden zudem aber auch noch von den positiv verklärenden Kriegsdeutungen einer anderen Generation geprägt. Hinzu traten die Einflüsse jener Generation, die zwischen ihr und der oben angesprochenen Vätergeneration lag. Es handelte sich um die Gruppe derjenigen, die einen eigenen Einsatz im Ersten Weltkrieg knapp verpasst hatten und nun einerseits gekränkt waren, selbst keine Chance zur Selbstbestätigung bekommen zu haben, andererseits aber die Belastungen der tatsächlichen Kriegesrealität nur indirekt erlebt hatten. Auf tausende von ihnen, die den damals Heranwachsenden nach 1933 in den unterschiedlichen Sozialisationsinstanzen als Autoritäten des Erziehungssystems begegneten, traf die folgende, präzise Beschreibung eines damaligen Lehrers durch Hartmut von Hentig zu:

„Ein Idealist, der den Ersten Weltkrieg gerade >verpasst< hatte, und... früh den Verlockungen der nationalen Erneuerung erlegen (war)“ (ders. (2007), S. 112).

Zur Inklusionsbereitschaft in das NS-System und der dort an den Tag gelegten Leistungsbereitschaft unter den Vertretern dieser Generation hat es in letzter Zeit einschlägige und weiterführende Forschungen gegeben (vgl. insbesondere Herbert, U. (2001b) sowie Wildt, M. (2002)). Aus ihren Reihen rekrutierten sich unter vielen anderen Reinhard Heydrich, die rechte Hand Himmlers in der „SS“, und seine Führungskräfte innerhalb des von ihm geleiteten „Reichssicherheits-Hauptamtes“ (RSHA). Die Mehrzahl dieser Leistungsträger des NS-Staates war nach 1900 geboren und kam, anders als viele Angehörige der „SA“, nicht von den Rändern der Gesellschaft, sondern entstammten den Kreisen einer bürgerlichen und akademisch gebildeten und ausgebildeten Elite. Michael Wildt bringt die Verklärung des Krieges unter diesen Vertretern einer Generation, die er „Generation des Unbedingten“ nennt (vgl. ders. (2002)), auf den Punkt:

„Obwohl oder womöglich gerade weil diese junge Elite das Schlachtfeld nicht mehr aus eigener Erfahrung kannte, konnte sie den Krieg als heroisches Erlebnis stilisieren und das Soldatische, das Kämpferische, das Harte und Erbarmungslose zu ihren Tugenden erheben“ (ebd., S. 45).

Hierzu passend hatte bereits Sebastian Haffner erklärt, „die eigentliche Generation des Nazismus“ seien „die in der Dekade 1900 bis 1910 Geborenen, die den Krieg, ganz ungestört von seiner Tatsächlichkeit, als großes Spiel erlebt haben“ (ders. (2000), S. 22). Peter Longerich resümiert bezüglich der Gruppe der zwischen 1905 und 1914 Geborenen vergleichbar: „Kriegsspielen war eine der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen dieser männlichen Jugend“ (ders. (2003), S. 90).

Auf diese Weise, in seiner subjektiven Wahrnehmung durchzogen von psychisch entlastenden und massiv verklärenden Deutungsmustern, konnte der eigene und kollektive Kriegseinsatz im Bewusstsein dieser Generation zur großen Projektionsfläche subjektiver Bedürfnisbefriedigung werden³⁷²:

„Für die heranwachsenden jungen Männer... – zu jung, um noch eingezogen zu werden, und zu alt, um den Krieg nur als ferne Kindheitszeit zu erinnern – wurde der Krieg zum bohrenden Stachel der verpassten Chance der Bewährung, die den Älteren zuteil geworden war. Obwohl der Kriegsjugendgeneration das existenzielle körperliche Erlebnis von Gewalt und Tod fehlte, fand der Krieg doch nicht fern jeder eigenen Erfahrung statt. Der Begriff der ‚Heimatfront‘ war nicht allein eine propagandistische Erfindung, sondern bezeichnete auch die tatsächliche Einbeziehung von Frauen, Alten und Jugendlichen in die Kriegsanstrengungen. (...) Vor allem aber wurden die fernen Schlachten durch die Medien, allen voran die bis zu dreimal täglich erscheinenden Zeitungen, herangeholt. Hier erschien der Krieg als Reißbrettspiel, als Aufstellung von Armeen von Zinnsoldaten. (...) Der Krieg wurde für die Kriegsjugendgeneration zum Spiel, zum Abenteuer... zu einem großen Feld der Imaginationen, Wünsche und Phantasien, ohne je eine reale körperliche Erfahrung mit ihm machen zu müssen“ (Wildt, M. (2002), S. 848).

Diese Mentalität wirkte sich unweigerlich auch auf die politischen Orientierungen dieser „Generation des Unbedingten“ aus:

„Zukunft hieß für die Kriegsjugendgeneration, die bis dahin nur Instabilität, Diskontinuität und Zusammenbruch erlebt hatte, vor allem radikale Kritik am bürgerlichen Mummenschanz, an den hoh-

³⁷² Zu den obigen Beschreibungen passt somit auch die mentale Entwicklung des, 1900 geborenen, „Reichsführers SS“ Heinrich Himmler. Auch er erlebte den Krieg zunächst nur als Spiel unter Brüdern (vgl. Himmler, K. (2005), S. 50) und träumte bald davon, selbst am fernen Krieg teilnehmen zu dürfen (vgl. ebd., S. 53). Auch ihm blieb der eigene Einsatz im Ersten Weltkrieg letztlich versagt (vgl. ebd., S. 55ff.). Wie viele andere Vertreter der Kriegsjugendgeneration fand auch er nach 1918 (vgl. ebd., S. 104ff.) im aufkommenden Nationalsozialismus Orientierung für den eigenen Aktivismus, persönliche Sinngabe durch die Übertragung vermeintlich bedeutender Aufgaben bei der Schaffung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, Anerkennung und politischen Einfluss, sowie nicht zuletzt die Aussicht, sich in einem kommenden Krieg besser schlagen zu können, als die im Ersten Weltkrieg unterlegenen Väter. Himmler gehörte, wie auch sein späterer Adjutant Heydrich, zu jenen Vertretern der Kriegsjugendgeneration des Ersten Weltkrieges (vgl. Longerich, P. (2008), S. 330), die aus einer schweren Enttäuschung darüber, an dessen Schlachten nicht teilgehabt haben zu können, über das persönliche „zu-spät-gekommen-sein“, sowie aufgrund der verstärkenden Erfahrungen einer autoritär geprägten Sozialisation, eine trotzig aber überaus motivierende „Wir-werden-es-den-Alten-schon-zeigen-“ (ebd., S. 331) Haltung generierten.

len Versprechungen liberaler Politiker, hieß Misstrauen in die Steuerungsmedien bürgerlicher Gesellschaft, wie parlamentarische Demokratie, Gewaltenteilung und durch Gesetz verbürgtes Recht. Zukunft konnte in den Augen dieser Generation nur ein Gegenmodell zum Bestehenden, eine neue, radikale andere Ordnung sein, die ‚wahre‘ Gemeinschaft stiftende und dem einzelnen einen verlässlichen Sinn seiner gab“ (ebd., 850).

Viele der Betroffenen, um 1918 Heranwachsenden, konnten unter den angedeuteten Umständen kein reflektiertes und emotional differenziertes Verhältnis zum Krieg und Kriegseinsatz entwickeln, welches sie hätten an die folgende Generation weitervermitteln können. Diese Einschätzung gilt umso mehr, wenn man berücksichtigt, dass die Proklamation eines zu schaffenden „neuen Menschen“ zwar von den Nationalsozialisten mit spezifischen, vor allem rassistischen Zuschnitten versehen wurde, aber keineswegs deren Erfindung war. Schon vor dem Ersten Weltkrieg war eine öffentliche Debatte sehr virulent, die unter diesem Motto ein Männerbild verbreitete, welches mit der verklärenden Glorifizierung „männlicher“ Tugenden wie Autorität, und „Haltung“ sowie mit einer Forderung nach einer „Männlichkeitserziehung“ einherging, die wiederum männliche Leistung, männliche Ehre und männlichen Opfergeist bei ihren Zöglingen zum Ergebnis haben sollte (vgl. Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008), S. 16 sowie ausführlicher Schilling, R. (2002)). Mit derartigen Erziehungsprinzipien wurden dann auch „die damaligen Eltern [der während der NS-Zeit aufwachsenden Generation; der Autor], in erster Linie die Väter, nicht nur irgendwie traktiert..., sondern aus denen (bezogen) sie zugleich für sich sinnstiftende Messlatten, Lebensperspektiven, Handlungs- und Bewertungsmaximen sowie schließlich später auch Sicherheit im Umgang mit eigenen Kindern“ (Reulecke, J.; Stambolis, B. (2008), S. 16). Den Vertretern dieser Zwischengeneration wurde demnach vielfach, durch überzeugte Väter, durch Väter, die in Folge eigener Kriegserlebnisse von ihren eigenen Gefühlen und Bedürfnissen weitgehend abgeschnitten waren und sich somit auch ihren Kindern kaum empathisch zuwenden konnten, sowie im Falle eines gefallen Vaters stellvertretend durch Autoritäten des öffentlichen Erziehungswesens, eine Haltung eingetrichtert, wonach es stets gelte, „fürs Gute zu handeln und zu leiden“ (ebd.):

„Dieses Gute war an erster Stelle die Nation. Entsprechend streng und unnachsichtig sollte ein solcher Mann, wenn er Vater war, ‚mit seiner ganzen Autorität‘ auch seine Söhne erziehen, um sie zu kraftvollen, standhaften und opferbereiten Männern zu machen. Solche heroische Männlichkeitserziehung war aber im wilhelminischen Alltag bereits oft, nicht zuletzt in den höheren Schulen, fast durchgängig zu einer Dressur mit dem Ziel der Erzeugung unterwürfiger Untertanen verkommen, an dem viele Jungen zerbrachen. Eine Welle von Schülerelbstmorden war eine von den Zeitgenossen zwischen 1907 und 1910 intensiv diskutierte Folge dieser seelenlosen Abrichtung“ (ebd., S. 16f.).

Ohne hier einem Erklärungsmuster das Wort reden zu wollen, welches das Aufkommen des Nationalsozialismus allein oder vorrangig auf eine so evozierte Untertanenmentalität der Deutschen vor 1933 zurückführt, wird doch deutlich, dass bereits diese Generation unter hohem psychischem Druck und durch wenig verständnisvolle (für ihre Schützlinge, wie für ihre eigenen psychischen Motive) Erziehungsautoritäten mit einer Weltsicht infiltrierte wurde, die ihnen vermittelte, dass sich Anerkennung nur über Einsatz, Leistung und Leiden erringen ließe sowie dass eine absichtliche Verweigerung, wie auch ein Scheitern, selbstverständlich mit persönlichem Versagen gleichzusetzen wäre. Die so erzogene Zwischengeneration litt dann daran, dass ihnen der Beweis ihrer Leistungs- und Leidensfähigkeit, und damit ihrer „Ehrenhaftigkeit“ im Ersten Weltkrieg verweigert geblieben war. Viele von ihnen wollten im nächsten Krieg, der ja die „Schmach“ des vorangegangenen in jeder Hinsicht tilgen sollte, ihre Chance auf Bewährung nutzen.

Nicht wenige von ihnen hatten in der Zwischenzeit eigene oder ihnen anvertraute Kinder im Sinne der skizzierten Handlungs- und Deutungsmaximen erzogen.

Die Vertreter dieser Zwischengeneration, der Heinrich Himmler angehörte, welche sich im Erwachsenenalter persönlich im und für den Nationalsozialismus engagierten, sahen häufig in der, gemeinsam mit ihren älteren Parteigenossen angestrebten, kriegerischen Revision des „Versailler Vertrages“ die Möglichkeit, sich sowohl von der eigenen Elterngeneration Anerkennung zu erwerben, als auch gegenüber dieser, die den Sieg nicht hatte erringen können, zu behaupten. Die Mythisierung des Krieges an sich, mit der sie sozialisiert worden waren, bot hierbei die Möglichkeit, derart persönliche Bedürfnisse als Motiv vor sich selbst und anderen zu verleugnen. Die hier beschriebene Motivationsstruktur setzte sich bei vielen Heranwachsenden der NS-Zeit unverändert und durch die beiden oben erwähnten Generationen vielfach bewusst gefördert fort. Hierbei interpretierten letztere ihre Kriegstreiberei zumeist nicht als Ausdruck narzisstischer Bedürfnisse, sondern, wiederum ganz entsprechend dieser Bedürfnisstruktur, als selbstlosen, idealistischen Einsatz für „Führer, Volk und Vaterland“. In der patriarchalischen Strukturierung der Öffentlichkeit, welche während der NS-Zeit ihren Höhepunkt erreichte, bot der persönliche Kriegseinsatz der männlichen Jugend für deren Vertreter nicht selten die vermeintlich einzige Chance zur endgültigen Mannwerdung (vgl. exemplarisch Frodian, U. (2002), S. 17) und zur Erringung von Lebenssinn. Den Rahmen hierfür hatte Hitler bereits in *Mein Kampf* vorgegeben, als er festlegte:

„Schon in der Jugend (muß) ein eiserner Grundsatz in die noch bildungsfähigen Köpfe hineingehämmert werden: Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses zu bringen bereit ist“ (ders. (1933), S. 474).

In Konsequenz dieser Vorgabe schien der eigene Kriegseinsatz vielen damals Heranwachsenden als Option, endlich selbst Anerkennung – von den Eltern, anderen Autoritäten (Lehrer, „HJ-Führer“, militärische Ausbilder etc.), „Führer, Volk und Vaterland“ sowie schließlich gar der „Geschichte“ – in prinzipiell unbeschränkter Form erwerben zu können. Ganz in diesem Sinne erinnert sich der damals fünfzehnjährige Hartmut von Hentig an seine Gedanken, nachdem er vom Ausbruch des Krieges gegen Polen gehört hatte:

„Ich (versuchte) mir vorzustellen, was es heiße, >an seinem Platz seine Pflicht zu tun<. Wo und wie würde ich mich bewähren?“ (ders. (2007), S. 150f.).

Wie für die älteren Generationen, welche das NS-Projekt in Kraft gesetzt hatten, bedeutete der eigene Kriegseinsatz zudem auch für diese jungen Deutschen die Möglichkeit, sich gegenüber den genannten Vorbildern zu behaupten. Eine NS-Propaganda, die vor allem verzerrte (vgl. These 2), tat ihr Übriges, um eine entsprechende Vorstellungswelt bei den Jugendlichen zu verfestigen. So berichtet Hermann Graml, selbst damals Heranwachsender, vom „Wunsch... es der Vätergeneration an kriegerischer Leistung gleichzutun“, wobei er auf folgende, im hier diskutierten Kontext bezeichnende Begleitumstände verweist:

„Daß realistische Schilderungen des Krieges, die wir durchaus zur Kenntnis nahmen, mitnichten abschreckend wirkten. Nationalistische und nationalsozialistische Autoren, die Bücher über ihre Erlebnisse im Weltkrieg schrieben, haben ja das Grauen, die Schrecken und die Leiden des Krieges keineswegs bagatellisiert oder gar unterschlagen; man braucht nur an Ernst Jünger, Franz Schauwecker und Hans Zöberlein zu denken. Aber diese Schilderungen haben unsere Erwartung, ähnliche Prüfungen zu bestehen, nur bestärkt“ (ders. (1992), S. 74).

Neben derartigen Schilderungen, die den Ersten Weltkrieg durchaus als harte, entsprechend der „Existenzkampf“-Ideologie (vgl. These 1) aber auch als abhärtende Erfahrung darstellten, bot das NS-Erziehungswesen gerade den jungen und jüngsten „Volksgenossen“ viele unrealistische Schilderungen jener Kriegsrealität, welche sie bei einem eigenen Einsatz angeblich erwarten würde. Diese Darstellungen waren nicht, wie oft bemerkt wird, einfach nur verharmlosend, sondern suggerierten geschickt eine zu erwartende Situation, welche einiges an Spannung und Abenteuer böte, wobei mögliche Gefahren entweder ausgeklammert oder als Chance zur Selbstbehauptung verklärt wurden.³⁷³ Gerade Letzteres war ein entscheidender Aspekt die-

³⁷³ Vgl. zu dieser kriegsverharmlosenden Indoktrination und ihrer subjektiven Wahrnehmung durch die damals Heranwachsenden exemplarisch auch die Berichte bei Dörr, M. (2007), S. 69ff.

ser Darstellungen, sie vermittelten den Heranwachsenden immer wieder Kriegsphantasien, in denen es vermeintlich recht leicht wäre, sich zu behaupten, es besser zu machen als ihre Eltern. Wenngleich auch Angehörige ihrer „Gemeinschaft“ bei diesem Unternehmen „heldenhaft“ zu Tode kommen konnten – entsprechende Darstellungen wirkten häufig eher wie Angebote, denn wie bedrohliche Verheißungen –, wirklich gelitten wurde in diesen Darstellungen meist nur auf Seiten des Gegners. Exemplarisch für unzählige derartige Materialien der unterschiedlichen Instanzen des NS-Erziehungswesens sei hier der Text eines Anfänger-Lesebuches aus dem Jahre 1940 für Jungen von sechs bis sieben Jahren wiedergegeben, welche sie für das Soldaten-sein begeistern sollte. Neben dem, auf den „Blitzkrieg“ gegen Polen Bezug nehmenden, Bild eines übermächtig wirkenden deutschen Panzers, der offensichtlich mit veralteten Waffen kämpfende feindliche Soldaten ohne jedes Wenn und Aber in die Flucht schlägt, stand folgende Botschaft an die jungen Leser:

„Wer kriecht da den Berg empor? | Knickt die Bäume wie ein Rohr? | Kennt ihr dieses Ungetüm? | Seht ihr hier den Polen fliehn? | Wo ein Panzerwagen schießt, | Feindesblut in Strömen fließt.

Darum schrein wir Hipp hurra! | Deutsche Panzer, die sind da!“

(zitiert nach Schreckenberger, H. (2003), S. 227).

Wenn zudem Kontakte mit Soldaten arrangiert wurden, die bereits Erfahrungen im angelaufenen Krieg gemacht hatten, so waren dies freilich keine Begegnungen mit solchen „Kämpfern“, die dort übermäßig gelitten oder gar eine kritische Einstellung zum Geschehen entwickelt hatten. Eher kamen hochdekorierte Frontoffiziere, die sich ganz offensichtlich „bewiesen“ und dies gut überlebt hatten, in die „KLV-Lager“ oder „Wehrertüchtigungslager,“ um unter den dortigen Jugendlichen „durch spannende Kampfberichte die ‚wehrgeistige Erziehung‘ zu fördern“ (ebd., S. 245).

Überdies boten die NS-Ideologie und ihre „erzieherischen“ Vermittlungen, mit ihren „Natur-“ und „Weltgesetzen“, den Heranwachsenden stärker als je zuvor die Möglichkeit, persönliche subjektive Antriebe ungestört im Unbewussten zu belassen. In besonderem Maße konnten sich die angedeuteten Motivationsstrukturen bei Kindern und Jugendlichen auswirken, deren Brüder oder Väter bereits gefallen waren:

„Die Toten – nun mit einem Glorienschein versehen – lebten als Helden in den Familien [sowie als verklärtes Kollektiv in der NS-Propaganda; der Autor] weiter. Eine pubertäre Auseinandersetzung mit Toten ist immer schwierig; mit *solchen* Toten ausgeschlossen. Ich erinnere mich an zwei psychotherapeutische Behandlungen, bei denen ein solches Schicksal den einen Patienten in so starke Minderwertigkeitsgefühle hineingetrieben hatte, daß er sich in seiner Freizeit nur noch in dunklen Kneipen herumdrückte. Bei dem anderen entwickelte sich eine psychosomatische Krankheit nach der anderen“ (Zander, W. (1992), S. 135).

Zur hier vorgetragenen Argumentation passt auch jener Befund, der aussagt, dass „Soldaten auf Heimaturlaub [damals; der Autor] lieber zurück an die Front wollten, als noch einen Tag länger im Luftschutzbunker zu sitzen“ (Hage, V. (2008), S. 194). Natürlich konnten für eine derartige Motivation vielfältige Gründe ausschlaggebend sein. Angesichts eines, als übermächtige Bedrohung wahrnehmbaren, alltäglichen Belastungspotentials, wie es der Zweite Weltkrieg an Front und „Heimatfront“ gleichermaßen bereithielt, war die Verdammung zur eigenen Passivität grundsätzlich schwer zu ertragen. Der Wunsch, das Geschehen selbst aktiv mitzugestalten, konnte durchaus psychische Auslöser haben, die sich aus einem allgemeinen Bewältigungsbedürfnis heraus generierten und nicht zwangsläufig mit narzisstischen Motiven versetzt gewesen sein müssen. Zudem hatten viele Frontkämpfer, aufgrund ihrer Erfahrungen im unmittelbaren Kriegsgeschehen, massive Schwierigkeiten, sich in der Heimat zurechtzufinden. Sie strebten oftmals eine baldige Rückkehr an die Front an, an welcher sie sich vermeintlich leichter zurechtfinden.

Diese möglichen Hintergründe vermischten sich allerdings auf vielfältige Weise auch mit den hier angenommenen narzisstischen Motivationsstrukturen, ohne dass eine klare Trennung zwischen den Kategorien möglich oder notwendig wäre.

Diese Vermischung wird augenscheinlich im autobiographischen Bericht Kurt Vonneguts, der die Bombardierung Dresdens im Februar 1945 zwar als Amerikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft erlebte, dessen Aussagen jedoch auch für die Wahrnehmung der damaligen deutschen Soldaten exemplarisch sein dürften:

„Bombardiert zu werden ist eine außerordentlich passive Angelegenheit. Es gibt nichts, was man tun kann – außer vielleicht zu den Bomben zu sprechen. Man hat als Überlebender auch nichts, worauf man stolz sein könnte“ (zitiert nach Hage, V. (2008), S. 283).

Im Gegensatz zu Vonneguts realistischer Auffassung, trachtete das NS-Regime freilich sehr wohl danach, auch den Tod und das Leid im Bombenkrieg der „Heimatfront“ propagandistisch zu erklären:

„Für die Propaganda waren die Toten des Bombenkriegs ‚Gefallene‘, die ihr Leben auf dem ‚Feld der Ehre‘ verloren hatten. Hier wie auch im Kampf an der äußeren Front wurde der individuelle Schmerz im Zweiten Weltkrieg wieder aufgewertet. Bombentote wurden mit militärischen Ehren bestattet; ihre Grabmäler zierte ein Eisernes Kreuz. (...) Hans Fritzsche, der Generalbevollmächtigte des Rundfunks, (bezeichnete) im Juli 1943 die Menschen in den Bombardierungsgebieten als ‚die wahren Helden dieses Krieges, die das unsichtbare Eichenlaub um die Stirn tragen, vor denen dereinst sich ganze Generationen in Europa verneigen werden... Die tief verwurzelte Vorstellung einer allumfassenden, zeitlosen Volksgemeinschaft eröffnete eine Möglichkeit, dem persönlichen Verlust und Leid im Krieg einen Sinn zu geben, und auch das ältere Konzept des Helden besaß weiterhin ein großes emotionales Potential... (...) Der Glaube an den Sieg sollte die Trau-

ernden über den Verlust eines geliebten Menschen hinweghelfen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 68).³⁷⁴

Wenngleich also die nationalsozialistische Propaganda auch dem Tod an der „Heimatfront“ Ehrbezeugungen aussprach und die Konzeption der „Volksgemeinschaft“ diesem vermeintlich Sinn verlieh, so scheint mir doch Vonneguts Einschätzung zutreffend zu sein. Dies gilt gerade für die damals heranwachsenden „Volksgenossen“ und ihren altersbedingten Drang nach persönlicher Selbstbehauptung, welchen sich das Regime von Beginn an hatte zunutze machen wollen.

Auch eine NS-Propaganda, die angesichts verheerender Bombenangriffe der alliierten Luftwaffe immer wieder zu vermitteln versuchte, dass es sich auch beim passiven Durchhalten um eine höchst aner kennenswerte Leistung handele, konnte die wahrgenommene Diskrepanz nicht überbrücken, welche sich zwischen dieser Darstellung und jener, von den nationalsozialistischen Sozialisationsagenturen omnipräsent eingeforderten, *aktiv* unter Beweis zu stellenden Willensstärke und Tatkräftigkeit auftat. Häufig dürften es, alters- und sozialisationsbedingt, verstärkte Wünsche nach einer Emanzipation von den beengend erlebten Verhältnissen zu Hause, wo die Heranwachsenden oftmals unter dem repressiven Diktat der Väter und nicht selten auch der autoritär agierenden Lehrer litten oder das dortige Leben zumindest als öde und inhaltsleer empfanden und demgegenüber die eigene Herausforderung, eine Chance zum Experimentieren und für den Erwerb eigener Männlichkeit suchten, gewesen sein, welche junge „Volksgenossen“ die eigenen Kriegseinsätze zunächst positiv wahrnehmen ließ.

So beispielsweise Günter Grass, der später schrieb, dass seine Dienstzeit als „Luftwaffenhelfer“ einerseits „nicht eine freiwillige war“, jedoch andererseits „als Ende des Schulalltags wie Befreiung erlebt“ (ders. (2008), S. 76) wurde.

³⁷⁴ Letztgenannter Aspekt dürfte eine Ursache der anhaltenden Weigerung vieler Deutscher sein, die deutsche „Wehrmacht“ und ihr Handeln im Zweiten Weltkrieg realistisch wahr- und vor allem anzunehmen. Diese Weigerung war zuletzt in den Auseinandersetzungen um die „Wehrmachtsausstellung“ wieder erkennbar, welche trotz kleinerer Ungenauigkeiten und einiger weniger bedeutender Interpretationsfehler doch eine grundsätzliche Wahrheit dokumentierte. Dies anzuerkennen würde aber für viele Hinterbliebene bedeuten hinzunehmen, dass ihre damals gefallenen Partner, Verwandten, „Kameraden“ etc. entgegen der nationalsozialistischen Heldenverehrung nicht nur umsonst – der Krieg ging schließlich verloren, einen „Endsieg“ hat es nicht gegeben –, sondern auch noch für eine verbrecherische, gänzlich unehrenhafte Sache gestorben waren und dabei womöglich selbst moralisch fragwürdig gehandelt hatten. Dies können viele der Hinterbliebenen nicht akzeptieren. Das Verharren auf einer Wahrnehmung, wie sie in vielen Familien tradiert wird (vgl. These 1), die die Wehrmacht als entweder ungebrochen heroisch oder zumindest als unpolitisch und damit vermeintlich an den Verbrechen der Nationalsozialisten unbeteiligt ansieht, hat gegenüber dieser belastenden Reflexionsaufgabe einiges psychisches Verführungspotential.

Auch vom zusehends militärisch organisierten und von den Jugendlichen vermehrt als dröger Drill erlebten „HJ-Dienst“ (vgl. These 6 zur Gruppe der Jugendlichen) konnte die Alternative des eigenen Einsatzes als Befreiung erlebt werden (vgl. ebd., S. 70).

Verstärkt wurde diese positive Anfangswahrnehmung noch durch die Insignien der neuen Aufgabe, welche als Merkmale und Bedingungen der eigenen Manneswerdung und damit der Behauptung gegenüber den alten Autoritäten interpretiert werden konnten:

„Wir Jungs sahen das so. In Uniform zogen wir Blicke an. Mächtig pubertierend stärkten wir die Heimatfront“ (ebd., S. 76).

Für unzählige von ihnen galt das verhaltensmotivierende und mentalitätsprägende Motto: „Endlich wurden wir ernstgenommen“ (ebd.). Hier verbanden sich zeit- und altersbedingte Faktoren zu einem Ursachenkonglomerat, welches viele Heranwachsende den eigenen Kriegseinsatz begeistert oder doch wenigstens bereitwillig antreten ließ.

Als zeitbedingt ist eine historische Sozialisationsstruktur anzusehen, die die vermeintliche Option bot, sich dem repressiven Einfluss traditioneller, in der bürgerlichen Kultur weit vor 1933 entstandener, Autoritätsmuster zu entziehen³⁷⁵, sowie sich diesen gegenüber zu behaupten, indem man sich an die nationalsozialistische Kampfesideologie und deren Verhaltensanforderungen anpasste. Dieser Befund gilt gesellschaftsübergreifend, wenngleich die konkreten Lebensbedingungen und Bewältigungsaufgaben der Jugendphase je nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe weitgehend milieuspezifisch (besonders deutlich zwischen den bürgerlichen Kreisen und dem Proletariat) geprägt waren und sich im Einzelnen (etwa der Struktur und Dauer der Bildungs- und Ausbildungsphase nach) deutlich unterscheiden konnten (vgl. Herrmann, U. (1982) sowie Fuchs, W. (1985)). Es lässt sich grundsätzlich konstatieren, dass etwa die männlichen Nachkommen aus Familien der Arbeiterschicht erkennbar früher selbständig und von ihrem Elternhaus unabhängig werden mussten, als ihre Altersgenossen aus dem bürgerlichen Milieu. Dennoch haben auch sie vielfach unter repressiven Erziehungsverhältnissen und einem autoritär gehaltenen Machtanspruch des Vaters gelitten. Wo in den bürgerlichen Kreisen streng agierende Lehrer die Jugendlichen zusätzlich bevormundeten, übernahmen dies bei den heranwachsenden Proletariern häufig andere Autoritäten (Meister etc.) aus den Bereichen

³⁷⁵ Günter Grass beschreibt seine damalige Reaktion angesichts eines im obigen Sinne beengend erlebten Elternhauses in bezeichnender Weise: „Fluchtwege wurden sondiert. Alle liefen in eine Richtung. Nur weg von hier, an die Front, an eine der vielen Fronten, so schnell wie möglich“ (ders. (2008), S. 79).

der beruflichen Ausbildung und Praxis. Außerdem empfanden sie ihre Herkunftssituationen oftmals schon rein räumlich als beengend und entbehrlich.

Die „Hitlerjugend“, welche zusehends rigider strukturiert war und auf die Jugendlichen gleich welcher Herkunft zuzugreifen trachtete, wurde nach Kriegsbeginn hingegen immer deutlicher und schichtübergreifend als formelle Inanspruchnahme, jedoch immer weniger als die willkommene Möglichkeit zur Freisetzung aus beengend erlebten Autoritätsverhältnissen wahrgenommen. So konnte es sein, dass der dortige Dienst sowohl durch seine innere Struktur als auch durch seine didaktischen Vermittlungsversuche (Förderung militärischer Fähigkeiten und Einstellungen sowie einer Werthaltung, welche soldatische Leistungen als Auslöser von Stolz oder, bei Versagen, von Scham verinnerlicht hat) einer bereitwilligen Aufnahme des Kriegsdienstes durch die Jugendlichen weiterhin Vorschub leistete, während er selbst an Attraktivität unverkennbar einbüßte. Altersbedingte Faktoren kamen diesbezüglich zum Tragen, wenn die oben angedeuteten Bedürfnisse dadurch ihre besondere Stellung im Dispositionshaushalt der Betroffenen erhielten, dass es sich hierbei um junge Menschen handelte, die sich in ihrer Entwicklung zwischen Pubertät und dem Ende der Adoleszenzphase befanden. Dieser Aspekt verstärkte sich durch die immer jüngere Soldaten rekrutierende nationalsozialistische Verpflichtungspraxis mit Fortdauer des Krieges in zunehmendem Maße.

Der eigene Kriegseinsatz konnte insbesondere dann ohne hinderliche Reibungsverluste als Befriedigung der Bedürfnisse nach Sinnhaftigkeit und Anerkennung aufgefasst werden, wenn keine allzu belastenden, aus den tatsächlichen Kampfesshandlungen resultierenden Eindrücke diese Wahrnehmung störten (vgl. exemplarisch Grass, G. (2008), S. 76).

Die militärische Sozialisation, welche jungen Soldaten erhielten, bevor sie ihren eigentlichen Dienst in der „Wehrmacht“ antraten, beschränkte sich nicht selten auf die diesbezüglichen Erfahrungen im erweiterten Erziehungswesen des NS-Staates und entsprach keiner adäquaten Vorbereitung auf einen tatsächlichen persönlichen Kriegseinsatz. Dies galt auch in mentaler Hinsicht.

Verstärkt wurde die hier besprochene Motivationsstruktur darüber hinausgehend, indem die NS-Propaganda Botschaften vermittelte, die Kriegseinsätze einerseits heroisierend und andererseits als großes Abenteuer darstellten. Hier ergänzten sich die verschiedenen Kanäle, mit welchen das NS-System an die jungen „Volksgenossen“ herantrat, kumulierend zu einer gleichlautenden Grundbotschaft, wie sie hier skizziert wurde.

Im Bereich der Propaganda erwies sich die „Wochenschau“ als besonders zuträglich, da sie gleichermaßen die Erfolge des deutschen Militärs, sowie die dafür zu erntende Anerkennung in bewegten Bildern präsentierte (vgl. exemplarisch ebd., S. 81 sowie allgemein These 2). Selbstverständlich fehlten hierbei solche Elemente, die geeignet gewesen wären, die gewünschte Botschaft durch allzu drastische, die Heranwachsenden potentiell verschreckende Szenen, in Frage zu stellen:

„Der Kinogänger (hatte) mal um mal die glückliche Heimkehr seiner Helden gesehen...; von all den Booten, die samt Mannschaft irgendwo abgesoffen waren, fehlten die bewegten Bilder“ (Grass, G. (2008), S. 81).

Es kann angesichts dessen nicht allzu sehr verwundern, wenn sich bei vielen Heranwachsenden eine Haltung von „vorausseilendem Eifer“ (ebd.) und die Bereitschaft zum freiwilligen Kriegsdienst (vgl. ebd.) herausbildete. Man wollte sich statt den Verhältnissen zu Hause lieber vermeintlich abenteuerlichen, aber nicht als Bedrohung wahrgenommenen Erlebnissen hingeben. Günter Grass berichtet über die entsprechende Auffassung seiner Schulfreunde:

„Wie ich wollten sie sich möglichst furchtlos in Gefahr erleben, Schiff nach Schiff versenken, reihenweise feindliche Panzer knacken oder in den neuesten Messerschmitt-Maschinen des Feindes Terrorbomber vom Himmel holen“ (ebd., S. 80).

Eine mitunter konstatierte, allzu einseitige Behauptung, einer nicht näher bestimmten, „Todessehnsucht“, welche durch gezielte erzieherische Einflussnahmen des NS-Regimes herangezüchtet worden sei und das Handeln der betroffenen Jugendlichen in der Kriegssituation determiniert habe³⁷⁶, verdeckt mitunter den Blick für solche, sozialpsychologisch zu erklärenden, Motivationsstrukturen, wie sie hier angedeutet wurden (vgl. Tenorth, H.-E. (2003b), S. 28f., Hübner-Funk, S. (2005), S. 213ff. sowie exemplarisch den Bericht bei Gröper, R. (2000), S. 213f.).³⁷⁷

³⁷⁶ Dies suggeriert etwa der etwas undifferenzierte Buchtitel: „Sie starben für Führer, Volk und Vaterland. Ein Lesebuch zur Kriegsbegeisterung junger Männer“ (Fritz, M.; Hafener, B. (1993), vgl. diesbezüglich auch ebd., S. 14ff.).

³⁷⁷ Gleiches gilt für die Annahme einer ideologischen Verblendung der jüngeren und jungen Soldaten, die als eine mögliche Motivation einer solchen „Todesbereitschaft“ interpretiert wird (vgl. Bartov, O. (1999), S. 163ff.). Bartov zitiert hierzu den Brief eines Soldaten, den dieser am 9. Februar 1940 an seinen Vater schrieb: „Wir alle hoffen, bald an die Front verlegt zu werden. Das ist unser innigster Wunsch!... Das muß, wenn man es recht betrachtet, das höchste und edelste Ziel sein: ein Mann hat sich in der Schlacht zu bewähren. Diese Schlacht ist nicht nur ein Kampf des einzelnen, sondern auch ein Kampf für unsere Familien wie für das deutsche Volk“ (ebd., S. 224). Nun ist es zweifelsohne richtig, dieser Argumentation eine ideologische Aufladung zu attestieren. Eine Verinnerlichung von deren Implikationen sind schließlich die Voraussetzung dafür, dass es möglich ist, den eigenen Kampfeinsatz, wie oben beschrieben, als Möglichkeit wahrzunehmen, sich zu bewähren und dafür Anerkennung zu ernten. Demgegenüber scheint mir aber der alleinige Verweis auf „den Glauben an Hitler und die Zustimmung zu seinen <Ideen>“ (ebd.) die innerpsychischen Abläufe zu verkürzen. Denn, und das meint die obige Argumentation, es sind zunächst einmal die persönlichen Dispositionen – die natürlich von vielen Personen kollektiv geteilt werden können, diese Tatsache ist die Voraussetzung für die Annahme eines jeden Generationenkonzeptes –, welche eine Zuwendung zu einer bestimmten Weltsicht auslösen. Letztere fällt im menschli-

Auch aus der funktionalistischen Sicht des Regimes konnte eine unabhängige Todessehnsucht der Heranwachsenden kein erstrebenswertes Erziehungsziel darstellen. Der Krieg als Weg zur „nationalen Wiedergeburt“, der Kampf für „Führer, Volk und Vaterland“, sowie schließlich der persönliche Einsatz, welcher eigenes Töten und persönliches Sterben nicht einfach in Kauf nimmt, sondern als „heroische Tat“ anstrebt, dies waren die propagandistischen Umschreibungen, mit denen bei der „Volksgemeinschaft“ und in besonders konzentrierter Form deren Jugend der „Wille“ evoziert werden sollte, bereitwillig eigenen Einsatz und persönliches Opfer in jeder erdenklichen Form für den „Endsieg“ zu bringen. Die hierzu vom Regime verbreiteten Umschreibungen, Verklärungen und Täuschungsmanöver reichten von der bewussten Unterschlagung und Unterdrückung störender Wahrheiten, bis zur religiösen Mystifizierung des Krieges, sowie seiner angeblichen Ursachen und Bedeutung für die „arische Rasse“. Aus diesem Spektrum ließen sich hunderte von Quellen als Belege anführen, was in anderen Arbeiten, die sich intensiv mit dem „braunen Kult“ der Nationalsozialisten und ihrer „politischen Religion“ befasst haben, bereits hinreichend geschehen ist.³⁷⁸

Zur weiteren konkreten ideengeschichtlichen Herleitung der nationalsozialistischen „Kampfesideologie“ und ihrer pseudophilosophischen Legitimationen sei auf diese Arbeiten verwiesen. An dieser Stelle soll lediglich eine kleine Auswahl wiedergegeben werden, anhand derer sich die sozialisationsrelevanten Aspekte einer „Erziehung zum Tod“³⁷⁹ in den Fokus rücken lassen.

chen Bewusstsein nicht auf eine Tabula rasa und bewirkt unabhängig von den Eigenschaften des Betreffenden eine Inklusion in eine „Bewegung“ und dessen Kampfbereitschaft für deren Ziele. Selbst bei solch hohem Aufwand, wie ihn das NS-Regime betrieb, stößt reine Indoktrination irgendwann an ihre Grenzen (vgl. hierzu die diesbezüglichen Ausführungen in Kapitel 3 dieser Arbeit).

³⁷⁸ Aus der breiten Masse wissenschaftlicher Publikationen zum Thema vgl. ein- und weiterführend: Gamm, H.-J. (1963), Vondung, K. (1971), Hermand, J. (1988), sowie Bärsch, C.-E. (2002).

³⁷⁹ So der Untertitel der Dokumentation zum Thema Schule im Dritten Reich, die Geert Platner zusammen mit Schülern der Gerhart-Hauptmann-Schule in Kassel herausgegeben hat (vgl. dies. (2005)). Dieser Untertitel erscheint mir allzu undifferenziert, zumal in den gesammelten autobiographischen Zeitzeugenberichten sowie den dazu angefertigten Einleitungen und Kommentierungen gerade die, trotz aller Kontrollbemühungen des NS-Regimes, lange bestehende und nicht zuletzt von der Einstellung und vom Wirken einzelner Lehrer abhängende Vielseitigkeit des Unterrichts während der NS-Zeit eindrücklich erkennbar wird. Die vielzähligen Belege, welche die Dokumentation für eine romantisch-pathetische Verklärung der Todesbereitschaft innerhalb des NS-Erziehungswesens und, wenngleich hier auch abweichende Erfahrungen berichtet werden, der damaligen Schule liefert, lassen sich jedenfalls durchweg im Sinne der oben ausgeführten Argumentation interpretieren. Ob eine solche Sammlung, die ja explizit auch noch die Bemühungen jüdischer Pädagogen, ihren Schützlingen gegen den Vernichtungswillen des NS-Regimes bis zuletzt Bildung als Lebensbejahung angedeihen zu lassen (vgl. ebd., S. 123ff.), mitberücksichtigt und darstellt, mit dem verallgemeinernden Titel: *Schule im Dritten Reich. Erziehung zum Tod* sinnvoll überschrieben ist, erscheint mir fraglich. Schließlich folgt eine solche Gesamtbezeichnung nationalsozialistischer Erziehungssagitationen allzu weitgehend einer Definition, wie sie bereits 1942 unter dem Titel „Education for Death. The making of a Nazi“ von Gregor Ziemer in London publi-

Zunächst sei erwähnt, dass die explizite Verklärung und Propagierung der *Bereitschaft*, für eine vermeintlich höhere Sache sein Leben zu geben, als höchste Form der Selbstverwirklichung keineswegs eine originäre Idee der NS-Propaganda war. Auch diesbezüglich griff das Regime auf Traditionen zurück, welche ins Konzept seiner eigenen sozialen Ideologie passten und ihm gleichzeitig als funktional im Sinne einer effizienten Umsetzung seiner politischen Ziele erschien. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte etwa der spätere Schriftsteller Ernst von Salomon im Rahmen seiner Erziehung in einer preußischen Kadettenanstalt folgendes von einem Oberleutnant in dessen Begrüßungsansprache gehört:

„Meine Herren! Sie haben den schönsten Beruf erwählt, den es auf dieser Erde gibt. Sie haben das höchste Ziel vor Augen, das es auf Erden nur geben kann. Wir lehren Sie hier, dies Ziel zu erreichen. Sie sind hier, um das zu lernen, was Ihrem Leben erst die letzte Bedeutung verleiht. Sie sind hier, um sterben zu lernen“ (Salomon, E. v. (1957), S. 28).

Bei dem autobiographischen Bericht von Salomon handelt es sich um eine, im Jahr 1933, jedoch vor der nationalsozialistischen Machtübernahme erstmalig veröffentlichte Darstellung rigider Erziehungspraxen in einer preußischen Kadettenanstalt, welche dieser ab 1913 besuchte. Somit beschreiben seine Schilderungen, anders als dies in manchen Publikationen zumindest durch die Art der Darstellung suggeriert (vgl. etwa Schmidtke, A. (2007), S. 69ff.) wird, gerade keine erzieherische NS-Spezifik, sondern verweisen vielmehr auf die Kontinuitäten entsprechender Erziehungspraxen und damit verbundener Legitimationsmuster.

Das NS-Regime übernahm auch in diesem Bereich, was ihm sinnvoll und nützlich erschien. Kontinuitätsbrüche taten sich schließlich auch hier durch die massive Instrumentalisierung der Methoden, sowie durch den rassistischen Begründungskontext auf. Erneut gilt, nicht die Methode war spezifisch nationalsozialistisch, sondern ihre konkrete und funktionsgebundene Verwendung innerhalb des NS-Systems.

Ganz gleich, wie sehr nach 1933 einige Vertreter des NS-Regimes, breite Massen der „Volksgemeinschaft“ und nicht zuletzt damals Heranwachsende tatsächlich an die Verklärungen glaubten, mit denen der „Todesmythos“ das Sterben von Freund und Feind im Kriegsgeschehen versah, letztlich hatte die Bereitschaft, diese Erklärungen zu akzeptieren, zumeist höchst weltliche Motive. Eine unabhängige „Todessehnsucht“ oder auch nur Todesbereitschaft der damals Heranwachsenden lässt sich kaum annehmen:

ziert wurde (vgl. ders. (1942)). Ziemer führte diese Einstufung vor allem an, um die nationalsozialistische Erziehung möglichst eindrücklich vom amerikanischen Erziehungssystem abzugrenzen. Seine Argumentation wurde dann, ohne weitere Differenzierung und historisch-politische Kontextualisierung, von Daniel Goldhagen zur vermeintlichen Explikation seiner kontroversen These herangezogen (vgl. ders. (1996), S. 45).

„Gingen meine Wünsche etwa in diese Richtung? War der Wirrnis meiner Tagträume ein wenig Todessehnsucht beigemischt? Wollte ich meinen Namen dergestalt schwarz-umrandet verewigt sehen? Wohl kaum“ (Grass, G. (2008), S. 82).

Die individuell anzutreffende Todesbereitschaft muss nach realer Bereitschaft und Selbstinszenierung differenziert sowie hinsichtlich der Motive hinter den verklärenden Propagandainszenierungen des NS-Regimes und den sozialpsychologischen Bedingungen ihrer positiven Aufnahme kontextualisiert werden. Wie bereits unter These 1 dargestellt, ging es dem Regime darum, der „jungen Generation“ eine Leistungsbereitschaft für die nationalsozialistisch konzipierte „Volksgemeinschaft“ einzuimpfen, welche auch das eigene Töten und Getötet werden als Extrem mit einschloss. Das Ziel der nationalsozialistischen Führung war der ideologisch begründete „Endsieg“, ihre Politik war menschenverachtend, da sie zur Erreichung dieses Ziels bereitwillig den Tod von Millionen in Kauf nahmen. Dieser funktionale Kontext der nationalsozialistischen Kampfesideologie ist letztlich entscheidend. Horst-Eberhard Richter hat die dahinter stehende Instrumentalisierungsmotivation aus psychologischer Sicht treffend definiert:

„Ein völkisches Opferethos sollte alle menschlichen Rücksichten brechen; den narzißtischen Selbsterhaltungstrieb sowieso, speziell aber den Widerwillen gegen das Töten und alle Formen der Zerstörung, Mitgefühl, Mitleid, Karitas. Narzißmus und moralischer Heroismus sollten in der Phantasie dazu vereinigt werden, das eigene Leben dem Sieg des tausendjährigen Reiches und dem göttlichen Führer zu weihen. Auf diese Ziele hin wurden die Tugenden der Hingabebereitschaft, Treue, Mut, Tapferkeit konditioniert“ (ders. (1986), S. 25).

Dieses Interpretationsangebot verfiel bei vielen Vertretern der damaligen, durch dauernde propagandistische Berieselung (vgl. These 2) ideologisch aufgeladenen, Jugend erfolgreich. Die ehemalige „BDM-Führerin“ Melita Maschmann erinnerte sich später daran, wie diese vermeintliche Einbindung, dieses subjektiv wahrnehmbare Gebrauchtwerden für die Realisierung von „wesentlichen“ Errungenschaften für das eigene Land und Volk, an ihren Dispositionen andocken konnte:

„Für die Fahne wollen wir sterben“, hatten die Fackelträger gesungen. Es ging um Leben und Tod. Nicht um Kleider oder Essen oder Schulaufsätze, sondern um Tod und Leben. Für wen? Auch für mich? Ich weiß nicht, ob ich mir die Frage damals gestellt habe, aber ich weiß, dass mich ein brennendes Verlangen erfüllte, zu denen zu gehören, für die es um Leben oder Tod ging“ (dies. (1980), S. 9).

Eine, im obigen Sinne funktionale, Kampfes- und Opferbereitschaft der jungen Generation war es, welche das Regime unter dem verklärenden Motto einer „Erziehung zum Tode“ mit unterschiedlichen Strategien umzusetzen versuchte (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 220ff.). Der hierbei intendiert in Gang gesetzte „Prozess... kollektiver

De-Zivilisation“ (ebd., S. 243) wurde nicht zuletzt auch vom damaligen Erziehungswesen befördert. Gleichsam wurde auch die „Züchtung“ des „neuen Menschen“, der alle oben genannten Eigenschaften in sich vereine, grundsätzlich als Aufgabe der „Erziehung“ verstanden. Die Unvereinbarkeit dieser gezielten „Re-Barbarisierung“ (ebd., S. 222) mit sämtlichen bürgerlich-zivilen Erziehungskonzeptionen ist es, welche die erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit möglichen Kontinuitäten zwischen der Pädagogik während der NS-Zeit und ihren historischen Vorgängern und Nachfolgern wohl am nachhaltigsten erschwert (vgl. ebd.). Die gezielte Vermittlung einer Rollenidentität als „politischer Soldat“, welche die intendierte Verkehrung der ethisch-religiösen Norm „Du sollst nicht töten“ in ihr genaues Gegenteil umfasste (vgl. Arendt, H. (1989), S. 91), ist nur schwer als Element eines Erziehungskanons hinzunehmen.

Gegenüber dem benannten funktionalen Kontext stellt es allerdings eine kaum nachzuvollziehende Verkürzung dar, wenn in Arbeiten zum Thema argumentiert wird, dass „der Einsatz des Lebens im Krieg *selbst* [Hervorhebung; der Autor] zum ausreichenden Ziel“ (Lingelbach, C. (1990), S. 61) der NS-Erziehung erkoren worden sei. Noch fragwürdiger wird diese Argumentation, wenn Benjamin Ortmeyer die Aussagen Lingelbachs auf das Fazit vom „Opfertod als Ziel der Erziehung“ (ders. (1998), S. 552) im NS-Staat zusammenschmilzt. Hier stellt sich mir die (polemische) Frage, ob damit gemeint sein soll, dass Hitler und die restliche NS-Führung es angestrebt hätten, dass die damals jungen „Volksgenossen“ sich wie die Lemminge – auch dies ein Mythos³⁸⁰ – von der Klippe stürzen und damit ihren Willen zum Opfertod unter Beweis stellen würden? Derartiges kann kaum ernsthaft angenommen werden. Wie unter These 1 bereits ausgeführt, war die nationalsozialistische Führung prinzipiell an der Leistung interessiert, welche ein „arischer Volksgenosse“ zur Umsetzung ihrer politischen Ziele einzusetzen in der Lage und bereit wäre. Hingabe allein, und sei es die Opfergabe des eigenen Lebens, war höchstens propagandistisch verwertbar und somit eine, vom Regime nur in kleinerem Ausmaße geschätzte, „Leistung“. Ungeachtet aller propa-

³⁸⁰ Bei Lemmingen treten immer wieder sich periodisch wiederholende Massenvermehrungen auf, welche zu einer hohen Individuendichte und damit zu Nahrungsknappheit und Aggressionen unter den Tieren führen. Dies hat zur Folge, dass viele Tiere sich auf die Suche nach neuen Lebensräumen begeben. Wenn sie hierbei auf ein natürliches Hindernis stoßen, sammeln sie sich zunächst, um dann gemeinsam die Überquerung zu wagen. Etwa bei dem Versuch, größere oder reißende Gewässer zu durchschwimmen, sterben immer wieder zahlreiche von ihnen. Der Rest setzt seine Wanderung fort. Auch bei ihnen ist also die Inkaufnahme des eigenen Todes zweckgebunden und resultiert keineswegs aus einem Gefühl schlichter Lebensmüdigkeit heraus (vgl. Ludwig, M.; Kögel, F. (2005), S. 26f.). Die lange Haltbarkeit des Mythos vom Selbstmord der Lemminge ist nicht zuletzt auf dessen gezielte und durch filmtechnische Manipulationen verstärkte Inszenierung in der Disney Dokumentation „Wild Wilderness“ („Abenteuer in der weißen Wildnis“) zurückzuführen (vgl. Drösser, C. (2000), S. 38ff.).

gandistischen Legitimationen galt die, im NS-System angestrebte, „Erziehung zum Tode“ nicht dem Opfer als Geste, sondern der Opferbereitschaft als Motivation für den „totalen“ Einsatz des Einzelnen. Dies wird überdeutlich in einer Formulierung des NS-Erziehungspropagandisten Helmut Stellrecht, welche dieser in seinem „katechismusartigen Werk“ (Schreckenberger, H. (2003), S. 251) *Glauben und Handeln* von 1942 den Jugendlichen präsentierte. Die hier aufgestellte Handlungseinforderung verknüpft in NS-typischer Weise den grenzenlosen Kampfeinsatz mit der angeblich sui generis damit verbundenen Ehrenhaftigkeit eines solchen Handelns. Diese, so wird dem Rezipienten suggeriert, übertrage sich unweigerlich auf die handelnde Person selbst. Stellrecht führt hierzu aus:

„Das Leben fordert, hart zu sein. Hart sein ist ein Ideal, dem mit glühendem Herzen nachgestrebt werden muß. Hart um des Lebens willen, um ein Kämpfer zu werden, um einst ein Sieger zu sein (...) dem Gegner noch die leergeschossene Pistole ins Gesicht schleudern, ihm an den Hals fahren, ohne Rücksicht auf sich selbst, ihn noch mitnehmen, wenn man selbst schon sterben muß“ (zitiert nach ebd.).

Diese Ausführungen vereinen typische Elemente nationalsozialistischer Propaganda in sich. Das eingangs als normative Autorität bezüglich der Handlungsgenerierung eingeführte „Leben“ stellt eine argumentative Leerformel dar, wie sie die Nationalsozialisten immer wieder verwendeten (vgl. These 1). Sie ist einerseits noch individuell interpretierbar, braucht andererseits vermeintlich nicht mehr begründet zu werden – wer will schon dem „Leben“ oder der „Natur“ widersprechen oder gar zuwiderhandeln? Zumal, wenn er wenig bis gar keine Erfahrung mit der kritisch-reflexiven Dekonstruktion ideologischer Propaganda hat. Die obige Handlungsaufforderung grenzt, falls der Gegner nicht zufällig ebenfalls seine Pistole gerade leergeschossen hat, derart nahe an schlichten Selbstmord, dass man geneigt ist, sie als Motivation zur Selbsttötung zu interpretieren. Das tatsächliche Kernelement stellt allerdings die Forderung nach der völligen Aufgabe jeder „Rücksicht auf sich selbst“ zugunsten eines uneingeschränkten Kampfeinsatzes dar, welcher wiederum als Entsprechung eines ehrenhaften Handlungsideals verklärt wird. Um es auf den – durchaus als menschenverachtend zu bezeichnenden – Punkt zu bringen: Wer irgendetwas tun kann, was im Sinne des Regimes nützlich ist, der solle sich nicht davon hemmen lassen, dass es ihn möglicherweise oder sogar mit Sicherheit selbst das Leben kostet. Andersherum stellt aber der Verlust des Lebens, in welchem konkreten Kontext auch immer, *an sich* eben noch keinen verwertbaren Nutzen im Sinne des Regimes dar.

Bei den vielfältigen Versuchen zur erzieherischen Evozierung einer Mentalität, welche dem oben skizzierten Bereitschafts-„Ideal“ entspräche, handelte es sich um instru-

mentalistisch konzipierte Agitationen zur nationalsozialistischen Herrschaftssicherung. Sie sollten gleichermaßen Gewaltbereitschaft generieren und persönlicher Gewalterfahrung vermeintlichen Sinn verleihen (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 69):

„Um die Gewalterfahrung aufzufangen, dem massenhaften Sterben einen Sinn zu verleihen und so die Todesangst zu bannen, wurde (auch) im Dritten Reich ein religiös überhöhter Totenkult in Szene gesetzt. Die christliche Liturgie lieferte die formalen und sprachlichen Versatzstücke einer politischen Religion, mit denen eine sinn- und gemeinschaftsstiftende Heldenverehrung in der Kontinuität bekannter Formen der Trauer möglich wurde... Die Vergötterung derer, die eines gewaltsamen Todes sterben mußten, lief auf die Verherrlichung eben jener todbringenden Gewalt hinaus. Hier wurde ein Deutungsmuster aktualisiert, das spätestens seit Beginn des Ersten Weltkrieges und dann in der Zwischenkriegszeit die öffentliche Rede über das Sterben im Krieg beherrschte, wenngleich sich in den zwanziger Jahren auch Widerspruch geregt hatte“ (Echterkamp, J. (2004), S. 69).

Den so konzipierten Totenkult integrierte Rosenberg, ab 1934 für die „weltanschauliche Erziehung“ der Partei zuständig, in seine rassistische Konstruktion einer „Deutschen Religion“ und verbreitete ihn in seiner Funktion als Leiter des Parteipresseorgans „Völkischer Beobachter“ zigtausendfach in der „Volksgemeinschaft“ (vgl. ebd., S. 69f.). Die, laut Propaganda unerschütterliche, Bereitschaft der damaligen Jugend, für „Führer, Volk und Vaterland“ zu sterben, war demnach nicht mehr, als ein erklärendes Element des nationalsozialistischen Helden- und Opfermythos. Als solches konnte es allerdings durchaus auch von den betreffenden Heranwachsenden in die eigene (Wunsch-)Selbstwahrnehmung integriert werden. Diese Eignung wurde noch dadurch verstärkt, dass die entsprechenden Verlautbarungen des NS-Regimes, seiner Propaganda und des nationalsozialistischen Erziehungswesens angefüllt waren mit Deutungsmustern, welche den restlosen Einsatz der Jugendlichen mit narzisstischen Überhöhungen versahen, während eine Verweigerung dieser „Pflicht“ als Entehrung und Beschämung des Betreffenden als Gesamtperson verknüpft wurde.³⁸¹

Die, zur hier beschriebenen Einstellungsgenerierung passende, Maßgabe für alle nationalsozialistischen Erzieher definierte unter anderem Jakob Szliska in seinen Ausführungen zur „Wehridee als Prinzip der Jugenderziehung“ von 1940:

„Dieser (neue deutsche) Mensch wird der heroische, der heldische sein, der weiß, daß auch die Hochzeiten des Todes nicht zu umgehen sind. So muß unsere Jugend gewertet und geformt werden. Dann wird wieder – wie bei den Germanen – der Vater im Sohne den harten Kampfgenossen

³⁸¹ Vgl. hierzu exemplarisch die Ausführungen des NS-Pädagogen Hans Schemm zu „Vaterlands-
liebe und Todesbereitschaft“, abgedruckt in Gamm, H.-J. (1990), S. 79ff., sowie die vielzähligen
zeitgenössischen Dokumente, die Schreckenberg gesammelt hat, in welchen die allgegenwärtige
Verbindung der Motive „Mut“ und „Ehre“ mit dem des unbedingten Einsatzes für „Führer, Volk und
Vaterland“ im Kontext der NS-(Erziehungs-)Propaganda auch gegenüber Heranwachsenden un-
verkennbar wird (beispielsweise in ders. (2003), S. 206, 254, 270, 287f., 294, 336, 342).

und den Verteidiger der Wohlfahrt und Ehre des Volkes sehen“ (ders. (1940): Die Wehridee als Prinzip der Jugenderziehung. In: ders. (Hrsg.): Erziehung zum Wehrwillen. Pädagogisch-methodisches Handbuch für Erzieher. Stuttgart, S. 360, hier zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 213).

Diese Botschaft wurde im NS-System und insbesondere im erweiterten nationalsozialistischen Erziehungswesen tausendfach verbreitet³⁸² und fand, wie viele autobiographische Berichte zeigen, einigen Niederschlag bei ihren jungen Adressaten. Dies bedeutet aber nicht, dass daraus einfach eine entsprechende Haltung in der Konfrontation mit dem realen Kriegsgeschehen unmittelbar abgeleitet werden könnte. Ich teile diesbezüglich die Auffassung Lingelbachs (vgl. ders. (1990), S. 59ff.), dass das unentwegte Singen von Liedtexten³⁸³, in denen das Todesmotiv vorkam und propagandistisch verklärt wurde, zur Bereitschaft unter Heranwachsenden *beigetragen* hat, eine persönliche Opferbereitschaft an den Tag zu legen, die theoretisch auch den eigenen Tod umfassen konnte (vgl. hierzu auch Schilde, K. (2007), S. 193ff.). Dies wurde u.a. auch von führenden Vertretern des NS-Erziehungswesens angestrebt, wie eine Formulierung Ernst Kriecks aus dem Jahre 1935 deutlich macht:

„Zu soldatisch-heldischer Zuchtordnung und Lebensform gehört soldatisch-heldische Dichtung, Musik und Kunst jeder Art als notwendiges Erziehungsmittel...“ [Hervorhebung; der Autor] “ (zitiert nach Schreckenber, H. (2001), S. 23).

Demgegenüber bin ich nicht der Meinung, dass der Singvorgang allein, im Sinne einer erfolgreichen Indoktrination, als Auslöser einer tatsächlichen Todesbereitschaft, die weiter „keiner Rechtfertigung“ (Lingelbach, C. (1990), S. 61) bedurft habe, ausreichend gewesen wäre.³⁸⁴ Dies aber suggerieren Lingelbachs diesbezügliche Aussagen zumindest (vgl. ebd., S. 60f.).

³⁸² So auch in dem „HJ-Liederbuch“ „Uns geht die Sonne nicht unter“ von 1934 auf welches Lingelbach hinweist und in welchem er unter 162 Liedern nicht weniger als 74 ausmachte, die den Heldentod überhöhen und 72, die ein gewaltsames Tötungsmotiv aufwiesen (vgl. Lingelbach, C. (1987), S. 115f.).

³⁸³ Angesichts der in der wissenschaftlichen Literatur zum Thema allgemein anerkannten Bedeutung des Liedes als viel und gezielt genutztes Medium der NS-Erziehung überrascht es, dass bisher kaum systematisierende und kommentierte Quellensammlungen hierzu vorliegen. Nicht zufällig greift ein Kenner der Materie wie Lingelbach diesbezüglich auf Sammlungen aus der NS-Zeit selbst zurück. Zumeist werden einige wenige Liedtexte zitiert, welche die eigenen Thesen belegen sollen, wobei insgesamt eine starke Tendenz zur Zitierung einiger besonders geläufiger und/oder eindrücklicher Liedtexte besteht. Demgegenüber stellt die, von Schreckenber herausgegebene (vgl. ders. (2003)), Quellensammlung von sozialisationsbegleitenden Dokumenten aus dem Alltag damals Heranwachsender eine wichtige Analysegrundlage dar. In dieser umfassenden Sammlung findet sich auch ein Abschnitt über den Kriegsalltag 1939-1945 und die Kriegsideologie im Lied (vgl. ebd., S. 398). Hier, wie in Schreckenbergs gesamter Quellensammlung, sowie in seinen Kommentaren dazu, findet sich die oben aufgestellte These eines *kontextualisierten* Todesmotivs als Schwerpunktbotschaft einer, auch über Medien vermittelten, NS-Erziehung vor allem während des Krieges zahlreich belegt.

³⁸⁴ In diesem Sinne scheint mir schon Jürgen Henningsen zu verstehen zu sein, der einerseits „behauptet“, „daß man Todesbereitschaft im Prinzip genauso lernen kann wie Rollerfahren“, was ich grundsätzlich bezweifle, andererseits aber dezidiert auf den typisch nationalsozialistischen So-

Durch rationale Argumentation allein wäre eine zuverlässige Bereitschaft der Heranwachsenden, im Kriegseinsatz zu töten und, wenn nötig, selbst zu sterben, sicher nicht generierbar gewesen. Insofern kann es, im Gegensatz zur Auffassung Lingelbachs (vgl. ebd., S. 61), nicht überraschen, dass „wenig Mühe aufgewendet“ wurde, um die angestrebten Mentalitäten, „Tötungs- und Opfermut zu *begründen* [Hervorhebung; der Autor]“ (ebd.). Angestrebt wurde nämlich keine kognitive Überzeugung von der Richtigkeit der eigenen Todesbereitschaft, sondern, neben einer mentalen Gewöhnung an die grundsätzliche Option des eigenen baldigen Todes (vgl. Schreckenber, H. (2003), S. 13), eine Impfung der Heranwachsenden mit deren *emotionalen* Auslösern: Heldenstolz und Versagensangst. Dies wird eindrücklich nachvollziehbar im autobiographischen Bericht der, 1928 geborenen, Zeitzeugin Gudrun Wilcke. Sie sang damals folgenden Liedtext:

„Nun lasst die Fahnen fliegen in das große Morgenrot,
das uns zu neuen Siegen leuchtet oder brennt zu Tod!
Und mögen wir auch fallen – wie ein Dom steht unser Staat.
Ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat.
Deutschland, sieh uns, wir weihen dir den Tod als kleinste Tat;
Grüßt er einst unsre Reihen, werden wir die große Saat“ (zitiert nach dies. (2005), S. 161).

Was diese Botschaft bei Wilcke auslöste, darüber berichtet sie im unmittelbaren Anschluss:

„Immer, wenn ich dieses Lied zwischen den anderen Mädchen oder auch allein sang, war ich wie im Rausch. Es bedeutete für mich ein Versprechen, eine Art Schwur dem Vaterland gegenüber, toderntst gemeint! Ich fühlte mich größer, stärker, verlor alle Ängste, sah dem Opfertod ins Auge. Der Wille, mich einer großen Idee hinzugeben und, wenn das von mir gefordert würde, mein Leben für sie zu opfern, ließ mich sozusagen aus mir heraustreten, erhöhte mich, versetzte mich in eine Sphäre, in der ich mich nicht so sah, wie ich *war*, sondern wie ich unter Aufbietung aller meiner bisher schlummernden positiven Eigenschaften und Fähigkeiten hätte sein *können*! Ich, die Heldin!“ (ebd.).

Von Bedeutung ist demnach die, von Lingelbach ebenfalls konstatierte, Heroisierung und Banalisierung des Vorganges des „Heldentodes“ in den Liedern der „HJ“ (vgl. Lingelbach, C. (1987), S. 115f.), wie der gesamten NS-Jugenderziehung. Hier wurde

zialisationsinhalt einer Deutung des eigenen Todes als „Heldentod“ hinweist, welcher bei damaligen Heranwachsenden eine motivierende Verinnerlichung der Propagandalegende „vom Sterben als heroischem Wunsch, vom ‚Opfer‘“ (ders. (1985), S. 340f.) bewirken konnte. Auch die diesbezüglichen Ausführungen Wolfgang Keims scheinen mir so zu verstehen zu sein. Wenngleich er das obige Zitat Lingelbachs unkommentiert wiedergibt (vgl. Keim, W. (1997), S. 129), so weist er doch differenzierend auf die „Funktion gemeinsam gesungener *Lieder* als Träger nazistischer Ideologie“ hin, denen er nicht die Qualität unterstellt, direkt Todesbereitschaft bei ihren Sängern zu evozieren, sondern konstatiert, dass diese Lieder, in deren „Liedtexten... die Zieldimension Krieg (dominierte)“, als emotionale Verstärker „erheblich zur indirekten wehrgeistigen Erziehung *bei(trugen)* [Hervorhebung; der Autor]“ (ebd.).

alters- und sozialisationsbedingten Bedürfnissen eine Projektionsfläche geboten, während gleichsam natürliche Ängste eine scheinbare Entkräftung erfuhren.

Nimmt man all dies zusammen, so führt es zur abschließenden Auffassung, dass sich diese symbolischen Liedtexte mit einer Vielzahl anderer, insbesondere ästhetischer (vgl. These 2), Verführungs- und Mystifizierungsinszenierungen des NS-Regimes zu einem Gesamtkontext *zusammengefügt* haben, in welchem es den jungen „Volksge nossinnen“ und „Volksge nossen“ subjektiv sinnvoll und erstrebenswert erscheinen konnte, den eigenen Opfertod in Betracht zu ziehen (vgl. in diesem Sinne auch Klaus, M. (1998), S. 30 sowie ausführlicher und mit autobiographischen Erfahrungsberichten Wilcke, G. (2005), S. 13ff.).

Nicht übersehen werden darf hierbei, dass sich das eigene Bedürfnis nach Anerkennung durchaus in sublimierter Form äußern konnte. Bei vielen damals Heranwachsenden trat angesichts der Identifikationsangebote des NS-Systems „ihr eigenes Ich... in den Hintergrund. >Deutschland< soll wieder zu Ehre und Anerkennung in der Welt gelangen; ist dieses erreicht, so empfinden sie selbst Anerkennung und Ehre“ (Klaus, M. (1998), S. 30). Der aktive Beitrag der Jugendlichen hierzu ist der persönliche Einsatz für sowie die Treue zu „Führer und Volk“ (vgl. ebd.). Beides wird begrenzt durch die eigene Sterblichkeit, während den nationalsozialistischen „Endzielen“ eine Qualität zugeschrieben wird, die „>mehr als der eigene Tod<“ bedeutet (vgl. ebd.). Die jungen „Volksge nossen“ sehen jedoch nicht ihre Erfüllung im Tod, „sie wollen leben“ (ebd.). Der Begriff „Tod“ findet vielmehr Einlass in eine „verschwommene Grundstimmung“ (ebd.), mit welcher der eigene, vermeintlich selbstlose und opferbereite Einsatz für die Ziele der „völkischen Weltanschauung“ wahrgenommen und begründet wird. Diese Mentalität ist die Voraussetzung für eine Selbstwahrnehmung, wie sie bei vielen der damals jungen Zeitzeugen bis heute vorherrscht: Man sei während der NS-Zeit von einem reinen Idealismus beseelt und angespornt gewesen (vgl. ebd., S. 31, Brockhaus, G. (1997), S. 184ff. sowie Marks, S. (2007a), S. 119ff.), was einen auch im Nachhinein von jeglicher moralischen Kontaminierung durch die Verbrechen des NS-Regimes freistelle. Die Aufgabe dieser Haltung fällt vielen Betroffenen deshalb so schwer, da dies einerseits bedeuten würde, die eigene Jugendphase und das dortige Verhalten mit den nationalsozialistischen Untaten in unmittelbare Verbindung zu bringen sowie andererseits erforderte, sich selbst kritisch der eigenen narzisstischen Verführbarkeit zu stellen (vgl. exemplarisch Grass, G. (2008), S. 44 sowie den diesbezüglich anerkennenden Kommentar zu seiner Autobiographie von Fritz J. Raddatz in *Die*

Zeit vom 17. August 2006, S. 41).³⁸⁵ Dies freilich war vor allem in der Nachkriegszeit kein Reflexionsproblem der jüngeren Deutschen allein. Aus systemhierarchischer Perspektive resümiert Svenja Goltermann diesbezüglich bezeichnend:

„Das lässt sich nicht nur bei den Funktionären oder Aktivisten der NS-Bewegung beobachten. Auch ganz normale Mitläufer hatten Probleme, sich einzugestehen, dass ihre Bereitschaft, dem System zu dienen, auch auf ihrer Begeisterung beruht hatte“ (dies. (2009), S. 81).

Ganz grundsätzlich passt eine, in mehreren Fallrekonstruktionen gewonnene, Erkenntnis zum hier diskutierten Thema. Es handelt sich um die Tatsache, dass gerade jüngere Zeitzeugen der NS-Zeit, die große Teile ihrer Jugend im NS-Sozialisationskontext verbracht haben, diesbezügliche biographische Entlastungsstrategien weniger durch den Versuch einer nachträglichen argumentativen Entpolitisierung subjektiv bedeutsamer Sozialisationsmilieus, als häufiger durch den Hinweis auf ihr damaliges Alter und eine damit verbundene verminderte Reflexionsfähigkeit entwickeln und vorbringen (vgl. Rosenthal, G. (1990), S. 234).

Ganz grundsätzlich und gerade auch bezüglich der damals Heranwachsenden, die einer gezielt Scham- und Stolzgefühle instrumentalisierenden Sozialisation ausgesetzt waren, welche gleichzeitig ein Bewusstwerden der entsprechenden psychosozialen Dynamiken unterdrückte, lässt sich nunmehr resümieren, dass „der Nationalsozialismus... von der narzisstischen Bedürftigkeit seiner Anhänger (lebte)“ (Marks, S. (2007a), S. 20).

Wie die angesprochenen Implikationen eines heroischen Opfermythos beim Einzelnen verfangen konnten, dies verdeutlicht exemplarisch ein autobiographischer Bericht der 1924 geborenen Zeitzeugin Doris K. über ihre Mädchenjahre während der NS-Zeit:

„Ich habe lange Zeit keinen Menschen *mehr* verehrt als Heinrich IV., der nach Canossa gegangen ist. Das ist nun auch wieder typisch. Das hat sich mit dieser Untergangsvorstellung verknüpft, das

³⁸⁵ In dieser Arbeit und insbesondere im oben diskutierten Kontext wird Narzissmus nicht als per se pathologisch verstanden (vgl. Bursten, B. (1996), S. 78), oder in vermeintlich trennscharfen Kategorien zwischen einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung und „gesundem“ Narzissmus unterschieden (vgl. Wirth, H.-J. (2002), S. 72f.). Ich folge einer wesentlich allgemeineren, näher an beobachtbaren Erscheinungen liegenden und auf metapsychologische Untermauerungen verzichtenden Definition von Narzissmus, die diesen schlicht als „Selbstliebe“ (vgl. Bursten, B. (1996), S. 73), oder etwas ausführlicher als „das Interesse am (oder de[n]; Falländerung der Autor] Fokus auf das Selbst“ (ebd., S. 75) deklariert. Diese Fassung beinhaltet allerdings ebenfalls den, bewussten oder unbewussten, Wunsch der Betreffenden nach einem „grandiosen Selbst“, also einer Bedeutungsaufwertung des Selbst (vgl. ebd., S. 77): „Im Falle vieler narzißtischer Affekte versteht sich die Grandiosität und das Bedürfnis, diese durch die Reaktionen anderer widerspiegelt zu bekommen, von selbst“ (ebd.). Demnach ist „psychische Aktivität... in dem Maße narzißtisch, in welchem ihre Funktion in der Aufrechterhaltung strukturellen Zusammenhalts, zeitlicher Stabilität und positiv affektiver Färbung der Selbstrepräsentation besteht“ (ebd., S. 74). Narzisstische Affektologie wird hierbei als Kontinuum verstanden, in welchem nicht per abgeschlossener Kategorien nach „gesund“ oder „pathologisch“ verortet wird, sondern potentielle Erscheinungsformen nach „höherer bzw. niedrigerer Ausprägung“ unterscheidbar werden.

Reich muß leben, Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!“ (zitiert nach Steinbach, L. (1995), S. 84).

Nach diesen mentalitätsgeschichtlichen Ausführungen geht es nunmehr darum, exemplarisch zu verdeutlichen, wie ein eigener aktiver Kriegseinsatz von den betroffenen Heranwachsenden erlebt werden konnte und welche psychologischen Effekte eine solche Erfahrung häufiger auslöste.

Wenngleich gerade bei damals jungen „Volksgenossen“ die sozialisierten und Anerkennung versprechenden Verhaltensideale lange prägend blieben, so hat doch in den meisten Fällen das eigene, unmittelbare Kriegserleben deren Vorgaben zumindest in Frage gestellt. Sabine Behrenbeck, die sich mit dem nationalsozialistischen Helden- und Totenkult befasst hat (vgl. dies. (1996)), stellt diesbezüglich fest, dass dieser faszinierend und attraktiv war, solange er auf der Phantasieebene bleiben und dort zur Aufwertung des eigenen Selbstwertgefühls genutzt werden konnte. Die selbstzerstörerischen Implikationen, „der eigenen Vernichtung zuzustimmen“ (ebd., S. 595), wurden hierbei zumeist verdrängt.

Im Angesicht des realen Kriegseinsatzes fand dann oftmals eine Entfremdung von diesen Idealen statt:

„Indem der heroische Mythos zur Handlungsanweisung geworden war, die in die Selbstzerstörung führte, erschöpfte sich schließlich sein Deutungspotential und wurde seine Faszination gebrochen“ (ebd., S. 562).

Das tatsächliche Sterben im Kriegseinsatz hatte nur selten etwas Heroisches, vor allem in den späteren Kriegsjahren und an der Ostfront sah seine Normalität gänzlich anders aus. Ein damaliger Kompanieführer schrieb darüber im Juli 1942 in einem Brief aus Sewastopol in die Heimat:

„Ich habe neu erfahren, wie schwer es ist, eine Kompanie in das Feuer zu führen und Menschen zu opfern, von denen man kaum den einen oder anderen kennt. Dann fallen sie neben einem um, und einer schreit vielleicht: <Herr Leutnant, Sie müssen nach Hause schreiben> – und man weiß nicht einmal, wie er heißt“ (zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 89).

Aber nicht erst der Tod, schon der tägliche Überlebenskampf wurde für viele Soldaten zur unerträglichen Tortur. Auch wenn gerade kein Feindbeschuss herrschte, hatte der Alltag an der Ostfront wenig Abenteuer, dafür aber umso mehr Leid zu bieten. Dies verdeutlicht exemplarisch der Bericht des damals 20jährigen Frontsoldaten Willy Peter Reese:

„Zu essen gab es kaum und die schlechten Quartiere wurden nicht warm. Unser Dasein war eine Anklage gegen den Krieg. Aber kein Gott nahm sich unserer an. Die zwei Stunden, die wir ab und zu Ruhe hatten, schliefen wir auf dem Ofen. Die Läuse vermehrten sich und Schmutz und Krankheiten nahmen zu. Keiner blieb von Pyodermien... [eitrige Haut; der Autor] und Lymphbahnentzündungen verschont. Aber nur wer bereits Knochenfraß hatte, wurde ins Lazarett geschickt. Die ei-

ternden Erfrierungen gärten und stanken in der Ofenhitze. Es gab keinen Verbandsstoff. Die gleiche, von Eiter, faulem Fleisch und Kruste besetzte Binde wurde immer wieder gebraucht. Mit Salben mußte gespart werden. Manchen hing das schwarze Fleisch in Fetzen von den Füßen. Es wurde weggeschnitten.

Die Knochen lagen bloß, aber sie mußten, die Füße mit Lappen und Säcken umwickelt, weiter Posten stehn und kämpfen. Wir hatten keine Winterkleidung und wurden niemals wirklich warm. Die dauernd kalten Füße schmerzten. Jedes Auftreten quälte, aber wir mußten laufen und die Glieder bewegen. Jede Erfrierung konnte als Selbstverstümmelung ausgelegt werden. Unsere erkälteten Eingeweide hielten die Nahrung nicht. Jeder hatte Durchfall, manche bekamen die Ruhr. Einer war so geschwächt, daß er auf dem Weg zum Arzt zusammenbrach und erfror. Die Älteren hatten Gelenkrheumatismus und schrien oft vor Schmerzen. Aber keiner war zu entbehren“ (ders. (2004), S. 83f.).

Bezüglich der Kriegszeit lässt sich ganz allgemein sagen, dass eine dort erkennbare, individuell ausgeprägte Todesbereitschaft – ihr mentales Spektrum konnte unterschiedliche Haltungen, vom eher rational unterkühlten „dem Tod ins Auge sehen“ bis zur verkündeten Todessehnsucht, umfassen – selten von einem allgemeinen romantischen Todeswunsch der Heranwachsenden motiviert war.

Ein Feldpostbrief eines jungen Soldaten und ehemaligen „Napola-Schülers“ verdeutlicht, worum es tatsächlich ging:

„>Sollte ich fallen..., so wünsche ich, dass dieses Ereignis als nichts anderes betrachtet wird, als was es in Wirklichkeit ist: Ein notwendiges, von mir gern gebrachtes Opfer für den Sieg Deutschlands in Erfüllung meines Soldatenlebens“ (zitiert nach Zempelin, H.G. (2001), S. 16).

Die nationalsozialistische Leistungsideologie ermöglichte und forderte es, den eigenen Tod zum ultimativen Nachweis der persönlichen Leistungsbereitschaft und -fähigkeit zu stilisieren sowie ihn vorab subjektiv als endgültige und unwiderrufliche Sinnerfüllung wahrzunehmen.

Entsprechend der Indoktrination, die sie in den NS-Erziehungsinstitutionen, mitunter auch in ihren Familien erfahren hatten, erwarteten viele, insbesondere junge Heranwachsende mehr ein großes, anspruchsvolles, aber dennoch lustvolles Abenteuer, welchem man „mit einer gewissen Begierde“ entgegensah (vgl. Graml, H. (1992), S. 73f. sowie Reese, W. P. (2004), S. 35 und 95)³⁸⁶, als dass sie eine Ahnung gehabt

³⁸⁶ Der bevorstehende eigene Kriegseinsatz wurde vorab keineswegs nur von den männlichen Jugendlichen als Abenteuer wahrgenommen. Auch junge Frauen, die zunächst und in ihrer deutlichen Mehrzahl auch bis Kriegsende keinen Dienst an der Waffe verrichteten, empfanden ihren Einsatz entsprechend. So berichtet die, am 17. April 1920 geborene, damalige DRK-Schwester Ingeborg Ochsenknecht über den Juni 1941: „Unser erstes Kriegslazarett betrat ein laut kicherndes Mädchengeschwader aus Zwanzigjährigen, die allesamt auf ihr großes Abenteuer gespannt waren“ (dies. (2005), S. 60). Wenige Monate später, nach ihrer Versetzung in die Ukraine, sind ihre Empfindungen unverändert: „In diesem Augenblick verspürte ich nur Glück und Stolz. Ich durfte dabei sein! Für mich war es ein großes Abenteuer, das größte Abenteuer, das ich mir überhaupt vorstellen konnte!“ (ebd., S. 127). Ihre Begegnungen im Lazarett mit den unmittelbaren Kriegsfolgen,

hätten, was Krieg tatsächlich bedeute. Angesichts der Narzissmus fördernden Sozialisation im NS-Erziehungssystem und der damit einhergehenden Vermittlung eines Elitebewusstseins (vgl. Marks, S. (2007a), S. 113), war es kaum verwunderlich, dass die meisten von ihnen die kommende Aufgabe als zu bewältigende Herausforderung einschätzten. Der, 1926 geborene, Ulrich Frodien schildert diese Gesamtmentalität in seinen offen und selbstreflexiv geschriebenen Erinnerungen an seine „Kriegsjugend“: „Für uns Hitlerjungen aber war der in zahllosen Büchern und Vorträgen gefeierte Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges das unerreichbare große Vorbild, und sein mythisches Symbol, der Stahlhelm, lag auf tausenden von Denkmälern überall in Deutschland. Das Denken und Handeln der Menschen in meinem Alter in den Jahren zwischen 1939 und 1945 läßt sich nur verstehen und erklären aus der Tatsache, daß wir systematisch zu Kriegern erzogen wurden, und für diese stand im NS-Deutschland der Stahlhelm als stählernes Symbol. Als ich in Neiße, vor dem Spiegel im Kasernengang, zum erstenmal in meinem Leben den Stahlhelm aufsetzte, hatte ich das Gefühl, am Ziel zu sein – ich war Soldat, Erbe der Frontgenerationen vor uns, deren wir uns würdig erweisen mußten“ (ders. (2002), S. 72).

Dies war die mentale Voraussetzung einer Motivationsstruktur, wie sie auch im Bericht des damals Heranwachsenden Juden Sally Perels zum Ausdruck kommt, der als junger „Volksdeutscher“ getarnt den Holocaust in einer NS-Erziehungseinrichtung überlebte. Nachdem er von seinen kurz zuvor gemachten Erfahrungen an der Ostfront erzählt hatte, spürte er die Anerkennung seiner neuen Mitschüler:

„Die Bewunderung der anderen hatte ihren Grund. Die jungen Deutschen waren nämlich alle wild darauf, an die Front zu kommen und aktiv an den Kämpfen teilzunehmen. Hatte einer der Schüler das Einberufungsalter erreicht und flatterte der Stellungsbehl ins Haus, verbreitete sich die Neugier in Windeseile, und alle stürzten herbei, um ihm zu gratulieren und sich mit ihm zu freuen. Gleichzeitig war Neid auf denjenigen spürbar, der endlich für *Führer* und Volk kämpfen durfte“ (ders. (2005), S. 113).

Infolge einer Sozialisation, in welcher eine stetige Gleichsetzung von Kampf und Lebenssinn, sowie die Hochachtung vor der Einsatz- und Opferbereitschaft der Kämpfenden allgegenwärtig war, wollten viele Heranwachsende ihre eigene Chance zur Bewährung wahrnehmen (vgl. Zinnecker, J. (2008a), S. 217) und waren dabei a priori durchaus bereit, auch Leiden in Kauf zu nehmen, die den eigenen Statusgewinn ja vermeintlich nur noch erhöhen würden. Willy Peter Reese berichtet dementsprechend: „Ich verlangte nach Härte und Gefahr, um mich zu bewähren... (...) Ich wünschte mir Verzweiflung und Wunden, um sie zu überwinden, und fühlte mich nun stark, den Kampf mit Hohn, Not und Wut aufzunehmen“ (ders. (2004), S. 53f.).

lassen jedoch auch sie sukzessive ernüchtern und am Sinn des Unterfangens, wie der Kompetenz des „Führers“, zweifeln (vgl. ebd., S. 87 und 187), bis sie, angesichts Goebbels Rede zum „totalen Krieg“, schließlich feststellt: „Ich glaubte an nichts mehr“ (ebd., S. 218).

Der autobiographische Bericht einer damals jungen DRK-Schwester über ihre Gefühle, als sie die Todesnachricht ihres Partners erhielt, verdeutlicht, dass derartige Motivationsstrukturen, wenngleich sie den ultimativen Zielaspekt einer NS-Erziehung männlichen Zuschnitts bedeuteten (Erziehung zum „politischen Soldaten“), als Ergebnis einer umfassenden Erziehung zur restlosen Einsatzbereitschaft prinzipiell auch die weiblichen „Volksgenossen“ betrafen und von diesen ebenfalls als Bewährungschance wahrgenommen wurden:

„Er war mit Leib und Seele Soldat und liebte das gepanzerte Ungetüm wie ein kleiner Junge sein Lieblingsspielzeug. Ich glaube sogar, er liebte ihn mehr als mich! (...) Sein Tod, der schnelle Kopfschuß während des Angriffs mit seinem geliebten Panzer, der entsprach doch genau dem Bild, das er – und ich damals noch – das wir uns vom Flex'schen Heldentod fürs Vaterland gemacht hatten. Er entsprach dem Epos, wie es in den Köpfen und Herzen der Jugend dieser Zeit herumgeisterte. Und in diesem Sinne hatte sein Tod auch für mich keinen so großen Schrecken gehabt – so absurd das auch heute klingen mag. Ich glaubte, daß ein kleiner Schein seines Heldentums auch auf mich fiel, er war ja auch für mich ein Opfer für das geliebte Vaterland – wenn ich mich selbst schon nicht opfern konnte. Die Ideologie der ‚stolzen Trauer‘ ging um. (...) Sie brachte immer wieder ganze Abiturklassen dazu, sich freiwillig zu stellen. Und mich brachte sie dazu, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie ich das Andenken an den Panzermann besser ehren könnte, als hier an der Heimatfront. So fand ich mich denn bald darauf in der Schwesternschule des Roten Kreuzes in Weimar wieder.“ (zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 245).

Eingedenk überwiegend unterschiedlicher konkreter Aufgabenstellungen und Rollendefinitionen (im obigen Exempel kommt etwa das Bild der Frau als treuer Kameradin des Mannes zum tragen) hatte die Sozialisation im NS-Herrschaftssystem geschlechterunabhängig zur Verinnerlichung einer Bewertungsstruktur geführt, welche Anerkennung als Belohnung für, sowie nach Maßgabe persönlich erbrachten Einsatzes und der individuellen Opferbereitschaft im Kontext des „Kampfes“ für die Verwirklichung der Ziele der „völkischen Weltanschauung“ vergab.

Demgegenüber ließe sich bezüglich der hier dargestellten Thematik nach dem jeweils konkreten Alter der Jugendlichen differenzieren, was allerdings gegenüber dem Gesamtbefund höchstens zu Abstufungen in Abhängigkeit des jeweiligen Kriegseintrittszeitpunktes und des konkret erlebten Kriegsalltages führen würde (die Erfahrung war eine andere, je nachdem ob man als Heranwachsender erst einmal Teil einer Armee war, die erfolgreich „Blitzkriege“ in West- und Südeuropa errang, oder ob man als erstes Kriegserlebnis mit den Frontkämpfen in der Sowjetunion konfrontiert wurde, von denen es, unabhängig davon, was die NS-Propaganda proklamierte, de facto auch keine glorreichen Siege mehr zu vermelden gab).

Wie in vielen anderen Bereichen der NS-Herrschaft, vollzog sich nach deren Machtübernahme auch bezüglich der Bereitschaft und des Willens, immer weiter gefasste

Bevölkerungsgruppen zu militärischen Aufgaben heranzuziehen, eine Radikalisierung vorhandener Mentalitäten, welche im Jugendbereich letztlich in der intendierten Praxis einer kollektiven Erziehungsbiographie, mit dem Ziel des formierten „politischen Soldaten“, ihren expressivsten Ausdruck fand (vgl. Marks, S. (2007a), S. 75f.).

Wie aber wurde der Kriegsbeginn von den jüngeren „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ wahrgenommen?

Die damals elfjährige Irmgard Auer aus dem Rheingebiet erinnert sich später an ihre Empfindungen bei Kriegsbeginn:

„Es war nicht mehr so wie immer: Krieg! Krieg! Rief die Mutter schon beim Wecken am frühen Morgen. Krieg! Fetzen von Vaters Kriegserlebnissen, von Mutters Schilderungen des 1. Weltkriegs, erregend, spannend, jagten uns durch den Kopf. Krieg! Nun würde das Leben bunter, farbiger werden, die Eintönigkeit des Schulalltags würde unterbrochen sein für ein paar Wochen. Vater sprach von Jahren. Jahre? Nein so lange sollte er nicht dauern, der Krieg, aber ein paar Wochen, ja!“ (zitiert nach Dollinger, H. (1987), S. 24f.).

Bekanntermaßen sollte der Krieg länger dauern und beschwerlicher werden, als es die kindliche Abenteuerphantasie vermutet hatte. Die anfänglichen Erfolge schienen den rassistisch-ideologischen Verkündungen des NS-Regimes allerdings zunächst recht zu geben und die dadurch ausgelöste euphorische Stimmung in der „Volksgemeinschaft“ erfasste auch weite Teile der „arischen“ Jugend, bei welcher sie einen bedeutenden Inklusionsschub auslöste:

„Bei Kriegsausbruch war ich 12 Jahre alt und – von Sondermeldung zu Sondermeldung – zunehmend vom allgemeinen Siegesrausch erfaßt. Er verlieh mir, zusammen mit wachsenden Führungsaufgaben bei den ‚Jungmädeln‘, schon als 14-jährige das erhebende Gefühl von Größe und Allmacht, in dem eigene Schwächen und Mängel sich aufhoben (z.B. ‚nur‘ ein Mädchen zu sein, also niemals ein ‚Kriegsheld‘ werden zu können)“ (Renate Finckh (1990), zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 143).

Mit zunehmender Dauer sollte der Krieg dann aber zusehends aussichtslos werden, wobei er spätestens 1941/42 jeglichen Abenteuercharakter und beim Großteil der Bevölkerung auch jedes Potential zur Euphorieauslösung einbüßte und zur stärker werdenden Belastung für die gesamte „Volksgemeinschaft“ wurde.

Dies war die objektive Lage, wenngleich sich unter den „Volksgenossen“ recht unterschiedliche Formen der Realisierung abzeichneten. Zwischen innerer Distanz und dem Festhalten am Glauben an die vermeintlichen Fähigkeiten des „Führers“ kam nur eines kaum vor, offener und öffentlicher Protest gegen die NS-Politik.

Die Meisten versuchten sich mit der Situation so gut es ging zu arrangieren und hofften auf ein baldiges Ende des Krieges, welcher ihnen möglichst wenig persönliche Verluste bescheren möge. Für die vorangegangenen und folgenden Ausführungen ist

allerdings eine weitere Differenzierung der Ausgangslage notwendig. Bis weit in die letzten Kriegsmonate hinein, als sich die Kriegshandlungen immer stärker auf Deutschland fokussierten, waren die „Volksgenossen“ je nach Aufenthaltsort (Wohnort – war das eigene Heimatgebiet von den alliierten Bombenangriffen betroffen, welcher Besatzungsmacht war man später ausgesetzt; Einsatzort – die Westfront hielt nie vergleichbare Belastungen bereit, wie die im Osten, allem voran die Sowjetunion) höchst unterschiedlichen Bedingungen ausgesetzt, der Krieg traf keineswegs alle gleich (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 14f.). Eine vollständige Nivellierung der Lebensbedingungen der „Volksgemeinschaft“ hat es auch unter dem Einfluss des Zweiten Weltkriegs zu keinem Zeitpunkt gegeben.

Wie unterschiedlich die eigenen Kriegserfahrungen je nach konkretem Aufenthaltsort ausfallen konnten, dies vergegenwärtigt exemplarisch anschaulich ein Bericht Heinrich Bölls, welchen Jörg Echterkamp seinen eigenen Ausführungen zum „Zweifrontenkrieg“ vorangestellt und kommentiert hat:

„Frieden an der Front, Krieg in der Heimat: Erstaunt beobachtete der 24jährige Schütze Heinrich Böll an der Westfront diese bizarre Situation, als er im Sommer 1942 erfuhr, daß seine Frau Annemarie in Köln ‚ausgebombt‘ worden war, während er sich in seinem Bunker an der französischen Kanalküste langweilte. ‚Es ist wirklich ein ganz phantastisch sonderbarer Krieg, wir Soldaten sitzen hier fast wie im Frieden, sind braun und gesund, und Ihr hungert zu Hause und erlebt den Krieg in der schrecklichsten Weise, im Keller... [Böll, Briefe, Bd. 1, S. 359 (5.6.1942)].‘ Als Böll im Oktober 1943 an die Ostfront kam – endlich ‚in den wirklichen Kampf, wo doch die eigentliche Stätte des Soldaten ist‘, wie er zunächst meinte –, konnte indes von einem idyllischen Militärtourismus keine Rede mehr sein. Böll erfuhr seine ‚irrsinnige Feuertaufe‘ auf der Krim. Jene Tage ‚der absoluten Gefahr, des absoluten Schreckens‘, trieben ihm die Neugier auf das Fronterlebnis schnell aus und ließen ihn, wie er in die Heimat schrieb, ‚unendlich dankbar‘ auf die eintönige Zeit an der Kanalküste zurückblicken... [Böll, Briefe, Bd. 1, S. 543 (29.11.1942) sowie Bd. 2, S. 954 (26.11.1943), S. 958 (30.11.1943)]. Im östlichen Europa kennzeichnete den ‚totalen‘ Krieg von Anfang an eine oft grenzenlose Gewalt, die im Bombenkrieg die Menschen im ‚Altreich‘ auf andere Art zu spüren bekamen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 1).

Aus sozialisationstheoretischer Perspektive sollten diese unterschiedlichen Bedingungen der Kriegserfahrungen Heranwachsender die Notwendigkeit differenzierter Analysen der damaligen Kriegsrealität und ihrer Sozialisationsbedeutung verdeutlichen. Andererseits dürfen diese Anmerkungen nicht dazu führen, dass diejenigen, die damals als junge „Volksgenossen“ mit dem Krieg konfrontiert wurden, nach vermeintlich trennscharfen Erlebniskategorien auseinanderdividiert werden. Die angedeuteten Unterschiede betreffen das Belastungspotential bestimmter Orte und Situationen, sind jedoch keinesfalls im biographischen Sinne als statisch zu verstehen. Diesbezüglich zeigt schon das Beispiel Bölls auf, wie schnell ein Standortwechsel auch die Qualität

belastender Einflüsse verändern konnte. Welche Belastungen ein damals Heranwachsender erleben musste, lässt sich nicht nach einer Zuordnung zu einem bestimmten Aufenthaltsort feststellen, sondern nur anhand biographischer Analysen nachvollziehen.

Nach dieser Hinführung zum Kriegserleben damals Heranwachsender geht es im Folgenden darum, die eingangs aufgestellte These einer ideologischen Desillusionierung unter jungen und jüngsten Soldaten des Zweiten Weltkriegs als Folge bedrückender oder überfordernder Gewalterlebnisse im Kriegskontext exemplarisch zu belegen. Hierzu wird zunächst die Struktur narzisstisch geprägter Kriegswahrnehmungen auf die speziellen Belange der damals jungen Soldaten bezogen, um auf dieser Grundlage die jeweils distanzierenden Divergenzerlebnisse in der Kriegsrealität differenzierend darstellen zu können.

Eine deutliche Einsatzmotivation, die unter der empfundenen Tatenlosigkeit an der Westfront noch eine Steigerung erfahren konnte, wie Bölls Beispiel exemplarisch aufzeigt, stieß im aktiven Kriegseinsatz an der Ostfront vielfach auf schmerzliche und nicht selten traumatische Belastungserfahrungen, welche wiederum eine innere Distanzierung vom Nationalsozialismus generieren und fördern konnten. Diese These soll im Folgenden präzisiert und exemplarisch belegt werden.

Gerade unter denen, die selbst nicht mehr aktiv am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten, waren nicht selten auch diejenigen, die am längsten an einer positiven Einschätzung des Krieges, insbesondere aber ihres persönlichen Einsatzes festhielten. Bei ihnen verband sich mitunter der entwicklungsbedingt forcierte Ehrgeiz, durch den Einsatz für ihr Land Selbst- und Fremdbestätigung zu erhalten, mit der unzureichenden Kenntnis dessen, was sie tatsächlich erwarten würde.

So schrieb der damals 18 jährige Kurt Maier noch im Juni 1944 an seine Mutter:

„Die Ausbildung wird nun wohl auch bald zu ende sein, und eines Tages werden wir Gelegenheit haben, uns vor dem Feind zu bewähren. Jetzt möchte ich in Frankreich sein“ (zitiert nach Dollinger, H. (1987), S. 256).

Abhängig von persönlichen Dispositionen, dem individuellen Reifegrad und der damit verbundenen Reflexionsfähigkeit konnte allerdings die Aufnahme schon des Kriegsausbruchs auch ganz anders ausfallen. Dementsprechend schrieb die junge, um ihren Mann bangende, Mutter Ingeborg Tafel am 25. September in ihr Tagebuch:

„Seit dem 1. September ist Krieg – alles verheerender, alles verzehrender, alles vernichtender, jede Freude erstickender Krieg. Ach, und wenn ich an die Zukunft denke, klage ich das Schicksal an, das mir für mein so heiß ersehntes und endlich erobertes Glück so schlimme Zeiten bescherte. Ich zittere vor jedem neuen Tag, ich möchte doch so gern in Frieden leben dürfen. (...) Seit ich verheiratet bin und ein Kind habe, liebe ich das Leben, aber ich möchte Leben ohne dauernde

Angst, ohne Sorge vor dem Morgen, ohne ständig den Tod vor Augen zu haben. Eine Gnade, daß wir nicht wissen, was alles uns bevorsteht!“ (zitiert nach ebd., S. 32).

Es zeigt sich, dass die Empfindungen angesichts des Krieges individuell variieren, zeitlich (je nach Erfolg oder Misserfolg) starken Veränderungen unterliegen und ganz unterschiedlichen Begründungen folgen konnten. Sie verteilten sich letztlich auf die Kategorien: Vollständige Zustimmung, zurückhaltende Befürwortung, abwartende Unsicherheit, latente Ablehnung, sowie vollständige Distanzierung, welche aber nur selten offen gezeigt wurde. So stellen auch die hier vertieft dargestellten Wahrnehmungsformen nur einige Optionen dar, von denen gerade die erstere allerdings unter den jungen „Volksgenossen“, die entweder ihre „Bewährungschance“ im Ersten Weltkrieg verpasst hatten, oder nach einer indoktrinierenden NS-Sozialisation erstmals auf eine solche hofften, weit verbreitet war.

Das Ausmaß des Kriegseinsatzes junger Soldaten nahm während des Zweiten Weltkrieges gleichermaßen bemerkenswerte und bedrückende Ausmaße an (vgl. hierzu grundlegend Kunz, A. (2010)). Nimmt man zur zahlenmäßigen Größe der „Wehrmacht“ von rund 17,3 Millionen Männern noch die Angehörigen der „Waffen SS“ hinzu, so kommt man auf eine bewaffnete Macht unter dem Nationalsozialismus von schätzungsweise 18,2 Millionen Soldaten (vgl. ebd., S. 81). Verpflichtet wurden letztlich Angehörige der Jahrgänge 1911 bis 1929, wobei letztere noch ab März 1945 zum Kriegsdienst herangezogen wurden (vgl. ebd., S. 99 und 109). Der bewaffneten Macht, welche das NS-Regime in den Kampf warf, gehörten „an jedem Tag des Krieges... hunderttausende von Soldaten an, die kaum dem Kinder- und Jugendalter entwachsen waren“ (ebd., S. 108). Insbesondere während der Radikalisierungsphase der NS-Politik wurden immer jüngere Heranwachsende mit zunehmend unzureichender Ausbildung zu Kriegsdiensten herangezogen (vgl. ebd., S. 82ff. und 98ff.). Diese Tendenz lässt sich anhand einiger Exempel verdeutlichen. So stellten beispielsweise ab 1943 insgesamt etwa 200.000 Schüler der höheren Lehranstalten, welche man im Alter von 15 bis 17 Jahren zum Luftwaffenhilfsdienst verpflichtet hatte, einen bedeutenden Anteil des Bedienungspersonals der Flakseinheiten der Reichsverteidigung:

„In den letzten Wochen des Krieges wurde es zur gängigen Praxis dort, wo der Endkampf bevorstand, Luftwaffen-Helfer kurzer Hand zu regulären Soldaten zu ernennen... Für den Kampf gegen Panzer und Infanterie waren die Jugendlichen weder ausgebildet noch den damit verbundenen physischen wie psychischen Belastungen gewachsen“ (ebd., S. 88, vgl. hierzu exemplarisch auch die Berichte in Nicolaisen, H.-D. (1981)).

Schon ab 1940 begann das Regime damit, die Kriegstauglichkeitsnormen stetig aufzuweichen, um so den immer höheren Bedarf an Menschennachschub decken zu können (vgl. ebd., S. 91). Angesichts massiver Fehlbestände an militärischem Füh-

rungsnachwuchs wurden auch diese Positionen bald nach Kriegsbeginn mit jungen Soldaten besetzt:

„Bereits im Dezember 1941 (war man) dazu übergegangen, Unteroffiziersschüler nach einer nur einjährigen Ausbildung zu den Truppenteilen zu versetzen, und seit Juni 1942 wurde auf die psychologische Prüfung der jugendlichen Offiziersbewerber verzichtet... (...) Im Sommer 1944 betrug das Lebensalter der jeweils jüngsten Offiziere am Tage ihrer vorzeitigen Beförderung in den Dienstgraden Oberleutnant, Hauptmann, Major und Oberstleutnant 20, 21, 23 und 25 Jahre... Offizieren mit einem Lebensalter von wenig mehr als zwanzig Jahren wurde die Verantwortung für das Leben zum Teil hunderter lebensjüngerer wie –älterer Soldaten übertragen!“ (Kunz, A. (2010), S. 96).

Aber nicht nur in den Verbänden der „Wehrmacht“, auch in den anderen Teilen der bewaffneten Macht des „Dritten Reiches“ wurden zusehends Heranwachsende eingesetzt. So zog etwa die „Waffen-SS“ nach der Ernennung Himmlers zum „Befehlshaber des Ersatzheeres und Chef der Heeresrüstung“ am 20. Juli 1944 auch jüngste „Volks-genossen“ zum Dienst in ihren Reihen heran:

„Schätzungen gehen davon aus, dass sich die Waffen-SS im letzten Halbjahr des Krieges zu etwa einem Fünftel aus Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1927/28 zusammensetzte – mit anderen Worten: etwa 150.000 Teenager dienten in den Reihen der Waffen-SS“ (ebd., S. 90).

Die mangelnde körperliche und psychische Eignung vieler der jungen und jüngsten Soldaten wurde schon damals, etwa im Herbst 1942, bei den Musterungen unübersehbar und vom zuständigen Personal beklagt, ohne dass dies zu einer Änderung der Rekrutierungspraxis geführt hätte (vgl. ebd., S. 92). Dies führte unmittelbar zu einer Überforderung der entsprechenden Heranwachsenden im eigentlichen Kriegsalltag (vgl. ebd., S. 93). Zwischen der Todesrate der einzelnen Geburtsjahrgänge und dem Lebensalter der Soldaten lässt sich hingegen kein direkter kausaler Zusammenhang herstellen. Hier war vielmehr der Zeitpunkt des Kriegseinsatzes, genauer das jeweilige Einziehungsjahr die entscheidende Variable:

„Während die Toten unter den im Jahr 1939 Einberufenen im Durchschnitt erst vier Jahre nach ihrem Eintritt in die Wehrmacht starben, verringerte sich dieser Wert mit jedem weiteren Einziehungsjahr. Die Gefallenen, die erst 1945 eingezogen wurden, überlebten kaum mehr als einen Monat“ (ebd., S. 95).

Was deutsche Soldaten während des Zweiten Weltkrieges erleben und erdulden mussten, wie sie selbst im Kampf handelten und wie sie dies alles psychisch und physisch überstehen oder nicht überstehen konnten, das lässt sich nicht pauschal darstellen und beurteilen (vgl. hierzu die vielseitigen Aussagen der Zeitzeugenberichte in Dollinger, H. (1987) sowie resümierend Herrmann, U. (2010), S. 62). Für eine größere Zahl gerade junger Soldaten dürfte jedoch früher oder später eine Sozialisationsrelevanz des Kriegseinsatzes zutreffend gewesen sein, wie sie der 1919 geborene Gün-

ther Wiegand in einem Brief, den er von seinem Einsatzort auf der Krim am 8. April 1944 an seine Familie schickte, beschrieb:

„Nun geht der alte Tanz wieder los, das tägliche Einerlei. Und in einem Jahr darf ich vielleicht einmal wieder nach Hause fahren, wenn nichts dazwischen kommt. Dieses verdammte Rußland ist uns allen ja schon so zuwider. In acht Wochen haben wir drei Jahre hier voll. Ich jedenfalls und die meisten anderen haben genug von dem >Paradies<, zumal jetzt, da es das größte Opfer von mir und meinen Eltern gefordert hat. Und was ist mit uns, wenn wir wirklich dieses alles überstehen? Wir sind alte Männer, mit allen möglichen Gebrechen und Krankheiten behaftet. Unsere Jugend haben wir nie genießen können. Und nachholen können wir das nie. Unser jugendlicher Geist und unser unbeschwerter Frohsinn sind reifen und ernsten Ansichten gewichen. Unsere Seele und unser Herz sind hart geworden durch das viele Blut, das wir gesehen haben. Und unsere Hände sind unsauber von dem Blut, das sie vergossen haben. Und wir werden menschenscheu. Wenn wir einmal ein paar Wochen aus dem Dreck des Schützengrabens herausklettern, um zur Zivilisation zurückzukehren – so wie ich es jetzt durfte – dann fühlt man zuerst eine ängstliche Beklemmung, wenn man ein Haus betritt oder wenn man mit sauberen Menschen spricht. Das Herz zieht sich zusammen. Und im ersten Moment denkt man unwillkürlich: >Mein Gott, wärest Du nur erst hier wieder raus. Da, wo es kracht, da, wo die Kameraden sind. Mit diesen Menschen kannst Du ja gar nicht sprechen. In diesen Kreisen kannst Du dich ja gar nicht bewegen.< Das sind so die ersten Gedanken. Erst langsam gewöhnt man sich an alles. Das sind wir. Und genauso wie Euer, so ist es auch unser aller heiligster Wunsch, daß dieses alles bald enden möge“ (zitiert nach ebd., S. 241; vgl. hierzu auch ebd., S. 190).

Für viele Kriegsteilnehmer dauerte diese Eingewöhnung in die „zivilisierte“ Gesellschaft später Jahre, manch einer bewältigte sie nie mehr oder nur partiell (vgl. Frodien, U. (2002), S. 17f. sowie Reese, W. P. (2004), S. 147). Wieder anderen allerdings nahm der Krieg endgültig jede Chance auf ein Wiedereinleben. So auch dem hier zitierten Günther Wiegand, er wurde Ende April 1944 bei Sewastopol als vermisst gemeldet.

Die Motive, welche deutsche Soldaten und unter ihnen zunehmend jüngere Heranwachsende veranlassten, sich aktiv am Kriegsgeschehen zu beteiligen und überwiegend dabei erstaunlich lange durchzuhalten, waren komplex und lassen sich nur schwer verallgemeinern. Als übergreifende Faktoren lassen sich, neben einer für alle gleich lautenden und bei Zuwiderhandlung massiv geahndeten (vgl. Bartov, O. (1999), S. 93ff. sowie Echternkamp, J. (2004), S. 48ff.) Aufforderung durch den NS-Staat und dessen militärische Verbände³⁸⁷, allerdings folgende benennen, zwischen denen die

³⁸⁷ „Die Wehrmachtsjustiz war keine Oase der Rechtsstaatlichkeit“ (Echternkamp, J. (2004), S. 48). Vielmehr macht ihr Exempel auf drastische Weise die Unhaltbarkeit der politischen Unabhängigkeitsbehauptung bezüglich der „Wehrmacht“ im NS-Staat erkenntlich (vgl. Messerschmidt, M.; Wüllner, F. (1987)). Die militärische Führung Deutschlands hatte sich schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, spätestens während des angeblichen Röm-Putsches bereitwillig in die NS-Herrschaft integriert. Neben einem traditionellen Funktionsverständnis hatten sie

Übergänge freilich fließend waren und die zumeist im sich gegenseitig verstärkenden Zusammenspiel wirksam wurden:

1. Persönliche Motive (die oben geschilderte Bedürfnisstruktur, der eigene Überlebenskampf, die Sorge um die Familie, „Kameraden“, aber auch die eigene wirtschaftliche Zukunft), hierzu können auch Karrieremotive gezählt werden, die sich allerdings stärker mit einem Einsatz in exponierten Gruppenverbänden, wie den so genannten „Einsatzgruppen“ verbanden (vgl. Browning, C. (2002), S. 222);
2. Nationale bzw. nationalistische Motive (der Sieg und die „Ehre“ Deutschlands einerseits, sowie die Angst vor der völligen Vernichtung andererseits (vgl. Behrenbeck, S. (1996), S. 574; freilich sind hierbei die Übergänge zum vorangegangenen Aspekt fließend);
3. Die Erfahrung einer soldatischen Ausbildung, die im 20. Jahrhundert neben militärischen Kompetenzen zunehmend auch eine soldatische Identität mit den dazugehörenden moralischen Implikationen vermittelte (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 51f.);

vermeintlich mit Hitler und anderen NS-Führern geteilte politische, militärische und ideologische Ansichten und Entwicklungsprämissen dazu verleitet. Im Krieg wurde die „Wehrmacht“ und damit einhergehend ihre Justiz zur Erfüllungsgehilfin der nationalsozialistischen Politik. Letztere erfuhr in diesem Kontext eine massive Ausweitung ihres Geltungsbereiches und erlebte eine dramatische Veränderung ihrer Rechtspraxis. Beides geschah in solcher Form, dass es gerechtfertigt erscheint auch hier von einer „Radikalisierung“ (Echterkamp, J. (2004), S. 48) zu sprechen. Zu belegen wäre diese Einschätzung beispielsweise mit der „Kriegsstrafverfahrensordnung (KStVO)“ vom 17. August 1938, welche den strafrechtlichen Geltungsbereich der Wehrmachtsjustiz erheblich ausdehnte (vgl. ebd.). Ihr Paragraph 5 „schuf einen neuen Straftatbestand: Auf die ‚Zersetzung der Wehrkraft‘ durch Dienstunwilligkeit oder Dienstverweigerung oder den Anreiz dazu stand die Todesstrafe“ (ebd., S. 49). Die angesprochene Radikalisierung wird besonders erkennbar, wenn man etwa die, am 5. Mai 1944 in Kraft getretene, Erweiterung dieses Paragraphen beachtet, nach dem auch Straftaten geahndet werden konnten, die vor der Einführung des Paragraphen 5 (genauer des Unterparagraphen 5a, der am 1. November 1938 erlassen worden war) verübt worden waren – „dem rechtsstaatlichen Prinzip *des nulla poena sine lege* zum Trotz“ (ebd.). Unübersehbar wurde im NS-Staat „auch der Wehrmachtsjustiz... die rechtsstaatliche Basis entzogen“ (ebd.). Ein anderes Beispiel wäre die zunehmende Zahl der Todesurteile durch die Kriegsgerichte der Wehrmachtsjustiz (vgl. Messerschmidt, M. (1996)), allen voran der so genannten „fliegenden Standgerichte“. Hochgerechnet auf den gesamten Krieg kann von einer Gesamtzahl von 15.000 bis 20.000 vollstreckten Todesurteilen ausgegangen werden (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 50), während im Ersten Weltkrieg gerade einmal 150 Todesurteile ausgesprochen und lediglich 48 vollstreckt worden waren (vgl. ebd.). Diese Radikalisierung der gesamten Wehrmachtsjustiz und ihrer Richter, die die ihnen verbliebenen Spielräume überwiegend nicht oder zum Nachteil der Soldaten nutzten (vgl. ebd.) und damit dem „Führer“ bereitwillig „entgegenarbeiteten“, hatte ihre Ursachen einmal in den oben angedeuteten Interessengemeinschaften, sowie den Leistungsprinzipien des NS-Saates (vgl. These 1). Insbesondere aber auch in der allgegenwärtigen Angst vor einem zweiten 1918 (vgl. ebd.), welche die nationalsozialistische, wie die militärische Führung Deutschlands gleichermaßen umtrieb. Aus einer allgemeinen Totalisierung des Krieges lässt sie sich hingegen kaum herleiten, da einem solchen Befund das Fehlen vergleichbarer Entwicklungen auf Seiten der alliierten Militärverbände widersprechen würde (vgl. ebd.). Von grundsätzlicher Bedeutung ist allerdings der Hinweis, dass die hier beschriebene Radikalisierung der Wehrmachtsjustiz nicht gleichbedeutend war mit einem allgemeinen Befehlsnotstand. Es gehört zu den Ambivalenzen des „Dritten Reiches“, dass es gleichzeitig durchaus möglich war, die Aufforderung zur Ermordung in den besetzten Gebieten angetroffener Juden abzulehnen, ohne dass dies schwerwiegende Ahndungen nach sich gezogen hätte (vgl. Browning, C. (2002), S. 222f.).

4. Situationsbedingte Motive (die besonderen Umstände konkreter Kriegshandlungen, sowie deren psychische und physische Effekte, wie etwa Gewöhnungseffekte (vgl. Browning, C. (2002), S. 211)³⁸⁸ oder deren Gegenstück das „>Ausrasten<“ bzw. die so genannte „>Schlachtfeldraserei<“ (ebd., S. 209; vgl. zu dieser Thematik ausführlicher Welzer, H. (2005), S. 76ff.);
5. In besonderem Maße gruppendynamische Einflüsse der Gruppenkohäsion³⁸⁹, des so genannten „Korpsgeistes“, jener „Kameradschaft“ unter den Soldaten eines Regiments oder kleinerer Untergruppen, welche entweder als „Anpassungsdruck“ (vgl. Browning, Ch. (2002), S. 105ff., 228ff. und 241f.) oder aber als mentale und emotionale Unterstützung angesichts der belastenden Kriegsrealität wahrgenommen werden konnte (vgl. Kühne, T. (1996a), (1996b) und (1999) sowie Echterkamp, J. (2004), S. 52ff.), grundsätzlich aber die Kampfmoral der Soldaten stärkte, wenngleich konstatiert werden muss, dass in den letzten Kriegsjahren die steigenden Ausfälle in der Wehrmacht dazu führten, dass sich kameradschaftliche Loyalitätsbeziehungen unter ihnen nur erschwert bis gar nicht mehr entwickeln konnten (vgl. Bartov, O. (1999), S. 51ff.; vgl. zum gesamten Komplex auch Welzer, H. (2005), S. 87ff. und 107ff.)³⁹⁰;
6. Sowie nicht zuletzt ideologische, im NS-System sozialisierte Motive (der Kampf gegen den „jüdischen Bolschewismus“, das Selbstverständnis als Verteidiger der „deutschen Kultur“, der „westlichen Zivilisation“ und andere vergleichbare Motive (vgl. Bartov, O. (1999), insbesondere S. 272, Browning, C. (2002), S. 208ff., 238ff., Echterkamp, J. (2004), S. 45ff., Förster, J. (2004, 2007), S. 53ff. sowie aus psy-

³⁸⁸ Brownings Befunde und zum Teil auch diejenigen Welzers beziehen sich auf die Vertreter der „Einsatzgruppen“, welche massiv und direkt an der Umsetzung des massenhaften Judenmordes in den eroberten Gebieten Osteuropas beteiligt waren. Sie sind aber in abgestufter Form m.E. auch auf die hier dargestellten Belange der „Wehrmacht“ übertragbar.

³⁸⁹ Meines Erachtens nach stellt die Gruppenkohäsion, welche sich keineswegs nur als äußerlich spürbarer Konformitätsdruck, sondern vielmehr als mentale Inklusion in die neu geschaffene „Gemeinschaft“, deren Ziele und Gebote, im Bewusstsein der Gruppenmitglieder niederschlug, eine bedeutende Variable zur Erklärung des Verhaltens einfacher Soldaten, bis hin zu den „Einsatzgruppen“ und der gezielten Ermordung „slawischer“ und „jüdischer Untermenschen“ dar. Selbstverständlich ist dies, gerade was die letztgenannten Gruppen betrifft, nicht die einzige Motivationsgrundlage gewesen (s. o., sowie These 6 zur Gruppe der jüdischen Bevölkerung), aber sie hat sicher mehr Erklärungspotential für die Kampfes- und Tötungsbereitschaft deutscher Soldaten, als etwa die Annahme einer national-genetischen Disposition, wie sie Goldhagens These des „eliminatorischen Antisemitismus“ unterstellt (vgl. ders. (1998), sowie kritisch hierzu Browning, C. (2002), S. 249ff. und Welzer, H. (2005), S. 68f.).

³⁹⁰ Ob, wie Bartov annimmt, hieraus tatsächlich ein schwerer Mangel an gruppendynamischen Einflüssen resultierte, welcher dazu führte, dass „die ideologische Motivation zunehmend an Bedeutung gewann“ (ebd., S. 59), bleibt allerdings noch abschließend zu klären. Mir erscheint diese Annahme nur dann sinnvoll, wenn man die oben beschriebenen Wahrnehmungsstrukturen einer Haltung des „Trotzdem“ zumindest mitberücksichtigt. Ein, wie auch immer konkret motiviertes – hierzu zählt auch die entschiedene und zunehmend feindselige Fokussierung auf die vermeintlichen Feindgruppen (vgl. ebd., S. 163) –, Durchhalten ist jedenfalls nicht einfach dasselbe, wie eine Verhaltensbereitschaft aufgrund eines ideologischen Fanatismus.

chologischer Sicht Hübner-Funk, S. (2005), S. 229ff.)). Hierzu zu zählen ist auch der verinnerlichte „Glaube“ an die nationalsozialistische Botschaft vom „arischen Herrenmenschen“ und dessen vermeintlicher Siegggarantie aufgrund seiner rassischen Überlegenheit und seiner Verbündung mit Natur und Schicksal, welche allem voran ihren Ausdruck finden sollte im Handlungsgeschick des „Führers“, den die Vorsehung auserkoren habe. Als das Durchhaltevermögen stärkendes Element, wurde der „Glaube“ an den „Endsieg“ der „völkischen Gemeinschaft“ vom NS-Regime gezielt gefördert und gleichsam als „arisches“ Rassemerkmal propagandistisch glorifiziert und mystifiziert (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 69). Jede Untergrabung dieses „Glaubens“ wurde hingegen mit massiver Repression verfolgt.

Grundsätzlich gilt: „Die Erklärungsansätze stehen in einem Zusammenhang“ (Echterkamp, J. (2004), S. 53). Erst im Zusammenspiel ergeben sie die motivationale Grundlage für das Durchhalten vieler Soldaten mitunter weit über den Zenit eigener physischer und emotionaler Kräfte, sowie jeder objektiven Sinnhaftigkeit hinaus:

„In welchem Maße und zu welchem Zeitpunkt die einzelnen Faktoren... die Kampfmoral festigten, läßt sich nicht genau klären. Kein Zweifel besteht indes am folgenschweren Ergebnis: Solange deutsche Soldaten im Osten die Front zu halten suchten, solange starben jene, die zu den Feinden der Volksgemeinschaft erklärt worden waren – in den Vernichtungslagern, bis zu 10.000 Menschen täglich“ (ebd., S. 54).

Bezug nehmend auf die oben genannten persönlichen Motive für einen eigenen, über das unbedingt geforderte Mindestmaß, dessen Unterschreiten Sanktionen nach sich gezogen hätte, hinausgehenden aktiven Kriegseinsatz damals Heranwachsender, sind an dieser Stelle wiederum einige Differenzierungen vorzunehmen. Es geht hierbei darum, die bereits erwähnten Elemente einer narzisstischen Motivationsstruktur sowie deren innerpsychische Sublimierung, als entscheidende Voraussetzung für eine Selbst- und Kollektivwahrnehmung herauszuarbeiten, die es den jungen Soldaten ermöglichte, sich selbst authentisch als „idealistisch“ motiviert zu erleben.

Den meisten der jungen Soldaten kamen die narzisstischen Anteile ihrer Antriebsmotivation für einen kämpferischen Einsatz für die propagandistisch idealisierten Identifikationsbezüge („Führer, Volk und Vaterland“) nicht, oder nur in modifizierter Form zu Bewusstsein. Die bedeutendste dieser Modifikationen war die zumeist unbewusst verlaufende, wenngleich nicht selten mit einem gehörigen Energieaufwand generierte, innerpsychische „Veredelung“ der eigenen Motivation durch Sublimierung. Das narzisstische Bedürfnis, durch vermeintlich aner kennenswerte Leistungen und deren Ho-

norierung durch einen selbst sowie unmittelbar und mittelbar (das Kollektiv der „völkischen Gemeinschaft“, die „Führer der Bewegung“) relevante Bezugspersonen, einer positiven Selbst- und Fremdwahrnehmung Nahrung zu verschaffen, wurde nicht bewusst wahrgenommen. An dessen Stelle trat häufig eine individuelle und kollektiv geteilte Selbstwahrnehmung als selbstlose und opferbereite Kämpfer für die vermeintlich „höheren“ Ziele. Einer solchen Identifikation hatte die Sozialisation durch die gezielte Indoktrination innerhalb der organisierten „Erziehung“ (hier im erweiterten Sinne, der auch die Propaganda umfasst und prinzipiell sämtliche „Volksgenossen“ aller Alterstufen als Zielgruppe anvisierte) des NS-Systems zuvor jahrelang gezielt Vorschub geleistet.

In diesem Kontext fand auch die nationalsozialistische Berufung auf die „Natur“ (vgl. These 1) und deren „Willen“, dem man mit der eigenen Politik nachkäme, ihr vermeintliches und motivierendes Anknüpfungspotential für das Handeln der „Volksgenossen“ und dessen subjektive Deutung. Diesen Vorgang hat der Psychoanalytiker Arno Gruen anschaulich beschrieben:

„Nichts löst das Messianische – das Gefühl des Heiligseins – mehr aus als die Hörigkeit einem 'höheren' Ziel gegenüber. Der Aufruf, für einen Gott, eine Nation, eine Idee [oder einen Führer; der Autor] Blut zu vergießen, löst Gefühle der inneren Reinheit aus, eine Ekstase absoluter ‚Liebe‘, einen Taumel von tugendhafter Selbstverliebtheit“ (ders. (1986), S. 104f.).

Im NS-Deutungskontext schien ein persönlicher Einsatz für den nationalsozialistischen „Endsieg“ den Heranwachsenden eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Einfluss und Anerkennung zur Konsequenz zu haben. Durch die, von den Deutungsmustern der NS-Ideologie geförderte, Umdeutung dieses Einsatzes zur idealistischen Handlung wurde gleichsam eine, ebenso herbeigesehnte, biographische Sinngenerierung ermöglicht und die Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse damit weiter gesteigert.

Gegenüber diesen propagandistischen Verklärungen und subjektiv narzisstischen Wahrnehmungen des Kriegseinsatzes gerieten im Zweiten Weltkrieg realiter unzählige junge und jüngste deutsche Soldaten in Kampfhandlungen, die körperlich und seelisch ihre Spuren hinterlassen sollten. Aus einer unüberschaubar langen Reihe möglicher Exempel sei hier dasjenige wiedergegeben, welches der damals 23 Jährige Oberjäger Hermann Liebig am 20. Juli 1942, den er später als „schwärzesten Tag meines Lebens“ bezeichnete, an der Ostfront erlebte:

Eine trommelfellzerreißende Detonation schleudert mich auf die Straße. Ich habe das Gefühl, mich hat es in tausend Stücke gefetzt! Nur ein Gedanke ist mir hellwach: Der Panzer vor mir! Ich sehe schon, wie das Rohr auf mich zuschwenkt und krieche auf allen Vieren in den Granattrichter, einen halben Meter hinter meinem gegrabenem Loch – da kracht auch schon die Panzergranate in die

gegenüberliegende Straßenböschung. Nun sehe ich erst die >Bescherung<: der rechte Fuß ist über dem Knöchel abgerissen, der linke Fuß hängt verdreht am Bein. Die Stiefel sind weggefetzt, ebenso die Hose. Bis zu den Knien starrt mich die blasse Haut an. Ich habe das Gefühl: Du bist tot! Kein Blut – kein Schmerz... Der >Sani< springt aus seinem zerschossenen Sturmgeschütz. Zum Verbinden ist keine Zeit. Nur Weg! (...) Einer läuft mir über den Weg, der mir den Mut zum Weiterleben gibt: er hat den linken Arm bis ins Schultergelenk abgerissen, total blutverschmiert. Wenn der nach so einer schweren Verletzung noch lebt und umherläuft, dann schaffst Du es auch wieder! (...) Ab geht's ins Feldlazarett... ich bekomme eine Evipanspritze in die Armvene und – als ich wieder zu mir komme, sind beide Stümpfe gleich lang“ (zitiert nach Dollinger, H. (1987), S. 149f.; vgl. auch ebd., S. 208f. sowie Frodien, U. (2002), S. 76f.).

Nicht wenige Soldaten versuchten zudem, sich vor dem unerträglichen und absehbar todbringenden Kriegsgeschehen zu retten, indem sie sich selbst verstümmelten. Wer dabei erwischt wurde, den brachte die NS-Exekutive („Wehrmachtsjustiz“, „Standgerichte“, „SS“ etc.) meist gleich selbst um (vgl. Dollinger, H. (1987), S. 334f.). Freilich nicht, ohne ihre Leichen als Abschreckung zu nutzen und öffentlich zur Schau zu stellen (vgl. Schröder, H.-J. (1995)). Nicht wenige erlebten gar die eigene Verwundung als willkommene Befreiung aus dem quälenden Kriegsalltag:

„Im grellen Sonnenlicht kroch ich aus dem Bunker und richtete mich auf. Eine Kugel piffte vorbei. Die zweite traf. Das war die Erlösung“ (Reese, W. P. (2004), S. 140).

Tausende kehrten hingegen gar nicht mehr aus dem direkten Kriegseinsatz zurück:

„Minus 25 Grad... Wir fahren über die vereiste Sseim in das Dorf Wypolsowa. Es liegt als 3 Kilometer lange, einseitige Häuserzeile auf dem erhöhten Sseim-Ufer, völlig schutzlos. (...) Das I. Infanterieregiment 245 hat hier sechs Tage, von drei Seiten eingeschlossen, in einer unmöglichen Stellung ausgeharrt. Das Dorf ist völlig zerschossen. Gleich vorn an der Brücke geben drei zerschossene deutsche Panzer ein trauriges Bild. Weit trauriger aber die zahlreichen Leichen der tapferen Verteidiger, etwa 160 Mann. Sie liegen meist in Haufen. Die Russen haben ihnen Stiefel, Hosen und Unterhosen ausgezogen, offenbar, um sie selbst anzuziehen. Die nackten Teile, bald blaurot, bald wachsgelb und die starr vom Frost ausgestreckten Glieder bieten ein grausiges Bild. Die Leichen sind zusammen an den Boden angefroren und brett hart, die Gesichter blaurot und fast unkenntlich. Das Blut an den Wunden schaumig gefroren. So liegen sie hier in der russischen Eiswüste. Gut, daß die Angehörigen nicht sehen, wie grausam der Tod in Rußland ist“ (Bericht des Oberleutnant Bernhard Rademacher vom 24. Januar 1942, zitiert nach Dollinger, H. (1987), S. 122f.).

Gerade die jungen und jüngsten deutschen „Soldaten“³⁹¹ erlebten die Diskrepanzen zwischen sozialisierter „Weltanschauung“ und der Kriegsrealität oftmals besonders belastend, da sie am wenigsten auf diese Erfahrung vorbereitet waren. Viele von ih-

³⁹¹ Ich schreibe dies hier in Anführungszeichen, da das NS-Regime schließlich Menschen mit dieser Bezeichnung in den Krieg schickte, die sie, nach ihrem Alter und ihrer erhaltenen Ausbildung bzw. Ausrüstung, in keinem, und sei es auch nur diesbezüglich verantwortungsvoll agierenden politischen System, erhalten hätten.

nen hatten sich, aus den oben skizzierten Motiven, freiwillig gemeldet (vgl. exemplarisch Frodien, U. (2002), S. 32 und 49 sowie Grass, G. (2008), S. 81).

Sie hatten zumeist bereits ab der frühen Pubertät eine Schießausbildung in der „HJ“ erhalten (vgl. Frodien, U. (2002), S. 20) und kamen nun im jüngsten Erwachsenenalter, „auf dem Kasernenhof“, bei echtem Kriegsgerät an. Unter anderem bei dem „berühmt-berüchtigten MG-42“ einer „Präzisionswaffe, die jeden Fachmann und Waffenarren begeisterte“ (ebd.). Wie aber sah es mit der mentalen Vorbereitung auf deren tatsächlichen Einsatz aus:

„Diese Waffe war für uns 18jährige zunächst ein richtiges Abenteuerspielzeug. Es machte Spaß, dieses beim Feuern rasende Ungeheuer mit festen Griffen und sicherem Auge so zu bändigen, daß die Ziele nur so purzelten. Es waren ja nur Pappfiguren und Scheiben, die von unseren Feuerstößen zerfetzt wurden. Keiner von uns war in der Lage sich wirklich vorzustellen, wie ein menschlicher Körper nach solchen Treffern aussehen würde“ (ebd., S. 21).

Und die Realität:

„Die anfängliche, ahnungslose Bubenbegeisterung für diese Supertechnik hatte sich in Entsetzen verwandelt über das, was man mit dieser Waffe anrichten konnte, als ich das erste Mal einen Gegenangriff auf uns unter Feuer nehmen mußte, und hinterher sah, was ich, zusammen mit den anderen, getan hatte. Wir hatten keine Wahl, wenn wir nicht selber sterben wollten, aber das Bild von den toten und getroffenen Menschen auf dieser Wiese vor dem Bahndamm, hinter dem wir schuttsuchend und feuernd lagen, das verfolgt mich heute noch in meinen nächtlichen Albträumen, und alle stehen dann wieder auf und greifen weiter an, bis sie direkt vor mir stehen – seit jetzt 56 Jahren“ (ebd., S. 54).

Wie bereits angedeutet, machte es mitunter einen deutlichen Unterschied aus, an welchem Ort man seinen Kriegseinsatz erlebte. Diejenigen, die an die russische Front versetzt wurden, erlebten oftmals eine baldige und brutale Ernüchterung ihrer ideologisch verklärten Erwartungen:

„Wir erhielten unsere Feuertaufe. Zum ersten Mal hörten wir das Pfeifen der Geschosse, das Peitschen der Maschinengewehrgarbe, das wilde Heulen und schon grelle, gellende Krachen der Granaten. Und es war kein Spiel. Außer abgebrannten Dörfern, Wracks von Panzerwagen, Gräbern und dem Brand von Kursk am Horizont hatten wir noch nichts vom wirklichen Krieg gesehen. Aber schon da waren unsere Gesichter manchmal wie versteinert“ (Reese, W. P. (2004), S. 67). „Alle Zukunftsgedanken flohen vor einem ungeheuren Entsetzen, und kaum überwand ich die Erschütterungen, die das Soldatenleben mir brachte“ (ebd., S. 36).

Günter Grass berichtet in seiner Autobiographie unter der bezeichnenden Überschrift „Wie ich das Fürchten lernte“ (ders. (2008), S. 121ff.), darüber, wie er während seines sechzehnten und siebzehnten Lebensjahres erst eine höchst repressive militärische Ausbildung durchlaufen musste, um dann zum eigentlichen Kriegseinsatz zu gelangen.

gen. In diesem erlebte auch er viel zu schnell eine Konfrontation mit der mittlerweile bereits weit vorgerückten Roten Armee und ihrer berüchtigten Waffe:

„Knospende Bäume, Birken darunter. Die Sonne wärmt. Vogelgezwitscher. Schläfriges Abwarten. Jemand, nicht älter als ich, spielt Mundharmonika. Ein Landser schlägt Schaum, rasiert sich. Und dann, urplötzlich – oder war das Verstummen der Vögel vorwarnend laut genug? –, kommt die Stalinorgel über uns. Wenig Zeit bleibt zu begreifen, warum sie redensartlich so heißt. Ihr Geheul, Fauchen und Wummern? Aus zwei, drei Werferbatterien wird das Waldstück fortschreitend eingedeckt. (...) Drei Minuten, eine Ewigkeit lang mag die Orgel spielen. Von Angst besetzt, pisse ich mir in die Hose. Dann Stille. Neben mir Zähneklappern, vielstrophig. Zuvor, nein, schon bevor die Orgel mit ihrem Konzertstück fertig war, begann das schnatternde Geklapper, hielt weiterhin an und dauerte immer noch, als schon die Schreie der Verwundeten jedes andere Geräusch übertönten. (...) Die Furcht nahm Besitz von mir. (...) Noch wacklig auf den Beinen, war ich einem Bildersturm ausgesetzt. Rings der Jungwald zerfetzt, die Birken wie übers Knie gebrochen. Baumgipfel hatten einen Teil der Wurfgranaten vorschnell zur Explosion gebracht. Verstreut lagen Körper, vereinzelt und übereinander, tot, noch lebend, gekrümmt, von Ästen gespießt, durchsiebt von Granatsplittern. Manche Körper hatten sich akrobatisch verknötet. Auch wären Körperteile zu finden gewesen. War das der Junge, der vorhin noch gekonnt mit der Mundharmonika spielte? Kenntlich der Landser, auf dessen Gesicht der Rasierschaum trocknete... Dazwischen krochen Überlebende oder standen erstarrt wie ich. Einige schrien, obgleich nicht verwundet. Jemand greinte wie ein Kleinkind. Ich blieb in naßgepißter Hose lautlos und sah nahbei den geöffneten Leib eines Jungen, mit dem ich gerade noch weißnichts was gequasselt hatte. Die Eingeweide. Sein rundes Gesicht, das im Moment des Todes geschrumpft zu sein schien“ (ebd., S. 140f.).

Derartige Erlebnisse teilte Grass in vergleichbarer Weise mit vielen seiner Altersgenossen, die an der Ostfront ihren Kriegseinsatz verrichten mussten. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren in großer Vielzahl nicht bloß dem umgangssprachlichen Verständnis nach, sondern entsprechend der psychiatrischen Richtlinien als traumatisch zu bewerten. Unterstützung bei der Bewältigung haben damals nur die wenigsten erhalten und kaum einer in einer, nach heutigen Maßstäben, angemessenen Weise. Die Sozialwissenschaften haben sich bisher zu wenig mit dieser konkreten Belastungsform im Kontext einer Sozialisation während der NS-Zeit befasst, geschweige denn sie systematisch analysiert.

Mit Verlauf des Krieges wurden zudem immer mehr und immer jüngere „Volksgenossen“ an der „Heimatfront“ von derartigen Diskrepanzerlebnissen betroffen. Sie waren ein Auslöser der in Feldpostbriefen erkennbaren emotionalen Entwicklung der Soldaten von einer verbreiteten Vorfreude auf den eigenen Einsatz und dazugehöriger Siegesgewissheit hin zu Kriegsmüdigkeit und Niederlagenerwartung (vgl. Kilian, K. A. (2005)). Unter den Jüngeren galt dies u.a. für die Mitglieder der so genannten „Flakabwehrbatterien“, die ab Februar 1943 im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren von

den mittleren und höheren Schulen zu den Flakbatterien in ihrer Umgebung eingezogen wurden (vgl. Bude, H. (1987), S. 24). Im Februar 1944 belief sich ihre Zahl bereits auf 76 500 (vgl. ebd.). Mit ihrer Einberufung verbanden sich bei vielen von ihnen ähnliche Gefühle der Vorfreude, wie sie bereits geschildert wurden:

„Den Gestellungsbefehl hätten sie wie eine Art Erlösung empfunden, erzählen die Gesprächspartner heute. *Endlich für würdig befunden* [Hervorhebung; der Autor], >süß und ehrenhaft für das Vaterland zu sterben<; endlich weg von dem Gejammere der Mutter, raus aus dem Einerlei der Schule; endlich seinen Mann stehen dürfen“ (ebd., S. 24f.).

Die Belastungen, denen sich diese „Flakhelfer“ zunächst ausgesetzt sahen, waren, abgesehen von den Schrecken und physischen Verheerungen, die ein Bombentreffer innerhalb der eigenen Batterie mit sich brachte, schwächer und nicht so unmittelbar überwältigend, wie die ihrer „Kameraden“ im offenen Feld. Sie betrafen anfangs vor allem unerwartete Unannehmlichkeiten an den Unterbringungsorten (vgl. ebd., S. 25) und vor allem vielfache, mitunter überaus belastende, negative Erfahrungen mit den oftmals äußerst brutalen Ausbildern (vgl. ebd.). Wie auch in den Garnisonen der „Wehrmacht“ und beim „RAD“, zeigte sich hier, dass von einer vereinheitlichten „Volksgemeinschaft“ keine Rede sein konnte. Die Ausbilder, oft aus niederen Gesellschaftsschichten stammend, meinten sich gegenüber den Oberschülern und anderen Vertretern höherer Schichten nur mittels Brutalität behaupten zu können, während sie von den letztgenannten häufig nur hinsichtlich ihrer Gewaltbereitschaft ernst genommen wurden (vgl. exemplarisch Fest, J. (2006), S. 228ff. sowie Hildebrandt, D. (2008), S. 38f.).³⁹² Andere Ausbilder vertrauten auf traditionelle, militärische Schleifmethoden, was zu nicht minder ernüchternden Erfahrungen der Heranwachsenden führte (vgl. exemplarisch Hentig, H. v. (2007), S. 170ff.). Immer wieder waren diese „Schleifer“ auch solche Ausbilder, die selbst noch recht jung waren, aber bereits mehrere Monate oder Jahre an der Front zugebracht hatten, wo sie die Kriegsrealität zu „früh gealterten“ und „versteinerten“ „Zynikern“ hatte werden lassen (Grass, G. (2008), S. 127f.). Dieses angespannte, von Vorurteilen und gegenseitiger Geringschätzung geprägte Verhältnis zwischen den Ausbildern und ihren Rekruten führte vielerorts zu massiven Konflikten. Bei vielen „Flakhelfern“ zog es innere Distanzierungsprozesse vom Nationalsozialismus nach sich, noch bevor sie selbst an ihren „Flakstellungen“ von der Erfahrung der tatsächlichen „Realität eines gnadenlosen Vernichtungskrieges eingeholt

³⁹² Eher die Auswirkungen des Sprachgebrauchs der NS-Propaganda (vgl. These 1) dürften es gewesen sein, die die „Redewendungen eines Unteroffiziers, der vorgab, Philosophie studiert zu haben“ hervorbrachten, mit denen Günter Grass in seiner militärischen Ausbildung konfrontiert wurde: „>Ihr seinsvergessenen Hunde!< beschimpfte es uns. >Euch wird man das bißchen Eigentlichkeit noch austreiben müssen.< Unser Anblick brachte ihn dazu, vor sich >die Geworfenheit eines Scheißhaufens< zu sehen“ (ders. (2008), S. 86).

wurden“ (Schörken, R. (1989), S. VII; für Exempel des hier angedeuteten mentalen Prozesses, von der oftmals bereitwilligen Aufnahme des Dienstes als „Flakhelfer“ hin zu den angesprochenen, distanzschaffenden Kriegserfahrungen vgl. ausführlich Tewes, L. (1989), S. 83ff.).

Auch die beschriebenen Diskrepanzerfahrungen betrafen keineswegs nur die männlichen Soldaten, auch ihre weiblichen „Kameradinnen“ hatten sich vielfach vorab von ihren „Diensten“ eine Chance auf Anerkennung versprochen und dabei den Kriegsaltag, der sie erwartete, vollkommen unterschätzt. Entsprechend der, von vielen Heranwachsenden verinnerlichten, nationalsozialistischen Gemeinschaftsideologie (vgl. These 1) hatten auch junge Frauen, unabhängig von der konkreten Aufgabenstellung, welche sie im Kriegsgeschehen erwarten würde (zunächst ausschließlich, später vornehmlich sanitäre Dienste), ihrem eigenen Einsatz im Felde entgegengefiebert, um ihre persönliche Einsatzbereitschaft und -fähigkeit beweisen zu können. Sie konnten dies als gänzlich neue Chance zur Selbstverwirklichung wahrnehmen, war ihre Identitätsbildung zuvor allgemein und auch im Kontext des Ersten Weltkrieges doch unter den Bedingungen einer „vom Heldischen ausgeschlossene[n] Wirklichkeit“ (Klönne, I. (2000), S. 227) verlaufen.³⁹³ Entsprechend klingen auch die Erinnerungen einer da-

³⁹³ Im Rahmen einer umfassenden Sozialgeschichte der NS-Zeit müsste die weibliche Bevölkerung dringend eine eigene Gruppendarstellung erhalten (vgl. These 6). Dies wäre nicht deshalb vonnöten, da eine trennscharfe Abgrenzbarkeit ihrer Erfahrungsmuster von denen anderer Bevölkerungsgruppen etwa bereits belegt wäre. Im Gegenteil, die neuere Forschung offenbart vielmehr immer wieder geschlechterübergreifende Schnittmengen der Erfahrung und des Agierens unter der NS-Herrschaft. Eine solche gruppenspezifische Darstellung könnte jedoch am ehesten die notwendige Kontrastierung der drei unterschiedlichen, mitunter weit von einander abweichenden Perspektiven, NS-Geschlechterpropaganda, NS-Frauenpolitik und tatsächliches Alltagsleben damaliger Frauen, nachvollziehbar vornehmen und so gleichermaßen ein differenziertes Bild weiblicher Sozialisation im NS-Kontext zeichnen und eine erforderliche Dekonstruktion noch immer bestehender diesbezüglicher Mythen ermöglichen. Dies alles ist in dieser Arbeit aus Platzgründen nicht möglich. Daher sei an dieser Stelle auf einen militärgeschichtlichen Sachverhalt zumindest hingewiesen, welcher die angesprochenen Qualitäten zur spezifischen Erkenntnisförderung aufweist, jedoch allgemein und insbesondere in der Sozialisationsforschung zum Thema bislang zu wenig Beachtung gefunden hat. Gemeint sind die unterschiedlichen Kriegsdienstverpflichtungen weiblicher „Volksgenossen“ durch das NS-Regime. Auf die einzelnen formellen Akte des Regimes, mit welchen ein aktiver Einsatz der weiblichen Bevölkerung, nicht mehr allein in der Rüstungsindustrie oder im „Reichsarbeitsdienst“, sondern im direkten Kriegsdienst begründet und legitimiert wurde, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Vielmehr geht es darum, die tatsächlichen Auswirkungen dieser Entwicklung auf die Erfahrungsebene der Frauen anzudeuten. Dies soll mittels einer quantitativen Bezifferung der weiblichen Kriegsdienste erfolgen. In der zweiten Hälfte des Krieges nahm die Zahl der Frauen zu, die in der Etappe eingesetzt waren. Sie spielten hier als „Wehrmachtshelferinnen“ eine zunehmend bedeutende Rolle. Wenngleich ihre Zahl letztlich ein bemerkenswertes Ausmaß annahm, hat die „Erfahrungsgeschichte der Helferinnen für das nationalsozialistische Kriegsregime“ (Maubach, F. (2007), S. 93) bisher nur wenig Resonanz in der wissenschaftlichen Forschung zur NS-Zeit gefunden (vgl. ebd.) und stellt bis heute ein gewichtiges Desiderat dar. Nach dem Erlass zum „totalen Kriegseinsatz“ vom November 1944 befanden sich schließlich ungefähr 450.000 Frauen im Militäreinsatz (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 41). Insgesamt waren im Laufe des Krieges 500.000 Helferinnen (das Sanitätspersonal nicht mitgerechnet) bei der Wehrmacht beschäftigt, ebenso viele im Dienst beim „Reichsluftschutzbund“, zudem standen bis 1944 nahezu 400.000 Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) in unterschiedli-

chen Kriegseinsätzen (vgl. Maubach, F. (2007), S. 93). Das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den Etappenhelferinnen und den Soldaten wird auf 1:20 geschätzt. Die zu Kriegsbeginn rund 15.000 Sanitäterinnen des Roten Kreuzes nicht mitberechnet. Durch den Militärdienst der Frauen wurden 300.000 Männer „freigestellt“ (vgl. Seidler, F. W. (1998), S. 59, sowie Echternkamp, J. (2004), S. 41). Ab der Jahreswende 1942/43, insbesondere nach der Niederlage von Stalingrad im Februar 1943, mussten auch Frauen verstärkt militärische Aufgaben übernehmen, die sonst männlichen Soldaten vorbehalten gewesen waren. In dieser Phase weiblichen Militärdienstes unter der NS-Herrschaft waren sie vor allem in Scheinwerferbatterien, später auch an Radargeräten der Flakverteidigung sowie in Führungsstäben von Heer und Luftwaffe tätig. Die Zahl der „Flakhelferinnen“, die sich aus dem „Reichsarbeitsdienst weiblicher Jugend“ (RADwJ) rekrutierten, stieg bis Kriegsende auf beachtliche 25.000 (vgl. ebd.). Ganz anders, als es manche Publikation zum „BDM“ suggeriert, verdeutlichen die Erfahrungsberichte betroffener Frauen, in welch hohem Maße eine dortige Sozialisation institutionell und biographisch als prädisponierend für den späteren Kriegseinsatz erlebt werden konnte (vgl. Maubach, F. (2009), S. 54ff.). Weit mehr, als die konkrete Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe des NS-Systems, deren Repräsentant man während des persönlichen Kriegseinsatzes gewesen sein mag, war dieses Verlaufsmuster sozialisationsrelevant. Bis Anfang 1945 erreichte die Zahl der deutschen Frauen im aktiven Kriegsdienst ungefähr eine halbe Million (vgl. Kundrus, B. (1999), S. 721). Ihre Tätigkeitsbereiche lassen sich wie folgt quantifizieren: „Insgesamt (...) blieben die Zahlen der in den einzelnen Wehrmachtsteilen tätigen Frauen weit hinter den Erfordernissen der Kriegslage zurück. 1943/44 waren im Ersatzheer rund 300.000 freiwillige oder dienstverpflichtete Zivilangestellte und Arbeiterinnen beschäftigt, im Feldheer und in den besetzten Gebieten 8000 Nachrichten- und 12 500 Stabshelferinnen; bei der Luftwaffe wirkten bis Frühjahr 1945 einschließlich den Helferinnen und >Kriegshilfsdienstmaidens< etwa 130.000, bei der Kriegsmarine samt Marinehelferinnen 20.000 Frauen“ (Schneider, W. (2001), S. 151).

Im Krieg machten die NS-Führer vor keiner ihrer sozialideologischen Proklamationen mehr Halt. Typisch für die gesamte NS-Zeit war demgegenüber jedoch, dass wieder einmal versucht wurde, den Schein zu wahren. Aus diesem Grunde sollten weibliche Wehrmachtsangehörige keine Uniform tragen, um vorzutäuschen, „es gäbe in Deutschland keine weiblichen Soldaten“ (Kundrus, B. (1999)). Demgegenüber erhielten die zivilen „Wehrmachtshelferinnen“ schon ab 1940 Uniformen, aber keinen militärischen Rang, damit sie nicht als weibliche Soldaten einzustufen waren (vgl. Schneider, W. (2001), S. 147). Grundsätzlich blieben die Tätigkeitsfelder der Frauen im Militär auf die rangniederen Dienste beschränkt (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 42).

Birthe Kundrus hat die Forschung zu diesem Themenbereich zusammengefasst und kommt zum Ergebnis, dass einerseits weitreichende Forschungsdesiderate bestehen und ohnehin „eine Gesamtaussage zu ‚den‘ Frauen im Umfeld der Wehrmacht... aufgrund ihrer vielfältigen Lebenslagen und divergierenden politischen, sozialen, ethnischen etc. Herkunft unmöglich (ist)“ (dies. (1999), S. 719, vgl. in diesem Sinne auch Herrmann, U.; Müller, R.-D. (2010), S. 11 sowie weiterführend Hagemann, K. (2001) und (2002)). Andererseits seien Frauen im erweiterten Umfeld der Wehrmacht bisher in sieben Zuschreibungskategorien erfasst worden, welche sich somit auch als Interaktionsfelder festhalten lassen:

- „1. Frauen in der Wehrmacht als ‚weibliches Wehrmachtsgefolge‘ [also im eigentlichen Kriegsdienst];
2. Frauen, die sich der Wehrmacht entgegenstellten, indem sie selber desertierten oder Deserteure unterstützten;
3. Frauen, die die Wehrmacht unterstützten, indem sie Deserteure oder Deserteurinnen denunzierten;
4. Frauen, die in Feldpostbriefen und Tagebüchern ihre Meinung zum Krieg und zur Wehrmacht zum Ausdruck brachten;
5. Ehefrauen von Mannschaftssoldaten, denen die Versorgung ihrer Familien während des Krieges oblag;
6. Frauen als Opfer der Okkupations- und Rassenpolitik, an der die Wehrmacht Anteil hatte (z.B. Frauen in Wehrmachtsbordellen, als Partisaninnen, als Kriegsgefangene);
7. Frauen in den okkupierten Ländern, die mit deutschen Soldaten eine Liebesbeziehung eingingen“ (Kundrus, B. (1999), S. 719f.).

Insgesamt wurden spätestens ab 1943/44 in allen drei Wehrmachtsteilen Frauen in den unterschiedlichsten Funktionen eingesetzt (vgl. ebd., S. 721f.). Über den sozialen Kontext des Kriegsdienstes dieser Frauen, sowie dessen biographische Effekte fehlen noch heute erhellende Erkenntnisse. Kundrus resümiert hierzu: „Wieviele Frauen aus dem Wehrmachtsgefüge durch den Krieg ums Leben kamen, kann nicht angegeben werden. Sie starben zumeist wohl bei Bombardierungen und Partisaneneinsätzen. Mit dem Vorrücken der Alliierten gegen Kriegsende gerieten tausende von Helferinnen in deren Machtbereich. Zwischen März 1945 und Juni 1946 registrierten die

mals jungen DRK-Schwester durchaus den obigen Ausführungen eines jungen Soldaten vergleichbar:

„Ich war jung und unerfahren damals und steckte bis zum Rand der Schwesternhaube voller Ideale und Erwartungen. (...) Endlich hatte ich es geschafft! Ich war auf dem Weg an die Front. Der Krieg würde nicht zu Ende gehen, ohne daß ich dabei gewesen war, ohne daß auch ich mein Bestes gegeben hatte, um dem Vaterland zu dienen. (...) Jetzt war der Krieg für mich nicht mehr nur Druckerschwärze auf weißem Papier oder die Stimme des Rundfunksprechers vom Wehrmachtsbericht. Jetzt war ich unterwegs in Rußland.“ (zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 246).

Auch sie wurde von der Realität „ernüchtert“:

„Mein Gott – sie starben so anders! Hatte ich denn gewußt, wie man starb im Krieg? Hatte uns daheim denn einer gesagt, wie das ist hier draußen? (...) Unheroisch und jammervoll und ganz ohne ‚Glanz und Gloria‘. (...) Und ich schämte mich für meine Kriegsbegeisterung und die Abenteuerlust und für den Stolz, mit dem ich verkündet hatte, daß ich jetzt endlich auch ‚rauskam‘. Und für meine Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit und die falschen Ideale und... und... und... Jetzt war nichts mehr davon da. Jetzt war ich klein und erbärmlich. Und wenn ich mich Stunde um Stunde schlaflos auf meinem Schlafsack wälzte, in denen ich die Bilder von der Station nicht loswurde, wenn die Angst vor dem Kommenden mich schüttelte, dann versuchte ich verzweifelt, mich daran

Kriegsgefangenenlager und Lazarette der Westalliierten außerhalb des Reichsgebietes insgesamt 8717 deutsche Frauen. Kurt W. Böhme schätzt, daß 25.000 Helferinnen von der Roten Armee in die Sowjetunion verschleppt wurden... Über ihr Schicksal ist kaum etwas bekannt“ (ebd., S. 722f.). Entsprechend der nationalsozialistischen Geschlechterideologie aber auch der militärischen Traditionen, verübten nahezu alle Frauen, die zum Kriegsdienst herangezogen wurden untergeordnete Aufgaben und blieben von höheren Befehlsebenen ausgeschlossen. Allerdings traf auch hier die Einschätzung zu, dass die NS-Herrschaft stets die berühmten Ausnahmen ihrer eigenen Regel lieferte. So erhielt etwa Hanna Reitsch (1912-1979) als erster weiblicher Flugkapitän der Welt und berühmteste deutsche Testpilotin der Luftwaffe, als einzige Frau die Auszeichnung mit dem selten vergebenen „Eisernen Kreuz Erster Klasse“ (vgl. Schneider, W. (2001), S. 106, sowie Klee, E. (2005), S. 490f.). Auch jüngeren Frauen gelang diesbezüglich vereinzelt Herausragendes. Beate Köstlin erwarb mit gerade 17 Jahren 1936 den Pilotenschein und überstellte ab 1944 im Rang eines Luftwaffenhauptmannes die ersten Düsenjäger der Welt an die Front (vgl. Schneider, W. (2001), S. 107). Am Kriegsende gelang es ihr, sich mit Kleinkind aus dem eingeschlossenen Berlin auszufliegen. Später sollte sie, als verwitwete Beate Uhse, wesentlich zur sexuellen Aufklärung der deutschen Bevölkerung beitragen. Diese Ausführungen belegen mindestens vier sozialisationsrelevante Fakten zur NS-Epoche. Erstens die Tatsache, dass ein Alltagsleben unter der NS-Herrschaft deutlichen Veränderungen unterworfen war. Zweitens, dass zwischen den Geschlechterstereotypen der NS-Propaganda, wenngleich sowohl die Bemühungen des Regimes, Frauen nach Kriegsbeginn vermehrt in das „kriegswichtige“ Arbeitsleben zu integrieren, als auch die Kriegsdienstverpflichtungen der weiblichen Bevölkerung hier mittels einer schlichten Erweiterung der Chiffre weiblichen „Dienstes“ an der „Volksgemeinschaft“ legitimiert wurden, und der Lebensrealität, insbesondere während des Krieges, massive Differenzen bestehen konnten. Dieses Erkenntnis ermöglicht bereits eine Dekonstruktion des hartnäckigen Mythos, im „Dritten Reich“ hätten Frauen nur in den unpolitischen familiären Räumen gewirkt. Dass de facto auch diese vom Regime nicht als unpolitisch angesehen wurden, steht wiederum auf einem anderen Blatt (vgl. These 6). Drittens wird an diesem Beispiel der unbedingte Vorrang deutlich, den das NS-Regime der Durchsetzung seiner Ideologie vor allen sozialen Fragen einräumte (vgl. These 1). Wenn man Frauen zum Erreichen der ideologischen „Endziele“ (vgl. These 1) einsetzen müsse, so sollte es eben so sein – Verstöße gegen eine ursprünglich als „natürlich“ deklarierte Geschlechterrollenordnung hin oder her. Viertens machen die oben angedeuteten Hierarchisierungen jedoch auch klar, dass es sich hierbei nicht um Ansätze einer Gleichberechtigung, sondern einer Gleichverpflichtung der Frauen handelte.

zu erinnern, was man uns einmal beigebracht hatte: Pflichtgefühl, Tapferkeit, Härte, Verantwortung.“ (zitiert nach ebd.).³⁹⁴

Neueste psychologische Studien haben diesbezüglich ergeben, dass die überwiegende Mehrzahl damals junger Frontkrankenschwestern im Kontext ihres Einsatzes traumatische Lebenserfahrungen machen musste (vgl. Handwerk, U.; Teegen, F. (2006)). Bei einer Stichprobe, deren 59 Teilnehmerinnen zum Erhebungszeitpunkt im Mittel 82 Jahre alt waren, ließ sich noch über 60 Jahre später bei 5% eine hieraus resultierende volle Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS), sowie bei weiteren 19% eine partielle PTBS feststellen (vgl. ebd.).

Letztlich fragten sich unzählige weibliche und männliche Heranwachsende während ihres Kriegseinsatzes: „<Aber warum ist dies Leiden nicht in sich groß, sondern so unsäglich gemein und schmutzig?>“ (zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 47). Im „Feld“ mussten sie erleben, dass der Kriegsalltag nicht den Verklärungen der NS-Propaganda, die mitunter an ältere Glorifizierungen des Krieges anschlossen, oder den Erfahrungen und Verkündungen der eigenen vormilitärischen „HJ-Ausbildung“ entsprach. Letztere hatten viele von ihnen bereits als bestenfalls langweilig, oftmals aber als körperliche Überforderung erlebt. Die mitunter harten militärischen Ausbildungen in den Kasernen, die dem eigentlichen Kriegseinsatz vorausgingen, wurden von den meisten als schwere Belastung, nur noch von einigen wenigen als spielerisches Abenteuer empfunden (vgl. Reese, W. P. (2004), S. 35). Dennoch, im tatsächlichen Kriegsgeschehen traten Belastungen auf, die alles zuvor Erlebte verblassen ließen:

„Man stand da, unterhielt sich mit einem Kameraden, plötzlich fiel der um und hatte ein Loch im Kopf“ (Hildebrandt, D. (2008), S. 42).

Derartiges miterleben zu müssen, war für nicht wenige der mitunter gerade „17jährigen zu viel“ (ebd., vgl. zu den Gewalterfahrungen junger Soldaten im Kontext des Zweiten Weltkrieges auch Latzel, K. (2010)). Die Realität des Krieges sah eher so aus, wie es der lakonische, gleichsam mitleidslose Bericht des Chronisten der „Division <Großdeutschland>“ über den Kriegsalltag offenbarte:

„Der Mensch wird hier zum Tier. Er muß vernichten, um zu überleben. Dieses Schlachtfeld hat nichts Heroisches... Der Kampf nimmt hier wieder seine urtümlichste, tierähnlichste Form an; wer nicht gut sieht, zu spät schießt, nicht das Schleichen auf dem Boden vor ihm hört, wenn der Feind

³⁹⁴ vgl. hierzu auch den autobiographischen Bericht Ruth Reimann-Möllers (abgedruckt in Miller-Kipp, G. (2007), S. 148f.). Auch hier wird die persönliche Erfahrung eines Einsatzes als Lazarett-schwester an einem „Ort ungeheuerlichen Leidens“ (ebd.) als körperliche und seelische Überlastung, sowie als Manifestation eigener Unzulänglichkeit erlebt. Hierauf reagiert die Betroffene wiederum mit persönlicher Beschämung.

naht, wird niedergemacht... Hier ist die Schlacht keine unter <Hurra>-Rufen vorgetragene Attacke auf blumenbewachsenem Feld“ (zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 47).

Bereits vor einiger Zeit hat Wolfgang Klafki auf einen damals ablaufenden Wandlungsprozess in den Einstellungen der Heranwachsenden verwiesen, welcher sich vornehmlich „von eher identifikatorischen Einstellungen zum System zur Ernüchterung und zu partieller Kritik, bisweilen auch zu mehr oder minder weitgehender bewußter Distanzierung“ (ders. (1991), S. 165) vollzogen habe. Im Ergebnis seiner Analyse von rund 50 autobiographischen Quellen zur NS-Zeit resümiert er diesbezüglich, dass auch hier „Erosions- und Distanzierungstendenzen nicht erst nach dem Zusammenbruch des Regimes in nennenswertem Umfang wirksam wurden, sondern längst vor dieser Zeit, in den letzten Kriegsjahren rapide um sich“ (ders. (1991), S. 165) griffen. Leider fehlt bei Klafki eine Differenzierung der hierbei konkret zum Tragen kommenden Ursachen (zunehmend repressiver „HJ“-Alltag, eigene belastende Kriegserfahrungen etc.). Hinsichtlich der Tatsache, dass in den letzten Kriegsjahren und vor allem -monaten die Übergänge zwischen „HJ“ und aktivem, militärischem Kriegsdienst immer schneller und ungehemmter vonstattengingen, kann sein Befund dennoch als direkte Bestätigung der oben formulierten These angesehen werden.

Zudem konnten die damals jungen Soldaten nicht nur am eigenen Leibe, sondern auch durch Beobachtung erleben, dass die Verkündungen der NS-Propaganda sich in der Kriegspraxis als fragwürdig erwiesen. Dies geschah beispielsweise dann, wenn sich einige der hier glorifizierten Vorbilder im Kriegsgeschehen nicht als Entsprechungen des Bildes erwiesen oder erweisen konnten, welches zuvor von ihnen gezeichnet und von vielen Heranwachsenden verinnerlicht worden war. Günter Grass erlebt unmittelbar nach dem oben geschilderten Angriff einen „höheren Dienstgrad der Waffen-SS“, deren Heldenmythos er aus der NS-Propaganda übernommen hatte (vgl. ders. (2008), S. 126): „Ein Held wie aus der Wochenschau, die uns Schuljungs jahrelang mit Helden von ähnlicher Statur beliefert hatte“ (ebd., S. 143). Was Grass mit diesem „Helden“ erlebt und an ihm beobachtet, löst in ihm einen Distanzierungsprozess aus, wie er hier beschrieben wurde:

„Mich, den Zeugen seines angstbefohlenen Zähneklapperns, herrschte er an: >Nicht rumstehen, Soldat. (...)...< Ich sehe ihn über zerfetzte Körper, Tote, noch Lebende hinweghetzen. Er schreit, fuchtelt, ist lächerlich, kein Bilderbuchheld mehr..., sein Auftritt inmitten der niedergewalzten Kampfeinheit... (hat) das Bild vom Helden, wie es mir seit Schülerzeiten vor Augen stand, entwertet... Etwas geht aus den Fugen. Mein Glaubensgerüst... gerät ins Wanken, wird sich aber weiterhin als stabil erweisen“ (ebd., S. 143).

Diesen mentalen Prozess, von einer narzisstisch bestärkten Vorfreude auf den eigenen Kriegseinsatz zu einer zumindest partiellen Ernüchterung durch die Kriegsrealität,

hat der damals heranwachsende Zeitzeuge Viktor Zielen in autobiographischer Perspektive auf den Punkt gebracht:

„Ich lege mit 18 Jahren das Abitur ab und gerate in demselben Jahr... als Hitlersoldat in den Krieg. Auf der Seite der 'Sieger' – den Hölderlin im Tornister – sehne ich mich danach, fürs Vaterland zu sterben. Zuletzt fern von jeder Heldenattitüde, klammere ich mich an die von Granaten und Bombenteppichen durchwühlte Erde und überlebe den Krieg – wie durch ein Wunder. Als die Hitlermacht zusammenbricht, sucht ein Kriegsgefangener, ein zutiefst enttäuschter junger Mann, nach dem Sinn des Lebens“ (ders. (1988), S. 161, vgl. zu dieser Ernüchterung auch die Analyse der Feldpostbriefe damaliger „einfacher Soldaten“ bei Kilian, K. A. (2005), S. 279ff.).

Diese Beispiele lassen vermuten, dass in dem gekränkten Vorwurf vieler damals Heranwachsender aus der Nachkriegszeit, Hitler und die nationalsozialistische Führung habe sie betrogen, auch eine gehörige Portion Schamabwehr über die eigene Verführbarkeit steckte (vgl. exemplarisch Zielen, V. (1988), S. 126f. und 221). In diesem Sinne sind die Äußerungen der damals gerade 26jährigen Ingeborg Ochsenknecht exemplarisch für die Empfindungen tausender anderer Jugendlicher und junger Erwachsener nach dem Ende des Krieges:

„Später kam die Trauer. Um das >Großdeutsche Reich< trauerte ich nie, nur um diese Jugend, die mir und meiner Generation gestohlen worden war, ich trauerte nicht um meine verlorenen Illusionen, ich empfand einen maßlosen Zorn. Gegen diese Regierung, die uns belogen und betrogen hatte. Gegen Hitler und seine Minister. Gegen mich auch, weil ich ihnen geglaubt hatte“ (dies. (2005), S. 238).

Der Schock, dass man bereitwillig und oftmals begeistert einer politischen Führung gefolgt war, für die man „tatsächlich Kanonenfutter gewesen“ (ebd., S. 88) war, erzeugte freilich bei nicht wenigen jungen Deutschen – ebenso wie bei ihren älteren Mitbürgern – starke Abwehrprozesse, die mitunter Jahrzehnte standhielten und zum Teil noch heute standhalten. Die begeisterte Inklusion in die nationalsozialistische „Bewegung“ stellt somit ein anhaltendes Motiv subjektiver Abwehrreaktionen gegenüber einer selbstkritischen Aufarbeitung der eigenen NS-Vergangenheit dar. Diesem Motiv kommt einige sozialpsychologische Bedeutung zu:

„vor allem, weil die Aufarbeitung dieser Rolle der Begeisterung, das freie Zugestehen, ihr so verfallen gewesen zu sein, offenbar so schwer zu leisten ist; nicht zuletzt aber, weil sich ähnliche Anzeichen fanatischer Begeisterung für dieselbe Ideenwelt heute wieder in erschreckender Weise zeigen. Es ist wohl nicht allein das so schwere Eingestehenkönnen eigener Schuld und die von A. und M. Mitscherlich... als >Unfähigkeit zu Trauern< bezeichnete psychische Situation, dass >nur mehr biologisch vorbereitete Selbstschutzmechanismen< Erleichterung von der bestehenden Schuldlast bringen können...; viel mehr noch trifft uns im Kern die eigene Scham darüber, in dieser Begeisterung für Ideelles so blind und so naiv geworden zu sein. Denn es muss ja nicht bloß eine Fehleinschätzung, sondern eine höchst persönliche Fehlidentifikation verkraftet werden“ (Hole, G. (2004), S. 74; der Autor war als Heranwachsender selbst Zeitzeuge der NS-Herrschaft).

In diesem Sinne sind auch die Erkenntnisse biographischer Fallrekonstruktionen zu werten, welche eine argumentative Entpolitisierung einzelner Elemente des NS-Sozialisationskontextes als Reparationsstrategie gegenüber einer fragil gewordenen Biographie nach 1945 herausgearbeitet haben (vgl. Rosenthal, G. (1990), S. 9f.). Die Deklaration der „Wehrmacht“ oder der „Hitlerjugend“ als unpolitische Institution erfüllt häufig die „Funktion, die eigene Vergangenheit nicht weiter zu problematisieren und sich nicht der Gefahr auszusetzen, diese Vergangenheit möglicherweise entwerten zu müssen“ (ebd., S. 10). Dies entspricht einer allgemeinen, in dieser Arbeit bereits verschiedentlich thematisierten, Praxis subjektiver Entlastungen, wie sie nach dem Zusammenbruch des NS-Kontextes 1945 in der deutschen Gesellschaft generiert wurden und nicht selten bis heute die Wahrnehmung der NS-Zeit prägen (vgl. ebd., S. 237ff.):

„Die Reparatur der fragwürdig gewordenen Vergangenheit. Anhand unserer Fallanalysen konnten wir aufzeigen, daß die Frauen und Männer dieser Studie in unterschiedlicher Weise versuchen, ihr Leben während des ‚Dritten Reiches‘ so weit wie möglich aus dem politischen Rahmen des NS-Systems zu lösen. Mit unterschiedlichen Strategien gelingt es ihnen auch, den Zweiten Weltkrieg nicht im Zusammenhang mit dem NS zu sehen“ (ebd., S. 230).

Dies führte allerdings auch dazu, dass viele Zeitzeugen nach 1945 nicht nur ihre verlorenen Identifikationsobjekte, sondern auch ihre schmerzvollen Kriegserlebnisse nicht hinreichend betrauern konnten (vgl. ebd., S. 9). Beides blieb, oftmals unbewusst, als Ursache weitreichender Abwehrreaktionen nachhaltig biographisch wirksam. Der Zweite Weltkrieg hielt für unzählige Heranwachsende massivste Belastungserfahrungen bereit, welche beim betroffenen Individuum nicht ohne Folgen blieben:

„Sowohl auf der handlungspraktischen Ebene des Alltags wie auch auf der Ebene des politischen Bewußtseins löste die soziale Krise dieses Krieges auch bei den einzelnen Subjekten Krisen aus“ (ebd., S. 12).

Diesen Krisen gegenüber bedurfte es „seitens der beteiligten Subjekte, Strategien, mit dieser verlorenen Normalität zu leben, d.h. Strategien der Renormalisierung“ (ebd., S. 11). Angesichts eines Gewaltkontextes, welcher vielfache Überforderungen bis hin zur Traumatisierung der Soldaten im Kriegseinsatz bereithielt, sowie eines, propagandistisch und durch „Erziehung“ vermittelten, ideologischen Kontextes, welcher einen Ausbruch aus der Kampfhandlung als Schmach, und ein Durchhalten als „ehrenhaft“ stilisierte (vgl. ebd., S. 15 sowie Behrenbeck, S. (1996), S. 534ff.), kann es wenig überraschen, dass nur wenige eine offene Revolte gegen den verantwortlichen NS-Kontext als subjektive Renormalisierungsstrategie wählten.

Die häufigsten Reaktionen waren vielmehr ein emotional abgestumpftes Weitermachen oder aber eine ideologische Verklärung der Belastungserfahrungen, indem der

eigene Einsatz „an der Front als heldenhaft, ehrenvoll und vor allem sinnvoll definiert wurde“ (Rosenthal, G. (1990), S. 15). Diese Idealisierungen, die einer vertieften Identifikation mit den NS-Deutungsangeboten entsprachen, aber eben keine innere Reflexion von diesen bedeuteten, führten dann nach Kriegsende 1945 gerade bei Angehörigen der jüngeren Soldatenjahrgänge, die zumeist keine abweichende Sozialisation vor 1933 erfahren hatten, zu nicht selten heftigen Orientierungskrisen (vgl. ebd., S. 226). Hierbei konnte nach 1945 gerade der Verlust jedweder Sinngebung des eigenen Handelns im Kriegskontext als anhaltende psychische Belastung erlebt werden:

„Einen kurzen Moment danach hob Rudolf B., wie der Psychiater notierte, plötzlich zornig seine Stimme und rief: >Gibt es denn. Alles umsonst, ja ja. Bin ich verrückt oder werde ich verrückt?“ (Goltermann, S. (2009), S. 56).

Nach der endgültigen Niederlage und dem damit einhergehenden Verlust jeglicher Sinngebung, wie sie das eigene Handeln im Kriege aus dem NS-Kontext erhalten hatte, erfuhren überdies viele ehemalige Soldaten auch bezüglich ihrer Selbstbilder eine tiefgehende Desillusionierung, welche für viele von ihnen nach 1945 zur anhaltenden psychischen Belastung wurde:

„Die Belastung war man sich selbst. Denn es war das eigene Handeln, das im Verlauf des Krieges für manche Soldaten plötzlich, für andere allmählich zu einer Bürde geworden war, ohne dass man sich ihrer ohne weiteres hätte entledigen können“ (ebd., S. 86, vgl. hierzu ebd., S. 85ff.).

In dem hier dargestellten Aspekt, dem Kriegseinsatz einer Jugend, der man suggeriert hatte, dass sie damit dem sozialisierten Leistungsparadigma auf ultimative Weise gerecht und in den autoritären Strukturen des „Führerprinzips“ endlich selbst Kompetenzen erlangen würde, die stattdessen aber tatsächlich eine der repressivsten Lebenssituationen erwartete, welche überhaupt vorstellbar sind, liegt das größte, unentschuld-bare, ja nicht einmal relativierbare Verbrechen des NS-Regimes an „*seinen*“ jungen „Volksgenossen“ (im Gegensatz zu den beispiellosen Verbrechen an den „Fremdvöl-kischen“, die längst aus dem Gültigkeitsbereich moralischer Normen ausgeschlossen waren). Die „Wehrmacht“ war im Gefüge des NS-Herrschaftssystems keine unabhängige oder gar unpolitische Instanz. Diesen Status hatte sie, so sie ihn denn anderwei-tig besessen hätte, schon durch ihr eigenes Verhalten nach der nationalsozialisti-schen Machtübernahme aufgegeben. Was ihre Sozialisationsbedeutung anbelangt, lässt sich die „Wehrmacht“ weder in organisatorischer noch in biographischer Hinsicht vom restlichen NS-System trennscharf abgrenzen.

De facto stellte der Dienst in der „Wehrmacht“ im Ernstfall des Zweiten Weltkriegs eine Erfahrung dar, welche im Lebenslauf der jungen Soldaten den krönenden Schlusspunkt einer (uni-)formierten, idealtypischen NS-Sozialisation darstellen sollte.

Schon im vierten Quartal 1939 lag der Anteil der Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen in den Reihen einer durchschnittlichen Infanteriedivision bei rund 31 Prozent (vgl. Böhler, J. (2006), S. 34). Bereits zu Kriegsbeginn war jeder fünfte Soldat ein ehemaliger „Hitlerjunge“, jeder Zweite bis Dritte war im „Reichsarbeitsdienst“ tätig gewesen (vgl. ebd.). Die Erfahrungen dieser Institutionen prägten die subjektive Wahrnehmung des „Dienstes“ in der „Wehrmacht“ auf konkrete Weise:

„Alle waren ausnahmslos ein bis zwei Jahre im Rahmen ihrer militärischen Ausbildung auf ihren Einsatz vorbereitet worden. (...) Eine Imprägnierung der im Polenkrieg 1939 eingesetzten Frontsoldaten mit nationalsozialistischem Gedankengut fand demnach bereits in Institutionen statt, die dem aktiven Wehrdienst in der Regel vorgeschaltet waren“ (ebd., S. 34f.).

Wenngleich man davon ausgehen muss, dass das Ergebnis dieser vorbereitenden Sozialisation eher eine „Disposition für Verhalten“, denn eine „Determination des Handelns“ gewesen ist (vgl. Tenorth, H.-E. (2003), S. 28), so ist unbestreitbar, dass sich die gezielten ideologischen Einflussnahmen in den jeweiligen Organisationen zwangsläufig auf die Denkart gerade der jungen Rekruten auswirkten (vgl. Böhler, J. (2006), S. 35). Dementsprechend konnte ein zufriedener „Reichswehrminister“ von Blomberg bereits Ende 1934 konstatieren:

„>Die Mehrzahl der jungen Soldaten kommt heute schon aus dem Arbeitsdienst, der Hitlerjugend, der SA und der SS in die Wehrmacht. Sie sind in der Weltanschauung des Nationalsozialismus erzogen.<“ (zitiert nach ebd.).

Der derartige Sozialisationsgang fand dann in der „Wehrmacht“ nicht nur seine praktische Zielinstitution, sondern wurde in dieser auch ideologisch weiter unterfüttert.

In der Folge der Belastungserlebnisse verfielen viele ältere wie jüngere Soldaten, wo sie ihr Heil nicht in einem immer größeren Fanatismus suchten (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 240), der alle Unsicherheiten zudecken sollte, zunehmend in Apathie. Letzteres hatte zur Folge, dass viele von ihnen ihr Kriegswerk in maschineller Gleichgültigkeit erledigten (vgl. Reese, W. P. (2004), S. 66 und 131):

„Da trug mich keine Begeisterung mehr, kein brausendes Lebensgefühl, da war alles erloschen, Willen und Furcht, Geist und Seele, und nur ein mechanisch wandelndes Wesen blieb, das die Geschehnisse wie eine Kamera aufnahm – und war nun am Ende aller Kräfte“ (ebd., S. 159).

Vor allem aber kam es bei der überwiegenden Mehrzahl und gerade unter den jüngeren Soldaten zu einer nachhaltigen Desillusionierung (vgl. Frodien, U. (2002), S. 54) und bei nicht wenigen zu einer stärker werdenden inneren Distanzierung vom Nationalsozialismus und dessen politischer Führung (vgl. Kuby, E. (2000), S. 119).

Es ist in diesem Kontext von grundlegender Bedeutung, den Vorgang der inneren Distanzierung nicht nur als mentalitätsgeschichtlichen Prozess und bewusstes Ergebnis einer kognitiven Auseinandersetzung mit der NS-Herrschaft zu verstehen. Gerade die

massiv belastende Kriegsrealität, vor allem an der Ostfront und in den bombardierten Städten, führte zur Traumatisierung vieler Heranwachsender und jüngerer Soldaten. Ein Lebensereignis, welches sich unbewusst als Auslöser einer ultimativen Distanzierung auswirken konnte:

„Wie die französischen Psychoanalytiker Davoine und Gaudillière (2004) betonen, reißt in der traumatischen Erfahrung nicht nur das psychische, sondern auch das soziale Gewebe, in das das psychische eingebunden ist... Repräsentationen, sozial vermitteltes Vertrauen, Legitimationen, Ideale – sie alle werden auf Nichts reduziert“ (Bohleber, W. (2008), S. 109).

Die unterschiedlichen Distanzierungsprozesse äußerten sich allerdings, im Falle einer traumatischen Überforderung logischerweise, selten in offenem Protest, häufiger in dem Bemühen „... sich einzuigeln und abzukapseln, Gefühle zu verdrängen, sie nach Bedarf ein- oder auszuschalten“, in der Errichtung eines emotionalen „Panzers“ oder in schlichter Selbstverleugnung (vgl. den Bericht der jungen DRK-Schwester in Hübner-Funk, S. (2005), S. 246). Keineswegs sind die hier angenommenen Differenzierungserfahrungen mit einer erfolgten reflexiven Auseinandersetzung mit Krieg und Nationalsozialismus, geschweige denn des eigenen Handelns und der eigenen Einstellung zu beiden gleichzusetzen. Mitunter konnte auch gerade der „>Schock der Ereignisse<“ (Goltermann, S. (2009), S. 79) selbst die Menschen durch Überforderung außerstande setzen, sich ernsthaft mit Krieg und Tod zu beschäftigen.

In Folge von Differenz- und Desillusionierungserfahrungen kam es in einigen Fällen unter jüngeren Soldaten auch zu Kritikäußerungen, die aber vornehmlich im engen und vertrauten Kreise informativer Gruppen vor Gleichgesinnten geäußert wurden und kaum als Protest bezeichnet werden können. „Soldatisches Aufbegehren blieb im Zweiten Weltkrieg fast immer eine individuelle Angelegenheit“ (Echterkamp, J. (2004), S. 34). Ein entschiedenes und endgültiges Ausscheren aus der „völkischen Kampf-gemeinschaft“ kam nur in Ausnahmefällen vor:

„Wenngleich die Fahnenflucht in den letzten Kriegswochen zu einem Massenphänomen wurde, bildeten die Deserteure doch eine kleine Minderheit. Im Unterschied zu 1918 führte ihr Ungehorsam nicht zu einem kollektiven Protest. Kein Militärstreik, keine Meuterei, keine kampflose Kapitulation einzelner Truppenteile“ (ebd.).

Eine deutliche Zunahme erfuhr die Zahl der Deserteure in den letzten Kriegswochen, in denen gleichsam die Sinnlosigkeit der andauernden Kriegshandlungen immer deutlicher erkennbar wurde und die damit einhergehenden erlebbaren Belastungen rasant anstiegen³⁹⁵: „Zwei Drittel aller getöteten deutschen Soldaten starben allein 1944 und 1945“ (ebd., S. 45, vgl. hierzu auch Wette, W. (2005), S. 181ff.).

³⁹⁵ „Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs soll es in der Wehrmacht Hunderttausende Fälle von Desertion, Fahnenflucht und >Wehrkraftzersetzung< gegeben haben... Gleichwohl wird auch künftig

Eine immer radikaler agierende NS-Führung schickte im eigenen Todeskampf zusehends jüngere und zunehmend unzureichend ausgebildete Männer und Frauen in Kriegseinsätze, die immer weniger Aussicht auf Erfolg hatten. Resultat dieses Agierens war die zunehmende Sterberate unter deutschen Soldaten. Verlor die „Wehrmacht“ 1941 noch lediglich 6,7 Prozent ihrer Gesamtstärke, 1942 10,8 und 1943 15,3 Prozent, so stieg die Zahl der Verluste 1944 auf dramatische 33,9 Prozent (= 1,8 Millionen) an (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 52 sowie ausführlicher und differenzierter Overmans, R. (1999), S. 205ff.).³⁹⁶

kaum an der These zu rütteln sein, dass die durchmilitarisierte nationalsozialistische >Volksgemeinschaft<, deren bewaffneter Teil überwiegend aus gefügigen Wehrpflichtigen bestand, in ihrer Gesamtheit >bis zum bitteren Ende< durchgehalten und, anders als 1918, nicht revoltiert hat. Die Revolution der Wehrpflichtigen blieb 1944 und 1945 aus“ (Wette, W. (2005), S. 159, zum Schicksal einiger Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ vgl. ebd., S. 165ff.).

³⁹⁶ Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass die Erhebung der deutschen militärischen Verluste im Zweiten Weltkrieg bisher ein Feld mit vielen Desideraten darstellt. Die bislang wohl fundierteste Analyse hat Rüdiger Overmans 1999 vorgelegt. Ältere Publikationen zum Thema weichen in ihren quantitativen Einschätzungen nicht selten bis zu 100 Prozent voneinander ab (vgl. ders. (1999), S. 1). Originäre neuere Veröffentlichungen über „deutsche Verluste“ gibt es nicht (vgl. ebd., S. 2). Die westdeutschen Publikationen zum Thema gehen zurück auf die Veröffentlichungen dreier Autoren aus dem Zeitraum Ende der vierziger bis Anfang der sechziger Jahre. Overmans hat nun nachgewiesen, dass die hierbei veröffentlichten Statistiken gegenüber ihren Primärquellen „zahlreiche, auch quantitativ gewichtige Übertragungs- und Interpretationsfehler auf(weisen)“ (ebd., vgl. auch ebd., S. 313). Aus der Erkenntnis dieser Unzuverlässigkeit der bisherigen Daten leitete Overmans die Notwendigkeit einer systematischen Erarbeitung exakter Daten ab (vgl. ebd., S. 5), welche er mit seiner Publikation vorlegt. Im Ergebnis kam er zu folgenden Größenordnungen: Insgesamt wurden ca. 13,6 Millionen Männer zum Heer, 2,5 Millionen zur Luftwaffe, 1,2 Millionen zur Marine und 900.000 zur Waffen-SS eingezogen. Einschließlich der Toten aus paramilitärischen Organisationen kamen hiervon ca. 5,3 Millionen ums Leben (vgl. ebd., S. 316). Betroffen war ein breites Spektrum von Geburtsjahrgängen (Overmans Stichprobe (vgl. zum methodischen Vorgehen ebd., S. 320) umfasst diesbezüglich die Jahrgänge 1878 bis 1930), wobei die Extrempositionen recht selten waren (vgl. ebd., S. 317). Eine Konzentration lässt sich für die Jahrgänge 1910 bis 1925 erkennen: „Auf fast jeden dieser Jahrgänge entfallen mehr als 200.000 Todesfälle. Setzt man diese Angaben nun in Bezug zu der Stärke des jeweiligen männlichen Jahrgangs, dann ergeben sich unterschiedliche Quoten, von ca. 20 Prozent bis ca. 40 Prozent bei den Geburtsjahrgängen um 1925“ (ebd.). Diese unterschiedliche Todesquote ergibt sich vor allem daraus, dass die jungen, geburtsschwachen Jahrgänge zu einem höheren Teil zur „Wehrmacht“ einberufen wurden als die alten. Unterzieht man die Todesfälle zudem einer regionalen Differenzierung, so ergibt sich, dass „bezogen auf die Bevölkerung der Ostgebiete des Reiches – ca. 20 Prozent der männlichen Bevölkerung ums Leben gekommen sind, für das Gebiet der heutigen Bundesrepublik beträgt dieser Anteil jedoch nur 13 Prozent“ (ebd.). Nach Overmans Ergebnissen muss die bisher angenommene Zahl der deutschen Verluste nach oben korrigiert werden (bisher wurden in der Literatur 3 bis 7 Millionen angenommen, der Standart lag jedoch bei einer Schätzung von 3 bis 4 Millionen Toten (vgl. ebd., S. 321)). Erstmals liegen nun statistische Belege für eine These vor, die in Publikationen zum Widerstand öfter vorgetragen wurde. Es geht um die Annahme, ein Gelingen des Attentats vom 20. Juli 1944 hätte mehr als die Hälfte der insgesamt gestorbenen Soldaten das Leben gerettet. Overmans Zahlen belegen, dass dies zumindest tendenziell zutrifft: „bis Ende Juli 1944 waren 2,7 Millionen Kriegsteilnehmer, das sind 51 Prozent aller Todesfälle, ums Leben gekommen“ (ebd.). Über die konkreten Motive des deutschen militärischen Widerstands lässt sich trefflich diskutieren. Es war sicher weniger die empathische Sorge um die Verfolgten des nationalsozialistischen Deutschland als vielmehr um dessen endgültige Zerstörung, welche dessen Akteure vornehmlich zum Handeln veranlasste. Feststeht jedoch, dass ein Erfolg ihrer Pläne nicht nur große Teile der rassistisch Verfolgten oder der Bevölkerung der vom Deutschen Reich angegriffenen und besetzten Länder das Leben gerettet hätte, sondern auch unzähligen deutschen Soldaten.

In den letzten Monaten des Krieges, genauer in der Phase zwischen Juli 1944 und Mai 1945 verloren ungefähr 2,6 Millionen der insgesamt 5,3 Millionen gefallenen Wehrmachtssoldaten ihr Leben (vgl. Wette, W. (2005), S. 182). „In der Endphase kamen monatlich etwa 300.000 bis 400.000 Deutsche ums Leben – Soldaten wie Zivilisten“ (ebd.).

Das obige allgemeine Fazit bezüglich der gesteigerten Wehrmachtsverluste traf in besonderem Maße auf die jüngeren und jüngsten Soldaten zu. Nach einer Sozialisation, die Überlegenheit durch Stärke und Verachtung der Empathie als Lerninhalte vermittelt hatte, versuchten viele von ihnen beschämt, die eigene Schwäche zu verleugnen und Risse in der Fassade der NS-Ideologie durch den verstärkten Bezug auf bestimmte nationalsozialistische Vorbilder („Führer“) und Begründungen („für Volk und Vaterland“) abzufangen. Nicht wenige begegneten noch den physischen und psychischen Belastungen einer eigenen Verwundung mit deren Deutung als besonders ehrenvolles Zeichen der persönlichen Einsatzbereitschaft (vgl. Marks, S. (2007a), S. 116f.). Die verinnerlichten Einstellungen evozierten, angesichts der schwer belastenden Kriegserlebnisse („<Die Bilder, die man sieht, grenzen an Wahnvorstellungen und Angstträume...>“ (ein Soldat, zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 47)), bei nicht wenigen, gerade jüngeren Soldaten eine Durchhaltebereitschaft, einen „Idealismus des <Trotzdem>“ (ein damals 22jähriger Soldat, zitiert nach ebd., S. 49). Dieser hatte aber nur noch wenig gemein, mit der ungetrübten und ideologisch aufgeladenen Abenteuerlust, welche man oftmals subjektiv vor dem eigenen Einsatz empfunden hatte. Diese neue Mentalität wandte sich „mit voller Erbitterung gegen alle falsche Bejahung, gegen Begeisterung, die überhaupt gar nicht kennt und weiß, was wir leiden und was hier zerstört wird“ (ebd.). Der tief verinnerlichte „Idealismus“ führte bei einer Mehrzahl der Betroffenen allerdings gleichsam zur, an sich selbst und die „Kameraden“ gerichteten, Forderung nach unbedingtem Durchhalten: „Was wir hier tun müssen, bis zum Wahnsinn zu leiden, mit zusammengebrochenen Zähnen stillzuhalten, auszuhalten, immer noch mitzumachen und bereit zu sein“ (ebd.). In diesen Fällen waren oftmals zwei unterschiedliche Motive ausschlaggebend: zum einen die bereits angesprochene Sozialisation, in welcher die Hochachtung vor Mut und Opferbereitschaft sowie die Diffamierung jeder Kampfesverweigerung als persönliche Schwäche, allgegenwärtig gewesen waren, zum anderen eine subjektive Wahrnehmung der eigenen Biographie, die eine Aufgabe des Krieges mit der Entbehrung des letzten, im NS-System noch generierbaren, Lebenssinns gleichsetzte. Beides kommt in den Ausführungen Willy Peter Reeses, der seine frühen Zwanziger an der Ostfront verbrachte, exemplarisch zum Ausdruck:

„Wir beteten nicht um unser Leben, wir wollten nur Mut, nur jene Tapferkeit, die uns Stolz und Kraft bewahren ließ, um nicht feige zu sein. Feigheit war schlimmer als der Tod, und auch ich, der Friedensmensch, verachtete jeden, der um sein Leben zitterte und dem Verhängnis ausweichen wollte. Ich liebte die Bewährung und die Gefahr. Darin lag der letzte Sinn jener Zeit. Und der Seele kam in diesem Chaos von Urangst und Grauen nichts als dieses letzte Echo der Kindheit in den Sinn“ (ders. (2004), S. 68).

Von den oben beschriebenen Versprechungen des NS-Regimes angespornt, konnte es zudem bei einigen dazu kommen, dass vor allem junge Soldaten unerhört lange im Kampfeinsatz „durchhielten“ und auf Rückschläge, wie die eigene Verwundung, gerade nicht mit kritischer Reflexion über ihre Situation, sondern mit erneutem und nicht selten noch heftigerem Einsatzwillen reagierten (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 245). Die konkreten Reaktionen hingen überwiegend von individuellen Faktoren ab. Bei nicht wenigen Soldaten aller Altersklassen dürfte auch die massive Angstpropaganda des Regimes ihre Wirkung nicht verfehlt haben, die behauptete, die Feindmächte seien gewillt, das deutsche Volk „auszurotten“ (vgl. Wette, W. (2005), S. 183). Andere versuchten hingegen auszubrechen, wobei sich eine zunehmende Zahl Verzweifelter nicht anders als durch Selbstverletzungen zu helfen wusste, was ohnehin gefährlich, bei einer Entdeckung durch die militärische Strafverfolgung sogar lebensbedrohlich sein konnte. Die überwiegende Mehrzahl der Heranwachsenden, die im eigenen Kriegseinsatz mit unterschiedlichen Erfahrungen konfrontiert war, welche geeignet waren, ihren Glauben an die Sinnhaftigkeit und den Erfolg des Krieges nachhaltig zu erschüttern, reagierte darauf allerdings mit der Ausbildung von Relativ-Mentalitäten. Nicht Fanatismus oder völlige, gar zum offenen Widerstand tendierende, Abwehrhaltung waren die am weitesten verbreiteten Reaktionsmuster (vgl. Behrenbeck, S. (1996), S. 570ff.), sondern eine Wahrnehmung, die es ermöglichte, gleichsam die distanzschaffenden Erlebnisse und deren mentale Effekte zu integrieren, sowie sozialisierte Identitätskonstruktionen und tief verinnerlichte Deutungsmuster zumindest anteilig aufrecht erhalten. Dies war die Voraussetzung, um im bestehenden Handlungskontext, demgegenüber es für die meisten keine Alternative zu geben schien, weiter funktionieren zu können. Ein exemplarisches Beispiel einer solchen Mentalität liefert ein autobiographischer Bericht Wolfgang Klafkis, der 1943 zu den „Luftwaffenhelfern“, im Herbst 1944 zum „Reichsarbeitsdienst“ und Anfang Januar 1945 zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Auf die Frage, ob er während dieser Stationen „einige Schritte zur *Distanzierung* vom deutschen Faschismus getan“ habe, antwortet Klafki:

„Ich möchte es vorsichtiger formulieren. Ich hatte begrenzte, erste Schritte zur Distanzierung von einigen jener Erscheinungsformen getan, in denen ich den Nationalsozialismus wahrnahm. Für die letzten Jahre des Dritten Reiches lässt sich mein politisches Bewusstsein als eine Mischung hete-

rogener Momente kennzeichnen: Einerseits war es durch partielle Identifizierungen mit Elementen dessen bestimmt, was ich – unzutreffend selektiv und idealisierend zugleich – als Programmatik des Nationalsozialismus ansah. Andererseits kamen zum Teil schon vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, vor allem aber in seinem Verlauf, zunehmende Distanzierungsmomente ins Spiel – durch persönliche Erfahrungen und Beobachtungen sowie durch partielle systemkritische Informationssplitter, die mir zugänglich wurden. Die ‚Klammer‘, die dieses widersprüchliche Konglomerat ideologisch zusammenhielt und persönlich ‚erträglich‘ machte bzw. zu machen schien, war das trotz mancher ‚Anfechtungen‘ bis wenige Monate vor dem Kriegsende aufrechterhaltene Führeridol: ein idealisiertes Bild Hitlers als des (vermeintlich) mutigen, verantwortungsvollen Politikers, der dem deutschen Volk zu internationalem Ansehen und zu allgemeinem Wohlstand verhelfen wollte und der den unbestreitbaren Negativphänomenen der Realität des Systems – dem Bonzen-tum, der Korruption, den Willkürakten und Brutalitäten – ein Ende machen würde, wenn er davon wüsste“ (Wolfgang Klafki, zitiert nach ders.; Braun, K.-H. (2007), S. 15).

Distanzerfahrungen konnten individuell verschiedene konkrete Auslöser haben, je nach Disposition des Betreffenden, nach spezifischem Ort, Art und Ausmaß der Kriegserlebnisse, sowie der Qualität potentiell distanzschaffender „Informationssplitter“. Immer wieder war es jedoch der „Hitlermythos“ (vgl. These 3) mit seinen Implikationen, welcher als mentale „Klammer“ ein mehr und mehr von inneren Widersprüchen durchzogenes und sich nur noch „grau-in-grau durchlavierendes“ (Martin Broszat) Mentalitätskonglomerat zusammenhielt.

Kurz vor seiner eigenen endgültigen Erosion war es das idealisierte „Bild Hitlers“, welches es den verunsicherten jungen „Volksgenossen“ im Kriegseinsatz ermöglichte, die negativen Erfahrungen durch positive Attestierungen an den „Führer“ mental auszugleichen und somit nicht gänzlich „vom Glauben abfallen“ zu müssen. Erst das endgültige und durch Kriegsniederlage und Selbstmord manifestierte Versagen Hitlers sowie sein damit verbundenes Ausscheiden als Projektionsfläche subjektiver Idealisierungen, ließen ihn auch als letzten Rückhalt einer fragwürdig gewordenen Ideologie verfallen.

Distanzerfahrungen zogen jedoch keineswegs nur eine Erosion der Identifikation mit dem Nationalsozialismus und seinem „Führer“ nach sich, sondern ließen zumeist auch das Selbstbild der Betroffenen fragwürdig werden (vgl. Herrmann, U. (2010a), S. 38f.). Dies konnte auf ganz unterschiedliche Weise geschehen und die jungen Soldaten gingen damit in höchst verschiedener Weise um. Grundsätzlich lässt sich aber sagen, umso stärker die internalisierten Sinnzusammenhänge fragwürdig wurden, desto gravierender konnte auch die eigene Identitätskrise empfunden werden (vgl. exemplarisch Frodien, U. (2002), S. 138 sowie Goltermann, S. (2009), S. 76ff.). Allerdings führten die tief verinnerlichten Forderungen der NS-Ideologie vielfach dazu,

dass derartige Empfindungen nicht als deren Widerlegung, sondern als Kennzeichen eigener Unzulänglichkeit interpretiert wurden:

„Dann kam die Front. Die ersten Toten, die schreienden Verwundeten, die fürchterliche Angst, die man sich nicht anmerken lassen durfte, der Befehlsterror der Militärmaschine. Ich merkte ganz schnell, daß ich bisher einem Phantom nachgehetzt war. Ich schaffte es nicht, wirklich tapfer zu sein, und immer wenn ich es versuchte, sagte mir mein Bauch: >Ulli, hör auf mit dem Blödsinn, da stirbst du bloß noch schneller. Das ist doch alles sinnlos, und bild dir ja nicht erst ein, daß du aus dieser Scheiße jemals wieder lebendig herauskommst. (...) Was ich nicht erkannte, war das Normale an dieser Reaktion, und daß um mich herum der Wahnsinn tobte. Ich sah nur meine eigene Schwäche, war nur fähig zu töten aus eigener Todesangst. Ich hätte ein Kämpfer aus Überzeugung sein sollen, war aber nur einer, der überleben wollte, und schoß und tötete, um am Leben zu bleiben“ (Frodien, U. (2002), S. 57, vgl. auch ebd., S. 62 und 138f.).

In nicht wenigen Fällen wurden zwar deutliche Unstimmigkeiten zwischen Kriegspropaganda und selbst erlebter Realität erkannt (vgl. ebd., S. 85 und 164ff. sowie Wette, W. (2005), S. 168ff.). Dies galt gerade auch dort, wo junge Soldaten aufgrund individueller Dispositionen von den Kriegshandlungen ihrer Kameraden bzw. der Institution der „Wehrmacht“ abgestoßen wurden. So notierte ein damals 18-jähriger Zeitzeuge in seinem Tagebuch, wie er, nachdem er im Juli/August 1941 Zeuge wurde, wie ein „Sonderkommando der Einsatztruppe“ in Shitomir alle Juden grausam ermordete, emotional reagierte:

„Mit meinen 18 Jahren kann ich das Erlebte kaum einordnen. Wo sind Heldentum, Idealismus für ein zukünftiges friedvolles germanisches Deutsches Reich? – Was macht diese Staatsführung mit ihren Männern, die sauber und gerade ihren Dienst für Führer – Volk und Vaterland tun wollten? (...) Der ganze Idealismus unterm Hakenkreuz ging vor die Hunde. Schließlich kam ich aus dem Schulleben und kannte nicht das Wesen Mensch, das hier an der Front in so manchen Fällen zur Bestie werden konnte... und das in den eigenen Reihen...“ (Wolfgang Holzapfel, zitiert nach Heer, H. (2010), S. 158, vgl. in diesem Sinne auch die autobiographische Schilderung Hartmut von Hentigs in Herrmann, U. (2010c), S. 358).

Die Folge derartiger Diskrepanzwahrnehmungen war jedoch selten ein verhaltenes (vgl. hierzu exemplarisch die autobiographische Schilderung Hartmut von Hentigs in Herrmann, U. (2010c), S. 358) oder gar offenes Aufbegehren, häufiger reagierten die Betroffenen mit einer anhaltenden „Flucht nach innen“ (Heer, H. (2010), S. 160). Dies geschah nicht zuletzt in Konsequenz einer NS-Erziehung, welche es fertig gebracht hatte, dass die Betroffenen größtenteils ein Bewusstsein entwickelten, welches sie zuerst sich selbst, seltener Exponate des, oder gar das gesamte NS-Regime sowie kaum einmal bzw. erst spät (vgl. These 3) dessen „Führer“ in Frage stellen ließ. Derartige *subjektive* Diskrepanzwahrnehmungen, zwischen ideologischer Anforderung und eigener Leistung, zogen bei vielen Heranwachsenden weitere Schamgefühle,

sowie unterschiedliche emotionale Affekte zu deren Abwehr nach sich. Peer Hultenberg hat angemerkt, dass solche Schamgefühle, die aus Beeinträchtigungen des Selbstwertgefühls resultieren, „mit einer viel tieferen Angst als derjenigen vor Strafe verbunden [seien; der Autor], nämlich mit der Angst, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen zu werden. Scham bedeutet Angst vor totaler Verlassenheit, ... vor psychischer Vernichtung“ (ders. (1987), S. 92).

Die Verinnerlichung der NS-Ideologie, deren Typisierungen jeder reellen Basis entbehrten, musste bei den Jugendlichen nahezu zwangsläufig zu solchen Diskrepanzwahrnehmungen führen. Gerade angesichts der zugespitzten Volksgemeinschaftspropaganda resultierten daraus die benannten Ängste vor einer unwiderruflichen Exklusion aus einer Wir-Gruppe, welche einerseits Inklusion forderte, sie andererseits aber nur als Belohnung für nachgewiesene Anpassungsleistungen zu gewähren schien. Es ging demnach um die Furcht, aus der glorifizierten Gemeinschaft derer ausgestoßen zu werden, die höherer Aufgaben würdig wären – und zwar nicht wie die „Juden“ und einige Andere (auch die „politischen Feinde“) aus angeblich freier Entscheidung, da sie, nach Zuschreibung der NS-Propaganda, bewusst das System gefährdeten, was eine, zwar zu bekämpfende, aber dennoch beachtenswerte Leistung bedeutete, sondern weil

ihre entsprechenden Fähigkeiten einfach nur unzureichend und somit eben nicht anerkennenswert wären (vgl. Marks, S. (2007a), S. 86f.).

Eine jahrelange Sozialisation unter den Bedingungen der NS-Herrschaft, einer, von den „Erziehern“ des Regimes inszenierten, steten Gradwanderung zwischen Scham (Wahrnehmung und Zuschreibung eigener Schwäche) und Narzissmusgefühlen (Wahrnehmung und Zuschreibung eigener Stärke und Überlegenheit) (vgl. ebd., S. 90ff.), hatte zudem bei vielen damals Jugendlichen eine zureichende Entwicklung reflexiver Kompetenzen, sprich der realistischen Selbst-, Fremd- und Situationseinschätzung, unterbunden. Die Verinnerlichung derartiger funktionalistischer Bemessungsmaßstäbe war wiederum Voraussetzung dafür, dass weniger eine partielle „Kompetenzscham“, also ein vorübergehendes Unbehagen über eigene, kleinere und „verzeihliche“ Fehler, empfunden wurde, als vielmehr eine, potentiell traumatisierend wirkende, „existenzielle Scham“, die den Selbstwert grundsätzlich infrage stellte (vgl. Hilgers, M. (2006), S. 25f.). Mit anderen Worten, die Selbstwahrnehmung, „>Ich habe einen Fehler *gemacht*<“, verschwamm untrennbar mit jener, „>Ich *bin* ein Fehler<“ (Marks, S. (2007a), S. 79).³⁹⁷

³⁹⁷ Vgl. hierzu auch den familienbiographischen Bericht Mireille Horsinga-Rennos (dies. (2007)), in welchem beschrieben wird, wie die Selbstverstümmelung des Vaters im Zweiten Weltkrieg jahr-

Aus diesem Grund reagierten Betroffene auf die beschriebenen Erfahrungen größtenteils mit einer nachhaltigen Abwehr der Schamgefühle. Dies konnte in eine Zunahme der vorhandenen Ressentiments gegenüber unterschiedlichen Fremdgruppen, in eine völlige Selbstverachtung oder aber eine immer stärkere praktische und mentale Hingabe an die Forderungen und Begründungen des NS-Regimes umschlagen. Nur in seltenen Fällen und meist in unzureichendem Maße kam es zu einer entschiedenen Abkehr vom Nationalsozialismus und seinem „Führer“, Adolf Hitler.

Scham stellt eine überaus starke Emotion dar, die „schmerzhaft, kaum auszuhalten ist“ (ebd., S. 80) und gerade in Anbetracht der beschriebenen Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit (vgl. weiter These 6 zur Gruppe der Jugendlichen) „geradezu nach Abwehr (>schrie<)“ (ebd., S. 84). Dies evozierte bei vielen Heranwachsenden, vor allem unter den hier analysierten, belastenden Umständen des Kriegseinsatzes, die Anwendung von Abwehrstrategien, die mitunter lebenslang aufrechterhalten wurden. Von Bedeutung ist diesbezüglich, dass Scham nicht einfach als solche erkennbar sein muss, sondern in unzähligen „Masken“ (vgl. das Standardwerk von Wurmser, L. (2007a)) auftreten kann. Stephan Marks hat kürzlich einige dieser Abwehrmechanismen in allgemeiner Form zusammengefasst. Seine Aufzählung umfasst, neben den bereits genannten Reaktionen, auch einige weitere, die das biographische, über das Kriegsende und den Untergang des Nationalsozialismus hinaus wirksame, psychische Potential dieser Verarbeitungsstruktur von individuellen Kriegserlebnissen verdeutlichen. Er unterscheidet folgende Abwehrmechanismen (vgl. ders. (2007), S. 80f.):

- „*Emotionale Erstarrung*“
- „Durch *Projektion* werden andere mit den Eigenschaften ausgestattet, für die man sich selbst schämt“
- „Durch *Verachtung* wird passiv in aktiv verwandelt“
- „Durch *dissoziales Verhalten* – etwa durch Gewalt gegen andere – wird Schwäche in Stärke verwandelt, Ohnmacht wird zur Macht“
- „Bei schammotivierten Straftätern besteht die Gefahr, dass sie Strafen wiederum nach dem Scham-Modus erleben, d. h. als Beschämung, die ihrerseits abgewehrt werden muss. Dies kann zu einem Teufelskreis von Scham, Delinquenz, Scham usw. führen“
- „*Zynismus* und *Negativismus* (oft mit Kritik verwechselt)“

zehntelang verheimlicht wird. Nach dem Tod der Mutter (2003) erfährt Horiga-Renno, was ihre Mutter ihrer Schwester bereits ein paar Jahre zuvor offenbart hatte: „<Er tat das, weil er vom Krieg genug hatte. Er wollte nur noch in die Heimat zurück, nach Hause. Verrate das niemandem, nicht einmal Mireille>“ (zitiert nach ebd., S. 162). Abgesehen davon, dass hier eine Beschweigungsdelegation an die Schwester Mireilles durch ihrer beider Mutter stattfindet, wird deutlich, dass das Verhalten des Vaters, die vermeintliche Schwäche im Kriegseinsatz, ein Objekt lebenslangen Schamempfindens seitens der Mutter und wohl auch des Vaters selbst darstellte.

- „Das Kerngefühl, ein Nichts zu sein, wird abgewehrt durch *Arroganz* und *protzige Männlichkeit*, mit der Selbstsicherheit vorgetäuscht wird“
- „Demselben Zweck dienen *Idealisierungen* und *Größenphantasien*, mit denen der Betroffene sich aus seiner unerträglichen Gegenwart herausphantasiert“
- „Die von Schande Betroffenen bemühen sich, ihre *verlorene Ehre wiederherzustellen*“
- „Schamgefühle können auch durch einen Mechanismus abgewehrt werden, der in der Psychoanalyse als >Reaktionsbildung< bezeichnet wird. Das bedeutet, dass ein Gefühl dadurch kaschiert wird, dass man nach außen das Gegenteil demonstriert“
- „Das tiefverwurzelte Gefühl, ungeliebt zu sein, kann auch zu einer Art chronischem Hunger führen: zu einem gierigen, süchtigen Verhalten in Bezug auf Essen, aber auch Besitz, Macht und andere Suchtmittel“
- „*Perfektionismus*: Wenn ich perfekt bin, dann kann mich keiner mehr beschämen“

Die einzelnen Faktoren dieser Liste, hier im Kontext eines Kriegseinsatzes damals Jugendlicher angeführt, werden in dieser Arbeit auch auf einige andere Aspekte der NS-Herrschaft angewandt. Die diesbezüglichen Ausführungen sind geeignet, meine These zu untermauern, dass Scham die bedeutendste Emotion einer Sozialisierung während der NS-Zeit darstellte. Deren Abwehr generierte, sowohl vor, als auch nach Hitlers Machtübernahme, ein entscheidendes Fundament der kollektiven Integration in die „Volksgemeinschaft“ und ist ein nicht zu unterschätzender Auslöser der bis heute vielfach anzutreffenden Verweise auf die angeblich positiven Seiten des Nationalsozialismus. Denn, nach dem sukzessiven Wegbrechen der internalisierten Sinnstrukturen der „völkischen Weltanschauung,“ respektive des NS-Herrschaftssystems – deren Auflösung vollzog sich keineswegs so rasch und reibungslos wie die Schuldzuweisungen an Hitler und Konsorten nach dem 8. Mai 1945 vermuten ließen (vgl. die Ausführungen zum Deutungsmuster unter These 1) – ergaben sich, u.a. auch auf den konkreten Kontext des Kriegseinsatzes bezogen, neue Potentiale zur Schamempfindung:

„Das alles [gemeint sind die Informationen über die verbrecherische Natur des NS-Regimes] traf mich und die interessierten jungen Mitgefangenen wie ein Hammer. Vor allem aus einem Grund. Wir alle hatten getötet, worüber übrigens niemals während der Gefangenschaft auch nur mit einem Wort gesprochen wurde, das war ein absolutes Tabu-Thema unter uns. Aber wenn das, was uns hier von den wenigen Widerständlern berichtet wurde, zutraf, dann trug jeder von uns ein für den Rest seines Lebens unsichtbares Kainszeichen auf der Stirn“ (Frodién, U. (2002), S. 205f.).³⁹⁸

³⁹⁸ Im Ergebnis vergleichbar resümiert auch Hartmut von Hentig autobiographisch: „Ich habe geschossen und kann nicht sagen, was Günter Grass von sich sagt: er habe nie in diesem Krieg einen Menschen getötet. *Ich weiß, ich habe getötet* – in einer Lage, in der ich dies tun musste, um selber zu überleben. Nach sorgfältiger Prüfung füge ich hinzu: ohne Skrupel, aber mit dem sich nun einstellenden Wissen, dass ich dazu bereit sein musste, wenn ich Soldat war. Dieses Wissen

War es während der NS-Zeit die Abwehr von Scham darüber, den Anpassungsanforderungen an die Handlungsmaximen der NS-Ideologie nicht genügt zu haben, welche problematische Abwehrreaktionen hervorrufen konnte, so konnte es nach 1945 zu ähnlichen Prozessen, gerade aufgrund einer *gelungenen* Anpassung an deren Erwartungen kommen. So berichtet Ulrich Frodian, dass er sich darüber, dass bei ihm gegen Kriegsende „noch einmal... die NS-Erziehung durch(brach)“ und er vehement deren Ressentiments verteidigte, „heute noch in Grund und Boden schäme“ (ebd., S. 202). Nicht jeder konnte sich und anderen solche Empfindungen offen eingestehen, in vielen Fällen provozierten sie erneut Abwehrmechanismen, wie sie oben genannt wurden (vgl. in diesem Sinne etwa Plato, A. v. (2010), S. 336ff.).

Anhand der bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass auch bezüglich des Kriegseinsatzes damals Heranwachsender deren Ausgangsbereitschaft zu guten Teilen vom NS-Verführungsangebot narzisstischer Bedürfnisbefriedigung motiviert wurde. Demgegenüber resultierte das anhaltende Durchhalten der Betroffenen, trotz aller erlebten Belastungen und Diskrepanzerfahrungen, aus deren Gegenstück, der Kontrolle (vgl. These 2), welche als Konsequenz für mangelnde Kampfbereitschaft eine Infragestellung der Gesamtperson, deren Beschämung und schlimmstenfalls deren endgültige Exklusion aus der Gemeinschaft der „Ehrenhaften“ androhte (vgl. exemplarisch Marks, S. (2007a), S. 86f.). Es ging demnach nicht um Empfänglichkeit oder Nichtempfänglichkeit für narzisstische Aufwertungsangebote, sondern um Streben nach persönlicher Anerkennung und öffentliche Beschämung bei attestierten und tatsächlichen Abweichungen. Der allgemeine sozialpsychologische Befund, dass „Narzissmus und Scham... eng miteinander verbunden (sind), wie die zwei Seiten ein und derselben Medaille“ (ebd., S. 126, vgl. in diesem Sinne auch Wurmser, L. (2007a), S. 24) wird im NS-Sozialisationskontext besonders augenscheinlich.

Aus dieser Sicht wird die lang anhaltende Loyalität, mit welcher viele, vor allem junge Deutsche, die allein unter diesem Regime sozialisiert waren, ihm und insbesondere dessen „Führer“ (vgl. These 3) gegenüberstanden, verständlicher.

Die Erfahrung des Kriegseinsatzes zog aber nicht nur für diejenigen Soldaten, die ihn erlebt hatten, sondern auch für die nachfolgenden Generationen unmittelbare biographische Konsequenzen nach sich:

„Mit das gefährlichste Erbe der NS-Erziehung bestand in der weit verbreiteten Unfähigkeit dieser Vätergeneration, sich der Außenwelt über Gefühlsäußerungen mitzuteilen. Der innere Zwang, sich abzukapseln, niemandem Einblick zu gewähren, Emotionen zurückzunehmen und mit ihnen mög-

bleibt und wird mich beunruhigen bis ans Ende meiner Tage“ (ders., zitiert nach Herrmann, U. (2010c), S. 360).

lichst sparsam umzugehen, kam ja nicht etwa aus angeborener Gefühlskälte, sondern war das traurige Resultat jahrelanger Erfahrungen, daß der Verlust oder die Aufgabe von strengster Selbstkontrolle für einen selber sofort lebensgefährlich werden konnte“ (Frodien, U. (2002), S. 18).

„Selbstkontrolle“ erforderte hierbei keineswegs nur die aktive Kampfhandlung, sondern auch das Ordnungsprinzip der „Wehrmacht“ (vgl. Goltermann, S. (2009), S. 88). Diese verlangte von den jungen Soldaten unbedingten Gehorsam und völlige Anpassung (die Fortführung und das Ziel der NS-Formationserziehung). Daraus resultierte für die Heranwachsenden vor allem weiterer Repressionsdruck. Verlässlich waren diese Verhaltensanforderungen allerdings nur bedingt. In ihrer, mitunter willkürlich anmutenden, Praxis vor Ort, stellte sich die vorgeblich allgemeingültige Verhaltenskontrolle (Regelsystem und Sanktionierungen bei Verstößen) teils geradezu kafkaesk dar (vgl. exemplarisch Kuby, E. (2000), S. 281f.). Ein unbedachtes Wort konnte schärfste Sanktionen wegen angeblicher „Wehrkraftzersetzung“ nach sich ziehen, während die direkte Weigerung einzelnen Befehlen Folge zu leisten – etwa an der Erschießung Gefangener teilzunehmen – mitunter folgenlos blieb. Beide „Vergehen“ konnten allerdings auch in einem genau entgegengesetzten Intensitätsverhältnis verfolgt werden. Wie im gesamten NS-System, so war auch in der „Wehrmacht“ der strenge Anpassungsdruck mit einer nicht zu übersehenden Willkür im Einzelfall durchsetzt. Gehorsam war demgegenüber fast immer der einzig zuverlässige Weg, um nicht von dieser Seite bedroht zu werden (vgl. diesbezüglich die Beschreibung einer institutionellen „Verarbeitung“ damals Heranwachsender zum Soldaten bei Herrmann, U. (2010b)).

Auf die mittelbaren Konsequenzen dieser Erlebnisse für die nachkommenden Generationen durch mitunter unbewusst oder, in Einzelfällen, auch bewusst an diese delegierte Anforderungsmuster aus der NS-Zeit, wird an anderer Stelle noch eingegangen. Einige, vorwiegend traumatisierte, junge Kriegsteilnehmer reagierten auf diese Erfahrung, je nach Grad der individuellen Verarbeitung, mit weiterer Kriegsverherrlichung oder zumindest unbeirrbarer Legitimierung einzelner NS-Verhaltenskodexe (vgl. Marks, S. (2007a), S. 89). Mehrheitlich jedoch war das genaue Gegenteil anzutreffen: „Ich wurde der Pazifist, der ich heute noch bin. Nichts, absolut nichts, konnte eine solche Hölle rechtfertigen“ (Frodien, U. (2002), S. 172f.).

Aus biographischer Sicht hatten die hier angedeuteten Desillusionierungen jedoch oftmals weitreichende Folgen, die mitunter deutlich über ihren unmittelbaren Entstehungskontext hinausgingen. So berichtet etwa der, 1928 geborene, Zeitzeuge Rolf Schörken diesbezüglich:

„Aus mir jedenfalls war das Gefühl nicht rauszukriegen, dass die Wirklichkeit nichts Stabiles ist, dass sie kaputtgehen kann. Sie hat nie wieder die Stabilität gehabt, wie Kinder sie haben“ (zitiert nach Herrmann, U. (2010c), S. 345).

Nach dem Willen des NS-Regimes sollte Deutschland allerdings bis zum letzten Atemzug kämpfen. Als der Krieg längst verloren war, wurden im September 1944 Jungen und alte Männer, jeder verfügbare Mann aus Verwaltung und Wirtschaft, sowie, in geringerem Maße, auch Frauen zusammengetrommelt und ohne ausreichende Ausbildung³⁹⁹ (vgl. den Bericht von Doris Schmid-Gewinner in Lipp, Ch. (1992), S. 137) und Ausrüstung⁴⁰⁰ als „Deutscher Volkssturm“⁴⁰¹ (vgl. Boberach, H. (1990),

³⁹⁹ Als Exempel für viele vergleichbare Beispiele sei hier Sally Perels Bericht über seinen Einsatz im „Volkssturm“ wiedergegeben: „Anfang 1945 wurden wir in den Wäldern um Braunschweig an einer neuen Panzerabwehrwaffe, der Panzerfaust, ausgebildet. Endlich bekamen wir eine Waffe in die Hand. Meine Kameraden hielten sich schon für alte Kämpfer... Die Waffe war einfach und wirksam, aber ihre Handhabung gefährlich. Drückte man auf den Abzug und feuerte die Panzerfaust ab, schoß hinten eine lange Flamme heraus. Mehrere Kameraden erlitten dabei schwere Verbrennungen“ (ders. (2005), S. 176). Mit Panzerfäusten wurden die Angehörigen des „Volkssturms“ freilich nicht aufgrund der Durchschlagskraft dieser Waffengattung ausgestattet. Vielmehr war dies die einzige Waffe, die auch unter den enormen Nachschubschwierigkeiten zu Kriegsende in großer Zahl verfügbar war (vgl. Kunz, A. (2010), S. 105). Hieran erhielten die Heranwachsenden, wie alle Angehörigen der letzten Reserve des „Dritten Reiches“, eine weitgehend ungenügende Ausbildung. Zu guter Letzt veröffentlichte das Regime Bedienungs- und Gebrauchsanleitungen für Panzerfäuste einfach in den Tageszeitungen (vgl. ebd., S. 106f.).

⁴⁰⁰ Ein Nürnberger Schüler berichtet diesbezüglich im Jahre 1945 Bezeichnendes: „Das größte Erlebnis meines Vaters war, als er als Volkssturmmann im Alter von 50 Jahren – ausgerüstet mit einem französischen Gewehr von 1865, zehn Patronen, nur zu einem italienischen Gewehr von 1870 passend, einer Panzerfaust ohne Zünder – im Angesicht zweier im Stadtgraben vor der Burg angeketteter lebender Ochsen, die als Nahrung während der Belagerung dienen sollten, die Burg von Nürnberg verteidigen sollte. Die ganze Tätigkeit bestand nur in der Hissung der weißen Flagge und Übergabe der Burg an die Befreier“ (zitiert nach Kempowski, W. (2007), S. 52). Untypisch an diesem Beispiel ist lediglich der glimpfliche Ausgang. Häufig kam es vor, dass die Mitglieder des „Volkssturms“ bei ihren zumeist unsinnigen und hoffnungslosen Verteidigungsaufgaben verletzt wurden oder gar umkamen. Einige wurden auch von „SS“, Polizei oder anderen Exponenten des NS-Systems schwer bestraft, teils gar hingerichtet, wenn sie, wie im obigen Beispiel, ihrem Auftrag widersprechend handelten und ihr Bewachungs- oder Verteidigungsobjekt kampfflos dem Feind überließen.

⁴⁰¹ Der so genannte „Volkssturm“ verpflichtete ab dem 25. September 1944 alle männlichen Reichsangehörigen im Alter zwischen 16 und 67 Jahren, die noch nicht eingezogen waren. Um einerseits der vollkommen heterogenen Alters- und Tätigkeitsstruktur der Volkssturmspflichtigen Herr werden zu können, sowie andererseits durch die Ansprüche der Initiative keine kontraproduktiven Rückkopplungen auf die kriegswichtigen Bereiche, etwa durch eine Dienstverpflichtung von Rüstungsarbeitern, zu generieren, unterteilte man die Betroffenen in vier „Aufgebote“ (vgl. Kunz, A. (2010), S. 104f.). Die ersten beiden „Aufgebote“ umfassten alle zum Kampfeinsatz tauglichen Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1884 bis 1928 (vgl. ebd., S. 105). Wer jederzeit zum Volkssturmdienst herangezogen werden konnte, ohne dass sich die oben angedeuteten Folgen für die Kriegswirtschaft erwarten ließen, gehörte dem ersten Aufgebot an. Hier lag das Durchschnittsalter bei über 50 Jahren. Wer aufgrund kriegswichtiger Tätigkeiten unabkömmlich gestellt war, der gehörte dem zweiten Aufgebot an. Hier lag das Durchschnittsalter entsprechend niedriger. Diejenigen, die aus den Geburtsjahrgängen 1925 bis 1928 noch nicht zur „Wehrmacht“ eingezogen waren, sollten sich im dritten Aufgebot sammeln. Dieses Aufgebot umfasste eine planerische Größe von 600.000 Mann. Da diese Jahrgänge fast vollständig in „Hitlerjugend“ und „Reichsarbeitsdienst“ organisiert waren, zog man sie im Rahmen dieser Organisationen zum „Volkssturm“ heran (vgl. ebd.). Zur „Wehrhaftmachung“ dieses dritten „Aufgebots“ ordnete Himmler die quasi militärische Ausbildung der 15-Jährigen in vierwöchigen, der 16-Jährigen in sechswöchigen „Wehrertüchtigungslagern“ an (vgl. ebd.). Ihre diesbezügliche Erfassung delegierte er an die „Reichsjugendführung“.

S. 134, Müller, R.-D.; Ueberschär; G. R. (1994), S. 42ff., Jahnke, K.H. (2003), S. 495f. sowie Kunz, A. (2010), S. 104ff.) in den absehbaren Untergang geschickt. Was einige der Betroffenen freilich nicht davon abhielt, dennoch mit Eifer zur Tat zu schreiten (vgl. exemplarisch Kästner, E. (1999), S. 49).

Weit über hunderttausend Deutsche fielen diesem letzten Todesringen des Nationalsozialismus bis Mai 1945 noch zum Opfer. Unter ihnen unzählige der jungen und jüngsten „Soldaten“, welche zwar persönlichen Einsatz zeigten, aber nach ihrer Ausbildung und ihrem Alter dieser Bezeichnung kaum entsprachen.

Die unverantwortliche und sinnlose Verheizung dieser heranwachsenden „Volksgeossen“ durch „ihre“ Führung stellt einen besonders tragischen Aspekt des Zweiten Weltkrieges dar, der bis heute nur bedingt wissenschaftlich aufgearbeitet wurde (vgl. Schörken, R. (2004), S. 29):

„Am tragischsten war der Tod zahlreicher ganz junger Menschen infolge ihres Fronteinsatzes. Durch den Zweiten Weltkrieg haben über eineinhalb Millionen männliche Angehörige der Jahrgänge 1920 bis 1929 ihr Leben verloren. Wieviele davon im letzten Kriegsjahr gefallen sind, wo die Verluste besonders groß waren, ist bisher unbekannt. Von den größtenteils 1944/45 einberufenen 15- bis 17jährigen Jungen der Jahrgänge 1927 bis 1929 sind fast sechzigtausend umgekommen“ (Jahnke, K.-H. (1993), S. 35, vgl. hierzu auch Schörken, R. (1999), Kunz, A. (2007) sowie Queck, H. (2008)).

Das tatsächlich „letzte Aufgebot“, welches das NS-Regime in den, nunmehr aus dem Hinterhalt zu führenden, Abwehrkampf schicken wollte, waren dann die berüchtigten, bislang jedoch nur unzureichend erforschten „Werwolf“ Verbände (vgl. Arendes, C. (2006)). Bei der ausstehenden systematisierenden Analyse ihrer Aktivitäten hat die neueste Publikation zum Thema, Volker Koops Arbeit über „Himmlers letztes Aufgebot“ (vgl. ders. (2008)), einige Abhilfe geleistet. Koop hat in seiner Analyse neues Quellenmaterial ausgewertet und anhand dessen Desiderate und Fehlinterpretationen der älteren Werwolfforschung ausgeräumt, welche in wesentlichen Bereichen lückenhaft geblieben war. Er konnte belegen, dass sich auch um diese NS-Organisation nach 1945 eine Mythenbildung vollzogen hat, die ihr Taten zuschrieb, welche sie nie oder nicht in der tradierten Form begangen hatte oder bei denen ihre Täterschaft zumindest unklar bleibt. Letztlich ist der „Werwolf“ eher aus struktureller Perspektive, als

Das vierte Aufgebot umfasste schließlich die für Kampfeinsätze untauglichen und somit lediglich für Wach- und Sicherungsaufgaben geeigneten Personen.

Der Kriegsverlauf erlaubte keine planmäßige Aufstellung, Ausrüstung oder Ausbildung des „Volkssturms“. Er wurde vornehmlich im Hinterland bei Sicherungs- und Kampfeinsätzen eingesetzt (vgl. ebd., S. 105f.). Anders als oft angenommen, rekrutierte sich der „Volkssturm“ keineswegs vorrangig aus der „Hitlerjugend“. Vielmehr hatten fast zwei Drittel aller Volkssturmmangehörigen ein Lebensalter von 45 Jahren (vgl. ebd., S. 106). Wie viele Kinder und Jugendliche im Rahmen des „Volkssturms“ an den entsprechenden Kämpfen teilnahmen, lässt sich heute nicht mehr eruieren (vgl. ebd.). „Insgesamt (kamen) etwa 78.000 Volkssturmmangehörige ums Leben“ (ebd.).

Willensäußerung des NS-Regimes, seine Gegner bis über das eigentliche Ende hinaus zu bekämpfen – was freilich bedeutete, dass man dort das Ende nicht als solches anerkennen wollte – und dabei den Einsatz des Lebens der eigenen, auch der jüngsten „Volksgenossen“ nicht zu scheuen (vgl. Buddrus, M. (2010), S. 265), von Bedeutung. Für diesen Nachkampf sollten sich, nach Willen der Regimeoberen, alle „arischen“ Deutschen selbst „einsetzen“. Propagandistisch zum Widerstand aufgerufen wurden hierbei insbesondere die Jugendlichen, die eine Sozialisation in „HJ“ und „BDM“ – Rücksichten auf ideologisch definierte Geschlechterrollen nahm man nun kaum noch (vgl. exemplarisch Hübner-Funk, S. (2005), S. 285f.) – erfahren hatten und von denen man sich eine besonders hohe Einsatzbereitschaft erwartete (vgl. Buddrus, M. (2010), S. 262ff.). Wenngleich es nicht zur Aufstellung eines Frauenwerwolfs kam, da die weiblichen „Volksgenossen“ eher als Spione agieren und in Fällen erkannter Kollaboration in Lazaretten morden sollten (vgl. Koop, V. (2008), S. 52), galt der Widerstandsauftrag für alle „deutschblütigen“ Heranwachsenden. So kam es auch, dass sich ein nicht zu unterschätzender Anteil der „Werwolf“ Angehörigen aus der „HJ“ rekrutierte (vgl. ebd., S. 96), dessen Gesamtmaß aber dennoch nicht überschätzt werden darf (vgl. Buddrus, M. (2010), S. 264). Gegenüber dem propagandistischen und organisatorischen Bemühen des Regimes, gab es letztlich jedoch tatsächlich „nur einen relativ kleinen Kreis an Endphasenverbrechen, die mehr oder minder konkret dem >Werwolf< bzw. real existierenden >Werwölfen< zugerechnet werden können“ (Arendes, C. (2006), S. 159). Schließlich wurden auch die Mitglieder des „Werwolf“ selbst in großer Zahl Opfer des fanatischen Kampfauftrages (vgl. exemplarisch Agde, G. (1995) sowie Rulc, S. (1997)), denn aufgrund ihres Status nicht weiter durch das Kriegsrecht geschützt, wurden viele von ihnen von alliierten Truppen standrechtlich erschossen.

Bei seinem Ende hatten das „Dritte Reich“ und der von seiner politischen Führung mutwillig provozierte Weltkrieg eine verheerende Bilanz hinterlassen (wobei sich manches nur schätzen lässt):

„In Europa 19,6 Millionen Soldaten gefallen oder vermisst, darunter 3,7 Millionen Deutsche; 14,7 Millionen Zivilisten getötet (von den 3 640.000 Deutschen waren 540.000 Opfer der Bombenangriffe und etwa 2 Millionen Opfer der Vertreibung); etwa 6 Millionen Juden vieler Nationalitäten ermordet (umgekommen in den Konzentrationslagern insgesamt 9 Millionen Menschen). 9,6 Millionen Menschen nach Deutschland zwangsverschleppte Personen versuchten in ihre Heimat zurückzukehren; 12 Millionen Deutsche waren als Heimatvertriebene auf der Flucht. 6 bis 7 Millionen deutsche Soldaten befanden sich in Kriegsgefangenschaft. Rund 2 Millionen deutsche Soldaten und Zivilisten waren Kriegsgeschädigte. 3 Millionen Menschen waren obdachlos; 2,25 Millionen Woh-

nungen total zerstört, 2,5 Millionen Wohnungen beschädigt“ (Glaser, H. (1991), S. 13, vgl. hierzu ausführlicher auch Wehler, H.-U. (2003), S. 941ff. sowie Tooze, A. (2007), S. 751ff.).

3.3.5.1.2. Zur Sozialisationsrelevanz einer passiven Erduldung des Kriegsgeschehens durch damals Heranwachsende

Im Folgenden sollen solche Sozialisationsbelastungen beschrieben werden, wie sie sich aus einer erzwungenen physischen und psychischen Teilhabe an den Momenten der Kriegsgewalt, wie sie die „Heimatfront“ heimsuchte, ergeben konnten. Diese Belange des NS-Sozialisationskontextes wurden lange, für viele der betroffenen Zeitzeugen, biographisch gesehen, zu lange, von der historischen Forschung in den unterschiedlichen Fachbereichen wenig beachtet, finden aber in letzter Zeit im Rahmen der Analyse von „Kriegskindheiten“ deren verstärkte Aufmerksamkeit. Was in einer umfassenden Sozialgeschichte zur NS-Zeit einer vertiefenden (durch eine ausführlichere Schilderung der betreffenden Phänomene) und zugleich differenzierenden (durch eine Eingliederung der entsprechenden Vorgänge in einen politik-, militär- und sozialgeschichtlichen Kontext) Einbettung in einen erweiterten Präsentationsrahmen bedürfte, kann hier nur in seinen unmittelbar sozialisationsrelevanten Effekten skizziert werden. Dies ist aber nötig, da diese Erfahrungsmuster ein wesentliches Element des NS-Sozialisationskontextes ausmachen, wenngleich sie überwiegend indirekt aus der politischen Umsetzung der NS-Ideologie resultierten. Sie stellen quasi deren größten und zugleich schwerwiegendsten negativen „Rückkopplungseffekte“ (Ludolf Herbst) dar.

Exemplarisch soll diese Struktur passiver Erfahrung von Kriegsgewalt anhand einiger ausgewählter, in besonderem Maße sozialisationsrelevanter kriegsinterner Phänomene verdeutlicht werden.

Ihre persönliche Apokalypse erlebten Millionen Deutsche in den letzten Jahren, Monaten und Wochen des „Dritten Reiches“, als der Krieg auch ganz unmittelbar auf Deutschland übergriff (vgl. Müller, R.-D.; Ueberschär, G. R. (1994), S. 34ff.).

Unter den Bomben der Alliierten erfuhren viele Zivilisten, insbesondere Frauen⁴⁰² und Kinder, erstmalig das Gefühl völliger Ohnmacht, erlebten die Zerstörung ganzer Städte – darunter vielfach auch des eigenen Hab und Gutes –, erlitten schmerzliche Verluste von Familienangehörigen, wurden Zeuge unermesslicher Qualen und zu Hunderttausenden selbst in den Flammenhöllen der beschossenen Städte verwundet oder

⁴⁰² Margarete Dörr bezeichnet „die Bomben, gegen die sie sich nicht zur Wehr setzen konnten“ sogar als „das >Fronterlebnis< der Frauen“ (dies. (1998b), S. 298, vgl. hierzu auch den Bericht von Dieter Forte in Hage, V. (2008), S. 160, sowie die gesammelten Tagebucheinträge bei Nieden, S. z. (1993)).

kamen dort ums Leben.⁴⁰³ Demgegenüber war das Hauptziel der alliierten Bombardements, die Zerstörung der Moral in der deutschen Bevölkerung, wenig erfolgreich (vgl. Wolfrum, E. (2006), S. 17):

„Konventionelle Luftangriffe in geringem und mittlerem Umfang rufen bei den Betroffenen Wut und Haß auf die Peiniger hervor; schwere Luftangriffe führen zu Apathie nicht Rebellion... Je weniger es zu verlieren gibt, desto stärker wird die Entschlossenheit durchzuhalten; die bereits erbrachten Opfer sollen nicht vergebens gewesen sein. Bombardements stärkten auf diese Weise die Stabilität des Regimes anstatt seine Legitimation zu unterminieren“ (Echterkamp, J. (2004), S. 67).

An quantifizierenden Fakten zunächst einige klärende Aufstellungen. Bisher existieren unterschiedliche Angaben über die Bevölkerungsverluste des Bombenkriegs auf dem Gebiet des früheren Deutschen Reichs (vgl. Blank, R. (2004), S. 459). Der Bombenkrieg forderte in Deutschland mindestens dreihundertfünftausend Tote und fast achthunderttausend Verletzte, brachte die Zerstörung von 1,8 Millionen Häusern und Wohnungen, schnitt zwanzig Millionen Menschen von der Versorgung mit Wasser, Strom und Gas ab und machte beinahe fünf Millionen Menschen obdachlos (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 883). Unterschiedliche Analysen der Nachkriegszeit haben demgegenüber erhöhte Zahlen an Todesopfern, bis zu 635.000 Luftkriegstoten für das Gebiet des Deutschen Reiches in den Grenzen vom 31. Dezember 1942, angenommen (vgl. Blank, R. (2004), S. 460). Aktuelle und detailliert zusammengesetzte Forschungsübersichten kommen allerdings zu dem Schluss, dass für das Deutsche Reich einschließlich Österreichs und der besetzten Länder sowie der Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und Wehrmachtssoldaten die Verluste durch alliierte Bombenangriffe auf 406.000 Menschen, vorwiegend zivile Opfer, darunter vor allem Frauen und Kinder, geschätzt werden können (vgl. ebd., S. 459f.). Auch der entstandene Sachschaden lässt sich weiter präzisieren. In Großstädten wie Köln, Hamburg, Hannover, Essen, Kassel, Dortmund, Dresden und Leipzig betrugen die Wohnraumverluste bis zu 70 Prozent (vgl. ebd.). In damaligen Klein- und Mittelstädten, wie Paderborn, Jülich, Düren, Gießen und Hanau, welche dauerhaft bombardiert wurden, steigerten sich die entsprechenden Verluste auf 80 bis 100 Prozent.⁴⁰⁴

⁴⁰³ Für die damaligen Jugendlichen ergab sich mit dem Übergreifen des Krieges auf deutschen Boden vielfach eine Realität, welche jener des Ersten Weltkrieges diametral entgegenstand. Letzterer hatte ihr „wirkliches, tägliches Leben bis zur Langweiligkeit unverändert gelassen“ (Haffner, S. (2004), S. 34), demgegenüber jedoch der „Phantasie reichsten und unerschöpflichen Stoff gegeben“ (ebd.), um eigene Helden- und Abenteuergeschichten über persönliche Kriegserlebnisse zu ersinnen und so dem, vom NS-Regime und dessen Propaganda heroisch verkärten, Kampfeinsatz einiges an Attraktivität zu verleihen (vgl. hierzu auch den Bericht von Hans Günter Zmarzlik (1975), S. 12). Demgegenüber bedeutete die Kriegsrealität des Zweiten Weltkrieges, seit Beginn der Bombenangriffe auf deutsche Städte und spätestens seit dem Einbruch alliierter Truppen auf deutschen Boden, für unzählige Jugendliche das exakte Gegenteil.

⁴⁰⁴ Selbstverständlich hatten auch die Alliierten Verluste aus dem Bombenkrieg zu beklagen. Allein das britische „Bomber Command“ verlor zwischen September 1939 und Mai 1945 55 500 Besat-

Im Fokus historischer Betrachtungen stehen meist die verheerenden Angriffe auf deutsche Großstädte, wie Hamburg, Köln oder Dresden. Sie sind jedoch nicht typisch für die Struktur des alliierten Bombardements. Dies waren vielmehr die wiederholten Großangriffe auf historische Städte mittleren Ausmaßes (z.B. Braunschweig hatte nach einem Dutzend Attacken 2905 Tote und die Zerstörung von ca. einem Drittel der Gebäude zu beklagen): „158 Mittelstädte trugen den Großteil des Schadens durch die leichten Stabbomben oder die schweren, zerfetzenden Sprengbomben“ (Echterkamp, J. (2004), S. 66).

Der NS-Staat richtete, wenngleich wesentlich zu spät und in deutlich unzureichendem Maße⁴⁰⁵, Schutzanlagen in den bedrohten Städten ein.

Die Keller in den betroffenen Städten waren die Orte, in welchen tausende „Volksgenossen“ überleben konnten. Sie waren aber auch der Ort, an welchem am meisten gestorben wurde. Auch der Bombenkrieg stellte eine höchst selektive Erfahrung dar. Er betraf keineswegs die „Volksgemeinschaft“ als ganze, deren Mehrheit, „immerhin rund 50 Millionen Menschen, hatte nie oder die meiste Zeit nicht unter den Bombardements zu leiden“ (ebd., S. 67). Für die körperlich und psychisch schwer belastenden Aufräum- und Bergungsarbeiten setzten die völlig überforderten Kommunen zunächst vor allem Kriegsgefangene, ab Herbst 1942 zunehmend auch „KZ-Häftlinge“ ein (vgl. Wildt, M. (2008), S. 191).

Die alliierten Bombardements führten zwar nicht zu einer Revolte gegen das NS-Regime, zeigten jedoch deutlich die Grenzen der Inklusionskraft der nationalsozialistischen Chiffre einer angeblich einenden „Volksgemeinschaft“ auf.

zungsmittglieder (von rund 125.000), nur 9838 seiner Mitglieder überlebte den Krieg (vgl. Blank, R. (2004), S. 460, vgl. zum Folgenden ebd.). Bei der amerikanischen 8. USAAF verloren 26.000 von etwa 100.000 Besatzungsmittgliedern ihr Leben. Deutsche Angriffe führten in Großbritannien bis Kriegsende zu 60 595 Todesopfern. Hiervon kamen 42.000 allein durch die Luftangriffe zwischen September 1940 und Juni 1941, weitere 6184 durch „V 1“ Flugbomben, 2754 durch „V 2“ Raketen und 148 bei Beschuss durch Fernartillerie ums Leben. In anderen Gebieten, vor allem Ost- und Südeuropas, kann die Zahl der Todesopfer durch deutsche Luftangriffe nur geschätzt werden. Die Bombardierungen der Luftwaffe führten etwa in Warschau, Rotterdam, Belgrad, Leningrad und Stalingrad zum Tod Zehntausender. Zwischen Juni 1944 und März 1945 fielen in England, Belgien und Frankreich mehr als 15.000 Menschen den sogenannten „V-Waffen“ zum Opfer. Auch in diesen Ländern kamen zu den Personenverlusten hohe Sachschäden und Zerstörungen hinzu.

⁴⁰⁵ „Für Schutzmaßnahmen der Bevölkerung war anfangs kaum gesorgt; erst als Ende August 1940 Berlin bombardiert worden war und sich erheblicher Schrecken verbreitet hatte, erließ Hitler ein gigantisches >Führer-Sonderprogramm< zum Bau von Luftschutzbunkern. (...) Bis Mai 1943 waren nicht mehr als 1.343 Bunker >betonfertig< gemeldet worden, viel zu wenig, um die Zivilbevölkerung vor den Bombenangriffen zu schützen. Die lauthals verkündete Absicht des Regimes, jedem Volksgenossen einen >bombensicheren< Schutzplatz zu verschaffen, erwies sich als pure Propaganda“ (Wildt, M. (2008), S. 191). Vergleichbares galt für die bereitgestellte medizinische Versorgung, „bei Kriegsbeginn hatten die Verantwortlichen des deutschen Gesundheitswesens kaum Vorkehrungen gegen die Auswirkungen strategischer Luftangriffe getroffen“ (Süß, W. (2003), S. 408).

Der Mythos einer realiter geeinten und unbedingt zusammenhaltenden „Volksgemeinschaft“, wiewohl lange als Projektionsobjekt inklusionswirksam gewesen (vgl. Thesen 1 und 2) und unter den alliierten Bombenangriffen vereinzelt regionale Realität geworden, erwies sich in ihrer Gesamtheit gerade im Verlauf des Krieges als bloße Legende (vgl. Wendt, B. J. (2000), S. 157f.).

In den bombardierten Städten kam es vielfach zur Erosion der Phantasie einer umfassenden „Gemeinschaft“ aller Deutschen. Man konzentrierte sich zusehends auf immer kleinere Gemeinschaften wie die Familien-, Haus-, Nachbarschafts- und bei Angriffen schließlich die „>Kellergemeinschaft<“ (vgl. Stargardt, N. (2006), S. 291). Hans Mommsen kommt hierüber zu einem deutlichen, vornehmlich auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs bezogenen Gesamturteil über die innere Einheit der „Volksgemeinschaft“ und ihrer sozialen Teilgemeinschaften:

„Niemals war das deutsche Volk so fragmentiert und segmentiert wie unter den Bedingungen der nationalsozialistischen >Volksgemeinschaft<“ (ders. (1999), S. 176).

In den Gebieten, in welche die NS-Führung Einwohner der bombardierten Städte evakuierte oder in welche diese selbständig flüchteten, ergab sich, trotz eines vorübergehend von allen betroffenen „Volksgenossen“ geteilten „Erfahrungsraumes“ (ebd.), nur selten eine verschworene Schicksalsgemeinschaft, welche trotz aller Belastungen als eine Einheit zueinander gestanden hätte. Vielmehr war die dortige Stimmung oft von tradierten oder anlässlich der gegenwärtigen Lage entstandenen Vorurteilen, Missgunst und Streit geprägt (vgl. Friedrich, J. (2004), S. 460f.).⁴⁰⁶

Wie aber gestaltete sich die persönliche *Erfahrung* des Bombardements (vgl. hierzu exemplarisch aus kindlicher Sicht die Berichte bei Dörr, M. (2007), S. 103ff.). Diesem

⁴⁰⁶ Vgl. zu dieser Thematik im obigen Sinne auch Steinert, M. (1970), Koser-Oppermann, U. (1994), Müller, R.-D.; Ueberschär, G.R. (1994), S. 113ff., S. 468, Dörr, M. (1998b), Kästner, E. (1999), S. 65ff., S. 336, Burleigh, M. (2000), S. 889, Kershaw, I. (2003), S. 360, Gerhardt, U. (2005), S. 162ff., Himmler, K. (2005), S. 187, Stern, J. (2006), S. 209ff. und 236, sowie Zeppelin, I. v. (2006), S. 76. Eine direkte Folge solcher erlebter Antipathien zwischen den flüchtigen Städtern und ihren ländlichen Gastgebern waren einmal mehr auch Denunziationen bei der „Gestapo“ und anderen NS-Behörden. Hierbei ging es meist um angebliche Verstöße gegen die „Rassegesetze“ und „Heimtückeverordnung“ (vgl. Gellately, R. (2004), S. 231f.). Denunziationen wurden in diesem Kontext immer wieder instrumentalisiert, um sich „zwangseinquartierter Bombenflüchtiger zu entledigen“ (Echterkamp, J. (2004), S. 32, vgl. hierzu auch Dördelmann, K. (1997)). Stargardts Annahme, dass die Flüchtlinge in kleinstädtischen und ländlichen Gebieten unwilliger aufgenommen wurden, da sie hier oftmals schon aufgrund ihrer Anzahl eine spürbare Belastung für die einheimische Bevölkerung darstellten (vgl. ebd., S. 303f.), ist uneingeschränkt zuzustimmen. Solche regionalen und mentalen Grenzen der angeblichen „Volksgemeinschaft“ wie sie hier angedeutete wurden, haben sich in besonderem Maße aber keineswegs ausschließlich, im Verlauf der Flüchtlingsbewegungen – und damit unter besonders verschärften Bedingungen – offenbart. So berichtet Joachim Fest bereits aus seiner Internatszeit zu Beginn der vierziger Jahre, wie er und seine Brüder in „Fremde Welten“ (vgl. ders. (2006), S. 170ff.) verschickt wurden, wobei sie, aus Berlin nach Freiburg kommend, dort auf einen geistlichen Lehrer trafen, der sich nicht ganz ernst, jedoch in durchaus despektierlicher Absicht über ihren Herkunftsort äußerte: „Er (habe) sich in diesem Monstrum Berlin so weit im Osten wie in Brest-Litowsk oder Minsk gefühlt, wo er, gottlob!, aber noch nie gewesen sei. Und erst die Menschen! Eine fremde, ihm unheimliche Rasse!“ (ebd., S. 172).

Aspekt hat die allgemeine Geschichtswissenschaft lange zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. „Sie überließ diese Thematik weitgehend den Militärgeschichtlern, die... die Folgen für die betroffene Bevölkerung aber kaum erfaßten. Die Bewohner der Städte, die unter dem Luftkrieg litten, blieben seltsam unsichtbar“ (Büttner, U. (1993), S. 5). Gerade aus sozialisationstheoretischer Sicht sind demgegenüber die Traumatisierungspotentiale der erlebten Luftangriffe bedeutsam. Unzählige damals Heranwachsende erfuhren hier Situationen, die sich vollständig ihrer Handlungskontrolle entzogen, Momente völliger Hilflosigkeit:

„Das fiel mir auf, schon damals, und das wundert mich noch heute, daß so was einem Kind auffällt, nämlich: Kein Kind hat geschrien. Kein einziges Kind hat geweint. Kein einziges Kind hat gejammert. Ich glaube, es kommt daher, daß man ganz automatisch, wenn das Unglück zu groß ist, die Gefahr zu groß ist, wie ein kleines Tier spürt, daß Schreien keinen Sinn mehr hat. Also vergeudet man keine Kräfte. Ob du da schreist oder nicht schreist, es ist egal“ (Wolf Biermann, über seine Erlebnisse während der schweren Luftangriffe auf Hamburg im Sommer 1943, zitiert nach Hage, V. (2008), S. 139).

Bei vielen damals Heranwachsenden haben sich diese Erlebnisse als lebenslang wiederkehrende Begleiter im Bewusstsein festgesetzt. Es blieb die schier unauslöschliche Erinnerung an einen, in besonderem bis extremen Maße emotional aufgeladenen Moment:

„An diese Nacht kann ich mich grauenhaft gut erinnern! Alles vorher ist weg, alles nachher ist weg. Diese Nacht aber ist im wahrsten Sinne des Wortes eingebrannt in mein Gedächtnis. Ich war ja erst sechseinhalb, aber es ist nie gelöscht worden, in meinem kleinen Computer hier“ (Wolf Biermann, zitiert nach ebd., S. 137).

Hat man einen, im negativen Sinne, solch überwältigenden, oftmals traumatisierenden Moment erleben müssen, dann bleiben mitunter auch ganz konkrete Elemente dieser Erfahrung unauslöschlich im Bewusstsein erhalten:

„Es bleiben vor allem einzelne Bilder haften. Auch einzelne Geräusche und Gerüche, der Geruch von naßgewordenem Mörtel zum Beispiel, ein ekelhafter Geruch. Oder das Krachen der Häuser, die zusammenstürzen“ (Bericht von Walter Kempowski über dieselben Luftangriffe, zitiert nach ebd., S. 193f.).

Die biographischen Folgen dieser Erlebnisse waren für viele der betroffenen Kinder und Jugendlichen von damals massiv und nachhaltig wirksam. So musste man häufig sehr schnell erwachsen werden und, gerade bei der verbreiteten Abwesenheit der Väter, Situationen beherrschen und Entscheidungen treffen, welche immer wieder eine Überforderung des Entwicklungsstandes bedeuteten. Neben diesen erzwungenen Entwicklungssprüngen konnten die Überforderungen der Bombardierungen auch das Ende einer gesunden psychischen Entwicklung oder zumindest deren schwere Beeinträchtigung bedeuten:

„Meine Lebensuhr ist damals... stehengeblieben, und alles, was danach kam, war nicht sehr wichtig und nicht sehr wesentlich. Das war ein so einschneidendes Erlebnis. Darauf ist man fixiert für den Rest seines Lebens“ (Dieter Forte, geboren 1935, berichtet über seine Erfahrungen während der Bombenangriffe auf Düsseldorf, zitiert nach ebd., S. 169).

An anderer Stelle hat Dieter Forte über seine Erfahrungen während der Bombenangriffe auf Düsseldorf und deren psychische Folgewirkungen berichtet:

„Ich war sechs, sieben, acht, neun und zehn Jahre alt, als ich dies sah und erlebte und daran fast erstickte, und jede Nacht erlebe ich es wieder, nur durch Zufall dem Tod entkommen.“ (zitiert nach ebd., S. 152).

Angesichts dieser Belastungen kommt es bei Forte auch zu psychosomatischen Reaktionen:

„Ich habe gestottert, ich war ein ganz schwerer Stotterer, ich habe überhaupt nicht mehr richtig sprechen können“ (ebd., S. 154).

Körper und Geist finden angesichts derartiger Überlastungen keine Wege mehr, sich kontrolliert oder gar unbefangen auszudrücken. Auch wenn sie nicht zu denen gehörten, die selbst verletzt wurden, so mussten damals doch viele Heranwachsende im jungen und jüngsten Lebensalter selbst schockiert miterleben, wie ein alle emotionale Verarbeitungsfähigkeit überrennender Schock andere Menschen zu Maschinenwesen zu reduzieren schien:

„Ich werde nie diese Frau vergessen: Die hatte wahrscheinlich Phosphor auf ihr Gesicht gekriegt, auf die eine Seite, die ganze eine Seite war weggebrannt – wie in einem Schaubild für Medizinstudenten konnte man die Zähne sehen. Die Wange war weg, man sah den Knochen, man sah die Zähne und den Kiefer. Wie für Lehrzwecke. Auf der anderen Seite war noch alles da. Das eine Auge war weggebrannt, aber das andere Auge funktionierte offenbar. Und die hatte, als wenn überhaupt nichts ist, ein Kind auf dem Arm. Das trug sie so halb auf ihrem Bauch, in dem offenbar noch ein Kind war. Und sie ging da, ohne Geschrei, einfach so herum und suchte etwas für ihr Kind. Ganz surrealistisch, wenn ich es von heute aus betrachte, wie ein Picasso-Bild“ (Wolf Biermann über seine Erlebnisse als damals Sechseinhalbjähriger, während der Bombenangriffe auf Hamburg im Sommer 1943).

Selbst wenn man auch Kindern mit einiger Berechtigung bedeutende Resilienzpotentiale, sprich Fähigkeiten, schwer belastende Erfahrungen aus sich selbst heraus zu bewältigen (vgl. hierzu Fooko, I.; Zinnecker, J. (2007)), zuschreibt, so stellten derartige Erlebnisse doch häufig eine massive Beeinträchtigung einer gesunden Ausbildung kindlichen Urvertrauens dar.

Als solche zogen Erlebnisse, wie die oben beschriebenen, in vielen Fällen lebenslang anhaltende psychische, psychosoziale und physische Konsequenzen nach sich. Trotz aller bereits vorangegangenen Kriegsbelastungen, wurde durch die miterlebten Bom-

ben Angriffe häufig, biographisch gesehen über Nacht, aus einer Verlässlichkeit vermittelnden Umwelt ein Bedrohungsszenario, welches nur noch eines vermittelte:

„Eine Kindheitsangst, die so groß und so mächtig ist, daß man sie nie mehr verliert“ (Dieter Forte, zitiert nach ebd., S. 156, vgl. zu den Folgen exemplarisch ebd., S. 160ff.).

Wenngleich nicht jedes „Kriegskind“ sein Leben nach dieser Erfahrung rückblickend als „zerstört“ (Dieter Forte, zitiert nach ebd., S. 163) betrachtet, so teilen doch viele ein biographisches Trennungsbewusstsein, wie es der 1929 geborene Walter Kempowski beschrieben hat:

„Von heute aus gesehen glaube ich, daß damit eigentlich meine Kindheit beendet war, es hat einen Schnitt gegeben“ (zitiert nach ebd., S. 189).

Nicht zuletzt auch die Beobachtung der, zumeist von „KZ-Häftlingen“ zu bewältigenden, Beseitigung der Folgen des Bombenangriffes verlief für viele damals Heranwachsende traumatisierend:

„Wahllos lagen die Opfer durch- und übereinander. Frauen, Kinder, Männer. Wenn der Wagen vollgeladen war, zuckelte das Pferd mit seiner schrecklichen Ladung ab. Arme, Beine, Köpfe baumelten herab. Kein Mensch achtete darauf. Auch nicht, ob ein Körper entblößt dalag. Gefangene, meist Russen, und Ostarbeiter schichteten inzwischen die Leichen auf einen Haufen. Ein nicht abreißender Zug von Pferdefuhrwerken ging in alle Richtungen. Die Wagen kamen leer zurück, um erneut beladen zu werden. Und das Tag für Tag. Die Arbeit war grausig, entsetzlich. Der Anblick der Toten, in unzähligen Mengen zu Haufen aufgetürmt, teilweise stark verwest, teilweise mit gräßlichen Verstümmelungen, war unerträglich“ (Augenzeugenbericht, zitiert nach Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (1960), S. 327).

Die übergreifenden Folgen des Erlebens wiederkehrender Bombardements für das menschliche Bewusstsein veranschaulicht ein Bericht aus Berlin:

„In Berlin... zieht eine fremde Leblosigkeit ein, es erstarrt und versteinert. >An einem dieser unbeschreiblichen Tage<, denen nach einer Angriffsnacht, >ging ich durch die Uhlandstraße. Die Menschen kauerten zwischen ihren geretteten Möbelstücken und Habseligkeiten in Schnee und Regen. Manche schliefen stehend, indem sie sich irgendwo anlehnten. Sie waren erstarrt in stumpfer Trostlosigkeit und blickten teilnahmslos auf die Überreste ihrer Häuser, aus deren Kellern die Flammen schlugen.< Der Kurfürstendamm wimmelt von Personen, >dunkle, umrißlose Gebilde, die vorsichtig die Hände ausstrecken, um ihren Weg zu finden. Du erschrickst, wenn jemand lacht.< Durch Berlin geht man wie auf dem Meeresboden. Überall Wracks und leblos treibende Körper. Auf dies Zwischenreich ist in der Nachkriegszeit der Begriff der >Emotionslähmung< zugeschnitten worden. Der Strom der Empfindungen stockt, weil die Seele ihn nicht behaushalten kann. Sie verkrustet, und diese Partie wird taub. Der Betrieb geht weiter, der nächste Schritt wird getan, ein Bündel geschnürt, gut wären dazu ein Tuch und ein Karren“ (Friedrich, J. (2004), S. 370).⁴⁰⁷

⁴⁰⁷ Die Arbeit Jörg Friedrichs stellt eine umfassende Chronik des Bombenkrieges in Deutschland dar, die allerdings historisch kaum Neues zu bieten hat. Sie beinhaltet insbesondere eine Vielzahl von individuellen Augenzeugenberichten (vgl. ebd., S. 370ff.), die zusammengekommen ein eindrückliches Bild der Schrecken dieser Tage und Nächte vermitteln, wenngleich ihre fehlende

Besonders betroffen von den Erfahrungen jener Bombennächte waren die zeitgenössischen Kinder, die diesem Schrecken ohnmächtig und gänzlich unvorbereitet ausgesetzt waren (vgl. exemplarisch die Berichte bei Lorenz, H. (2005), S. 95ff.).⁴⁰⁸ Für unzählige junge Kinder bedeuteten ihre ersten Begegnungen mit den Bombenangriffen oder deren unmittelbaren Folgen eine hochgradige psychische Überlastung (vgl. exemplarisch Zeppelin, I. v. (2006), S. 15). Erschwerend kam hinzu, dass auch viele junge Angehörige der deutschen Mehrheitsgesellschaft in den letzten Kriegsjahren einer sequentiellen Traumatisierung ausgesetzt waren, in deren Verlauf sich unterschiedliche und sich häufig wiederholende traumatische Erlebnisse gegenseitig kumulativ verstärken konnten. Darüber, wie viel einzelne junge Menschen in diesem Kriegskontext erdulden mussten, berichtet der Psychoanalytiker Helmut Radebold exemplarisch anhand der Biographie der mittlerweile durch Suizid verstorbenen Hannelore Kohl (1933-2001):

„Schon am 21. Dezember 1940 trägt die Mutter den 27. Fliegeralarm in ihr Tagebuch ein, das bedeutet zunächst nur vorüberziehende englische Flugzeuge. Am 20. Oktober 1943 erlebt Leipzig den ersten schweren Angriff, im Dezember fällt dann ein Bombenteppich auf die Stadt... Hannelore weint bitterlich und ist tagelang nicht zu beruhigen (am Ende verzeichnet das Tagebuch der Mutter 276 mal Bombenalarm!). Mit zwölf Jahren flüchtet die Mutter 1945 mit Hannelore aus ihrem Evakuierungsort in Thüringen zu Fuß mit einem Handkarren. Dreimal werden sie unterwegs von Soldaten der Roten Armee überrollt. Wahrscheinlich erlitt sie eine russische Massenvergewaltigung. Im Chaos der Flucht stürzt sie eines Tages und zieht sich Absplinterungen der Brustwirbel zu. Diese Verletzungen werden ihr viele Jahrzehnte lang zu schaffen machen. >Einmal haben sie mich wie einen Zementsack aus dem Fenster geworfen<, >zweimal war ich in brennendem Asphalt eingeschlossen< (später kommentiert sie dazu >diese schrecklichen Ängste werden wohl nie mehr aus mir herausgehen<). Nach weiterer langer Flucht erreichen sie den Geburtsort des Vaters. Das als neues Zuhause erhoffte Elternhaus wurde jedoch von Bomben zerstört. Jetzt ist Hannelore ein

Kennzeichnung (unklar bleibt meist, „wer wann wo in welchem Zusammenhang gesprochen hat“ (Welzer, H. (2008), S. 84)) ihren Quellenwert reduziert. Friedrich wurde für verschiedene Aspekte seiner Darstellung von unterschiedlichen Wissenschaftlern kritisiert (vgl. die Aufsatzsammlung von Kettenacker, L. (2003)). Die wichtigsten Kritikpunkte waren hierbei, Friedrich stelle historische Zusammenhänge (z.B. die Intentionen, welche die alliierten Bomber mit ihren Angriffen verbanden) nicht korrekt bzw. einseitig dar und verwende überdies eine Terminologie, welche geeignet sei, den Bombenkrieg semantisch in die Nähe des nationalsozialistischen Völkermordes zu stellen (tatsächlich benutzt Friedrich häufig Begriffe wie „vergast“, „Gastod“ oder „Vernichtung“, ohne deren Bezug zum Geschehen des Holocaust deutlich zu machen). Mir scheint die Schwierigkeit der Friedrichschen Publikation tatsächlich vor allem im sprachlichen Bereich zu liegen. Im Bestreben, die materielle, physische und psychische Zerstörungskraft der alliierten Bombenangriffe zu vermitteln, benutzt Friedrich Termini, die fest mit der Beschreibung des Holocaust verbunden sind. Diese Begriffswahl, sowie die inhaltliche Darstellung, welche sich auf das Erleben der deutschen Gesellschaft fokussiert und sowohl gleichzeitig ablaufende Prozesse (Judenverfolgung etc.) als auch moralisch relevante Vorbedingungen (die deutschen Kriegsverbrechen) weitgehend außer Acht lässt, bergen unzweifelhaft einigen Anlass zur Diskussion (vgl. in diesem Sinne auch Welzer, H. (2008), S. 84).

⁴⁰⁸ Zum Thema Kindheit während des Zweiten Weltkrieges vgl. allgemein Johansen, E.M. (1986), S. 133ff. sowie Stargardt, N. (2006).

sehr stilles, unterernährtes und von manchen in der Verwandtschaft ihres Vaters bloß geduldetes und dazu in der Schule gehänseltes Kind. Die Mutter hat große Anpassungsprobleme, und der Vater findet bis 1951 nur immer als >Gelegenheitsarbeiter< Beschäftigung. Mit 19 Jahren verliert sie ihren Vater“ (ders. (2005b), S. 18).

Die vielfältigen psychischen und physischen Verletzungen, welche Kinder in diesen Schrecken des Zweiten Weltkrieges direkt oder indirekt (etwa durch den Verlust geliebter Menschen und damit oftmals des Vertrauens in eine verlässliche Struktur der eigenen Lebenswelt) erfahren haben, sowie die daraus resultierenden und nachhaltig wirksamen Traumatisierungen (von denen einige sich erst während der letzten Jahre im hohen Alter der Zeitzeugen unüberhörbar gemeldet haben) sind erst seit einigen Jahren und bis heute in unzureichendem Maße wissenschaftlich erforscht (vgl. Radebold, H. (2005a), S. 17f. sowie ders. (2005b), S. 11 und S. 17ff.).

Dass diese Erfahrungen ihre biographischen Spuren hinterlassen haben, lassen schon wenige stellvertretende Beispiele erkennen (vgl. Heinritz, Ch. (1985), S. 14ff.).⁴⁰⁹ So berichtet etwa der Sänger Udo Jürgens:

„>Ich habe seit meiner Kindheit unter schrecklichen Alpträumen gelitten... Ich durchlebte ständige Verfolgungsjagden und bin in meinen Träumen bestimmt 1000 mal erschossen worden... Als Zehnjähriger musste ich zusehen, wie volltrunkene Besatzungstruppen auf dem Hof meiner Verwandten in Lüneburg Frauen vergewaltigten und Männer erschossen. Und während meiner Zeit bei der Hitler-Jugend schlug mich ein Vorgesetzter einmal so hart nieder, dass er das Trommelfell meines linken Ohres zerstörte. Bis heute habe ich einen Hörfehler. Seither war unglaubliches Gewühle in meiner Seele... Ich war als Kind ein Bild des Jammers, ich war ängstlich, war schlecht im Sport und ständig krank. Erst seit zwei Jahren kann ich ohne Hilfsmittel einschlafen. Es scheint, als sei mein Innerstes erst jetzt endlich zur Ruhe gekommen.<“ (zitiert nach Radebold, H. (2005a), S. 18).

Psychologen haben festgestellt, dass die krankmachende Wirkung derartiger Erfahrungen oftmals erst in späten Lebensabschnitten eintritt (vgl. Müller-Hohagen, J. (2005), Radebold, H. (2005a), ders. (2005b), S. 61ff. sowie aus Sicht der Biographieforschung Rosenthal, G. (1990)). Oder aber diese Erfahrungen belasten die Zeitzeugen über ihr gesamtes Leben hinweg, wie der Schriftsteller Peter Härtling es beschreibt:

⁴⁰⁹ Das Potential, durch die unterschiedlichen Auswirkungen des Krieges belastende oder gar traumatische Erfahrungen zu machen sowie einige psychische und physische Folgen daraus, lassen sich m.E. verallgemeinern, auf diese soll oben knapp eingegangen werden. Den Versuch, daraus die Existenz einer „Generation der Kriegskinder“ abzuleiten, halte ich wie Ulrike Jureit (vgl. dies. (2006a), S. 49ff.) für fragwürdig, da dies eher einer nachträglichen „Vergemeinschaftung“ als einem tatsächlichen damaligen Bewusstsein der um 1945 Heranwachsenden entspräche. Hinzu kommt, dass eine solche Zuschreibung auch zu theoretischen Folgeproblemen führen würde, schließlich werden viele dieser Kriegskinder bereits der „Generation der 68er“ zugerechnet (vgl. ebd., S. 52).

„Der Krieg wird nie aufhören. Ich weiß es. Sieben Jahrzehnte meines Lebens haben es mich gelehrt. Vor meinen Kindern und Enkeln behielt ich diese Erkenntnis für mich. Als sie noch klein waren, erschienen ihnen meine gelegentlichen Hinweise auf die Not, das Elend meiner Kriegsjahre unendlich weit hergeholt. Auf jeden Fall didaktisch übertrieben. Jetzt sind sie längst im Beruf, kommen viel herum, fragen, die Bilder von Flüchtlingskindern in Afghanistan, Bosnien und Albanien vor Augen, nach dem Kind, das ich gewesen bin. Mein Krieg macht mich verspätet zum Zeugen. Die Alpträume kehren wieder“ (ders. (2003a), S. 10).

Die potentielle biographische Bedeutung erlebter Kriegstraumata hat der 1934 in Köln geborene Zeitzeuge Heinz G. Hahns in Erinnerung an einen damaligen Jugendfreund angedeutet:

„Man könne ja nicht wissen, wie lange so ein Krieg über sein Ende hinaus dauert, pflegte Albert zu sagen“ (zitiert nach Lipp, Ch. (1992), S. 71).

Auf die vielfältigen psychischen, psychosozialen und psychosomatischen Symptome, welche durch derartige kriegsbedingte Traumatisierungen bei den betreffenden Zeitzeugen im Verlauf ihrer Biographie auftreten können bzw. bisher erkannt worden sind, kann hier nicht detailliert eingegangen werden (vgl. hierzu Radebold, H. (2005b), zusammenfassend ebd., S. 24ff. sowie die Skizzen zu neueren Forschungsvorhaben in Ewers, H.-H.; Mikota, J.; Reulecke, J.; Zinnecker, J. (2006) und in Fooker, I.; Heuft, G.; Radebold, H. (2006a), zur transgenerationalen Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten vgl. die Beiträge in Bohleber, W.; Radebold, H.; Zinnecker, J. (2008b)).⁴¹⁰ Diese neueren Forschungsvorhaben scharen sich inhaltlich clusterartig um die Bereiche: erlebte Bombardements, Abwesenheit bzw. beeinträchtigte oder stark verzögerte Rückkehr des Vaters sowie Erfahrungen von Flucht und Vertreibung.⁴¹¹ Demgegenüber bleiben andere Aspekte von Kriegskindheiten, wie das Schicksal der so genann-

⁴¹⁰ Die gegenwärtig ergiebigsten deskriptiven Sammlungen der während des Zweiten Weltkrieges Heranwachsenden stammen, auf das Schicksal deutscher Betroffener bezogen, von Dörr, M. (2007) sowie auf das Schicksal der Betroffenen aus den verschiedenen kriegsführenden Nationen bezogen von Werner, E.E. (2001) und Stargardt, N. (2006). In diesen Arbeiten finden sich unzählige und überwiegend erhellend kommentierte Erfahrungsberichte Betroffener, die sich zu einem vielschichtigen Gesamtbild des belastenden Erfahrungspotentials des Zweiten Weltkrieges auf eine sich damals vollziehende Sozialisation Heranwachsender ergänzen.

⁴¹¹ In bezeichnender Weise resümiert Mathilde Jamin bezüglich der Berichte, welche sie in den Monaten der Jahrtausendwende für die Ausstellung „Maikäfer flieg“ im Essener Ruhrlandmuseum von Zeitzeugen über deren Kindheitserinnerungen an den Bombenkrieg gesammelt hat, dies sei ein „bis dahin offensichtlich noch wenig beleuchtetes Thema der Erfahrungsgeschichte des 20. Jahrhunderts“ (dies. (2006), S. 20), welches sich vor allem durch folgende Verarbeitungsstrukturen auszeichne: „Die... Berichte sprechen dafür, dass eine große Zahl ehemaliger Kriegskinder in den bombardierten Gebieten Erfahrungen machte, die heute zum sofortigen Verdacht auf Traumatisierung und zu einer entsprechenden psychologischen Behandlung führen würden. Der Bombenkrieg spielte in vielen Erinnerungen eine zentrale Rolle; in anderen standen die Trennung vom Vater, die Evakuierung oder die Flucht bei Kriegsende im Mittelpunkt. Eindrucksvoll sind die oft beiläufig erwähnten, bis heute vorhandenen Nachwirkungen“ (ebd., S. 27).

ten „Wolfskinder“⁴¹², die vor und nach Kriegsende von ihren Angehörigen getrennt wurden und auf sich gestellt um ihr Überleben kämpfen mussten, oder die Belastungen, welche Kinder deutscher Wehrmachtsangehöriger in den vormals besetzten Gebieten nach 1945 erdulden mussten⁴¹³, noch immer weitgehend unberücksichtigt (be-

⁴¹² Am extremsten betrafen die, aus dieser Situation resultierenden, massiven Entwicklungs Herausforderungen diejenigen Kinder und Jugendlichen, die auf der Flucht aus den Ostgebieten oder in den zerbombten Städten ihre Angehörigen zeitweise oder dauerhaft verloren hatten (vgl. Mittermaier, H. (2002), Schmidt, W. (2006), Hartl, P. (2007), S. 187ff. sowie exemplarisch Jacobs, I. (2010)). Als so genannte „Wolfskinder“ irrten sie mitunter Tage, Wochen oder Monate auf sich allein gestellt umher, auf der verzweifelten Suche nach Verpflegung, nach einer schützenden Behausung und nach erwachsenen Vertrauenspersonen. Ihr Schicksal ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten, aus sozialisationstheoretischer, wie aus biographischer Perspektive sind ihre Erfahrungen bisher kaum analysiert worden. Schon aus quantitativer Sicht wären ihre Erlebnisse jedoch als relevant anzusehen, schließlich waren etwa 300.000 Kinder betroffen (vgl. Mittermaier, K. (2002), S. 64). Die biographische Belastung, welche aus dieser Kindheitserfahrung resultierte, prägte die meisten der Betroffenen bis ins hohe Alter. So berichtet etwa Hans-Burkhard Sumowski, der als achtjähriger Junge die sowjetische Invasion in Ostpreußen überlebte, während seine Mutter, seine Großeltern und sein Bruder starben, über die Gefühle, welche er über 60 Jahre nach diesen Erlebnissen, empfindet: „Noch heute sehe ich alles, was ich erlebte, mit den Augen von damals. Ich bin immer noch der Junge, der versucht, am Leben zu bleiben, ganz auf sich allein gestellt, ohne Familie“ (ders. (2009), S. 9). Diese Kinder mussten, um zu überleben, über Nacht erwachsen werden (vgl. ebd., S. 136). Die nötige Zeit und unterstützende Umwelt, um den entsprechenden Reifungsprozess vollziehen zu können, haben sie nie gehabt.

⁴¹³ Das Schicksal hunderter so genannter „Wehrmachtskinder“, welche deutsche Soldaten in den besetzten Gebieten mit Frauen der dortigen Bevölkerung gezeugt hatten (vgl. Drolshagen, E.D. (2005) und (2006) zu Norwegen sowie Picaper, J.-P. (2005) zu Frankreich) ist bis heute allgemein und insbesondere aus sozialisationstheoretischer Sicht viel zu wenig erforscht. Viele von ihnen erlebten aggressive Ausgrenzung und gegen sich gerichtete Gewalt innerhalb ihrer Heimatgesellschaft, welche bis in die eigene Familie hinein reichen konnten (vgl. Drolshagen, E.D. (2005), S. 36). Gegen diese wurden manche von ihnen von ihren Müttern unterstützt, andere erlebten jedoch auch von diesen Feindseligkeit oder emotionale Kälte (vgl. ebd., S. 118f.). Insbesondere für letztere ergab sich eine Wahrnehmung ihrer Sozialisationsumwelt, welche von Gefühlen der Schutzlosigkeit gegenüber einer feindlichen Umwelt geprägt war. Die meisten dieser „Wehrmachtskinder“ konnten nur fragile Identitäten ausbilden bzw. waren, aufgrund der Tatsache, dass in ihren eigenen Familien oftmals über „ihre Herkunft... beharrlich geschwiegen und gelogen wurde“ (ebd., S. 15; vgl. auch ebd., S. 22ff.), mitunter ein Leben lang auf der Suche nach einer familiären Basis derselben.

In vielen Fällen wurde ihnen „die >deutsche Identität<“, von der sie selbst häufig nichts geahnt hatten, „durch... Beschimpfungen aufgedrängt... Das zwang sie, sich als Jugendliche und junge Erwachsene mit der >Schuld der Väter< auseinanderzusetzen, eine Bürde, die sie mit der deutschen Nachkriegsgeneration teilten. (...) Aber im Gegensatz zur deutschen Kindergeneration, die diese Probleme kollektiv angehen konnte (und anging), waren die Wehrmachtskinder in ihrer völligen Isolation mit diesen seelischen und intellektuellen Belastungen völlig allein gelassen“ (ebd., S. 15f.). Die Meisten von ihnen erlebten in ihrer näheren und weiteren Umwelt Stigmatisierungen von mitunter traumatisierendem Belastungspotential (vgl. ebd., S. 94ff., dies. (1998) sowie Picaper, J.-P. (2005), S. 373ff.). mussten viele von ihnen in ihrem näheren Umfeld jahrzehntelange Missachtung und psychische und physische Misshandlungen erdulden (vgl. exemplarisch die bedrückenden Fallbeispiele in Picaper, J.-P. (2005), S. 32ff.). Neben den konkreten Belastungen einer gesunden psychosozialen Entwicklung wurde die Ausbildung einer stabilen und selbstbewussten Identität vor allem durch die Erfahrung durchgängiger und umfassender Ablehnung erschwert: „>Was für ein Kind so schrecklich ist, ist nicht so sehr, daß es nicht geliebt wird, auch wenn das natürlich schon wichtig ist, sondern selbst nicht lieben zu können, weil dieses noble Gefühl von den anderen zurückgewiesen wird.<“ (Aussage des betroffenen Daniel, zitiert nach ebd., S. 32). Die Selbstwahrnehmung dieser Kinder war und ist oftmals von Schamgefühlen geprägt, „die man ihnen eingetrichtert hat, weil ihr Vater Deutscher war“ (ebd., S. 46). Ihre mitunter unermüdliche Suche nach ihrem Vater ist somit auch die Suche nach einer neuen, von der vermeintlichen Schande unbelasteten, Identität (vgl. ebd.). In vielen Fällen haben sich, wie bei den Kriegskindern

züglich Letzterem bilden die Beiträge in Fooker, I.; Heuft, G.; Radebold, H. (2006a), S. 149ff. eine erfreuliche Ausnahme, die den Trend aber (noch) nicht widerlegen kann).

Insgesamt sind die Erfahrungen, mit denen damals Heranwachsende während des Zweiten Weltkrieges konfrontiert wurden sowie die Wege, welche sie zur Verarbeitung dieser Erfahrungen gefunden oder nicht gefunden haben, so vielseitig, dass nicht von der Generation der Kriegskinder gesprochen werden kann (vgl. Reulecke, J. (2006), S. 203 sowie Latzel, K. (2006), S. 207ff.). De facto blieben, trotz einiger schwerpunktmäßig vertretener Erfahrungsmuster, „die Kriegserfahrungen der Kinder stark segmentiert – bis hin zum Fall von Geschwistern innerhalb derselben Familie, deren Kriegserfahrungen sehr unterschiedlich verlaufen“ (Reulecke, J. (2006), S. 14) konnten und, im Sinne der Verarbeitung, noch können. Grob vereinfachend müsste zumindest folgende Dreiteilung der Generation (deutscher) Kriegskinder vorgenommen werden:

Während ein Drittel der Kinder direkt und nachhaltig vom Krieg betroffen ist, als belastet bis traumatisiert gelten kann, macht ein zweites Drittel eher indirekte Erfahrung mit dem Kriegsgeschehen (etwa durch Einquartierung Fremder oder durch Hungerphasen im Nachkrieg). Ein letztes Drittel der Kinder schließlich bleibt praktisch ohne einschlägige Kriegserfahrung, lebt mitten im Weltkrieg sozusagen „wie im Frieden“ (ebd.).

Gegenüber dieser Differenzierungsaufforderung soll jedoch auf einige Belastungspotentiale einer Kindheit während des Zweiten Weltkrieges vertiefend hingewiesen werden. Aus rein statistischer Perspektive lassen sich zunächst einmal die folgenden Faktoren als die am häufigsten erlebten Kriegsbelastungen damals Heranwachsender angeben:

„a) abwesender Vater, b) ständige Bombenangriffe, c) Trennung von Mutter und Geschwistern, d) Verlust des Vaters und/oder der Mutter, e) Hunger, Unterernährung, Verarmung, Krankheit, f) Flucht oder Vertreibung, g) Übergriffe von Besatzungssoldaten, h) seelische Verrohung durch Nazi-Erziehung und Krieg“ (Michler, C. (2006), S. 154).

in Deutschland, die psychischen und psychosomatischen Belastungsfolgen im Alter sogar noch deutlich verschärft:

„>... Das Leiden in meinem Innern ist immer noch da. Es ist schwer zu ertragen, ja sogar zerstörerisch, wenn die eigene Herkunft und Identität ein Problem ist. Man kann es nicht oft genug sagen: Für meine unmittelbar betroffene Generation wird dieses Leiden niemals aufhören. Erst die dritte Generation wird vielleicht mehr Abstand zu diesen Dingen gewinnen, denn selbst unsere Kinder, unsere eigenen Kinder, können das alles nicht verstehen.<

In all diesen Jahren hat Michelle wider alle Vernunft, mit einem Gefühl der Verwirrung, ja sogar Scham, das immer noch in ihr gegenwärtig ist, auf einen Brief aus Deutschland gewartet.

>Darin wäre zu lesen gewesen, daß man von meiner Existenz erfahren habe – durch welches Wunder, wäre nicht weiter wichtig gewesen – und daß mein Vater oder seine Familie mich suchten und mich kennenlernen wollten. (...)<“ (ebd., S. 237).

Das große innere Bedürfnis der Betroffenen lässt sich mit den Worten Picapars zusammenfassen: „Die Kriegskinder wollen, daß man ihnen ihre Geburt verzeiht und daß ihr Leben einen Sinn bekommt“ (ebd., S. 447).

Die Liste verweist bereits auf die Tatsache, dass neben den persönlichen Belastungserfahrungen, die Biographie damals Heranwachsender in einer Vielzahl der Fälle auch indirekt, etwa durch die nicht selten traumatischen Prägungen, welche ihre Väter im Kriegseinsatz erfahren hatten, belastet wurde. Was ihre Väter im Krieg erlebt hatten, beeinflusste das Familienleben und somit die psychische Entwicklung tausender Nachkriegskinder in Deutschland. Entweder als Folge einer verrohenden, auf militärischen Befehlsstrukturen aufbauenden Sozialisation und deren ultimativer Zuspitzung im Kriegseinsatz (vgl. Jetter, M. (2004), S. 131ff.) oder aber aufgrund der Überforderungen der eigenen Psyche durch Kriegserlebnisse (vgl. ebd., S. 14f.), war es bedingt, dass unzählige Kriegsväter ihren Kindern mit emotionaler Kälte und mitunter exzessiver psychischer und physischer Gewaltanwendung begegneten (vgl. exemplarisch ebd., S. 7ff. und S. 155ff.). Allgemein konnte ein aus dem Krieg zurückkehrender Vater zur psychischen Belastung für die Heranwachsenden werden, wenn er selbst durch das dort erlebte verstört oder traumatisiert worden war, sich gegenüber seinen Kindern entweder barsch oder apathisch, in beiden Fällen aber abweisend verhielt und, wie in unzähligen Fällen geschehen, über das, was er erlebt oder selbst getan hatte, eisern schwieg, so dass ihnen meist jegliche Erklärungsmöglichkeit für das Verhalten des Vaters fehlte (vgl. exemplarisch Lipp, Ch. (1992), S. 30ff., 40ff., 46ff., 61ff., 77f., 116ff. und 139f. sowie Jetter, M. (2004), S. 8). Die oben skizzierte familiäre Ausgangslage hat Brigitte Schwaiger in ihrem autobiographischen Buch „Lange Abwesenheit“ in bezeichnender Weise an ihren Vater gerichtet, präzisiert:

„Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen“ (ebd., S. 24).

Fast zwangsläufig entwickelten die betroffenen Kinder und Jugendlichen existenzielle Ängste, waren geplagt von Verlassenheitsgefühlen und tiefer Trauer. Die stetige Bedrohung, Unterordnungsforderungen und maßlose Kritik an der eigenen Person führten zudem häufig dazu, dass viele von ihnen nur ein sehr unzureichendes Selbstwertgefühl ausbilden konnten, mitunter gar Selbsthass empfanden. Viele von ihnen entwickelten in der Folge dieser Sozialisationsbedingungen nach 1945 eine überaus fragile Identität. Monika Jetter schreibt über die Beziehung zu ihrem „Kriegsvater“ (sie selbst nennt ihn so):

„Als ich den Mann, den ich immer nur *den* Vater, nie *meinen* Vater nannte, zum ersten Mal weich, beinahe zärtlich erlebte, war er fünfundachtzig und ich siebenundfünfzig Jahre alt. Zweiundvierzig Jahre lang war zwischen uns eine Mauer gewesen“ (dies. (2004), S. 7).

Insgesamt ergaben sich aus der Kriegsteilnahme des Vaters für viele Kinder und Jugendliche damals Traumatisierungen, die noch heute und häufig gerade im höheren

Lebensalter der Betroffenen zu psychischen Belastungen und Erkrankungen führen können (vgl. Jetter, M. (2004), S. 10 sowie Radebold, H.; Reulecke, J.; Schulz, H. (2005), S. 115ff.). Gleichsam wurde aber auch der kriegsbedingte zeitweise oder gänzliche physische Verlust des Vaters von vielen Kindern und Jugendlichen als hochgradig belastend erlebt (vgl. exemplarisch die Aussage Hans-Ulrich Wehlers in Hettling, M.; Torp, C. (2006), S. 18). Zudem konnte die mit diesem Verlust verbundene Zerstörung des sozialen Umfeldes zur erneuten Ursache weiterer psychischer Belastungen für die Heranwachsenden werden (vgl. hierzu exemplarisch Lipp, Ch. (1992), S. 22f., 37f., 43ff., 71ff., 85ff., 145ff., Härtling, P. (2003b) sowie Jetter, M. (2004), S. 11f.; aus Sicht weiblicher Sozialisation und Identitätsbildung vgl. Roberts, U. (2005)).⁴¹⁴

Studien aus dem Bereich der Resilienzforschung haben sich mittlerweile mit der Thematik befasst und diesbezüglich deutliche Folgewirkungen aufgedeckt:

„Das biographische Langzeitecho der kriegsbedingten Vaterlosigkeit hatte eine Reichweite, die in der öffentlichen Diskussion jahrzehntelang nicht zur Kenntnis genommen worden war. (...) (Wir)... fanden... noch 50 Jahre nach Kriegsende bei kriegsbedingtem Fehlen des Vaters ein deutlich erhöhtes Risiko, psychisch/psychosomatisch auf Dauer zu erkranken“ (Franz, M. (2007), S. 102ff.).

Hiervon waren tausende Kinder und Jugendliche während und nach dem Zweiten Weltkrieg betroffen. In einem Projekt des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin wurden vor einiger Zeit die Lebensläufe von Frauen und Männern aus sechs Geburtskohorten zwischen 1920 und 1960 repräsentativ für West- und Ostdeutschland untersucht (vgl. Radebold, H. (2007), S. 148). Im Ergebnis stellte sich heraus, dass bei Männern der Kohorte 1929-1931 die Kernfamilie nur in 38,6% und bei Männern der Kohorte 1939-1941 in 31,5% der Fälle erhalten blieb. Überdies kam es in der ersten Kohorte zu 47,3%, sowie in der zweiten zu 41,9% weitgehend kriegsbedingten Trennungen (vgl. ebd.).

⁴¹⁴ Ein Blick auf die schlichten Zahlen belegt das quantitative Ausmaß der Belastung durch eine vom Nationalsozialismus und dessen Krieg bedingte „Vaterlosigkeit“ in den Monaten und Jahren nach Mai 1945. Im Zweiten Weltkrieg kamen insgesamt 5,3 der über 18 Millionen deutschen Soldaten ums Leben, was einer „Todesquote“ von ungefähr 28 % entspricht (vgl. Radebold, H. (2008a), S. 46). Betroffen vom hier beschriebenen Schicksal war zunächst etwa ein Viertel der Bevölkerung, die 5,3 Millionen gefallenen deutschen Soldaten hinterließen mehr als eine Million Witwen, fast 2,5 Millionen Halbwaisen und etwa 100.000 Vollwaisen (vgl. Niehuss, M. (2001), S. 116, Radebold, H. (2005a), S. 23, ders. (2008), S. 46, sowie Seegers, L. (2007), S. 108). Alles in allem wuchsen in Deutschland etwa 25% der Nachkriegskinder ohne Vater auf (vgl. ebd., sowie Radebold, H. (2007), S. 148). Für ganz Europa wird die Zahl der Halbwaisen aufgrund der Kriegereignisse auf nahezu 20 Millionen geschätzt (vgl. Radebold, H. (2008b), S. 176). Hinzu kamen die Kinder der 2,3 Millionen deutsche Kriegsgefangenen, die sich noch 1947 in den Lagern der westlichen Alliierten befanden sowie der 900.000 in den sowjetischen Lagern. In den „Sonderlagern“, welche die Sowjets in ihrer Besatzungszone, u.a. in den ehemaligen „KZs“ Buchenwald und Sachsenhausen, einrichteten, fanden bis 1950 rund 40.000 der insgesamt 140.000 bis 176.000 Inhaftierten den Tod (vgl. Friesen, A. v. (2006), S. 303).

Die damals Heranwachsenden konnten in unterschiedlichen Entwicklungsphasen von kriegsbedingter Vaterlosigkeit betroffen werden, wodurch sich auch Verschiebungen bezüglich der sozialisationstheoretischen Bedeutung und der psychodynamischen Effekte dieser Belastungserfahrung ergaben (vgl. Hübner-Funk, S. (2006), S. 291ff. sowie Radebold, H. (2008b), S. 176ff.). Als übergreifendes Ergebnis haben allerdings test- und tiefenpsychologisch ausgerichtete Studien unabhängig voneinander und mit hoher Signifikanz eine erhöhte psychogene Beeinträchtigung bei Testpersonen und Patienten ergeben, die im hier beschriebenen Kontext von Vaterlosigkeit betroffen waren (vgl. Radebold, H. (2007), S. 149ff.). Dies galt insbesondere in Fällen, in denen der Vater als Bezugsperson während der ersten prägungssensiblen sechs Lebensjahre abwesend war (vgl. ebd., S. 149).

Der Psychoanalytiker Hartmut Radebold hat kürzlich eine Katamnese studie mit insgesamt 19 Patienten (alle Patienten, die zwischen 1985 und 1997 in seiner Praxis als über 50-Jährige Hilfe suchten) der Jahrgänge 1932-1947 durchgeführt (vgl. ebd., S. 149ff.). Deren Ergebnisse zeigten eindeutig, wie massiv die Erfahrung der kriegsbedingten Vaterlosigkeit und deren Begleitumstände sowohl die Sozialisation damals Heranwachsender als auch diejenige der folgenden Generationen belastet hat:

„Psychodynamisch fehlte diesen Frauen und Männern Schutz, Sicherheit und Geborgenheit in den ersten zehn Lebensjahren (aufgrund väterlicher Abwesenheit bei aktuell ängstlichen, verunsicherten und überforderten Müttern). Dazu bestand eine fehlende bzw. (aufgrund später väterlicher Rückkehr) zu spät einsetzende Triangulierung. Insbesondere den Söhnen mangelte es in der Kindheit wie auch lebenslang an einem Modell ‚Mann‘, von dem sie sich gleichzeitig abgrenzen konnten. Sie waren deutlich überfordert durch familiäre Delegation und Parentifizierung und gefährdet durch die symbiotische Nähe zu ihren Müttern sowie die sich oft anschließende ödipale Verführungssituation. Sie sind weiterhin, offenbar lebenslang, gekennzeichnet durch einen kaum gekannten, nicht zugelassenen, abgewehrten Umgang mit Gefühlen – insbesondere mit Gefühlen von Trauer, Verzweiflung, Kummer, Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein – sowie mit Aggressivität. Dies führte zu entsprechenden Auswirkungen:

- gestörte, verunsicherte oder eingeschränkte (insbesondere männliche) Identität;
- gestörte bis fehlende eigene Väterlichkeit, z.B. Umgang mit den Kindern, insbesondere den Söhnen;
- ebenso fehlte ein Modell für die Partnerschaft (im jüngeren, mittleren und auch höheren Erwachsenenalter)“ (ebd., S. 152).

Während den betroffenen männlichen Heranwachsenden in ihrer Kindheit und Jugendzeit eine geschlechtsspezifische Identifizierungsmöglichkeit fehlte, mussten die Töchter ein entsprechendes Gegenüber für eine „Überkreuz-Identifizierung“ (Radebold, H. (2008b), S. 178) entbehren. Bei denen, die einer anhaltenden Vaterlosigkeit

ausgesetzt waren, kam hingegen oftmals eine erzwungene frühzeitige Eingliederung in die Erwachsenenwelt als potentielle Überforderung hinzu (vgl. Michler, C. (2006), S. 159ff.). Diesen Kindern fehlte weitgehend jenes Moratorium dieser frühen Lebensphase, in welchem unbeschwert und unbefangen wichtige Identitätsmotive experimentell durchgespielt werden können sollten. Ihnen wurde eine „Früherwachsenheit“ (ebd., S. 160) abverlangt, die von der Übernahme zahlreicher Pflichten sowie durch die Parentifizierung durch Mütter gekennzeichnet war, die ihr Kind bewusst oder unbewusst zu ihrem Partner machten, von diesem Unterstützung im Alltag forderten und häufig emotionalen Halt bei ihm suchten (vgl. ebd., vgl. in diesem Sinne auch Schütze, A.; Geulen, D. (1983), S. 31 sowie Roberts, U. (2003), S. 46).

Die hier benannten Sozialisationsbelastungen durch eine nach 1945 erlebte Vaterlosigkeit oder die Konfrontation mit einer schwierigen und wenig entwicklungsförderlichen Vaterfigur sowie deren biographische Folgewirkungen, haben bislang vor allem in ebensolchen „Erinnerungsgemeinschaften“ ihren Niederschlag gefunden. Sie wurden und werden zudem in den unterschiedlichsten Publikationen zum Thema der Nachkriegszeit erwähnt. Systematisch und differenziert wissenschaftlich untersucht wurden sie hingegen bis dato nur in Ansätzen (vgl. Seegers, L. (2007)). Sozialisationstheoretisch stellen sie noch immer weitgehend einen „blinden Fleck“ (ebd., S. 107) dar, den es dringend zu analysieren gälte, um die Bedeutung dieses Aspektes der „Auswirkungen von Kriegstraumata in den Familien und nachfolgenden Generationen“ (ebd., S. 110) genauer bestimmen zu können.

Wie sieht es gegenüber dieser sekundären (gemeint ist die Belastungsabfolge, nicht deren Bedeutung) Kriegsbelastung mit den psychischen und physischen Folgen von Kriegserlebnissen in den Biographien damals selbst *unmittelbar* von diesen betroffener Heranwachsender aus?

Insgesamt haben 14,8 Millionen Menschen, die zwischen 1930 und 1945 geboren wurden und von denen die Mehrzahl noch immer im heutigen Deutschland lebt, ihre Kindheit in den Kriegsjahren verbracht (vgl. Bohleber, W. (2006), S. 51). Viele von ihnen wurden durch Kriegereignisse, wie sie oben angedeutet wurden, traumatisiert oder zumindest in ihrer Entwicklung schwer beeinträchtigt. Der Anteil der stärker oder stark Belasteten unter den damals Heranwachsenden kann auf 20-25% der Gesamtpopulation von Kindern und Jugendlichen geschätzt werden, wobei von weiteren 25-30% weniger schwer geschädigten ausgegangen werden muss (vgl. ebd.). Die sukzessive Stabilisierung und Normalisierung der Lebensverhältnisse in Europa einerseits, sowie die besonderen Bewältigungsaufgaben im Nachkriegsdeutschland andererseits haben nach 1945 dafür gesorgt, dass die psychischen Folgen der Kriegskind-

heiten kaum öffentliche Beachtung fanden. Hinzu kamen die Nachwirkungen einer NS-Erziehung, welche emotionale Härte positiv verklärt hatte. Dies führte dazu, dass auch „die Kinder und Jugendlichen (untereinander) schwiegen... oder... sich ihre abenteuerlichen und auch schrecklichen Erfahrungen in der Regel nur sachlich unter Abspaltung aller Gefühle, d.h. insbesondere von Angst, Verzweiflung, Hilflosigkeit und Verlassensein (erzählten)“ (Radebold, H. (2006a), S. 19). Für Letztere konnten sie meist lange kein Gehör finden, wenn sie derartige „schwache“ Gefühle überhaupt selbst zulassen konnten. Vor allem jenes Anfang der 60er Jahre von Seiten der betroffenen Kriegskinder sowie von der Wissenschaft etablierte, „Bild endgültig überwundener Folgen dieser schon in Kriegs- und Nachkriegszeit erlebten schlimmen Erfahrungen“ (Radebold, H. (2008a), S. 49) führte dazu, dass „jahrzehntelang, fast bis heute nicht mehr in diese Richtung geforscht (wurde)“ (ebd.).

Die Effekte (emotionale Reaktionsmuster, Verhaltensweisen) dieser Erfahrungen wurden von den Betroffenen als zu sich gehörig und damit als selbstverständlich nicht aber als zu bearbeitende Belastungsfolgen verinnerlicht und abgespeichert (vgl. ebd.). Den betroffenen Kriegskindern blieb angesichts einer auf Abhärtung ausgerichteten vorangegangenen NS-Sozialisation sowie einer Umwelt, die nach 1945 zum einen von der überlagernden Sorge ums physische Überleben und bezüglich der jüngsten Vergangenheit überwiegend von psychischen Abwehrreaktionen geprägt war, wenig anderes übrig, als zu „funktionieren“ (vgl. Radebold, H. (2006a), S. 18f.). Diese oftmals nur durch mehrjährige unbewusste Abwehr- und Bewältigungsprozesse ermöglichte Anpassungsleistung war jedoch keineswegs gleichbedeutend mit einer tatsächlichen Verarbeitung und anschließenden Gesundung der Kriegskinder. Dies belegten dann auf traurige Weise die im Alter der Betroffenen auftretenden Belastungsfolgen dieser Kindheitserfahrungen, welche freilich wiederum lange nicht mit ihren wirklichen Ursachen in Verbindung gebracht wurden.

Demgegenüber hat nicht zuletzt die „vergleichsweise neue Erkenntnis“ (Fooker, I.; Heuft, G.; Radebold, H. (2006b), S. 8), „dass... Menschen erst in der Auseinandersetzung mit der Lebensphase des höheren Alters von schmerzhaften Kindheits- und Jugenderinnerungen eingeholt und überwältigt werden“ (ebd.) können, dazu beigetragen, den nur eingeschränkt gelungenen und noch immer anfälligen „intrapsychischen Verarbeitungs- und Anpassungsmechanismen“ (ebd., S. 7) der betroffenen Kriegskinder mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Auf der anderen Seite handelt es sich hierbei um ein Themengebiet, welches seit einiger Zeit, neben einiger öffentlicher Aufmerksamkeit, auch eine hohe Forschungstätigkeit erlebt. Dies belegen eine erhöhte Zahl entsprechender Publikationen (siehe die

oben angegebene Literatur zum Thema) sowie diesbezügliche Kongresse (vgl. den entsprechenden Eröffnungsvortrag von Hartmut Radebold (2006a) in ebd., S. 15ff.). Speziell seit 1999/2000 ist diesbezüglich eine erhöhte Forschungstätigkeit festzustellen (vgl. ebd., S. 19ff.). Neben der Hilfe für Betroffene sprechen gewichtige Erkenntnis- und gesellschaftliche Interessen dafür, derartige Forschungen verstärkt weiter zu betreiben (vgl. ebd., S. 22ff.).

Nach dieser einführenden Einschätzung zum Forschungsstand gilt es, die hier behandelte Thematik etwas näher zu beleuchten. Zunächst zu einer Gegenstandsbestimmung. Von welchen Belastungserfahrungen waren die Kriegskindheiten vorrangig betroffen (vgl. hierzu Radebold, H. (2005a), S. 21ff., ders. (2006a), S. 15ff. sowie ders. (2008), S. 45ff.)?

Neben der bereits beschriebenen Sozialisationsbelastung durch das Erleben von Bombenangriffen sowie durch die vollständige oder emotionale Abwesenheit des Vaters lassen sich folgende belastende Erlebnisse, grob zusammenfassend und die obige Aufzählung erweiternd, als häufigste Belastungserfahrungen der deutschen Kriegskinder des Zweiten Weltkrieges bezeichnen:

- Ständige Bombenangriffe/Ausbombungen und Städtezerstörungen
- Als Jüngere Evakuierungen, sowie als Ältere Kinderlandverschickungen mit den dazugehörigen Trennungen von Mutter und anderen Familienangehörigen
- Flucht vor dem näher rückenden Krieg
- Vertreibung mit späterem Aufwachsen in einer fremden und oftmals feindselig eingestellten Umgebung, sowie häufig begleitet von langfristiger Unterernährung, Verarmung und einem sozialen Abstieg der Eltern
- Mitunter der zum Verlust des Vaters hinzukommende Verlust der Mutter (Status als Vollwaise), weiterer Geschwister oder anderer näherer Familienangehöriger
- Miterleben und eigenes Durchleben passiver und aktiver Gewalterfahrungen wie Verwundungen, Tötungen, Erschießungen, Vergewaltigungen
- Hunger und Unterernährung, mangelhafte Versorgung, mangelhafte Behandlungsmöglichkeiten von Krankheiten und Verletzungen

Hieraus resultierten zentrale gefühlsmäßige leidvolle Erfahrungen in der Kindheit und Jugendzeit der Betroffenen (vgl. Radebold, H. (2008a), S. 49f.):

- Das Erleben weitreichender bis völliger eigener Hilflosigkeit in einer selbst nicht veränderbaren Situation, dabei ohne Schutz, Sicherheit und Geborgenheit zu sein;

- Das Erleben von Verlusten zentraler Bezugspersonen –oft ohne die Möglichkeit des Durchlebens eines Trauerprozesses;
- Das Erleben von Verlust der Wohnung oder des Hauses und der Heimat, wiederum einschließlich entsprechender Geborgenheit und Sicherheit, sowie
- Das Erleben von Gewalt in vielfältiger Form (passiv und – mit der Adoleszenz – auch aktiv als Flakhelfer oder junger Soldat)

Aus diesen Erfahrungen ergaben sich für viele Kriegskinder schwerwiegende Beeinträchtigungen bei der Bewältigung der Aufgaben der eigenen Identitätsentwicklung (vgl. ebd., S. 50ff.; bezüglich der angesprochenen Aufgaben vgl. auch die Ausführungen zur Theorie Eriksons in dieser Arbeit).

Bezüglich der oben angeführten Belastungspotentiale sind einige Ergänzungen und Differenzierungen notwendig. So ist mittlerweile nachgewiesen, dass solche Kriegserfahrungen bereits vorgeburtlich Stress auslösend wirken, und somit die Entwicklung der Kriegskinder pränatal belastend prägen konnten (vgl. Janus, L. (2006)). Das mitunter noch heute vorgebrachte Argument, viele der betroffenen Heranwachsenden seien damals einfach nur zu jung gewesen, um etwas von den Umwälzungen in ihrer Umwelt mitzubekommen, ist damit endgültig widerlegt.⁴¹⁵

Demgegenüber muss die Gesamtpopulation der Kriegskinder des Zweiten Weltkrieges, wie oben bereits angeführt, bezüglich ihres Belastungsgrades in drei Gruppen unterteilt werden, welche je ungefähr ein Drittel ausmachen und sich nach „nicht betroffen“ (ca. 40%), „teilweise betroffen“ (ca. 30%) und „voll betroffen“ (ca. 30%) differenzieren lassen (vgl. Radebold, H. (2006a), S. 17 sowie ders. (2008), S. 53f.). Die belastenden Erfahrungen erfolgten zudem meist mehrfach und über einen längeren Zeitraum hinweg. Beides konnte aufgrund von Wiederholungen und fehlenden Entspannungsphasen zu einer kumulativen Steigerung des Belastungspotentials führen. Betroffen waren Heranwachsende in unterschiedlichen Phasen ihrer psychosexuellen und psychosozialen Entwicklung, von der Säuglingszeit über die Kindheit bis hin zur Pubertät, woraus sich je unterschiedliche Folgen für ihre weiterhin ablaufende Ent-

⁴¹⁵ Dennoch stellte der Historiker Reinhardt Koselleck noch 1999 unbeirrt fest, es sei „... völlig klar“, dass die Kriegskinder, als 1940 und danach Geborene, eine Generation darstellten, „die keine Erfahrung hatte von dem, was im Dritten Reich, im Krieg los war, weil sie Babys, großwachsende, schreiende Kleinkinder und dergleichen waren“ (zitiert nach Bohleber, W. (2006), S. 53). Ob hierbei, abgesehen von einer reichlich pathetischen Sprache, lediglich die dringende Notwendigkeit zur interdisziplinären Zusammenarbeit offenkundig wird, oder aber anderweitige Gründe für das scharfe Urteil Kosellecks vorliegen, sei dahingestellt. In jedem Fall wird durch das völlige Fehlen eines Bewusstseins für die Erkenntnisse der modernen psychologischen und pädagogischen Forschung deutlich, welche zur Anführung von Argumentationsketten führt, welche schlicht falsch sind (vgl. diesbezüglich die kritischen Anmerkungen Werner Bohlebers in ebd.).

wicklung ergaben (vgl. Radebold, H. (2006a), S. 16). Von den hierbei gemachten Belastungserfahrungen darf allerdings nicht automatisch auf eine dadurch hervorgerufene Traumatisierung der betroffenen Kriegskinder geschlossen werden: „Diese hing entscheidend davon ab, ob das kindliche Ich ohne Schutz derartigen beschädigenden Einflüssen hilflos ausgeliefert war oder nicht“ (ebd.). Als protektive Faktoren sind heute insbesondere verfügbare und stützende familiäre Bindungspersonen, allen voran eine stabile Mutter-Kind-Beziehung bekannt. Während der Bombenangriffe und in der entbehrungsreichen Nachkriegszeit waren derartige Unterstützungsmuster jedoch eher selten verfügbar (vgl. Radebold, H. (2005a), S. 41ff.). Dass die genannten Belastungserfahrungen bei Kindern, die ihnen ausgesetzt waren, psychische Traumen auslösen konnten und dies in nicht wenigen Fällen im Kontext des Zweiten Weltkrieges getan haben, dies ist hingegen als einer der ersten von der Psychoanalytikerin Anna Freud anhand ihrer Beobachtungen der Reaktionen von Kleinkindern, die in London die Explosionen von deutschen „V2-Raketen“ miterleben mussten, nachgewiesen (vgl. Freud, A.; Burlingham, D. (1980)) und mittlerweile durch zahlreiche psychologische Studien belegt worden (vgl. Bohleber, W. (2006), Leuzinger-Bohleber, M. (2006) sowie Riedesser, P. (2006)). So hat etwa die zwischen 1997 und 2001 durchgeführte erste repräsentative Katamnese studie von Patienten nach einer absolvierten Psychoanalyse oder Langzeittherapie in Deutschland ergeben, dass bei 63% der Interviewten eine schwere Traumatisierung in deren früher Kindheit vorlag (vgl. Leuzinger-Bohleber, M. (2006), S. 64). Von diesen waren wiederum 54% durch Erlebnisse im Kontext des Zweiten Weltkrieges, durch Flucht, Bombardierungen, Hunger, Krankheit, fehlende Väter, depressive Mütter etc. traumatisiert worden (vgl. ebd.). Großangelegte statistische und nicht psychoanalytisch orientierte Untersuchungen haben diese Tendenz bestätigt (vgl. Decker, O.; Brähler, E. (2006) sowie Schneider, G.; Driesch, G.; Kruse, A.; Nehen, H.-G.; Heuft, G. (2006)).

Im Bereich der psychotherapeutischen Diagnostik hat man allerdings erst Mitte der 90er Jahre damit begonnen, sich mit den Traumatisierungen von Säuglingen und Kleinkindern zu befassen und diesbezüglich therapeutische Verfahren zu entwickeln (vgl. Riedesser, P. (2006), S. 42ff.).

Nach einer Verifikation der Ursachen geht es nun darum, die möglichen Folgen näher zu analysieren. Aus der längeren Liste der bisher bekannten psychischen und physischen Effekte der hier aufgeführten Belastungserfahrungen des Zweiten Weltkrieges (die folgenden Ausführungen folgen Radebold, H. (2006a), S. 19ff.; vgl. hierzu ausführlicher auch ders. (2005a), S. 61ff., ders. (2006b), ders. (2008), S. 52ff. sowie die unterschiedlich fokussierenden Beiträge in der oben zum Thema angegebenen Litera-

tur, vor allem jene in Fooker, I.; Heuft, G.; Radebold, H. (2006a), S. 27ff.) sollen daher einige der am häufigsten auftretenden aufgeführt werden:

- Anhaltende partielle oder vollständige posttraumatische Belastungsstörungen (d.h. damalige akute Störungen zeigten häufiger einen chronischen Verlauf und gingen zu einem gewissen Teil in eine andauernde Persönlichkeitsveränderung über);
- Angst- und Panikzustände;
- Leichtere bis mittelschwere depressive Syndrome (wobei testpsychologisch nachgewiesene psychische Müdigkeit im Sinne einer schnellen psychischen Erschöpfung als Vorstufe angesehen werden kann);
- Ich-syntone (d.h. als selbstverständlich zu einem gehörend angesehene) Verhaltensweisen wie Sparsamkeit, mangelnde Fürsorge für sich selbst (mangelnde Vorsorgeuntersuchungen, ungenügende Krankheitsbehandlungen sowie Rehabilitationsmaßnahmen, Verwöhnung, Körperpflege etc.), vorausplanen/sich absichern, übernehmen von Verantwortung, altruistische Einstellung, vorsichtig/skeptische Einstellung gegenüber der Umwelt, leben und reisen mit ‚kleinem Gepäck‘, immer aufbruchbereit sein etc.;
- Beziehungs- und Bindungsstörungen;
- Eine verunsicherte bzw. eingeschränkte psychische und psychosoziale Funktionsfähigkeit ebenso wie eine eingeschränkte psychosoziale Lebensqualität;
- Zusätzlich besteht der Verdacht, dass koronare Herz-Krankheiten (KHK) durch entsprechende Kriegskindheitserfahrungen – hier verstanden als Ausdruck eines chronischen pathologischen Stresses – bedingt sein könnten;
- Intergenerational lassen sich zudem beobachten: Weitergabe dieser ich-syntonen Verhaltensweisen als Erziehungsnormen; Zurverfügungstellung einer materiell gesicherten und damit befriedigenden Umwelt bei geringer Ansprechbarkeit für ‚alltägliche‘ psychische Entwicklungsschwierigkeiten (in unbewusstem Vergleich zu den eigenen Erfahrungen); psychische Unerreichbarkeit für die eigenen Kinder; ungenügende Information über die diesbezügliche Erfahrungs- und Familiengeschichte.

Wie bereits ausgeführt, kommen diese Folgewirkungen insbesondere im höheren Alter der Betroffenen zum Durchbruch. So treten etwa ab dem 60. Lebensjahr verstärkt und häufiger depressive Syndrome wie auch Angst- und Panikzustände auf, da in dieser Lebensphase andere entlastende oder schlicht durch zeitlichen Aufwand (Arbeit) von einer Reflexion abhaltende Faktoren nach und nach entfallen (vgl. Radebold, H. (2006a), S. 21). Die ich-syntonen Verhaltensweisen, welche in der Nachkriegszeit das

eigene Überleben gesichert hatten und sich danach lange als brauchbar und stabilisierend erwiesen haben, werden im Alter mitunter zum Problem, da sie die Betroffenen daran hindern, in Trauerprozessen ihre Gefühle zulassen zu können, sowie sich hinreichend um den eigenen Körper zu kümmern oder notwendige Hilfe anzunehmen (vgl. ebd., S. 21f.).

Traumatische Erfahrungen im Kindesalter erzeugen im Kind einen inneren Zustand der emotionalen Lähmung und Abstumpfung, durch welchen erstere als Belastungsursache vorübergehend still gestellt und abgekapselt, somit aber auch aus dem Bewusstsein der Betroffenen verdrängt werden (vgl. Bohleber, W. (2006), S. 51). Dies führte bei vielen der betroffenen Kriegskinder dazu, dass sie oft ein Leben lang durch die Folgeeffekte ihrer kriegsbedingten Traumatisierung belastet wurden, ohne sich deren Ursprungs bewusst zu sein bzw. sich diesen bewusst machen zu können. Da die kindliche Reaktion des inneren Rückzugs oftmals dahingehend gedeutet wurde, die Kinder wären von den Ereignissen nicht sonderlich betroffen (vgl. ebd., S. 55), erhielten sie lange keine adäquate Hilfestellung.

Die unterschiedlichen Langzeitfolgen der Kriegstraumatisierungen damals Heranwachsender (vgl. ebd., S. 55ff.) blieben für die Betroffenen somit biographische Begleiter bis ins hohe Alter und werden erst gegenwärtig von den zuständigen Disziplinen (von der Geschichtswissenschaft über die Psychologie bis hin zur Humanmedizin) als bedeutendes Forschungsgebiet erkannt, während ihre Effekte längst auf die Sozialisation und die Identitätsentwicklung der nächsten Generation, der Kinder der Kriegskinder übergegriffen haben (vgl. Leuzinger-Bohleber, M. (2006), S. 63ff., Bohleber, W. (2008), Radebold, H. (2008a+b), S. 53, Zinnecker, J. (2008b) sowie grundlegend Eckstaedt, A. (1989)).

Neben diesen Belastungen einer Kriegskindheit gilt es an dieser Stelle auf eine weitere, zum hier dargestellten Kontext passiver Kriegserlebnisse und deren psychischen und psychosozialen Belastungsfolgen gehörende Thematik einzugehen, welche aus unterschiedlichen Gründen ebenfalls lange zu wenig Forschungsaufmerksamkeit erfahren hat, obgleich eine entsprechende Erfahrung für die betroffenen Mädchen und Frauen zumeist eine hohe biographische Bedeutung hatte. Gemeint sind die Erfahrungen sexueller Gewalt, welche deutsche und europäische Frauen im NS- und Kriegskontext erdulden mussten.

Darüber, was tausende weiblicher „Volksgenossen“ im Kriegskontext während qualvoller Misshandlungen und teils mehrfacher Vergewaltigungen⁴¹⁶ erlebt hatten, konn-

⁴¹⁶ Zu diesem, bis heute mit gesellschaftlichen Tabus versehenen, psychologisch und historisch schwierigen Thema vgl. Schmidt-Harzbach, I. (1984), 52ff.; Grossmann, A. (1995), Johr, B.; San-

ten die betroffenen Mädchen und Frauen aus Scham oder in traumatischer Überforderung meist nur schwer oder gar nicht sprechen. Dies galt insbesondere für die jungen und jüngsten Vergewaltigungsopfer (vgl. Stargardt, N. (2006), S. 374):

„Vierzehnjährige Mädchen, die keine sexuelle Aufklärung erhalten, geschweige denn sexuelle Erfahrung gemacht hatten, fanden keine Worte für das, was geschah, und weder die Schulen noch ihre Familien haben diesen Mädchen und Jungen offenbar geholfen, über ihre Erlebnisse zu sprechen“ (ebd., S. 376).

Als in den restaurativen fünfziger Jahren auch die Regierung den Vergewaltigungsopfern jede Entschädigung für das erlittene Unrecht verweigerte, verloren die Frauen immer mehr und häufig endgültig den Mut, über ihre Erfahrungen zu sprechen (vgl. ebd., S. 376f.).

Studien über die Kurz- und Langzeitfolgen sexueller Viktimisierung erbrachten in den letzten gut dreißig Jahren vielfältige Belege für die schwerwiegenden Folgen eines Vergewaltigungserlebnisses für die Opfer (vgl. Greuel, L. (1992), S. 55ff.):

„Vergewaltigung (stellt) eine Lebenskrise für die betroffenen Frauen (dar), die sowohl akute als auch längerfristige psychosoziale Folgen nach sich zieht. Vergewaltigung muß als Gewaltakt angesehen werden, der die physische und psychische Integrität der Opfer erheblich verletzt. Entsprechend sind posttraumatische Opferreaktionen auf unterschiedlichen Dimensionen des Erlebens und Verhaltens zu registrieren: auf der somatischen, kognitiv-behavioralen und sozialen Ebene“ (ebd., S. 55).

Als kurzfristige Tatfolgen sind sowohl physische Traumata, als auch akute kognitiv-emotionale Stressreaktionen nachzuweisen (vgl. ebd.). Ohne, dass damit die eine Gewalterfahrung durch den Hinweis auf die Härte einer anderen in irgend einer Weise relativiert werden soll, lässt sich konstatieren: Die unterschiedlichen körperlichen Verletzungen, die die Opfer während oder durch (Geschlechtskrankheiten etc.) die Tat erlitten, überschritt in der End- und Nachkriegszeit deutlich jenes Maß, welches wis-

der, H. (2005); sowie die Berichte in Dollinger, H. (1987), S. 312f., Siedler, W.J. (2002), S. 288ff., Hirschmann, A.M. (2006), S. 92ff. und Knabe, H. (2008), S. 51ff. und S. 76ff. – aus biographischer Sicht vgl. die Fallbeschreibungen betroffener Frauen in Rosenthal, G. (1986), S. 126ff., 160ff. Erschwerend kam für die betroffenen Frauen oftmals hinzu, dass die sexuelle Gewalt meist mit einer darüber hinausgehenden massiven physischen Gewaltanwendung gegen die Opfer und ihre Angehörigen (vgl. Knabe, H. (2008), S. 82ff.), zumeist deren Kinder (vgl. ebd., S. 52) oder ältere Familienangehörige, die den jeweiligen Täter bei der Ausführung seines Vorhabens gestört hatten, einherging. Allein von den ungefähr 1,4 Millionen Mädchen und Frauen, die in den deutschen Gebieten jenseits von Oder und Neiße missbraucht wurden, sind 180.000 während oder an den Folgen der Vergewaltigung gestorben (vgl. ebd., S. 56). Von ihren militärischen Führern wurden die sowjetischen Soldaten zunächst kaum an der Ausübung sexueller Gewalt gegen deutsche Frauen gehindert, geschweige denn dafür zur Rechenschaft gezogen (vgl. ebd., S. 72, sowie Merridale, C. (2008), S. 350). Erst ab Herbst 1945 gingen die Kommandanten der Roten Armee daran, die Vergewaltiger einer Bestrafung auszusetzen, die potentiell sogar eine standrechtliche Erschießung des Betroffenen vorsah, wenn sein Opfer bei der Tat ums Leben gekommen war (vgl. Knabe, H. (2008), S. 90). Es gelang jedoch nur selten, die Täter dingfest zu machen. Erst ab dem Sommer 1947 gingen die Sowjets daran, die Disziplin in der Roten Armee wieder herzustellen und erließen auch bezüglich sexueller Übergriffe auf deutsche Frauen einschneidende Befehle (vgl. ebd., S. 91).

senschaftliche Studien in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren feststellten (vgl. zu letzteren ebd., S. 55f.). In der unmittelbaren Nachtatphase wird zudem der psychoaffektive Status der Opfer durch erhebliche Schock- und Ausfallssymptome sowie massives Angsterleben dominiert (vgl. ebd.). Diese kurzfristigen psychischen Symptome dauern in der Regel mehrere Tage bis Wochen an und werden oftmals von psychosomatischen Beschwerden (vor allem gynäkologische, gastrointestinale und Schlafstörungen sowie Kopfschmerzproblematik) begleitet (vgl. ebd.). In den krisentheoretischen Konzepten wird übereinstimmend die Auffassung vertreten, dass „die Phase der akuten Desorganisation eine Dauer von sechs bis acht Wochen im Regelfall nicht überschreitet und spätestens dann die auf Wiederherstellung der intrapsychischen Balance ausgerichteten Reorganisationsprozesse einsetzen“ (ebd., S. 56). Diese Einschätzung geht allerdings von einer verbesserungsbedürftigen aber doch prinzipiell adäquaten Betreuung der betroffenen Frauen in der Nachtatphase sowie von einem Umfeld des Opfers aus, welches im Nahraum empathisch reagiert und darüber hinaus Normalität und Verlässlichkeit als Kontraste zum traumatisierenden Erlebnis bieten kann. Wie sich die zusätzlichen Stressoren, denen die damaligen Opfer in der Kriegs- oder Nachkriegssituation und besonders in der Sowjetischen Besatzungszone ausgesetzt waren⁴¹⁷, auf die Verarbeitung eines Vergewaltigungserleb-

⁴¹⁷ Die Tat betreffend: Nicht nur Angst, sondern die reale Gefahr, immer wieder Opfer einer Vergewaltigung zu werden, das Erleben eigener Schutzlosigkeit auch durch die meist ausbleibende Strafverfolgung der Täter, das grundsätzliche Fehlen von adäquaten Betreuungsangeboten für die Opfer.

Den administrativen Umgang mit der Tat betreffend: Abgesehen von einer in den meisten Fällen ausbleibenden Strafverfolgung der Täter, sahen sich die Opfer vor allem in den östlichen Gebieten Deutschlands seit Ende Februar 1945 mit einer Beurteilung des ihnen widerfahrenen Gewaltaktes nach ideologischen Kriterien konfrontiert (vgl. Bock, G. (1986), S. 438). Keine empathische Betreuung sondern eine nach ethnischen bzw. rassistischen Kriterien unterscheidende Behandlung, wurde ihnen hierbei zuteil (vgl. ebd.). Während bei einer Vergewaltigung durch sowjetische Soldaten eine Abtreibung genehmigt wurde, versagte man den betroffenen Frauen diese im Falle eines sexuellen Missbrauchs durch Westalliierte. Wenn sich eine Betroffene der ersteren Kategorie einer Abtreibung widersetzte, so erfuhr sie das exakte Gegenteil einer empathischen Zuwendung. In diesen Fällen „sollte wenigstens – so das Reichsinnenministerium am 14. März 1945 – ‚die Erfassung rassisch unerwünschter Nachkommenschaft sichergestellt‘ werden, um künftiges Einschreiten zu ermöglichen“ (ebd.). Den betroffenen Frauen aus dieser Gruppe wurde, zusätzlich zur erfahrenen Gewalt an sich, eine Beschämung ihrer Person durch die angebliche „rassische Minderwertigkeit“ ihres Vergewaltigers suggeriert. Überdies sahen sie sich, bewusst oder nicht, im Falle eines „Endsieg“ einer Bedrohung durch ein „künftiges Einschreiten“ seitens des Regimes ausgesetzt, wie es oben angekündigt wurde. Heute weitgehend ausgeblendet ist die Tatsache, dass die entsprechenden Erlasse zwar in vielen Städten Ostdeutschlands vor dem sowjetischen Einmarsch vernichtet, de facto aber häufig noch Monate nach dem endgültigen Sturz des Nationalsozialismus befolgt wurden (vgl. ebd.): „Noch im August 1945 wurden die Schwangeren, die um eine Abtreibung baten, gesondert aufgeführt nach Schwängerung 1. durch Amerikaner und Engländer, 2. durch ihren Ehemann, 3. durch russische Vergewaltigung. Im ersten Fall Abtreibung nur bei Lebensgefahr genehmigt“ (ebd.). Leider ist aus Bocks Angaben nicht ersichtlich, wie diese Beurteilungspraxis regional gehandhabt wurde, die hieraus resultierenden Belastungen für die betroffenen Vergewaltigungsopfer sind allerdings augenscheinlich. Den Frauen wurde nach der erlebten Ge-

nisses auswirkten, dies ist bisher nicht eingehend untersucht worden. Dass sich hieraus allerdings eine beträchtliche Beeinträchtigung des individuellen Bewältigungspotentials ergab, dürfte auf der Hand liegen.

Von besonderer Sozialisationsrelevanz ist diese Thematik auch deshalb, weil damals in wesentlich größerem Umfang junge Mädchen und Frauen, die häufig die Pubertät gerade oder noch nicht erreicht hatten, betroffen waren. Auch darüber, wie sich diese Erlebnisse auf ihre körperliche und sexuelle Entwicklung ausgewirkt haben, fehlen die Erkenntnisse weitgehend. Einige Aufschlüsse über das mögliche Ausmaß des Leidensdrucks geben jetzt die Berichte einiger Zeitzeuginnen, die offen über ihre damaligen Vergewaltigungserfahrungen berichtet haben und deren biographische Folgewirkungen beschreiben (vgl. Jacobs, I. (2008)). Eine damals 13-Jährige berichtet hierbei, wie sie in Folge ihres unbewältigten Vergewaltigungserlebnisses – von ihrer ebenfalls betroffenen Mutter hörte sie nur, sie könne sich das Leben nehmen, „wenn du es nicht mehr aushältst“ (ebd., S. 82) – den Beischlaf mit ihren späteren Ehemännern als immer wiederkehrende Vergewaltigung empfand (vgl. ebd., S. 80). 1997, im Alter von 65 Jahren, erhielt sie die Diagnose Brustkrebs. Diese Erkrankung versteht sie heute als eindeutige Folge des jahrzehntelangen Verdrängungsprozesses und sieht sie gleichsam als „mein Glück“ an, da sie hierdurch zur Aufnahme einer Traumatherapie motiviert worden sei, in welcher ihr die Folgebelastungen des Vergewaltigungserlebnisses und der Tabuisierung dieser traumatischen Erfahrung deutlich wurden und bearbeitet werden konnten.

Die posttraumatischen Langzeitreaktionen von Vergewaltigungsopfern wurden erstmals Ende der siebziger Jahre untersucht (vgl. Greuel, L. (1992), S. 56). In der Folge entstandene Studien zeigten, bei einigen methodischen Divergenzen (vgl. die Aufstellung ebd., S. 58ff.), weitgehenden Konsens in ihren Befunden (vgl. ebd.):

„(1) Die Erfahrung einer sexuell-aggressiven Viktimisierung erweist sich als *hochtraumatisierend*.

walt auch die Entscheidung über einen Schwangerschaftsabbruch nicht selbst überlassen, sie mussten dafür den „richtigen“ Täter vorweisen können.

Die spezifischen Zeitumstände betreffend: Das allgegenwärtige Gewaltszenario, in welchem ständig die Gefahr bestand, die eigene Verletzung bis hin zu einer möglichen Ermordung oder die Angehöriger erdulden zu müssen, das verstärkende Zusammenspiel mit eventuell bereits bestehenden Traumata (etwa aus den Bombardements deutscher Städte oder den Erlebnissen auf der Flucht aus den Ostgebieten resultierend), die Erschwerung durch eine allgemeine psycho-emotionale Belastung durch den anhaltenden oder nach dem verlorenen Krieg und Untergang des Nationalsozialismus sowie durch eine immerwährende physische Unterversorgung und hieraus resultierende körperliche (Erschöpfung etc.) und psychische (Angst um das eigenen Überleben und das der Angehörigen) Folgen, welche eine Verarbeitung des Vergewaltigungserlebnisses zusätzlich beeinträchtigte, da hierfür, angesichts der Notwendigkeit das eigene Überleben zu sichern, schlicht die Aufmerksamkeitsressourcen fehlten. Unglücklicherweise bedeutet Missachtung, selbst wenn sie zur Verdrängung wird, keineswegs das Gleiche, wie die Verarbeitung eines belastenden Erlebnisses. Statt Bewältigung zieht Ersteres meist weitere Symptome nach sich, die das Leben der Betroffenen weiter erschweren.

(2) In der *Initialphase* zeigen die Opfer akute maladaptive Reaktionen auf der somatischen, kognitiv-emotionalen, behavioralen und sozialen Ebene. Dabei überwiegen *Schock- und massive Angstreaktionen sowie verstärktes Erleben von Hilflosigkeit und Kontrollverlust*.

(3) *Innerhalb eines Zeitraums von zwei bis sechs Monaten nach der Tat kommt es zu einer Stabilisierung des psychosozialen Status*. Vereinzelt Befunde indizieren eine linear-inversive Beziehung zwischen emotional-affektiver Konsolidierung und sozialer Adaption.

(4) Nur einem relativ geringen Anteil der Opfer gelingt eine vollständige Tatverarbeitung im Sinne der krisentheoretischen Perspektive. *Die Mehrzahl der vergewaltigten Frauen weist auch noch Jahre später psychische Störungen und Adaptionsschwierigkeiten auf*, die sich... drei Symptomgruppen zuordnen lassen:

Auswirkungen auf Körpergefühl, Identität und Sexualität: Eßstörungen, Körperbewußtseinsstörungen (Ekel, Ablehnung des eigenen Körpers), sexuelle Dysfunktionen, Beeinträchtigungen der Libido und der heterosexuellen Beziehungsfähigkeit, Identitätsprobleme und Selbstwertkrise.

Auswirkungen und Symptome auf der psychischen Ebene: phobische Reaktionen, generalisiertes Angstsyndrom, Alpträume und Schlafstörungen, Depression und Suizidproblematik.

Auswirkungen auf der sozialen Ebene: veränderte Einstellung zu Männern, Beeinträchtigung in der Bewältigung alltäglicher Leistungsanforderungen (Alltagsüberforderung), sozialer Rückzug, Änderung der Lebensgewohnheiten (Wohnungs-, Arbeitswechsel), Änderung des Sozial- und Freizeitverhaltens, insbesondere deutliche Einschränkungen des eigenen Bewegungsspielraums“ (ebd., S. 57).

Resümierend lässt sich diesbezüglich also festhalten:

„Insgesamt sprechen die Befunde für tiefgreifende psychosoziale, chronifizierte Beeinträchtigungen durch eine Verletzung der physischen **und** psychischen Integrität. Viele der berichteten Langzeitsymptome weisen darauf hin, daß die in der Vergewaltigungssituation erlebte Objektivierung des Körpers und die daraus resultierende Depersonalisation zu einer substanziellen Identitäts- und Integritätsverletzung führen“ (ebd.).

Wie bereits angemerkt, sind die besonderen Belastungen der End- und Nachkriegszeit in ihrer Bedeutung für das Bewältigungspotential eines Vergewaltigungserlebnisses durch seine (heranwachsenden) Opfer bislang nicht hinreichend erforscht worden. Die obigen Einschätzungen gehen demgegenüber allerdings von einer zumindest in wesentlichen Ansätzen förderlichen Qualität der Reaktionen aus, welche das soziale Umfeld und die gesellschaftlich zuständigen Instanzen dem Opfer und seinem traumatischen Erlebnis entgegenbringen. Davon konnte in der damaligen Zeit jedoch keine Rede sein. Neben den, bereits angedeuteten, grundsätzlichen Erschwerungen durch zeitspezifische Begleitumstände, wirkte sich eine weitere belastende Problematik hinderlich auf die Verarbeitung des erfahrenen Gewaltaktes aus.

Es handelte sich um die, in obiger Symptomliste als relevant gekennzeichnete (vgl. Punkt 3 der Liste), Unterstützung durch ihre Umwelt, welche für die damaligen Opfer leider oftmals höchst mangelhaft oder mitunter gar gänzlich ausfiel.

Die zeitgenössische deutsche Gesellschaft, über Generationen mit einer konservativen, emanzipationsfeindlichen Geschlechtermoral sozialisiert, welche der Nationalsozialismus propagandistisch auf die Spitze getrieben hatte, bot in weiten Kreisen ein Klima, in dem sie die notwendige Empathie für ihre seelischen Leiden schwerlich finden konnten, wenn sie überhaupt das Selbstbewusstsein (gemeint sind das Bewusstsein für ein entsprechendes Bedürfnis sowie der notwendige Mut, um dieses auch zu artikulieren zu können) aufbrachten, eine entsprechende Aufmerksamkeit einzufordern. Exemplarisch für diese Mentalitätsstruktur standen etwa die öffentlichen Reaktionen, welche die Veröffentlichung des Tagebuches einer damals 30jährigen Berlinerin hervorriefen, in welchem sie über ihre Erfahrungen im sowjetisch besetzten Berlin berichtet hatte. Unter dem bezeichnenden Pseudonym „Anonyma“ hatte sie hierbei auch ausführlich die sexuelle Gewalt geschildert, mit welcher deutsche Frauen bei Vergewaltigungen oder Zwangsprostitution in jenen Tagen ausgesetzt gewesen waren (das Tagebuch wurde 2003 in einer Fassung von Hans Magnus Enzensberger erneut herausgegeben und gerade verfilmt). Noch 1959, beim erstmaligen Erscheinen des Tagebuches, wurde „Anonyma“ vorgehalten, sie habe mit ihrer Veröffentlichung „die ‚Ehre der deutschen Frau‘ in den Dreck gezogen“ (zitiert nach Echterkamp, J. (2008), S. 657).

In der direkten Nachkriegszeit wurden diese sexuellen Gewalttaten zumeist von Opfern, deren Angehörigen sowie weiten Teilen der Gesellschaft tabuisiert (vgl. Reese, D. (2007a), S. 27), wobei einmal mehr „das Empfinden von Scham... die wohl wichtigste Rolle“ (Wolfrum, E. (2006), S. 16) gespielt haben dürfte.

Die betroffenen Frauen mussten mit dem Erlebten meist allein zurechtkommen (vgl. Knabe, H. (2008), S. 93) und ihre Gefühle in sich verbergen. Die psycho-sozialen und psychosomatischen Folgen waren so vorhersehbar wie für die Opfer belastend: „Man ist wie ein Stein“ (Rosenthal, G. (1986), S. 168) beschrieb ein damals 17-jähriges Mädchen diesbezüglich bezeichnend ihre emotionale Lage, nachdem sie von acht russischen Soldaten vergewaltigt wurde.⁴¹⁸

Erschwerend kam oftmals die Haltung der Männer betroffener Frauen hinzu, die sich einerseits den gesellschaftlich verbreiteten moralischen Deutungsmustern anpassten und andererseits mit der eigenen Ohnmacht angesichts der Gewalt, die ihren Frauen angetan worden war, nicht zurechtkamen (vgl. Stargardt, N. (2006), S. 377). Beides

⁴¹⁸ Im Sinne einer ausgeglichenen Darstellung soll hier darauf hingewiesen werden, dass Vergewaltigungen und Gewaltanwendungen gegenüber der deutschen Bevölkerung zwar deutlich öfter durch russische Soldaten verübt wurden, es allerdings ebenfalls von Seiten der westlichen Alliierten zu Exzessen gegenüber der Zivilbevölkerung kam. Ein Beispiel hierfür sind die Übergriffe durch französische Kolonialtruppen nach der Eroberung Tübingens und anderer badischer Städte im April 1945 (vgl. Weber, H. (1986)).

führte dazu, dass nicht wenige von ihnen zu der befremdlichen Auffassung kamen, ihre Frau sei durch den Missbrauch „entehrt“ worden (vgl. Knabe, H. (2008), S. 93) und sie dies auch spüren ließen. Nicht selten wurde den Opfern hierbei offen oder latent eine Mitschuld an der eigenen Vergewaltigung unterstellt. Diese Vorwurfshaltung und das entsprechende Verhalten des sozialen Umfeldes sowie die spürbar ablehnende Haltung innerhalb der Nachkriegsgesellschaft bedeuteten für einige der Opfer eine zusätzliche Belastung, welche sich als sekundäre Viktimisierung definieren lässt (vgl. Greuel, L. (1992), S. 60ff.).

Viktimologische Opferbefragungen haben folgende Verhaltensweisen der Umwelt als bewältigungsförderlich herausgearbeitet:

„(1) daß... [den Opfern] die Tat geglaubt wird, (2) wenn die soziale Umwelt mitfühlend und ohne Vorurteile auf das Bekanntwerden der Tat reagiert, (3) wenn Kontaktpersonen aktiv unterstützend und rücksichtsvoll tätig werden und (4) daß enge Bezugspersonen ihnen vorbehaltlos Trost und Unterstützung spenden können“ (ebd., S. 61).

Als „multiple immediate needs“ der Vergewaltigungsopfer in der Nachtatphase lassen sich vielschichtige Bedürfnisse benennen, die sich auf die Kategorien medizinische Versorgung, soziale Stützung und Schutzangebote, Informationen über die rechtlichen Folgen und Handlungsmöglichkeiten sowie auf psychologische Betreuungsangebote verteilen (vgl. ebd.). Insgesamt sind diesbezüglich „die Reaktionen des informellen Bereichs ebenso bedeutsam wie die der formellen Kontrollinstanzen. Was das informelle Umfeld betrifft, sind insbesondere die Lebenspartner, Familienangehörigen und nahen Bezugspersonen von zentraler Bedeutung“ (ebd.). Wie die obigen Ausführungen verdeutlicht haben, erlebten die meisten der damaligen Opfer keine Reaktion ihrer Umwelt, die den Anforderungen der hier wiedergegebenen Liste gerecht geworden wäre. Dies galt auch für die formellen Instanzen der NS-Zeit, in welcher derartige Gewalttaten der sowjetischen Soldaten zu Propagandazwecken ausgeschlachtet wurden. Zu keiner Zeit in den Wirren der Endphase des Krieges, in denen die meisten Vergewaltigungen vorkamen, riefen sie Empathie, zumeist nicht einmal mehr spezifische Aufmerksamkeit, hervor. Nach Kriegsende legten die sowjetischen Behörden lange keinen Wert darauf, dass die von ihren Soldaten begangenen und ursprünglich von ihren politischen und militärischen Führern als Kriegsmaßnahme proklamierten, Vergewaltigungen deutscher Frauen eine Strafverfolgung nach sich zogen oder ein gesteigertes Interesse (im Sinne eines moralischen Diskurses) der örtlichen deutschen und Weltöffentlichkeit erführen (vgl. Stargardt, N. (2006), S. 373). Im informellen Rahmen des sozialen Umfelds war der erste Punkt der obigen Liste hingegen meist erfüllt, da die sexuellen Übergriffe häufig in aller Öffentlichkeit stattfanden. Hie-

raus resultierten allerdings immer wieder weitere Beschämungen der Opfer, denen bezüglich ihrer Sexualität nicht nur die Selbstbestimmtheit sondern auch die Privatheit dieses Intimbereichs gewaltsam entzogen worden war. Was die weiteren Punkte der Liste anbetrifft, so brachten nur wenige Vertreter des informellen Umfeldes der betroffenen Frauen die geforderten empathischen Reaktionsmuster auf. Vielfach fehlte es an den notwendigen mentalen Ressourcen, dem Bewusstsein für die entsprechenden Notwendigkeiten, teils aber auch am schlichten Willen hierzu. Die diesbezüglichen Mängel der damaligen Gesellschaft und ihrer bürgerlich-normierenden Moralvorstellungen wurde oben bereits ausgeführt. Diese generierte kaum förderliche Reaktionen, bzw. stigmatisierte solche als unnötig und unangebracht und leistete aus Furcht vor öffentlicher Beschämung häufiger einer Vertuschung der Tat Vorschub. Demgegenüber sahen sich alle, die den sexuellen Missbrauch deutscher Frauen durch Angehörige der Roten Armee offen anklagten, immer wieder – und mitunter noch heute – schnell dem Vorwurf ausgesetzt, Relativierungs- und Revanchierbestrebungen zu verfolgen (vgl. Knabe, H. (2008), S. 93f.). Dies mochte – und mag – in Einzelfällen zutreffen, war als Pauschalunterstellung jedoch unhaltbar und äußerst fragwürdig. Zudem verhindern solche Anschuldigungen auch heute noch, dass die damaligen Opfer sexueller Gewalt zumindest nachträglich die empathische Zuwendung erfahren, die sie schon vor über sechzig Jahren benötigt hätten. Insgesamt ist, allein für die sowjetische Zone, von bis zu zwei Millionen vergewaltigter Frauen und Mädchen auszugehen (vgl. Wolfrum, E. (2006), S. 16, Echternkamp, J. (2008), S. 670, Knabe, H. (2008), S. 56 sowie umfassend Naimark, R. (1999), zu den angegebenen Zahlen auch ebd., S. 169f.).⁴¹⁹ Auch in den westlichen Besatzungszonen kam es zu sexuell motivierten Gewalttaten, wenngleich in deutlich geringerem Umfang als in der sowjetischen Zone. Am wenigsten war der amerikanische Machtbereich hiervon betroffen, aus dem für die Zeit zwischen März und Mai 1945 „lediglich“ 1500 bis 2000 Fälle bekannt sind (vgl. Echternkamp, J. (2008), S. 670). Diese Unterschiede lagen auch darin begründet, dass in den westlichen Zonen ein weit höheres Maß an freiwilliger Fraternisierung zwischen deutschen Frauen und den alliierten Besatzern aufkam (vgl. ebd., S. 674).

Die gesellschaftliche und familiäre Tabuisierung dieses Themas – gesprochen wurde darüber als allgemeine Belastung der deutschen Bevölkerung, selten über konkrete

⁴¹⁹ Exaktere Schätzungen gehen davon aus, dass „1,9 Millionen deutsche Frauen am Ende des Krieges Opfer von Massenvergewaltigungen sowjetischer Soldaten wurden“ (Kossert, A. (2008), S. 40). Die überwiegende Mehrzahl ereignete sich in den Vertreibungsgebieten Ostpreußen, Ostbrandenburg, Pommern und Schlesien. Das Ausmaß sexueller Gewalttaten durch Angehörige anderer Militärverbände, etwa durch tschechoslowakische oder polnische Soldaten, ist bis heute ungeklärt (vgl. ebd., sowie ausführlicher Halder, W. (2007)).

Fälle innerhalb der eigenen Familie – führte dazu, dass die betroffenen Frauen ihre traumatischen Erfahrungen zumeist nur verdrängen und abspalten konnten. Informell-vertrauliche, ärztliche oder gar therapeutische Angebote zur Aufarbeitung des Erlebten gab es kaum. In der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR kam zudem noch eine rigide, von politischer Seite vorgegebene, Tabuisierung dieses Themas hinzu (vgl. hierzu exemplarisch den Bericht Monika Marons in Hage, V. (2008), S. 215). Berichte über eigene Erfahrungen sexueller Gewalt fanden hier nicht nur kaum bereitwillige Zuhörer und stießen häufig auf schamhafte Ablehnung sondern konnten für die Betroffenen auch gefährlich werden. Insgesamt ist zu konstatieren, dass die Erfahrungen der meist überaus gewaltsamen und sich wiederholenden sexuellen Übergriffe für viele damals heranwachsende Mädchen und junge Frauen nicht nur schwere körperliche Folgen hatte, sondern vielen von ihnen auch eine normale und gesunde Entwicklung ihrer Sexualität stark erschwerte oder unmöglich machte (vgl. Knabe, H. (2008), S. 83). Aus diesen Erfahrungen resultierte eine Offenbarungsangst und -scham, welche Vergewaltigungsopfer, die damals noch Kinder gewesen waren, noch in Oral History Studien der neunziger Jahre zögern ließ, über ihre Erlebnisse zu sprechen und stattdessen dazu verleitete, in die dritte Person zu verfallen und zu erzählen, was ihren Müttern widerfahren war (vgl. Stargardt, N. (2006), S. 377).

Neben der rasanten Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten, der aufgrund von Medikamentenmangel kaum Einhalt geboten werden konnte, wurden damals zudem viele der betroffenen Frauen in Folge der erlittenen Vergewaltigungen ungewollt schwanger. Da sich in Berlin, wo allein zwischen April und Juni 1945 mindestens 100.000 Frauen und Mädchen zum Teil mehrfach missbraucht worden waren (vgl. Knabe, H. (2008), S. 84), der führende Mann der SED, Walter Ulbricht, gegen eine Lockerung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch ausgesprochen hatte, starben hier jährlich etwa 6000 Betroffene bei missglückten illegalen Abtreibungsversuchen (vgl. ebd., S. 83 sowie Echterkamp, J. (2008), S. 671). Neueren Schätzungen zufolge ließen in den ersten Jahren nach Kriegsende zehn Prozent der zwanzig Millionen Frauen im gebärfähigen Alter eine Abtreibung vornehmen, welche zumeist illegal durchgeführt wurde (vgl. Naimark, R. (1999), S. 158 sowie Echterkamp, J. (2008), S. 671) und nicht selten eine weitere Beschämung oder Stigmatisierung der Frauen nach sich zog. Aus Angst von diesem verlassen zu werden, verschwiegen nicht wenige der betroffenen Frauen ihren Männern auch die Abtreibung (vgl. Echterkamp, J. (2003), S. 188), was eine weitere Zunahme ihrer psychischen Belastung und emotionalen Isolation bedeutete. Frauen, die ihr Kind dennoch zur Welt

brachten, gaben es mitunter an Verwandte, Waisenhäuser oder kirchliche Einrichtungen ab, in welchen „Russenbabys“ aufgenommen wurden (vgl. ebd., S. 189). Über das Schicksal und die weiteren Biographien dieser abgeschobenen Kinder existieren bis heute keine sozialisationstheoretischen Analysen.

Der Erforschung möglicher psychischer Folgen eines damaligen Vergewaltigungserlebnisses hat sich erst in jüngerer Zeit die psychologische, insbesondere die psychoanalytische Forschung angenommen (vgl. Eckstaedt, A. (2001)). Hierbei wurde deutlich, dass auch dieser Aspekt der NS-Herrschaft in seinen Effekten weit über die unmittelbare Nachkriegszeit hinaus wirksam war und ist. Einerseits bedeutete eine Vergewaltigung, von den unmittelbaren physischen Belastungen einmal ganz abgesehen, für viele der Opfer eine tief greifende Verletzung oder gar Zerstörung intimster Bereiche ihrer sexuellen und weiblichen Identität. Hiervon waren vor allem auch junge Frauen und Mädchen betroffen, deren körperliche und psychische Entwicklung noch nicht abgeschlossen war, die aber bevorzugt Opfer sexueller Übergriffe wurden. Die 1924 geborene Zeitzeugin Marie Mulde, die von russischen Soldaten vergewaltigt wurde und der ihr damaliges soziales Umfeld nur die Anforderung „tapfer sein“ zu bieten hatte, berichtet Jahrzehnte später über die biographischen Nachwirkungen dieser Erfahrung von gewaltsamer Überwältigung und persönlicher Ohnmacht (vgl. Rosenthal, G. (1986), S. 144ff.):

„... Dieses Gefühl, also des is' noch in mir existent. Also daß auf der ganzen Welt kein Plätzchen is' wo, wo man sicher is'... Ja... dieses plötzliche Gefühl, so aus der Kindheit rausgerissen sein.“
(zitiert nach ebd., S. 146, vgl. auch Schörken, R. (2005), S. 97).

Gerade das konsequente und bedrohliche Schweigen sowie das damit verbundene Fehlen von Ansprechpartnern trugen dazu bei, dass eine Bewältigung oder gar Verarbeitung meist nicht einmal ansatzweise gelang. Als abgespaltenes Element der eigenen Persönlichkeit blieben diese Erfahrungen aber dennoch wirksam und wurden oftmals an die eigenen Kinder weitergegeben (vgl. Eckstaedt, A. (2001), S. 72ff.). Hieraus resultierende Störungen der psychosexuellen und der Charakterentwicklung lassen sich bisher bereits bis in die dritte Generation nachweisen (vgl. ebd., S. 80). Gegenwärtig erfahren einige bisher vernachlässigte (Kriegskindheiten) oder tabuisierte Aspekte des Zweiten Weltkriegs eine erhöhte Aufmerksamkeit, so auch das Schicksal der damals vergewaltigten Frauen. In diesem Klima melden sich auch einige der Opfer mit der gebotenen Vorsicht – ein öffentliches Interesse ist keineswegs mit empathischer Unterstützung gleichzusetzen – zu Wort. Sie berichten dann zumeist darüber, dass die psychischen Belastungsfolgen der damaligen Erfahrung noch immer virulent sind sowie über das gesellschaftliche Tabu, welches sie über 60 Jahre lang hat

schweigen lassen. Die Preisträgerin des alternativen Nobelpreises des Jahres 2008, Monika Hauser, die sich mit ihrer Organisation medica mondiale weltweit für Frauen einsetzt, die Opfer sexueller Kriegsgewalt geworden sind, hat diesbezüglich berichtet, dass sich nach Bekanntgabe ihrer Preisträgerschaft viele Frauen bei ihr gemeldet haben, die während des Zweiten Weltkrieges vergewaltigt worden waren und offen bekannten, dass sie bis heute nicht darüber sprechen konnten. Zusammen mit dem Psychiater der Universitätsklinik Greifswald, Philipp Kuwert, hat ihre Organisation nun gerade eine Studie ins Leben gerufen, welche das Ziel hat, die heutige psychische Belastung betroffener Frauen zu evaluieren, die damaligen Umstände der Kriegsvergewaltigungen und deren Verarbeitungsmuster zu erfassen und verbesserte Therapieansätze zur Behandlung der traumatischen Spätfolgen zu entwickeln. Kuwert geht hierbei davon aus, dass nicht wenige „Frauen, die in den letzten Kriegstagen und unmittelbar danach vergewaltigt wurden oder sexuelle Massenübergriffe durch die Sieger erlebten,... oft bis heute an den traumatischen Folgen der Erlebnisse (leiden). Vielen ist nicht einmal bewusst, dass ihre Psyche bis heute leidet und manch quälende Erkrankung dort ihre Wurzeln hat“⁴²⁰ Die Studie der Universitätsklinik Greifswald und medica mondiale, die regional zunächst auf Vorpommern beschränkt ist und je nach Resonanz auch Mecklenburg-Vorpommern und Berlin-Brandenburg umfassen soll, besitzt auf ihrem Gebiet der systematisch-psychiatrischen Aufarbeitung der durch Vergewaltigungen ausgelösten Traumatisierungen und ihrer Langzeitfolgen noch heute, 60 Jahre nach den betreffenden Geschehnissen (!), Pionierstatus.

Über die geschilderten Folgen einer derartigen sexuellen Gewalterfahrung hinausgehend, stellten die damaligen Vergewaltigungen deutscher Frauen auch einen „psychodynamischen ‚Sprengsatz‘“ (Hübner-Funk, S. (2006), S. 288) bezüglich des Familienlebens der Betroffenen dar. Die 1943 geborene Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin Sibylle Hübner-Funk, die sich in ihren Forschungsarbeiten viel mit den Nachwirkungen einer Sozialisation während der NS-Zeit und des Zweiten Weltkrieges befasst hat (vgl. dies. (2005)), beschreibt die Folgen der Vergewaltigungserfahrung ihrer Mutter auf das gemeinsame Familienleben und, damit zusammenhängend, auch für ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung:

„Meine Mutter (war) ein russisches Vergewaltigungsopfer... und... (vermochte) während ihres ganzen Lebens dieses Trauma nicht abzulegen... Als hoch depressive, meinen Vater und uns Kinder ständig mit Suiziddrohungen ‚disziplinierende‘ Frau, haben die erlittenen Vergewaltigungen sie zur Selbstverachtung getrieben, die sie als drohende Selbstzerstörung ausagiert hat. In der psychoanalytischen Fachliteratur werden die Konsequenzen dieses existenziellen Dauerstresses den

⁴²⁰ zitiert nach: http://www.medizin-aspekte.de/08/11/psychologie/kriegsvergewaltigungsstudie_startet.html

Syndromen der ‚Parentifizierung‘ bzw. ‚Adultifizierung‘ der Kinder zugeschrieben. Welche Folgen die gravierenden Belastungen durch meine Mutter für mein Sozialverhalten im Prozess der Reifung zur Frau gehabt haben, habe ich in den 1980er Jahren schmerzlich erfahren müssen. Erst über die Revolte des Körpers, wie Alice Miller (2005) es nennt, ist mir nach und nach zu Bewusstsein gekommen, dass die ‚Ausbeutung der bedingungslosen Liebe des Kindes‘ (ebd., S. 200) durch solche emotionalen Erpressungen und Manipulationen auch für die zwischenmenschlichen Konfliktlösungsstrategien im Erwachsenenalter Konsequenzen zeitigt“ (Hübner-Funk, S. (2006), S. 288).

Der Bericht Hübner-Funks verdeutlicht, welche massive Folgen eine damalige Vergewaltigung auch auf die Nachkommen der Opfer, die Vertreter der zweiten Generation, haben konnte. Die Psychoanalytikerin Marianne Leuzinger-Bohleber hat in einem Aufsatz, in welchem sie die Erkenntnisse einer auch quantitativ breit aufgestellten Katamnesestudie der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) speziell auf die Belange der Thematik der Folgewirkungen von Krieg und Verfolgung in den Psychoanalysen mit deutschen Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs bezieht (vgl. dies. (2003)), darauf hingewiesen, dass statistisch ein Aufwachsen mit einer depressiv erkrankten Mutter das häufigste pathogene Schicksal traumatisierter Patienten (63 Prozent) innerhalb ihrer Stichprobe (54 Prozent der DPV-Gesamtstichprobe) gewesen sei. Als zentrale Folge einer Sozialisation unter diesen Bedingungen nennt Leuzinger-Bohleber den Verlust des kindlichen „Urvertrauens“ (vgl. ebd., S. 1002). Nun müssen freilich nicht alle diese depressiven Erkrankungen der Mütter auf Vergewaltigungserfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkrieges zurückgehen. Diese Tatsache sollte jedoch nicht davon abhalten, diese mögliche Ursache deutlich ernster zu nehmen als dies bisher geschehen ist. Hier wäre weitere qualitative und quantitative Forschung hilfreich und geboten. Dies gilt allein schon, um den Betroffenen der zweiten Generation die gebührende therapeutische Hilfe zukommen lassen zu können, was bis heute häufig daran scheitert, dass auch bei den zuständigen Therapeuten und anderen Unterstützungsakteuren ein diesbezügliches Bewusstsein für derartige potentielle Zusammenhänge fehlt.

Um auch diese Thematik adäquat (moral-) geschichtlich einzuordnen, ist es an dieser Stelle notwendig, den Erfahrungen der deutschen Opfer jene sexuelle Gewalt gegenüberzustellen, die von Deutschen an weiblichen Angehörigen anderer Nationen direkt oder, nach den Kriterien des Regimes, „fremdrassigen“ Mädchen und Frauen indirekt verübt wurden.

Den Vergewaltigungen deutscher Frauen durch alliierte Soldaten ließen sich sowohl die sexuellen Übergriffe deutscher Soldaten auf einheimische Frauen in den besetzten Gebieten (vgl. Eschebach, I.; Mühlhäuser, R. (2008)), welche den Zweiten Weltkrieg von Beginn an begleiteten (vgl. Böhler, J. (2006), S. 186 und 197ff. für den Po-

lenfeldzug sowie ausführlich für die Zeit danach Beck, B. (2004), zu sexueller Gewalt im Kontext des Russlandfeldzuges vgl. auch Dollinger, H. (1987), S. 107f. sowie neuerdings Mühlhäuser, R. (2010)), als auch die zahlreichen sexuellen Ausbeutungen und Missbräuche gegenüberstellen, welche während der NS-Zeit etwa von „SS-Männern“ an jüdischen Frauen in den „Konzentrationslagern“ (vgl. Naimark, N. (2008), S. 79) sowie insbesondere in den letzten Jahren des „Dritten Reiches“ von deutschen Männern vorwiegend an polnischen Zwangsarbeiterinnen verübt wurden (vgl. Gellately, R. (2004), S. 221ff.). Letztere wurden von „normalen“ deutschen Männern begangen, nicht etwa von Soldaten im Felde oder gar jeder Moral und Humanität entbehrenden SS-Schergen.

Zur Auseinandersetzung mit dem Thema der sexuellen Gewalt als prägender Sozialisationsvariable der letzten Phase des NS-Kontextes gehört neben der Benennung der Schicksale betroffener Frauen in Deutschland sowie in den von der „Wehrmacht“ besetzten Gebieten Europas allerdings auch der Hinweis auf die gezielte sexuelle Ausbeutung weiblicher „KZ-Häftlinge“ im und durch das NS-System.

Die Zwangsprostitution, zu welcher Frauen nach der Eröffnung des ersten Lagerbordells im „KZ“ Mauthausen (später auch in neun weiteren Lagern wie Auschwitz, Buchenwald oder Dachau) vom 11. Juni 1942 an von der „SS“ herangezogen wurden (vgl. Bock, G. (2002), S. 202 sowie Wickert, Ch. (2002)), stellt ein lange tabuisiertes und bis heute wissenschaftlich vernachlässigtes Thema dar. Der Geschlechtsakt zwischen den Zwangsprostituierten und ihren „Freiern“ sollte nach Ansinnen der SS-Führung von einer funktionalen psycho-sozialen Relevanz sein, indem er als Belohnung für „außerordentliche Leistungen“ männlicher Häftlinge eingesetzt würde und somit von Nutzen für die Lager-Ordnung und die Effizienz der ansässigen Rüstungsproduktion wäre. In diesem Kontext wurden die betroffenen Frauen in besonderer, geschlechtsspezifischer Funktion missbraucht. Strukturell stellt dies jedoch einen weiteren Fall der allgemein skrupellosen Ausbeutung der „KZ-Häftlinge“ (es floss auch noch ein guter Teil der „Einnahmen“ der Zwangsprostituierten in die „Reichskasse“), aber auch anderer als „minderwertig“ eingestufte Bevölkerungsgruppen (vgl. die Ausführungen zur Euthanasie in dieser Arbeit) dar. Von struktureller Bedeutung ist diesbezüglich außerdem, dass es sich bei den Zwangsprostituierten und ihren „Freiern“ ausschließlich um nichtjüdische Häftlinge handeln durfte. Um in diesem Maße Opfer der NS-Herrschaft werden zu können, war demnach nicht jenes ausgrenzende Merkmal des „Jüdisch-Seins“ die entscheidende Voraussetzung für die Zumutung schlimmster Qualen. Es traf Frauen, die zwar „gemeinschaftsfremd“, aber nach nationalsozialistischer Definition doch Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ waren. Bei der

Organisation des Vollzuges dieses perfiden „Belohnungssystems“ für ergiebige Arbeitsleistungen wurde die besondere Pervertierung einiger Spezifika der NS-Herrschaft (die penible Organisation, das Nutzen aller erdenklichen Möglichkeiten zur Effizienzsteigerung sowie das selbstgerechte und sich selbst bevorteilende Elitedenken) in der konkreten Machtausübung deutlich:

„Der Geschlechtsakt durfte maximal 20 Minuten dauern und war ausschließlich in der Missionarsstellung zu vollziehen. Damit keine verbotenen Gespräche dabei geführt wurden, ist durch das Guckloch in der nicht verschließbaren Schwingtür die Ausführung observiert worden. Verhütung gab es nicht. Zehn Männer mindestens waren täglich zwischen sechs und acht Uhr abends zu bedienen. (...)... Häftlinge mit außerordentlichen Leistungen durften für zwei Reichsmark Lagergeld einen >Sprungschein< erwerben, mit dem sie einen registrierten Geschlechtsverkehr erwarben. (...)... die... Frauen... [waren] aus besonders schweren Arbeitskommandos mit dem Versprechen gelockt... [worden], nach sechs Monaten Sex-Arbeit entlassen zu werden. Nicht wenige sahen darin eine Überlebenschance. Aber nach einem halben Jahr kamen sie... zurück, zu >Asozialen< heruntergestuft und zu medizinischen Experimenten missbraucht. Zwangsabtreibungen waren an der Tagesordnung. (...) Selbstverständlich herrschte auch bei dieser Dehumanisierung der Frauen die Hierarchie: Die schönsten Frauen des Bordell-Personals wurden der SS zugeführt, andere den Frontsoldaten zur Verfügung gestellt, >die Drittklassigen< kamen in die Häftlingsbordelle. Mit Sonderkleidung, Sonderessen, Höhensonnen ausgestattet, wurden sie zur Attraktion auf Zeit herangepöppelt und verbraucht“ (Roos, P. (2006)).

Das Thema der Zwangsprostitution wurde bislang bei den meisten Bearbeitungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft weitgehend übergangen. Der vermeintlich private Raum der Sexualität, welcher von den Nationalsozialisten gezielt der Selbstbestimmung des Einzelnen entzogen werden sollte und dies, nicht zuletzt durch sexuelle Gewalt, auch weitreichend wurde, stellte ganz offensichtlich bis weit in die neuste Zeit hinein ein gesellschaftliches Tabu dar, welches auch in der wissenschaftlichen Aufarbeitung nachvollzogen wurde. Abgesehen von den eher als spektakuläre Aperçus verbreiteten und bezeichnenderweise überwiegend falschen Gerüchten um die „Lebensbornheime“, fanden die tatsächlichen Phänomene sexueller Gewalt während der NS-Herrschaft wenig Aufmerksamkeit. Weder die „Zwangsprostitution“ der weiblichen „KZ-Häftlinge“ noch die Vergewaltigungen, welche Deutsche im besetzten Osten begingen oder welche Soldaten der „Roten Armee“ später in Deutschland an deutschen Frauen verübten, erfuhren die Beachtung, die den Opfern zugestanden hätte. Eine erste umfassende Arbeit zum Thema der Zwangsprostitution in den deutschen „Konzentrationslagern“ hat kürzlich Robert Sommer vorgelegt (vgl. ders. (2009)). Neben der erschöpfenden Darstellung der machtpolitischen Hintergründe dieser sexuellen Ausbeutung – die betroffenen Frauen wurden mit dem freilich nicht eingehaltenen Versprechen ihrer Freilassung oder mit schlichtem Zwang dazu verle-

tet, sich selbst als „Prämie“ für besonders fleißige Arbeiter im „KZ“ zur Verfügung zu stellen –, ist es ein besonderer Verdienst dieser Publikation, dass sie in ausgiebigen Interviews damalige Opfer zu Wort kommen lässt. Hierbei wird deutlich, wie skrupellos das NS-Regime sexuelle Gewalt einsetzte, um eine erhöhte Arbeitseffizienz zu generieren. Es wird offenkundig, dass diese Frauen nach 1945, ebenso wie ihre Leidensgenossinnen unter den Frauen, die während des Krieges vergewaltigt wurden, wenig bis keine Beachtung ihrer Leiden, geschweige denn adäquate psychologische Unterstützung erhalten haben. Auch für sie blieb die belastende Erfahrung ein Lebensschicksal, welches sie selten verarbeiten, meist nur verdrängen konnten, wodurch es nicht selten ein Leben lang belastend weiterwirkte.

Die erzwungene Prostitution dieser Frauen stellte freilich nicht nur ein besonders skandalöses Verbrechen des NS-Regimes dar, sondern war vielmehr ein Extremum einer umfassenderen Struktur sexualisierter Gewalt gegen Frauen im Kontext der NS-Verfolgungspolitik (vgl. Halbmayr, B. (2009)). Versteht man sexualisierte Gewalt als gegen den intimsten Bereich eines Menschen und damit gegen dessen psychische, physische und geistige Integrität gerichtete Gewaltanwendung, deren Ziel die Demonstration von Macht und Überlegenheit durch die Entwürdigung des Anderen ist (vgl. ebd., S. 142), dann fallen nicht wenige der Zwangsmaßnahmen des „KZ-Alltags“ in diese Kategorie. In ihren Erscheinungsformen während der NS-Herrschaft war sexuelle Gewalt immer wieder mit rassistischen Motiven verknüpft. Zu differenzieren wäre sexuelle Gewalt in diesem Kontext nach jenen Erscheinungsformen, die alle Frauen betrafen, und denen, die primär oder nahezu ausschließlich gegenüber bestimmten Häftlingsgruppen angewandt wurden. Eine Vielzahl weiblicher „KZ-Häftlinge“ war beispielsweise bei unterschiedlichen Anlässen (Ankunftsprozedere, Selektionen, Prügelstrafen) zur Nacktheit gezwungen. In den lebensgeschichtlichen Erinnerungen wird diesbezüglich vor allem die Gegenwart männlicher Aufseher als unangenehm und schockierend berichtet (vgl. ebd., S. 143). Ein besonderes Schockerlebnis war für die meisten Frauen außerdem das Scheren des Kopfhaares bei der Ankunft im „Konzentrationslager“ (vgl. ebd., S. 144f.). Unmittelbar rassistisch motiviert war hingegen die ungemein qualvolle, da ohne Narkose vorgenommene, Zwangssterilisation weiblicher Häftlinge. Hiervon betroffen waren überwiegend Roma- und Sinti-Frauen sowie Jüdinnen, unter ihnen auch Kinder, bis hin zu erst achtjährigen Mädchen (vgl. ebd., S. 145). Unter den geschätzten 5000 Todesfällen, die unter den 400.000 Menschen, welche man im Rahmen der „eugenischen“ Maßnahmen des Regimes außerhalb der Lager zwangssterilisierte, waren 90 Prozent Frauen (vgl. ebd., S. 146). Im „Frauenkonzentrationslager“ Ravensbrück wurden vor allem an polnischen Frauen grausame

medizinische Versuche vorgenommen, unter deren massiven psychischen und somatischen Folgeerscheinungen die wenigen Überlebenden bis heute leiden (vgl. ebd., S. 147). Die oben bereits beschriebene Gewaltform der Sex-Zwangsarbeit in den „Konzentrationslagern“ stellt in diesem Gesamtkontext eine der am stärksten tabuisierten Gegebenheiten des „KZ-Alltags“ dar und gewann erst in den letzten Jahren an Aktualität (vgl. ebd., S. 148). Die ersten derartigen Bordelle („Sonderbau“ genannt) wurden im Sommer 1942 in Mauthausen und Gusen eröffnet. Später kamen weitere in Auschwitz-Stammlager, Buchenwald, Flossenbürg, Neuengamme, Dachau, Sachsenhausen, Mittelbau-Dora und Auschwitz-Monowitz. Die Auswahl der Frauen erfolgte nach rassistischen Kriterien, nur „Reichsdeutsche“ sollten in die Bordelle selektiert werden, keine Angehörigen „minderer Rassen“, unter ersteren wiederum nur als „asozial“ stigmatisierte Frauen. Lesbische Frauen wurden dort zur so genannten eigenen „Umpolung“ eingesetzt (vgl. ebd., S. 149 sowie Schoppmann, C. (1998), S. 22f.). Bis Ende 1943 wurden überdies 60 Bordelle für ausländische Zwangsarbeiter eingerichtet, in denen 600 Frauen Sexarbeit leisten mussten, weitere 50 waren im Bau befindlich (vgl. ebd., S. 153). Diese Bordelle sollten erreichen, was selbst drakonische Strafen nicht vollbracht hatten, Kontakte zwischen „reichsdeutschen arischen“ Frauen und ausländischen Männern unterbinden.

Diese Verbrechen durch Deutsche relativieren jedoch keinesfalls das Leid der selbst von sexueller Gewalt betroffenen deutschen Frauen. Ein moralisches Aufrechnen ist aus sozialisationstheoretischer Sicht kaum sinnvoll. Jede Tat ist und bleibt für sich moralisch zu verurteilen. Daran ändert auch ein möglicherweise anführbares historisches Äquivalent nicht viel. Denn, „Unrecht bleibt Unrecht und Verbrechen bleiben Verbrechen. Täter-Opfer-Dimensionen sind weder >einheitlich< noch >statisch<“ (Wolfrum, E. (2006), S. 19; vgl. ausführlicher auch Naumann, K. (2004)). Was diesbezüglich für eine Diskussion über begangene Kriegsverbrechen gilt, trifft ungleich stärker für die Erfahrung der persönlich betroffenen Frauen zu. Wer der Ohnmacht und dem Schmerz sexueller Gewalt ausgesetzt ist, für den relativiert sich diese Erfahrung kaum dadurch, dass Vertreter des eigenen Volkes zuvor ähnliche Untaten, sowie andere Gewaltakte in weit größerem Umfang, begangen haben.

In diesem Sinne sei hier nur angemerkt, dass sich die obigen Ausführungen nicht einfügen in jene „neue deutsche Opferkultur“ (ders. (2003), S. 104), welche Harald Welzer als Ergebnis des „Umbau[s] der deutschen Erinnerungskultur“ (ebd. S. 100) „von der Täter- zur Opfergesellschaft“ (ebd.) beschreibt (vgl. ders. (2003) und (2008), S. 81).

Vielfach weit über die NS-Zeit hinaus für die Sozialisation damals Heranwachsender bedeutsam war schließlich ein direkt oder indirekt kriegsbedingter Verlust von Heimat. Die Heimatvertriebenen aus den unterschiedlichen Gebieten mussten nun auf Deutschland verteilt werden. Dieser erzwungene Zuwanderungsprozess löste in den meisten betroffenen Regionen in Deutschland soziale Unruhen aus. Das Leben der Vertriebenen, die zumeist den Großteil ihrer Habe im Osten hatten zurücklassen müssen, war von unterschiedlichsten materiellen Entbehrungen geprägt. Angesichts dieser Bedingungen kann es nicht verwundern, wenn viele von ihnen, trotz erfahrener Gewalt und Vertreibung, lange, manche ihr Leben lang, eine Rückkehr in ihre ehemalige Heimat ersehnten.

Die Geschichte der gewaltsamen Vertreibungen Deutscher aus den östlichen Gebieten, welche auf den endgültigen Untergang des NS-Staates folgte sowie der Ablehnung, welche ihnen in Deutschland entgegenschlug, wurde bis heute nur in Ansätzen objektiv und wissenschaftlich bearbeitet (vgl. Kossert, A. (2008)). Grundsätzlich lässt sich dieser mehrere Jahre anhaltende Prozess grob zusammenfassend in drei Phasen untergliedern: „Der Exodus begann mit der Flucht vor der Sowjetarmee, es folgten so genannte wilde Vertreibungen durch polnische und tschechoslowakische Machthaber, die vor Beginn der Grenzverhandlungen Fakten schaffen wollten; am Ende stand die vertraglich festgelegte Vertreibung nach dem Potsdamer Abkommen“ (ebd., S. 27, vgl. zu diesem Thema ausführlich ebd., S. 17ff. sowie zum alliierten Planungsprozess Brumlik, M. (2005), S. 33ff. und Naimark, N.M. (2008), S. 139ff.). Die genaueren Zahlen der Deutschen, die damals insgesamt flüchten mussten oder vertrieben wurden, sind in der heutigen Öffentlichkeit nur wenigen gegenwärtig. Sie sollen im Folgenden kurz präzisiert werden, um die Relevanz des Themas auch aus quantitativer Sicht zu verdeutlichen. Insgesamt verloren nach dem Krieg 14 Millionen Deutsche ihre Heimat, 2 Millionen kamen während Flucht und Vertreibung ums Leben (vgl. Kossert, A. (2008), S. 9 sowie Schwartz, M. (2008), S. 648). Über die genaue Zahl der Todesopfer, welche Flucht und Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg forderten, existieren noch immer kontroverse Angaben (vgl. Schwartz, M. (2008), S. 648). Allerdings kann die Schätzung von 2 Millionen gegenwärtig als belegt und weitestgehend zuverlässig angesehen werden (vgl. Kossert, A. (2008), S. 41).

Nach Gebieten differenziert verteilten sich die Vertriebenenzahlen wie folgt:

„Etwa 6,6 Millionen Deutsche in den deutschen Ostgebieten, die 1945 an Polen und die Sowjetunion fielen..., ferner drei Millionen Deutsche aus der Tschechoslowakei, 2,1 Millionen aus den Vorkriegsterritorien Polens, 238.000 aus Jugoslawien, 210.000 aus Ungarn und 133.000 aus Rumänien“ (Schwartz, M. (2008), S. 648).

Letztlich kamen in die Westzonen rund 10 Millionen (vgl. Kossert, A. (2008), S. 59), in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) 4 Millionen Vertriebene (vgl. ebd., S. 10 und 193). Wer in einer der vier Besatzungszonen ankam, hatte das Schlimmste hinter sich, wenngleich sich bei der Mehrzahl der Betroffenen die psychischen Folgen der vorangegangenen Gewalterlebnisse tief eingegraben hatten. In einer im Jahr 2000 publizierten Studie haben Frauke Steegen und Verena Meister (vgl. dies. (2000) sowie Kossert, A. (2008), S. 328ff.) 269 – so die Rücklaufquote aus ursprünglich 736 verschickten Fragebögen – Vertriebene (76% Frauen, 24% Männer) befragt, die zum Zeitpunkt der Erhebung durchschnittlich 69 Jahre alt waren. Die Befragten kamen aus unterschiedlichen Gebieten, aus Ost- (48%) und Westpreußen (9%), Pommern (22%) und Schlesien (11%). Die Frauen waren bei Kriegsende überwiegend zwischen 9 und 21 Jahre, die Männer zwischen 7 und 15 Jahre alt gewesen. Während Flucht und Vertreibung hatte die große Mehrzahl von ihnen traumatische Erfahrungen machen müssen. Dreiviertel hatten den plötzlichen Verlust von Familienangehörigen durch gewaltsamen Tod oder Trennung zu verkraften, 68,8% hatten auf ihrem Weg Beschuss oder Bombardierung erlebt, 68% hatten Menschen sterben sehen, 24,2% Hinrichtungen miterlebt, 49,8% den Anblick misshandelter oder verstümmelter Leichen ertragen müssen, 45,7% hatten bedrohliche Situationen (Überfall etc.) erlebt, 52% hatten eine Vergewaltigung anderer miterlebt, 14,1 der Frauen war dies selbst widerfahren (vgl. hierzu Steegen, F.; Meister, V. (2000), S. 116 sowie Kossert, A. (2008), S. 328). In der Folge solcher und vergleichbarer Erfahrungen hatten 62% der Befragten intrusive Symptome ausgebildet, bei 5% war eine voll ausgeprägte Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS), bei weiteren 25% eine partielle PTBS diagnostiziert worden. Die häufigsten Symptome waren: Seelische Belastungen bei der Konfrontation mit traumabezogenen Reizen (54%), wiederkehrende belastende Erinnerungen (28%), sowie ein erhöhtes Erregungsniveau (34%). Berichte über Krieg und Vertreibung (beispielsweise aus dem Kosovo) wühlten bei vielen von ihnen alte Erinnerungen auf und wirkten belastend. Oftmals traten auch körperlich spürbare Angstsymptome auf, 46% hatten unter phobischen Ängsten zu leiden. Zudem waren bei vielen die Bewältigungsfähigkeiten eingeschränkt, emotionale Leere und allgemeine Beziehungslosigkeit waren immer wiederkehrende Effekte solcher Erfahrungen (vgl. exemplarisch Steegen, F.; Meister, V. (2000), S. 119 sowie Kossert, A. (2008), S. 329). In allen vier Besatzungszonen wurden die Neuankömmlinge mehrheitlich (insgesamt zu über 70 Prozent (vgl. Kossert, A. (2008), S. 50)) auf ländliche Regionen verteilt, was dort zu massiven Bevölkerungszuwächsen führte.

Die Bevölkerung Schleswig-Holsteins stieg damals um 73,1 Prozent, die Niedersachsens um 51,9 und die Bayerns um 32,7 (vgl. ebd., S. 33). In Mecklenburg in der „SBZ“ stellten die Vertriebenen bis 1949 die Hälfte der Bevölkerung (vgl. ebd., S. 10). Den größten Schock für die ankommenden Vertriebenen, die unmittelbar vor und während ihrer Vertreibung in großer Zahl Stigmatisierungen, Bedrohung und mitunter schwersten Misshandlungen ausgesetzt gewesen waren (vgl. ebd., S. 32ff. sowie Schwartz, M. (2008)), stellten oftmals die Reaktionen der ansässigen Bevölkerung dar (vgl. Echternkamp, J. (2008b), S. 667ff. sowie Kossert, A. (2008), S. 48ff.). Das, unter den Vertriebenen um sich greifende, Verhaltensmuster der Resignation stellte eine Option dar, auf das Erfahrene und die wahrgenommene Unveränderbarkeit der eigenen Situation zumindest eigenständig zu reagieren. Ihm lassen sich mit Astrid von Friesen drei weitere verbreitete Reaktionsweisen der Vertriebenen und Flüchtlinge ergänzend zur Seite stellen:

1. Trotz, die bewusste Kultivierung des Andersseins,
2. Revanchismus, die Phantasie von und das Streben nach Rückkehr und Wiedergutmachung,
3. Überanpassung durch Leistung. Um die innere Scham zu kompensieren, werden enorme Leistungsanstrengungen unternommen, mit dem Ziel, sich durch das Erreichen von Prestige und sozialen Positionen zu rehabilitieren (vgl. dies. (2006), S. 301).

Neben den verbalen Anfeindungen und Diffamierungen sowie teils gewaltsamen Übergriffen waren die Vertriebenen in ihrem neuen Lebensumfeld auch ganz konkreten physischen Alltagsbelastungen ausgesetzt. Sie mussten überwiegend in elenden Quartieren hausen und sich mit einer in jeder Hinsicht unzureichenden Ernährung begnügen (vgl. Kossert, A. (2008), S. 47ff., 62ff. sowie 110ff.). Diese Lebensbedingungen schlugen sich deutlich auf die Sozialisationsebene der jungen und jüngsten Vertriebenen durch (vgl. ebd., S. 64ff.). Wo die Vertreibung die Kinder der Zuverlässigkeit der ihnen bekannten Orientierungsmuster beraubt hatte, erschwerte die Feindseligkeit der neuen Umgebung den weiteren Aus- bzw. neuen Aufbau tragfähiger Identitäten. Das Selbstbewusstsein pendelte häufig zwischen den Polen des eigenen Fremd- und grundsätzlichen Andersseins (nicht von ungefähr war ein ganz junges Flüchtlingsmädchen damals der Überzeugung, „>... dass man bereits als Flüchtling zur Welt kommt<“ (zitiert nach ebd., S. 45)) und einer dem Bedürfnis nach Integration und Lebenssicherheit geschuldeten Überanpassung (vgl. ebd.). „Es war ein Leben zwischen... extremer Anpassung und einsamer Ausgrenztheit“ (ebd., S. 327, vgl.

auch Friesen, A. v. (2006), S. 23). Beides war der Entwicklung eines unabhängigen Selbstbildes und eines starken Selbstwertgefühles wenig zuträglich. Die wenigen bisher publizierten psychologischen Studien zum Schicksal der Flüchtlingskinder haben deutlich herausgearbeitet, dass die betroffenen Heranwachsenden oftmals Gefühle wie Scham und Schuld entwickelten und sich fragten, „warum gerade sie die Heimat verlassen mussten“ (Hubertus, A.; Aßhauer, M. (2007), S. 164). Hinsichtlich der neuen Heimat wurden sie häufig von Ängsten darüber bedrückt, ob sie den dort auf sie wartenden Aufgaben gerecht werden könnten (vgl. ebd.). Die Doppelbotschaft, sich an die neue Umgebung anzupassen zu sollen, während gleichsam die familiäre Idealisierung des Vergangenen nicht in Frage gestellt werden durfte (vgl. Stein, V. d. (2008), S. 186), mit welcher viele von ihnen durch ihre Eltern und Großeltern konfrontiert wurden, war dem Ausbau einer integrierten Identität ebenfalls wenig förderlich (vgl. ebd., S. 189). Für viele der Vertriebenenkinder von damals wurde die persönliche Leistungsbereitschaft zum biographisch bestimmenden Motiv, meist allerdings ohne eine tatsächliche Befriedigung der auslösenden Bedürfnisse mit sich zu bringen. Kossert schreibt hierzu bezeichnend über die gegenwärtige Situation damaliger Vertriebenenkinder:

„Nun treten die letzten Vertriebenenkinder in das Rentenalter ein. Plötzlich werden sie sich bewußt, wie weit sie durch Leistungsorientierung, protestantische Arbeitsethik und Karrieredrang ihr brüchiges Selbstwertgefühl überdeckt haben, daß sie sich in Arbeit flüchteten, obwohl ihnen ihre beruflichen Erfolge häufig gar nicht die erhoffte Befriedigung verschafften. Obwohl sie viel erreicht haben im Leben, fühlen sie sich unzufrieden und unausgefüllt. Wenn viele von ihnen sich nun wieder auf ihre Jugendfreunde und ihr Engagement für die verlorene Heimat besinnen, ist das ein Hinweis auf Kompensationsbedürfnisse, auf die Sehnsucht nach einem Identitätsraum, der geborgenen Kinderwelt von damals“ (ebd., S. 334).

Rückblickend beschreiben viele der jüngeren Flüchtlinge und Vertriebenen ihre damalige Heimatlosigkeit, für die sie, vor allem in Abgrenzung zu derjenigen ihrer Eltern, häufig erst heute Worte finden, als entscheidende Sozialisationsbelastung:

„Wir Kinder, die Zwischengeneration will ich sie mal nennen. Die, die Heimat als Kinder verlassen haben, haben eine Situation kennengelernt, die wieder *unsere* Eltern *nicht* kennen. Sie haben eine Heimat gehabt. *Wir* sind im Grund genommen *heimatlos* aufgewachsen [...], die als Kinder da weggegangen sind [...] Also man lebte in meiner Generation, ich denke es ist vielen so gegangen, wurzellos [...] Es ist nicht verarbeitet, nicht bearbeitet worden und das nehmen wir mit bis an den letzten Tag [...] Ja, und das ist das größte Manko, dass das nicht psychologisch und seelisch aufgearbeitet werden konnte.“ (zitiert nach Stambolis, B.; Pfau, D. (2006), S. 269).

Die mentalen Folgen der unverarbeiteten und oftmals nicht zu bewältigenden traumatischen Vertreibungserlebnisse, wurden in vielen Fällen an die folgenden Generationen der eigenen Familie weitergegeben (vgl. Massing, A. et al. (1994), Jerouschek, G.

(2003), S. Langendorf, U. (2004), S. 210f., Friesen, A. v. (2006), Kossert, A. (2008), S. 327 sowie Stein, B. v.d. (2008), S. 183ff.).

- 3.3.6. Leben im „Dritten Reich“ II: Die NS-Führung bedachte unterschiedliche Bevölkerungsgruppen mit differenzierenden Kategorisierungen und damit verbundenen Charakterisierungen, zu welchen sowohl die Politik des Regimes als auch die Alltagserfahrungen und -handlungen der Betroffenen in mitunter deutlichen Widerspruch treten konnten.

Für die Mehrheit der Menschen, die zwischen 1933 und 1945 auf deutschem Boden lebten, vollzog sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zunächst eine Rückkehr zu einer subjektiv wahrgenommenen „Normalität“, welche sich wohltuend von den unmittelbar zuvor erlebten Zuständen abzuheben schien. Dass diese „Normalität“ allerdings vornehmlich „durch psychologische Verdrängung >künstlich< konstituiert wurde“ (Herbst, L. (1996), S. 11) und tatsächlich kaum Merkmale mit sich brachte, welche allgemein mit politischer Normalität assoziiert werden können, wie etwa eine grundsätzliche Verlässlichkeit der staatlichen Strukturen, einheitlich definierte und umgesetzte gesellschaftliche Normen und Werte sowie eine verbindliche Festlegung von Sanktionen bei Abweichungen hiervon, haben bereits die vorangegangenen Thesen deutlich gemacht. Je nach Entwicklungsstand der Umsetzung der „völkischen Weltanschauung“, sowie der damit verbundenen Elemente Herrschaftssicherung und „Lebensraumeroberung“, ergaben sich ganz unterschiedliche staatliche Strukturen und alltägliche Erfahrungspotentiale (vgl. These 5). Auch die Regulierung der Sanktionen bei abweichendem Verhalten wurde bald unzuverlässig, wie schon die Fälle von nachträglichen Gesetzesänderungen oder gar -erlassen verdeutlichen. Überdies sollte es nach der Zielsetzung des Regimes jedoch auch höchst unterschiedliche „Normalitäten“ für die zeitgenössischen Deutschen⁴²¹ geben, je nachdem welcher traditionellen oder neu definierten Bevölkerungsgruppe sie gerade angehörten.

Dieser Sachverhalt soll im Folgenden anhand der Darstellung einer ausgesuchten Gruppe exemplarisch verdeutlicht werden. Diese Bevölkerungsgruppe lässt sich wiederum einer der beiden rassistisch begründeten Gesellschaftskategorien zuordnen, wie sie die Ideologie der Nationalsozialisten als gesellschaftspolitische Meta-Kategorien vorgab (Tenorth, H.-E. (2006)):

⁴²¹ Broszat umreißt diesen Aspekt in grundsätzlicher Form. Nach einer Schilderung der Maßnahmen, die einer Machtsicherung der Nationalsozialisten durch die erhöhte Kontrolle der Gesellschaft dienen sollten, führt er weiter aus: „Das ist der *eine* Aspekt des Vorgangs der Gleichschaltung, der unbestreitbar *totalitäre* Aspekt dieses Vorgangs. Der andere ergibt sich daraus, daß die sogenannte Gleichschaltung keineswegs *gleichartig* verlief, daß sich hinter der identischen Nomenklatur Vorgänge sehr verschiedener Qualität verbargen“ (Broszat, M. (1985), S. 27). Vgl. zu diesem Themenbereich auch Peukert, D. (1983), S. 41ff., Herbst, L. (1996), S. 237ff. sowie Wehler, H.-U. (2003), S. 715ff.

Aus dem Bereich der „Volksgemeinschaft“ wird die Gruppe der Jugendlichen dargestellt, um anhand deren spezifischer Erfahrungsmuster die Aussage dieser Strukturthese exemplarisch zu belegen.⁴²²

Diese These verfolgt grundsätzlich fünf Anliegen:

- a) Das Aufzeigen wesentlicher, im vorliegenden Falle insbesondere nach dem Kriterium der Sozialisationsrelevanz ausgewählter Strukturmerkmale des Alltags der Gesellschaft des „Dritten Reiches“ und damit dessen besonderer Erfahrungspotentiale;
- b) Die Darstellung spezieller Verhaltensaufträge, mit denen das Regime bestimmten Bevölkerungsgruppen gegenübertrat, sowie eine Analyse von deren realiter stattgefundenen Durchsetzung;
- c) Eine vertiefte Verdeutlichung dessen, wie sich die in den vorangegangenen Thesen beschriebenen, politischen Maßnahmen des NS-Staates im Alltag der Gesellschaft, hier vor allem der Heranwachsenden, im einzelnen manifestierten;
- d) die Vermittlung der deutlich unterschiedlichen Freiheitsgrade, die den Angehörigen der verschiedenen Gruppen bei der selbständigen Interpretation ihrer „Normalität“ zugestanden wurden;
- e) als Gegenstück zu den bisher angeführten Spezifizierungen soll im Folgenden außerdem eine Dekonstruktion damals durch die politische Propaganda etablierter und über die NS-Zeit hinaus tradiert, oder aber erst nach 1945 aus unterschiedlichen subjektiven Bedürfniskonstellationen resultierend übernommener Mythen bezüglich des damaligen Alltagslebens einzelner Bevölkerungsgruppen mitlaufen.

Diese Anliegen begründen in ihrer Summe die Sinnhaftigkeit einer solchen, nach Gesellschaftsgruppen unterscheidenden Darstellung. Die folgenden Ausführungen sind hierbei exemplarisch, dass heißt sie stellen keineswegs sämtliche „Normalitäten“ des gesellschaftlichen Alltags während der NS-Zeit dar und umfassen ebenso wenig alle Aspekte des Lebens der ausgewählten Bevölkerungsgruppen in den Jahren zwischen 1933 und 1945. Vielmehr sollen die skizzenhaften Beschreibungen Eindrücke von den

⁴²² Mommsen hat bezüglich der deutschen Gesellschaftsstruktur während der NS-Zeit, sowie der besonderen Situation während des Zweiten Weltkrieges (vgl. den entsprechenden Abschnitt unter These 5) festgestellt, dass es nur begrenzt möglich sei, „in diesem Falle von den Deutschen als Kollektiv zu sprechen“ und seine Argumentation folgendermaßen begründet: „Niemals war das deutsche Volk so fragmentiert und segmentiert wie unter den Bedingungen der nationalsozialistischen >Volksgemeinschaft<. (...) Der Erfahrungsraum des einzelnen war unter diesen Bedingungen äußerst verschieden, damit auch die Wahrnehmung des Regimes und seiner Politik. Insofern ist jede Aussage über die Deutschen nur in dem beschränkten Sinne möglich, daß zwar Rückschlüsse auf das durchschnittliche Verhalten gezogen werden können, aber von übereinstimmenden Erfahrungen der einzelnen Zeitgenossen nicht ausgegangen werden kann“ (Mommsen, H. (1999), S. 176).

Funktionsprinzipien der Alltagsstruktur im nationalsozialistischen Deutschland vermitteln. Zu diesem Zweck werden die Exempel der vorgestellten Gruppe immer wieder an die übergreifenden politisch-gesellschaftlichen Strukturen rückgebunden. Vollständigkeit ist dabei weder bezüglich des einen, noch des anderen oben genannten Aspektes möglich oder notwendig. Die jeweils angegebene Literatur ermöglicht auch hier eine tiefere Beschäftigung mit den einzelnen Themen.

Bereits an anderer Stelle wurde darauf hingewiesen, dass es sich bei der folgenden Gruppenskizze um den Versuch handelt, damalige Erfahrungsgeschichte differenzierend zu analysieren. Dies bedeutet, dass die nationalsozialistischen Kategorisierungen, mit welchen das Regime den einzelnen Bevölkerungsgruppen gegenübertrat, zunächst aufgegriffen, und dann auf ihre tatsächliche Bedeutung im Sozialisationskontext der NS-Zeit hin befragt werden. Hierbei wird immer wieder augenscheinlich, dass die Bedingungen des Alltagslebens im NS-System häufig und mitunter massiv von den nationalsozialistischen Zuschreibungen abwichen. Dies gilt allerdings, auch dies wird deutlich, fast ausschließlich, dafür aber umso mehr unterhalb der Meta-Ebene der rassistischen In- und Exklusionskonzepte des Regimes. Die folgenden Gruppenskizzen wollen demnach die Konfrontation bestimmter Bevölkerungsgruppen mit den nationalsozialistischen Zuschreibungen, deren subjektive Wahrnehmung derselben, sowie die Bedingungen des Alltagslebens und ihr Agieren in diesem, in einem Darstellungsprozess vereinen.

Wie bereits oben angedeutet, wurden die Bevölkerungsgruppen, deren Erfahrungspotentiale im Folgenden näher beleuchtet werden, nach dem Kriterium einer besonderen Eignung zur Verdeutlichung sozialisationstheoretischer Prozesse unter der NS-Herrschaft ausgewählt. Hieraus resultierte vor allem die Wahl der Gruppe der damals Heranwachsenden. Zudem, dies gilt insbesondere für die Wahl der Gruppe der jüdischen Bevölkerung, ging es darum, möglichst deutlich die erheblichen Differenzen bezüglich der gegebenen Erfahrungspotentiale aufzuzeigen, wie sie schon aus der rassistischen Gemeinschaftsdefinition des NS-Regimes resultierten.

Mit den ebenfalls oben angesprochenen Anliegen einer Darstellung spezifischer Aufträge des Regimes an bestimmte Bevölkerungsgruppen, deren realiter erfolgter Durchsetzung, sowie einer Dekonstruktion bestehender Mythen bezüglich dieser beider Elemente des damaligen Alltagslebens wäre freilich auch die Beschäftigung mit anderen Gruppen sinnvoll und weiterführend gewesen.

Abgesehen von der Tatsache, dass sich für alle Bevölkerungsgruppen eine deutliche Priorität und in deren Konsequenz eine Abhängigkeit erkennen ließe, mit welcher die NS-Führung die Umsetzung ihrer ideologischen Pläne (vgl. These 1) gegenüber sämt-

lichen sozialen Gestaltungsansätzen anging, wären durchaus spezifische Verhaltensaufträge an andere Gruppen, sowie Umgangsformen des Regimes mit diesen darstellbar und nach den oben angedeuteten Kriterien weiterführend zu analysieren.⁴²³ Die Bevölkerungsgruppe der Frauen⁴²⁴ wäre beispielsweise eine solche Gruppe, anhand deren Alltagserfahrungen sich wesentliche Elemente der sozialen Komponente der NS-Herrschaft, aber auch ihrer biographischen und mentalitätsgeschichtlichen Rezeption nach 1945 herausarbeiten ließen. Ein Fokus auf die erstgenannte Thematik würde die Diskrepanz aufzeigen, zwischen sozial-ideologisch begründeten und propagandistisch verkündeten Einstellungsmustern des NS-Regimes gegenüber Frauen einerseits, sowie dessen hiervon häufig deutlich abweichenden tatsächlichen Frauenpolitik andererseits, welche de facto durchweg von den Zielen der rassistischen NS-Ideologie und deren möglichst effizienter, wenngleich mitunter pragmatisch gehandhabter, Umsetzung prädisponiert wurde.⁴²⁵

⁴²³ Dies gilt etwa für die Gruppe der Arbeiterschaft. Gerade ihr Alltagsleben während der NS-Zeit wurde bislang allzu häufig nicht anhand differenzierter Analysen desselben beschrieben, sondern aus den Erkenntnissen bezüglich anderer Herrschaftselemente abgeleitet. Dies führte nicht selten zu deutlichen Verzerrungen. Gerade bezüglich der Gruppe der Arbeiterschaft wurden, „von oben“ gesehen, die reinen Führungsbemühungen des NS-Regimes, allen voran deren gewaltsame Elemente, sowie „von unten“ gesehen die Resistenzkräfte der Arbeiterschaft durch die Geschichtswissenschaft überbewertet (vgl. Frei, N. (2005), S. 112f.).

⁴²⁴ Vgl. zu diesem Themenbereich einführend die Sammlung der Frauengruppe Faschismusforschung (1981), Kuhn, A.; Rothe, V. (1982), Wiggershaus, R. (1984), Benz, U. (1997), sowie die Zusammenfassung zur Entwicklung der Forschung zum Thema „Frauen und Nationalsozialismus“ bei Koch-Wagner, G. (2001), S. 15ff. Zur neueren, differenzierteren Frauenforschung zur NS-Thematik vgl. die Beiträge in Frietsch, E.; Herkommer, C. (2009a).

⁴²⁵ So kann entgegen einer landläufigen Meinung von einer völligen Herausdrängung der Frauen aus dem Arbeitsmarkt selbst in der ersten Phase der NS-Herrschaft, in welcher die staatliche Sozialpolitik durchaus von dieser Zielsetzung geprägt wurde, kaum die Rede sein: „1933 gab es 11,6 Millionen, 1939 14, 6 Millionen Frauen, die erwerbstätig waren. Das bedeutete, dass 52 Prozent aller Frauen zwischen 15 und 60 Jahren in Deutschland einer Lohn- und Gehaltsarbeit nachgingen“ (Wildt, M. (2008), S. 100, vgl. hierzu mit differenzierteren Zahlen auch Schoenbaum, D. (1999), S. 212). Die Entwicklung der nationalsozialistischen Arbeitsmarktpolitik in Bezug auf weibliche Erwerbstätigkeit kann nicht en Block, sondern nur differenziert hinreichend erfasst werden (vgl. Schulz, G. (1998), S. 123ff.). Zumindest grob müssten diesbezüglich drei Phasen unterschieden werden: 1. Der, an die Weltwirtschaftskrise anknüpfende, Versuch, Frauen mit Anreizen und Pressionen zu bewegen, die Erwerbstätigkeit aufzugeben oder nur haus- und landwirtschaftliche Tätigkeiten aufzunehmen. Hier befinden sich NS-Ideologie und –Familienpolitik im Einklang miteinander (vgl. ebd., S. 123). 2. Seit etwa 1936, nachdem die Vollbeschäftigung weitgehend erreicht war, und bis in die frühe Kriegszeit tolerierte das NS-Regime weibliche Berufstätigkeit und begann diese zu propagieren und zu fördern (vgl. ebd.). 3. Im weiteren Kriegsverlauf, vor allem ab 1942, forcierte das Regime angesichts der zunehmenden Arbeitskräfteknappheit insbesondere in der Rüstungsindustrie weibliche Berufstätigkeit nachdrücklich, bis hin zur Einführung einer Melde- und Arbeitspflicht für Frauen im Jahr 1943 (vgl. ebd.). Vergleichbar verlief die Entwicklung bei den weiblichen Studenten. Hier verhängte das NS-Regime zunächst einen Numerus Clausus (vgl. Weyrather, I. (1981) sowie Grüttner, M. (2007), S. 326). Gleichzeitig wurden weibliche Studenten ideologisch verbrämt. Diese Geschlechterpolitik führte dazu, dass im Jahr 1934 lediglich 17,8 Prozent der Abiturientinnen die Erlaubnis erhielten, ein Hochschulstudium aufzunehmen (vgl. Grüttner, M. (2007), S. 326). Schwerwiegend waren auch die Einschnitte, mit denen sich akademisch ausgebildete Frauen auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert sahen. Sukzessive wurde es Frauen untersagt, Anwältin oder Richterin zu werden, sowie höchste Ämter im öffentlichen Dienst und Leitungspositionen im Schulwesen zu bekleiden. Ab 1933 wurden Frauen außerdem aus den akademischen Berufsberei-

Eine Fokussierung auf den letztgenannten der oben erwähnten Aspekte, die Rezeption nach 1945, würde dagegen bei hinreichend differenzierter Analyse eine Dekonstruktion der Mythen erlauben, welche sich bis heute im individuellen und kollektiven Gedächtnis mit dem Schicksal von Frauen während der NS-Zeit verbinden und diese nicht selten per se als unpolitisch oder Opfer einer chauvinistischen, wenn nicht gar frauenfeindlichen NS-Politik interpretieren.⁴²⁶

chen der Ärzte und Universitätsdozenten verdrängt (vgl. Westenrieder, N. (1984), S. 81ff.). Mit der Schaffung des „Reichserziehungsministeriums“ (REM) im Mai 1934 und der Ernennung Bernhard Rusts⁴²⁵ zu dessen „Führer“, wurde diese extrem restriktive Geschlechterpolitik zumindest an den Hochschulen deutlich relativiert (vgl. ebd.). Bereits 1935 strich man den Numerus clausus für weibliche Studierende ersatzlos. Bereits seit 1936 veränderte sich die Situation auf dem akademischen Arbeitsmarkt sukzessive. In einigen Fächern machte sich ein Mangel an Nachwuchs immer deutlicher bemerkbar, welcher erkennbar zunahm und sich während des Krieges zu einem unlösbaren Dauerproblem auswuchs. Wie für die Propaganda zur Frauenarbeit im Allgemeinen, so galt auch für den akademischen Sektor, dass wahrgenommene Probleme bei der Herrschaftssicherung und der Durchsetzung der nationalsozialistischen Kampffideologie, welche als Folge eines Ausbleibens des wissenschaftlichen Nachwuchses von den politischen Führern interpretiert und gefürchtet wurden, einen pragmatischen Umgang mit den Belangen der sozialen Ideologie nach sich zogen. Im Bereich des Frauenstudiums bedeutete dies, dass man schlicht den, wie bereits geschildert, propagandistisch verkärten Umkehrschluss zu den zuvor geforderten Verhältnissen propagierte. Das NS-Regime sah die akademische Laufbahn weiblicher Studierender nunmehr als „unverzichtbares Mittel zur Bewältigung der Nachwuchsprobleme“ (Grüttner, M. (2007), S. 335) und verkündete diese neue (Erwartungs-)Haltung auch offiziell (vgl. ebd., S. 335f.). In diesem Sinne wurden auch die beruflichen Diskriminierungen von Beamtinnen und Akademikerinnen gemildert oder zurückgenommen (vgl. ebd., S. 336). Die neuen Voraussetzungen führten dazu, dass die Zahl der weiblichen Studierenden ab 1940 wieder erkennbar zunahm (vgl. ebd., S. 333ff.). Bereits 1940 stellten sie an den Universitäten im „Altreich“ nahezu 30 Prozent aller Studierenden, im Wintersemester 1943/44 sogar 46, 7 Prozent. Auch die absoluten Zahlen zeugen von einer massiven Zunahme des Frauenstudiums ab 1940. An den Universitäten des „Altreichs“ stieg die Zahl der weiblichen Studierenden von 5.777 im Sommersemester 1939 auf 25.338 im Wintersemester 1943/44 und erreichte damit einen höheren Stand, als während der gesamten Weimarer Zeit. Neben der veränderten Haltung des Regimes und deren propagandistischer Verkündung, sowie der deutlichen Zunahme weiblicher Abiturientinnen, waren es nicht zuletzt die Begleitumstände des Zweiten Weltkrieges, die eine Zunahme des Frauenstudiums förderten.

⁴²⁶ Wippermann kommt diesbezüglich sogar zu dem scharfen Schluss, dass „die NSDAP... von Anfang an eine extrem frauenfeindliche Partei“ (ders. (1998), S. 176, vgl. in diesem Sinne auch Niederdalhoff, F. (1997), S. 100) gewesen sei. Dem kann ich nur bedingt zustimmen. Meines Erachtens war sie auch in dieser Hinsicht vor allem eine extrem *chauvinistische* Partei. Dies wurde, ein Beispiel unter vielen möglichen, deutlich, wenn Himmler sein Eintreten für die „Doppel-ehe“ (Himmler, K. (2005), S. 236), neben „rassischen“ Argumenten, damit begründete, er erhoffe sich „dass >im Falle der Doppel-ehe die eine Frau für die andere Ansporn sein würde< und dass durch die Konkurrenz >die Haare auf den Zähnen< der Erstfrau verschwinden würden“ (ebd.). Aus heutiger Sicht muten derartige Ausführungen durchaus frauenfeindlich an, hermeneutisch interpretiert sind sie jedoch lediglich Ausdruck eines überheblichen, damals von führenden Vertretern des NS-Regimes als „natürlich“ wahrgenommenen, chauvinistischen Rollenverständnisses. Eine Mentalität aus der dann, neben einer rein pragmatischen oder propagandistischen Taktiererei (vgl. Schneider, W. (2001), S. 13f.), auch die tatsächliche „Frauenpolitik“ des NS-Regimes entsprang. Zu konstatieren ist allerdings, dass die Grenzen zwischen selbstherrlichem, oft aufs Übelste sexistisch aufgeladenem, Chauvinismus und unverkennbarer Frauenfeindlichkeit in den Äußerungen einiger Vertreter des NS-Regimes verschwammen. Dies geschah etwa dort, wo ein nationalsozialistischer Führungsoffizier genüsslich mitteilte: „Wenn nämlich die Frauendelegationen erscheinen – wissen Sie, was dann in diesem Augenblick passiert, in dem der Führer den Saal betritt? – Dann pissen sie alle!“ (zitiert nach Harlan, V. (1966), S. 46f.). Aufgrund der hier angedeuteten inhaltlichen Widersprüche, sowie der beschriebenen Differenzierungsnotwendigkeit bezüglich der Lebensrealität von Frauen während der NS-Zeit, halte ich einen Vorschlag von Elke Frietsch und Christina Herkommer für bedenkenswert: „Es scheint sinnvoll, die

universalisierende Rede von der Frauenfeindlichkeit des Nationalsozialismus aufzugeben und stattdessen von seinem *Antifeminismus* zu sprechen“ (dies. (2009b), S. 24). Anders gesagt, die NS-Führung begegnete Frauen mit überheblichen Einschätzungen und funktionalistischen Interessen. Feindlich gesinnt waren sie einer rassistisch deklarierten Teilgruppe, sowie einer Mentalität gegenüber, welche beiden Geschlechtern gänzliche Gleichstellung und Gleichberechtigung verleihen wollte.

Bezeichnend für die gesamte nationalsozialistische Weltanschauung war eine Opferselbstwahrnehmung, sei es Deutschland, die „arische Rasse“ oder andere Projektionsobjekte betreffend (vgl. These 1). Für deren angebliches Darben wurden verschiedene „Feinde“ als mutwillige Verursacher ausgemacht, politische und „rassistische“ Gegner, allen voran „die Juden“, das ultimative Feindbild der Nationalsozialisten. Das Niveau der hierbei unterstellten Mutwilligkeit und Verantwortlichkeit konnte jedoch schwanken. So ließe sich für die behauptete Beziehung unter den Geschlechtern ein Opferchauvinismus konstatieren, welcher annahm, der Mann werde durch die Frau von der tatkräftigen und entscheidenden Verwirklichung seiner Aufgaben abgehalten und von sich selbst entfremdet (vgl. die entsprechende Argumentation bei Alfred Bäumler, zitiert in Giesecke, H. (1999), S. 81ff.). Zumindest die „arische“ Frau betreibe dies jedoch meist nicht absichtlich, sondern da ihr emotionales „weibliches Wesen“ ihr dies vorgebe. *Warum* der vermeintlich gerade in Willensstärke und Rationalismus der Frau überlegene Mann dies mit sich geschehen lasse, dazu vernahm man freilich recht wenig. Besonders deutlich wurde die chauvinistische Haltung des NS-Regimes letztlich auch in der Einstellung der nationalsozialistischen Führungsriege zur weiblichen Homosexualität (vgl. Schoppmann, C. (2004), S. 35ff.). Zwar verfolgte man auch lesbische Frauen mit Diffamierungen und Gewalt, letztlich sah man sie aber als weniger „gefährlich“ für die Verwirklichung der eigenen ideologischen Ziele an, als die entsprechenden sexuellen „Abweichungen“ von Männern. Diese Auffassung begründete sich in der Überzeugung „einer umfassenden >natürlichen< Abhängigkeit der Frau vom Mann... auch und besonders in sexueller Hinsicht“ (ebd., S. 36). Daraus abgeleitet „schien eine selbstbestimmte weibliche Sexualität, und damit auch Homosexualität, undenkbar. Das Stereotyp von der allenfalls >pseudohomosexuellen< lesbischen Frau... bewirkte, daß die Mehrheit der NS-Bevölkerungspolitikern die angestrebte Steigerung der >arischen<, >erbgesunden< Geburten durch die weibliche Homosexualität nicht gefährdet sahen“ (ebd.). Dies führte schließlich zu pervertiert chauvinistischen Forderungen wie sie der Philosoph Ernst Bergmann bereits 1933 stellte, man möge das „>Geschlecht der Mannweiber<“ (so titulierte er, seinem chauvinistischen Geschlechterverständnis entsprechend, all jene Frauen, die vermeintlich oder tatsächlich die sexuelle Initiative gegenüber anderen Frauen übernommen hatten) „>zwangsweise... begatten, um sie zu kurieren“ (zitiert nach ebd., S. 37). Auch bei der Bewertung sexueller Kontakte zwischen „arischen Volksgenossen“ und nicht „artgemäßen“ Partnern kam die chauvinistische Haltung des NS-Regimes und seiner Geschlechterideologie zum Ausdruck. Während ein Mann durch den Geschlechtsverkehr mit einer „fremdrassigen“ Frau höchstens zur „Höherzüchtung“ dieser Rasse beitragen konnte, „ging von einer deutschen Frau, die sich mit einem Juden oder einem rassistisch ‚minderwertigen‘ Mann einließ, die Bedrohung aus, durch eine minderwertige Nachkommenschaft den ‚Volkkörper‘ zu vergiften. Die sexuell selbstbestimmt handelnde Frau stellte also eine permanente Gefahr dar, die es immer wieder aufs Neue zu entschärfen galt“ (Traudisch, D. (1994), S. 23). Extrem *feindlich* waren die Nationalsozialisten demgegenüber all jenen gesonnen, die ihrer Meinung nach ihre Herrschaft und jene der „arischen Rasse“ behindern könnten oder würden. Natürlich konnte die erkennbare Widerständigkeit von einzelnen, weiblichen oder männlichen, Homosexuellen dazu führen, dass diese als „Asoziale“ – dies schwammige Etikett ermöglichte es den NS-Behörden Vorwürfe gegen lesbische Frauen zu konstruieren, obwohl weibliche Homosexualität offiziell nicht kriminalisiert worden war und zumindest strafrechtlich nicht in dem Maße verfolgt wurde, wie die männliche (vgl. ebd., S. 40), die unmittelbar eine KZ-Inhaftierung (vgl. Grau, G. (2004), S. 325ff.), oder während der letzten Phase der NS-Herrschaft gar die Todesstrafe, falls der betreffende Mitglied von Polizei oder „SS“ war (vgl. ebd., S. 242ff.), nach sich ziehen konnte – deklariert, der Gruppe der „Gemeinschaftsfremden“ zugerechnet und entsprechend verfolgt wurden (vgl. Schoppmann, C. (2004), S. 41f.). Prinzipiell Bestand hatte hierbei jedoch die Unterscheidung zwischen denjenigen, denen das Bemühen um Inklusion galt, sowie jenen, die man von Anfang an mit dem Bestreben nach Exklusion verfolgte. Die Bezeichnung chauvinistisch erscheint mir diesbezüglich auch treffender, als eine Titulierung der nationalsozialistischen Führung als „extrem patriarchalische... NS-Ideologen“ (Schneider, W. (2001), S. 7, vgl. mit dieser Terminologie auch Stargardt, N. (2006), S. 100), da Hitler und andere Parteiführer nicht nur für eine Manifestation der privaten und politischen Unterordnung der Frau unter die Führung des Mannes eintraten, sondern ihre diesbezüglichen Ausführungen immer wieder mit unverhohlener Selbstherrlichkeit bezüglich der männlichen Geschlechterrolle und herabsetzendem Zynismus bezüglich der weiblichen, sowie des

Das Leben von Frauen während der NS-Zeit, sowie insbesondere deren historische Verantwortung für die Untaten des nationalsozialistischen Regimes ist noch immer Gegenstand heftiger Kontroversen (vgl. Benz, U. (1997), S. 9ff.), welche manche Wissenschaftlerin gar einen „Historikerinnenstreit“ (Gisela Bock) vermuten ließen (vgl. Benz, U. (1997), S. 39, Steinbacher, S. (2008), S. 115f., Frietsch, E.; Herkommer, C. (2009b), S. 29, inhaltlich auch Berg, C. (1991a), S. 15f. sowie resümierend Kundrus, B. (2000)).⁴²⁷ Nachdem die Mainstreamforschung zum „Dritten Reich“ die Ergebnisse

angeblich „natürlichen“ Verhältnisses der beiden zueinander versahen. Die väterliche Fürsorge, wie sie die Konzeption des Patriarchats im 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zumindest grundsätzlich zum Ausgangspunkt genommen hatte, verkam bei der nationalsozialistischen Interpretation des Geschlechterverhältnisses zu bloßer Arroganz. Dies lässt sich mit gutem Recht als Zuspitzung der bereits vorhandenen Strömungen beschreiben, dennoch erhielten die propagandistischen Proklamationen und die politischen Agitationen, welche sich mit der weiblichen Stellung der Frau innerhalb der Gesellschaft befassten, während der NS-Zeit auch diesbezüglich eine eigene Qualität.

⁴²⁷ An dieser Stelle geht es um die Kontroverse, welche sich an der Beurteilung der Rolle der Frau im NS-System entzündete. Es geht nicht um den „Historikerinnenstreit“, der durch Unstimmigkeiten bezüglich der Einordnung des Verhaltens einzelner weiblicher Personen, wie etwa Gertrud Bäumer, während der NS-Zeit entfacht wurde (vgl. Harik, S. (2004), S. 232, sowie die dort angegebene weiterführende Literatur). Die wichtigsten Publikationen, die sich dem hier relevanten, erstgenannten „Historikerinnenstreit“ zuordnen lassen bzw. in welchen dieser ausgetragen wurde, sind: Koonz, C. (amerikanische Erstausgabe 1987, auf Deutsch 1991), Bezug nehmen hierauf Bock, G. (1989) sowie in Erwiderung auf diese Bezugnahme Koonz, C. (1992). Seit Ende der 90er Jahre hat sich die zuvor mitunter sehr kontrovers geführte Debatte um die Rolle der Frauen im NS-System beruhigt und ist inhaltlich konstruktiver geworden (vgl. den Überblick bei Frietsch, E.; Herkommer, C. (2009b)).

Die Debatte selbst war von zwei, einander vermeintlich unvereinbar gegenüberstehenden, Auffassungen geprägt gewesen. Zunächst war eine feministischen Position der 1970er und frühen 1980er Jahre vorherrschend gewesen, welche den Nationalsozialismus als männlich beherrschtes System deutete, das Frauen unterdrückte (vgl. Steinbacher, S. (2008), S. 116, zum Verlauf der Frauenforschung zum Nationalsozialismus vgl. auch Herkommer, C. (2005), S. 76ff.). Der gegen Ende der 1980er aufkommende „Historikerinnenstreit“ wartete nunmehr mit einer dichotomen Einteilung der weiblichen Bevölkerung während der NS-Zeit in zwei Gruppen auf, Täterinnen und Opfer. Während Gisela Bock den ausgeprägten, nach rassistischen Gesichtspunkten ausgerichteten, Antinatalismus der nationalsozialistischen Frauen- und Geburtenpolitik hervorhob, stellte Claudia Koonz auf eine spezifisch weibliche Mitverantwortung für die NS-Verbrechen ab. Koonz erkannte eine spezielle Form der Täterschaft in der „emotionalen Arbeit“ in den Familien, in welcher sich die Frauen wohl gefühlt, und mit der sie vor allem während des Krieges den Erhalt des NS-Systems unterstützt hätten. Der Vorwurf, die weiblichen „Volksgenossen“ hätten geschlechtsspezifisch zum Erhalt der NS-Herrschaft beigetragen, indem sie nach 1933 ungebrochen in ihrer angeblich spezifischen „weiblichen Sphäre“ als Mütter, Ehefrauen, Hausfrauen tätig gewesen wären und an dieser festgehalten hätten, wurde überwiegend von nichtdeutschen Forscherinnen geäußert (vgl. Frietsch, E.; Herkommer, C. (2009b), S. 29). Nicht ganz unberechtigt wurde demgegenüber die Kritik erhoben, die Vergangenheit würde hier mit dem Fokus auf eine politische Brauchbarkeit für die Gegenwart, genauer für die Untermauerung feministischer Argumentationsmuster betrachtet (vgl. ebd., sowie ursprünglich Bock, G. (1992), S. 400ff.). Letztlich hat sich erwiesen, dass die vereinfachende Dichotomie von „Opfer“ und „Täterinnen“ historiographisch wenig weiterführend ist. Bei genauerem Hinsehen wird zudem offenbar, dass sich die Interpretationen Bocks und Koonz' im Kern keineswegs gegenseitig ausschlossen (vgl. Steinbacher, S. (2008), S. 116), sondern durchaus gegenseitige Anknüpfungspunkte anbieten.

Die Grundlage der angesprochenen Unstimmigkeiten lässt sich mit Ute Benz in der Struktur nationalsozialistischer Frauenpolitik vermuten: „Praktisches Handeln... erwies sich als das effektivste Prinzip zur Einbindung vieler Frauen in den NS-Staat, es funktionierte zur Ausrichtung von Millionen von Frauen auf die Ziele des NS-Staates in der Erziehung und zur Vorbereitung der Bevölkerung auf den Krieg. Und gerade weil die praktische Arbeit so stark in den Vordergrund gehoben

der Frauen- und Geschlechterforschung allzu lange wenig bis gar nicht berücksichtigt hatte (vgl. ebd., S. 9), gelingt es deren aktuellen Vertreterinnen und Vertretern seit Ende der 1990er Jahre zunehmend, die damaligen Handlungsspielräume von Frauen in ihrer Komplexität, welche in ihren Ausprägungen weibliche „Täter, Opfer, Mitläufer, Zuschauer, Widerstandskämpfer, und Helfer“ (Bock, G. (1997), S. 261) hervorbrachte, zu erfassen und das überholte, weil unzureichende Schema einer Dichotomie von Opfer- und Täterschaft nicht verfolgter deutscher Frauen im NS-System abzulösen (vgl. Frietsch, E.; Herkommer, C. (2009b), S. 10 und 30f.).

Das bisher Ausgeführte ermöglicht nunmehr eine grundlegende Bestimmung der nationalsozialistischen Frauenpolitik:

„Ebenso zentral wie die Rassenpolitik für den Nationalsozialismus insgesamt war, war sie auch für seine Geschlechterpolitik. Es gab keine einheitliche Frauenpolitik und kein einheitliches Frauenbild des Nationalsozialismus. Die einzige spezifisch nationalsozialistische Einheitlichkeit von Frauenpolitik und Frauenbild bestand darin, daß sie von der jeweiligen Form und Phase der Rassenpolitik bestimmt wurde. Die Rassenpolitik war gleichsam die unabhängige Variable, die Frauenpolitik war eine von der Rassenpolitik abhängige Variable“ (Bock, G. (1993), S. 308, vgl. hierzu ausführlich dies. (1986), insbesondere S. 299ff.).

Die „deutschblütigen“ Frauen wurden nicht einfach nach einer Mehrheit die gebären sollte und einer Minderheit, der dies untersagt werden sollte, getrennt. Vielmehr untergliederte das Regime erstere weiter:

„(Man) unterschied zwischen Frauen, die gebären sollten, solchen, die gebären durften, solchen, die man trotz Bedenken gebären ließ, und solchen, die nicht gebären durften. (...) Der Minderheit unerwünschter Frauen stand auch nur eine Minderheit solcher gegenüber, die als Mütter wirklich erwünscht waren. Nur den Familien der letzteren sollten die materiellen und immateriellen Förderungen des Pronatalismus zugute kommen“ (Bock, G. (1986), S. 457).

Diese angesprochene Vagheit der rassistischen Exklusionsbestimmungen hatte wiederum deutlich sozialisationsrelevante mentalitätsgeschichtliche Folgen:

„Wie fließend die Grenzen waren, wurde auch in der Bevölkerung wahrgenommen. Ein Rassenhygieniker stellte 1941 eine verbreitete ‚Erbangst‘ fest. Sie sei entstanden, ‚seit die Ergebnisse der menschlichen Erbforschung dem deutschen Volke planmäßig und mit erzieherischen Absichten zur Kenntnis gebracht wurden‘; es handle sich um ‚Minderwertigkeitsgefühle‘ und um ‚bange Beklemmung auch in den völlig gesunden Mitgliedern der irgendwie betroffenen Familien, die sich in schwerleibigen Temperamenten zu Erbhypochondrien zu steigern vermag‘. Manche Frauen hielten

wurde, konnte die weibliche Beteiligung daran damals – und kann sie auch heute – je nach Opportunität in zweierlei Weise gewertet werden: Zum einen als ‚reine‘, d.h. als politisch harmlose Arbeit, die unabhängig von Politik einfach sachlich zu erledigen war; und zum anderen konnte praktische Arbeit als der beste Beweis des Engagements einer Frau für den nationalsozialistischen Staat bzw. für die Volksgemeinschaft, die er zu sein vorgab, gewertet werden. Es ist vollkommen klar, daß die meisten Frauen nach 1945 die praktische weibliche Arbeit nur noch zu ‚reiner‘ Arbeit stilisierten und die einst so wichtige weltanschauliche Einbindung weiblicher Kräfte in der Erinnerung schlicht ausblendeten“ (dies. (1997), S. 16f.).

sich für ‚fälisch‘, ‚ostisch‘, ‚dinarisch überlagert‘ und baten um Sterilisation. Ein Psychiater meinte, die ‚rassenhygienische Erziehungsarbeit‘ müsse vermeiden, ‚daß eine ungerechtfertigte Überbewertung der erblichen Belastung eine passive, fatalistische Weltanschauung‘ und ‚schließlich pessimistischen Verzicht auf Nachwuchs aufkommen lasse“ (ebd., S. 460f.).

Es ist wichtig zu verstehen, dass es sich bei der hier beschriebenen Struktur nicht um einen besonderen Fall der NS-Herrschaft gehandelt hat, welcher etwa nur im Bereich des Rechtswesens oder gar allein der „Eugenik“ zum Tragen gekommen, und damit nur für einen Bruchteil der damaligen weiblichen Bevölkerung und deren Familien von Bedeutung gewesen wäre. Vielmehr handelte es sich um ein allgemeines Wesensmerkmal der NS-Herrschaft, welches höchst sozialisationswirksam den Alltag der weiblichen „Volksgenossinnen“ beeinflusste und deren Inklusion in das NS-System förderte. Dies wird deutlich, wenn man das Beispiel damals verbreiteter Erziehungsratgeber hinzuzieht. Diese NS-typische Ambivalenz, zwischen der kollektiven und propagandistischen Aufwertung der „arischen“ Frau als Mutter einerseits, sowie die, wenngleich meist subtile, so doch allgegenwärtige Vermittlung von Ängsten vor einem biologischen oder sozialen Versagen an dieser Aufgabe und damit verbundener eigener „Minderwertigkeit“, findet sich bis in die damaligen Ratgeber zur Säuglingspflege und Kleinkindererziehung hinein. Mal mit vermeintlich streng naturwissenschaftlicher (Hildegard Hetzer) oder antirationaler (Johanna Haarer) Diktion (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 93ff.) beschrieben die verbreiteten Ratgeber der NS-Zeit die Sozialisation des, auf sich gestellt hilflosen, Säuglings als Kampf um eine erfolgreiche „Lebensbemeisterung“ (vgl. ebd., S. 91ff.), für deren Gelingen insbesondere die Mütter Verantwortung trügen (vgl. exemplarisch ebd., S. 75 und 80).

Neben einer rigiden Säuglingspflege, welche vorgeschriebenen Zeitrhythmen, und keinesfalls empathischen Wahrnehmungen der kindlichen Bedürfnisse folgen sollte, gehörten zum Programm der „Lebensbemeisterung“ auch das Erlernen von Schmerzbewältigung und der angeblich richtige Umgang mit Schwäche (vgl. ebd., S. 97f.). Derartige Deutungen der frühkindlichen Sozialisation waren, für sich genommen, noch nicht spezifisch nationalsozialistisch (vgl. ebd., S. 99). Dies wurden sie nach 1933 vor allem durch ihre propagandistisch-argumentative, vorrangig auf rassistische Deutungsmuster der sozialdarwinistischen Anthropologie abhebende, sowie praktische Zuspitzung im NS-System, deren Verschärfungen sowohl die Opfer nationalsozialistischer Zwangsmaßnahmen (Euthanasie), als auch die alltägliche Ebene des Familienlebens betreffen sollten. Im letzteren Falle wurde den weiblichen „Volksgenossen“ einerseits eine propagandistische Überhöhung der Mutterrolle, sowie damit verbundene Optionen zur Befriedigung psychischer Bedürfnisse (vgl. ebd., S. 88f.) ange-

boten, während ihnen andererseits gleichzeitig eine enorme Fallhöhe suggeriert wurde, falls sie bezüglich ihrer eigenen erbbiologischen Anlagen oder aber hinsichtlich ihrer Erziehungsaufgaben versagen sollten. Im letzteren Falle wiederum drohte ihnen, so vermittelte man ihnen, zum einen ein kindlicher, allein von seiner unkontrollierbaren Triebnatur bestimmter Haustyrann heranzuwachsen (vgl. ebd., S. 89), sowie zum anderen eine Beschämung im Kontext des NS-Systems als Versagerin und Schuldige am Verfall der „rassischen Gemeinschaft“, was schlimmstenfalls zu einer Verfolgung durch selbiges führen konnte. Die Frauen der NS-Gesellschaft sahen sich demnach mit einer Inklusionsvorgabe konfrontiert, welche sie gleichsam propagandistisch-verführend und repressiv-kontrollierend ansprach (vgl. hierzu exemplarisch die Analyse der Ratgeber der Ärztin Johanna Haarer bei Brockhaus, G. (2009), S. 31ff.).

Analysen damaliger familiärer Erziehungspraxen und die diesbezüglichen Reflexionen durch die erziehenden Eltern ergeben, dass sich diese Vorgaben tief und handlungsleitend in deren Bewusstsein eingeprägt haben (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 100ff.). Die Angst vor einer kindlichen Entwicklung zum „Tyrannen“, sowie vor der drohenden biologischen Auslese im NS-Staat sind in Selbstäußerungen damaliger Eltern vielfach direkt und indirekt spürbar (vgl. ebd., S. 104f.).

Im Kontext einer umfassenden Sozialgeschichte würde es überdies einer Gruppendarstellung der Erfahrungen der jüdischen Bevölkerung bedürfen.⁴²⁸ Insbesondere das Schicksal der damals heranwachsenden Juden in Deutschland und hierbei vor allem deren Ausgrenzungserlebnisse in der Zeit bis 1938/39, also bis zum Beginn der massivsten Gewaltrepressionen gegenüber der jüdischen Gemeinde, ist bislang von der historischen Bildungsforschung nur in Ansätzen berücksichtigt worden. Ihre Erfahrungen ließen sich als andere Seite der Verstaatlichung bezeichnen. Sie stellen angesichts der hinter der nationalsozialistischen Judenpolitik stehenden Exklusionsabsicht eine negative (im Sinne der Agitationsrichtung des Regimes, nicht bewertend) Kontrastfolie zur angestrebten Inklusion der „arischen“ Jugend dar. Ihre Erfahrungen im NS-Sozialisationskontext entsprechen in ihrer chronologischen Entwicklung ebenfalls der Struktur, wie sie These 5 vorgibt (vgl. zu diesem Prozess⁴²⁹ Hilberg, R. (1999)

⁴²⁸ Die jüdische Bevölkerung machte 1933 ungefähr 0,5 Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung aus, unter dieser befanden sich 117.000 jüdische Heranwachsende zwischen 6 und 25 Jahren (vgl. Kaplan, M. (2003), S. 140) - hierunter wiederum etwa 58.000 jüdische Jugendliche zwischen 16 und 24 Jahren (vgl. ebd., S. 160).

⁴²⁹ Hilberg hat diese Entwicklung in der knappsten möglichen Form zusammengefasst: „Die Abfolge der einzelnen Schritte des Vernichtungsprozesses sah folgendermaßen aus: Zuerst definierte man den Begriff >Jude<; dann traten Enteignungsmaßnahmen in Kraft; es folgte die Konzentration der Juden in Ghettos; schließlich fiel die Entscheidung, das europäische Judentum auszulöschen. Nach Rußland wurden mobile Tötungseinheiten entsandt, während man im übrigen Europa die Opfer in Vernichtungslager deportierte“ (ders. (1999), S. 56, vgl. zu allem ausführlich

sowie Longerich, P. (1998)). In ihrem Fall stellt diese sich, bei ständigen Ausreißern

Friedländer, S. (1998) und (2006)). Die „Nürnberger Gesetze“ von 1935 definierten „Juden“ in folgenden Kategorien (vgl. Hillberg, R. (1999), S. 84): **Mischlinge 2. Grades:** (Personen mit einem jüdischen Großelternteil); **Mischlinge 1. Grades:** (Personen mit zwei jüdischen Großeltern, die am 15. September weder der jüdischen Religion angehörten noch mit einem Juden verheiratet waren); **Juden** (Personen mit zwei jüdischen Großeltern, die am 15. September der jüdischen Religion angehörten oder mit drei oder vier jüdischen Großeltern) (vgl. diesbezüglich differenzierter ebd., S. 73ff., insbesondere S. 76). Es fällt auf, dass keine unveränderlichen „Rassemerkmale“ ausschlaggebend sein sollen, sondern die religiöse Ausrichtung der Großeltern und das eigene (Heirats-) Verhalten. Diese Kriterien erwiesen sich in der Praxis zudem bald als weder trennscharf noch eindeutig. Es kam diesbezüglich zu einer Vielzahl absurder und schwer zu entscheidender Sonderfälle. Dem entsprach auch die Tatsache, dass die Kinder eines „Mischlings ersten Grades“, wenn gleich sie in der Regel „Mischlinge zweiten Grades“ wurden, theoretisch jeden Status haben konnten, vom „Volljuden“ bis zum „Volldutschen“, jeweils abhängig vom Status ihrer Großeltern (vgl. ebd., S. 437). Eindeutig geklärt, wer „Jude“ sei, war hiermit jedenfalls weit weniger, als es das NS-Regime suggerierte. Dies galt vor allem für die Kategorien der „Mischlinge“. Da diese zunächst von den schwereren Einschnitten und Verfolgungsmaßnahmen ausgenommen waren bzw. diese in abgeschwächter Form erdulden mussten (vgl. ebd., S. 77), erfuhr ihr Schicksal gegenüber dem der „Volljuden“ lange zu wenig Forschungsinteresse (vgl. Jureit, U.; Meyer, B. (1994), S. 21 f., sowie Meyer, B. (1999), S. 9 und 12). Dies ist aus sozialisationstheoretischer Sicht jedoch unberechtigt, da sie ebenfalls deutliche Belastungsmuster, von sozialer Isolierung (vgl. Meyer, B. (2009), über gewaltsame Übergriffe durch das NS-System (vgl. Meyer, B. (1999), S. 52ff., sowie exemplarisch Giordano, R. (2007), S. 141ff. und S. 216ff.) und die Heranziehung zur Zwangsarbeit (vgl. Meyer, B. (1999), S. 192ff.) erdulden mussten. Nachdem sie zunächst einer, als solche in spezifischem Maße belastenden, Ambivalenz ausgesetzt waren, in welcher sie einerseits Ausgrenzung und Gewalt erfuhren, andererseits aber für die Pläne des Regimes funktionalisiert wurden (etwa in den verschiedenen „Diensten“ des NS-Systems), spitzten sich schließlich auch die gegen sie gerichteten Agitationen immer mehr zu. Auch für die „Mischlinge“ wurde während des Krieges „die Furcht vor dem jederzeit möglichen Gewalttod“ mehr und mehr zum „zentralen Lebensgefühl“ (Giordano, R. (2007), S. 145). Bisher existiert lediglich eine, trotz bestehender und dort auch angesprochener Desiderate, umfassende Gesamtdarstellung zum Schicksal der deutschen „Mischlinge“ während der NS-Zeit, die 1999 erstmalig erschienene und gerade (2007) neu aufgelegte Arbeit von Beate Meyer (vgl. dies. (1999)). Einen Einblick in das Leben von jüdischen „Mischlingen“ und „arisch“ – jüdischen „Mischehen“ während der NS-Zeit liefern zudem die Arbeiten von Nathan Stoltzfus (vgl. ders. (2003)) und James F. Tent (vgl. ders. (2007)).

Abschließend sei erwähnt, dass das Regime auch die eigenen Rassenkategorien herrschaftspragmatisch handhabte. Der, letztlich freilich selten vorgekommenen, Tatsache, dass die oberste Regimeführung in Fällen, in denen ihr dies sehr nützlich erschien, „Juden“ aus ihrem Status erheben (vgl. Cornberg, Jobst Freiherr von; Steiner, J. M. (1998), sowie Meyer, B. (1999), S. 157ff.). Gerade bei den so genannten „Mischlingen“ und „Geltungsjuden“ kam es, aufgrund ihrer „besonderen Verdienste um Volk und Reich“, zu einigen „Befreiungen“ von den antisemitischen Regelungen der Nürnberger-Gesetze (insgesamt ungefähr 1300 (vgl. Cornberg, J. F. v.; Steiner, J. M. (1998), S. 186). Eingeleitet wurden solche Verfahren in der typisch selbstherrlichen Willkür der Regimeführung. Diese Einschätzung verdeutlicht schon die entsprechende Schlussfolgerung, welche von Cornberg und Steiner in ihrem Artikel ziehen: „Die ganze Befreiungsregelung, so segensreich sie im Einzelfall auch sein konnte, offenbart doch, wie ungerecht, inkonsequent und menschenverachtend auch diese Seite des NS-Regimes war. Der Göring in den Mund gelegte Ausspruch, ‚Wer Jude ist, bestimme ich‘, oder Hitlers Erklärung im Fall Imhausen, ‚Wenn der Mann die Seife wirklich erfunden hat, dann machen wir ihn zum Arier‘, beleuchten, wie sehr es auf die richtigen Beziehungen ankam und wie sehr das Schicksal einzelner von der Laune des Diktators abhing, die vielfältigen Einflüssen ausgesetzt war“ (ebd., S. 186f.; vgl. zu dieser Struktur auch die, rein nach pragmatischen Aspekten gehandhabten Kategorie der „Schutzjuden“ (vgl. Stoltzfus, N. (2003), S. 112 und 168f.), durch welche Juden, deren Kompetenzen (wie im Fall der jüdischen Physikerin Lise Meisner, der Hitler Schutz, einen Lehrstuhl und die Verleihung des Ritterkreuzes versprochen haben soll, falls sie nach Deutschland zurückkehre und hier Otto Hahn helfen würde, die Atombombe zu bauen (vgl. ebd., S. 169 und 428)) und/ oder Prestige (wie im Falle des Philosophen Karl Jaspers (vgl. ebd., S. 111f.)) dem NS-Regime nützlich erschien, von einigen der diskriminierenden Bestimmungen ausgenommen werden konnten, sowie die Praxis der selten erfolgten (insgesamt in weniger als tausend Fällen) „Gleichstellung“ von „Mischlingen“ mit „Ariern“, welche denselben Bedingungen folgte (vgl. ebd., S. 167ff.)).

massivster physischer Gewaltanwendung bereits während der ersten Phasen, als zunehmend gewaltsame Durchsetzung des nationalsozialistischen Ausgrenzungs- und schließlich Vernichtungswillens dar. Die Juden in Deutschland erlebten diesbezüglich zunächst einen sozialen Tod (vgl. Friedländer, S. (1998) sowie Kaplan, M. (2003)), dann massiver und konzentrierter werdende Gewalt in der Zeit zwischen der so genannten „Reichskristallnacht“ 1938, den beginnenden Deportationen und der Einpferchung in Ghettos (vgl. diesbezüglich zur kindlichen Erfahrung Dwork, D. (1994)) sowie schließlich den Massenmord, zunächst in Form von Massenerschießungen, dann in fabrikmäßiger Form in den „Vernichtungslagern“ im Osten Europas (vgl. Friedländer, S. (2006)).

Aus sozialisationstheoretischer Sicht verdeutlichen die belastenden Erfahrungen der heranwachsenden deutschen Juden das Erklärungspotential des sozial-ökologischen Ansatzes nach Bronfenbrenner, allerdings in negativer Hinsicht. Der Verlauf der gegen sie gerichteten „Ausmerze“-Agitationen des Regimes führte auf der Ebene der Erfahrungen überwiegend dazu, dass für sie nach und nach die, für eine gesunde Identitätsentwicklung notwendigen, Entfaltungs- und Erfahrungsräume (bei Bronfenbrenner „Systeme“) zerstört wurden. Und zwar in umgekehrter Reihenfolge zur Orientierung der sozial-ökologischen Theorie, von den entfernten (diffamierende Propaganda, Rechtswesen, Wirtschaft), zu den unmittelbaren (soziales Umfeld (Freundeskreis etc.), Schule, Familie, letztlich das eigene Leben) Sozialisationsbereichen.

Bezeichnend sind diesbezüglich die Äußerungen der, 1931 in Wien geborenen, österreichischen Jüdin Ruth Klüger, die über ihr damaliges familiäres Aufwachsen nachträglich feststellt:

„Ich war die Jüngste und daher die einzige, die nicht in ein sich erweiterndes Leben hineinwachsen konnte“ (dies. (2005), S. 19).

Für die jüngsten der Betroffenen engte sich die Umwelt nicht ein, sie öffnete sich ihnen erst gar nicht:

„Ich kenne die Stadt meiner ersten elf Jahre schlecht. Mit dem Judenstern hat man keine Ausflüge gemacht, und schon vor dem Judenstern war alles Erdenkliche für Juden geschlossen, verboten, nicht zugänglich. Juden und Hunde waren allerorten unerwünscht“ (ebd., S. 18).

Nach einer sukzessiven Vertreibung aus ihren gewohnten sozialen Bezugsräumen (etwa aus den öffentlichen Schulen (vgl. Feidel-Mertz, H. (1983), Angress, W. (1985), Ortmeyer, B. (1998), Vollnhals, C. (1996), Walk, J. (1991), S. 37ff., Röcher, R. (1992), S. 33ff., Kaplan, M. (2003), S. 140ff.)), folgten erste, dann zunehmende Gewalterlebnisse und schließlich vielfach die Konfrontation mit dem nationalsozialistischen Lager- und Vernichtungssystem (vgl. Deutschkron, I. (1985)).

In der „Reichskristallnacht“, dem Scheitelpunkt zwischen sozialer und physischer Vernichtung, kam es für Tausende betroffener Heranwachsender der jüdischen Gemeinde zu einer solch massiven Zerstörung der intimsten Ausgangspunkte und Rückzugsräume kindlicher Sozialisation (vgl. die Ausführungen zum sozial-ökologischen Ansatz in dieser Arbeit), dass dieser traumatische Schrecken für viele von ihnen ein Leben lang nicht zu verarbeiten, oder zumindest bedrückend präsent blieb:

„Es muß drei oder vier Uhr morgens gewesen sein, als ich durch das Geräusch von zerschellendem Porzellan und Glas aus dem Schlaf gerissen wurde. Wieder und wieder. Zuerst dachte ich, ich träume noch. Diese Geräusche, sie konnten unmöglich aus dem dunklen und noch schlafenden Haus kommen. Mir war, als läge ich minutenlang wach und horche dem Geräusch nach, aber es können nur Sekunden gewesen sein. Jetzt klang es so, als ob der ganze Geschirrschrank umgeworfen und alles in ihm zerschlagen werde. Der Krach kam aus der Küche. Ich weiß nicht, was ich dachte: Einbrecher – ein Erdbeben?

„Lotte!“ Auch sie war aufgewacht, und wir beide flogen aus unseren Betten, aus unserem Zimmer, über den Flur ins Elternschlafzimmer. Aber das war nicht länger unser sicherer Hafen. Mein Vater stand wortlos im Nachthemd neben dem Bett – er hatte uns gerade holen wollen -, meine Mutter saß aufrecht in ihrem Bett, ihr schwarzes Haar fiel über ihre Schultern herab, und ihre Augen waren starr vor Angst. Sie holte uns in ihr Bett und sprach beruhigend auf uns ein. Sekunden später stürmte eine Horde gewalttätiger Ungeheuer ins Zimmer. Ihre Gesichter waren haßverzerrte Fratzen, rot oder bleich, sie brüllten und johlten, stampften mit ihren Schaftstiefeln durchs Zimmer, schauten sich wütend und zähnebleckend um und schwangen ihre Äxte, Vorschlaghämmer, Steine und Messer. Sie rasten durchs Zimmer und zertrümmerten, zerschmetterten, zertrampelten alles. Es schien mir, als ob Hunderte von ihnen durch die Tür gestürmt wären, obwohl es in Wirklichkeit wohl nur ein Dutzend waren. Ein Stuhl landete im Frisierspiegel, und die Scherben flogen durchs Zimmer. Ich duckte mich, als ich sah, wie eines der Ungeheuer brüllend auf ein Gemälde zustürzte, das auf Papis Seite über dem Bett hin[g], und sein hell aufblitzendes Messer schwang. Das Bild, das mein Vater sehr liebte, war wertvoll und stellte eine schöne Landschaft dar. Rund herum war alles in Aufruhr, war ein Höllenkrach und Verwirrung. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit gefesselt. Mein ganzes Sein konzentrierte sich auf meines Vaters ergreifende Gestalt im Nachthemd, dem Gemälde zugewandt, als ob er es schützen wolle. „Das nicht, das nicht!“, hörte ich ihn bitten. Und dann, genauso wie in einem Alptraum, in dem alles im Zeitlupentempo geschieht und in dem man im entscheidenden Augenblick hilflos und gelähmt ist, sah ich, wie ein anderer Nazi einen großen Marmorbrocken der zertrümmerten Frisierkommode hoch über seinen Kopf stemmte. In dem Bruchteil der Sekunde, als er das mächtige Marmorstück mit aller Macht quer durch das Zimmer nach meinem gestikulierenden Vater warf, sah ich ihn schon zerschmettert. Aber mein Vater hatte sich instinktiv geduckt, war neben das Bett gesprungen und beobachtete nun tonlos, wie der Messerschwinger seine Klinge tief in die Leinwand stieß, sie ausschlitze und zerhackte, gerade so, als ob er die mächtige Sommereiche auf dem Bild fällen wolle. Nun wurde die Angst greifbare Wirklichkeit, die Angst um das Leben und die Sicherheit meiner Eltern, die auch meine Sicherheit bedeuteten. Es war, als ob ich ertränke. Ich saß gelähmt und starr vor Schreck im Bett und beo-

bachtete, ohne einen Laut von mir zu geben, wie die Äxte krachend in das aufstöhnende Holz der Kommoden und Kleiderschränke fuhren. Der eine SA-Mann, der das Marmorstück geschleudert hatte, kümmerte sich nicht weiter darum, sondern war schon dabei – Schaum vor dem Mund – einen neuen Sport darin zu finden, Türen und Fensterrahmen zu zerhacken und mit seiner Axt Wände und Dielen zu bearbeiten.

Von nun an wateten die SA-Männer in Scherben und zersplitterten Holztrümmern. Dieses Zimmer, so schien mir, war der Kern ihrer Raserei, obwohl jetzt nur noch drei oder vier von ihnen zurückgeblieben waren. Die übrigen tobten irgendwo anders in der Wohnung ihre Zerstörungswut aus. Hin und wieder drangen die Geräusche aus den anderen Zimmern in mein Bewußtsein, dann wieder waren alle meine Sinne auf den wilden Tumult vor meinen Augen konzentriert. Da es in diesem Zimmer außer dem Bett nichts mehr zu zerstören gab, stürzte sich jetzt ein großes, schwitzendes Untier von einem SA-Mann auf unser Bett, und wieder erlebte ich, was noch nicht geschehen war, aber im nächsten Augenblick geschehen würde; und wieder war ich unfähig, mich zu bewegen oder auch nur einen Laut von mir zu geben. Meine Mutter hatte ihre Beine unter dem Bettlacken ausgestreckt – die Daunendecke war schon längst heruntergerissen und zerfetzt. Da sah ich den Unmenschen seine Axt erheben, drauf und dran, sie mitten ins Bett, genau auf die Beine meiner Mutter zu rammen. Schrie ich? Oder dachte ich nur, daß ich schrie? Und genauso, wie mein Vater sich geduckt hatte, als die Marmorplatte nach ihm geschleudert wurde, genauso zog meine Mutter unwillkürlich ihre Beine an, gerade in dem Augenblick, als die Schneide durch das Bettuch in die Matratze fuhr. Obwohl ich völlig gelähmt war, ätzten sich alle Geräusche und Bilder tief in meine Sinne ein. Ich sehe und höre sie heute noch genauso klar und deutlich wie damals.

Dann kam ein kleiner Mann an unser Bett. Vom Aussehen her glich er den anderen: braunes Hemd, Lederkoppel, Schaftstiefel. Aber er hatte ein Gesicht und keine verzernte Fratze, er hatte menschlich blickende Augen, die unsere Furcht sahen. Er beugte sich nieder und flüsterte: ‚Kinder, guckt nicht hin, guckt nicht hin, Kinder. Macht eure Augen zu. Es tut mir leid. Ich mußte mitmachen.‘

Und irgendwie gelang es ihm, die fanatische Horde der rasenden Bestien aus dem Zimmer in die anderen Räume herauszudrängen, wo sie mit ihrem Vernichtungswerk fortfuhren.

Ganz plötzlich war das Zimmer leer – und wir alle waren noch am Leben. Niemand rührte sich. Der Krach hielt noch eine Weile an, und dann war Stille. Obwohl ich immer noch den Lärm in meinen Ohren hatte, herrschte wirklich Stille, Totenstille. Nur die zertrümmerten Möbel knarrten und ächzten. Wir horchten lange in diese Stille und wagten nicht zu atmen. Wir erwarteten, daß sie zurückkämen, um uns zu töten. Aber sie kamen nicht zurück.

An das, was unmittelbar, nachdem dieser Orkan durch unsere Wohnung gerast war und wieder hinausgefegt war, geschah, kann ich mich nicht mehr klar erinnern, weder an das, was wir dachten, noch an das, was wir sagten oder taten. Zurückgeblieben ist nur eine Reihe von Einzelbildern, unauslöschlich in mein Gehirn eingegraben.

Am deutlichsten, weil am erschütterndsten, ist mir das Bild meines Vaters haften geblieben, wie er, zusammengesunken auf einem Küchenstuhl neben dem Herd, hemmungslos weinte. Mein Herz krampfte sich zusammen und schien dann stehen zu bleiben. Niemals in meinem ganzen Leben

hatte ich meinen Vater weinen sehen“ (Bericht der damals 12jährigen Hannele Zürndorfer über ihre Erlebnisse in Düsseldorf (zitiert nach dies. (1997), S. 71ff.).

Aus Sicht einer Erfahrungsgeschichte, wie sie hier unternommen wird, lässt sich auch das Durchleben eines solchen Massakers aus Opferperspektive (vgl. hierzu auch Dollinger, H. (1987), S. 125f. sowie Stargardt, N. (2006), S. 170ff.) als bloßer ausführlicher Erlebnisbericht wiedergeben, der das damit verbundene Traumatisierungspotential unmittelbar augenscheinlich werden lässt. In einem zutiefst erschütternden autobiographischen Bericht erzählt der, 1928 geborene, litauische Jude Solly Ganor, wie ihm ein Freund berichtet, wie er der Hölle einer solchen Massenerschießung im Oktober 1941 im litauischen Kaunas entkommen konnte (vgl. ders. (1998), S. 112ff.):

„>(…) Auf Befehl des Offiziers gingen die Deutschen und Litauer auf uns los. >Lauf, lauf ihr Juchenschweine<, riefen sie und schlugen uns mit Stöcken und Gewehrkolben. Die Hunde stürzten sich auf die Langsamen und rissen ihnen das Fleisch aus Beinen und Gesäß. In wilder Panik begannen wir zu rennen, die Wachen und Hunde hinter uns her. Man konnte sehen, wie die Körper dampften, als sie uns um die Mauer jagten. Dann bogen wir um die Ecke und sahen Dutzende und Aberdutzende von Maschinengewehren rings um ein offenes Feld aufgestellt. Sie feuerten in eine riesige Grube. Ich hörte, wie darin geschrien wurde. Ich wurde fast verrückt vor Angst. Ich wollte stehen bleiben, weglaufen, fliehen, doch eine Masse wild stürmender nackter Körper drängte sich um mich wie eine Zwangsjacke.

Deutsche und Litauer mit aufgekrepelten Ärmeln und roten Gesichtern luden und schossen in die Menge. Aus ihren Gewehrläufen blitzte es gelb. Ein Schleier aus blauem Rauch trieb über dem Feld. Es war eine Höllenszene. Heisere Rufe, schrilles Frauengeschrei, brüllende Kinder und Babys, Hundegebell. Es stank nach Schweiß und Pisse und Scheiße. Ich sah einen bärtigen Mann an der Grube stehen, die Fäuste gen Himmel erhoben. >Juden!< schrie er. >Da ist kein Gott! Da oben sitzt der Teufel!< Er sah meinem alten Rabbi sehr ähnlich. Blut strömte an seinem Körper herunter, und sie schossen unentwegt auf ihn, aber er blieb da stehen und schrie in den Himmel.

Wir hatten die Grube erreicht. Da lagen tausende von Körpern, einer auf dem anderen, die wanden sich und schrien und flehten die Deutschen an, es endlich zu Ende zu bringen. Es war die Hölle. Die Hölle.< Kuki sang jetzt beinahe. Ich glaubte verrückt zu werden.

>Wir standen direkt vor den Gewehren. Kugeln zischten um mich her wie wütende Bienen, doch alles, was ich spürte, war das Gedränge hinter mir. Ich bemerkte, wie ich fiel. Lena hing mir noch am Arm. Sie hatte mich gepackt mit einer unheimlichen Kraft. Entsetzen lag in ihren Augen. Sie versuchte, etwas zu sagen. Doch da kam nur ein krächzender Ton über ihre Lippen. In ihrer Kehle erschien ein klaffendes Loch. Ein Blutstrom schoß aus ihrer Brust. Dann spürte ich etwas Schweres auf meinen Kopf fallen. Das schlug mich nieder in eine gnädige Bewusstlosigkeit.<

Während Kuki weitersprach, wie leiernd, glaubte ich mich in die Szene hineingezogen, gegen meinen Willen... (...) Kuki... war in dieser Grube und er zog mich mit sich hinein.

>(…) Ich zwang mich, aufzuwachen. Doch bevor ich ganz wach war, erkannte ich, daß ich gar nicht wirklich aufwachen wollte. Ich versuchte, Luft zu bekommen, aber da war keine. Irgend etwas ungeheuer Schweres lag auf meinem Kopf und drückte mein Gesicht in etwas Weiches, Kaltes.

Diese Rückkehr in die Wirklichkeit war die grauenhafteste Erfahrung, die man sich vorstellen kann. Denn die Wirklichkeit war, daß ich lebendig begraben war.

Das ganze Massaker kehrte in all seinen Einzelheiten in mein Gedächtnis zurück. Ich verstand nicht, wieso ich am Leben war. Wie durch ein Wunder mussten alle Kugeln mich verfehlt haben. Ich versuchte, mich freizustrampeln, aber ich war wie festgenagelt unter einem schweren Körper, der sich nicht einen Millimeter weit bewegte. Mein rechter Fuß schien von irgend etwas unter mir gefangen. >Warum ich, mein Gott?< dachte ich, und Panik überfiel mich. >Warum konnte mich nicht eine Kugel mitten durchs Herz treffen?< Wieder versuchte ich, zu strampeln und mich hochzustemmen, doch ich war völlig eingezwängt und hatte einfach keine Kraft mehr. Und da erreichte mich irgendwie ein Luftzug. Wo kam die Luft her? Die Finsternis war die des Grabes, aber irgendwoher bekam ich etwas Luft. Es gelang mir, meinen Kopf um ein paar Zentimeter zu bewegen, genug, um Mund und Nase zu befreien, und da war Luft – kühle, herrliche Luft.

Ich begriff, daß ich zwischen Leichen eingezwängt war. Mein Kopf ruhte offensichtlich auf einer Brust. Die große, kalte, tote Brust einer Frau. Wieder glaubte ich, den Verstand zu verlieren. Ich kämpfte wie wild. Der Körper über mir bewegte sich langsam, und plötzlich war mein rechter Arm frei. Ich drehte den Hals und versuchte, im Dunkeln etwas zu erspähen. Da sah ich die Sterne. Ich wagte nicht, meinen Sinnen zu trauen, und schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, waren sie noch da, die Sterne am Himmel. Das war ein so schöner, bewegender Anblick... Ich war sicher zu träumen. Ich zwang mich, klar zu denken. Das mußte mehr als ein Körper über mir sein, sonst würde es sich nicht so schwer anfühlen. Es mußte Nacht sein, denn ich konnte die Sterne sehen. Die Grube war also offen. Aber warum?

Dann fiel mir ein, daß es beinahe Abend war, als sie uns erschossen hatten. Wahrscheinlich hatten sie nicht mehr die Zeit, das Grab vor Anbruch der Dunkelheit zuzuschütten.

Eine neue Panikwelle überschwemmte mich. Warum mußte ich als einziger überleben? War ich auserwählt, hier zu liegen und darauf zu warten, daß sie mich lebendig begruben? Wie zur Antwort auf meine Fragen vernahm ich Geräusche, die mir das Blut gefrieren ließen. Klagen wie von einem Baby, weiter entfernt der Schrei eines Mannes: >Mörder! Mörder! Kommt und macht eure Arbeit fertig!< Das Baby weinte jetzt, darüber hörte ich gedämpftes Stöhnen. Mein Gott, dachte ich, wie viele von uns gedachten diese Bastarde lebendig zu begraben? Dann bewegte sich etwas unter mir, und ich konnte meinen anderen Arm befreien. Mir dämmerte, daß der Körper, der mich ein-klemmte, auch noch leben mußte. Er war noch warm. Ich begann, ihn anzuschieben mit all meiner Kraft. >Leben Sie?< schrie ich. >Können Sie mich hören?< Endlich bewegte er sich. Er stöhnte. Ich fuhr fort zu rufen und zu schieben, bis er anfang zu reden. >Wo bin ich? Was ist passiert?< Es war Jablonsky. Er war direkt hinter mir gewesen, als sie uns zur Grube gejagt hatten. Er mußte mich vor den Schüssen abgeschirmt haben. Ich brüllte weiter auf ihn ein und flehte ihn an mir zu antworten. >Kuki?< gab er endlich zurück. >Kuki, bist du das? Was ist passiert? Wieso leben wir noch?< >Herr Jablonsky, können Sie sich bewegen? Sie liegen auf mir. Ich bekomme keine Luft mehr. Ich bin nicht verwundet.< Ich spürte eine leichte Bewegung.

>Es geht nicht Kuki<, jammerte Jablonsky, >ich kann mich nicht rühren.< >Bitte, Herr Jablonsky, bitte<, flehte ich, >Um Gottes Willen, versuchen Sie es.<

>Ich kann nicht, sagte ich dir. Ich schaffe es nicht! Mein Gott, Sie werden uns lebendig begraben.<
Panik war in seiner Stimme, Ich fürchtete, er würde wieder ohnmächtig, darum blieb ich eine Weile still. Ich hörte ihn keuchen und nach Luft schnappen. Dann, einen Augenblick später, sagte er: >Kuki, wenn du nicht verwundet bist, mußt du abhauen. Du mußt zurück und ihnen erzählen, was sie hier tun. Du mußt sie warnen. Es ist würdelos so zu sterben. Sie müssen kämpfen. Sie haben nichts zu verlieren. Du mußt das tun, Kuki. Versuch unter mir wegzukommen.<

Ich spürte, wie er seine Muskeln anspannte, wie er versuchte, sich zu bewegen. Ich stemmte und schob, so gut ich nur konnte. Doch es war nutzlos. Also ließ ich mich wieder fallen und versuchte, meine Kräfte neu zu sammeln. Wir keuchten beide. Plötzlich hob sich etwas unter uns, als ob der Boden selber sich bewegte. Irgendwo nah bei uns schrie ein Mann.

Dann hörte es auf. Ich spürte, wie Jablonsky sich etwas zur Seite schob. Ich tastete im Dunkeln umher und fühlte einen Kopf. Das Gesicht war kalt und klamm. Lange Haare. Der Körper einer Frau. Ich betete zu Gott, es möge nicht Lena sein. Ich drückte mit aller Kraft. Schließlich hörte ich ein Knacken, als ob das Genick zerbrechen würde. Ekel und Entsetzen stiegen in mir auf. Ich konnte nur noch daran denken, aus dieser Grube zu entkommen. Hektisch begann ich, an allem zu ziehen und zu zerren, was ich nur erreichen konnte.<

Diese letzten Sätze brachten mich so außer Fassung, daß ich zum Fenster stürzte und mich übergab. (...) >Ich kämpfte so lange, bis ich meinen ganzen Körper herausziehen konnte. Nach all dieser Anstrengung war ich völlig erschöpft. Ich lag oben auf all diesen Körpern und rang nach Luft. Millionen von Sternen sahen auf mich herab. Es war eisig kalt.

Wieder hörte ich ein Stöhnen und gurgelnde Geräusche aus der Grube. Die Masse an Körpern unter mir fühlte sich an wie ein einziges, lebendiges, sich windendes Wesen. Ich glaubte, verrückt zu werden. Was tat ich hier? Warum strengte ich mich bloß so an, mich zu befreien? Ich spürte, wie die Kälte sich in meine nackte Haut biß. Warum nicht liegenbleiben und erfrieren und alles hinter mir haben? (...)

Ich heulte, aber Jablonsky ließ mich nicht in Ruhe. >Du mußt noch etwas tun. Bevor du gehst, mußt du mich töten. Ich weiß, daß es schrecklich ist, worum ich dich bitte. Trotzdem, Kuki, bitte. Bitte, laß sie mich nicht lebendig begraben.<

Es verschlug mir den Atem. Ich flehte ihn an, so etwas nicht von mir zu verlangen, aber er sagte nur immer wieder: >Du mußt, Kuki, du mußt.< Ich griff nach jedem Strohalm. >Wie soll ich das machen?< fragte ich, >mit bloßen Händen? Soll ich alle heraussuchen, die noch leben, und jeden einzelnen töten?<

Einen Moment lang war es still. Dann fing er wieder an, in einem ernsten Ton jetzt, als wäre es eine normale, vernünftige Unterhaltung. >Es wäre nur menschlich, sie alle aus ihrem Elend zu befreien, aber ich weiß, daß das unmöglich ist. Du schiebst jetzt den Körper über mir auf mein Gesicht. Du mußt fest zudrücken. Es wird nicht lange dauern.< Wieder schweig er eine Weile. Dann sagte er: >Ich bin bereit. Leb wohl mein lieber Junge. Alles Gute.<

Es war wahnsinnig. Ganz ruhig hatte er sich einen Plan für seinen eigenen Tod zurechtgelegt. Es ging mir gegen jeden Instinkt, aber wie hätte ich es ihm verweigern sollen? Schließlich tat ich, was er verlangt hatte. Es war der Körper eines Kindes, mit dem ich ihn erstickte. Der Körper eines Kindes... Danach war mir alles egal. Es gelang mir, mich aus der Grube zu hieven. (...) Auf einmal

überfiel mich unendliche Traurigkeit. Ich fing an zu weinen, und weinte, und konnte nicht mehr aufhören. Ich wollte in meinem Bett in Kaunas aufwachen. Ich wollte meine Mama. Wenn ich nur zu ihr könnte und meinen Kopf in ihren Schoß legen, dann wäre alles gut. >Mein Kuki ist so verwöhnt<, sagte sie immer, >wenn er anfängt zu weinen, kann ich ihm nichts abschlagen.< >Mama, sieh mich jetzt!< brüllte ich. >Sieh mich an, Mama. Dein verhätschelter Kuki liegt auf einem Kleiderstoß von Toten, halberfroren, selbst dem Tod entkommen. Ist das wohl Grund genug zum Heulen?< In dem Moment war es mir völlig egal, ob mich jemand hörte. (...)< Er war fertig. Wir saßen nur da, lange, schweigend. Ich wußte nur eines gewiß: Keiner von uns würde von nun an noch derselbe sein“ (Ganor, S. (1998), S. 119ff.).

Dass dieses furchtbare Erlebnis die Bedingungen dessen erfüllte, was die Psychologie später sachlich eine „Extremtraumatisierung in der Pubertät“ (Gäßler, K. (1993)) nannte und deren biographische Folgen aus psychiatrischer Sicht eruierte, wird bereits beim einfachen Lesen des Berichts unverkennbar deutlich.

Die physische Vernichtung allen jüdischen Lebens in Europa durch das nationalsozialistische Deutschland und dessen Handlanger hatte begonnen. Sozialisation als Persönlichkeitsentwicklung spielte für die damals heranwachsenden Juden kaum mehr eine Rolle, es konnte vielmehr nur noch darum gehen, das nackte, wie auch immer physisch und psychisch beschädigte, Leben zu retten.

Dem Vernichtungsprozess durch das NS-Regime fielen insgesamt wenigstens 5,29 Millionen Juden zum Opfer, wahrscheinlich aber ungefähr 6 Millionen. Darunter 2,7 Millionen polnische sowie 2,1 sowjetische, 550.000 ungarische, 200.000 rumänische, 160.000 deutsche, 143.000 tschechoslowakische, 102.000 niederländische, 76 134 französische, 65.000 österreichische, 60.000 jugoslawische, 59 185 griechische und 28 518 belgische Juden (vgl. hierzu ausführlich Benz, W. (1991), S. 15ff.).⁴³⁰

Eine exakte Feststellung der jüdischen Opferzahlen ist trotz verschiedener Berechnungen nicht möglich (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 806f.). Detaillierte Analysen liefern Raul Hilberg (vgl. ders. (1999), S. 1280ff.), der mit seiner Schätzung von 5 100.000 Opfern am unteren Ende der Skala liegt, sowie Wolfgang Benz (vgl. ders. (1991)), der, wie oben angegeben, auf einen Minimalwert von 5 290.000 und einen Maximalwert von etwas über 6 Millionen Opfer kommt.

In jedem Fall waren unter den Opfern des Holocaust anderthalb Millionen Heranwachsende, die zum Zeitpunkt ihrer Ermordung jünger als 14 Jahre waren. Weit erfolgreicher als mit ihren Plänen zur „arischen“ Nachwuchsförderung waren die Nationalsozialisten bei dem Unterfangen, einer stigmatisierten Minderheit in Europa dessen nachwachsende Generationen zu rauben.

⁴³⁰ Verlässliche Statistiken über die Größenordnung, in welcher Sinti und Roma ermordet wurden, existieren nicht. „Ihre Zahl kann eine halbe Mio betragen haben“ (Herbst, L. (1996), S. 398). Zu den Verfolgungserlebnissen junger Sinti und Roma vgl. Bamberger, E.; Ehmann, A. (1995)).

Abschließend sei auf einen Sachverhalt verwiesen, dem die historische Bildungsforschung mehr Aufmerksamkeit widmen sollte. Es geht um das Phänomen, dass selbst unter den repressiven Lebensbedingungen der nationalsozialistischen Judenverfolgung – zumindest bis zu deren letzter Phase des organisierten Massenmordens – Bildung nicht nur als Ablenkung, Identitätsstärkung und Förderung von den erwachsenen Juden initiiert, sondern auch von den Kindern, denen man sie angedeihen ließ, positiv aufgenommen wurde. Dies galt bis in die Ghettos hinein (vgl. Dwork, D. (1994), S. 202). Bildung ist hierbei sowohl in einem erweiterten Sinne, als bildende Beschäftigungsangebote (hierzu konnten etwa auch Gemeinschaftsspiele gehören), aber auch im Sinne Klafkis Allgemeinbildungskonzept, sowie im unmittelbaren Sinne von stofflicher Bildung und Unterricht zu verstehen. Berichte über solche Bildungsinitiativen angesichts einer ausgrenzenden und feindlichen Umwelt finden sich in vielen Darstellungen der NS-Judenverfolgung und beziehen sich hier auf die unterschiedlichsten Kontexte jüdischen Lebens während der NS-Zeit, von den Familien bis zur organisierten Bildung in den jüdischen Gemeinden und Ghettos (vgl. ebd., S. 130ff. und 185ff., Kaplan, M. (2003), S. 224, Friedländer, S. (2006), S. 176f., 412 und 615, Zimmermann, M. (2008), S. 124f., auf den Bereich der Kultur bezogen Dahm, V. (1996) sowie aus persönlicher Erfahrung Elias, R. (1995), S. 97ff. und Klüger, R. (2005), S. 100). Sie werden hierbei allerdings zumeist sporadisch erwähnt, verschaffen dem Leser eine erleichternde Verschnaufpause, indem angesichts all der Verfolgungsgewalt einmal von etwas Erbaulichem, Förderlichem die Rede ist. Die Bedeutung, welche dieser Befund nicht nur bildungshistorisch, sondern auch bildungskonzeptionell haben kann, weist er doch das Förderpotential von Bildung nicht nur im Sinne von Karriere, sondern auch von allgemeiner Lebensgestaltung und Lebensmeisterung aus, wurde von den zuständigen Wissenschaften bisher kaum wahrgenommen. Weitgehend unbekannt ist, dass sich selbst unter den jederzeit lebensgefährlichen Bedingungen eines Untertauchens deutscher Juden in Berlin während der letzten Phasen des Holocaust junge Juden heimlich und als „Arier“ getarnt in Gruppen trafen, um gemeinsam Bildungserlebnisse (Ausflüge, Unterricht, religiöse Feiern etc.) zu initiieren und zu teilen (vgl. exemplarisch Schwersenz, J. (1988)⁴³¹).

Schon diese knappen Ausführungen verdeutlichen das Erkenntnispotential, wie es sich aus einer solchen Herangehensweise an eine differenzierende, zugleich aber tradierte Differenzmythen dekonstruierende Analyse bestimmter Bevölkerungssegmente und deren Alltagsleben während der NS-Zeit für ein tieferes Verständnis der NS-Sozialisationskontextes insgesamt ergibt. Ohne hier ausführlich auf die Ansätze

⁴³¹ Ich danke Miriam Düssel für den Hinweis auf dieses Buch.

der regional- und milieuspezifischen Analyse der NS-Zeit eingehen zu können, sei gesagt, dass die gewählte Analyseperspektive aus sozialisationstheoretischer Sicht deren forschungsmethodologische Essenz darstellt.

Denn, mit Lepsius lassen sich zwar vier relativ geschlossene Sozialmilieus benennen (das katholische Sozialmilieu, das sozialdemokratische Arbeitermilieu, das konservativ-protestantische sowie das liberale Milieu (vgl. ders. (1966))), die bis in die Nachkriegszeit identifizierbar blieben. Diese erlauben aber aufgrund der oben angedeuteten Einschränkungen, trotz zu konstatierender Schwerpunkte, keine unmittelbaren und verallgemeinernden Rückschlüsse auf das jeweils milieuinterne Verhältnis zum Nationalsozialismus. Letztlich kann resümiert werden:

„>Die beiden analytischen Konzepte >Milieu< und >Region< sind zwei >weiche< erkenntnistheoretische Vorstellungen, die durch ihre relative Offenheit eine thematisch breite Untersuchung des sozialistischen Milieus unter der nationalsozialistischen Herausforderung zulassen. Der Schnittpunkt zwischen >Region< und >Milieu< ist die Lebenswelt<“ (Phillip Koch und Joachim Meynert, zitiert nach Szejnmann, C.-C. W. (2003), 49).

In der vorliegenden Arbeit wurde eben jene Ebene der Lebenswelt gewählt, um Spezifika des Alltagslebens unter der NS-Diktatur darzustellen. Die Gruppenskizzen sind demnach nicht primär als Segmentierungskriterien damaliger Erfahrungs- und Handlungsmuster zu verstehen, sondern als spezifische und differenzierende Zugänge zur Lebenswelt der damaligen Gesamtbevölkerung, welche es erlauben den oben benannten Erkenntnisinteressen im Verbund nachzugehen. Die einzelnen Gruppen sind nicht als solche, sondern als Repräsentanten bestimmter Zuschreibungen durch das Regime, sowie auch durch die deutsche Öffentlichkeit nach 1945 ausgewählt worden. Eben diese Charakterisierungen sollen im Folgenden mit der komplexen Realität ihrer damaligen Alltagserfahrungen kontrastiert werden.

Dies soll im Folgenden anhand der Darstellung einiger Agitationsmuster geschehen, mit denen das NS-Regime in spezifischer (sowohl für die NS-Politik im Allgemeinen, als auch für deren konkrete Pläne mit der betreffenden Bevölkerungsgruppe im Besonderen) an die Gruppe der damals Heranwachsenden herantrat.

3.3.6.1. Der NS-Kontext und seine spezifische Bedeutung für eine Sozialisation damals Heranwachsender

Bewusst wurde an dieser Stelle nicht die „Hitlerjugend“ als Gegenstand einer vertieften Darstellung des Jugendlebens unter der NS-Herrschaft gewählt, da zu ihrer Geschichte und zu den nationalsozialistischen Bemühungen, mit Hilfe der „Jugendorganisation des Führers“ die nachkommenden Generationen dauerhaft in das NS-System

zu inkludieren, bereits einige ausführliche Analysen vorliegen (vgl. allgemein Klönne, A. (2003), Kater, M. (2005) sowie spezifisch zur männlichen „HJ“ sehr detailreich Buddrus, M. (2003), zum „BDM“ Miller-Kipp, G. (2002) und (2002) sowie die Beiträge in Reese, D. (2007)).

Die Entwicklung der „HJ“ während der NS-Zeit⁴³² entspricht in ihrer Struktur dem Muster, wie es unter These 5 vorgestellt wurde. Von einer propagandistischen Verführungsstrategie, über die Ausübung latenten Drucks, die sukzessive Steigerung (quantitativ und qualitativ) einer vormilitärischen Ausbildung in der „HJ“⁴³³ und die Etablierung einer zunehmend zur Teilnahme verpflichtenden „HJ-Gesetzgebung“ (Gesetz von 1936⁴³⁴, entsprechende Durchführungsverordnungen von 1939⁴³⁵), welche der Konsolidierungsphase der NS-Herrschaft zuzurechnen ist, da sie vor Kriegsausbruch erfolgte (vgl. Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 98, Klönne, I. (1998b), S. 13 sowie Klönne, A. (2003), S. 36), bis zu einer verschärften „Strafordnung“, die unerlaubtes Fernbleiben oder attestiertes Fehlverhalten im Dienst scharf ahndete, sowie schließlich einer immer grenzenloseren Heranziehung der weiblichen und männlichen „HJ-

⁴³² Im Bereich der Jugendpolitik der Weimarer Republik hatten die NS-Jugendverbände, darunter auch die 1926 gegründete Hitler-Jugend, eine allenfalls marginale Rolle gespielt, was ihren Einfluss und ihre Mitgliederzahl anbetraf (vgl. Keim, W. (1995), S. 124ff., Klönne, I. (1998b), S. 8f., Wippermann, W. (1998), S. 151, Dudek, P. (2002), S. 344). Zur Frühgeschichte der „Hitlerjugend“ vgl. ausführlicher Giesecke, Hermann (1981), S. 169ff., Klönne, A. (2003), S. 15ff. sowie Kater, M. (2005), S. 7ff.; zu jener des „BDM“ vgl. zudem Jürgens, B. (1994).

⁴³³ Wie unmittelbar diese „Geländespiele“ vor allem während des Krieges vormilitärischen Charakter einnehmen konnten und mit entsprechenden Intentionen konzipiert wurden, verdeutlicht exemplarisch ein „Ausbildungsplan für den Schieß- und Geländedienst“ der Berliner „Reichsjugendführung“ von 1940 (abgedruckt in Schreckenber, H. (2003), S. 326). Bereits während der dreißiger Jahre gab es an den samstäglichen „HJ-Sportnachmittagen“ neben den obligatorischen Schießübungen auch regelmäßige Übungen im „Handgranatenzielwurf“ mit überaus detailgetreu nachgebildeten Attrappen (vgl. den Hinweis in ebd.). Prinzipiell entsprach die gesamte Erziehung innerhalb der „Hitlerjugend“ einer primär körperlichen, aber zugleich auch geistigen Vorbereitung auf den Krieg – der eigentlichen „Zieldimension nationalsozialistischer Erziehung“ (Lingelbach, C. (1987), S. 118, vgl. auch Buddrus, M. (2003), S. 175, der Lingelbach zitiert und diesen Aspekt der „HJ-Erziehung“ zu Recht besonders hervorhebt) –, welcher wiederum als notwendiger Teil des alles bestimmenden „Rassenkampfes“ interpretiert wurde (vgl. These 1). Mit ihrer Breitenwirksamkeit und ihrer klar nationalsozialistischen Ausrichtung wurde die „HJ“ mittels der in ihr ablaufenden und durch sie organisierten „sportlichen Mobilmachung der deutschen Jugend“ (zitiert nach Buddrus, M. (2003), S. 175) zur entscheidenden Institution auf dem Weg zur angestrebten Formierung „politischer Soldaten“ (zitiert nach ebd.), wie sie sich das NS-Regime entsprechend seiner Ideologie vorstellte. Dass die zunehmend raumgreifende kriegerische Ausbildung, vor allem der Jungen, keineswegs nur spielerisch war, offenbarten nicht nur die folgenden Entwicklungen der nationalsozialistischen Jugendpolitik während des Zweiten Weltkrieges (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 27ff.), sondern zeigte ebenso eine Statistik, die darauf verweist, dass sich bereits vor Ausbruch des Krieges, nämlich bis ins Jahr 1939, 649 Todesfälle innerhalb der „Hitlerjugend“ ereignet hatten (vgl. Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 128). 139 Jungen waren ertrunken, 257 bei Verkehrsunfällen ums Leben gekommen, 43 bei Sportunfällen, 14 im Geländespiel, 35 durch eine Erkältung und 27 waren gar durch eine Schusswaffe getötet worden.

⁴³⁴ Zu finden in Schönfelder, H. (1943), S. 1, vgl. auch Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 113f., Hofer, W. (2004), S. 87f. sowie Jahnke, K.H. (2003), S. 124f.

⁴³⁵ Zu finden bei Schönfelder, H. (1943), S. 2, vgl. auch Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 137ff.; Boberach, H. (1990), S. 40 (dort teilw. Abdruck des Originaldokuments) sowie Jahnke, K.H. (2003), S. 162ff.

Angehörigen“ für zunehmend gefährliche, überfordernde und sinnlose Kriegseinsätze.⁴³⁶

Das Regime widmete sich der angestrebten Inklusion der „arischen“ Kinder und Jugendlichen mit besonderer Intensität. Motiviert wurden diese Aktivitäten durch die Auffassung des Regimes, dass man zwar sämtliche „Volksgenossen“ nicht zuletzt auch durch „Erziehung“ kontrollieren solle, eine umfassende und Erfolg versprechende „Erziehung zum Nationalsozialisten“ hierbei jedoch vor allem dort einzusetzen hätte, „... wo der Mensch noch beeinflussbar“ sei, „also in seiner frühesten Jugend“ (Richtlinien der „HJ“ aus dem Frühjahr 1934, zitiert nach Buddrus, M. (2003), S. 176, vgl. auch ebd., S. 61). Gegenüber dieser eindeutigen Intention des NS-Regimes wurde die politische Sozialisation der Jugend unter dem Nationalsozialismus nach 1945 als Gegenstand wissenschaftlicher Analysen lange vernachlässigt und erst seit den 70er Jahren verstärkt aufgegriffen (vgl. Klönne, A. (1993), S. 218, 220f.).

⁴³⁶ Die unterschiedlichen Kriegsdienste von „BDM“ und „HJ“ sind bisher, insbesondere für die letzte Kriegsphase nur unzureichend erforscht. Vgl. für eine Aufzählung dieser Dienste für den „BDM“ Willmot, L. (2007), sowie für die männliche „HJ“ Buddrus, M. (2003), S. 44ff. und neuerdings in hoher Dichte zusammenfassend ders. (2010). Mit zunehmender Kriegsdauer kam es zu einer Erosion des herkömmlichen „HJ-Dienstes“, schließlich zu dessen fast vollständigem Zusammenbruch. Was zunächst 17-Jährige, später noch 15- bis 16-Jährige und schließlich noch Jüngere (vgl. exemplarisch für die „Luftwaffenhelfer“ Tewes, L. (1989), S. 37ff.) im Kriegseinsatz erlebten – eingesetzt als „Schülersoldaten“, „Wehrmachthelferinnen“, „Flak-“, „Marine-“ und „Luftwaffenhelfer“, „Wehrmachtsoldaten“, junge „Waffen-SS-Männer“ sowie in den letzten Tagen und Wochen als „Volkssturm“ oder „SS-Werwölfe“ –, welche Schrecken sie selbst erfuhren, zu welchen Gewalttaten sie selbst genötigt waren oder sich hinreißen ließen, welche Mentalitäten sie damals geprägt haben und wie bzw. ob sie diese Erfahrungen verarbeiten konnten, all dies wurde von der geschichts- und sozialwissenschaftlichen Forschung lange Zeit wenig beachtet (vgl. Tewes, L. (1989), S. 1), ist aber mittlerweile zum Gegenstand einschlägiger Forschungsarbeiten geworden (vgl. Schörken, R. (1985), Bude, K.-H. (1987), Tewes, L. (1989), Schörken, R. (1999), Norbisrath, G. (2000) sowie Kater, M. (2005), S. 143ff.). Dennoch bleibt dieser Aspekt des „Dritten Reiches“ ein Forschungsdesiderat (vgl. Jahnke, K.-H. (1993) sowie Miller-Kipp, G. (2002), S. 303).

Das Fazit zur strukturellen Ausrichtung der „HJ“ lässt sich klar und ganz im Sinne der hier vorgebrachten Argumentation ziehen: „In der Umformung nahezu aller Arbeitsbereiche eines gigantischen, schon im Frieden präformierten Organisationszusammenhangs auf die Belange des Krieges lag das eigentliche, wenngleich äußere Kennzeichen des Übergangs vom Frieden zum Krieg; zugleich aber erfuhr die HJ als Organisationsmechanismus erst in dieser und durch diese Transformation ihre eigentliche Bestimmung. Die im Laufe des Krieges immer ausschließlichere Ausrichtung der gesamten Jugendarbeit auf die Unterstützung der Kriegsführung... dokumentiert augenfällig, dass ‚der Krieg‘ die eigentliche Zielsituation der nationalsozialistischen Jugenderziehung gewesen ist“ (Buddrus, M. (2010), S: 241). „Der ‚Faktor Jugend‘ – und darin bestand die Chance für das Regime und die Gefahr für die Jugendlichen – war die einzige Kraft, die weitgehend kostenneutral, ohne tiefere Vorkenntnisse, aber mit beliebig zu mobilisierendem und zu instrumentalisierendem Idealismus und breitem ‚Anlernpotential‘ in nahezu allen Bereichen eingesetzt werden konnte“ (ebd., S. 242). Waren die erfahrenen Belastungen nicht zu hoch, konnte sich diese neue Schwerpunktsetzung jedoch zunächst weiter inklusionsfördernd auswirken: „Die Übernahme militärisch, ökonomisch und politisch notwendiger und ergebnisträchtiger Aufgaben im Kriegseinsatz der Jugend vermittelte dem bis dahin häufig sinnlosen HJ-Aktivismus einen tieferen Realitätsbezug. Der Dienst, die Forderung nach Einsatz und Opferbereitschaft, liefen nun nicht mehr ins Leere, und die bislang schon praktizierte Militarisierung des gesamten jugendlichen Lebens erfuhr gerade jetzt ihre Erfüllung und avancierte zur Alltagswirklichkeit“ (Buddrus, M. (2003), S. 132).

Damit diese Zukunft einer „Volksgemeinschaft“ unter nationalsozialistischer Führung auch bestimmt den Vorstellungen der Regimeoberen entspräche, wollten diese Maßnahmen ergreifen, welche erneut ihren bereits geschilderten Handlungsstrukturen entsprachen: Kinder und Jugendliche sollten kontrolliert, indoktriniert⁴³⁷ sowie für die Ziele der „völkischen Weltanschauung“ und der Sicherung der NS-Herrschaft funktionalisiert werden. Diesbezüglich ist man sich in der aktuellen Forschung zum Thema Erziehung während der NS-Zeit weitestgehend einig, dass die zeitgenössische Jugend als Hoffnungsträger des NS-Regimes von Regimeseite mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht wurde und man dort nach der Machtübernahme bemüht war, sie möglichst schnell, weitgehend und effizient unter eigene Aufsicht zu stellen.⁴³⁸ Ein Begriff beschreibt die Agitation des NS-Regimes gegenüber der „jungen Generati-

⁴³⁷ Indoktrination lässt sich definieren, als eine massive „psychologische Mittel nutzende Beeinflussung von einzelnen od. ganzen Gruppen im Hinblick auf die Bildung einer bestimmten Meinung oder Einstellung“ (Duden. Das Fremdwörterbuch (1990), S. 342). Wiewohl der Terminus im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Darstellungen der NS-Zeit immer wieder Verwendung findet, ist er von der akademischen Pädagogik bislang nur in unzureichenden Ansätzen theoretisch reflektiert worden (vgl. daher zum Thema noch immer Reboul, O. (1979), den knappen Überblick bei Stroß, A. (2001) sowie die Sammlung neuerer Beiträge zum Thema Erziehung und Indoktrination, welche Henning Schluß (vgl. ders. (2007)) herausgegeben hat; spezifisch unter der Perspektive erfolgter Indoktrination hat Joachim Radt die Vermittlung von Geschichte im NS-System am Beispiel der Zeitschrift „Wille und Macht“ untersucht; mit der Indoktrination durch Sprache im NS- und DDR-Kontext hat sich kürzlich Cecylia Jarmula (vgl. dies. (2009) befasst). Im Allgemeinen wird Indoktrination von Propaganda abgegrenzt, indem Letzterer die Intention einer augenblicklichen und kurzfristigen Aktivierung größerer Gruppen zugeschrieben wird, während man Ersterer den Willen zur nachhaltigen Implementierung bestimmter Einstellungsmuster attestiert (vgl. Reboul, O. (1979), S. 35). Anders gesagt, man definiert: „Die Propaganda will nicht erziehen, sondern mobilisieren“ (ebd.), die Indoktrination hingegen „will in erster Linie die Überzeugung“ und „wendet sich deshalb an den einzelnen oder an eine begrenzte Zahl von Einzelpersonen, um ein langfristiges Ergebnis zu erzielen“ (ebd.). Der Propaganda wird allgemein, einem reflektierten Erziehungsverständnis folgend, keine erzieherische Funktion zugeschrieben. Es ist jedoch zu konstatieren, dass in totalitären Systemen und gerade im NS-Kontext beides verschwimmen konnte, da hier die Propaganda durch ihren konzentrierten und vor allem langfristigen Einsatz „indoktrinierend wirken“ (Stroß, A. (2001), S. 725) konnte. Dies galt insbesondere, da sie von ständigen „indoktrinierenden Maßnahmen begleitet“ (ebd.) wurde. Für die Nationalsozialisten bedeutete Indoktrination überdies nicht nur die Einimpfung der Wertvorstellungen und Freund-Feind-Schemata, wie sie die „völkische Weltanschauung“ vorgab. Darüber hinaus war auch die Abschottung gegen mögliche alternative, nach Auffassung der NS-Führung schlimmstenfalls ein kritisches Wahrnehmungspotential generierende, Einflüsse auf das Denken der Heranwachsenden ein tragendes Element der intendierten Bewusstseinsprägung. Burleigh umschreibt die damit verbundenen Erwartungen des neuen Regimes zu Beginn des „Dritten Reiches“ treffend: „Hitler war bereit, die Älteren abzuschreiben. Er wusste, dass er nicht alle seine Gegner in sein Lager ziehen konnte – aber ihrer Kinder war er sich sicher. Die Widerstrebenden würden eines Tages aussterben, an ihre Stelle würde eine neue Generation treten, die nichts anderes als die nationalsozialistische >Volksgemeinschaft< kennen gelernt hatte“ (Burleigh, M. (2000), S. 276).

⁴³⁸ Bei dieser Einschätzung vertreten die unterschiedlichen Publikationen die oben skizzierte Meinung gemeinsam. Dies gilt unabhängig davon, ob sich die jeweilige Arbeit inhaltlich mit einer Gesamtschau der NS-Zeit (vgl. Bracher, K. D. (1993), S. 284, Burleigh, M. (2000), S. 269, Hehl, U. (1996), S. 30, sowie Hildebrand, K. (2003), S. 59f.), der Darstellung bestimmter Bereiche der Alltags- oder Sozialgeschichte des „Dritten Reiches“ (vgl. Peukert, D. (1982), S. 172, ders. (1983), S. 95, sowie Wehler, H.-U. (2003), S. 760), in historisierender Weise mit dem Thema „Jugend und Nationalsozialismus“ (vgl. Reulecke, J. (1988), S. 244f.) oder ganz konkret mit der „Erziehung im Nationalsozialismus“ (vgl. Klönne, A. (1986), S. 467 und ders. (2003), S. 7) befasst.

on“ nach der Machtübernahme vom Januar 1933 treffend wie kaum ein anderer: „Verstaatlichung“⁴³⁹ (vgl. Reulecke, J. (1988), S. 247). Allerdings sind auch diesbezüglich überdauernde Kontinuitätslinien zu beachten. So sind die, im Folgenden analysierten, „staatliche[n] Instrumentalisierungsversuche am 'Faktor Jugend'“ (Buddrus, M. (1993), S. 265) nicht allein während der nationalsozialistischen Herrschaft festzustellen, sondern „etwa seit Gründung des Kaiserreiches“ (ebd., vgl. hierzu auch Peukert, D. (1986b)).⁴⁴⁰ Bezüglich dieser Kontinuitäten wird allerdings erneut die in dieser Arbeit vertretene Bruchthese bestätigt. Denn, den hier beschriebenen Prozess der „Verstaatlichung“ der Jugend betreffend, verweist Buddrus darauf, dass historisch gesehen „über die jeweiligen Einschnitte hinaus Kontinuitäten sichtbar“ würden, „die diese Zäsuren überlagern“ (ders. (1993), S. 266, vgl. in diesem Sinne auch Bühler-Niederberger, D. (2005), S. 85). Demgegenüber hätten jedoch „im nationalsozialistischen Deutschland ... die NSDAP und die von ihr getragene Regierung ein zumindest in der westlichen Welt bislang *beispielloses* [Hervorhebung vom Autor] System der Jugenderfassung und -mobilisierung“ (Buddrus, M. (1993), S. 266) geschaffen. Vergleichbar ließe sich für den Bereich der angestrebten Exklusion vom Regime unerwünschten Nachwuchses feststellen, dass sich die Politik gegenüber Kindern während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts „im Prinzip immer und fast ausschließlich als eine Sicherung des gewünschten Nachwuchses darstellt“, so erhalten die diesbezüglichen Agitationen der Nationalsozialisten „eine ganz neue Qualität“ schon dadurch, „dass er das Problem des unerwünschten Nachwuchses durch eine Politik der Aussonderung und Ausmerzung ‚löste‘“ (Bühler-Niederberger, D. (2005), S. 85f.).

Diese Intention des Regimes betraf die Heranwachsenden geschlechterübergreifend. „Soldatentum“ und „Mutterschaft“ waren letztlich nicht *die* Zieldimensionen nationalsozialistischer Erziehung, sondern lediglich geschlechtsspezifische Konkretisierungen einer funktionalen Ausrichtung der jungen „Volksgenossen“, deren Ergebnis bei Mäd-

⁴³⁹ Die jeweiligen Umsetzungsgrade dieser „Verstaatlichung“ der „jungen Generation“ und die, zu deren Verwirklichung eingesetzten Mittel entsprechen der zeitlichen Struktur nationalsozialistischer Politik, wie sie unter These 5 vorgestellt wurde. Ganz in diesem Sinne gliedert auch Harald Scholtz die NS-Erziehungspolitik in drei Phasen: „1. Phase: Machtergreifung und Machtsicherung von 1933 bis 1936, 2. Phase: Machtdarstellung und Kriegsvorbereitung von 1937 bis 1940 (Herbst), 3. Phase: Machtausweitung und innerer Zerfall 1941 bis 1945“ (vgl. ders. (1985), S. 50ff.; die Einteilung wird übernommen und inhaltlich weiter ausgeführt von Heinz-Elmar Tenorth (vgl. ders. (1993a), S. 241ff.)). Miller-Kipp gibt, verbunden mit dem Hinweis auf inhaltliche Abweichungen „von der Generallinie... der Geschichte der HJ“, ebenfalls eine vergleichbare zeitliche Untergliederung für die Schwerpunktentwicklung der „BDM“-Arbeit an (vgl. dies. (2002), S. 18ff.).

⁴⁴⁰ Für einen instruktiven Überblick über die Programme, mit welchen die deutsche Politik des 20. Jahrhunderts eine Sozialdisziplinierung der nachkommenden Generationen zu erreichen und somit letztlich eine neue Ordnung der Gesellschaft zu etablieren versucht vgl. Bühler-Niederberger, D. (2005), S. 79ff.

chen und Jungen gleichermaßen eine unerschöpfliche Einsatz- und Opferbereitschaft für „Führer, Volk und Vaterland“ generieren sollte. Nur durch diese Grundstruktur war es später und vor allem während des Krieges möglich, die neuen konkreten Aufgabenzuschreibungen für die weibliche Jugend allein mit dem Hinweis zu legitimieren, es handele sich hierbei eben um eine weitere Form ihres „Dienstes“ an der „Volksgemeinschaft“ (vgl. Klaus, M. (1998), S. 126f.). Wenngleich die „soldatische Bewährung“ (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 1ff.) vor allem die wesentliche Zieldimension und Vollendung der Erziehung der männlichen „Volksgenossen“ darstellen sollte, lässt sich die Generierung einer bedingungslosen Einsatzbereitschaft für die „völkische Gemeinschaft“ geschlechtsunabhängig als hauptsächliche Intention sämtlicher NS-Pädagogik ansehen. Eine allzu starke Betonung der vermeintlich streng geschlechtstyp getrennten Erziehungsziele für die weibliche und die männliche Jugend im NS-System verstellt leicht den Blick für diese übergreifende Struktur ihrer primär funktionalen und erst sekundär sozialideologischen Grundlegung durch die nationalsozialistische Führungsriege.

Nicht erst für den Einsatz im Kriegsgeschehen, schon für die Zeit vor 1939 lässt sich erkennen, dass die NS-Erziehung Mädchen und Jungen zwar in einer unterschiedlichen Maske begegnete, indem sie inhaltlich verschiedene Schwerpunkte zu setzen schien, letzten Endes allerdings unabhängig vom Geschlecht für alle Mitglieder der „jungen Generation“ die Zielsetzung galt: Sicherung der NS-Herrschaft durch „Heranzüchtung“ von Nachwuchs sowie Bereitstellung von „Menschenmaterial“ für die Verwirklichung der ideologischen Pläne des Regimes.⁴⁴¹ Insofern hat Dagmar Reese recht, wenn sie argumentiert, die Erziehung im Bund Deutscher Mädel sei „nicht Erziehung zur Weiblichkeit, Erziehung zur Mütterlichkeit, geschlechtspolare Erziehung“ gewesen, „sondern eine Erziehung zu Fungibilität, die auf Vereinzelung gründete, und in deren Mittelpunkt für die Mädchen wie für die Jungen Körperbeherrschung und Disziplin, Rationalität und Effizienz standen“ (dies. (1989), S. 59; vgl. in diesem Sinne auch dies. (2007a), S. 12f. sowie Miller-Kipp, G. (2002), S. 307f.).⁴⁴² Die ge-

⁴⁴¹ Ab 1939 entsprach die Erfassung der Mädchen im „BDM“ der der Jungen in der „HJ“ auch zahlenmäßig annähernd (vgl. Buddrus, M. (2003), S. LIII). Die funktionalistische Sicht des NS-Regimes auf den Nachwuchs der „Volksgemeinschaft“ hat Naudascher treffend zusammengefasst: „Die Wehrmacht benötigte gesunden Nachwuchs, der Vierjahresplan erforderte leistungsfähige Arbeiter, und die heranstehende Überalterung der Gesellschaft machte Jugend zu einem kostbaren Gut“ (ders. (1990), S. 319).

⁴⁴² So lassen sich auch keine attribuierten sozialen Attitüden der „deutschen Mädel“ feststellen, die für die oben genannten Maßgaben der „HJ-Erziehung“ *prinzipiell* unüberwindbar gewesen wären. Auch beim „BDM“ gab es nicht nur ästhetische Schönheit, bei bewusst inszenierten Wettkämpfen wie dem Spiel „Schnapp die Fahne“ konnte es auch bei den Mädchen zu körperlichen Auseinandersetzungen kommen: „Wenn zwischen ihnen Rivalitäten bestanden, artete das Spiel manchmal in zünftige Prügeleien aus“ (Maschmann, M. (1980), S. 21).

schlechtsspezifische Segregation war zuallererst ein „Herrschaftsmittel“, welches es überhaupt ermöglichte, auch die weibliche Jugend politisch zu integrieren und an sich zu binden (vgl. Reese, D. (2007a), S. 10).

Eine „die Jungen wie die Mädchen umfassende Staatsjugend – ohnehin und vor allem bei den Mädchen nicht ohne gesellschaftlichen Widerstand zu etablieren – ließ sich in den dreißiger Jahren in Deutschland überhaupt nur durch eine Organisation durchsetzen, die zwischen den Geschlechtern trennte“ (ebd., S. 11).

Öffentlich verkündete das Regime noch immer getrennte Aufgaben für „BDM“ und „HJ“, tatsächlich aber hatten beide von Anfang an eine gemeinsame *Funktion* erfüllt (vgl. die Ausführungen zum Strukturfunktionalismus in dieser Arbeit) – die Heranzüchtung eines innerlich und äußerlich im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer Rollenerwartungen geprägten Nachwuchses („Mütter“ und „Soldaten“) für

- die „Volksgemeinschaft“ (vgl. Miller-Kipp, G. (2002), S. 76f.)
- die „NSDAP“ allgemein und besonders deren zukünftige Parteiführung (vgl. Jahnke, K.H. (2003), S. 74f., 102ff., 138ff., 414f.)
- die unterschiedlichen Parteiorganisationen (vgl. ebd., S. 76f., 148f. sowie Miller-Kipp, G. (2002), S. 68f.)
- die Wehrmacht prinzipiell und vor allem im unmittelbaren Kriegseinsatz (vgl. Jahnke, K.H. (2003), S. 407, 456f., 460)
- sowie nicht zuletzt die „HJ“ selbst (vgl. ebd., S. 104ff. sowie Miller-Kipp, G. (2002), S. 69).

Die Verhaltensmaximen „der Pflicht, der Treue, des bedingungslosen Einsatzes und der Verschwiegenheit“ (ebd., S. 12f.) sollten für beide Geschlechter gelten, wenngleich sie sich auf jeweils unterschiedliche soziale Bereiche bezogen. Übergreifend ist dem folgenden Urteil Dagmar Reeses zuzustimmen:

„Die Erfassung der Jugendlichen war... Voraussetzung für die ideologische Beeinflussung, die politische Disziplinierung und die Ausbeutung jugendlicher Arbeitskraft. Das gilt für Mädchen und Jungen gleichermaßen“ (dies. (2007b), S. 216).

Zieldimension sämtlicher Aktivitäten der nationalsozialistischen Jugendorganisation war die Umsetzung der Kampffideologie des Regimes. Für die angestrebte Formationserziehung beider Geschlechter galt:

„Im Zentrum der totalen Erfassung stand der totale Krieg. Der Dienstbetrieb war die Basis für einen ausschließlich von der Hitler-Jugend, d.h. einer Formation der Partei gelenkten Einsatz der Jugendlichen für die Zwecke des Krieges, er diente der Disziplinierung wie der Kontrolle und bot die Möglichkeit zur Agitation und Propaganda“ (ebd., S. 227).

Ganz in typischer Manier der Herrschaftspolitik des NS-Regimes wurde danach getrachtet, die nachwachsenden Generationen möglichst ohne Reibungsverluste unter die eigene Kontrolle zu bringen. Auch auf dem Gebiet der Jugendpolitik wurden dazu andere unabhängige Träger ausgeschaltet, der Einfluss auf bereits bestehende staatliche Institutionen (z.B. das Schulwesen) massiv ausgeweitet, ohne dass eine vollständige Kontrolle etwa des schulischen Alltags je gelungen wäre,⁴⁴³ sowie eigene neue Organisationen (allen voran die „Hitlerjugend“) mit dem Zweck geschaffen, die Jugendlichen möglichst umfassend kontrollieren und indoktrinieren zu können (vgl. Klönne, A. (1993), S. 219, Klönne, I. (1998b), S. 11 sowie Wehler, H.-U. (2003), S. 760f.).

Diese Ausführungen belegen erneut den prinzipiellen Aspekt einer Sozialisation während der NS-Zeit, dass diese in der Intention der Nationalsozialisten immer auch Erziehung zu sein habe. Erfahrungen, von welchen das Regime erwartete, dass sie die jüngeren „Volksgenossen“ nach seinen Vorstellungen prägen würden, sollten diese nicht *nur* in den klassischen Bildungsinstitutionen wie Schule, Elternhaus und neu gegründeten NS-Organisationen, allen voran der Hitler-Jugend, machen. Ab 1933 versuchte man vielmehr, ein Erziehungssystem umfassenden Zusammenhangs zu errichten (vgl. Tenorth, H.-E. (1985), S. 121f.), den „Erziehungsstaat“⁴⁴⁴, in dem letztlich das gesamte Leben der Edukanden in Ausrichtung auf die ideologischen Ziele des Nationalsozialismus sowie die Bestrafung für jedes Abweichen von der vom Regime vorgegebenen Linie (vgl. These 7) bestehen sollte. Diese Anmerkungen verdeutlichen wiederum, dass sich eine Analyse der individuellen *biographischen* Bedeutung zeitgenössischer institutioneller Erziehung nicht künstlich a priori auf bestimmte Institutionen beschränken kann, denen ein spezifischer Einfluss unterstellt wird. Umgekehrt geht es jedoch bei der Auswahl der in dieser Arbeit vorgestellten Erziehungsinstitutionen gleichsam nicht darum, diese in irgendeiner Hinsicht vollständig darzustellen (vgl. ders. (1993a), S. 241), denn aussagekräftig „sind diese ... nicht nach ihrer Zahl ..., sondern nur in ihrer historisch gegebenen und lebensgeschichtlich bedeutsam gewordenen Bündelung“ (ders. (1985), S. 121).

Was Hitler sich als letzte Instanz nationalsozialistischer Herrschaft von einer völligen Kontrolle und Funktionalisierung der Jugend versprach und welche Mittel er diesbezüglich für besonders effektiv hielt, offenbaren schon seine eigenen Worte unmissver-

⁴⁴³ Vgl. allgemein Breyvogel, W.; Lohmann, T. (1985), Scholtz, H. (1985), Götz, M. (1997), S. 352ff., Böhme, G.; Hamann, C. (2001) sowie exemplarisch die Beiträge in Reich-Ranicki, M. (1997) und Peters, O. (2007) aus Sicht damaliger Schülerinnen und Schüler, die Beiträge in Dick, L. v. (1990) und insbesondere Klewitz, M. (1987), S. 227ff. aus Sicht damaliger Lehrerinnen und Lehrer.

⁴⁴⁴ Die Einführung dieses Begriffes als pädagogischen Terminus sowie eine entsprechende Erziehungskonzeption lieferte der nationalsozialistische Pädagoge Ernst Kriek (vgl. ders. (1935)).

ständig.⁴⁴⁵ Bei dieser „Erziehung“ sollte nichts dem Zufall oder individuellen Dispositionen überlassen bleiben, sondern Ergebnis einer (alltäglich und biographisch) ständigen Formationserziehung sein (vgl. diesbezüglich die Beiträge in Otto, H.-U.; Süner, H. (1991)), wie Hitler am 26.5.1944 vor führenden Militärs besonders prägnant ausführte:

„Denn schon das kleine Kind wird im Kindergarten so erzogen. Es kommt dann später in das Jungvolk; dort wird es weiter erzogen. Es kommt vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und es wird auch dort wieder so erzogen. Es kommt von der Hitlerjugend dann hinaus in die Betriebe und wird wieder so erzogen. Auch in jeder Lehrlingsgemeinschaft überall eine einheitliche Erziehung. Diese Jugend kommt dann später mit 18 Jahren hinein in die Partei: wieder die gleiche Erziehung. Ein Teil kommt hinein in die SA – ebenfalls die gleiche Erziehung – oder zur SS: auch die gleiche Erziehung. Dann kommt sie in den Arbeitsdienst: Fortsetzung dieser Erziehung. Dann kommt sie zum Militär, und hier muß diese Erziehung genauso fortgesetzt werden, und wenn die jungen Männer nach zwei Jahren wieder vom Militär weggehen, werden sie sofort wieder in die politische Bewegung hineingeleitet: Fortsetzung dieser Erziehung. Bis der Mann tatsächlich zum Greis wird – eine einheitliche Erziehung von Kindesbeinen aufwärts. Glauben Sie mir, einen Volkskörper, den man sich so ausbildet und schafft, den kann man dann nicht mehr zerstören, dem kann man nicht ein Jahr 1918 zufügen“ (zitiert nach Zitelmann, R. (1991), S. 225; vgl. für ein fast gleich lautendes Zitat Miller-Kipp, G. (1982), S. 71f.).⁴⁴⁶

Aufgrund dieser machtpolitischen und ideologischen Funktionalität des nationalsozialistischen Erziehungsverständnisses sowie der ständigen Angst der Regimeführung vor einem Loyalitätsverlust innerhalb der „Volksgemeinschaft“, konnte „Erziehung“ im NS-System nicht nur, wie im obigen Zitat verdeutlicht, biographisch nicht als vorübergehende, sich im Erfolgsfall gar selbst überflüssig machende Initiative verstanden

⁴⁴⁵ Grundsätzlich gilt für die Erziehungsvorstellungen Hitlers ähnliches wie für die „völkische Weltanschauung“ insgesamt (vgl. These 1), zu deren Umsetzung und Sicherung wiederum eine vielseitige praktische „Erziehung“ eingesetzt werden sollte: „Die NS-Ideologie der Erziehung, ein eklektisches Kompilat aus unterschiedlichen Theoriekomplexen, läßt sich in allen ihren Elementen vor 1933 nachweisen“ (Oelkers, J. (1991), S. 40). In dieser Arbeit wird die These vertreten, dass es keine spezifische NS-Erziehungstheorie gab, sondern dass die Einzigartigkeit nationalsozialistischer „Erziehung“ durch ihren politischen Kontext jene instrumentalisierenden Funktionalisierungen und methodischen Überspitzungen erfuhr, welche sie letztlich ausgemacht haben (vgl. die diesbezüglichen Ausführungen im Schlusskapitel).

⁴⁴⁶ Dieses Zitat zeigt den enormen pädagogischen Optimismus, mit welchem Hitler die Prägungsmöglichkeiten der menschlichen Persönlichkeit durch eine konsequent und konstant formierende Gemeinschaftserziehung betrachtete (vgl. zur praktischen Umsetzung die vielfältigen Exempel in Stahlmann, M.; Schiedeck, J. (1991)). Hierin traf er sich mit vielen Erziehungstheoretikern und -praktikern seiner Zeit, von denen nicht wenige sich bereitwillig in das NS-Erziehungssystem eingliederten. So schrieb etwa Kriek 1944 über die Entwicklung des Menschen: „Richtung und Maß der Entwicklung hängen im hohen Grad davon ab, in welcher Gemeinschaft er aufwächst und mit welcher Art geistiger Nahrung er aufgezogen wird. Man kann nicht ohne weiteres sagen, wie ein Negerkind sich, wenn es mit der Geburt in europäische Verhältnisse versetzt wird, entwickeln muß: jedenfalls wird es dem Typ nach kein Afrikaner, eher vielleicht ein nicht vollwertiger Europäertyp mit den Rassemerkmalen des Negers“ (ders. (1944), S. 34f.). Unabhängig von der Absurdität der Ausführungen und dem üblen Rassismus fällt auf, dass der Erziehung unter bestimmten Rahmenbedingungen die Macht zugeschrieben wird, „rassische“ Vorgaben zu überwinden oder zumindest zu relativieren (vgl. hierzu auch Lingelbach, K.Ch. (1987), S. 72f.).

werden, sondern musste auch in gesellschaftspolitischer Hinsicht als immerwährende Aufgabe staatlicher Führung konzipiert werden:

„Wenn wir uns einbilden, daß wir alle Menschen erzogen haben werden oder vielleicht erzogen hätten, dann kommen schon wieder andere nach, die erzogen werden müssen. Das ist wie beim Militär. Man hat einen Rekrutenjahrgang endlich, endlich so weit gebracht, daß er richtig stehen und gehen kann. Und dann geht er, und dann kommt der nächste Jahrgang, und dann fängt es wieder an. Das ist nun gar kein so großes Unglück, im Gegenteil. Die Erziehungsmission ist immer die allerschönste. Denn sie ist eine ewige, eine bleibende“ (Adolf Hitler am 11. September 1937 bei einer Versammlung der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF), hier zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 724).

Die erzieherische Konzeption war, beginnend mit der damals heranwachsenden jungen Generation der „Volksgemeinschaft“ eine eindeutige. So verkündete Hitler ebenfalls am 11. September 1937 bei einer Feierstunde der „Hitlerjugend“:

„Das ist das Wunderbare, daß in euch das Glied der Erziehungskette unseres Volkes geschlossen ist. Mit euch beginnt sie, und erst wenn der letzte Deutsche in das Grab sinkt, wird sie enden“ (zitiert nach ebd., S. 723).

In dieser Konzeption sollten die einmal erfolgreich erzogenen später die erneut nachrückenden Generationen erziehen (in Hitlers Vokabular „führen“ (vgl. ebd.)). Ganz im Sinne seiner ideologischen Überzeugungen (vgl. These 1) erklärte Hitler schließlich das entscheidende Ziel nationalsozialistischer Erziehung:

„Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Hirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt. Es soll kein Knabe und kein Mädchen die Schule verlassen, ohne zur letzten Erkenntnis über die Notwendigkeit und das Wesen der Blutreinheit geführt worden zu sein. (...) Übrigens hat auch diese Erziehung unter dem Gesichtspunkt der Rasse ihre letzte Vollendung im Heeresdienst zu erhalten. Wie denn überhaupt die Militärdienstzeit als Abschluß der normalen Erziehung des durchschnittlichen Deutschen gelten soll“ (Hitler, A. (1933), S. 475f.).

Die bisherigen Argumente zielten fast ausschließlich auf die Erziehung der männlichen Jugend, abgesehen von obiger Erwähnung. Zu den weiblichen Heranwachsenden fiel Hitler deutlich weniger, nicht aber weniger Bezeichnendes ein:

„Analog der Erziehung der Knaben kann der völkische Staat auch die Erziehung des Mädchens von den gleichen Gesichtspunkten aus leiten. Auch dort ist das Hauptgewicht vor allem auf die körperliche Ausbildung zu legen, erst dann auf die Förderung der seelischen und zuletzt der geistigen Werte. Das Ziel der weiblichen Erziehung hat unverrückbar die kommende Mutter zu sein“ (Hitler, A. (1933), S. 459f.).

Neben dem, berechtigterweise mit diesem Zitat oftmals verbundenen, Chauvinismus Hitlers, lässt sich auch erkennen, dass die „Erziehung“ beider Geschlechter weitgehende strukturelle Gemeinsamkeiten besitzen sollte und erst in der Formulierung der

konkreten Erziehungsziele deutliche Differenzierungen zu Tage treten. Die Geschlechterpolitik des NS-Staates ist ohnehin hinsichtlich einer Analyse damaliger Sozialisationsverhältnisse und deren subjektiver Wahrnehmung durch die betroffenen weiblichen Heranwachsenden mit dem schlichten Verweis auf die chauvinistische Grundhaltung der politischen Führung nur unzureichend beschrieben. Viel zu sehr wurde auch diese Struktur des NS-Systems im Alltag geschickt durch herrschaftspragmatische Abweichungsmanöver kaschiert und, vor allem im Kriegskontext, konterkariert. Obgleich der NS-Staat eine Männerherrschaft sein sollte und wollte, prägte die erlebbare Unterordnung keineswegs den Alltag weiblicher Jugendlicher in den ihnen zugedachten Jugendorganisationen. Vielmehr verstand es die NS-Führung, auch auf diesem Gebiet, Chauvinismus und Maßnahmen des Machterhaltes miteinander zu kombinieren. Ganz so, wie es Baldur von Schirach bereits 1934 in einer Rede vor „Untergau“- und „Gauführerinnen“ formulierte:

„Ich möchte hier aussprechen, daß ich die Unterstellung von BDM-Einheiten direkt unter die HJ-Einheiten nicht für richtig halte, daß ich aber verlange, daß der BDM sich in allen politischen Fragen der HJ-Führung bedingungslos unterordnet. Das ist etwas so selbstverständliches, daß wir darüber nicht viel Worte zu verlieren brauchen“ (ders. (1934), zitiert nach Reese, D. (1989), S. 34). Aus den obigen – bei Bedarf durch unzählige ähnlich lautende Beispiele ergänzbaren – erziehungstheoretischen Ausführungen Hitlers spricht insgesamt bereits der grundsätzliche *Erziehungsbegriff*, mit welchem dieser „seiner Jugend“ gegenübertrat: Erziehung war für ihn und das NS-Regime nichts anderes als Prägung⁴⁴⁷ (vgl. auch These

⁴⁴⁷ Als „Prägung“ lassen sich die Intention und die angestrebten Interaktionsmuster nationalsozialistischer Erziehung aus Sicht des Regimes bezeichnen. Die Aufgabe sämtlicher Erziehungsinstitutionen sollte demgegenüber, nach der „Säuberung“ des öffentlichen Erziehungssektors, „– lebenslange – Erfassung“ (Miller-Kipp, G. (1982), S. 72) lauten. Letztlich wollte die NS-Führung auch den privaten Bereich der Familien in diesem Sinne „gleichschalten“ und einen „Erziehungsstaat“ etablieren, in dem das Motto „und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben“ nicht nur individuell-biographisch, sondern insbesondere auch programmatisch gemeint war.

Die von Tenorth aufgeworfene und von Lingelbach aufgegriffene „Frage nach dem Verhältnis zwischen ‚Erziehungssystem‘ und ‚politischem System‘“ des Nationalsozialismus (Lingelbach, K.Ch. (1988), S. 520) lässt sich nunmehr grundsätzlich beantworten: Beide waren untrennbar miteinander verbunden. Ersteres sollte Instrument des Letzteren sein, um dessen politische und ideologische Ziele zu verwirklichen. Insofern hat Heinrich Kupffer recht, wenn er darauf verweist, dass Erziehung im NS-System als Chiffre für die „totale Erfassung des ganzen Menschen“ (ders. (1984), S. 79) gestanden habe. Bezüglich ihrer konkreten Aufgabe bei der Umsetzung dieser Erfassungs- und Prägungsintentionen ließen sich die traditionell mit der Erziehung betrauten Institutionen (Schule sowie neu geschaffene Jugendorganisationen „HJ“ und „BDM“) und die Überzeugungsvermittler des NS-Staates (die unterschiedlichen Formen der Propaganda) nach ihren Zuständigkeitsschwerpunkten gegeneinander differenzieren, die grundsätzliche Funktion bliebe dabei jedoch jeweils unverändert. Das Ziel dieser Agitationen wäre dann die stabile Ausprägung einer inneren und äußeren Formierung des weiblichen und männlichen „Volksgenossen“ im Sinne des Regimes gewesen. Das hätte bedeutet, dass der Betreffende äußerlich, sprich körperlich, fähig wäre, seine jeweilige Funktion im NS-System so einsatzkräftig wie nur möglich auszuführen, sowie innerlich, sprich mental, eine NS-Gesinnung entwickeln würde, welche ihn die ihm zugedachten Aufgaben aus tiefer Überzeugung und nicht einfach aus Unfreiheit mit unerschütterlichem Einsatzwillen angehen ließe. Die Umsetzung dieser Vorhaben in die erzieherische Realität während der NS-Zeit

1). Um diese möglichst erfolgreich durchführen zu können, galt es eben, die deutsche Jugend und später alle Heranwachsenden, die nach seiner abstrusen Rassendefinition zumindest ansatzweise „arisch“ waren, umfassend zu kontrollieren und von anders lautenden Einflüssen fernzuhalten. Hitler sah Erziehung grundsätzlich als politisches Mittel zur inneren Aus- oder Neuausrichtung sämtlicher „Volksgenossen“, unabhängig von deren Alter. Diese Auffassung brachte er in einer Rede vom 1.5.1938 auf den Punkt, als er bemerkte, dass die Schaffung einer „Volksgemeinschaft“ das „Ergebnis einer planmäßigen *Erziehung* [Hervorhebung vom Autor] unseres Volkes durch die nationalsozialistische Bewegung“ (zitiert nach Domarus, M. (1962), S. 855, vgl. auch Zitelmann, R. (1991), S. 223) darstelle, wozu „*alle Deutschen weltanschaulich zu Nationalsozialisten zu erziehen*“ seien (Schlussrede des Parteitages von 1935, gehalten am 16. September, zitiert nach Zitelmann, R. (1991), S. 220). Hitlers Erziehungsvorstellungen wurden dann teils theoretisch durch nationalsozialistische Pädagogen im Detail erweitert und begründet⁴⁴⁸ sowie innerhalb der verschiedenen Erziehungsinstitutionen während der NS-Zeit in unterschiedlichem Maße aufgegriffen und umgesetzt.⁴⁴⁹ Offiziell widersprochen wurde ihnen im Erziehungssystem des „Dritten Reiches“ in Wort und Tat nicht. Letztlich bestimmten Hitlers Ansichten nicht nur weitgehend die Erziehungsansprüche des NS-Staates und damit des sukzessive „gleichgeschalteten“ öffentlichen Erziehungs- und Bildungswesens (vgl. Steinhaus, H. (1981)), sondern lieferten auch deren, an verschiedenen Stellen geäußerten, „verbalen Ausdruck“ (Tenorth, H.-E. (1985), S. 124). Hitlers Schriften und anderweitig festgehaltene Ausführungen stellen die wohl authentischste Quelle einer nationalsozialistischen Erziehungskonzeption dar, für die es „im Ganzen... keine Theorie (gab)“ (Tenorth, H.-E. (1985), S. 125, vgl. in diesem Sinne auch Lingelbach, K.Ch. (1988), S. 529).⁴⁵⁰

war allerdings keineswegs völlig deckungsgleich mit dem hier skizzierten Vorhaben. Außerdem ist noch nichts darüber ausgesagt, wie die betroffenen Heranwachsenden auf die Prägungsvorhaben des NS-Systems reagierten. Beides soll in den folgenden Ausführungen analysiert werden.

⁴⁴⁸ Vgl. hierzu exemplarisch Herrmann, U. (1985), S. 105-172, Lingelbach, K.Ch. (1987), Keim, W. (1988), Gamm, H.-J. (1990) sowie Giesecke, H. (1999).

⁴⁴⁹ Vgl. einführend Heinemann, M. (1980a und 1980b).

⁴⁵⁰ Peter Dudek bringt die weitgehende Theorielosigkeit der nationalsozialistischen Erziehungskonzeption auf den Punkt: „Die Nationalsozialisten verfügten über kein eigenes, theoretisch ausgewiesenes pädagogisches Konzept. Die basalen Grundlagen ihrer Erziehungsvorstellungen und Erziehungspolitik beruhen auf den zentralen Elementen der NS-Ideologie... (...) Im polykratischen Herrschaftsgefüge des NS-Staates mit seinem Führerabsolutismus orientierte sich das dominante Erziehungsdenken an einigen immer wiederkehrenden Grundmustern, die gehäuft in der Konsolidierungsphase des Systems durch einschlägige Hitlerzitate vor allem aus dem Buch *Mein Kampf* in den Rang quasi religiöser Lehrmeinung gehoben worden sind. Hitlers pädagogische Maximen (Steinhaus 1981) steckten somit das Terrain ab, innerhalb dessen sich ns-affines pädagogisches Denken entwickelte“ (ders. (2003), S. 326). Hitlers Maximen bildeten im Kontext der Konzeption von staatlicher „Erziehung“ im NS-System die allgegenwärtige normative Basis (vgl. in diesem Sinne auch Gamm, H.-J. (1990), S. 45, Wippermann, W. (1998), S. 164, sowie Giesecke, H. (1999), S. 9). Bei deren Umsetzung in eigene sowie innerhalb eigener Erziehungstheorien kam es zwi-

schen einzelnen zeitgenössischen Pädagogen freilich zu unterschiedlichen Auslegungen und Schwerpunktsetzungen. So kann man durchaus konstatieren, dass „die nationalsozialistische Erziehung nicht existiert“ (Offermanns, A. (2004), S. 108). Konsequente Abweichungen von diesen Maximen gab es jedoch so gut wie nie, so dass ebenfalls – und für den Erziehungsalltag während der NS-Zeit von weit größerer Bedeutung, wenngleich eine theoretische Begründung noch keineswegs gleichzusetzen ist mit ihrer praktischen Umsetzung – die Existenz „von ähnlich klingenden Sätzen bei politischen Machthabern, Erziehungsfunktionären und ‚offiziösen‘ Erziehungswissenschaftlern“ (Lingelbach, K.Ch. (1987), S. 13f.; vgl. hierzu einführend auch die verschiedenen Argumentationen zeitgenössischer Pädagogen aus den unterschiedlichsten Bereichen des NS-Erziehungswesens bei Gamm, H.-J. (1990)) feststellbar ist. Dieses „ähnlich Klingen“ kam nicht von ungefähr, sondern war zumeist Ausdruck einer bereitwilligen Inklusion der betreffenden Personen in das NS-Herrschaftssystem, dessen konstitutiver Teil eine, im nationalsozialistischen Sinne verstandene, „Erziehung“ der „Volksgenossen“ sein sollte. Die „Erziehung“ wurde im NS-Kontext auch theoretisch konsequent den ideologischen Intentionen untergeordnet: „Die neue Staatsordnung ist von Anfang an erfaßt und verfaßt als Emporzucht des Volkes: der Führer des Staates ist der oberste Volkserzieher und sein Werk findet Fortsetzung und Erfüllung in den künftigen Ordnungen des völkisch-politischen Gemeinwesens wie in der Schule des Dritten Reiches“ (Kriek, E. (1933), S. 23f.). Dass es bei der theoretischen und praktischen Umsetzung von Hitlers Ansichten, die nie die Qualität einer umfassenden Erziehungstheorie erreichten, durch individuelle Interpretationen oder herrschaftspragmatische Realitätsanpassungen sowie durch die obligatorischen Kompetenzstreitigkeiten zwischen den unterschiedlichen NS-Institutionen zu vielfältigen Reibungsverlusten bzw. unterschiedlichen Ausformulierungen und differenzierten Aufgabenstellungen bezüglich einzelner Organisationen kam (vgl. die entsprechenden Einwände bei Lingelbach, K.Ch. (1987), S. 13ff.), ist unzweifelhaft richtig, ändert aber nichts am oben angedeuteten Befund. „Daß die Rolle und Bedeutung der Erziehung im Zusammenhang der politischen Ziele der NSDAP keineswegs so eindeutig bestimmt war, wie es die nationalsozialistische Propaganda glaubhaft machen wollte“ (ebd., S. 14f.), ist eine Folge der oben genannten Störfaktoren und der inhaltlichen Steinbruchstruktur, wie sie für alle programmatischen Konzepte der NS-„Bewegung“ galt (vgl. These 1). In der Intention des NS-Regimes bezüglich der Konzeption einer möglichst effizienten Herrschaftssicherung durch eine nachhaltige Inklusion der Bevölkerung in das NS-System, war der Stellenwert, den „Erziehung“ einnehmen sollte, allerdings verhältnismäßig klar bestimmt: Sie sollte als Prägungseinfluss unterschiedlicher Couleur allgegenwärtig sein und stellte in diesem Zusammenhang ein universell einsetzbares „Herrschaftsmittel“ (vgl. ebd., S. 15, sowie inhaltlich konzipierend ebd., S. 31) dar. Selbstverständlich entsprach diese Auffassung einem extrem weit gefassten Erziehungsbegriff und freilich änderten sich die verfolgten Ziele entsprechend der strukturellen Entwicklung der NS-Politik (vgl. These 5), was aber keinen Einfluss auf den Stellenwert hatte, den „Erziehung“ in diesem Kontext grundsätzlich zugeschrieben bekam. Wenn die Analyse der gängigsten Erziehungstheoretiker der NS-Zeit zum Ergebnis führt, dass deren *Theorien* nicht in der Lage gewesen wären, die Konsolidierung des NS-Staates zu unterstützen (vgl. ebd., S. 268), so bedeutet dies lediglich, dass es sinnvoll war, in dieser Arbeit vor allem nach den Erziehungs*praktikern* und der alltäglichen Erziehungspraxis zu fragen. Den oben genannten Befund zur ideologischen Grundausrichtung der staatlich anerkannten Erziehungstheorien und -definitionen während der NS-Zeit ändert dies erneut nicht. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass einige Erziehungstheoretiker der NS-Zeit eine ausgearbeitete Erziehungstheorie ohnehin nur bedingt für notwendig erachteten. Viel wichtiger sei das erzieherische *Handeln* innerhalb einer Gemeinschaft. Dementsprechend formulierte Alfred Baeumler, der die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ zweifellos als höchst adäquate Umsetzung des Gemeinschaftsgedankens erachtete, in einem Aufsatz von 1937, der 1938 veröffentlicht wurde: „Wie unter einem weltgeschichtlichen Zwang sucht die Erziehungswissenschaft seit Jahrhunderten die Begründung der Regeln erzieherischen Handelns in allgemeingültigen und notwendigen Aussagen von inhaltlich bestimmter Art über den Sinn und Wert des Lebens. Sie hat übersehen, daß jedem konkreten Erziehungssystem eine Sinnaussage immanent ist, ohne daß sie formuliert zu sein braucht, sie hat übersehen, daß sinnvolles Handeln immer nur bezogen sein kann auf eine sinnvolle Existenz, daß mithin zur Errichtung eines Erziehungssystems in der Wirklichkeit nicht ein System von allgemeingültigen Sätzen erforderlich ist, sondern eine sich selber als wertvoll und gestaltungsmächtig empfindende, lebendige Einheit“ (ders. (1937b), S. 67f.). Folgerichtig hat „Baeumler... bis 1945 keine in sich schlüssige, systematische Arbeit über die NS-Erziehung vorgelegt. Veröffentlicht hat er lediglich Vorträge und Aufsätze, die sich mit Einzelfragen befassen“ (Giesecke, H. (1999), S. 95). Noch deutlicher und, im hier argumentierten Sinne, konkreter hat Ernst Kriek die Funktion der Erziehungswissenschaft zusammengefasst: „Die Erziehungswissenschaft hat den erzieherischen Sinn und Gehalt der völkischen Aufbruchsbewegung in die Formen bewuß-

Hitlers theoretisch unreflektierte, ideologisch geprägte und in funktionalisierender Absicht formulierte Erziehungsansichten fanden ihre mitunter durchaus widersprüchlich ausformulierte, grundsätzlich aber übereinstimmende Unterstützung in den Schriften von nicht wenigen zeitgenössischen „zur Legitimation benutzten Erziehungstheoretikern“ (ebd.), die dem Nationalsozialismus nahe standen (vgl. auch Lingelbach, K.Ch. (1988), S. 529 sowie Dudek, P. (1999), S. 191).

Allen voran agierten hierbei „die bedeutendsten nationalsozialistischen Hardliner in der Philosophie“ (Piper, E. (2007), S. 360), Alfred Baeumler und Ernst Krieck, die wiederum, ganz der NS-Herrschaftsstruktur entsprechend, zugleich erbitterte Konkurrenten um Einfluss und Anerkennung waren (vgl. ebd., S. 358ff.).

Die verschiedenen Pädagogen, welche sich selbst in den geistigen Dienst des NS-Regimes stellten, griffen hierbei vielfach Erziehungstheorien auf, die bereits vor 1933 nicht nationalsozialistische Pädagogen sowie andere Vertreter „völkischen“ und „rassischen“ Gedankengutes formuliert hatten (vgl. ebd., Keim, W. (1995), S. 9ff. und Oelkers, J. (1996), S. 223ff.) und deuteten diese im Sinne der NS-Ideologie.⁴⁵¹ Hierbei konnte es zu erkennbaren Unterschieden innerhalb der jeweils individuellen Auslegung kommen, etwa der attestierten Bedeutung der „Rasse“ für die Erziehung (vgl. Giesecke, H. (1999), S. 98f.). Zu eindeutigen Widersprüchen gegenüber den ideologischen Vorgaben Hitlers kam es hingegen, wie bereits erwähnt, so gut wie nie. Ebenso ergaben sich, wie auch in den meisten anderen Politikfeldern, aufgrund der besonde-

ter Erziehungstätigkeit umzusetzen und dabei den Spuren des voranschreitenden Führers zu folgen. So wird aus dem deutschen Volke der platonische Zucht- und Erziehungsstaat auf der Grundlage eines rassistisch-völkischen Weltbildes und im Zusammenhang eines neu entstehenden Geschichtsbildes errichtet werden“ (ders. (1937), Vorwort zur 14. Auflage). Erziehungswissenschaft hat hier die Aufgabe, den „Führerwillen“ in praktische Pädagogik umzuwandeln, woraus sich dann eine Veredelung der gesamten Erziehung innerhalb der deutschen „Volksgemeinschaft“ quasi zwangsläufig ergeben würde. Für die historische Bildungsforschung ist es unerlässlich, sich mit den Theorien der NS-Pädagogen und deren Entwicklung über die Epochengrenzen 1933 und 1945 hinaus zu beschäftigen. Für eine Arbeit, die sich mit der Sozialisation betroffener Zeitzeugen befasst, gilt es hingegen, die Effekte der damaligen Erziehungspraxis zu analysieren. Aus diesem Grunde kommen die erwähnten Theoretiker der NS-Pädagogik hier nur mit ausgewählten, den jeweils diskutierten Sachzusammenhang betreffenden Einzelaussagen zu Wort. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit ihren Theorieansätzen kann und braucht dabei nicht zu erfolgen (vgl. zu diesem Zweck Lingelbach, K.Ch. (1987), Hojer, E. (1997), Giesecke, H. (1999) sowie die zitierten Originalwerke). Ich folge bezüglich der hier diskutierten Thematik außerdem der Auffassung Wippermanns, es sei bemerkenswert, dass bei der augenscheinlichen Bedeutung, die Hitlers Weltanschauung und politische Ansichten im Bereich der nationalsozialistischen Erziehungstheorie und -praxis gespielt haben, diese Thematik bei der Kontroverse zwischen Intentionalisten und Strukturalisten in den Geschichtswissenschaften bisher kaum eine Rolle gespielt hat (vgl. ders. (1998), S. 166).

⁴⁵¹ In diesem Sinne präsentierte ein zeitgenössischer Praktiker der NS-Erziehung und „Leiter der Abteilung für höheres Schulwesen in Berlin“, Gustav Gräfer, 1940 seine Gegenstandsbestimmung nationalsozialistischer Erziehung: „Das Werk des Führers wuchs aus der Idee der Erziehung, das neue Reich wurde zum Erziehungsstaat. Das Ziel aller nationalsozialistischen Erziehungsordnungen ist die Formung des politischen Deutschen auf der Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihrer Kernstücke Volk, Rasse, Wehr, Führertum“ (ders. (1940), S. 45).

ren Struktur der NS-„Bewegung“ auch im Bereich der Pädagogik erbitterte Machtkämpfe. Hierzu kam es innerhalb der Gruppen der offiziell zuständigen Erziehungsinstitutionen (gemeint sind hiermit sowohl bürokratisch-verwaltende als auch in die Praxis umsetzende („HJ“, Schule etc.) Institutionen⁴⁵²) sowie unter den selbst ernannten oder vom Regime bestimmten NS-Pädagogen, welche darum rangen, die besten Begründungen für die Erziehungsansprüche der Nationalsozialisten zu formulieren. Aber auch für diese Kompetenzstreitigkeiten galt letztlich, dass jede diesbezügliche Auseinandersetzung „eine Begrenzung kannte: ob Hitler es erlaubte oder nicht“ (ebd., S. 109).

Die Motive der nationalsozialistischen Erziehung, deren prinzipielles Ziel „die Formung des Volksgenossen“ (vgl. Herrmann, U. (1985))⁴⁵³ nach den Vorstellungen des Regimes darstellte, hatten, wie die NS-Sozialpolitik insgesamt, keinen Selbstzweck inne. Sie waren vielmehr ein Instrument der Herrschaft Hitlers und des Nationalsozialismus. Ihre Schwerpunkte waren zum einen die Sicherung der NS-Herrschaft auch für folgende Generationen und die Vermittlung der Maximen der rassistischen Ideologie (vgl. exemplarisch die Dokumente bei Miller-Kipp, G. (2001), S. 254ff., 258ff.). Zum anderen und daraus abgeleitet die Vermittlung geistiger Einstellungen, Orientierungen und Werte im Sinne der „völkischen Weltanschauung“ sowie die Generierung einer körperlichen Befähigung, die künftigen Aufgaben innerhalb der „Volksgemeinschaft“ und im „Rassekampf“ – verknappt: Soldatentum und Mutterschaft – erfüllen zu können (vgl. die entsprechenden Zitate zeitgenössischer Erziehungspraktiker bei Dudek, P. (1999), S. 184, 191). In diesem Sinne lässt sich die nationalsozialistische Erziehung struktu-

⁴⁵² Über die höchsten Güter des NS-Herrschaftssystems, Macht und Einfluss, kam es immer wieder zu Kompetenzstreitigkeiten zwischen den unterschiedlichen, für die Menschenführung im nationalsozialistischen Sinne zuständigen Organisationen. Im Bemühen, sich den Zugriff auf die jungen weiblichen „Volksgenossen“ zu sichern, instrumentalisierte die Führung des „BDM-Werkes Glaube und Schönheit“ hierbei beispielsweise den Generationenkonflikt, den das NS-Regime zuvor genutzt hatte, um an die politische Macht zu kommen (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik). Im stetig schwelenden Konflikt mit der „NS-Frauenschaft“ (vgl. Hering, S.; Schilde, K. (2004), S. 44ff.) argumentierte man hier so, wie es die spätere „Reichsreferentin“ des „BDM“ bereits 1933 in einem Gespräch mit einer „BDM-Führerin“ erlebt hat: „Am Ende meinte ich: ‚Meinem Alter nach müsste ich eigentlich in die NS-Frauenschaft eintreten.‘ Daraufhin erwiderte sie: ‚Ach, die sind doch alle alt und verkalkt, komm doch lieber zu uns!‘“ (zitiert nach ebd., S. 32).

⁴⁵³ Wehler übersetzt diese „Formung“ in einen „Komplex von <Haltungen>“, welche die nationalsozialistische Jugend, nach Intention des NS-Regimes, „im Verlauf einer intensiven Charakterschulung“ verinnerlichen sollte (Wehler, H.-U. (2003), S. 761). Diese Liste benennt größtenteils jene Ziele nationalsozialistischer Erziehung, wie sie oben anhand der Hitlerzitate herausgearbeitet wurden: „Unbeugsame Willenstärke, Härte, Kampfbereitschaft, Sportlichkeit, Entschlußkraft, Selbstbewußtsein, Wehrhaftigkeit, Gefolgschaftstreue, Pflichterfüllung, Gehorsam, Aufopferungsbereitschaft, die Verpflichtung gegenüber Volk und <Volksgemeinschaft>, Nation und Rasse sowie der Glaube an Zukunftsaufgaben im Rahmen eines heroischen Geschichtsbildes“ (ebd.). Diese Haltungen sollten schließlich getragen werden von den wichtigsten charakterlichen „Grundelementen“ des „Volksgenossen“, einer „<fanatischen Nationalbegeisterung>“ sowie einer uneingeschränkten Loyalität zu Nationalsozialismus und zum „Führer“ Adolf Hitler (vgl. ebd.).

rell treffend als Versuch einer inneren und äußeren „Formierung“ (Herrmann, U. (1985), S. 67) der nachwachsenden Generation bezeichnen.⁴⁵⁴

Strukturell lassen sich, hieran anknüpfend, die wesentlichen Merkmale „dieser Konstruktion eines nationalsozialistischen >Normal<-Lebenslaufs“, der sich wiederum auf „Rassismus und das völkische Denken als zentrale Ideologie“ (Tenorth, H.-E. (1993a), S. 240) bezieht, mit Tenorth präzisierend zusammenfassen:

- „- der entgrenzende Anspruch, mit dem das gesamte Leben, nicht nur der Heranwachsenden, pädagogisch bestimmt werden soll
- die kollektive Ordnung des Lebenslaufs, die den Individuen weder eigenen Raum noch eigene Rechte beläßt
- damit zugleich der Bruch mit der gesamteuropäisch-abendländischen Tradition und mit dem klassischen Bildungsdenken der deutschen Philosophie“ (ebd.).

Die hier beschriebene, grundsätzliche Funktion und Struktur der Prägungsintentionen des NS-Erziehungssystems blieben über die gesamte NS-Zeit unverändert und passten sich lediglich in ihrer konkreten Umsetzung an die herrschaftspolitischen Gegebenheiten an (vgl. These 5). Demgegenüber waren die sozialen Elemente aus Hitlers Erziehungsvorstellungen deutlich flüchtiger. So wurde etwa der so ausgiebig verkündete Antiintellektualismus beispielsweise im Schulwesen stillschweigend wieder zurückgenommen, als seine Effekte hier die „wirtschaftlich-technische Funktionsfähigkeit des eigenen – auch militärischen – Systems... zu gefährden“ (Klönne, A. (1993), S. 229) drohten.⁴⁵⁵ Die Prioritäten waren klar verteilt und so wurde im gesamten NS-Erziehungssystem „schon vor 1939 die wissenschaftliche Ausbildung im Verhältnis zur politischen Erziehung wieder stärker betont; der Krieg forcierte die Notwendigkeit, hier Qualifikationsverlusten vorzubeugen“ (ebd.). Die immer wieder vorgetragene Fehleinschätzung, aus Mangel an Zeitzeugenerinnerungen an eine explizite Behandlung der „Rassentheorie“ in den ideologischen Schulungen der „Jugendorganisation des Führers“ ließe sich deren politische Unabhängigkeit ableiten, verkürzt gleichermaßen Intention und Praxis der nationalsozialistischen Jugenderziehung. Neben der

⁴⁵⁴ Die Reichsjugendführung äußerte sich 1937 entsprechend über die angeblich vollzogene Typenprägung der HJ-Mitglieder: „Wenn man aber für den Gehalt einer ganzen Organisation die Gestalt ihres Vertreters setzen kann, so geht daraus hervor, daß es gelungen ist, in ihm den Gedanken der Organisation zu verkörpern, d.h. in ihm den Typ zu schaffen. (...) Das geht soweit, daß die Gleichförmigkeit des Denkens sich auch in der Gleichförmigkeit des Äußeren ausdrückt, in der Uniform... Fragt man einen, so weiß man, was alle sagen... durch die gleiche grundsätzliche Ausrichtung“ (zitiert nach Buddrus, M. (1993), S. 291).

⁴⁵⁵ Ähnliches galt für die Organisation der Hochschulen, die Hitler (unter völliger Verkennung deren existenzieller Bedeutung für die Technikerausbildung, auf die jede industrialisierte Gesellschaft, zumal wenn sie derart zu expandieren plant, wie es das NS-Regime vorhatte, zwingend angewiesen ist) den Gauleitern überließ, „deren Ansichten über die akademische Bildung oft noch primitiver waren als die ihres Führers“ (Craig, G.A. (1999), S. 717).

Tatsache, dass eine, mitunter geschickt propagandistisch verpackte und in einigen Fällen durch die vermittelnden „HJ-Führer“ auf den untersten Organisationsebenen relativierte ideologische Indoktrination auch in der „HJ“ selbstverständlich zum Dienstalltag gehörte (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 175), wird hierbei zweierlei übersehen.

Zum einen, dass die körperliche Ertüchtigung, welche unmittelbar die physische Kampfbereitschaft der jungen „Volksgenossen“ fördern sollte, deshalb vorrangig umgesetzt wurde, da sie vermeintlich eine erfolgreiche Umsetzung der politisch-ideologischen Regime-Ziele ermöglichte und somit mit deren Realisierung untrennbar verbunden war (vgl. ebd.).

Zum anderen wird das besondere, auch in organisatorischer Hinsicht entgrenzte, Erziehungsverständnis der Nationalsozialisten unterschlagen. Letzteres macht es notwendig, sich nicht nur mit einzelnen Erziehungsinstitutionen der NS-Zeit zu befassen, sondern auch mit deren Interaktionen mit den anderen – als „erzieherisch“ konzipierten – Einflussnahmen, mit denen im nationalsozialistischen Herrschaftssystem eine Prägung der „Volksgenossen“ vollzogen werden sollte (vgl. Reese, D. (2007a), S. 22f.).

Die, aus Sicht einer Erziehung zur Mündigkeit so überaus schwer, aus hermeneutischer und biographischer Sicht jedoch notwendig nachzuvollziehende „nationalsozialistische Erziehungsidee“ hat damals zeitgenössisch Beck präzise ausgeführt:

„Jede nationalsozialistische politische Funktion ist... auch gleichzeitig nationalsozialistisch erzieherische Funktion. (...) Bei aller zuzugestehenden Differenzierung nach Anlage und Aufgabe muß die nationalsozialistische Erziehung dennoch diese Bildung eines einheitlichen, auf die Nationalgemeinschaft gerichteten Willens durchsetzen“ (Beck, F.A. (1933), S. 19ff., siehe auch Gamm, H.-J. (1990), S. 105f.).

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass für den Nationalsozialismus praktisch jede politische Maßnahme einen erzieherischen Anspruch verfolgte und diese zusammengekommen schließlich alle „Volksgenossen“ zu überzeugten Nationalsozialisten formieren sollten (vgl. Scholtz, H. (1985), S. 11). Es entspricht also den Tatsachen, wenn Miller-Kipp feststellt, dass „Jugenderziehung... in der NS-Diktatur funktional unter Herrschafts- und Machtpolitik (fällt)“ (dies. (2004), S. 139). Ebenso erscheint es mir treffend, wenn sie eine „gemeinschaftsgebundene Persönlichkeit“, „das nationalsozialistisch zu- oder ausgerichtete Subjekt“, welches weitgehend eine „Opfer- bzw. Dienstmentalität“ verinnerlicht habe, als Zieldimension aller NS-Erziehung bezeichnet (vgl. dies. (2002), S. 97ff.). Es darf aber nicht übersehen werden, dass die Formierung der heranwachsenden Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ nicht innere Unfreiheit,

sondern gerade im Bereich der Erziehung der Kinder und Jugendlichen letztlich eine innere Überzeugung der Zöglinge zum Ziel hatte. Denn:

„Derjenige stellt den absoluten Erziehungssinn der nationalsozialistischen Idee dar, der aus Bewußtsein und Erleben bei aller individuellen geistigen Besonderheit dennoch die charakterliche Größe und willentliche Kraft aufbringt, im Dienst an der Gemeinschaft der Nation die Sinnvollendung und Werterfüllung seines Lebens zu sehen“ (Beck, F. A. (1933), S. 20).

Man wollte *überzeugte* Nationalsozialisten heranziehen, nicht bloße Befehlsempfänger oder gar unfreie Zwangsuntergebene. Letzteres sollte den „Untermenschen“ anderer Rassen vorbehalten bleiben und wäre vom Regime, schon aus Angst vor einem Loyalitätsverlust, kaum als praktikable Lösung für die nachwachsenden Generationen der „Volksgemeinschaft“ angesehen worden.

In diesem Zuschnitt lässt sich mit Gisela Miller-Kipp nun auch eine, für die Belange dieser Arbeit, tragfähige *Konzeption* der Pädagogik des Nationalsozialismus theoretisch abstrahiert skizzieren:

Der „Ursprung des nationalsozialistischen Zugriffs auf die Erziehung... ist die ‚Revolution‘, i.e. die Machtergreifung und Herrschaft der NSDAP, die sich als ‚Revolution‘ stilisiert. Das bedeutet, daß herkömmliche Theoriebezüge entfallen oder durch Politik ersetzt werden... Die Anleitung oder Überprüfung oder Interpretation oder normative Grundlegung von Praxis. Wenn ns. Pädagogik auf Erziehungstheorie rekurriert, dann stückweise und im ideologischen Kontext. Sie selbst ist zuerst mit Politik im Bunde und entwickelt sich in und aus der politischen Praxis.

Zum Wahrheitskriterium wird hier der Erfolg, zum Auswahlkriterium für Wissen die politische Doktrin, zur ‚Methode‘ des Aufbaus von Wissen wird das Handeln. So entsteht Pädagogik systematisch als Pädagogik der Tat – Theorie kann ihr folgenlos nachgeliefert werden; sie hat ihre Funktionen im Bezug auf Praxis verloren. ‚Erzieherische Bewegungen und Einrichtungen soll man nach ihren Erfolgen beurteilen. Ihr Wert für die Nation besteht nicht im Glanz einer bestechenden Theorie‘ (SCHIRACH 1942...). Die Verknüpfung der ns. Pädagogik mit der Herrschaft der NSDAP bringt mit sich, daß sie erst in deren Prozeß und von deren Trägern und Mitläufern formuliert wird, daß in erster Linie die Funktionäre der nationalsozialistischen Erziehung das Disziplinwissen vortragen und repräsentieren. Ihr Gewährsmann heißt ADOLF HITLER“ (Miller-Kipp, G. (1988), S. 24).

Arno Klönne hat die Leitbilder, welche den Mädchen und Jungen in den Organisationen der „Hitlerjugend“, sowie in der NS-Erziehung insgesamt, als „>Muster<“ eines gewünschten Rollenverhaltens vermittelt werden sollten, präzise zusammengefasst:

„der Typus des HJ-Jungen (läßt) sich folgendermaßen charakterisieren: Es war der äußerlich aktivierte und leicht aktivierbare, körperlich leistungsfähige, beruflich tüchtige, an Organisationsdisziplin gewöhnte Junge, der – von der Formaldisziplin bis zur Ideologie – an die Einhaltung der von der Organisation gelieferten Normen sich unreflektiert binden, Initiative nur im Rahmen dieser Normen entfalten und sein Selbstgefühl auf die Stellung seiner Organisation und seine Position innerhalb derselben beziehen sollte (...) Der Typ des BDM-Mädchens war in einigem modifiziert. Der biologische Anspruch hatte auch hier den Primat; das Grundthema der BDM-Erziehung war die Synthese

von körperlicher und hauswirtschaftlicher Ertüchtigung. (...) größtes Gewicht wurde in der BDM-Erziehung auf die künftige >Mutter-Funktion< des BDM-Mädchens im Rahmen der >völkischen Erneuerung< gelegt“ (ders. (2003), S. 84f., vgl. in diesem Sinne auch Buddrus, M. (2003), S. 61).⁴⁵⁶

Ebenfalls Einstimmigkeit besteht in der historischen Bildungsforschung bezüglich der Annahme, dass sich die massive und besonders im Erziehungswesen praktizierte Indoktrination der „Volksgemeinschaft“ gerade bei den Kindern und Jugendlichen in besonders starkem Maße verding, da diese Bevölkerungsgruppe, vor allem aufgrund des weitgehenden oder gänzlichen Fehlens einer relativierenden oder abweichenden Vorsozialisation, „den nationalsozialistischen Ansprüchen und Zumutungen wenig entgegenzusetzen (vermochte)“ (Frei, N. (2001), S. 115, vgl. auch Grün, M. v. d. (1996), S. 70, Benz, U. (1997), S. 34, Echterkamp, J. (2004), S. 14, Gellately, R. (2004), S. 166, Hübner-Funk, S. (2005), S. 54, 315, Kershaw, I. (2006), S. 272f. sowie die Exilberichte der SPD (Sopade), Bd. 3, S. 171).

Wie der NS-Staat die Lebensrealität der Kinder und Jugendlichen nach 1933 umgestaltete, um seine Ziele möglichst ohne Reibungsverluste erreichen zu können, lässt sich auf verschiedene Art und Weise darstellen. So reduziert Burleigh seine diesbezüglichen Ausführungen auf die schlichte Feststellung:

„Die Hitler-Jugend war im Wesentlichen das Produkt eines ähnlichen Prozesses der >Gleichschaltung< von Rivalen und der Anwendung von Zwang, wie ... im Fall der NSV ... Deshalb können wir hier auf weitere Einzelheiten verzichten“ (Burleigh, M. (2000), S. 277).

Wolfgang Keim hingegen widmet seiner Darstellung der „Erziehung unter der Nazi-Diktatur“ (vgl. ders. (1995 u. 1997)) ein zweibändiges Werk, ebenso wie Michael Buddrus den Organisationsstrukturen der „Hitlerjugend“ (vgl. ders. (2003)).

In der vorliegenden Arbeit wird hingegen versucht, der „komplexen Totalität“ von institutioneller Erziehung während der NS-Zeit auf mehreren Ebenen zu begegnen. Ein solches Vorgehen entspricht einem Ansatz, wie ihn auch Klönne formuliert hat:

„Dem Versuch (ist) beizustimmen, auch die Geschichte des Faschismus über die Untersuchung von >Lebenswelten< zu erschließen, also die Vielschichtigkeit und auch Widersprüchlichkeit der Lebensbedingungen, Gefühle und Verhaltensweisen der >kleinen Leute< in den Blick zu nehmen, der Parteigänger des deutschen Faschismus, der Mitläufer, der Opponenten, der Gegner. Freilich darf die Einbeziehung von >Alltagsgeschichte< nicht in eine anekdotische Beliebigkeit verfallen. Die Entwicklung zum Faschismus und die Herrschaft desselben setzten historische Grundentscheidungen und gesellschaftliche Zwänge, sie schufen Institutionen und verordneten Ideologien, denen das Leben jedes Einzelnen unterworfen war, zu denen er sich so oder so verhalten mußte.

⁴⁵⁶ Dieser „biologische Anspruch“ fand seinen Ausdruck auch in den Maßnahmen zur „Gesundheitsförderung der deutschen Jugend“, wie sie innerhalb der „HJ“ zur Anwendung kamen (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 903ff.).

Die Entdeckung, daß auch der totalitäre Herrschaftsanspruch eines politischen Systems Lücken und Nischen beläßt, sollte nicht dazu führen, vor Bäumen nicht mehr den Wald zu sehen“ (Klönne, A. (2003), S. 12).

Dieser Mahnung folgend werden in dieser Arbeit beide – Wald und Bäume – dargestellt und in ihrer wechselseitigen Bedeutung analysiert. Den Wald stellen hierbei die konkreten historisch-gesellschaftlich bedingten Sozialisationsbedingungen der NS-Zeit dar sowie deren Spezifizierung in Richtung der damaligen Erziehungsverhältnisse. Diese werden beschrieben anhand einer Darstellung der zeitgenössischen Sozialstrukturen sowie der Struktur der institutionalisierten Erziehung zwischen 1933 und 1945. Die Bäume sind demgegenüber als die individuellen Erfahrungen zu sehen, die einzelne Edukanden innerhalb dieser Strukturen gemacht haben und die am exemplarischen Einzelfall zu verfolgende Frage, wie diese subjektiv verarbeitet wurden. Hierbei stellen die allgemeinen Sozialstrukturen als objektivierbare Lebensbedingungen ein wichtiges Kontrollinstrument für die Analyse der subjektiv geprägten Selbstpräsentationen der Zeitzeugen dar, während die aus den einzelnen Berichten heraus abstrahierten Erlebens- und Verarbeitungsmuster institutionalisierter NS-Erziehung wiederum dazu beitragen können, das gesamte System von Sozialisation und Erziehung während der NS-Zeit näher zu bestimmen.

Hinsichtlich der angeklungenen Differenzierungsnotwendigkeiten erscheint es mir wichtig, bereits an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass die vom nationalsozialistischen Regime mit ihrer versuchten Indoktrination der „jungen Generation“ verbundenen Ziele keineswegs einfach mit deren tatsächlicher Wirkung gleichgesetzt werden können (vgl. Dudek, P. (1987), S. 183f., Langwiesche, D.; Tenorth, H.-E. (1989), S. 106, Wendt, B.J. (2000), S. 74, Buddrus, M. (2003), S. XVI sowie Wehler, H.U. (2003), S. 766).⁴⁵⁷ Um es mit Klönne auf den Punkt zu bringen:

„Politische Sozialisation im 'Dritten Reich' war auf Perfektion hin angelegt, aber sie war nicht perfekt ... 'Die' Hitler-Jugend-Generation als jugendgeschichtliche Einheit ist nie Realität gewesen“ (ders. (1990), S. 87, vgl. in diesem Sinne, jedoch auf den Schulunterricht im NS-Kontext bezogen, auch Schörken, R. (2001), S. 216).

Mit den oben skizzierten Intentionen ging man bei der „NSDAP“ nach dem 30. Januar 1933 daran, die Pläne bezüglich einer Erfassung der „jungen Generation“ konsequent voranzutreiben. Dies geschah anfänglich durch eine Kombination von Agitationen, die in ihrer Struktur bereits an anderer Stelle in dieser Arbeit geschildert wurden (vgl.

⁴⁵⁷ Unabhängig von dem Verweis auf die Individualität der subjektiven Wahrnehmung und Verarbeitung von Erziehungserlebnissen während der NS-Zeit offenbart bereits die Tatsache, dass die Strukturen des damaligen Erziehungssystems auch Freiheitsgrade für abweichendes Verhalten offerierten, etwa bei geschicktem Ausnutzen der Rivalitäten zwischen den Institutionen Schule und Hitler-Jugend (vgl. Klönne, A. (2003), S. 52ff.), nicht zu unterschätzende Einschränkungen bei der Umsetzung des totalitär intendierten nationalsozialistischen „Erziehungsstaates“.

Thesen 2 und 5). Nichtnationalsozialistische Träger von Jugendarbeit wurden nach und nach ausgeschaltet, in ihrer Arbeit stark eingeschränkt oder einfach „gleichgeschaltet“, wobei der zeitliche Ablauf dieses Prozesses wiederum geprägt wurde von pragmatischen Rücksichtnahmen einerseits sowie den Maßgaben einer sich erst formierenden, später konsolidierenden und schließlich radikalisierenden⁴⁵⁸ Herrschaftspolitik des NS-Regimes andererseits (vgl. Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 32ff., Jahnke; K.H. (2003), S. 41ff., 51, 55f., 60, 67ff., 73f., 79f., 94f., 108f., 117, 134 sowie Klönne, A. (2003), S. 20ff.).⁴⁵⁹

Wenngleich niemals eine vollständige Erfassung der Jugend gelang und Reibungsverluste zwischen NS-Erziehung und anderen Einflussvariablen (Familie, Schule, Milieu), sowie den zunehmenden Diskrepanzerlebnissen zwischen NS-Propaganda und Lebensrealität unter der NS-Herrschaft (vgl. These 5) dafür sorgten, dass auch eine mentale Indienstnahme der jungen „Volksgenossen“ immer wieder Störungen ausgesetzt war, so sind doch die Mitgliedszahlen der „HJ“ ein beredtes Zeugnis für den Erfolg der nationalsozialistischen Inklusionsstrategien. Nach eigenen Angaben hatte die Jugendorganisation der „NSDAP“ Ende 1933 2,3 Millionen Mitglieder, was 30,5% der gesamten Altersgruppe entsprach. Ende 1937 war diese Zahl bereits auf 64% angewachsen und nach der im März 1939 erlassenen Durchführungsverordnung stieg die Zahl der Mitglieder zeitweise gar bis auf 8,7 Millionen (98,1%) an (vgl. Kater, M. (2005), S. 25).⁴⁶⁰

⁴⁵⁸ Während der letzten Phase der NS-Zeit (vgl. These 2) gab es neben der „Hitlerjugend“ so gut wie keine alternativen Jugendorganisationen mehr in Deutschland. Die verschärfte Verfolgung und daran anschließend entweder die „Ausmerze“ (durch Inhaftierung oder Ermordung) aus der „Volksgemeinschaft“ oder der Versuch, die Heranwachsenden, wo dies nach Ansicht des Regimes wünschenswert erschien, durch Anwendung von Strafe und Erpressung in die NS-Jugendorganisation zu integrieren, bezog sich spätestens nach Beginn des Krieges vor allem auf jene Jugendlichen, deren Verhalten gewollt oder ungewollt vom Standard der nationalsozialistischen Vorgaben abwich (vgl. Jahnke, K.H. (2003), S. 393, 410, 420ff., 431, 473, 501ff. sowie These 7 in dieser Arbeit).

⁴⁵⁹ Besonders die zeitgenössischen Dokumente, die Hellfeld und Klönne gesammelt haben (vgl. dies. (1987)), vermitteln einen unmittelbaren Eindruck der damaligen Verhältnisse. Eindrücklich ist ebenfalls eine von der Reichsjugendführung am 17.11.1933 veröffentlichte Liste der Jugendverbände, die zu diesem Zeitpunkt bereits verboten, in die „Hitlerjugend“ überführt oder der Selbstauflösung anheimgefallen waren und die vom Bismarckbund der „DNVP“ bis zum Bund der freien sozialistischen Jugend beinahe sämtliche gesellschaftlichen Herkunfts- und Mentalitätsmilieus umfasste (vgl. den Listenabdruck in Freyberg, J. v.; Bromberger, B.; Mausbach, H. (1995), S. 3). Die dramatische, entweder durch freiwillige Aufgabe der anderen Träger entstandene oder vom NS-Regime erzwungene Abnahme alternativer Jugendverbände zwischen 1933 und 1936 verdeutlicht auch ein von Baldur von Schirach in seiner Darstellung der „Hitlerjugend“ publiziertes Diagramm (vgl. Schreckenberger, H. (2003), S. 301).

⁴⁶⁰ Kater errechnet diese Zugehörigkeitsquotienten anhand der Angaben in Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 35. Dudek gibt demgegenüber abweichende Zahlen an: 30,5% für das Jahr 1933, 62% für 1936 und lediglich 91% für das Jahr 1939 (vgl. Dudek, P. (2002), S. 344). Leider gibt er keine Quelle für diese Zahlen an, so dass nicht nachvollziehbar wird, ob hier der Jahresdurchschnitt 1939 errechnet wurde, ob ihm eventuell von den offiziellen Angaben abweichende Zahlen vorliegen oder ob andere Gründe zu diesen Abweichungen führen. Michael Buddrus führt diesbezüglich

Die qualitative Erfassung der Jugend durch die „HJ“ lässt sich demgegenüber deutlich schwerer beziffern. Die individuelle Einstellung zur „Jugendorganisation des Führers“ konnte von ganz unterschiedlichen Faktoren geprägt sein:

- individuelle Disposition (vgl. Klönne, A. (2003), S. 149)
- bisherige Sozialisation (vgl. Reese, D. (1989), Pahmeyer, P.; Spankeren, Lutz v. (1998) sowie Miller-Kipp, G. (2002), S. 307)
- Alter, Schichtzugehörigkeit, Wohnort (vgl. Buddrus, M. (2003), S. XXIVf.) bzw. Herkunftsmilieu (vgl. Reese, D. (1989))
- Vorhandensein oder Fehlen alternativer Einflüsse (bezogen auf die Familie vgl. Klönne, A. (2003), S. 148, auf die Schule vgl. Kater, M (2005), S. 41f.)
- Zeitpunkt des „Dritten Reiches“ und der damit verbundenen Gestalt der aktuellen Politik des Regimes
- Zufall, der die Jugendlichen insbesondere während des Krieges ganz unterschiedlich mit Gewalt und Entbehrungen konfrontierte.

Zumeist war es jedoch ein schwer zu trennendes Konglomerat aus mehreren dieser Einflussfaktoren, in welchem sich nicht nur eine, sondern mehrere Grauzonen erkennen ließen, die sich durch das Übereinander (befriedigendes Zugehörigkeitsgefühl trotz einer nicht als vollkommen erlebten „Freiwilligkeit“) und Nebeneinander (Gemeinschaft, Abenteuer und Gruppenstärke einerseits sowie Zwang und Drill andererseits konnten gleichzeitig wahrgenommen werden) anziehender und abstoßender Wahrnehmungsmomente auszeichnen konnten und die man als Sowohl-als-auch-Einstellungsmuster verifizieren könnte.

noch weiter divergierende Angaben ins Feld, wenn er schreibt: „Aus der weitgehend vollständigen Erfassung – im Mai 1939 gehörten von den 10,2 Millionen deutschen Jugendlichen im Alter von 10 bis 18 Jahren immerhin 8,7 (85,1%) der HJ an – resultierte eine weitere Aufgabe: die Schaffung einer ‚Jugendvolksgemeinschaft‘, die in ein bis zwei Generationen die gesamte Volksgemeinschaft prägen sollte – von der weltanschaulichen Haltung bis zur ‚rassischen‘ Zusammensetzung“ (ders. (2003a), S. XXX). Dieser deutliche Unterschied in den angegebenen Prozentzahlen kommt zustande, da Buddrus von einer ungleich höheren Gesamtzahl von 10- bis 18-Jährigen in der deutschen Bevölkerung ausgeht. Hellfeld und Klönne beziffern deren Stärke auf lediglich 8.870.000 für das Jahr 1939. Obgleich eine Differenz von 7% (bei Dudek) bzw. 13% (bei Buddrus) für das Jahr 1939 deutlich erscheint, bleibt die Tendenz einer rasanten Zunahme der Mitgliederzahlen für die „Hitlerjugend“ und damit einhergehend einer fortschreitenden Indienstnahme der „jungen Generation“ durch das NS-Regime allerdings unverändert offensichtlich. Dies gilt insbesondere, wenn man beachtet, dass Karl Heinz Jahnke präzisere Angaben vorgelegt hat, die nahelegen, dass sich der oben bei Buddrus angegebene Erfassungsgrad von 87,1% der deutschen Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren auf das Frühjahr 1939 bezieht und dieser für dasselbe Jahr *nach* „der fast vollständigen Aufnahme des Jahrgangs 1929 in das DJ [Deutsches Jungvolk] und in den JM [Jungmädelsbund] sowie der Übernahme des ältesten Jahrgangs (1925) von DJ und JM in die HJ und den BDM am 20.4.1939“ (ders. (2003), S. 38) die Erfassungsquote von 98,1% erreicht hatte (vgl. ebd.).

Diese schwierige Ausgangslage führt zu einer scheinbar widersprüchlichen Einschätzung der diesbezüglichen gegenwärtigen Forschungslage, wie sie Gisela Miller-Kipp beschreibt. Einerseits ist „keine Seelen- und Bewußtseinslage aus den Alterskohorten des Dritten Reiches bislang besser ausgeleuchtet als die der Hitler-Jugend-Generation... Für sie gilt: ‚zu jung, um Nazi gewesen zu sein, aber alt genug, um vom Nazi-System mitgeprägt worden zu sein‘ (Bude 1987, S. 69)“ (dies. (2002), S. 303). Andererseits aber, „(ist) das mentalitäre... Wirkungsfeld... unübersichtlich... und die Mentalitäts- und Wirkungsgeschichte des BDM – wie der Hitler-Jugend insgesamt –... noch nicht geschrieben“ (ebd.).

Zusammenfassend lässt sich die Anziehungskraft der „Hitlerjugend“ auf Kinder und Jugendliche in vier Kategorien aufgliedern, die sich mitunter gegenseitig verstärkten und deren Wirksamkeit noch durch drei alters- bzw. gesellschaftsspezifische Faktoren verstärkt werden konnte:

1. *Lebensperspektive*: Mit der Teilnahme an der Jugendorganisation der „NSDAP“ schienen sich für die Heranwachsenden ein erhöhtes Erlebnispotential sowie mitunter erheblich verbesserte Zukunftsaussichten zu verbinden. Letzteres ging einher mit einer wahrgenommenen Verbesserung des eigenen Status, sprich des gesellschaftlichen Stellenwertes und der damit verbundenen Anerkennung.
2. *Lebenssinn*: Mit der Mitgliedschaft in der „HJ“ verband sich vielfach das Empfinden, für eine Sache von übergeordnetem Wert einzutreten und dazu selbst einen wichtigen Beitrag zu leisten. Überzeugungsarbeit leisteten hierbei die einzelnen Führer der Organisation im direkten Kontakt, die NS-Propaganda (vgl. These 2) sowie unzählige Inszenierungen formativer, ästhetischer Erziehung, sowohl innerhalb der „HJ“ als auch im Rahmen der vielen Feiern, mit denen die Partei die „Volksgemeinschaft“ emotional einzubinden trachtete (z.B. zu Hitlers Geburtstag oder den Parteitag).
3. *Aktivismus*: Der Alltag in der „HJ“ bot den Jugendlichen unzählige organisierte Möglichkeiten, ihren Drang nach körperlicher Betätigung, Abenteuer und Nervenkitzel (vgl. exemplarisch Hildebrandt, D. (2008), S. 29f.) sowie tätiger Selbstbestätigung in Form institutionalisierter „Dienste“⁴⁶¹ auszuleben (vgl. hierzu auch Giese-

⁴⁶¹ Margarete Hannsmann schreibt hierzu autobiographisch über die Zeit nach ihrer Berufung zum Jungmädchen im Jahr 1935: „Auch mein eigener Kalender glich eher dem eines Funktionärs als eines Schulmädchens: Alle meine Unternehmungen ließen sich einwandfrei deklarieren, das Wort Pflicht ging mir bald ebenso mühelos über die Lippen wie Vater. Und Dienst war allemal Dienst. Dienst: Mittwoch, 22. Mai, Heimabend, Samstag, 25. Mai, Staatsjugendtag, abends und nachts und Sonntag, am 26. Mai, Wochenendschulung für Führerinnen, Dienstag, 28. Mai, schon wieder Vorbereitungsabend für den Heimabend am 29. Mai“ (dies. (1991), S. 69f.; vgl. in diesem Sinne auch die sehr ähnlich lautende Schilderung des „BDM-Mitglieds“ Ilse McKee in Mosse, G.L. (1979), S. 295 sowie die organisationsgeschichtlichen Ausführungen zum „BDM“ bei Klaus, M. (1998), S. 146ff.).

cke, H. (1981), S. 200ff., Klaus, M. (1986), S. 458f. sowie Rosenthal, G. (1986), S. 83f.).⁴⁶² Zu diesem Aspekt gehört auch die emotionale Erfassung der Heranwachsenden durch eine ästhetische Gestaltung des Dienstes in der nationalsozialistischen Jugendorganisation. Dies galt insbesondere zu Beginn der NS-Zeit, als „die Staatsjugend in Gestalt von Jungvolk und HJ zielbewußt und mit Erfolg versucht (hat), ihrerseits die in der Jugendbewegung wirksamen Sehnsüchte zu befriedigen, indem sie die Romantik der Fahrten, der Lagerfeuer, der Landsknechts- und Wanderlieder komplett in den eigenen Betrieb übernahm“ (Graml, H. (1992), S. 73). Nur so konnte es dem Regime gelingen, die Weimarer Jugend mit den nationalsozialistischen Inklusionsangeboten zu erreichen sowie ihr anschließend seine ideologischen Sinnzuschreibungen einzuimpfen. Infolgedessen betrachteten viele der Jugendlichen die zunehmende Militarisierung der „HJ“ lediglich als „notwendiges Übel“ oder hielten sie gar „allmählich für richtig“, da sie sich nunmehr „in einem Zustand wähnten, den wir schon fast als Kriegszustand begriffen, jedenfalls als Phase der Vorbereitung auf einen unvermeidlichen Krieg, den wir vor und dann auch nach seinem Beginn als Befreiungs- oder Verteidigungskrieg den“ (ebd.).

4. *Umweltdruck*: Äußere Faktoren, die Kinder und Jugendliche zu einer Teilnahme an der „Hitlerjugend“ drängten, wurden von diesen keineswegs notwendigerweise als negativ und belastend erlebt. Dies galt nur, wenn zuvor bereits eine ablehnende Haltung gegenüber der NS-Jugendorganisation bestanden hatte (vgl. Klönne, A.

⁴⁶² Dieser Aktivismus wurde im NS-Staat vorzugsweise als „Sozialismus der Tat“ deklariert, mit welchem einmal mehr die gemeinschaftliche Hingabe an, von den Vertretern des Regimes vorgegebene, Aufgaben zum angeblichen Segen der „Volksgemeinschaft“ gemeint war. Dass gerade die damit verbundene Konnotation von verantwortungsvoller Selbsttätigkeit für viele Jugendliche attraktiv war belegen die Aussagen von Zeitzeugen in den Interviews bei Lothar Steinbach (vgl. ders. (1995), S. 27 und 103). Das Regime nutzte die kindliche Arbeitskraft ohne Skrupel aus, war sich zudem aber auch sehr wohl der verführerischen Wirkung öffentlicher Belobigungen auf die Psyche der Heranwachsenden voll bewusst. Aus diesem Grunde schuf man überall derartige Bewährungsoptionen. Das persönliche Beispiel des Zeitzeugen Klaus Dieter König stellt diesbezüglich nur eines unter unzähligen Anderen dar, macht aber die Struktur unverkennbar deutlich: „In einem Monat war ich mal Sieger in der Georg-Hassel-Schule. Die Schule hatte, was zu diesen Zeiten ganz toll war, einen Lautsprecher. Der wurde immer dann eingeschaltet, wenn eine Sondermeldung kam, oder bei ganz wichtigen Informationen oder einer Ansprache vom Hitler oder einer Ansprache vom Direktor. So wurden dann auch solche Helden wie ich in dem einen Monat, in dem ich beim Sammeln Sieger wurde, bekanntgegeben. Das habe ich durch Papiersammeln erreicht“ (ders., zitiert nach Freyberg, J. v.; Bromberger, B.; Mausbach, H. (1995), S. 44). Ganz im Sinne der stetigen Inszenierung des Außeralltäglichen (vgl. These 3) sollte der Aktionismus im „HJ-Dienst“ jedoch nicht nur etwas erzeugen, sondern auch etwas anderes unterbinden. Dies wird anhand des Berichts von Erich Loest aus seiner Zeit in der NS-Jugendorganisation deutlich: „>Zweimal in der Woche war Dienst... und da ich bald Führer war, war montags noch Führerdienst, und sonntags war Schießen, oder wir fuhren mit dem Rad irgendwohin, oder wir hatten einen Aufmarsch. Also war ich vier oder fünf Tage in der Woche mit der Hitlerjugend beschäftigt. Wir hatten keine Zeit, darüber nachzudenken, was wir da eigentlich trieben. Es kam immer schon das Nächste, es war pausenlose Aktion.<“ (zitiert nach Knopp, G. (2001), S. 26).

(2003), S. 55). Traf die integrierende Gruppendynamik aus Familie und vor allem Peer-Group auf eine neutrale oder schon positive Einstellung zur „HJ“, wirkte sie selbst attraktivitätssteigernd. In diesem Sinne überrascht es nicht, wenn Max von der Grün lapidar erklärt, „Natürlich wäre ich gern zum Jungvolk gegangen, schließlich waren dort alle meine Schulkameraden“ (ders. (1996), S. 105; vgl. auch Johnson, E.A.; Reuband, K.-H. (2006), S. 153).

Als verstärkende Faktoren konnten hierbei wirken:

1. Bestimmte alters-, respektive entwicklungsbedingte psychische und emotionale Dispositionen der „HJ-Mitglieder“ (vgl. Rosenthal, G. (1986), S. 73ff., dies. (1987), S. 83ff. sowie die Ausführungen zur Sozialisation in dieser Arbeit), die eine Übernahme der nationalsozialistischen Glaubensangebote erleichterten.
2. Die besondere Gestalt der zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Ordnung, die den Jugendlichen allgemein kaum kontrastierende Erfahrungen gegenüber den vielfältigen formellen und informellen Inszenierungen der NS-Erziehung sowie den Behauptungen der öffentlichen Propaganda gestattete. Wer zwischen 1933 und 1945 die „Hitlerjugend“ durchlief, kannte eine andere Staatsform persönlich meist nur als gescheitertes Experiment (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik in dieser Arbeit) aus immer mehr verblassenden Kindheitserinnerungen oder schlicht gar nicht. Zudem diffamierte die NS-Propaganda ständig nahezu jede alternative Gesellschaftsordnung. Von der politischen Indoktrination abweichende Erfahrungen konnten die Heranwachsenden nur in seltenen, vom individuellen Umfeld abhängigen, Einzelfällen machen. Etwa durch den Kontakt mit Vertrauenspersonen (Eltern, Lehrer, Geistliche etc.), die gewillt waren und genügend Mut besaßen, ihnen gegenüber anders lautende Informationen und Meinungen zu äußern. Für nicht wenige Jugendliche, deren näheres Umfeld ebenfalls dem Nationalsozialismus anhing, war jedoch das Gegenteil der Fall: Sie wurden in allen Gesellschaftssystemen (vgl. die Ausführungen zur sozial-ökologischen Theorie in dieser Arbeit), an denen sie während ihrer Sozialisation teilhatten im Sinne der NS-Ideologie geprägt (vgl. Graml, H. (1992), S. 72).
3. Die individuellen Qualitäten der NS-Vermittlungsinstanzen. Entsprechend persönlicher und entwicklungsbedingter Dispositionen hatten die Heranwachsenden unterschiedliche Bedürfnisse, was die Eigenschaften einer Führungsperson innerhalb der „HJ“ betraf. Zahlreiche Berichte verdeutlichen, dass das konkrete Maß an Zuwendung zur „HJ“ auch und mitunter vor allem von der Fähigkeit der dort erleb-

ten FührerInnen abhing, ihre „Vorbild- und Bidefunktion“ wahrzunehmen (vgl. Miller-Kipp, G. (2007), S. 34).

Was jene Elemente einer Erziehung in der staatlichen Jugendorganisation des „Dritten Reiches“ der „Hitlerjugend“ anbetrifft, die von den zeitgenössischen Heranwachsenden als unbefriedigend, inhaltsleer oder gar abstoßend empfunden wurden, lassen sich vorab drei Einschätzungen formulieren, die in den anschließenden Ausführungen vertiefend dargestellt werden:

1. Das Anziehungspotential, welches die „HJ“ auf die zeitgenössischen Jugendlichen entfalten konnte, war von ähnlichen Umwälzungen betroffen, wie sie bereits für das Leben der „Volksgenossen“ (vgl. These 5) sowie die Entwicklung der Voraussetzungen einer „HJ“-Mitgliedschaft (von freiwilliger Teilnahme zur Dienstverpflichtung) beschrieben wurden.⁴⁶³ Hierzu gehörte auch, dass in vielen Fällen die unmittelbaren Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges zu einer inneren Abkehr der in der NS-Jugendorganisation erfassten oder ausgebildeten Jugendlichen vom National-

⁴⁶³ Tenorth beschreibt demgegenüber ein nahezu statisches Verhältnis der damaligen Jugend zur „HJ“: „Im Alltag der Jugend wird die HJ schon historisch primär als Zwang erlebt, ihr Angebot als unbegründete Doktrin und der vormilitärische Drill als stumpfsinnig und einengend. (...) Die HJ wird als eine Einrichtung erfahren, mit der die Jugend erst für Staat und Partei, dann für den beruflichen Leistungswettbewerb, schließlich zur Aktivierung für den Krieg missbraucht wird“ (ders. (2008), S. 262f.). Diese Aussagen sind so indifferent, dass sie letztlich schlicht unzutreffend sind. Abgesehen davon, dass hier aus einer Historisierung organisierten Jugendlebens direkt auf die Erlebensebene der betroffenen Heranwachsenden geschlossen wird, bleibt unklar, ob mit „Erfahrung“ eine strukturelle historische Entwicklung beschrieben werden soll oder das Erleben und die Wahrnehmung derjenigen, die dieser ausgesetzt waren. Dass die „HJ“ von ihren Mitgliedern durchweg als „Zwang“, „unbegründet“ und von „Drill“ geprägt erlebt und wahrgenommen wurde, lässt sich so pauschal keinesfalls behaupten. Man kommt dem tatsächlichen Verhältnis der Jugendlichen zur NS-Organisation erst dann auf die Spur, wenn man dessen zeitlichen Wandel berücksichtigt. Die Einschätzung, die „HJ“ wäre ein Instrument des Missbrauchs der Jugendlichen durch den NS-Staat gewesen, stellt dagegen eine Erklärung dar, die damals Heranwachsende gegen Ende und nach dem Untergang des „Dritten Reiches“ zur Legitimation ihres vormaligen Engagements in derselben vorbrachten. Sie entspricht außerdem einer zutreffenden historisch-politischen Einschätzung der „HJ“ durch die hierzu forschende Wissenschaft. Der damaligen Wahrnehmung durch die, in ihr organisierten, Jugendlichen entspricht sie sowohl quantitativ (was die Zahl der so eingestellten Mitglieder betrifft) als auch qualitativ (was den Zeitpunkt anbetrifft, zu dem eine solche Einstellung im jeweiligen Mitglied entstand) nur mit deutlichen Einschränkungen. Dies gilt insbesondere für die ersten Jahre der NS-Herrschaft, in denen die Freiwilligkeit einer Dienstverpflichtung in der „HJ“ noch weitgehend als glaubwürdig wahrgenommen wurde. Kaum ein Heranwachsender hätte sich hier zu einem Engagement entschlossen, wenn er von Beginn an den Eindruck gehabt hätte, er würde zu Herrschaftszwecken „missbraucht“. Gegenüber den Mängeln dieser (und auch für eine zwangsläufig inhaltlich raffende, historische Übersicht) allzu pauschalen Darstellung reicht es nicht aus, auf eine, wiederum in Frage gestellte, „Emphase“ im Jahr 1933 zu verweisen (vgl. ebd., S. 262). Bei Tausenden von „BDM-Maiden“ und „Hitlerjungen“ dauerte diese positive Einstellung zur „HJ“ wesentlich länger. Auch der Verweis auf das damalige abweichende Verhalten einiger Jugendgruppen (vgl. ebd. sowie zum Thema These 7) kann als Beleg der aufgestellten Behauptung nicht recht dienen. Ein solches Vorgehen würde bedeuten, die insgesamt keineswegs zu unterschätzende Zahl der dort beteiligten Jugendlichen zu überschätzen und deren Beweggründe ungerechtfertigt zu vereinheitlichen.

sozialismus führten (vgl. zu beiden Aspekten Markert, M. (1994), S. 81).⁴⁶⁴ Das oben zitierte Beispiel Gramls zeigt dabei, dass diese Veränderung oftmals nicht schlagartig ins Bewusstsein der „HJ-Mitglieder“ vordrang und deren Beurteilung des „Jugenddienstes“ nur langsam grundsätzlich veränderte. Das Ergebnis dieser strukturellen Verschiebung innerhalb des „HJ“-Alltags wurde vor allem von denjenigen besonders deutlich erlebt, die später ihren Dienst antraten und denen dort zunehmend einseitig Drill begegnete. Dieser Effekt konnte zudem durch bestimmte, oftmals milieubedingte Aspekte des Alltagslebens der betroffenen Jugendlichen noch verstärkt werden. So hatten immer weniger Arbeiterjugendliche nach einem erschöpfenden Arbeitsalltag von mitunter 60-72 Wochenstunden Lust, sich danach auch noch der militärischen Schulung in der nationalsozialistischen „Jugendorganisation“ auszusetzen (vgl. Lofti, G. (2000), S. 281). Bezüglich des hier angedeuteten Abstoßungsprozesses aufgrund innerer Umgestaltungen des NS-Systems und damit auch des „HJ“-Alltags lässt sich abschließend grundsätzlich festhalten, dass diese Form einer schrittweise entstehenden Entfremdung von der Jugendorganisation nahezu sämtliche Fälle der Erinnerungserzählung zu diesem Thema prägt, in denen eine persönliche Ablehnung überhaupt angesprochen wird. Demgegenüber „(gibt es) in der ganzen Erinnerungserzählung... nicht einen Fall gänzlicher Verweigerung von Anfang an“ (Miller-Kipp, G. (2007), S. 182).

2. Welches Maß an Attraktivität der Dienst in der „HJ“ für den Einzelnen entfalten konnte, hing auch von dessen persönlichen Dispositionen ab.⁴⁶⁵

⁴⁶⁴ Ein Beispiel hierfür liefert Buddrus unter Berufung auf Klönne: „Wie Klönne... beobachtet hat, gestalteten sich individuelle Schlüsselerlebnisse auch in Abhängigkeit davon, ob die aus der HJ hervorgegangenen Soldaten schon 1939/40 zur Wehrmacht kamen oder zum Kriegsdienst erst einrückten, als von Blitzkriegen und Blitzsiegen keine Rede mehr war. So erlebten die einen das Dritte Reich ‚noch auf der Erfolgsschneise und individuell karriereversprechend, was vermutlich Identifikationen förderte; für die anderen verband sich dieselbe eindrucksvolle Altersphase mit dem Erlebnis, daß Niederlagen, Flucht und Zerstörung nun in die deutsche Gesellschaft eindringen‘“ (Buddrus, M. (2003), S. XXV).

⁴⁶⁵ Hierzu führt etwa Wolf Jobst Siedler aus: „Überhaupt kann ich mich nicht erinnern, dass die Appelle, die Mutproben – bei denen man im Grunewald von einer Baumkrone in ein Springtuch zu springen hatte – und die Sommerlager in der Schorfheide viel Wirkung hinterlassen hätten“ (ders. (2002), S. 52). Während Siedler derartige Unternehmungen eher langweilig als bedrohlich empfand, beinhaltete der körperliche Drill für andere deutliche Überforderungen, die für die betroffenen Jugendlichen zumindest Stress (vgl. Ellinger, K. (2008), S. 43), zumeist Demütigungen (vgl. Jochen Martinis Erinnerungen an seine Pimpfzeit in Freyberg, J. v.; Bromberger, B.; Mausbach, H. (1995), S. 52), in einzelnen Fällen allerdings auch eine akute Gefährdung des eigenen Lebens mit sich bringen konnten (vgl. Kater, M. (2005), S. 31f.). Diese Einschätzung gilt nicht nur für die männliche Seite der NS-Jugendorganisation, sondern durchaus auch für den Alltag im „BDM“: „Wer den körperlichen Anforderungen nicht genügte, galt als >Versager<. >Die wurden ganz schön drangsaliert<, weiß Doris Schmid-Gewinner noch genau. >Wenn da eine sagte, sie könnte nicht schwimmen, wurde sie einfach ins Wasser geschmissen. Brutal, also richtig brutal, wenn ich heute daran denke<“ (Knopp, G. (2001), S. 116). Selbstverständlich waren derartige Mutproben nicht auf die „HJ“ beschränkt, sondern grundlegendes Element der gesamten NS-Erziehung. Bei den „Auslesungen“ der neuen Anwärter auf den „Adolf-Hitler-Schulen“ waren derartige Mutproben an der Tages-

Diese können im negativen Falle sowohl individueller Art (mangelnde sportliche Begabung etc.) als auch kollektiver Art (Herkunftsmilieu etc.) gewesen sein.

3. Neben diesen inneren, im jeweiligen Mitglied der „Jugendorganisation des Dritten Reiches“ subjektiv begründeten Faktoren konnten auch objektive, äußere Bedingungen wie die mangelnde pädagogische Kompetenz des jeweiligen „HJ-Führers“ vor Ort beim Heranwachsenden zum Aufkommen ablehnender Gefühle gegenüber dem „HJ-Dienste“ führen. Auch hier sei bereits darauf hingewiesen, dass die genannten Faktoren untereinander nicht trennscharf waren und üblicherweise sogar gemeinsam auftreten konnten. Es konnte gerade das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren sein, das eine ablehnende Haltung gegenüber der „HJ“ auslöste. So berichtet Gisela Miller-Kipp von einem ehemaligen „BDM-Mädel“, deren negative Einstellung zur Organisation von einer Kombination aus persönlichen Dispositionen und äußeren Bedingungen resultierte. Im Umkehrschluss zum Attraktivitätspotential einer Führungsposition in der „HJ“, wurde die Betreffende abgestoßen, da sie „*nicht* zur Führerin einer Jungmädelsgruppe gewählt worden [war], obschon sie das heimlich gehofft hatte“ (dies. (2007b), S. 47). „Hier (zeigt sich)... eine narzisstische Kränkung als möglicherweise tiefer liegender Grund von Ablehnung, Langeweile und, später, Hass“ (ebd.). Eine persönliche Disposition (der Wunsch nach einer Führungsposition) hatte im Zusammenspiel mit einer äußeren Begebenheit (der Verweigerung dieser Position) zu einer ablehnenden Haltung gegenüber der „Hitlerjugend“ geführt.

ordnung (vgl. Feller, B.; Feller, W. (2001), S. 100ff.). Hier wurde von den Jugendlichen gefordert, aus mehreren Metern Höhe in ein Sprungtuch zu springen. Brach sich hierbei einer den Fuß, so galt dies als Leistungsnachweis, der mit erwünschtem Weiterkommen belohnt wurde – der Kandidat hatte die Bereitschaft gezeigt, Verletzungen billigend in Kauf zu nehmen (vgl. ebd., S. 101). Vergleichbares wird von den „Napolas“ berichtet. Beispielsweise beschreibt Hans Günther Zempel Folgendes von seiner Zeit auf einer NS-Eliteschule: „Von größter Bedeutung waren die Mutproben: ein Sprung vom Balkon in der ersten Etage des Schlosses in ein von älteren Schülern aufgehaltetes Sprungtuch und für Nichtschwimmer mehrere Sprünge vom Einmeterbrett ins tiefe Wasser“ (ders. (2001), S. 42). Bei der letzten Forderung ging es darum, beim betreffenden Heranwachsenden die Überwindung eigener Schwächen zu erzwingen. Dies geschah freilich nicht auf eine gesunde, nachhaltige Art (im obigen Beispiel etwa, indem man Schwimmunterricht erteilt hätte), sondern durch Erzeugung mentalen Drucks: „Für mich als Nichtschwimmer war der erste Sprung ins tiefe Wasser entsetzlich. Aber von unserem Wiesbadener Nachbarn wusste ich, dass keine Chance hat, wer bei den Mutproben versagt“ (ebd.). Dies war der entscheidende Aspekt, all dieser sich wiederholenden Mutproben: Es ging nicht um die Beseitigung persönlicher Defizite, sondern um den Vorgang des Überwindens. Dieser war aber kein Selbstzweck, der einfach das Selbstbewusstsein der Betreffenden stärken sollte, wie dies etwa beim Gang über glühende Kohlen in heutigen Selbstfindungsseminaren praktiziert wird. Die instrumentalisierende Intention ging deutlich darüber hinaus. Wer zur Überwindung im Kontext erzieherischer Arrangements bereit war, der würde sich auch im tatsächlichen Kampfeinsatz nicht durch Hemmungen zurückhalten lassen – so die Meinung der nationalsozialistischen Erziehungsplaner. Mutproben waren demnach Teil der *mental*en Prägung der jungen „Volksgenossen“, sie sollten deren Einsatzwillen und psychische (nicht die physische, denn Schwimmen lernt man so eben nicht) Einsatzbereitschaft und somit ihre Leistungsstärke im Sinne der NS-Ideologie (vgl. These 1) fördern. Dieser *erzieherische* Kontext ist bei allen Verweisen auf derartige Mutproben mit zu bedenken.

Letzten Endes zeitigten die Inklusions- und Formierungsbestrebungen des NS-Regimes gegenüber der deutschen Jugend, sowie vor allem deren Einsatz in der „erzieherischen“ Zieldimension, dem aktiven Kriegseinsatz, eine verheerende Bilanz:

„Zuverlässige Zahlen der Gesamtkriegsverluste liegen inzwischen vor: Von den 18,2 Millionen zur Wehrmacht und zur Waffen-SS eingezogenen Soldaten kamen 5,3 Millionen ums Leben...; erstmals kann nunmehr auch der bislang immer vermutete Sachverhalt bestätigt werden, daß gerade die junge Generation, also die HJ-Jahrgänge des Dritten Reiches, die höchsten militärischen Verluste zu tragen hatten. (...) Mindestens 74.400 Angehörige der HJ-Führerschaft, etwa 18,4 Prozent aller eingesetzten HJ-Führer, kamen ums Leben, und allein vom höheren Führerkorps, also von den 19.765 hauptamtlichen HJ-Führern, über die die HJ noch im Jahre 1939 verfügte, fielen bis zum Kriegsende etwa 9.500 (48 Prozent), wesentlich mehr als etwa NSDAP-Funktionäre. Weit höher noch waren die Zahlen der ums Leben gekommenen einfachen HJ-Mitglieder, die als junge Rekruten einen immer größeren Teil des Personalbestandes der Wehrmacht und der Waffen-SS ausmachten. Gerade die HJ-Jahrgänge des Dritten Reiches wiesen sowohl absolut als auch relativ die höchsten Verlustraten des Krieges auf: Von der männlichen Bevölkerung der zwischen 1919 und 1928 im Altreichsgebiet Geborenen – also der Gruppe derjenigen, deren älteste Angehörige zu Beginn des Dritten Reiches 14 Jahre alt waren und somit die HJ-Erziehung weitgehend miterlebt hatten, und deren jüngste Angehörige am Ende des Krieges als 16- und 17-Jährige die ‚letzte Blutsreserve‘ darstellten – kamen mindestens 1.879.000 Personen ums Leben; das waren 32,6 Prozent aller deutschen militärischen Verluste... Und von den ‚typischen‘ HJ-Jahrgängen, also den zwischen 1921 und 1925 geborenen Jungen, kamen im Zweiten Weltkrieg durchschnittlich 34,8 Prozent eines Jahrgangs zu Tode; dabei verlor der vom Krieg sowohl absolut als auch relativ am stärksten betroffene deutsche Geburtsjahrgang 1920 mit 293.000 jungen Männern 41,4 Prozent seines männlichen Bestandes“ (ebd., S. XXXIIff., vgl. hierzu auch ders. (2010), S. 266ff.).

Im Folgenden soll der spezifische Zugriff des NS-Regimes auf „seine“ Jugend anhand von drei Agitationsbereichen exemplarisch dargestellt werden. Hierbei handelt es sich um den „Lebensborn e.V.“, Die „Kinderlandverschickung“ und die nationalsozialistische Familienpolitik. Alle drei Bereiche stellen Elemente der NS-Politik dar, die – ganz entgegen dem Interesse, welches ihnen in der Öffentlichkeit mitunter widerfährt - bislang zu wenig Forschungsaufmerksamkeit erregt haben, aber einige Sozialisationsrelevanz besitzen. Sie zeigen deutlich die jeweiligen Intentionen des Regimes, erlauben, durch die gewählte Art der Darstellung, überdies jedoch eine Dekonstruktion bestehender Mythen bezüglich ihrer vermeintlichen Aufgaben und Praxen im NS-System.

3.3.6.1.1. Der „Lebensborn e.V.“

Den Vorrang, den die Rassenideologie grundsätzlich vor sämtlichen traditionellen „Blut und Boden“ Ansichten genoss (vgl. Burleigh, M.; Wippermann, W. (2003), S. 242ff. sowie Wippermann, W. (2008), S. 76), veranschaulicht schließlich auch die Tatsache, dass mit Verlauf des „Dritten Reiches“ von staatlicher Seite vermehrt Versuche unternommen wurden, die Geburtenquote „reinrassiger“ Kinder zu erhöhen und sei es auf Kosten sozialer Werte wie der Ehe, die bald nicht mehr als Grundvoraussetzung eines legitimen Kinderkriegens proklamiert wurde. War die Qualität im Sinne des NS-Regimes, sollte die Quantität so weit wie möglich gesteigert werden.⁴⁶⁶ Das Eherecht wurde dementsprechend mehrfach geändert, um Frauen dazu zu animieren auch ohne bestehende oder auch nur anvisierte Ehe mit dem Kindesvater Nachwuchs zu empfangen (vgl. Conte, E.; Essner, C. (1996)).

Ab 1944 wurden dabei innerhalb des NS-Regimes auch vermehrt Pläne zur Lockerung der „Einehe“ diskutiert, also die direkte Aufforderung an „tüchtige“ Nationalsozialisten durch Ehebruch weitere Kinder zu zeugen. Um jungen Frauen die Möglichkeit zu geben, ohne große Schwierigkeiten dem „Führer“ Kinder zu schenken, wurde auf Initiative Heinrich Himmlers ab 1935 die Institution der „Lebensbornheime“ gegründet. In diesen Heimen konnten Frauen von „SS-Männern“ oder unverheiratete Mädchen, die von einem solchen oder einem anderen „rassisch wertvollen“ Mann schwanger geworden und selbst „deutschen Blutes“ waren, einige Zeit vor und nach der Geburt ziehen, um abgeschottet von der Außenwelt und verhältnismäßig gut versorgt ihre Kinder zu bekommen (vgl. den Alltagsbericht von Schmitz-Köster, D. (2003)). Die rassistische Komponente hatte auch hier Vorrang vor allen sozialen Ansinnen, da der „Er-

⁴⁶⁶ Der Vorrang der Ideologie zeigt sich, für den Bereich der Frauenpolitik des NS-Regimes, unübersehbar deutlich anhand der Vergabekriterien des „Mutterkreuzes“. Alle diesbezügliche Anträge, die vom Bürgermeister, dem NSDAP-Ortsgruppenleiter, in Großstädten auch von Block- und Zellenleitern der NSDAP-Ortsgruppe gemacht werden konnten, wurden penibel durch die lokalen Verwaltungs- und Parteistellen, die Gesundheitsbehörden und die Polizei geprüft, gegen deren Urteil kein Einspruch möglich war und deren Gründe für Ablehnungen die betroffenen Frauen nicht erfuhren (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 271). Ab Juli 1940 schlug das ideologische Paradigma voll durch, nun „wurden Richtlinien zur Bearbeitung der Anträge erlassen, nach denen die Antragstellerinnen einer von vier Kategorien zur >erbbiologischen Begutachtung< zugeordnet werden mussten“ (ebd.). Diese Zuordnung erfolgte allein nach dem ihnen zugeschriebenen „Rassewert“. In Gruppe a) wurden die „Asozialen“ verwiesen, deren „Nachwuchs für die Volksgemeinschaft vollkommen unerwünscht war“. Nicht wenige von Ihnen fielen dem Ausgrenzungsprozess aus der „Volksgemeinschaft“ (vgl. These 1), genauer dem „Euthanasieprogramm“ zum Opfer. In Gruppe b) fasste man Familien, die als „tragbar“ angesehen wurden, nicht „asozial“ waren, denen aber „erbkrankte Anlagen“ zugeschrieben wurden. Diese Frauen gedachte man eher zu sterilisieren, als ihnen ein „Mutterkreuz“ zu verleihen. Gruppe c) umfasste die so genannte „Durchschnittsbevölkerung“, die für eine Verleihung in Frage kommen sollte, ebenso wie die, in Gruppe d) verorteten Frauen, welche das Regime als „erbbiologisch besonders hochwertig“ ansah (vgl. ebd.). Es wird deutlich, dass bei der funktionalen Beurteilung – und damit der Person insgesamt (vgl. These 1) – der Frau im NS-System ihre „Wertschätzung“ nach Maßgabe der „völkischen Weltanschauung“ grundsätzlich Vorrang hatte vor ihrer sozialpolitischen Rolle als Mutter.

zeuger“ des Kindes bereit sein musste, sich einer „rassenbiologischen Untersuchung“ zu stellen. Frauen mit wechselnden Sexualpartnern hatten kaum Chancen aufgenommen zu werden. Lediglich Frauen und Bräute von „SS-Männern“ wurden vorbehaltlos aufgenommen. Ihnen attestierte man per se eine Erfüllung der „rassischen Voraussetzungen“.

Im Sommer 1936 eröffnete man dann in Steinhöring bei München unter dem Namen „Heim Hochland“ das erste „Lebensbornheim“ in einem ehemaligen Kinderheim der Caritas. Es bot 55 Müttern Platz. Seit 1938 unterstand der „Lebensborn e.V.“ dann dem persönlichen Stab Heinrich Himmlers in dessen Funktion als „Reichsführer SS“. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs verfügte der „Lebensborn“ über sechs Entbindungsheime mit insgesamt 263 Betten für die Gebärenden und 487 Betten für Kinder. Bis 1944 gab es schließlich auf dem europäischen Kontinent insgesamt 20 „Lebensbornheime“, davon allein sieben in Norwegen. Die jeweilige Schwesternzahl der Heime vermittelt einen Eindruck ihrer Kapazitäten: Heim Taunus 22 NS-Schwestern, Hochland 18, Sonnenwiese 18, Wienerwald 15, Pommern 14, Kurmark 12, Harz 10, Schwarzwald 9, Ardennen 9, Westwald 4, Moselland 3, Friesland 3, Alpenland 1 (vgl. Bleuel, H.P. (1972), S. 192).

Aufgrund der guten medizinischen Versorgung meldeten sich unter den erschwerenden Kriegsbedingungen auch immer mehr Frauen von „SS-Männern“ in den Heimen an, so dass schließlich deren Zahl und die der ledigen Mütter, die zusätzlich die dort gebotene Geheimhaltung suchten, ungefähr die Waage hielten.

Für alle unehelich in einem „Lebensbornheim“ geborenen Kinder übernahm der Verein die Vormundschaft und sorgte dafür, dass diese auch nach der Entlassung der Mutter im Heim verbleiben konnten. Konnten oder wollten die ledigen Mütter nicht heiraten und das Kind zu sich nehmen, wurde es nach einem Jahr in kinderlose oder kinderarme „SS-Familien“ zur Pflege übergeben. Trotz vieler Anfragen kinderloser Ehepaare wurden allerdings nur wenige Kinder auf diesem Weg vermittelt, da die Mütter ihre Kinder meist nicht abgeben wollten. Bis September 1939 waren hierzu lediglich sechs Frauen bereit gewesen. In der Öffentlichkeit rankten sich jedoch bald wilde Gerüchte um den „Lebensborn“, was vom Regime unfreiwillig auch durch dessen Geheimhaltung gefördert wurde, da Himmler den Verein erst an die Öffentlichkeit bringen wollte, wenn er große Erfolge vorzuweisen hätte.

Alle Bemühungen des „Lebensborn“ reichten sich während des Krieges in die allgemeine, auf eine effektive Generierung „arischen“ Nachwuchses ausgerichtete, nationalsozialistische Bevölkerungspolitik ein. Hier passte die Initiative Himmlers reibungslos zur Propaganda eines „Stellvertreters des Führers“, Rudolf Heß, der am 24. De-

zember 1939 im „Völkischen Beobachter“ einen „Brief an die unverheiratete Mutter“ veröffentlichte, in welchem er argumentierte:

„In dem Bewußtsein, daß die nationalsozialistische Weltanschauung der Familie die Rolle im Staat gegeben hat, die ihr gebührt, können in besonderen Notzeiten des Volkes besondere von den Grundregeln abweichende Maßnahmen getroffen werden. Gerade im Krieg, der den Tod vieler bester Männer fordert, ist jedes neue Leben von besonderer Bedeutung für die Nation. Wenn daher rassistisch einwandfreie junge Männer, die ins Feld rücken, Kinder hinterlassen, die ihr Blut weitertragen in kommende Geschlechter, Kinder von gleichfalls erbgesunden Mädchen des entsprechenden Alters, mit denen eine Heirat aus irgendeinem Grunde nicht sofort möglich ist, wird für die Erhaltung dieses wertvollen nationalen Gutes gesorgt werden. Bedenken, die in normalen Zeiten ihre Berechtigung haben, müssen hier zurückstehen“ (zitiert nach dem „Völkischen Beobachter“ vom 24., 25., 26. Dezember 1939, S. 10).

Letztlich zeigte sich die „Lebensborn“-Initiative auf diesem Gebiet aber als eher wenig erfolgreich. Nimmt man jene Kinder, die vorehelich, also in Beziehungen, in welchen die baldige Eheschließung bereits weitgehend arrangiert war, gezeugt und geboren wurden, einmal weg, so zeigt sich, dass lediglich gut ein Prozent dem später kolportierten Gerücht einer außerehelichen Zeugung durch „SS-Männer“ entsprachen (vgl. Bleuel, H.P. (1972), S. 194).

Während des Zweiten Weltkrieges übernahm der „Lebensborn“ dann in den besetzten Gebieten West- und Nordeuropas weitere Aufgaben. Nach der, von Hitler am 28. Juli 1942 ohne Beteiligung Himmlers herausgegebenen, „Verordnung über die Betreuung von Kindern deutscher Wehrmachtsangehöriger in den besetzten Gebieten“, war es dem Verein möglich, sich dort in die Agitationen einer „Erhaltung und Förderung rassistisch wertvollen germanischen Erbgutes“ einzuschalten. Der Erlass wurde im Februar 1943 auf die Kinder aller Reichsdeutschen ausgedehnt. In diesem Zusammenhang wurde dem „Lebensborn“ das Betreuungsrecht für alle unehelichen Kinder, die von Deutschen in Norwegen gezeugt wurden, übertragen. Norwegerinnen, die bereit waren, ihr Kind in Deutschland auf die Welt zu bringen, konnten in die dortigen Heime gebracht werden. Hiervon machten etwa 2500 Frauen Gebrauch, während in den letztlich neun Heimen in Norwegen 6500 Frauen ihre Kinder gebaren (Kjendsli, V. (1988), S. 39 sowie Lilienthal, G. (2003), S. 176).⁴⁶⁷ Neben Norwegen engagierte sich der „Lebensborn e.V.“ in den westlichen Besatzungsgebieten am stärksten in Frankreich. Hier richtete man Ende 1943 im Schloss Menier bei Chantilly ein Heim mit dem Namen „Westwald“ ein, um möglichst viele der von deutschen Soldaten mit Franzö-

⁴⁶⁷ Lilienthal gibt etwas niedrigere Zahlen an. Er geht von insgesamt 8000 entsprechenden Fällen aus, 2000 Norwegerinnen, die ihr Kind in einem „Lebensbornheim“ in Deutschland geboren haben und 6000, die dies in norwegischen Heimen taten (vgl. ders. (2003), S. 172ff.).

sinnen gezeugten Kinder betreuen zu können. Bis Mai 1943 hatte deren Zahl 50.000 erreicht (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 189ff.).

In den besetzten Gebieten im Osten Europas existierten bis zuletzt keine Heime des „Lebensborn“. Dies hatte seinen Grund vor allem in der andersgearteten Zielsetzung der deutschen Besatzungsmacht gegenüber den osteuropäischen Völkern (vgl. ebd., S. 194ff.). Die Eröffnung eines Heimes in Krakau scheiterte letztlich jedoch erneut an den ns-typischen systeminternen Kompetenzstreitigkeiten (vgl. ebd., S. 223ff.).

In Polen geriet der „Lebensborn“ bei dem Versuch, sich im Bereich der nationalsozialistischen Volkstumspolitik Einfluss zu verschaffen, in Konflikt mit der „NSV“ und deren Anspruch, die „Eindeutschung“ geeigneter „fremdvölkischer“ Kinder in eigener Regie durchzuführen (vgl. ebd., S. 196ff.).

Bis Ende 1942 hatte die „NSV“ unter Regie des „Hilfswerks Mutter und Kind“ allein im Warthegau 600 Kindergärten für rund 12000 Kinder eingerichtet. Für Kinder deutscher Wehrmachtsangehöriger entstanden dort zudem entsprechende Entbindungsanstalten. Es bedurfte der vollen Machtautorität Himmlers, um dem „Lebensborn“ hier zumindest kleinere Kompetenzen zu erobern. So übernahm dieser die Betreuung von Waisen und Pflegekindern zwischen zwei und sechs Jahren, die angeblich von ermordeten volksdeutschen Eltern stammten und zu Beginn des Krieges oder früher als Findelkinder unter polnischem Namen in polnischen Waisenhäusern und Familien versteckt worden sein sollten. Da, so wurde argumentiert, alle Abstammungsunterlagen vernichtet worden wären, konnten diese Kinder lediglich nach ihrem „rassischen Erscheinungsbild“ identifiziert und dem „Deutschtum“ zugeordnet werden. Dies wiederum war Aufgabe des „Rasse- und Siedlungsamts der SS“. Ende 1942 kamen die ersten Transporte mit so ausgewählten Kindern in den Heimen „Hochland“ und „Pommern“ an. Ein Jahr später eröffnete man für diese Kinder bei Gmunden am Traunsee ein eigenes Heim unter dem Namen „Alpenland“. Diejenigen, die von deutschen Familien adoptiert wurden, erhielten den Namen ihrer neuen Eltern. Alle Verbindungen zur früheren, frühkindlichen Identität der „eingedeutschten“ Kinder sollten konsequent gekappt werden. Von dieser „Eindeutschung“ durch den „Lebensborn“ waren in Polen letztlich 250-300 Kinder betroffen (vgl. ebd., S. 215). Hinzu kamen noch einige „geeignete“ Kinder aus Südosteuropa (vorrangig der Tschechoslowakei und Jugoslawien), deren Väter als Partisanen erschossen und deren Mütter in „Konzentrationslager“ eingewiesen worden waren. „Insgesamt war der *Lebensborn* an der Eindeutschung von mindestens 350 Kindern aus Ost- und Südosteuropa maßgeblich beteiligt“ (Lilienthal, G. (2003), S. 219). Dem sozialisationstheoretisch so bedeutsamen Thema der gewaltsamen „Eindeutschung“ polnischer Kinder während der NS-Zeit, an welcher der

„Lebensborn e.V.“ maßgeblich beteiligt war – dies war die tatsächlich moralisch verwerfliche Praxis des Vereins -, hat sich gerade Ines Hopfer erstmalig in einer ausführlichen Studie gewidmet (vgl. dies. (2010)). Anhand ihrer Fallbeschreibungen von damaligen Kindern, die aufgrund ihres „arischen“ Aussehens als „eindeutschungsfähig“ eingestuft, gewaltsam aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen und in das „Altreich“ oder die „Ostmark“ deportiert wurden, wird dieser Vorgang auch hinsichtlich einer subjektiven Erlebnisperspektive nachvollziehbar. Nicht wenige der betroffenen Kinder wurden im „Lebensborn“-Heim „Alpenland“ nahe Gmunden auf repressivste Art und Weise mit den unterschiedlichen „Eindeutschungsmaßnahmen“ konfrontiert, um später als „deutsche“ Pflegekinder an deutsche und österreichische Familien vermittelt zu werden.

Um die Kinder ausländischer Zwangsarbeiterinnen in Deutschland, welche als „Träger zum Teil deutschen und stammesgleichen Blutes“ und somit als rassistisch „wertvoll“ angesehen wurden, kümmerte sich hingegen, mit seltener Ausnahme „rassistisch besonders wertvoller“ Mütter, die „NSV“.

Bezüglich des „Lebensborn“ Themas gilt es demgegenüber allerdings darauf hinzuweisen, dass dessen Heime zu keinem Zeitpunkt jene „Zuchtanstalt“ der „SS“ waren, als die sie in den wilden Gerüchten der damaligen Öffentlichkeit (vgl. Grunberger, R. (1972), S. 257) und nach 1945 beschrieben wurden, sowie mitunter noch heute, auch in wissenschaftlichen Publikationen, bezeichnet werden (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 10f. sowie Schmitz-Köster, D. (2003), S. 13ff.).⁴⁶⁸

⁴⁶⁸ Als einer der ersten berichtete Thomas Mann in solch dramatisierender Weise über den „Lebensborn e.V.“, in seiner Radiosendung aus dem Exil berichtete er im November 1941 über „Begattungstage, wo beurlaubte Soldaten mit BDM-Mädchen zu tierischer Stunden-Ehe zusammenkommandiert werden, um Staatsbastarde für den nächsten Krieg zu zeugen“ (ders. (1987), S. 45f.). Nach Kriegsende wurde die Mär der Zuchtungsanstalt „Lebensborn“ dann begierig aufgegriffen und in entsprechenden Publikationen nicht nur verbreitet, sondern in den Darstellungen, neben horrenden zahlenmäßigen Übertreibungen (vgl. exemplarisch Hillel, M.; Henry, C. (1975)) mitunter weit ins Absurde getrieben. In einer englischsprachigen Publikation von 1951 wurde bezüglich angeblich in Oberbayern ausgesuchter kommender „Lebensborn“ Mütter behauptet, „daß die Betreffende in der Tegernseer Jugendherberge bis zum 10. Tag nach dem Beginn ihrer Periode zu warten hatte, dann ärztlich untersucht wurde und anschließend mit einem SS-Mann schlief, der seine Pflicht auch noch bei einem anderen Mädchen zu erfüllen hatte“ (Hagen, L. (1951), S. 256). 1958 präsentierte die Zeitschrift „Revue“ dann eine zehnteilige Reportage über den „Lebensborn“, in welcher der Autor Will Berchold unter dem bezeichnenden Untertitel „Was Millionen nicht wußten, deckt Revue für Millionen auf“ größtenteils erfundene, dem oben angedeuteten Mythos entsprechende, Behauptungen über den Verein öffentlichkeitswirksam verbreitete. Seine Ausführungen, später auch als Tatsachenroman veröffentlicht, gipfelten einmal mehr in der Behauptung, Ziel des „Lebensborn“ sei es gewesen, „das uneheliche Kind planmäßig zu zeugen. Wie man Autos produziert. Wie man Geflügel auf der Hühnerfarm züchtet“ (Berthold, W. (1975), S. 16). Diese Darstellung nahm 1961 der Filmproduzent Arthur Brauner zur Grundlage seines „Lebensborn“ Filmes, welcher mit der Realität noch weniger zu tun hatte, als Bertholds „Tatsachenroman“, jedoch in deutschen und ausländischen Kinos mit großem Erfolg lief. In einer pseudowissenschaftlichen aber höchst öffentlichkeitswirksamen Studie stellten dann 1975 die Journalisten Marc Hillel und Clarissa Henry den „Lebensborn“ als Ort „gelenkter Fortpflan-

Solche Pläne mögen Himmler und andere NS-Führer für die Zeit nach dem Krieg gehabt haben, wobei auch die diesbezüglichen Ansichten einer schleichenden Radikalisierung unterlagen. Zuletzt wurden u.a. von Martin Bormann „züchterische“ Visionen, zwischen staatlich organisierter Polygamie und einer Verpflichtung jeder „arischen“ Frau zur Geburt von mindestens vier „reinrassigen“ Kindern, geäußert (vgl. Schneider, W. (2001), S. 151f. und 168f.). Diese Überlegungen wurden allerdings nie verwirklicht.⁴⁶⁹

In den Heimen des „Lebensborn e.V.“ in Deutschland und den besetzten Gebieten wurden letztlich lediglich 13.000 bis 14.000 Kinder geboren (vgl. Schulz, G. (1998), S. 136). Hiervon entfielen fundierten Schätzungen, verlässliche Statistiken liegen nur bis September 1939 vor (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 229), zufolge ungefähr 7000 bis 8000 auf die Heime im Deutschland und Österreich⁴⁷⁰, während 6000 Kinder in den Einrichtungen des „Lebensborn“ in Norwegen geboren wurden (vgl. ebd., S. 229f. sowie Schmitz-Köster, D. (2003), S. 57). Für die Geburten in den „Lebensborn-

zung“ dar. Ausgehend von der Tatsache, dass das NS-Regime zur propagandistischen Verschleiерung auf stark euphemistische Umschreibungen zurückgriff (vgl. These 1), gingen sie schlicht davon aus, dass sich unter der Bezeichnung „Schwestern“ im Kontext des „Lebensborn“ „Zeugungshelferinnen“ verborgen hätten (vgl. dies. (1975)). Basierend auf ihrer Darstellung produzierte das französische Fernsehen eine Dokumentation, welche auch das ZDF kaufte und am 23. Mai 1975 unter dem Titel „dem Führer ein Kind schenken. Lebensborn e.V. – Hitlers Zuchtstätten für arischen Nachwuchs“ ausstrahlte. Neben einer Verbreitung durch einschlägige Medien fand diese Darstellung des „Lebensborn“ auch ihren Niederschlag in wissenschaftlichen Arbeiten (vgl. exemplarisch Kater, M. (1974), S. 205). In Arbeiten zur Alltagsgeschichte der NS-Zeit (vgl. Wiggershaus, R. (1980), S. 364), aber auch in neueren pädagogischen Publikationen zum Thema finden sich entsprechende Bezeichnungen und Beschreibungen (vgl. beispielsweise März, F. (1998), S. 662). Gisela Miller-Kipp schreibt: „Der (Lebensborn) erlaubte SS-Männern, mit zugeführten ‚rassereinen‘ Frauen beliebig Kinder zu zeugen. Diese Institution hat gerade im Kriege zur Verwilderung des Umgangs und der sexuellen Sitten insbesondere der SS-Männer beigetragen“ (dies. (2002), S. 194). Die Dokumente, welche Miller-Kipp hierzu anführt (vgl. ebd., S. 219ff.), belegen das Vorhandensein einer sexualmoralischen Problematik, wie sie in dieser Arbeit im Exkurs zur „Reinheit“ und an anderen Stellen ausgeführt wird. Sie belegen allerdings gar nicht ihr Urteil über die spezifische Institution des „Lebensborn“ Vereins. Die Argumentation Miller-Kipps wird ohne weitere Kommentierung übernommen von Eppler, C. J. (2007), S. 219. Dass Eppler gleichsam auf die grundlegende Publikation Lilienthals verweist, die eine andere Sicht auf den „Lebensborn e.V.“ beinhaltet, ohne auf diese Widersprüche einzugehen, legt die Vermutung nahe, dass letztere Arbeit inhaltlich nicht rezipiert wurde. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive wurde der „Lebensborn e.V.“ kürzlich, in einer Dokumentation zum „Konzentrationslager“ Dachau, erneut entsprechend falsch beschrieben (vgl. Zámečník, S. (2007), S. 283). Ebenso in Arbeiten aus den Fachbereichen der Frauenforschung (vgl. Traudisch, D. (1994), S. 33), der Psychologie (vgl. Massing, A. (1988), S. 65, sowie Hardtmann, G. (2007), S. 84), sowie der Soziologie (vgl. Bühler-Niederberger, D. (2005), S. 87). Auf bedenkliche Weise vermischen sich geschichtswissenschaftliches Fehlurteil und pädagogisches Bemühen, wenn in einer Publikation der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit noch 1989 behauptet wird, es habe sich bei den Einrichtungen des „Lebensborn“ um Heime gehandelt, „die der Züchtung ‚rassisch und erbbiologisch wertvoller‘ Kinder dienen“ (Trützschler von Falkenstein, E. (1989), S. 323).

⁴⁶⁹ Dies heißt jedoch nicht, dass es nicht im Einzelnen zu bewussten Zusammenführungen deutscher Frauen (etwa der „Maiden“ eines „Arbeitsdienstlagers“) mit SS-Männern kam, mit dem Ziel, im vollen beiderseitigen Einverständnis, „dem Führer ein Kind zu schenken“ (vgl. Kuby, E. (2000), S. 324f.).

⁴⁷⁰ Volker Koop gibt für Deutschland und Österreich eine Zahl von etwa 11.000 Geburten an, allerdings ohne dafür Belegquellen anzuführen (vgl. ders. 2007), S. IX).

Heimen“ in Deutschland und Österreich kann davon ausgegangen werden, dass diese zu 50 bis 60% aus unehelichen Verbindungen hervorgingen. „Der Verein konnte also trotz des großen Aufwandes, den er betrieb, im Verlauf von neun Jahren im günstigsten Fall nur knapp 5000 Kinder als ein bevölkerungspolitisches Plus verbuchen“ (Lilienthal, G. (2003), S. 230).⁴⁷¹ Gegenüber dieser de facto geringfügigen Bedeutung für die nationalsozialistische Geburtenförderung, erhielt der „Lebensborn e.V.“ nicht nur während der NS-Zeit durch Himmler, andere Regimevertreter, eine verklärende Propaganda, aber auch wilde Gerüchte, die sich bald ausbreiteten (vgl. Koop, V. (2007), S. 3f.), eine besondere Beachtung, sondern auch nach 1945, als sich um dieses Thema abstruseste Mythen rankten, die von entsprechenden Beiträgen der Boulevardpresse, dem Fernsehen, aber auch einigen wissenschaftlichen Arbeiten weiter angeheizt wurden (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 7ff., Schmitz-Köster, D. (2003), S. 13ff., Koop, V. (2007), S. 230ff.). Für die Kinder, die in diesen Einrichtungen geboren wurden, oder durch den „Lebensborn e.V.“ aus den besetzten Gebieten in West- (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 160ff.) und Osteuropa (vgl. ebd., S. 194ff.) ins Deutsche Reich verschleppt wurden, um dort ihrer Identität beraubt und „germanisiert“ zu werden, bedeutete diese Vergangenheit nach 1945 zumeist eine schwere Belastung. Die Mehrzahl von ihnen suchte mitunter ein Leben lang nach der eigenen Identität, die sie aufgrund massiver und überwiegend äußerst rigider Umerziehung im Falle der verschleppten Kinder, sowie aufgrund von schlichter Unkenntnis über die Identität ihrer Väter im Falle der unehelich geborenen Kinder, nicht kannte. Erschwerend kam hinzu, dass sie nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus und nicht selten bis heute einer öffentlichen Wahrnehmung des „Lebensborn“ ausgesetzt sind, die diesen als „Zuchtanstalt“, als absonderliches biologisches Experimentierfeld des NS-Regimes deklariert und mit entsprechenden Projektionen versieht (vgl. Schmitz-Köster, D. (2003), S. 13). Während die Kinder, die in den „Lebensbornheimen“ in Norwegen geboren worden waren, dort nach dem Krieg als Symbole der Kollaboration angesehen, verachtet und nicht selten misshandelt wurden (vgl. Olsen, K. (2004)), sahen sich die unehelich in Deutschland und Österreich geborenen Kinder zumeist einer Tabuisierung des Themas und einer Schweigemauer bezüglich ihrer Herkunft innerhalb der eigenen Familie ausgesetzt (vgl. exemplarisch Heidenreich, G. (2004)). Aus dieser

⁴⁷¹ Noch immer wird auch in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen zum Thema angegeben, in den „Lebensbornheimen“ des Reichsgebietes seien zwischen 1936 und 1945 insgesamt 12.000 Kinder geboren worden (vgl. exemplarisch Trützschler von Falkenstein, E. (1989), S. 323). Diese Angabe folgt einer Statistik, welche der ehemalige „Hauptabteilungsleiter“ des „Lebensborn e.V.“, Ziesmer für das Nürnberger Kriegsgesundheitsgericht erstellt hatte und deren Schätzungen, wie die dezidierte Analyse Georg Lilienthals ergeben hat (vgl. ders. (2003), S. 229f.), deutlich zu hoch ausgefallen sind.

Belastungskombination resultierte bei vielen von ihnen ein Konglomerat aus tief empfundener Einsamkeit, mitunter verzweifelter Identitätssuche und schamhaften Verschweigens (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 231ff., Schmitz-Köster, D. (2003), S. 244ff., Koop, V. (2007), S. 208ff. sowie exemplarisch Heidenreich, G. (2004), dies. (2006), Schmitz-Köster, D. (2007) und Lamey, A. (2008)). Was aus historisch-quantitativer Sicht weniger Bedeutung hatte, als es die retrospektive Projektion durch die deutsche Öffentlichkeit suggeriert, hatte aus sozialisationstheoretisch-biographischer Sicht einige Relevanz. Für die betroffenen Kinder bedeutete dieses Schicksal in vielen Fällen eine biographische Belastungskontinuität, welche Schmitz-Köster treffend als „Lebensborn – lebenslang“ (vgl. dies. (2003), S. 254) bezeichnet hat. In einigen Fällen konnte die verzweifelte Suche nach der eigenen Ursprungsidentität (vgl. exemplarisch Lamey, A. (2008), S. 40ff. und 105ff.⁴⁷²) für die Betroffenen absurde, für sie jedoch äußerst belastende Folgen zeitigen. So hatte die, nach Jahrzehnten erlangte, Erkenntnis, selbst in einem „Lebensbornheim“ in Norwegen geborenes und später „eingedeutschtes“ Kind gewesen zu sein (vgl. ebd., S. 80ff.), für Hannes Dollinger, neben der biographischen Bedeutung dieser Entdeckung, weitreichende formale Folgen, die er sich nie hätte träumen lassen. So wäre ihm 1995, als seine Herkunft aus einem norwegischen „Lebensbornheim“ bekannt wurde, beinahe durch das Münchner Kreisverwaltungsreferat die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen worden (vgl. ebd., S. 132f.). Zudem wurde sein Beschäftigungsverhältnis als Bundesbeamter, welches eine solche voraussetzte, ausgesetzt (vgl. ebd., S. 131). Bei der Recherche darüber, wie mit diesen unerwarteten Folgen umzugehen sei, wurde er von den deutschen Behörden weitgehend allein gelassen (vgl. ebd., S. 126ff.). Letztlich konnte er die deutsche Staatsbürgerschaft im November 1995 nunmehr neu erlangen, nachdem er einen entsprechenden Antrag direkt an seinen obersten Dienstherrn, den damaligen Innenminister Manfred Kanther gerichtet hatte. Entsprechend wurde er auch wieder in das Beamtenverhältnis eingesetzt. Seine so mühsam gefestigte zweite Identität erlitt während dieses Prozesses zuvor jedoch weitere Belastungen, welche sich, weit über

⁴⁷² Den, 1942 in einem „Lebensbornheim“ in Norwegen geborenen und später „eingedeutschten“ Hannes Dollinger, plagten nach dieser Erfahrung und der damit verbundenen frühen Trennung von seiner Mutter lebenslange psychische Folgewirkungen: „Alle diese Erlebnisse, das beängstigende Gefühl des Verlassenseins, des Ausgeliefertseins an fremde Menschen und Mächte – das alles hat er in sich angesammelt und versteckt, ja, richtig versteckt in einem dunklen, schwarzen Loch tief unten in seiner Seele. Als er spürte, dass er nun endlich irgendwo angekommen war, hat er wohl versucht, einen Deckel auf das schwarze Loch zu machen. Aber die frühen Erlebnisse und Empfindungen waren nie ganz weg, sie haben weitergewirkt und darauf gelauert, ans Licht zu kommen und einzugreifen in sein Leben, ihn traurig, mutlos und krank zu machen“ (Lamey, A. (2008), S. 111). Eine solche Leidensgeschichte ist durchaus exemplarisch für viele der damaligen „Lebensborn“-Kinder (vgl. ebd.).

den konkreten unten benannten Sachverhalt hinausgehend, mit den Erfahrungen seiner frühen Kindheit und deren Folgen verbinden konnten:

„Dass er... nicht mehr als Deutscher registriert war, wurde ihm unmittelbar und schmerzlich bewusst, als er bei einer anstehenden Wahl... keine Wahlbenachrichtigung erhielt. Und das ihm, der seit seiner Volljährigkeit an jeder Wahl teilgenommen hatte und immer politisch interessiert war! Manche schlaflose Nacht hat ihn dieser ungeklärte Zustand gekostet“ (ebd., S. 132).

Aus Sicht des NS-Regimes waren die derartigen Agitationen, wie die Etablierung des „Lebensborn e.V.“, primär dem Ziel geschuldet, die „deutschen Frauen“ unabhängig von ihrem aktuellen Ehestand zum Kinderkriegen zu verführen (vgl. Bleuel, H.P. (1972), S. 197ff.). Dies bringt ein Satz auf den Punkt, den ein hoher Parteifunktionär vor Mitgliedern des „Bundes Deutscher Mädel“ (BDM) gesprochen hat: „Ihr könnt nicht alle einen Mann kriegen, aber Mutter könnt ihr alle werden!“ (o. A., zitiert nach ebd., S. 199). Nach dem Krieg wurde der „Lebensborn“ dann vor dem amerikanischen Militärgerichtshof I in Nürnberg als „Fall Acht“ vom 10. Oktober 1947 bis zum 10. März 1948 verhandelt. Hierbei wurden 14 Funktionäre des „Rassen- und Siedlungsamts“, der „Volksdeutschen Mittelstelle“ und des „Lebensborn“ wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt, insbesondere der Entführung von Kindern anderer Völker und Wegnahme von Kindern zwangsverpflichteter Ostarbeiterinnen, sowie der Plünderung öffentlichen und privaten Eigentums in Deutschland und den besetzten Gebieten. Bezüglich ihrer Aktivitäten für den „Lebensborn“ wurden alle Angeklagten freigesprochen, da es sich hierbei um Entbindungsheime gehandelt habe und eine Beteiligung der Angeklagten an den oben angedeuteten Verbrechen sich nicht zweifelsfrei nachweisen ließ.

Der Mythos, welcher nach 1945 um den „Lebensborn“ entstand, begründet sich nicht zuletzt auf drei Strukturen eines Umgangs mit der NS-Geschichte, welche vielfach bezeichnend sind und das Erkenntnispotential einer differenzierten Beschäftigung mit der Alltagswelt des „Dritten Reiches“ exemplarisch verdeutlichen. Erstens berufen sich Kolporteure des Mythos oft darauf, der „Lebensborn“ habe sämtliche belastenden Dokumente bei Kriegsende einfach vernichtet, um sich abzusichern. Diese Argumentation entbehrt jeder Grundlage, da eine tatsächliche Überprüfung entsprechender Archivbestände offenbart, dass hier mehr Unterlagen zum „Lebensborn“ vorhanden sind, als zu vielen anderen NS-Einrichtungen. Zudem wurden in vielen Publikationen zum Thema die Rassezuchttheorien, nicht selten deren ausgesucht skandalöseste Varianten, welche in der NS-Literatur zu finden sind, einfach auf eine angeblich entsprechende Alltagspraxis transferiert. Dies führte, wie die obigen Ausführungen belegt haben, nicht selten zu massiven Fehltritten. Diese Problematik gilt jedoch für die

gesamte Forschung zur NS-Zeit und insbesondere deren sozialisationsrelevanten Elementen. Oft wurde von Äußerungen des Regimes vorschnell und unzutreffend auf eine entsprechende Alltagspraxis geschlossen. Dies ließe sich anhand einer ausführlichen Analyse der Alltagsrealität von Frauen während der NS-Zeit - welche immer wieder gravierend von den Geschlechterrollenargumentationen der Regimeoberen abwich, sowie auch von wissenschaftlichen Rezeptionen, welche sich zu sehr auf diese stützten - besonders eindrücklich belegen, konnte hier aber nur angedeutet werden. Zu guter Letzt wurde immer wieder behauptet, die Gerüchte über den „Lebensborn“, wie sie dessen Rezeption nach 1945 bestimmten, würden schon deshalb der Wahrheit entsprechen, da sie bereits vor Kriegsende in Umlauf waren. Eine solche Argumentation erhebt einen Wahrheitsanspruch allein aufgrund einer Zeitgenossenschaft eines Gerüchts. Dies verdeutlicht jedoch nur eines, die Nachhaltigkeit von Deutungsmustern, welche während der NS-Zeit aufgenommen und verinnerlicht wurden (vgl. These 1). Sie bedürfen der aufklärenden Analyse, wie sie hier bereits angedeutet wurde, nicht aber der unreflektierten Kolportage.

3.3.6.1.2. Die „Kinderlandverschickung“

Einen Höhepunkt im versuchten Unternehmen der Regimeführung im Allgemeinen sowie der hier besprochenen „HJ“ im Besonderen, die heranwachsenden Kinder und Jugendlichen gleichermaßen kontrollieren und den Eltern entfremden zu können, stellte die ab 1940 eingeführte „Erweiterte Kinderlandverschickung“ (EKLv) dar (vgl. Gehrken, E. (1997) sowie Kock, G. (1997)).⁴⁷³

Ganz allgemein lässt sich konstatieren, dass die „Kinderlandverschickung“ (KLV) für die deutsche Geschichtswissenschaft auch 2005 noch weitgehend „ein weißer Fleck“ (Sollbach, G.E. (2006), S. 34) ist. Demgegenüber ist die „KLV-Erfahrung“ „für die von der Verschickungsaktion unmittelbar Betroffenen – und das war eine ganze Kinder- und Jugendlichen-Generation – ... das Kriegserlebnis gewesen, das viele in ihr ganzes weiteres Leben mitgenommen haben“ (ebd.).⁴⁷⁴

⁴⁷³ Einen Eindruck über die Verhältnisse innerhalb der „KLV“, die Entwicklung vom durchaus freudigen Beginn bis hin zu den bedrückenden Erlebnissen der letzten Kriegsmomente, welche geprägt waren von Entbehrungen, Bevormundungen und Anfeindungen durch die am letzten Verbringungsort ansässige, polnische Bevölkerung, sowie der schwierigen psychischen Nachwirkungen dieser Erfahrungen vermittelt der autobiographische Bericht von Jost Hermand (vgl. ders. (1993)).

⁴⁷⁴ Die „EKLv“ kann auch an dieser Stelle lediglich unter einer zentralisierten Perspektive dargestellt werden, die regionale Differenzen nur in Ansätzen berücksichtigt. Hinweise auf eine Vielzahl von Analysen zu regionalen Ausprägungen der „EKLv“ finden sich im Internet unter: [http://www.fachportal-paedagogik.de/fis_bildung/fis_list_e.html?feldname1=Schlagw%C3%B6rter&feldinhalt1=Lager_\(Unterkunft\)&ckd=yes&mtz=200](http://www.fachportal-paedagogik.de/fis_bildung/fis_list_e.html?feldname1=Schlagw%C3%B6rter&feldinhalt1=Lager_(Unterkunft)&ckd=yes&mtz=200).

Im Kontext der allgemeinen „Kinderlandverschickung“, deren Teil die „EKLV“ war, wurden allein zwischen Herbst 1940 und 1944 insgesamt „etwa zwei Millionen Kinder aus den bedrohten Städten des Reiches für einen längeren Zeitraum – im Regelfall für ein halbes Jahr und länger – durch Sonderzüge der Reichsbahn in entfernte ländliche Regionen transportiert“ (Zinnecker, J. (2008a), S. 219, vgl. hierzu auch Sollbach, G.E. (2006)). Die Gesamtzahl aller im Kontext der „KLV“ verschickten Jungen, Mädchen, Kleinkinder und Mütter lässt sich kaum noch verlässlich errechnen. Ihre Schätzungen schwanken zwischen zwei und knapp sechs Millionen. Als gesicherte Mindestanzahl verschickter Kinder kann jedoch eine Zahl von über zwei Millionen Kindern angesehen werden (vgl. Sollbach, G.E. (2006), S. 34). Auch die genaue Zahl der hierbei zur Verwendung gekommenen Lager kann heute nur noch schwer eruiert werden (vgl. Maylahn, E. (2004), S. 18). In der Literatur zum Thema finden sich mitunter weit voneinander abweichende Angaben, wobei teils fast nicht ersichtlich ist, worauf die jeweiligen Schätzungen beruhen. Letztlich schwanken die Angaben mehrheitlich zwischen 5.000 und 12.000 Lagern (vgl. ebd.). Von einiger Bedeutung ist diesbezüglich die, von Erich Maylahn besorgte, jedoch noch keineswegs vollständige Auflistung von 6.000 „KLV-Lagern“ (vgl. ebd., S. 37ff.) im „Deutschen Reich“ und den besetzten europäischen Gebieten.

Die erwähnte Unterscheidung zwischen „EKLV“ und „KLV“ (vgl. Sollbach, G.E. (2006), S. 33) weist bereits auf zwei wichtige Aspekte der „Kinderlandverschickung“ hin, die in vielen bisherigen Fachpublikationen und auch in der Erinnerungsliteratur zum Thema oft zu undifferenziert abgehandelt wurden (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 885). Es war keineswegs so, dass die Nationalsozialisten die „KLV“ erfunden und 1940 als völlig neue Maßnahme etabliert hätten. Ebenso wenig wurde die gesamte „KLV“, wie oft kolportiert, von der „HJ“ organisiert und kontrolliert. Bezüglich ihrer historischen Entwicklung, der Zuständigkeit für ihre Lager sowie der ihnen zugewiesenen Aufgaben gilt es, die „Kinderlandverschickung“ differenziert zu betrachten. Dies soll hier zumindest in Ansätzen geschehen, damit die Sozialisationsrelevanz dieser – in der zweiten und vor allem dritten Phase der „HJ“-Geschichte die Erfahrungen vieler ihrer Mitglieder prägenden – Institution angemessen eingeschätzt werden kann.

Zunächst einmal hatte die „KLV“ als „mehrwöchige bis mehrmonatige Entsendung von zumeist aus industriellen Großstädten stammenden Kindern und Jugendlichen in Heime und private Pflegestellen in ländlichen Gegenden zum Zwecke der Erholung, der Regeneration, der Gesundung und Rekonvaleszenz“ (ebd.) eine Tradition, die mindestens bis zur Jahrhundertwende zurückreichte. Seit 1916/17 hatte sich dann die

„Reichszentrale Landaufenthalt für Stadtkinder e.V.“ erst zur größten und später zur einzigen Koordinationsinstanz für die „Kinderlandverschickung“ entwickelt (vgl. ebd.):

„Sie koordinierte die von öffentlichen und Betriebsfürsorgeeinrichtungen, von Verbänden der Wohlfahrtspflege, vom Deutschen Roten Kreuz, der Inneren Mission und dem Caritas Verband, ab 1933 auch von der NSV und der HJ organisierten Verschickungsaktionen, das heißt, sie kümmerte sich um die Fragen der Registrierung und Anmeldung, der Unterbringung, der Transports und der Verpflegung, der rechtlichen und Versicherungsangelegenheiten der zu verschickenden Kinder“ (ebd.). Auch in quantitativer Hinsicht erlangte die „Reichszentrale“ vor und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten eine erhebliche Bedeutung:

„Zwischen 1917 und dem Herbst 1940, dem Beginn der Erweiterten Kinderlandverschickung, wurden durch die Reichszentrale etwa 5.144.000 Kinder aufs Land, 4.509.000 in Kindererholungsheime, 546.000 ins Ausland und 450.000 Kinder in örtliche Pflegestellen vermittelt, insgesamt also fast elf Millionen Kinder verschickt“ (ebd.).

Nimmt man die Millionen hinzu, die nach 1940 verschickt wurden, so wird das enorme Ausmaß dieser Verbringung von Kindern und Jugendlichen aus Großstädten und später aus bombardierten Gebieten deutlich. Angesichts dieses quantitativen Aufkommens fällt besonders auf, dass die geschichts- und sozialwissenschaftliche Forschung diesem Thema bislang allzu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Grundsätzlich ist, wie m.E. für die Frage der Jugend im Zweiten Weltkrieg insgesamt (vgl. Jahnke, K.-H. (1993), S. 14), ein merkliches Desiderat bei der Erforschung der „KLV“ und der „EKLK“ zu beklagen. In seiner Darstellung kam Larass noch 1992 zu dem bezeichnenden Urteil, dass es bezüglich einer analytischen Aufarbeitung der Geschichte der „KLV“ während der NS-Zeit „so gut wie nichts“ (ders. (1992), S. 13) geben würde. In seiner weitestgehend organisationsgeschichtlich ausgerichteten Untersuchung der „KLV“ zieht Kock fünf Jahre später ebenfalls den Schluss, dass dieser bis dato „keine nennenswerte Aufmerksamkeit gewidmet“ (ders. (1997), S. 17) worden sei.

Diese Forschungslücke führt dazu, dass die „KLV“ – wenn überhaupt – in Publikationen zur Jugendgeschichte der NS-Zeit nur am Rande abgehandelt bzw. erwähnt wird (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 10 sowie Sollbach, G.E. (2006), S. 34). Des Weiteren wirkt sich diesbezüglich problematisierend aus, dass sich diese Erwähnungen in ihrer Beurteilung lange auf die wenigen vorhandenen Dokumentationen zum Thema gestützt haben, die ihrerseits jedoch zu großen Teilen von ehemaligen NS-Funktionären erstellt wurden, die häufig selbst in den Ablauf der „KLV“ involviert waren (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 10f.).⁴⁷⁵

⁴⁷⁵ Dies trifft beispielsweise auf die erste „lückenlose Darstellung der KLV“ (Kock, G. (1997), S. 19) von Gerhard Dabel (vgl. ders. (1981)) zu. Dabel war als letzter „Leiter der Reichsdienststelle KLV“ in dieser aktiv, seine heroisierende Darstellung ist erkennbar von apologetischen Tendenzen

In der Folge dieser verkürzten Beurteilungsgrundlage tradieren nicht wenige Fachpublikationen ein wenig hinterfragtes Bild der „KLV“, welches den Darstellungen in der damaligen Propaganda (vgl. exemplarisch die Zeitungswerbung aus dem Jahre 1944, abgedruckt in Schreckenber, H. (2003), S. 380) sowie den erklärenden, um Legitimation bemühten Bewertungen ehemaliger Funktionäre mitunter auffällig nahe kommt (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 11). Von der Verklärung der „KLV“ durch die „HJ“, die sie 1943 zu einer „sozialen Großtat“ (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 350) erklärte, oder der nachträglichen Glorifizierung als das „größte Sozialwerk für die Jugend in unserer Geschichte“ (Rüdiger, J. (1983), S. 297) durch eine ehemals hochrangige „BDM-Führerin“ ist es kein allzu großer Schritt zu ihrer resümierenden Einstufung als „bemerkenswerte soziale Leistung“ (Giesecke, H. (1999), S. 191) in einer neueren pädagogischen Publikation.

All dies führt dazu, dass bis heute das vor 1945 vermittelte „tradierte unkritische Bild der KLV“ (Kock, G. (1997), S. 12) bei ihrer Beurteilung vorherrscht und die gesellschaftlichen Deutungsmuster hierzu prägt (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 195).

Es soll an dieser Stelle nicht bestritten werden, dass die „KLV“ allein dadurch wertvolle Ergebnisse zeitigte, dass „die Evakuierung... aus den Großstädten in ländliche Gebiete der Gaue das Leben vieler Kinder rettete“ (ebd., vgl. in diesem Sinne auch Kock, G. (1997), S. 339). Wenngleich nicht alle verschickten Kinder aufs Land kamen und hierbei denen, die aus den Mittel- und Oberschulen der Großstädte in Klein- und Mittelstädte Mitteldeutschlands umsiedelten – welche „ebenfalls durch die Präsenz von Rüstungsbetrieben oder Bahnknotenpunkten durch Bombenangriffe gefährdet waren“, so dass ihnen der Bombenkrieg bald „in die Lager der KLV folgte“ (Dietzel, K. (2001), S. 198) –, durch die Verschickung wenig geholfen war, bleibt dieser Verdienst beachtenswert.

Demgegenüber dürfen die problematischen Seiten der „KLV“ aber nicht übergangen werden. Außerdem bleibt das Manko, dass sie aus sozialisationstheoretischer Perspektive, zumal mit besonderer Berücksichtigung des wichtigen Faktors der subjektiven Erfahrung und Verarbeitung des Verschickungserlebnisses, bislang überhaupt nur in Ansätzen systematisch analysiert worden ist (vgl. hierzu ausführlich Dietzel, K. (2001)).

Einige Hinweise hierzu sollen auch die folgenden Ausführungen liefern, die eine Zusammenfassung der bisher geleisteten Forschungsarbeiten, aber auch einiger autobiographischer Berichte darstellen. Grundsätzlich gilt, die Weiterführung und Erweite-

durchzogen (vgl. zu dieser Beurteilung Scholtz, H. (1985), S. 103, Kock, G. (1997), S. 19 sowie Dietzel, K. (2001), S. 10).

rung der „KLV“ durch das NS-Regime hatte vor allem funktionale Motive herrschaftspragmatischer, vor allem aber politischer von der NS-Führung als „erzieherisch“ ge- deuteter Art (vgl. Buddrus, M. (2003), S. XXIII). Es ging um die Option eines kontrol- lierten Zugriffs auf die jungen „Volksgenossen“, welcher in den unterschiedlichen „Er- ziehungslagern“ (vgl. hierzu ausführlich Schiedeck, J.; Stahlmann, M. (1991)), darun- ter auch jenen der „KLV“, konzentrierter und ungestörter möglich sein sollte als im heimatlichen Umfeld der Heranwachsenden (vgl. Scholtz, H. (1985), S. 103, 176ff., Lehberger, R. (1986) sowie Kock, G. (1997)).⁴⁷⁶ Dies entsprach der Auffassung, die der für die vormilitärische Ausbildung zuständige „HJ-Führer“ Helmut Stellrecht bereits 1935 klar geäußert hatte. Er argumentierte, „mit der ‚Lagerausbildung‘ ließe sich ‚der stärkste Erziehungsfaktor schaffen, der gefunden werden kann“ (zitiert nach Buddrus, M. (2003), S. XXIII).

Im Kontext der „KLV“ sollte sich in den dazugehörigen „Integrationslagern“ (Krause- Vilmar, D. (1984), S. 36)⁴⁷⁷ eine massierte „Formationserziehung“ der verschickten Kinder und Jugendlichen vollziehen, mit welcher sich deren nachhaltige Inklusion stärker als bisher vorantreiben ließe. Dies wird schon deutlich, wenn man sich die, auf die „Jugenddienst-Verordnung“ vom 25.3.1939 rekurrierenden, Vorstellungen zum „Gemeinschaftsleben in den Lagern der Erweiterten Kinderlandverschickung“ ansieht, wie sie in der „Vorschriftensammlung KLV“ der „HJ-Führung“ proklamiert wurden:

„In den Lagern der KLV werden die dort untergebrachten Jungen und Mädels nach den Erziehungs- grundsätzen der Hitler-Jugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft erzogen. Das Gemeinschaftsleben der Jugendli- chen dient damit der Erfüllung ihrer Jugenddienstpflicht“ (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 348).

Ein von machtpolitischen und ideologischen Intentionen unabhängiger Wille zur Ret- tung der Kinder lässt sich dem Evakuierungsprogramm des NS-Staates hingegen nur sehr bedingt konstatieren und war bei allen entsprechenden Erwägungen höchstens von sekundärer Bedeutung (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 199). Neben den beschränken- den Auswirkungen des Krieges waren es auch diese Prioritäten, die dazu führten, dass in den „KLV“-Lagern immer weniger Unterricht stattfand und das Lernniveau zu-

⁴⁷⁶ Eine der, auch aus bildungshistorischer Sicht, aufschlussreichsten Analysen neuerer Zeit zum Lager als Erziehungsmethode des NS-Regimes stammt von Kraas, A. (2004). Allerdings befasst sie sich schwerpunktmäßig mit der politischen Funktion und pädagogischen Gestaltung der dama- ligen „Lehrerlager“ und nicht mit den Einrichtungen der „KLV“.

⁴⁷⁷ Krause-Vilmar unterscheidet bezüglich der NS-Lager zwischen zwei grundsätzlich verschiede- nen Kategorien: Den Integrationslagern, welche die umfassende Eingliederung der „Volksgenos- sen“ in das NS-Herrschaftssystem anstrebten, sowie den Ausgrenzungslagern, die bemüht waren, vom Regime als abträglich beurteilte „rassische“ oder politische Elemente von der „Volksgemein- schaft“ fernzuhalten (vgl. ders. (1984), S. 36). Krause-Vilmars Kategorisierung entspricht somit einer lagerspezifischen Auslegung der Inklusion/Exklusion-Dichotomie.

sehends sank (vgl. ebd., S. 197), während vormilitärische Ausbildung (vgl. ebd., S. 229 sowie Schreckenber, H. (2003), S. 349) und Kriegsdienstverpflichtungen, wie der Einsatz in Lazaretten oder das Arbeiten auf den Feldern, so lange irgend möglich aufrechterhalten wurden. Letzteres sogar trotz permanenter Tieffliegergefahr (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 197).

Die obigen Anmerkungen weisen darauf hin, dass es bezüglich der „Kinderlandverschickung“ eine Kontinuitätslinie über die Zäsur des Jahres 1933 hinaus gab. Wie auch in anderen Bereichen der NS-Herrschaft gab es gegenüber dieser Kontinuität des Vorgangs an sich jedoch einen konzeptionellen Bruch:

„Die ursprüngliche Heil- und Gesundheitsfürsorge trat ab 1933 sukzessive in den Hintergrund, die ‚vorbeugenden Gesundheitsmaßnahmen‘ erhielten mit der nationalsozialistischen Grundierung einen ideologischen Hintergrund“ (Buddrus, M. (2003), S. 885).

Auch im Bereich der organisatorischen Kompetenzen erfuhr die „KLV“ nach 1933 bei institutionellen Kontinuitäten eine nationalsozialistische Neuausrichtung:

„Die HJ – die im Rahmen ihrer Gesundheitsorganisation jährlich Zehntausende ihrer Mitglieder für eine Landverschickung warb – und besonders die NSV (etablierten sich) zu den größten Entsendeeinrichtungen, deren Aktionen auch im Dritten Reich von der Reichszentrale organisiert und abgestimmt wurden“ (ebd.).

Im Bewusstsein der deutschen Bevölkerung blieben diese Veränderungen allerdings weitgehend unbemerkt. Bezeichnung und Vorgang der „Kinderlandverschickung“ waren bis 1940 weithin bekannt und wurden als positiv bewertete Normalität wahrgenommen (vgl. ebd., S. 886). Dies wurde auch dadurch verstärkt, dass im „Dritten Reich“ die *normale* allgemeine „KLV“ zunächst unvermindert weitergeführt wurde, wobei sich die Verschickungszahlen sogar leicht erhöhten:

„Nach 1938 (656.000 verschickte Kinder) wurden 1939 rund 682.000 und 1940 etwa 693.000 Kinder über die Reichszentrale aufs Land gebracht“ (ebd.).

Die geringere Zahl von *nur* 350.000 gesundheitsgefährdeten, durch die „Reichszentrale“ verschickter Kinder im Jahr 1941 rührte schließlich daher, dass in diesem Jahr parallel die „Erweiterte Kinderlandverschickung“ eingeführt wurde, die gleichzeitig bereits 481.000 Kinder aus luftkriegsbeeinträchtigten Gebieten verschickt hatte (vgl. ebd.). Der sich nach 1933 sukzessive vollziehende „Wandel von einer sozial- und heilfürsorgerischen Einrichtung zu einem Instrument nationalsozialistischer Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik ist in der breiten Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt geblieben“ (ebd.). Hier liegen die wesentlichen Ursachen dafür, dass die „KLV“ während der NS-Zeit lange positiv wahrgenommen und auch nach 1945 mitunter als vermeintliche hochwertige Errungenschaft der NS-Politik gerühmt wurde. Demgegenüber gilt es aber in der zeitgeschichtlichen Forschung, die tatsächlichen Begleitumstände der

„KLV“ mit qualitativen und regionalgeschichtlichen Studien tiefergehend zu analysieren. Erste Arbeiten in dieser Richtung haben bereits ein deutliches Maß an Ablehnung entdeckt, welches der („erweiterten“) „KLV“ von Seiten betroffener Eltern etwa im Ruhrgebiet entgegengebracht wurde (vgl. Sollbach, G.E. (2006), S. 35f.). Diese Ergebnisse lassen auf eine nicht zu unterschätzende, bisher zu wenig beachtete Unpopularität dieser Regimemaßnahme schließen (vgl. ebd.). Gerade die allgemeinen Schulverlegungen erregten starken Widerstand, während die Evakuierung von Kleinkindern mit ihren Müttern noch als weitgehend sinnvoll anerkannt wurde. Gründe für diesen Elternwiderstand konnten eine grundsätzliche oder mit andauerndem Kriegsverlauf aufkommende „weltanschauliche Abneigung gegen Maßnahmen des NS-Regimes insgesamt, Besorgnisse wegen der ordnungsgemäßen Fortführung des Schulunterrichts bzw. der Schulausbildung im KLV-Lager und nicht zuletzt die enge gefühlsmäßige Bindung vor allem der mit ihren Kindern allein gelassenen Mütter, deren Ehemänner zu dieser Zeit ja meistens eingezogen waren“ (ebd., S. 35f.), sein. Vor allem in den religiös – und hierbei insbesondere katholisch – eingestellten Kreisen wurde die „KLV“ oftmals abgelehnt, da die Eltern eine Beeinflussung im Sinne der NS-Ideologie sowie eine anti-religiöse Erziehung befürchteten (vgl. ebd., S. 36). In diesem Sinne äußerte auch die katholische Amtskirche seit 1941 öffentlich Bedenken gegen diese Maßnahme (vgl. ebd.). Im „Gau“ Westfalen-Nord nahm die gezielte Zurückhaltung der Kinder durch ihre Eltern sowie deren unerlaubte, mit dem Hinweis auf die angebliche Freiwilligkeit der Verschickung legitimierte, Heimholung aus den Lagern ein solches Ausmaß an, dass der Zweck der gesamten Verschickungsmaßnahme ernsthaft in Frage gestellt war. Hierauf reagierten die Vertreter des Regimes vor Ort, allen voran der zuständige „Gauleiter“ Dr. Alfred Meyer, indem sie über energische behördliche Maßnahmen und psychologischen Druck versuchten, die betreffenden „Eltern zum Nachgeben zu zwingen“ (ebd.).

Neben den unerfreulichen Erfahrungen, mit denen viele „verschickte“ Heranwachsende während ihrer „KLV“-Erfahrung konfrontiert wurden, bleibt diesbezüglich mitunter die rassistische Grundkonzeption der „KLV“ durch den NS-Staat des Öfteren weitgehend außer Acht, leider auch in einigen wissenschaftlichen Publikationen zum Thema: „Nur ‚erbbiologisch einwandfreie‘ Schüler durften in die ab Herbst 1940 anlaufende ‚Erweiterte Kinderlandverschickung‘, um vor dem Bombenkrieg gerettet zu werden“ (Schreckenberg, H. (2003), S. 253).

Genauer waren jüdische Mischlinge 1. und 2. Grades von der „KLV“ ausgeschlossen, während „Vierteljuden“ Menschen „deutschen Blutes“ gleichgestellt wurden (vgl. Gehrken, E. (1996), S. 188 sowie Dietzel, K. (2001), S. 60). Die „KLV“ liefert ganz

konkrete Argumente für eine Analyse der Sozialisationsbedingungen während der NS-Zeit, die die unterschiedlichen Erfahrungen jüdischer und „deutschblütiger“ Heranwachsender zwar als Elemente spezifischer Gruppenerlebnisse, nicht aber grundsätzlich getrennt voneinander behandelt. Bereits eingangs habe ich auf meine, diesbezüglich von Schörken abweichende, Haltung hingewiesen. Denn unabhängig davon, dass in der „KLV“ Kinder aus Schulen verschickt wurden, die zuvor auch jüdische Schülerinnen und Schüler besucht hatten, bedeutete die Ausschließung der „Mischlinge ersten Grades“, dass Schulkinder, die zu diesem Zeitpunkt noch Teil der Klasse sein konnten, endgültig separiert wurden (vgl. Meyer, B. (1999), S. 195).

Die mangelhafte Aufmerksamkeit, welche der Thematik der „Mischlinge“ bisher zugekommen ist, sowie die bereits bemängelte getrennte Analyse „jüdischer“ und „deutschblütiger“ Heranwachsender hat dazu geführt, dass dieser genuine Anteil der „KLV“ an der antisemitischen Isolationspolitik des NS-Regimes und deren sozialisationstheoretische Bedeutung kaum wahrgenommen wurden.

Wichtig ist, dass es sich hierbei nicht nur um abstrakte Strukturmerkmale der „KLV“ handelte, sondern um hieraus resultierende, ganz konkrete und belastende Sozialisationserlebnisse der „Mischlingskinder“. So hatten etwa in Hamburg Lehrerinnen und Lehrer aus Unkenntnis der Bestimmungen oder in bewusst schützender Absicht „Mischlinge“ mit in die Lager genommen. Es handelte sich durchweg um Heranwachsende zwischen 6 und 14 Jahren. Als dies bekannt wurde, mussten diese Schüler gemeldet werden und unter Federführung des „Nationalsozialistischen Lehrerbundes“ (NSLB) „rückgeführt“ werden (vgl. ebd.). Beispielsweise wurden zwei fünfzehnjährige Schülerinnen aus einem „KLV-Lager“ in Bad Reichenhall, in dem sie bereits vier Monate gelebt hatten, ins bombardierte Hamburg „zurückgeführt“ (vgl. ebd.). Die Betroffenen mussten also, neben den alltäglichen Repressionen und der daraus resultierenden psychischen Grundbelastung, nicht nur ihre Separierung von der Klassengemeinschaft verkraften, sondern auch die Erkenntnis, dass man es für angebracht hielt, sie in die bombardierten Gebiete zurückzubringen, aus denen man gerade unter aufwändiger propagandistischer Vermarktung alle „wertvollen“ Kinder gerettet hatte.

Massivere Schläge für die Entwicklung eines stabilen kindlichen oder jugendlichen Selbstwertgefühls und die Ausbildung einer gesunden Selbstwahrnehmung sind schwer vorstellbar, sofern man nicht die – jede individuelle Identität – zerfressende Erfahrung des „Konzentrationslagers“ und des organisierten Vernichtungsprozesses als alle Belastung relativierende Kontrastfolie hinzuzieht. Dies würde aber wiederum bedeuten den schweren Belastungen der Persönlichkeitsentwicklung zu wenig Auf-

merksamkeit zu widmen, weil ihnen noch schlimmere folgen sollten bzw. sich gleichzeitig an anderer Stelle und an anderen Personen vollzogen.

Diese rassistische Grundausrichtung ändert nicht zwangsläufig etwas am Erleben der „KLV“ durch ihre „arischen“ Teilnehmer, sie widersetzt sich jedoch massiv einer Pauschalbeurteilung der „EKLV“ als „bemerkenswerte soziale Leistung“ (Giesecke, H. (1999), S. 191).

Als der Krieg zusehends und vor allem in Form der alliierten Bombenangriffe auf Deutschland übergriff, etablierte das NS-Regime die bereits erwähnte „Erweiterte Kinderlandverschickung“ (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 884). Ihre damalige und nicht selten auch gegenwärtig erfolgende, positive Bewertung wird in Publikationen zum Thema oft infolge ihrer propagandistischen Vermarktung als Sicherheitsmaßnahme zum Schutze der Kinder interpretiert, die in den Städten den Bombenangriffen der Alliierten ausgesetzt waren (vgl. Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 228f.).

Dem wäre entgegenzuhalten, dass dieser Bezug in der damaligen NS-Propaganda zunächst gar nicht so angesprochen wurde, wie er heute hergestellt wird, da das Regime um den Durchhaltewillen der „Volksgemeinschaft“ besorgt war, falls deutlich würde, dass es sich hierbei de facto weniger um eine herkömmliche „KLV“ als um eine Evakuierung handelte (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 884). Bereits im Oktober und November 1940 wurden aus Berlin und Hamburg 190.000 Kinder verschickt. Der weitere Kriegsverlauf machte jedoch eine rasche Ausdehnung der Aktion auf die industriellen Ballungszentren des Reiches notwendig (vgl. Kock, G. (1997), S. 136 sowie Buddrus, M. (2003), S. 885). Ab 1940/41 zerfiel die „KLV“ demnach in zwei Teile.

Zum einen „die reguläre, seit 1917 andauernde und bis 1943/44 beibehaltene, vor allem von der Reichszentrale und der NSV organisierte Kinderlandverschickung“ (Buddrus, M. (2003), S. 886). In dieser dominierte trotz der verstärkten Einflussnahme durch das NS-Regime weiterhin der Gesundheits- und Erholungscharakter. In ihrem Rahmen wurden bis 1943/44 jährlich zwischen 350.000 und 700.000 Kinder verschickt (vgl. ebd.).

„Diese allgemeine oder reguläre Kinderlandverschickung, die auch im Dritten Reich quantitativ den größten Teil aller Kinderlandverschickungen ausmachte, blieb in den meisten Darstellungen der NSDAP und der Reichsjugendführung aus der Kriegszeit vollständig außerhalb der Betrachtung, obgleich sie bis 1940 die öffentliche Meinung zu diesem Aspekt weitgehend geprägt hatte“ (ebd.).

Zum anderen die ab 1940 anlaufende „Erweiterte Kinderlandverschickung“, die in der Wahrnehmung der Bevölkerung bald ein deutlich schlechteres Image erhielt als ihr Parallelverfahren. Wie vom Regime befürchtet, wurde die „EKLV“ schnell „als Evakuierung und damit als Anzeichen von Gefahr empfunden“ (ebd.) und führte in der Be-

völkerung der betroffenen Gebiete – zunächst Berlin und Hamburg – zu wilden Spekulationen und zu allgemeiner Beunruhigung (vgl. ebd.). Diese „EKLv“ hatte weniger den Gesundheitsaspekt als vielmehr zwei andere Intentionen zur Zielsetzung. Erstens ging es dem Regime tatsächlich darum, die zukünftigen Nationalsozialisten physisch vor Bombenschäden zu bewahren (vgl. ebd.). Zweitens trat später ein weiterer, oben bereits angedeuteter und vom Regime überaus hochgeschätzter Aspekt hinzu: die Option eine „von Elternhaus und traditionellem Schulwesen getrennte, weitgehend ungestörte NS-Indoktrination“ (ebd.) der Heranwachsenden vollziehen zu können. Schon bei der Übergabe der Lagerordnung an die „HJ“-Leiter der „Kinderlandverschickung“ hatte von Schirach seine Zufriedenheit darüber geäußert, dass Lagerleiter und Lagermannschaftsführer in diesem Kontext die Möglichkeit hätten, nicht nur in begrenzten Dienststunden die „HJ“-Mitglieder zu Nationalsozialisten zu erziehen, sondern diese nunmehr „Tag für Tag... auch außerhalb dieser Zeit“ (zitiert nach ebd., S. 887) betreuen könnten.⁴⁷⁸ Auch dieser Aspekt, die Trennung vom Elternhaus, rief in der Bevölkerung häufig deutlichen Widerspruch hervor und verschlechterte das Ansehen der „Erweiterten Kinderlandverschickung“ zunehmend. Allerdings lösten hierbei Aspekte wie die Unterbindung des Gottesdienstbesuches, die befürchtete sittliche Verwahrlosung oder die mangelhafte Versorgung und nicht zuletzt die lagermäßige Unterbringung vieler Kinder in beengten Räumlichkeiten – was zur wiederholten Entstehung und Ausbreitung ansteckender Krankheiten wie Scharlach, Diphtherie und anderen führte – deutlich mehr Widerspruch aus als die stattfindende Indoktrination und die militärische Struktur vor allem der Jungenlager, die den meisten Eltern gar nicht bewusst wurden (vgl. Schreckenber, H. (2003), S. 352f.).⁴⁷⁹

⁴⁷⁸ Hermann Giesecke, dessen gesamte Analyse des Schaffens einer Auswahl von „Hitlers Pädagogen“ weitestgehend den Selbstäußerungen der Akteure folgt (vgl. ders. (1999), S. 19ff.), wobei auch die Darstellung einiger, damals relevanter „pädagogischer Felder“ (vgl. ebd., S. 125ff.) sich in vielen inhaltlichen Zuschreibungen auf diese Aussagen und daraus abgeleitete Schlussfolgerungen verlässt, geht hingegen bezüglich einer „intensiven weltanschaulichen Agitation und Indoktrination“ (ebd., S. 190f.) in den „KLV-Lagern“ davon aus, dass diese nur von Lehrkräften hätte unternommen werden können, da „die ‚HJ‘ in Gestalt junger, aber erwachsener Führer praktisch nicht vorhanden“ (ebd., S. 191) gewesen sei. Giesecke schließt zum gesamten Komplex knapp: „Allein die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dies von Fall zu Fall auch geschehen ist, aber Schirachs verkündeten Absichten und Plänen entsprach dies nicht“ (ebd.). Belege für diese Behauptung liefert er freilich nicht. Ob dies ausbleibt, da er es nicht für nötig erachtet oder aber aufgrund dessen, dass er selbst in den, immer wieder in propagandistischem Interesse verfassten, Argumentationen Schirachs keine finden konnte, kann und braucht hier nicht geklärt zu werden.

⁴⁷⁹ Die Zustände in den „KLV-Lagern“ erregten sogar bei führenden Nationalsozialisten Missfallen. Hitler selbst hat nie ein „KLV-Lager“ gesehen, aber als Goebbels seinen Stiefsohn Harald in einem „HJ-Sommerlager“ an der Ostsee besuchte, notierte er später (Eintrag vom 2. Juli 1936) eine Mängelliste in sein Tagebuch, die auch auf viele der „KLV-Lager“ zutreffend gewesen wäre: „Die Jungen sind wunderbar, aber das Lager nicht in erfreulichem Zustande. ... Schlechtes Essen, Mißhandlungen, Postzensur. (...) So wird unsere Jugend systematisch vergiftet und verdorben“ (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 374). In Folge eines sich verbreitenden Frusts über die Zustände in den Lagern erfanden betroffene Eltern und Kinder auch für die Abkürzung „KLV“ Umdeutun-

Für das Regime wurde die vermeintliche Möglichkeit einer massierten Einflussnahme auf die Heranwachsenden in den Lagern der „EKLv“ bald zur zentralen Zielsetzung, insbesondere soweit es die älteren Jugendlichen betraf. Die neuere Forschung zu diesem Thema hat nachgewiesen, dass „die Regierung des Dritten Reiches in der Aktion der erweiterten Kinderlandverschickung die Möglichkeit zu forcierter politischer Indoktrination erkannt hat und sie auch in diesem Sinne genutzt hat“ (Gehrken, E. (1997), S. 289, vgl. hierzu ausführlicher ebd., S. 289ff. sowie Schreckenberger, H. (2003), S. 361). Mit dieser Zielsetzung wurde der Einfluss der Schule in den Lagern zusehends zugunsten einer größeren Machtausübung der „HJ“ zurückgedrängt (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 289) sowie versucht, den Einfluss der Eltern und der Kirche auf die verschickten Jugendlichen sukzessive auszuschalten (vgl. ebd., S. 272ff.). Die Zielsetzung, welche das NS-Regime mit der „EKLv“ verband, entsprach den Intentionen, mit denen die nationalsozialistische Formationserziehung insgesamt betrieben und in ihrer letzten Phase ebenfalls radikalisiert wurde:

„Das Ziel aller Erziehungsarbeit in den Lagern der Kinderlandverschickung (sollte) der nationalsozialistische Menschentyp sein..., der sich zum völkischen Denken bekennt und bereit ist, für die Durchsetzung der Ideologie des NS-Staates zu kämpfen bis zum Einsatz des eigenen Lebens (...) Die Art der politischen Sozialisation, wie sie für die KLV-Lager geplant wurde und dort auch stattfand, mußte zu einer Verfügbarkeit der jungen Menschen führen“ (ebd., S. 298, vgl. in diesem Sinne auch Buddrus, M. (2003), S. 886f. sowie Sollbach, G.E. (2006), S. 46).

Den betroffenen Kindern wurden diese Indoktrinationsversuche allerdings nicht immer bewusst, da sie sich in vielen Fällen allzu reibungslos in den bekannten Herrschaftsalltag eingliederten, wenn sie auch oftmals eine merkliche Konzentration der bisherigen Erfahrungsmuster bedeuteten (vgl. Dietzel, K. (2001), S. 196).

Auch bezüglich des zweiten oben erwähnten Aspektes, der oft kolportierten Auffassung, die gesamte „KLV“ habe unter der Kontrolle der „HJ“ gestanden, gilt es an dieser Stelle deutliche Differenzierungen vorzunehmen. Nach der Einführung der „EKLv“ bestand der Gesamtkomplex der „KLV“ aus acht Bestandteilen (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 887), von denen lediglich eine, wenngleich bedeutende, Komponente – die von der Jugendorganisation geleiteten „KLV-Lager“ – in den Zuständigkeitsbereich der „HJ-Zentrale“ fielen (vgl. ebd.). Diesbezüglich hatte bereits der entsprechende Durchführungserlass Baldur von Schirachs vom 2. Oktober 1940 deutlich gemacht, dass die Heranwachsenden in der „EKLv“ nach ihrem Alter unterschieden werden sollten und seine „HJ“ vor allem die älteren unter ihnen, die man am effizientesten indoktrinieren zu können meinte, für die „HJ“-geführten Lager beanspruchte:

gen, wie „künftig leere Versprechungen“ oder „kannste langsam verdofen (verrecken)“ (zitiert nach ebd.).

„Die freiwillige Verschickung der Jugendlichen soll vorgenommen werden: Gruppe I (6- bis 10jährige) durch die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt), Gruppe II (10- bis 14jährige) durch die HJ (Hitlerjugend)“ (zitiert nach Kock, G. (1997), S. 354, vgl. auch Buddrus, M. (2003), S. 883ff. sowie Zinnecker, J. (2008a), S. 219).

Letztere wurden in drei unterschiedlichen Lagertypen untergebracht, deren Besorgung und Organisation Aufgabe der „HJ“ war (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 159ff.). Diese Lagertypen unterschieden sich nach ihrer Größe:

„KLV-Lager“ mit bis zu 100 Kindern, „KLV-Hauptlager“ mit über 100 Kindern in einem Gebäude und schließlich „KLV-Großlager“ mit über 100 Kindern in verschiedenen Gebäuden (vgl. ebd., S. 160).

In all diesen Lagern wachten Führerinnen und Führer der „HJ“ darüber, dass ein „'straffer, soldatischer Dienst'“ (zitiert nach ebd., S. 172) abgehalten wurde. In vorangehenden Schulungen wurden diese Führungskräfte auf einen besonders autoritären Erziehungsstil eingeschworen, welcher von einem klaren „'Verhältnis Vorgesetzter und Untergebener'“ (zitiert nach ebd.) geprägt sein sollte. Hierzu wurden sie mit weitreichenden Disziplinarbefugnissen versehen und gleichsam in ihrer Arbeit selbst durch „KLV-Inspektoren“ kontrolliert (vgl. ebd., S. 174ff.). Damit lässt sich die „HJ“-Erziehung in den „EKLK-Lagern“ als endgültige und vollständige Abkehr vom vormals proklamierten Ideal „Jugend muß von Jugend geführt werden“ deuten (vgl. ebd., S. 172). Die herausgestellte „Freiwilligkeit“ der Teilnahme war ein Kompromiss, welchen von Schirach mit den Familien und der parteieigenen „NS-Volkswohlfahrt“ (NSV) schließen musste (vgl. Zinnecker, J. (2008a), S. 219).

Der Radikalisierungstendenz der nationalsozialistischen Politik entsprechend, wurde dieses Prinzip mit Voranschreiten des Bombenkrieges jedoch immer weiter ausgehöhlt (vgl. ebd.):

„Zuletzt werden ganze Schulklassen und Schulen, insbesondere aus den bedrohten westdeutschen Industriestädten des Ruhrgebietes, zwangsweise in die besetzten Ostgebiete und in abhängige Satellitenstaaten wie Ungarn oder Bulgarien evakuiert, was bei Kriegsende dramatische Probleme des Rücktransportes der Schulkinder aufwirft. Sie geraten zwischen alle Fronten und Flüchtlingsströme“ (ebd., S. 219f.).

Auf diesen Odysseen waren die Kinder und Jugendlichen oftmals sich selbst überlassen, da sich ihre Betreuer von „NS-Volkswohlfahrt“ und „HJ“ aus der Verantwortung zogen und verschwanden, ohne sich in adäquater Weise oder überhaupt um ihre Schützlinge zu kümmern (vgl. Bohleber, W. (2006), S. 55 sowie Sollbach, G.E. (2006), S. 37ff.).

„Während die Verlegung der KLV-Lager aus dem Westen nach der Landung der Alliierten in der Normandie ebenso wie die ‚Rückführung‘ der KLV-Lager aus dem östlichen Ausland seit Mitte

1944 relativ zügig und zumeist auch organisiert verlief und viele KLV-Lager in Österreich wie auch im ‚Altreich‘ teilweise über das Kriegsende hinaus bestanden, bis die Evakuierten schließlich nach Hause zurückkehren konnten, sah die Sache in den deutschen Ostprovinzen ganz anders aus. In die vom Luftkrieg weitgehend verschonten Ostgebiete, die im Volksmund deshalb auch der ‚Reichsluftschutzkeller‘ hießen, waren aus eben diesem Grund bevorzugt KLV-Verschickungen erfolgt. (...) Diese Lager sind jedoch beim Näherrücken der Front und als die Notwendigkeit einer ‚Rückverlegung‘ immer dringlicher wurde von den zuständigen Stellen häufig im Stich gelassen worden“ (Sollbach, G.E. (2006), S. 38f.).

Die „Rückführung“ aus den Verschickungsgebieten gestaltete sich für die meisten der betroffenen Kinder beschwerlich und viele von ihnen waren hierbei für kurze oder längere Zeit – allein oder als Gruppe – auf sich allein gestellt. Während jedoch einige von ihnen wiederholt auf Unterstützung trafen (vgl. exemplarisch Stargardt, N. (2006), S. 323), mussten andere gegen schwere Widrigkeiten und Widerstände ankämpfen, um zu überleben. Als in den ersten Märzwochen 1945 eine große Anzahl von Flüchtlingstrecks aus Ost- und Westpreußen sowie aus Pommern auf ihrem Weg nach Danzig von der roten Armee überrollt wurde, war sich bei dem Versuch zu flüchten jeder selbst der Nächste. Hier gab es kein Mitleid mit den betroffenen „KLV-Kindern“. So wurde der damals dreizehnjährige Herbert Hagener im Hafen von Rügenwalde aus einem Boot gedrängt, um einem Einheimischen Platz zu machen. Dies geschah mit der Begründung, niemand habe die „KLV-Kinder“ gebeten, in den Osten zu kommen, daher könne er jetzt selbst sehen, wie er seinen Weg nach Hause fände (vgl. Sollbach, G.E. (1998), S. 13f.). Zumindest für die Verschickung in die deutschen Ostprovinzen verbietet sich allein schon aufgrund dieses Endes jede Stilisierung der „KLV“ als „soziale Großtat“.

Zur Organisation der „EKLK“ lässt sich Folgendes skizzieren. Die erste Gruppe der Grundschulkinder im Alter zwischen 6 und 10 Jahren kam in privaten Pflegefamilien unter, was von der „NSV“ organisiert wurde, die weiterhin auch die „Mutter-Kind-Verschickung“ für Klein- und Vorschulkinder unter sechs Jahren betreute. In dieser Kategorie waren nach aktuellem Forschungsstand zwischen 1940 und 1944/45 ungefähr 800.000 Kinder betroffen, die in ländlichen Pflegefamilien unterkamen, sowie 500.000, die mit ihren Müttern zu „Gastfamilien“ auf dem Land evakuiert wurden (vgl. Zinnecker, J. (2008a), S. 220). „Über die Zahl der Pflegeplätze, die Familien privat mit ihren Verwandten absprachen, ist nichts bekannt, sie dürfte aber beträchtlich gewesen sein“ (ebd.).⁴⁸⁰

⁴⁸⁰ Die Zahlenangaben über die verschickten Kinder weichen mitunter erheblich voneinander ab, während etwa Claus Larass allgemein von 5 Millionen ausgeht (vgl. ders. (1992), S. 9) und damit sehr hoch greift, bezieht sich die oftmals kolportierte Angabe von 800.000 Jungen und Mädchen bei Hellfeld und Klönne (vgl. dies. (1987), S. 193) ganz offensichtlich nur auf die Angehörigen der

Anders sah es für die Heranwachsenden aus, die bereits 10 Jahre oder älter waren und schon als „Pimpf“ der „HJ“ angehörten. Sie stellten für Baldur von Schirach keine Familienkinder mehr dar, sondern Jugendliche, die der Kontrolle seiner Organisation unterlagen (vgl. ebd.). Für diese zweite Gruppe der 10- bis 14-Jährigen hatte die „Reichsjugendführung“ andere Pläne. Was sie betraf, so wollte man die „Erweiterte Kinderlandverschickung“ zum oben angedeuteten „Großexperiment kollektiver Erziehung“ (ebd., S. 218) ausbauen.⁴⁸¹ Die „Reichsjugendführung“ erkannte hier „die erwünschte Gelegenheit, ein Programm kollektiver Lagererziehung für Schulkinder zwischen 10 und 14 Jahren zu erproben“ (ebd., S. 219, vgl. hierzu grundlegend auch Gehrken, E. (1997), S. 117ff. sowie Kock, G. (1997)).

Die „Reichsjugendführung“ brachte ihre diesbezüglichen Hoffnungen auch in euphorisch anmutender Formulierung auf den Punkt:

„>Die Einrichtung der KLV-Lager bietet die Möglichkeit, Jugendliche in großem Rahmen und für längere Zeit total zu erziehen. Schulische Arbeit, HJ-Dienst und Freizeit lassen sich hier erzieherisch gleichmäßig beeinflussen“ (zitiert nach Benz, U.; Benz, W. (1992), S. 21f.).

Insgesamt kamen mindestens 850.000 Schülerinnen und Schüler in die mehr als 2.500 „EKLV-Lager“ (vgl. Zinnecker, J. (2008a), S. 220). Für ihre Betreuung waren arbeitsteilig sowohl der „NS-Lehrerbund“, der sowohl Schulleitung und Lehrer für den Schulunterricht entsendete, als auch die „Reichsjugendführung“, die „HJ-Führer“ und „BDM-Führerinnen“ für den Dienst im Lager stellte (vgl. ebd. sowie Gehrken, E. (1997), S. 139ff.), zuständig. Das, neben der propagandistischen Ausschlichtbarkeit vor allem aus dem Formationsinteresse des NS-Regimes und höchstens sekundär aus der tatsächlichen Sorge um die von Bombenangriffen bedrohten Kinder resultierende Projekt gestaltete sich für Tausende von Heranwachsenden zu einer Fahrt ins Unge-
wisse. Bei dieser hing es nicht zuletzt vom Glück ab, in welches Umfeld man als jünger-
eres Kind kam.

oben unter Gruppe II zusammengefassten älteren Jahrgänge im Kontext der „EKLV“. Problematisch ist diesbezüglich, dass oftmals Zahlenangaben ohne genaue Zuordnung zu den einzelnen Teilelementen der „KLV“ zwischen 1917 und 1944 wiedergegeben werden. Am zuverlässigsten erscheinen deshalb die gut recherchierten und nach Jahren aufgeschlüsselten Zahlen bei Michael Buddrus, wie sie oben bereits genannt wurden.

⁴⁸¹ Wesentlich zu positiv gefärbt und inhaltlich zu glatt sind demgegenüber die Ausführungen Gieseckes auch zum Thema der Organisation der „Kinderlandverschickung“ (vgl. ders. (1999), S. 189ff.). In ihnen spielt die Indoktrinationsabsicht des Regimes kaum eine Rolle. Belastende Erfahrungen, wie sie weiter unten von Jost Hermand berichtet werden und wie sie viele damals „verschickte“ Heranwachsende geteilt haben, lassen sich in einer Darstellung, die vornehmlich auf eine Anweisung der „Reichsjugendführung“ abstellt, nach welcher die schwere Züchtigung der Kinder offiziell verboten war, und zudem rein argumentativ schließt, in den Lagern sei aufgrund der herrschenden Umstände „Sensibilität... ohnehin geboten“ (ebd., S. 190) gewesen, nicht verorten. Zudem fehlt Gieseckes Darstellung, einmal mehr, die nötige inhaltliche Differenzierung. So kommt auch diesbezüglich die Phasenentwicklung der NS-Politik (vgl. These 5) nicht zur Sprache, wodurch die zunehmende Erosion des Freiwilligkeitsprinzips sowie das unrühmliche Ende der Verschickung im Osten keine Beachtung finden.

Bezüglich des Lageralltags lässt sich – in einer für den gesamten NS-Sozialisationskontext typischen Manier – konstatieren:

„Die KLV hat es nicht gegeben, und so gab es auch nicht *das* KLV-Lager oder *die* KLV-Erfahrung“ (Sollbach, G.E. (2006), S. 41).

Dies machen insbesondere qualitative Analysen der damaligen Verschickungserfahrungen deutlich (vgl. ebd.). Vielmehr war auch der dortige Alltag von Ambivalenzen geprägt. Schon der Aufbruch in eine Verschickung konnte von Abenteuerlust oder Abschiedsschmerz geprägt sein (vgl. ebd., S. 41f.), wobei es in der Mehrzahl ein individuelles Gemisch aus beidem gewesen sein dürfte. Wie bereits erwähnt, konnten auch die Erfahrungen mit den jeweiligen Pflegeeltern vor Ort höchst unterschiedlich ausfallen und für die Kinder entweder zur Ent- oder zur weiteren Belastung werden (vgl. ebd., S. 42f.). Nicht zuletzt war entscheidend, ob die Kinder in den „KLV-Lagern“ durch das dortige Lehrpersonal und die zuständigen „LagermannschaftsführerInnen“ der „HJ“ vorrangig Tyrannei oder Fürsorge erfuhren (vgl. ebd., S. 43ff.).

Gerade die jüngeren Kinder waren, durch die Trennung von den Eltern, oftmals verängstigt und fühlten sich „weggeschickt“ oder „abgeschoben“ (Jetter, M. (2004), S. 71). „Dadurch wurde eine verfrühte Autonomie von Kindern und Jugendlichen provoziert, die häufig mit Trennungstraumata, massivem Heimweh und Verlassenheitsreaktionen einherging“ (Bohleber, W. (2006), S. 54). Für die etwas älteren, in „HJ“-Einrichtungen untergebrachten, Jugendlichen wurde sie hingegen oft zur psychischen und physischen Tortur (vgl. Kater, M. (2005), S. 43ff.). In dem Bemühen der oftmals überforderten „BDM-Führerinnen“ und „HJ-Führer“, den oben skizzierten Aufgaben gerecht zu werden und die ihnen anvertrauten Jugendlichen gleichsam unter Kontrolle zu halten sowie diese im Sinne der NS-Erziehungsvorstellungen effektiv mental und körperlich zu formieren (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 188f., 190ff.), gestalteten viele von ihnen den „HJ-Dienst“ und den Alltag im Lager als vormilitärischen Drill (vgl. ebd., S. 210ff.), wobei sich nicht wenige zu echten *Schleifern* entwickelten (vgl. ebd., S. 178f.). Der oftmals angeführte Hinweis, in den „KLV-Lagern“ sei die körperliche Züchtigung der Heranwachsenden untersagt gewesen, stellt eine Verzerrung der historischen Tatsachen dar.

Zwar hielt der „HJ-Jurist“ Walter Tetzlaff 1944 im „Disziplinarrecht der HJ“ fest, dass „körperliche Züchtigung, unnötige Herabwürdigung in den Augen anderer oder Verletzung des Ehrgefühls, Strafexerzieren“ ausdrücklich als „unzulässig und verboten“ gelten würden (zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 349). Dies geschah aber nicht a priori in einer Umgangsordnung der „KLV-Lager“ – oder einer anderen NS-

Erziehungsinstitution – festlegenden Weise, sondern in Reaktion auf das Bekanntwerden alarmierender Fälle:

„Die Quellen zur KLV und zu HJ-Lagern sind voll von Berichten über im Namen der ‚Erziehung zur Gemeinschaft durch die Gemeinschaft‘ begangener Grausamkeiten, die da hießen: Lageracht, Lagerkeile, Heiliger Geist, Spießrutenlaufen und Schlimmeres“ (ebd.).

Die Verbote Tetzlaufs fanden in den Lagern der „KLV“ auch nach ihrem Erlass nur eine begrenzte Beachtung. Bei entsprechender Veranlagung des „Lagerleiters“ wurden auch weiterhin „obgleich verboten –... auffällige Jungen ‚geschliffen‘“ (ebd., S. 371).

Wie man die „Landverschickung“ erlebte, hing also in hohem Maße davon ab, welche Lagerleitung man bekam. Nicht selten waren dies aber „HJ-Führer“, die autoritär, selbstherrlich, mit einiger Willkür und – vor allem bei attestiertem abweichenden Verhalten – immer wieder mit Gewaltanwendung den ihnen anvertrauten Heranwachsenden ihr Verständnis der nationalsozialistischen Ideologie aufzwingen (vgl. Schreckenberger, H. (2003), S. 355, 367). Über Befehlsmissbrauch durch solche „Führer“ – etwa in Form von „Verprügeln, Spießrutenlaufen, ‚Entengang‘ als Strafe“ (Schreckenberger, H. (2003), S. 355) – wird in der autobiographischen Literatur immer wieder berichtet (vgl. die Literaturangaben ebd.). Wenngleich Verprügeln und *Schleifen* durch „Lagermädelchaftsführerinnen“ in Mädchenlagern nicht überliefert sind, machten auch weibliche Heranwachsende im Kontext der „KLV“ Gewalterfahrungen. Vor allem im Kreise der „Kameradschaft“⁴⁸² waren Übergriffe wie das so genannte „Erscheinen des ‚Hl. Geistes‘ (samt Verhauen mit Turnschlappen durch Mitschülerinnen)“ (ebd.) keine Seltenheit. Eine körperliche Überforderung konnten verschickte Mädchen und junge Frauen zudem durch die ihnen zugeteilte Arbeit erfahren. So berichtet die damals 10-jährige Frau D. über die Feldarbeit, welche sie bei der Familie leisten musste, zu der sie verschickt worden war:

„Eitrige Geschwüre, aber was noch schlimmer war, ich krichte irgendwie nen Sonnenstich (lacht). Ist wirklich wahr. Eh da war ich sehr krank und wurde irgendwie nicht zum Arzt geschickt“ (zitiert nach Dietzel, K. (2001), S. 239).

Wie die Heranwachsenden ein „KLV-Lager“ erlebten, hing nicht zuletzt auch von der Interaktion der zuständigen Betreuer ab. Fälle, in denen sich ein „kameradschaftliches“ Verhältnis zwischen „Lagerleiter“ (Lehrer, vgl. hierzu Gehrken, E. (1997), S. 165ff.) und „Lagerführer“ („HJ“, vgl. hierzu ebd., S. 170ff.) entfaltete und ältere Pä-

⁴⁸² „Kameradschaft“ fungierte im NS-System als interaktionistische Verhaltenschiffre zu erklärenden Beschreibung einer erwünschten Inklusion. Sie bedürfte einer eigenen Dekonstruktion, welche an dieser Stelle aus Platzgründen nicht möglich ist (vgl. zu diesem Thema überaus lesenswert Kühne, T. (2006)). Festgehalten sei hier nur, dass sie keineswegs mit einer Freundschaft gleichzusetzen war. Letzterer stand das Regime, welches stets Illoyalität gegenüber dem NS-System als Ergebnis persönlicher Bindungen fürchtete, deutlich skeptisch gegenüber.

pädagogen mäßigend auf die „HJ-Führer“ einwirken konnten und wollten, scheint es gegeben zu haben, sie waren aber eher die Ausnahme (vgl. ebd., S. 179).

Schließlich war es freilich auch möglich, je nach persönlichen Dispositionen und den Bedingungen vor Ort, die eigene „KLV“-Zeit relativ unbeschwert zu erleben (vgl. exemplarisch die Schilderungen bei Gröper, R. (2000)). In einer Lebensphase, in der die Ablösung vom Elternhaus im Vordergrund stand, konnte die „Verschickung“ in eine Gegend, die eine gewisse Sicherheit vor den belastenden Bombenangriffen bot, sowie die dort erlebte Notwendigkeit, sich in der Gruppe zu behaupten, auch die Bildung eines neuen Selbstbewusstseins bei den betroffenen Heranwachsenden fördern, insofern diese den Herausforderungen körperlich und emotional gewachsen waren (vgl. exemplarisch Markert, M. (1994), S. 83f.). Gerade weibliche Heranwachsende konnten die „KLV“, wie auch den „BDM“, in Einzelfällen als willkommene „Befreiung... aus einem wohlbehüteten Käfig der Elternliebe“ (Dietzel, K. (2001), S. 214) empfinden. Ferner ist es wahrscheinlich, dass sich im „KLV“-Alltag Freundschaften unter den verschickten Kindern und Jugendlichen ergaben, die den Aufenthalt erleichtern konnten (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 177). Andere erlebten ihre „Kinderlandverschickung“ nicht so sehr als Belastung, sondern eher als sinnlose und vor allem langweilige Beschäftigungstherapie, auf die sie mit durchaus jugendtypischen Ausbruchsversuchen reagierten und beispielsweise „regelrechte Schlachten zwischen Schlafsälen“ ausfochten oder begannen, sich „flegelhaft“ zu benehmen (vgl. Dahrendorf, R. (2004), S. 52f.). Auch in diesem Bereich existierte keine totale „Gleichschaltung“ der Verhältnisse, sondern die eigenen Lebensbedingungen waren zu guten Stücken von Zufall und Willkür abhängig.

Letzten Endes wurden, laut Statistik, bis April 1944 700.000 Kinder in die Lager der „Kinderlandverschickung“ (vgl. Willmot, L. (2007), S. 144) gebracht, deren Zielsetzung es war, „Unterricht und Lagerleben, welches von HJ-Führern zu organisieren war, zu verbinden, das Recht der Eltern, über den Aufenthaltsort ihres Kindes zu bestimmen, auszuhebeln und schließlich auch noch die Schulverwaltung aus Entscheidungsprozessen auszuschalten“ (Scholtz, H. (1998), S. 143, vgl. in diesem Sinne auch Gehrken, E. (1997), S. 131ff.). Wenngleich sich durchaus unterschiedliche Zustände in den einzelnen „KLV-Lagern“ ausprägen konnten (vgl. exemplarisch Hermand, J. (1993), S. 23f. sowie Markert, M. (1994), S. 84), ist es aus struktureller Sicht doch angebracht, vor allem deren negative Elemente herauszustellen:

„Schließlich haben sie für viele der in ihnen Untergebrachten einen geradezu traumatischen Charakter gehabt, wie sich in Gesprächen mit ehemaligen KLV-Teilnehmern und -Teilnehmerinnen immer wieder feststellen lässt“ (Hermand, J. (1993), S. 24).

Hierbei sind zwei Aspekte besonders zu beachten: Erstens stellte die „EKLv“ den Höhepunkt der vom NS-Regime intendierten Lagererziehung dar, von der man sich die Option eines konzentrierten und ungestörten Zugriffs auf die Vertreter der „jungen Generation“ versprach. Zweitens fand die gesamte nationalsozialistische „Kinderlandverschickung“ während der letzten, von der Radikalisierung des Regimes bestimmten, Phase der NS-Zeit (vgl. These 5) statt. Ersteres führte dazu, dass die Lager der „KLV“, mit einzelnen Ausnahmen, zunehmend von „HJ-Führern“ geleitet wurden (vgl. Willmot, L. (2007), S. 144), die sich überwiegend freiwillig gemeldet hatten und mitunter selbst nicht älter waren als 15 oder 16 Jahre. Die anwesenden Lehrer zogen sich oftmals, mehr oder weniger freiwillig zurück, Unterrichtsausfall gehörte in den Lagern der „KLV“ zur Tagesordnung. All dies führte dazu, dass viele Eltern der Verschickung ihrer Kinder kritisch gegenüberstanden und versuchten, diese zu umgehen (vgl. ebd., S. 145).

Der dort herrschende „HJ-Drill“ wird denn auch von den meisten damals Heranwachsenden, die von der „KLV“ betroffen waren, als negativ erinnert und als störend bis belastend beschrieben (vgl. exemplarisch Markert, M. (1994), S. 84).

Jost Hermand, der als 1930 geborener Heranwachsender an nicht weniger als fünf dieser Lager teilgenommen hat, schildert seine Erfahrungen in einer solchen Einrichtung, die er im Herbst 1943 durchlief:

„Wir (wurden), je länger wir in Groß-Ottingen waren, kaum noch mit >totem Wissen< belastet, sondern bloß mit recht dürftigen Grundkenntnissen, vor allem im Hinblick auf Mathematik und Orthografie, ausgestattet. Die drei Lehrer, die von Anfang an wenig Interesse für das Lagerleben gezeigt hatten, zogen sich... im Laufe der Zeit immer stärker auf sich selber zurück und überließen die Gestaltung des Tagesablaufs fast ausschließlich dem von der Hitler-Jugend eingesetzten Lagermannschaftsführer. (...) Es mag sein, daß es auch kameradschaftlich eingestellte HJ-Führer gegeben hat. Dieser war es nicht. Er benutzte fast jede sich ergebende Gelegenheit, uns seine Machtvollkommenheit zu demonstrieren“ (Hermand, J. (1993), S. 58).

Die Einrichtungen der „erweiterten Kinderlandverschickung“ wurden in verstärktem Maße zum, von der „Hitlerjugend“ geführten, Element der nationalsozialistischen Herrschaftsausübung (vgl. ebd., S. 64). Während der dortige Schulunterricht, soweit noch stattfindend, mehr und mehr von einer „merklichen Verrohung, wenn nicht Brutalisierung“ (ebd., S. 68) erfasst wurde, gestaltete sich jene „Körpererächtigung“, die zu Beginn der NS-Zeit noch als „Sport“ deklariert werden konnte, ohne allzu offensichtlich von der erlebten Realität abzuweichen, fast vollständig zum „paramilitärischen Training“ (vgl. ebd., S. 64f., vgl. hierzu auch Gehrken, E. (1997), S. 261ff.). Stellvertretend für viele vergleichbare Erfahrungen lässt sich diesbezüglich der Bericht Günter de Bruyns wiedergeben:

„Jetzt muß erst über das Jahr 1940 berichtet werden, in dem die Luftangriffe auf Berlin begannen und 135 Schüler der Albrecht-Dürer-Oberrealschule für Jungen in ein Kinderlandverschickungslager fuhren, das in einer luftverschmutzten Industriestadt lag. Sie fuhren nach Osten, wo in dieser Zeit die Vernichtungslager entstanden, eines davon, Auschwitz, nur eine Tagestour von dem Kinderlager entfernt. Sie blieben 10 Monate. Als sie wieder nach Hause kamen, wo jetzt erst die Luftangriffe gefährlich zu werden begannen, hatten sie zwar auch ein wenig Schulwissen, hauptsächlich Marschieren, Bettenbauen und Gehorsam gelernt. Sieht man vom Waffengebrauch ab, war ihre militärische Ausbildung fast schon perfekt“ (ders. (2004), S. 110).

Ihre Bewährung fand die so formierte Lagerjugend dann mitunter bereits in gezielten Kriegseinsätzen im Kontext der „KLV“, etwa bei der „Erntehilfe“ oder bei „Rohstoffsammlungen“ (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 254ff.). Besonders perfide waren in diesem Kontext die bereits erwähnten, vom Regime inszenierten und ideologisch interpretierten, Begegnungen der verschickten Jugendlichen mit „slawischen Untermenschen“ (vgl. Schreckenberger, H. (2003), S. 354) oder Juden (vgl. ebd., S. 372) an ihren Unterbringungsorten im osteuropäischen Besatzungsgebiet.

Die scharfen Disziplinarordnungen und das Gebaren der „HJ-Führer“ vor Ort verbreiteten einige Furcht unter den Heranwachsenden, welche diese wiederum zu gesteigerten Anpassungsbemühungen an die geforderten Verhaltensnormen veranlasste (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 218ff. sowie exemplarisch de Bruyn, G. (2004), S. 112). Wer sich eines Vergehens gegen die Lagerordnung schuldig machte, musste häufig mit drakonischen Strafen rechnen:

„>Wenn man gewagt hatte, vom Quarknachtisch einen kleinen Löffel voll zu naschen, wurde das sofort bestraft. Der Lagermannschaftsführer hatte einen Knüttel und hat einen auch geschlagen. Außerdem gab es da eine Räucherammer, in die man eingesperrt wurde, bis man keine Luft mehr kriegte. Oder man musste stundenlang im Gestank des Klos stehen. Das war draußen auf dem Hof, heiß im Sommer, und hatte lauter Nägel in den Wänden, so dass man weder sitzen noch sich anlehnen konnte.<“ (Jost Hermand, zitiert nach Knopp, G. (2001), S. 265).

Da jede offen eingestandene Schwäche einerseits eine Bloßstellung durch die „HJ-Führer“ zur Folge haben konnte sowie andererseits ein Abrutschen in der „Hackordnung“ (Gehrken, E. (1997), S. 177) der Lagergemeinschaft, begleitet von einem erhöhten Risiko, gewaltsamen Übergriffen durch deren Mitglieder ausgesetzt und schlimmstenfalls von dieser isoliert oder ausgestoßen zu werden, konnten Ängste, Verzweiflung und Trauer der Kinder und Jugendlichen meist nur indirekt, oftmals in Form psychosomatischer Symptomatiken wie Bettnässen zu Tage treten, welche eine erneute Beschämung der Betroffenen nach sich zogen (vgl. ebd., S. 219). Mit der Einführung der Lagererziehung im Kontext der „KLV“ hatte die nationalsozialistische Regierung für ihre gerade mal vierzehnjährigen „Volksgenossen“ folgenden „Bildungsweg“ vorgesehen:

„In Groß-Ottingen wurde uns weder Bildung vermittelt noch Kultur nahegebracht. Hier wurden wir lediglich >abgehärtet<“ (Hermand, J. (1993), S. 65).

Diese Erfahrungen Hermands decken sich mit seinen späteren Eindrücken in der „KLV“ (vgl. ebd., S. 80ff.) sowie denen anderer „verschickter“ Kinder und Jugendlicher (vgl. exemplarisch Dollinger, H. (1987), S. 239).

Der dort erlebte, bedrückende und völlig „>übertriebene HJ-Drill<“ ist vielen von ihnen noch nach Jahrzehnten präsent (vgl. Hermand, J. (1993), S. 128). Zusammengekommen mit den Anpassungszwängen, wie sie die nationalsozialistische Ausprägung des verordneten Beziehungsmusters der „Kameradschaft“ vorgab, ergab sich für die verschickten Jugendlichen ein zweiseitiger, einmal „von unten“ (von den eigenen „Kameraden“) sowie einmal „von oben“ (von der jeweiligen Lagerführung) ausgehender, Inklusionsdruck (vgl. Gehrken, E. (1997), S. 220).

Natürlich fand in den Lagern der „KLV“ auch „weltanschauliche Schulung“ in beachtlichem Ausmaß statt (vgl. ebd., S. 221ff.). Da sie jedoch, wie auch in anderen NS-Erziehungsinstitutionen, weniger die konkreten Maximen der NS-Ideologie oder allzu eindeutig politische Inhalte verarbeitete, als vielmehr bestimmte Deutungsmuster vermittelte, die eher indirekt den Interessen des Regimes zuträglich sein sollten, blieben diese Indoktrinationsversuche von vielen Betroffenen damals und mitunter bis heute unbemerkt (vgl. ebd., S. 221). Vermittelt wurden vornehmlich folgende Inhalte:

„Erstens (ging es) um die Tradierung des germanischen Erbes mit dem Ziel, völkisches Bewusstsein zu wecken. Zweitens wurde das Bild des mutigen, wagenden, siegreichen Kämpfers als Vorbild herausgestellt, des Verteidigers überkommenen germanischen Erbes. Des weiteren sollte die Verpflichtung gegenüber Führer und Vaterland tief in die Seelen der Heranwachsenden gesenkt werden“ (ebd., S. 228f.).

Die Erinnerung an die eigene „Kinderlandverschickung“ bzw. die Berichte darüber fallen nachträglich unterschiedlich aus. Ob die Beurteilung positiv oder negativ gerät, ob man die „KLV“ als „das jugendgemäße Angebot akzeptiert[e]“ (ebd., S. 298), dürfte vornehmlich davon abhängen, wie man den dortigen Alltag erlebt hat, ob man unter den gegebenen Verhältnissen litt oder in ihnen erfolgreich sein konnte.

Aber auch davon, inwieweit man eine dort eventuell erfahrene Herabsetzung als Element einer instrumentalistischen Herrschaftssicherung kritisch reflektieren konnte und diese nicht als beschämendes Motiv in das eigene Selbstbild integriert hat. Gleiches gilt für dort eventuell erlebte Aufwertungen, lediglich mit umgekehrten Vorzeichen. Dringt man allerdings zum wahren Erleben der „KLV“ durch ihre damals jungen Teilnehmer durch, so dürfte für nicht wenige vergleichbar das Fazit gelten, welches ein ehemals Verschickter über seine Erfahrungen gezogen hat:

„Spindappelle wie beim Barras, wenn Bett nicht ordentlich gemacht, auseinandergerissen. Nur bei den Lieblingen nicht. Starke Reflexion auf den Beruf des Vaters. Verteufelung und Spott für Schwächere, nur Kraft zählte. Da ich nicht zu den Schwächsten zählte, konnte ich es trotz des Kadavergehorsams aushalten. Aber das ist in der heutigen Zeit schwer zu verstehen. Ich würde mein Kind nie mitfahren lassen!!!!!!“ (zitiert nach ebd., S. 215).

3.3.6.1.3. Die nationalsozialistische Familienpolitik

Im Folgenden wird anhand der Stellung der Familie im NS-System sowie dem Verhältnis dieser Sozialisationsinstanz zu selbigem versucht, die Komplexität der damaligen Inklusionsprozesse, denen Heranwachsende ausgesetzt waren und mit denen sie sich arrangieren mussten, exemplarisch zu verdeutlichen. Im Familienleben konnten sich die unterschiedlichen, bisher dargestellten Inklusionsmuster überschneiden und gleichsam verstärkende oder relativierende Wechselwirkungen eingehen. Zudem wird deutlich, inwieweit ältere oder abweichende Sozialisationseinflüsse die Wirkungen der NS-Formationserziehung beeinflussen konnten und wie das Regime auf derartige Einflüsse bzw. deren subjektive Wahrnehmung durch die Regimeführung reagierte.

Ogleich die Familie von den führenden Vertretern der „NSDAP“ und der NS-Propaganda öffentlich als den anderen beiden Erziehungsinstitutionen eines nationalsozialistischen Staates (Schule und „HJ“) gleichgestellt proklamiert wurde, lieferte diese Darstellung ein Zerrbild sowohl der tatsächlichen Intentionen der NS-Politiker als auch der gesellschaftlichen Realität während der NS-Zeit (vgl. Kater, M. (1985), S. 79ff.). Die bürgerliche Familienideologie war zwar ein viel bemühtes Element nationalsozialistischer Sozialpropaganda, tatsächlich wurde sie durch die NS-Familienpolitik bewusst untergraben (vgl. Schütze, Y. (2000), S. 16ff. sowie Vinken, B. (2002), S. 275ff.).

„Die Familie wurde im Volkskörper aufgelöst“ (Vinken, B. (2002), S. 276), angestrebt wurde desgleichen in diesem Bereich eine weitreichende und nachhaltige „Verkollektivierung des Privaten“ (ebd., S. 277, vgl. in diesem Sinne auch Wildt, M. (2008), S. 99). Der NS-Staat schenkte der Familie lediglich in ihrer Funktion als physischer und mentaler Multiplikator (Nachkommen und Erziehung) der nationalsozialistisch konzipierten „völkischen Gemeinschaft“ Beachtung. Man sah „in der Familie vornehmlich eine Komponente der ‚Volksgemeinschaft‘ als der durch Rassendoktrin und Führerprinzip geprägten Gesellschaftsordnung... Dieser sollte sie dienen, für diese Kinder hervorbringen und aufziehen, für diese als Ausgangspunkt rassenhygienisch motivierter sozialpolitischer Interventionen fungieren“ (Schulz, G. (1998), S. 119f.). In diesem Sinne vollzog man auch die, mitunter allerdings von herrschaftspragmatisch

motivierten Verwerfungen und Widersprüchen durchzogene, Sozialpolitik für Familien zwischen 1933 und 1945 (vgl. ebd., S. 134ff.). Diese erhielt schnell einen zunehmend ausgrenzenden rassistischen Zuschnitt (vgl. ebd., S. 134), welcher allein von „deutschblütigen“ Frauen in „rassereinen“ Beziehungen die Erbringung ihrer „reproduktiven Aufgaben...“ (zitiert nach ebd.) in möglichst weitreichender Leistungsstärke einforderte (vgl. ebd., S. 120) und soziale wie materielle Bonitäten ausschließlich an solche vergab (vgl. ebd., S. 134f.).

Bereits an dieser Stelle lässt sich somit konstatieren, dass „die nationalsozialistische Familienpolitik... ein Instrument der Herrschaftssicherung (war), wenn auch nicht das wichtigste. Sie sollte die vorgebliche Überlegenheit der Rassenlehre, des Führerprinzips und der gesellschaftlichen Ordnung der Volksgemeinschaft demonstrieren und absichern und auch dazu beitragen, dem System Legitimität zu verschaffen“ (ebd., S. 145, vgl. i.d.S. auch Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989), S. 10).

Im Einzelnen wollte der NS-Staat schon die Geburtenkontrolle übernehmen, um sicherzugehen, dass seine „rassischen“ Maßgaben Berücksichtigung fänden. Dementsprechend wurde das, 1933 erlassene, „Sterilisationsgesetz“ „offiziell proklamiert als ‚das Primat und die Autorität des Staates, die er sich auf dem Gebiet des Lebens, der Ehe und der Familie endgültig gesichert hat‘. Hiermit wurde das Private dem Politischen unterworfen, und der Gesetzeskommentar betonte überdies, daß die Entscheidung darüber, ‚was politisch oder unpolitisch ist,... nur vom Politischen her bestimmt werden‘ könne“ (Bock, G. (1993), S. 285). Demgegenüber tat der NS-Staat im „Lebensborn e.V.“, in dessen Heimen unehelich gezeugte Kinder von ihren Müttern zur Welt gebracht werden konnten, alles, um dies vor den Ehefrauen der Väter geheim zu halten (vgl. Lilienthal, G. (2003), S. 149). „Die Unverletzlichkeit der Ehe galt der *Lebensborn*-Führung wenig“ (ebd.), dieses Fazit galt für die Mehrheit der NS-Führung insgesamt und ließe sich auf deren Einstellung zur Familie extrapolieren. Weder Ehe noch Familie interessierten das Regime als Institutionen per se, sie sollten lediglich ihre Funktion für Erhalt und Ausbau des NS-Systems erfüllen.

Inwieweit die Familie in das Spannungsverhältnis zwischen Schule und „HJ“ geraten konnte, wurde bereits oben angedeutet. Grundsätzlich sollte der Familie die Aufgabe obliegen, die frühkindlichen Entwicklungen der nachgeborenen „Volksgenossen“ im Sinne der NS-Erziehungspläne zu steuern, während die eigentliche ideologische Ausrichtung dann von den nationalsozialistischen Jugendorganisationen vorgenommen werden sollte (vgl. Czarnowski, G. (1986)) – freilich waren diese Funktionszuschreibungen innerhalb einer „Volksgemeinschaft“, welche letztlich insgesamt „erziehen“ und keine Abweichungen dulden sollte, nicht trennscharf voneinander abge-

grenzt. Wenn in unterschiedlichen, propagandistischen wie angeblich wissenschaftlichen Publikationen der NS-Zeit die Familie als „erste Erziehungsgemeinschaft“ bezeichnet wurde, so meinte dies keineswegs „die dominante, sondern die erste in einer zeitlichen Reihenfolge, die der von Staat und Partei vorausgeht“ (Schütze, Y. (2000), S. 22). Es ging demnach nicht um jene, mitunter noch heute behauptete, grandiose Aufwertung, sondern um eine chronologische Ein- und ideologische Unterordnung – sprich die „Gleichschaltung“ der Familie als Funktionsträger (Nachkommensicherung) und der Familienerziehung im Sinne der „völkischen Weltanschauung“.

Dies machen ferner die folgenden Ausführungen vertiefend deutlich. Mitunter ist es aber ratsam, den vielfältigen, vom Regime gezielt eingesetzten Verhaltensverstärkern, bei deren retrospektiver Betrachtung teilweise der problematische Kontext aus dem Blick gerät – was nicht zuletzt die Diskussionen um die öffentlichen Meinungsäußerungen Eva Hermans gezeigt haben –, einfach einmal das Gegenstück der nationalsozialistischen Zielsetzungen gegenüberzustellen. Wie bereits anhand der NS-Konzeption von „Kameradschaft“ geschildert, war es, neben rassistischen Abgrenzungen, auch bezüglich der Familie primär die Ausbildung intimer Bindungen innerhalb informeller Kleingruppen, die man als mögliche Störung der eigenen Herrschaftssicherung fürchtete und daher unterbinden wollte. Man war bereits vor Kriegsbeginn gewillt, die Familie „als Schutzinstanz für Lebensräume, der Intimität, der Privatheit, der fürsorglichen Erziehung, des Suchverhaltens und Probehandelns der Heranwachsenden... auf ein Minimum zu reduzieren“ (Hansmann, O. (1995), S. 50). Diese Zielsetzung prägte die NS-Familienpolitik in ihren positiv-verstärkenden genauso wie in ihren negativ-unterdrückenden Agitationen. Allerdings ging es dem Regime hierbei vor allem um eine möglichst ausgeprägte Kontrolle des schwer erfassbaren Privattraums Familie sowie die weitgehende Anpassung der dort geleisteten Erziehungsarbeit an die Maximen der NS-Ideologie. Die familiäre Erziehung sollte den Weg des minderjährigen „Volksgenossen“ in die Organisationen des NS-Systems vorbereiten und fördern. Hiervon deutlich abweichende Einflüsse, wie man sie als Resultat einer emotionalen „Verzärtelung“ der Kleinkinder durch ihre Mütter befürchtete und verschiedentlich mit der Drohkulisse des kindlichen Tyrannen versah, welcher den betroffenen Frauen das Leben schwer machen würde, sobald man ihm zu viel Macht über die täglichen Abläufe des Familienlebens und seine eigene Bedürfnisbefriedigung einräume, sollten demgegenüber unterbunden werden. Mit letzterer Zielsetzung traten während der NS-Zeit Ratgeber zur angeblich adäquaten Säuglingspflege an die „arischen“ Mütter heran und predigten dieser eine rigide Ordnungserziehung, die u.a. eine strenge Einhaltung von zeitlichen Vorgaben bei der Nahrungsaufnahme beinhaltete.

Demgegenüber kann jedoch der Umkehrschluss dieser These nicht ohne Weiteres gezogen werden. Der Annahme einer intendiert und methodisch kontrolliert herbeigeführten Säuglingserziehung zur Bindungslosigkeit fehlt es schlicht an empirischen Belegen. Auf den ersten Blick mag eine Argumentation nachvollziehbar anmuten, welche dem – von vermeintlich bindungsunfähigen Protagonisten angeführten – NS-Regime einen perfide ausgeklügelten Plan zur Unterbindung aller emotionalen Bindungsaufnahmen des Kleinkindes unterstellt, der wiederum die alleinige Bindung an das NS-System und dessen symbolische Repräsentanten prädisponieren sollte (vgl. zu dieser Argumentation Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989), S. Dill, G. (1999), S. 32, die Gegenposition nimmt ein Gebhardt, M. (2009a), S. 224ff., 238ff.). Diese Argumentation würde perfekt zur Annahme einer Gruppe passen, die das Böse angeblich von außen an die deutsche Gesellschaft sowie deren „Keimzelle“ Familie heran und in diese hineingetragen habe (vgl. Gebhardt, M. (2009a), S. 221). Die Verhinderung emotionaler Bindungen zwischen Mutter und Kleinkind war aber wohl eher ein, von den nationalsozialistischen Ratgebern zur Säuglingspflege und -erziehung gefördertes Nebenprodukt einer praktischen Umsetzung der oben beschriebenen, über Erziehungsnormen in die Familien importierten Intentionen einer verschärften staatlichen Verhaltenskontrolle. Diese wurden in der familiären Kindererziehung nicht zuletzt deshalb schnell wirkungsmächtig, da sie an Traditionen anknüpfen konnten, die gerade in der bürgerlichen Familie eine Frühsozialisation unter dem Motto Hilfe zur „Lebensbemeisterung“ schon deutlich vor 1933 zugespitzt propagiert hatten (vgl. ebd., S. 227ff.). Deren darwinistische Sozialisationsmaximen fanden danach in den Erziehungsratgebern der NS-Zeit besondere Beachtung (vgl. ebd., S. 228f. sowie Gebhardt, M. (2009b), S. 91ff.). Hier behauptete man, dass der Säugling in einer Art „Dämmerzustand“ verfangen sei und zunächst über keine kognitiven, emotionalen oder sensitiven Fähigkeiten verfüge (vgl. Gebhardt, M. (2009a), S. 228). Kindliche Lebensäußerungen und die empfohlenen elterlichen Reaktionen wurden dann lediglich auf einer sozialdarwinistischen Ebene als der weiteren Entwicklung zu- oder abträglich bewertet (vgl. ebd., S. 228f.). Da man zudem annahm, das Kind sei im Säuglingsalter den Umweltreizen hilflos ausgeliefert, propagierte man dessen Abschottung in Ruhe und räumlicher Abtrennung. Das Kind sollte nicht länger als für Fütterung und Körperpflege notwendig beachtet werden. Was hier zum Vorschein kam, war eine vermeintlich auf rigide Durchsetzung angewiesene Kontrollorientierung bezüglich der frühkindlichen Sozialisation (vgl. ebd., S. 229).

Das anvisierte Ziel einer kindlichen „Lebensbemeisterung“ wurde hierbei vermeintlich und permanent durch elterliches Fehlverhalten, vor allem durch Verwöhnung und

„Verzärtelung“, bedroht. Letztlich kann diese Sozialisationskonzeption einer frühen Abschottung des Kindes als Versuch gewertet werden, „das Einstürmen der Welt zunächst auf ein Mindestmaß zu reduzieren und fein auszutarieren, da diese Welt als übermächtig und noch nicht zu bewältigen gedeutet wurde“ (ebd.).

Zu diesem Austarieren gehörte auch, das Kind am wirklichen Leben teilhaben zu lassen, soweit dies in den ihm zugeschrieben Kräften stünde. Auch hier wird jedoch vor vermeintlicher „Verzärtelung“ gewarnt, auf kindliche Schwächen und Schmerzen etwa sollte die Mutter möglichst reduziert reagieren. Aus diesen Grundmaximen erklären sich dann auch die expliziten Erziehungsaufgaben für die früheste Kindheit:

„Die erste zentrale Aufgabe war... die Ordnung, die Eingewöhnung in den zeitlich geordneten und regelmäßigen Ablauf des täglichen Geschehens. Die streng rhythmisierte Säuglingspflege, die erste, nur auf den Körper des Kindes einwirkende Erziehung, sollte der als übermächtig empfundenen Welt eine überschaubare Struktur abringen. Das ‚Leben‘ wird im Gegensatz zum Kind, zum Individuum, gedeutet, das ihm ausgeliefert, von ihm hoffnungslos überfordert ist, und allenfalls lernen kann, es eines Tages zu bemeistern“ (ebd., S. 230f.).

Dies Konzept einer kontrollorientierten Sozialisation im Frühkindesalter, in den entsprechenden Ratgebern stetig mit der bedrohlichen Vision des kleinen Haustyrannen versehen, den man sich bei etwaiger „Verzärtelung“ heranzüchte (vgl. hierzu ausführlich Gebhardt, M. (2009b)), wurde während der NS-Zeit aufgegriffen und auf den unterschiedlichen Ebenen, von der Regimeführung bis zum pädagogischen Ratgeber propagiert. Mit seinen Prämissen einer rigide durchzusetzenden, auf kindlichen Gehorsam ausgerichteten Ordnungserziehung sowie der angestrebten Unterbindung einer Entwicklung von abweichendem Eigensinn oder emotional verpflichtenden personalen Bindungen, schien es hervorragend geeignet, den Auftakt einer intendierten lebenslangen Formationserziehung darzustellen. Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, wurde die Sozialisation zur „Lebensbemeisterung“ von den exponierten Verfassern damaliger Erziehungsratgeber häufig selbst in diesen Kontext gestellt und seine Nützlichkeit für dessen Ziele hervorgehoben. Die Nationalsozialisten konnten auf tradierte Sozialisationsmuster zurückgreifen und diese mit ihren Schwerpunkten versehen (vgl. ebd., S. 78f.):

„Die anthropologischen Vorstellungen, die der Frühsozialisation zugrunde lagen, hatten sich deutlich entfernt von dem Bild der vernunftgeleiteten Reifung im Sinne der bürgerlichen Sozialisationsidee hin zu einer Idee von einem erstrebten idealtypischen Körper, kräftig, wehrhaft, schmerzunempfindlich, vital und hin zu einer unabhängigen, aber gleichzeitig soziablen und tatkräftigen Persönlichkeit. Es erweist sich, dass die Person-Umwelt-Beziehung als feindselig gesehen wurde. Das Kind musste lernen, mittels der genannten Attribute die Welt zu bemeistern. Anhand von drakonischen Regeln der Bedürfnisrhythmisierung und -kontrolle, die in Machtproben durchgesetzt wurden,

lernte schon der Säugling, dass es in dieser Welt nicht um ihn und seine Bedürfnisse gehen würde“ (Gebhardt, M. (2009a), S. 240).

Auch auf diesem Gebiet instrumentalisierten die Nationalsozialisten vorhandene Zeitströmungen, ohne dass sie die für sie nutzbaren Konzepte und Methoden selbst hätten erschaffen müssen. Inwieweit vorgenommene Umdeutungen tradiertter Haltungen als gezielte Verfälschungen oder aber als, im ursprünglichen Sinne, deren legitime Auslegungen und Weiterführungen verstanden wurden, muss hier dahingestellt bleiben. Es wäre für den Einzelfall von Theorie und Theoretiker, Methode und Praktiker empirisch zu klären. Grundsätzlich lässt sich jedoch konstatieren, dass die Empfehlungen zu einer rigiden und kontrollierten Säuglingspflege sowie Kleinkindererziehung nach 1933 nicht durch die hierbei propagierten Erziehungsnormen und -methoden spezifisch nationalsozialistisch wurden, sondern durch den propagandistisch verklärten, ideologisch legitimierenden und praktisch instrumentalisierenden Kontext, welchen das NS-System vorgab (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 81ff. und 99) und *den* die Eltern damals bereitwillig oder zumindest hinnehmend aufnahmen:

„Das Ideal einer frühzeitigen Eingliederung in die Volksgemeinschaft, die Überhöhung der Mutterrolle und der Kampf gegen kindliche Bedürfnisse hatten sich... lange vor 1933 etabliert. (...) Typisch >nationalsozialistisch< war die Kombination aus modernen, rationalisierten Methoden der Kinderpflege mit einer antirationalen, auf Körper und Gefühl abzielenden Rhetorik sowie der wachsende normative Durchsetzungsdruck aufseiten der Experten, gepaart mit der zunehmenden Empfänglichkeit, man könnte auch sagen: Schwäche aufseiten der Eltern“ (ebd., S. 91, vgl. hierzu auch ebd., S. 69ff.).

Im Folgenden soll die Rolle der Familie skizziert werden, wie sie von den Nationalsozialisten nach 1933 tatsächlich bewusst gefördert wurde, welche Realität dieser Intention gegenüberstand und schließlich, welche Konsequenzen sich daraus für die vorliegende Arbeit ergeben. Mitberücksichtigt wird dabei auch der bisher wenig zufriedenstellende Forschungsstand zum Thema.

Die verkündete „Drei-Säulen-Theorie“, „wonach Elternhaus, Schule und Hitlerjugend als Erziehungsagenten gleichberechtigt nebeneinander stünden“ (Kater, M. (1985), S. 79), war nicht mehr als die übliche Propaganda zur Beruhigung der „Volksgemeinschaft“. Was die Parteiführung tatsächlich von der Familie „als Kernzelle... der völkischen Gemeinschaft“ (ebd.) erwartete, wird deutlicher, wenn man eine Äußerung von Rudolf Heß vor dem Nürnberger Reichsparteitag 1938 hinzunimmt, in welcher dieser die genannten drei Erziehungsinstitutionen als der „gemeinsamen Aufgabe verpflichtet“ beschreibt, „die deutsche Jugend zu echten Nationalsozialisten zu erziehen“ (zitiert nach Gräfer, G. (1940), S. 45). Aus diesen Worten wird deutlich, dass die Familie im NS-Staat als Erziehungsinstitution nur dort akzeptiert werden sollte, wo sie bereit

und imstande wäre, als Vermittlungsinstanz die nationalsozialistischen Vorgaben für die geistige und körperliche „Ausrichtung“ ihres Nachwuchses möglichst unverfälscht umzusetzen (vgl. Reese, D. (1991b), S. 220f., Czarnowski, G. (1986), dies. (1991), S. 101ff., Schreckenber, H. (2003), S. 192ff. sowie Dengel, S. (2005), S. 281ff.).⁴⁸³

Dieser Versuch einer Instrumentalisierung der Familie im Rahmen der NS-Politik und der von ihr ausgerufenen „Volksgemeinschaft“ wird besonders deutlich, wenn man sich ansieht, wie Familie hierbei überhaupt definiert wurde. So wie andere soziale Begriffe wurde auch die „Familie“ in ihrer Gegenstandsbeschreibung derartig erweitert, dass sich ideologische Inhalte integrieren ließen, was Ludwig Leonhardt dementsprechend in seinem „Berater für Eheanwärter“ definierte:

„In tiefer Erkenntnis der Quelle völkischer Erneuerung betrachtet der Nationalsozialismus die Familie als Grundlage des Staates. Um die Bedeutung dieses Satzes voll erkennen und würdigen zu können, müssen wir den Begriff ‚Familie‘ näher erläutern. Wir dürfen dabei unter Familie nicht allein Eltern und Kinder verstehen, zur Familie in unserem Sinne gehören auch nicht nur die, die einen Namen tragen, die ein Grundstück oder sonstiges Vermögen besitzen. Auch sind es nicht rechtliche Bindungen allein, die den Begriff Familie umschließen. Vielmehr umfaßt dieser alles das, was in einem bestimmten Personenkreis an geistigem und seelischem Gut lebendig vorhanden war und lebendig bleiben wird. Was wir sind, was wir leisten, ist nicht unser Verdienst, wir verdanken es letztlich unseren Eltern und Großeltern, unserer ganzen Ahnenreihe, deren Erbgut wir in uns tragen. Das also, was durch sie an geistigen Gütern auf uns überkommen ist und was wir an unsere Kinder und Kindeskinde weitergeben sollen, das alles gehört zur Familie, deren Bedeutung für das Volksleben erst der neue Staat voll anzuerkennen bereit ist. Und wir müssen uns immer vor Augen halten, daß wir nicht die letzte Zusammenfassung der vielfachen Anlagen, sondern daß wir dazu bestimmt sind, diese rein und unverdorben weiterzugeben, um das, was Familie heißt, fortzupflanzen, vorwärtszutreiben, damit durch immer wiederholte Verflechtung der Familien ein Deutsches Volk werde“ (ders. (1943), S. 7).

In dieser Begriffsfassung verschwimmen die qualitativen Grenzen zwischen „Familie“ und „Volksgemeinschaft“ zusehends, um letztlich ganz aufgehoben zu werden.

Deutlich wird bei näherer Betrachtung die ideologisch vorgeprägte Grundbotschaft der obigen Ausführungen, welche als exemplarisch für die erwünschte Ausrichtung der Eltern, insbesondere der Mütter, im NS-Kontext insgesamt angesehen werden kann. Vor allem die Mütter sollten durch eine Kombination aus verklärenden Idealisierungen und massiven – mit Drohkulissen für den Fall der Nichtbeachtung oder des Versagens versehenen, in der Erziehungsratgeber-Literatur häufig autoritär vorgetragenen (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 92) – Appellen, ihrer angeblichen Verantwortung als „Volks-

⁴⁸³ In diesem Sinne behauptete der zeitgenössische Pädagoge und überzeugte Nationalsozialist Ernst Kriek, die Familie würde vom „Strom der (nationalsozialistischen) Aufbruchsbewegung“ ausgerichtet „auf seine Ziele und seine Weltanschauung“ (ders. (1935), S. 19). Hierdurch ergäbe sich ferner eine „Gleichrichtung“ (ebd.) der Familie als Erziehungsinstitution.

genossinnen“ gerecht zu werden, dazu angehalten werden, die „Rasse“ durch Fortpflanzung zu sichern sowie durch adäquate Gestaltung der Frühsozialisation die reibungslose Eingliederung der Nachkommen in die „völkische Gemeinschaft“ sicherzustellen (vgl. ebd., S. 80f.). Dahinter stand das allbekannte Motiv, dass Eltern ihr Kind als größtes Glück betrachten sollten, dieses aber nicht als ihren Besitz ansehen dürften. Hier konnte der Instrumentalisierungswille des NS-Regimes trefflich einhaken. Wie es bereits für das gesellschaftliche Alltagsleben insgesamt formuliert wurde (vgl. These 2), so galt auch für den Umgang der NS-Obrigkeit mit den Eltern in deutschen Familien die Maxime: Wer den ideologisch verzierten Leitbildern der entsprechenden staatlichen und „NSDAP“-Stellen folgte, konnte sich als Teil einer, propagandistisch ausgerufenen, „historischen Aufgabe“ wännen und erhielt mitunter verführerische materielle und symbolische Zuwendungen. Wem jedoch unterstellt wurde, hiervon abzuweichen, dessen Einfluss auf die eigenen Kinder sollte zunächst durch die Systeme des Sozialwesens, insbesondere der Jugendfürsorge (vgl. detailreich Kuhlmann, C. (1989) sowie Steinacker, S. (2007), S. 428ff.⁴⁸⁴) verschärft kontrolliert und bei Nichterfolg dieser Kontrollen möglichst ganz ausgeschaltet werden⁴⁸⁵ (vgl. Dengel, S. (2005),

⁴⁸⁴ Steinacker zeigt in seiner überaus detailreichen Studie die Entwicklung der Jugendpolitik und Jugendfürsorge vom Kaiserreich über die Weimarer Republik bis in den Nationalsozialismus auf. Unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes werden hierbei erneut die in dieser Arbeit bereits mehrfach angedeuteten herrschaftspolitischen Brüche innerhalb ansonsten durchaus bestehenden Kontinuitäten in der staatlichen Jugendpolitik vor und nach 1933 erkennbar (vgl. insbesondere ders. (2007), S. 890ff.).

⁴⁸⁵ So drohten zeitgenössische Publikationen von überzeugten NS-Sozialplanern wie dem Ministerialrat Rudolf Benze den Eltern, sie „zu ersetzen oder... zu erziehen“, falls deren „fehlende oder falsche Leitung der Kinder es nötig macht“ (ders. (1940), S. 20). In den verharmlosenden Klauseln der NS-Sprache bedeutete dies, der Staat würde überall dort eingreifen, wo „die Eltern durch grobe Verstöße gegen ihre Pflichten als Erzieher und Volksgenossen die Kinder [angeblich] gesundheitlich, politisch oder sozial gefährdeten“ (ders. (1943), S. 15). Tatsächlich entsprach diesen Forderungen und Drohungen der NS-Erziehungsplaner auch eine juristische Realität. So kommt etwa Miriam Liebler-Fechner in ihrer Studie zum ideologisch motivierten Entzug des elterlichen Sorgerechts während der NS-Zeit zu dem Fazit: „Ausschlaggebend für den Sorgerechtsentzug war die Gefahr, das Kind für den nationalsozialistischen Staat zu verlieren. Während daneben zunächst auch das Kindesinteresse angeführt wurde..., verzichteten die Gerichte zunehmend auf dieses Argument... Die ‚Brauchbarkeit‘ des Kindes für die Volksgemeinschaft wurde zum alleinigen Entzugskriterium“ (dies. (2001), S. 269). Erika Mann liefert ein persönliches Beispiel für die oben skizzierte Struktur. Sie beschließt ihren Bericht über ihren Kontakt mit einer „arischen“ Familie, die emigrieren wollte, um ihren Sohn nicht der nationalsozialistischen Indoktrination auszusetzen, mit den erschütternden Worten: „Drei Wochen später lese ich, daß ein Arztes-Ehepaar aus München, – Herr und Frau Doktor M. – verhaftet und daß der Mann in das Konzentrationslager Dachau, die Frau ins Gefängnis überführt worden ist. <Sie hatten sich wiederholt in herabsetzendem Sinn über das Nationalsozialistische Aufbauwerk geäußert>, heißt es in dem Bericht. <Das vierzehn-Monate-alte Söhnchen des straffälligen Paares, Franz M., wurde in ein staatliches Kinderheim überführt. Es steht zu hoffen, daß es auf diese Weise noch gelingen wird, aus dem Knaben einen guten Nationalsozialisten zu machen>“ (dies. (1997), S. 20, vgl. für ein ähnliches Beispiel auch Kästner, E. (1999), S. 19). Letztlich blieb freilich auch die oben als ausreichender Grund eines Sorgerechtsentzuges angegebene „Gefahr“ inhaltlich interpretierbar und wurde entsprechend willkürlich ausgelegt. So konnte 1941 bereits die hartnäckige Weigerung eines elfjährigen Schulmädchens, den Hitlergruß auszuführen, dazu führen, dass ihren Eltern das Sorgerecht über ihre beiden Kinder entzogen

S. 285ff.). Letzteres konnte, ganz entsprechend dem oben geschilderten Verlauf der Verstaatlichung der Jugend während der NS-Zeit sowie der Entwicklung der NS-Politik (vgl. These 5), gleich nach der Machtübernahme 1933 öffentliche Diskriminierung bedeuten, sich zwischenzeitlich zu Freiheitsentzug und Nötigung steigern und spätestens in der letzten Kriegsphase auch potenziell lebensgefährlich werden (vgl. Buddrus, M. (2003), S. 399). Waren die Eltern einmal als politische Abweichler festgestellt worden, wirkte sich das unmittelbar auf die ihnen zuteilwerdende Familienpolitik aus. Dies spürten vor allem die Familien politisch verfolgter Kommunisten, Sozialdemokraten und Zeugen Jehovas. Ihnen entzogen die Kommunen häufig ohne rechtliche Grundlage und unter maßgeblicher Beteiligung der lokalen „NSV“ die Wohlfahrtsunterstützung oder drückten den Satz der Allgemeinen Fürsorge auf das Minimum (vgl. Nelles, D.; Rübner, H.; Sünker, H. (2003)). Die Rede von den positiven Errungenschaften der NS-Familienpolitik lässt sich also, ungeachtet einer inhaltlichen Bewertung von deren Maßnahmen, nur dann führen, wenn man deren Metafunktion als Wohlverhaltensbonifizierung ausblendet oder akzeptiert.

Die Sanktionsdrohung für attestierte Abweichungen betraf aber nicht nur jene, die sich in den Augen des Regimes tatsächlich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, sie war vielmehr ein, über das Rechts- und Sozialwesen transportiertes, allgegenwärtiges und auf die „deutschblütige“ Familie bezogenes Kontrollelement nationalsozialistischer Herrschaftspolitik. So werden die damals propagandistisch und noch heute mitunter gerühmten Sozialleistungen für die „deutschen Familien“, wie etwa „die ab Oktober 1935 bezahlten einmaligen Kinderbeihilfen, die Steuerfreibeträge für Kinder ab 1934 sowie Kindergeld (seit 1936 ab dem fünften und seit 1938 ab dem dritten Kind)“ (Rosenbaum, H.; Timm, E. (2008), S. 105), von der einschlägigen Forschung zu dieser Thematik bezeichnenderweise „weniger als sozialpolitische, sondern eher als rassenideologisch-differenzierende bevölkerungspolitische Maßnahmen eingeschätzt“ (ebd., vgl. hierzu ausführlicher auch Ruhl, K.-J. (1991)).

Der Hinweis auf die rassenideologische Ausrichtung der Familienunterstützung im NS-Staat führt zu einer, vom Regime gezielt installierten, prinzipiellen Beschränkung ihrer Reichweite: Alles bisher Angeführte galt freilich nur für diejenigen, die das Regime zumindest grundsätzlich als „erbggesund“ anerkannt hatte (vgl. etwa für den Bereich der Fürsorgeerziehung Kuhlmann, C. (1989), S. 78ff.). Diejenigen, die man dort als „psychisch“, „körperlich“ oder „moralisch erbkrank“ identifiziert hatte, sollten keinen Nachwuchs zeugen. Ein etwaig bestehender familiärer Kontext spielte bei dieser Ein-

wurde (vgl. Binder, G. (1977), S. 788f.). Vergleichbares galt für die zwangsweise Unterbringung von Kindern in Pflegefamilien (vgl. Jandrisits, V. (2007), S. 141ff.).

schätzung keinerlei Rolle. Mit psychischem Druck, Freiheitsentzug und schließlich dem radikalsten Mittel (der Sterilisation) trachteten die nationalsozialistischen Sozialplaner danach, jede Fortpflanzung der Betroffenen zu unterbinden:

„In der Praxis erweist sich die Auswahl der Sterilisationsopfer... als >soziale Hygiene< (Mühlfeld/Schönweiss, 1989, S. 170) hinsichtlich solcher Personengruppen, die das Regime als Asoziale, Trinker, Hilfsschüler, Schwererziehbare oder Prostituierte einordnet und die sich aufgrund dieser Kriterien als Normabweichung der >deutschen Familie< dafür unfreiwillig hergeben, das nichtexistierende Merkmal >Artreinheit< überhaupt zu begründen“ (Dengel, S. (2005), S. 294). Repressionspotential bestand in der NS-Familienpolitik also in zweierlei Hinsicht, entweder, um eine NS-konforme Prägung der Kinder zu gewährleisten, oder, um zu verhindern, dass diejenigen, denen die NS-Führung eine Eignung hierzu per se absprach, solche überhaupt zeugten.

In diesem Sinne war denn auch die grundsätzliche Mahnung Rudolf Benzes zu verstehen:

„Alle Erziehungsarbeit in der Familie muß sich bewußt sein, daß sie ein Glied in der nationalsozialistischen Gesamterziehung des deutschen Volkes ist und den Treuhändern des deutschen Volkes – NSDAP und Staat – verantwortlich ist“ (ders. (1943), S. 15).

Die Kompetenzen sollten hierbei klar verteilt sein:

„Die Erziehungshoheit besitzt im Namen des Volkes allein die nationalsozialistische Bewegung. Als Erziehungsbeauftragte [Hervorhebung vom Autor] wirken in deren stillem oder ausdrücklichem Auftrag die nationalsozialistischen Organisationen, Gliederungen und Verbände, die Staatsbehörden und, von ihnen und der NSDAP betreut, die Familie und völkisch zuverlässige Verbände und Einzelpersonen“ (ders. (1943), zitiert nach Schreckenber, H. (2003), S. 192).

Die Familie hatte für Hitler und die nationalsozialistischen Erziehungsingenieure demnach vor allem eines: eine Funktion (vgl. hierzu auch die Ausführungen zur strukturfunktionalistischen Sozialisationstheorie in dieser Arbeit). Sie wurde von der Regimeführung mit einem „totalen Zweckcharakter“ (Dengel, S. (2005), S. 281, vgl. auch Mühlfeld, C. (1992), S. 151ff.) versehen. Selbstzweck im Sinne einer grundsätzlich von Politik unbehelligten Schutzzone sollte sie, dem NS-Politikverständnis entsprechend, keinesfalls sein. Bezeichnenderweise fehlte der Begriff „Familie“ schon im ansonsten sehr ausführlichen Sachverzeichnis zu Hitlers *Mein Kampf* gänzlich (vgl. ders. (1933), S. VIIff.).

Die Funktion der Familie im NS-Staat lässt sich folgendermaßen definieren: Erhaltung und Ausbau der nationalsozialistischen Herrschaft sowie ihrer Voraussetzungen. Dies bedeutete zum einen eine Erziehungsleistung im oben beschriebenen Sinne und zum

anderen die zahlreiche Produktion „reinrassiger arischer“ Nachkommen⁴⁸⁶ (vgl. Keim, W. (1997), S. 31ff.).

Diese Wertbemessung der „arischen“ Familie im NS-System nach ihrer Nützlichkeit für dessen Erhalt und Machterweiterung nach innen und außen kommt in einem Artikel des *Armeenachrichtenblattes* der 7. Armee vom 24.11.1944 besonders deutlich zum Ausdruck. Hier wird bemängelt, dass zwischen 1915 und 1925 eine halbe Million Jungen pro Jahr weniger geboren worden seien als vor dem Ersten Weltkrieg, worauf die Feststellung folgt: „Das gäbe heute um fünf Millionen Soldaten und Rüstungsarbeiter mehr. Damit wäre dieser Krieg schon längst gewonnen...“ (zitiert nach Echterkamp, J. (2004), S. 40).

Zur Legitimierung wurde auch diese Funktionalisierung der Familie mit der axiomatischen Begründung einer angeblichen Naturentsprechung versehen (vgl. These 1). Für Friedrich Alfred Beck war die Familie dementsprechend jene „Grundform aller wuchshaften Gemeinschaft“, „die die naturhafte und geistige Fortpflanzung des rassisches einheitlichen Menschentums sichert“ (ders. (1936), S. 63f.). Nur in diesem Sinne verstanden sie die Nationalsozialisten als „entscheidende Erziehungsform“ (ebd., S. 63). Hochachtung erfährt die Familie lediglich in Abhängigkeit ihrer rassisches Leistungsstärke:

„Rassisches gesundes Familienleben sichert völkisch gesundes Staatsleben, echte Familiengemeinschaft sichert urpolitische Formung des heranwachsenden Menschentums ohne Familienleben keinen widerstandsfähigen organischen Staat und keine soldatisch-politischen Menschen“ (ebd., S. 283).

Die Eltern sollten Instrument des nationalsozialistischen Staates sein und ihre Nachkommen in dessen Sinne prägen, wobei sie von den zuständigen Instanzen wiederum bevormundet und kontrolliert wurden. Entsprechend stellte ein „völkisch“ orientierter Publizist bereits 1933 zur Familie fest:

„Während sie das Fortpflanzungsorgan des deutschen Volkes ist, ist ihr in der Erziehung nur eine Mitwirkung mit anderen Organen zugewiesen“ (Storck, G.F., zitiert nach Mühlfeld, C. (1992), S. 187).

Nur in diesem äußerst eingeschränkten Rahmen „zugewiesener“ Aufgaben wurde den Eltern ein Stück pädagogische Selbstbestimmung gewährt. Die, von der Propaganda immerfort feierlich verkündeten, Glorifizierungen der „deutschen Familie“ waren hingegen größtenteils „Lippenbekenntnisse“ (Burleigh, M. (2000), S. 275). Im System des

⁴⁸⁶ In diesem Sinne plädiert Krieck dafür, der Familie lediglich einige biologische Grundfunktionen im Erziehungssystem zu überlassen, wie etwa die „völkische Fortpflanzung“ oder die „Aufzucht des Nachwuchses“ (ders. (1935), S. 13).

NS-Staates genoss die Institution der Familie, für sich genommen, de facto keine besondere Wertschätzung (vgl. ebd., S. 275ff.).

Der Versuch, eine „totalitäre Reglementierung der Gesellschaft“ (ebd., S. 275) zu etablieren, führte vielmehr zu gravierenden Problemen innerhalb der Familien. Hierbei ging es vor allem um vier Aspekte:

1. Die fortschreitende Zerstörung familiärer Bindungen durch die ständige Beanspruchung der Familienmitglieder (vgl. Kater, M. (1985), S. 83f. sowie Burleigh, M. (2000), S. 275f.) und die damit verbundene, vom Regime durchaus intendierte Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, die es vereinfachen sollte, Letztere zu beeinflussen. Diese Entwicklung lässt sich mit einem zeitgenössischen Witz gut veranschaulichen. Als Antwort auf die Frage, wie oft die ganze Familie zusammenkommen würde, gab man die bezeichnende Antwort: „Einmal im Jahr kommen der Vater mit der SA, die Mutter mit der NS-Frauenschaft, die Tochter mit dem BDM und der Sohn mit der Hitler-Jugend zum Reichsparteitag nach Nürnberg“ (zitiert, nach Burleigh, M. (2000), S. 275, vgl. hierzu auch Mommsen, H. (1999), S. 176). Hierzu gehört jedoch nicht nur die tatsächliche, etwa durch unterschiedliche Organisationszugehörigkeiten verursachte Unterminierung familiärer Bindungen im NS-System. Auch die nationalsozialistischen Geschlechterrollenideale waren in ihren Konsequenzen zutiefst „familienfeindlich“ (Dieter Thomä). Thomä argumentiert diesbezüglich:

„Der Faschismus hat am härtesten durchexerziert, dass der Mann nicht mehr Mann ist, wenn er sich auf das Heim, die Nestwärme, das Fürsorgliche einlässt. Noch das heutige Argument vom Weichei, der seine Kinder windelt, führt schnell in die Nähe des Männerbundes, der eine konsequente Verabschiedung des Mannes von der Familie ist“ (zitiert nach einem Interview in *Die Zeit*, Literaturbeilage vom Oktober 2008, S. 43, vgl. ausführlicher, wenngleich mitunter etwas plakativ und stellenweise nicht hinreichend zwischen Propaganda und tatsächlicher NS-Politik differenzierend, ders. (2008), S. 204ff.).

Auch aus Sicht der Frau sollte der Mann im Nationalsozialismus als Gefahr für die Ordnung des Familienlebens erkannt werden, falls er sich etwa zu aktiv in die Kindererziehung einmischte. In damals weit verbreiteten Erziehungsratgebern wurde den Frauen deshalb, vor allem für die Phase der frühen Kindheit, dringend empfohlen, die Väter aus diesem Bereich auszuschließen (vgl. die Analyse der Haarer-Ratgeber bei Brockhaus, G. (2009), S. 30f.).

2. Die teils radikale Unterminierung traditioneller Hierarchien (vgl. Exilberichte der SPD (Sopade), Bd. 1, S. 565, Bd. 3, S. 769 sowie Bd. 4, S. 852) und Wertemaßstäbe in den Familien durch bewusste bzw. bereitwillig in Kauf genommene Anstiftung der Jugendlichen, ihre Eltern und deren Normen in Frage zu stellen, sie zu

provozieren und, wenn nötig, sogar zu denunzieren (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 278, Kater, M. (2005), S. 37ff.). Obgleich das NS-Regime ein traditionelles Verhältnis zwischen den Ehepartnern propagierte und in seiner Propaganda ein bürgerlich-konservatives Familienbild befürwortete, bedeutete seine faktische Familienpolitik einen tiefen Bruch mit der herkömmlichen, autoritär-patriarchalischen Familienstruktur. Denn die Interpretation der Familie als grundlegende „Erziehungsgemeinschaft“ implizierte keine „Identifikation von Vater und Mutter“ (Gestrich, A. (1999), S. 8). „Väterliche Autorität und die Perpetuierung patriarchalischer Strukturen werden zwar als systemfunktional betrachtet, aber nur bis zu der Grenze, wo starke Väter als Konkurrenten der staatlichen und parteiorganisierten Erziehungsagenturen wirksam werden könnten“ (Dengel, S. (2005), S. 282).

3. Die berechnete Sorge der Eltern, ihre Kinder würden aufgrund der Umstrukturierungen im Erziehungswesen intellektuell verarmen (vgl. Kater, M. (1985), S. 90 sowie ders. (2005), S. 46ff.).
4. Die, wie sich immer wieder zeigte, ebenfalls berechnete Sorge der Eltern, ihre Kinder würden, bedingt durch die unzureichenden Führungsqualitäten der örtlichen „HJ-Funktionäre“ und den dort herrschenden Umgangsformen, nach Sitte (vgl. Kater, M. (1985), S. 83 sowie ders. (2005), S. 95ff.) und Anstand (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 279f.) verdorben sowie durch die dort stattfindenden körperlichen Aktivitäten (vgl. ebd., S. 277ff.) und die oft mangelhafte Versorgung (vgl. Kater, M. (2005), S. 43ff.) physisch überfordert (vgl. Maser, W. (1985), S. 126, Boberach, H. (1990), S. 67 sowie Jahnke, K.H. (2003), S. 65f., 121). Einige Eltern befürchteten überdies auch, „dass ihre Kinder einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Pädophilen und Perversen unter den HJ-Führern ausgesetzt“ (Burleigh, M. (2000), S. 278) sein könnten.

Das mangelnde Interesse des Regimes für das Familienleben abseits der ihr zugeordneten Funktionen zeigte sich auch in ihrer nicht vorhandenen organisatorischen Betreuung im Kontext eines Staatssystems, welches ansonsten unzählige Institutionen und Ämter mit den verschiedensten Zuständigkeiten schuf:

„Das Fehlen einer Instanz, die sich erklärtermaßen mit der Familie als solcher beschäftigte, stand in einem ausgeprägten Gegensatz zu einer Vielzahl von Behörden, die sich mit Müttern oder Jugendlichen, Bevölkerungs- und Rassenpolitik befassten, was die Vermutung nahe legt, dass der vordergründige Konservatismus der NS-Familienpolitik den rassistischen Zielsetzungen untergeordnet war“ (Burleigh, M. (2000), S. 276).

Unabhängige Einflüsse auf die „deutsche Familie“ sollte es keinesfalls geben. Dem entsprechend wurde, unter Berufung auf eine neue Verordnung zur Krankenversicherung vom 1. März 1933, gleich nach der Machtübernahme, „die Schließung staatlich finanzierter Ehe- und Sexualberatungsstellen überall in Deutschland“ (Evans, R.J. (2005), S. 494) von der NS-Bürokratie forciert und von der „SA“ erzwungen.

Die, nach Auffassung des NS-Regimes, relevanten Funktionen der Familie wurden hingegen im „Hilfswerk Mutter und Kind“ der „NSV“ aufgegriffen, in dem – nach „erb-biologischen“ Aspekten ausgewählte – Frauen und deren Kinder betreut wurden, wobei sie einerseits eine Gesundheitsförderung erhielten und zum Teil in Erholungsheimen verschickt wurden und andererseits durch entsprechend ausgebildetes Personal und das entsprechend gestaltete Gemeinschaftsleben im nationalsozialistischen Sinne „erzogen“ (vgl. These 1 zur Konzeption der „Volksgemeinschaft“) werden sollten (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 269f.).

Neben diesen Einschätzungen gilt es, zur Verifikation des Verhältnisses von Staat bzw. Partei und Familie während der NS-Zeit zwei weitere, bereits zuvor angedeutete, Aspekte hinzuzuziehen, die mit den tatsächlichen Ergebnissen der geschilderten zeitgenössischen Familienpolitik des Regimes zu tun haben:

1. Die nationalsozialistische Führung hatte keineswegs Vertrauen in die erzieherischen Einflüsse der Eltern. Vielmehr begegnete sie diesen mit stetigem Misstrauen, fürchtete man doch, die kommenden Soldaten und Parteiführer könnten durch Einflüsse und Bindungen in ihren Familien vom linientreuen Weg abgebracht werden. Um dies zu verhindern, versuchte man u.a., die Heranwachsenden von ihren Eltern zu entfremden, sie zur Denunziation jeder falschen Äußerung der Eltern zu verleiten⁴⁸⁷ sowie den erzieherischen Einfluss der Eltern auf ihre Kinder zurückzudrängen. Gegen Kriegsende versuchten Vertreter des NS-Regimes zudem bei „HJ“-Veranstaltungen, gezielt und ohne Wissen der Eltern die dort anwesenden Jugendlichen für die „SS“ oder die „Wehrmacht“ zu rekrutieren (vgl. Campbell Bartoletti, S. (2007), S. 176f.).
2. Diese Bemühungen des NS-Staates waren, was die innerfamiliären Bindungen betrifft, nur bedingt von Erfolg gekrönt. Zwar waren während der gesamten NS-Zeit die Angst der Eltern vor staatlicher Repression sowie eine gelungene Indoktrination der Kinder durch „HJ“ und andere Erziehungsinstitutionen gewichtige, die Familieninteraktion in vielen Fällen erschwerende Faktoren. „Dennoch waren der

⁴⁸⁷ Dies galt freilich nicht nur für die eigenen Eltern, so berichtet der damals heranwachsende Peter Brückner, wie er von seinem Scharführer aufgefordert wurde, die Predigten des Pfarrers weiterzuleiten (vgl. ders. (1980), S. 15).

Unterminierung des Familienlebens durch die HJ-Einflüsse Riegel vorgeschoben, die nicht zuletzt in dem starken Zusammenhalt der Familienmitglieder untereinander verankert waren – familiäre Bindungen, die sich schließlich als eng genug erwiesen, um das gesamte Dritte Reich ohne wesentliche Strukturerschütterungen zu überdauern“ (Kater, M. (1985), S. 82, vgl. auch ebd., S. 83 sowie Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989), S. 138, 146). Darüber, wie sich etwa die Rechtsvorschriften des NS-Staates auf die familiäre Alltags- und Lebenswelt ausgewirkt hat, liegen bisher kaum Forschungserkenntnisse vor (vgl. Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989), S. 45). Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass die ideologischen und politischen Vorgaben nicht, wie mitunter angenommen, auf Ebene der Familienerziehung zu einer exorbitanten Steigerung autoritärer Erziehungspraxen geführt haben. Bereits vor Jahrzehnten haben Studien zur Entwicklung der familiären Erziehungsstile andere Verläufe ergeben:

„Seit der Weimarer Zeit lässt sich ein langsamer, aber kontinuierlicher Rückgang autoritärer und ein Zuwachs an autonomieförderlichen Erziehungsmustern in der Familie dokumentieren; der Übergang zum Nationalsozialismus war [in den entsprechenden Verlaufskurven] ebenso wenig erkennbar wie der Systemunterschied in Ost und West“ (Gebhardt, M. (2009b), S. 137).

Die vorangegangenen Ausführungen führen zu dem Schluss, dass die Familie im nationalsozialistischen Erziehungssystem nur dann die Position einer eigenständigen Erziehungsinstitution haben sollte, wenn sie ohne Abweichung den pädagogischen und „rassischen“ Erwartungen des Regimes nachkommen würde (vgl. Castell Rüdenhausen, A.G. z. (1989), S. 71f.). „Trotz der von ihnen gebrauchten Familienrhetorik, die von Begriffen wie Gehorsam und Pflicht strotzte und sich vordergründig konservativ anhörte, waren die Ziele der Nationalsozialisten kollektivistisch und biologisch. Die Familie wurde als >Kernzelle< der biologischen Totalität angesehen“ (Burleigh, M. (2000), S. 274). Diese rassistisch-ideologische Prädisposition der NS-Familienpolitik zeigte sich auch in den diesbezüglich ausgrenzenden Bestimmungen. So konnten „arische“ Pflegekinder Familien weggenommen werden, sobald ein Elternteil jüdisch war (vgl. Kaplan, M: (2003), S. 129). Ein „arisches“ Pflegekind, so die auch von Gerichten vertretene Argumentation, könne nicht in einer Umgebung aufwachsen, „>... der es rassistisch nicht zugehört<“ (zitiert nach ebd.). Bei Streitigkeiten entschied immer häufiger die „rassistische Wertigkeit“ über die Erteilung des Sorgerechtes. In einigen Fällen zwangen die NS-Behörden Eltern, sich von ihren Kindern zu trennen, etwa wenn sie der „arischen“ Mutter, die einen jüdischen Mann geheiratet hatte, die Erzie-

hungsberechtigung für ein „arisches“ Kind entzogen. „Arische“ Jugendliche wurden zudem aufgefordert, sich von ihren, zumeist konvertierten, jüdischen Eltern zu trennen. Die Familie sollte die „reinrassige Volksgemeinschaft“ im Kleinen abbilden und wie diese eine Leistungsgemeinschaft darstellen (vgl. These 1), die sich ganz in den Dienst der „völkischen“ Ziele stellte (vgl. Czarnowski, G. (1991), S. 215). Schon vor der Eheschließung sollte klargestellt werden, ob die daraus resultierende Familiengemeinschaft in der Lage wäre, ihre Funktion innerhalb der „Volksgemeinschaft“ wahrzunehmen. Dementsprechend hieß es bereits in den „Richtlinien für die ärztlichen Untersucher der Ehestandsdarlehensbewerber“ vom 14.1.1939:

„>Die Gründung einer Familie erfordert gesundheitlich vollwertige Menschen, die ihre künftige Familie wirtschaftlich zu erhalten und ihre Kinder zu vollwertigen Volksgenossen zu erziehen in der Lage sein müssen. Männer, die infolge eines vorhandenen oder drohenden körperlichen oder geistigen Leidens in ihrer Arbeitsfähigkeit so beeinträchtigt sind, daß zu erwarten steht, daß ihre Familie früher oder später in mehr oder weniger großem Umfang fremde Mittel in Anspruch wird nehmen müssen, sind keine geeigneten Bewerber um Ehestandsdarlehen. Bei Frauen, die aus gesundheitlichen Gründen den Aufgaben einer deutschen Mutter nicht gerecht werden, kann der Antrag auf Ehestandsdarlehen vom ärztlichen Standpunkt aus nicht befürwortet werden. Bei beiden Antragstellern ist zu beachten, daß neben den Ansprüchen, die Beruf und Haushalt an ihre gesundheitliche Leistungsfähigkeit stellen, für die Erziehung der Kinder körperliche und geistige Gesundheit und charakterliche Eignung unentbehrlich sind.<“ (zitiert nach ebd.).

Berücksichtigt man, dass es sich hierbei nicht um die besondere Zuspitzung einer, ansonsten gemäßigter formulierten, Funktionsbeschreibung der „deutschen Familie“ durch das NS-Regime handelte, sondern dass dies lediglich die Anfänge einer wesentlich weiter gefassten Kontrolle von biologischer und mentaler „Funktionstüchtigkeit“ (ebd.) sein sollten, welche letztlich im großen Ziel „der obligatorischen Eheberatung und der Vorlage eines *Ehetauglichkeitszeugnisses* als Voraussetzung für die Heirat eines jeden Brautpaares“ (ebd., S. 175) gipfeln würden, so wird deutlich, wie weitgehend die Instrumentalisierung der kleinen Gemeinschaft als Element der großen „Volksgemeinschaft“ angedacht war. Bewertungsgrundlage jeder Ehe zwischen „Volksgenossen“ und jeder „deutschen Familie“ wäre ihre Leistungsfähigkeit, „>einer sachgemäßen... Erziehung der Nachkommenschaft angemessen nachzukommen<... verbunden mit der Frage nach dem >Erbwert der Kinder<, wobei beides kaum zu trennen... war“ (ebd., S. 211).

Um diese Intention als Teil der Struktur institutioneller Erziehung während der NS-Zeit zu berücksichtigen, wird in dieser Arbeit die besondere Form der, zwischen 1933 und 1945, öffentlich propagierten Säuglingspflege einbezogen. In dieser spiegelt sich die nationalsozialistische Erwartungshaltung an den Umgang der Mütter mit ihren Klein-

kindern wider und vermittelt so einen Einblick, wie sich die NS-Führung eine, ihren Interessen entsprechende, Familienerziehung vorstellte. Da sich diese Erwartungshaltung aber – wie gesagt – nur bedingt durchsetzen ließ und man versuchte, das Elternhaus als Erziehungsmacht zurückzudrängen, was ebenfalls nur eingeschränkt funktionierte, trifft insgesamt eine Argumentation Schörkens zu:

„Das heißt nicht, daß die Erziehungseinflüsse des Elternhauses gering gewesen wären. Sie waren vielmehr oftmals von weit größerem Einfluß auf die Kinder als die Instanzen der organisierten Erziehung. Doch läßt sich das immer nur an Einzelaussagen ablesen, generelle Urteile sind kaum möglich“ (Schörken, R. (2001), S. 205).⁴⁸⁸

Etwas differenzierter beschreibt Yvonne Schütze die Desiderate und methodischen Schwierigkeiten dieses Forschungsthemas:

„Die Familie im Nationalsozialismus wird in der Literatur primär als Objekt der Bevölkerungs- und Rassenpolitik abgehandelt. Dagegen wird den familialen Beziehungsmustern wenig Aufmerksamkeit geschenkt und wenn, versucht man sie an den demographischen Daten abzulesen. So heißt es z.B. bei ADELHEIT, GRÄFIN ZU CASTELL-RÜDENHAUSEN: ‚Mit dem Wandel des demographischen und sozio-ökonomischen Familienzyklus waren auch Veränderungen der familiären Beziehungsstrukturen verbunden, z.B. der Abbau autoritärer Verhaltensweisen oder die Stärkung emotionaler Bindungen.‘ (CASTELL-RÜDENHAUSEN 1989, S. 76) Demgegenüber bemerkt SIEDER (1987) – wie ich meine zu Recht –, daß es ‚Struktur-Fetischismus‘ ist, wenn man behauptet, Veränderungen des Familienlebens an den Veränderungen der Haushaltszusammensetzung erkennen zu können. Die Familienstrukturen in faschistischen Gesellschaften unterscheiden sich nämlich nicht notwendigerweise von denen anderer Gesellschaften“ (dies. (2000), S. 23).

Bis auf wenige Ausnahmen gilt noch immer, dass die Familiensozialisation in der NS-Zeit und ihre Nachwirkungen einen blinden Fleck im Gesamtbild der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts darstellen (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 247). Dennoch lässt sich Folgendes über die Entwicklung der Familienstrukturen während der NS-Zeit mit einiger Berechtigung annehmen:

⁴⁸⁸ Schon vor über 20 Jahren stellte Ulrich Herbert fest, dass während der NS-Zeit die Rolle, die das Elternhaus „im Ensemble der Erziehungsmächte“ spielte, gleichermaßen relevant in Bezug auf die individuellen Effekte nationalsozialistischer Erziehungsversuche, komplex in ihren Erscheinungsformen sowie „bislang empirisch wohl kaum erforscht“ sei (vgl. ders. et al. (1982), S. 36f.). An dieser Einschätzung hat sich seither nur in Ansätzen etwas verändert. Von pädagogischer Seite wies Wolfgang Klafki, ebenfalls vor beinahe zwanzig Jahren, als Ergebnis seiner komparativen und nach bestimmten Merkmalen kategorisierenden Analyse von rund 50 autobiographischen Quellen bezüglich einer Sozialisation während der NS-Zeit darauf hin, dass die Familie hierbei in der überwiegenden Mehrzahl der Autobiographien „als entscheidender Faktor für die politisch-moralische Grundorientierung im NS-aufwachsender Menschen..., mindestens bis zur Pubertät, (erscheint)“ (ders. (1991), S. 165). Allerdings hat auch Klafki seinen damaligen als explorativ zu bezeichnenden Systematisierungsansatz zur NS-Sozialisation und durch diese angeregte spezifische Identitätsbildungsprozesse bisher kaum vertiefend weitergeführt (dies tut in Ansätzen, allerdings vornehmlich auf eine erziehungswissenschaftliche Biographieforschung abhebend Cloer, E. (2006), vgl. insbesondere ebd., S. 197). Abschließend sei angemerkt, dass bisher auch für die bildungshistorische Erforschung der DDR gilt, dass sich diese weniger für die dort abgelaufene Familien- als vielmehr für die öffentliche Erziehung interessierte (vgl. Kallert, H. (2006) sowie Gebhardt, M. (2009b), S. 249).

„Auch wenn es also keine nennenswerten Untersuchungen zum Binnenraum der Familie während der NS-Zeit gibt, so kann man gleichwohl vermuten, daß die Familie, da sie als kleinste bio-soziale Einheit nur eine Nebenrolle in der ‚Volksgemeinschaft‘ spielte, sich in gewissen Grenzen... [eine] ‚Selbststeuerungsfähigkeit‘... erhalten konnte. Für diese Annahme sprechen auch zahlreiche autobiographische Texte, in denen vielfältige Beziehungsmuster auch mit der politischen Situation berichtet werden“ (Schütze, Y. (2000), S. 23).

Die obigen Ausführungen verweisen auf einen weiteren wichtigen Aspekt, die subjektive Wahrnehmung der nationalsozialistischen Familienpolitik durch die betroffenen Zeitgenossen. Eine Analyse der Intentionen und praktischen Agitationen des NS-Regimes stellt noch keine vollständige Untersuchung der damals gegebenen Voraussetzungen familiären Lebens dar. Berücksichtigt werden müssten auch die Adressaten dieser Politik, die sich mit dieser arrangieren wollten oder mussten, um ihr Alltagsleben zu gestalten. Gerade hier ließ die NS-Familienpolitik, wenn man nicht gerade mit deren repressiven Ausläufern in Konflikt geriet, jedoch einigen Spielraum für die Projektion subjektiver und traditioneller Bedürfnisse. Die Vorstellung der Familie als Kernzelle des Privaten bedeutete für die nationalsozialistische Führung eine Bedrohung ihrer Kontrollansprüche, offen ausgesprochen wurde dies freilich selten. Aus Sorge um die Loyalität der Bevölkerung war man bemüht, den anpassungsbereiten „Volksgenossen“ diesbezüglich mit einer weitreichenden „>Toleranzstrategie<“ (Bericht der SOPADE, zitiert nach Peukert, D. (1982), S. 231) zu begegnen. Tunlichst sollte der Eindruck erhalten bleiben, der „Rückzug aus der öffentlichen Sphäre ins Private“ (ebd., S. 90) sei möglicher und von der politischen Führung nicht in Frage gestellter Teil des gesellschaftlichen Alltags im NS-Herrschaftssystem. Die Wahrnehmung, man könne sich nach eigenem Gusto in eine „entpolitierte Alltagskultur“ (ebd., S. 230) zurückziehen, in welcher man von den Ansprüchen der politischen Administration unbehelligt sei, war wichtige Voraussetzung für die Inklusionsbereitschaft der „Volksgemeinschaft“ und wurde entsprechend von der NS-Propaganda gefördert. Hinzu kommt die Tatsache, dass das Alltagsleben der Durchschnittsbevölkerung, so sie denn nicht gegen die Auflagen des NS-Staates verstieß oder von diesem als „unzuverlässig“ klassifiziert wurde, zumindest während der frühen Jahre der NS-Zeit von Normalität geprägt war:

„Lange Zeit hat die Forschung die Wahrheit abgewehrt, daß >die meisten Deutschen zu keinem Zeitpunkt die ständige Furcht vor dem Klopfen an der Tür in den frühen Morgenstunden< kannten und >bis zum Ausbruch des Krieges... immer noch den Eindruck hatten, daß innerhalb ihrer vier Wände das Leben im wesentlichen unverändert blieb<“ (Schäfer, H.D. (1983), S. 146).

Mittlerweile wird die Einschätzung gesellschaftlicher Normalität während der Vorkriegsjahre als Befund für die nicht verfolgten Bevölkerungsanteile von den meisten

Historikern geteilt. Gegenüber der oben beschriebenen Intention des Regimes, die deutsche Familie für ihre ideologischen Ziele zu funktionalisieren, war es demnach möglich, den familiären Alltag während der NS-Zeit als ungestörte Fortführung bürgerlich-konservativer Traditionen sowie die propagandistische Verklärung der Familie als tatsächliche Wertschätzung zu interpretieren und sich dabei noch subjektiv der vermeintlichen sozialpolitischen und propagandistisch verkündeten Wertschätzung der „deutschen Familie“ zu erfreuen.

Angesichts dieser Alltagsrealität der NS-Zeit werden Konflikte verständlich, welche mitunter zwischen einer historischen Deutung der nationalsozialistischen Familienpolitik, wie sie hier dargestellt wurde, und den Erinnerungen von Zeitzeugen auftreten. Problematisch wird dies dort, wo sich im gegenwärtigen, medial exorbitant verstärkten, familienpolitischen Diskurs hier und da Deutungsmuster über eine angebliche nationalsozialistische Familien- und Sozialpolitik finden, wie sie die NS-Propaganda bewusst gestreut hat, die jedoch – von den zahlreichen inhaltlichen Irrtümern einmal ganz abgesehen – den oben dargestellten rassistischen und machtpolitischen Kontext dieser Maßnahmen nicht erfassen. Die große Verbreitung und nachhaltige Beharrungskraft derartiger Deutungsmuster in der deutschen Gesellschaft wurde erst kürzlich unübersehbar deutlich, als die ehemalige Nachrichtensprecherin Eva Herman ihre persönlichen konservativen Ansichten zu Familie, Kinderbetreuung und Geschlechterrollen mit einem positiv gemeinten Verweis auf die entsprechenden Verhältnisse während der NS-Zeit versah. Die hierdurch ausgelöste Debatte fand ein großes Medien-echo, braucht hier aber nicht wiedergegeben zu werden (sie findet sich analytisch aufgearbeitet bei Wippermann, W. (2008), S. 37ff., eine wortgetreue Abschrift der Aussagen Hermans findet sich ebd., S. 111). Im hier diskutierten Kontext sind die Reaktionen von größerem Interesse, welche die mediale Debatte in der Bevölkerung ausgelöst hat (Hermans Aussagen wurden mehrfach im Fernsehen gezeigt, als Texttafel wiedergegeben und schließlich in einer ZDF-Sendung mit hoher Einschaltquote von ihr sinngemäß wiederholt und verteidigt). Vom wahrnehmbaren öffentlichen Interesse an Eva Herman angespornt, die zur Identifikationsfigur ihrer Aussagen hochstilisiert wurde, veröffentlichte das Magazin *Stern* bereits kurz nach besagter ZDF-Sendung einen Artikel, der Herman scharf kritisierte (vgl. *Stern*, Ausgabe vom 18.10.2007, S. 35ff.). In diesem Artikel wurde auch eine Forsa-Umfrage wiedergegeben, in welcher die Frage gestellt worden war, ob der Nationalsozialismus „auch seine guten Seiten“ (ebd., S. 36) gehabt habe. Ausdrücklich wurde diesbezüglich die damalige „Förderung der Familie“ (ebd.) als Option für einen positiven Befund vorgegeben. Auf diese Frage antworteten beachtliche 25 Prozent der Befragten mit Ja, 70 Prozent

verneinten (vgl. ebd.). Hielt sich die Zustimmung bei den Jüngeren noch bei durchschnittlich ungefähr 20 Prozent (18- bis 29-Jährige 22% sowie 30- bis 44-Jährige 20%), so stieg sie bei denen, die 60 Jahre und älter waren schon auf 37 Prozent. Lediglich in der Gruppe der 45- bis 59-Jährigen sank der Zustimmungswert mit 15 deutlich unter die 20-Prozent-Marke. Ob dies der Tatsache zuzuschreiben ist, dass in dieser Gruppe diejenigen zu finden sind, „die von der 68er-Bewegung am intensivsten beeinflusst waren oder selbst noch zu den 68ern zu zählen sind“ (Wippermann, W. (2008), S. 45), sei hier dahingestellt. Ohne dass bisher genauere Untersuchungen vorliegen, lässt sich annehmen, dass „zu den angeblichen >guten Seiten< des Dritten Reiches... nicht nur die Autobahn, sondern auch seine rassistische Frauen- und Familienpolitik gezählt (wird)“ (ebd., S. 80). Wolfgang Wippermann, der eine Vielzahl öffentlicher Quellen (Internetforen, Leserbriefe an große Tages- und Wochenzeitungen etc.) herangezogen hat, fand bei seiner Aufarbeitung des, von den Äußerungen Hermans angestoßenen, Diskurses zu diesem Thema unzählige Beispiele für die anhaltende Verwendung nationalsozialistischer und positiv verklärender Deutungsmuster in der gegenwärtigen öffentlichen Auseinandersetzung zur NS-Zeit sowie der Frauen- und Familienpolitik des NS-Regimes (vgl. exemplarisch ders. (2008), S. 79f. sowie unkommentiert S. 112f.). Die Verteidigung der Epoche zwischen 1933 und 1945 wird ganz eindeutig mit den damals bereitgestellten Propagandaargumenten unternommen. Dies beginnt bei der Universalfloskel, damals hätten „>Anstand, Zucht, Ehre und Ordnung< geherrscht“ (ebd., S. 80), und endet mit der Vorbringung explizit nationalsozialistisch geprägter antisemitischer Verschwörungsanschuldigungen (vgl. ebd., S. 83ff. sowie exemplarisch und unkommentiert S. 115ff.). Immer wieder finden sich auch positive Hervorhebungen der familien- und frauenpolitischen Maßnahmen der Nationalsozialisten (vgl. ebd., S. 19ff., 75ff. sowie exemplarisch und unkommentiert S. 113), ohne dass dabei einerseits der oben erwähnte NS-Kontext sowie andererseits dessen Wegfall nach 1945 und seine Ersetzung durch einen „anderen... konservativ-katholischen und eben nicht mehr rassistischen Kontext“ (ebd., S. 76) berücksichtigt würde. Diese Deutungsmuster sind in hohem Maße emotional besetzt⁴⁸⁹ und haben offensichtlich noch immer eine solch große Verbreitung in der deutschen Gesellschaft, dass Wippermann mit einiger Berechtigung darauf verweisen kann, dass es

⁴⁸⁹ Wippermann, der Eva Herman in besagter ZDF-Sendung relativ zurückhaltend und inhaltlich zutreffend kritisiert hatte, erhielt daraufhin per Post sowie E-Mail zu Hause und an der Universität Berlin, an der er lehrt, Beschimpfungen solchen Ausmaßes, dass die Verwaltung der Freien Universität Berlin seine E-Mail-Adresse sperrte und ihm Rechtsschutz anbot (vgl. ders. (2008), S. 7). Beschimpft wurde er u.a. als „Mann ohne >Anstand< und >Wertgefühl<,... >Vergangenheitsbewältiger< und >Volkspädagoge< mit einem >68er-Syndrom<,... >linke Ratte< und >Stalins Mann in Berlin<,... >Judenknecht< und >Volksschädling<“ (zitiert nach ebd.).

sich hierbei nicht nur um „einige Historiker, Journalisten und sonstige Meinungsmacher“ (ebd., S. 8) sowie auch, aber eben nicht allein, um bekanntermaßen rechte Kreise (vgl. ebd., S. 42ff.) handelte, „sondern um Massen, die vermeintlich die >Mehrheit des Volkes< vertraten“ (ebd., S. 8). Nicht von der Hand zu weisen ist auch Wippermanns Fazit, aufgrund dieser Eigenschaften könne bei dieser öffentlichen Debatte „von einem >Historikerstreit der schweigenden Mehrheit< gesprochen werden“ (ebd.). Wenngleich das Auffinden solcher NS-Deutungsmuster natürlich nicht mit der Erkenntnis gleichgesetzt werden darf, diese seien während der NS-Zeit sozialisiert und bis heute ungebrochen im Bewusstsein der Betroffenen haften geblieben – dem widerspräche schon das Alter einiger Befragter der zitierten Forsa-Umfrage –, so machen sie doch zumindest ihre anhaltende Virulenz in der Gesellschaft deutlich. Dass besonders ältere Menschen sich einer positiven Bewertung der nationalsozialistischen Familienpolitik anschließen, belegt zwar nicht zwangsläufig, dass sie diese Haltung seit damals unverändert aufrechterhalten haben (viele von ihnen waren damals, sofern bereits geboren, kleine und kleinste Kinder, die sich wohl eher selten mit den politischen Konditionen ihres Familienlebens befasst haben dürften), sie zeigt aber, dass dieser Bereich als geeignet angesehen wird, um dem biographischen Bedürfnis zu entsprechen, eine Epoche zu verteidigen, in welcher man eine subjektiv bedeutsame Zeit des eigenen Lebens verbracht hat. Das damalige Familienleben wird so zum vermeintlichen Rückzugsgebiet vor den Zumutungen der NS-Verbrechen und ihrer Aufarbeitung nach 1945. Diese bedürfnisorientierte Wahrnehmung teilt die NS-Familienpolitik mit anderen Bereichen der NS-Herrschaft wie der Jugendorganisation „HJ“ oder „Wehrmacht“. Mit deren realer historischer Gestalt haben diese Einschätzungen wenig zu tun. Wie bereits ausgeführt, ist dies aber auch nicht der Sinn individuell und kollektiv angewandter Deutungsmuster.

Im Rahmen des, oben zitierten, Resümees von Schütze sind schließlich zwei Aspekte von grundsätzlicher Bedeutung für eine adäquate Beurteilung der Familie im NS-Kontext, die auch für verschiedene andere Bereiche einer Sozialisation während der NS-Zeit gelten:

1. Der nationalsozialistische Staat und seine umfassenden Erziehungsversuche haben zu keinem Zeitpunkt die familiären Interaktionen vollständig erfassen und prädisponieren können.
2. Dennoch haben die weitreichenden Einflussnahmen des NS-Systems die deutschen Familien in unterschiedlichster Weise sowie in vielen Fällen weit über 1945 hinaus wirksam geprägt.

Als Fazit lässt sich also festhalten:

„Einen spezifischen Typus einer nationalsozialistischen Familie hat es vermutlich nicht gegeben, vielmehr wurden Traditionen auch über das Kriegsende hinaus fortgesetzt, die sich mit Stichworten wie Ordnung, Disziplin, Sauberkeit und Gehorsam kennzeichnen lassen. Gleichwohl hat der Nationalsozialismus seine Spuren in den innerfamilialen Generationsbeziehungen hinterlassen. Da nach dem Kriege die Eltern auf die Frage der Kinder nach der NS-Zeit gar nicht oder nur ausweichend antworteten, entwickelte sich häufig ein Klima wechselseitigen Mißtrauens, in dem die einen die Vergangenheit beschönigten oder verleugneten und die anderen ihre Verdächtigungen und Anklagen überlaut artikulierten oder unterdrückten und verdrängten“ (Schütze, Y. (2000), S. 24).⁴⁹⁰

Aus sozialisationstheoretischer Perspektive bedeutsam ist, dass die NS-Familienpolitik, anders als es ihre propagandistischen Verlautbarungen zu „Blut und Boden“ erwarten ließen, tatsächlich nicht die Rückkehr zur Sippongemeinschaft, sondern die Durchsetzung der Kleinfamilie als moderne und wahre Familie förderte (vgl. Kuhlmann, C. (1989), S. 260):

„Indem er die Menschen von kirchlichen, dörflichen und familiären Bindungen durch die totale pädagogische Erfassung herauslöste, schuf er die Voraussetzung für die 'Kolonialisierung' von Lebenswelten“ (ebd.).

Demgegenüber konnten die Nationalsozialisten das angestrebte „Ideal einer absolut funktionalen Familie“ (Mühlfeld, C.; Schönweiss, F. (1989), S. 147) allerdings zu keiner Zeit umsetzen (vgl. ebd., S. 147ff.), „ohne dass es einer explizit politisch motivierten familialen Widerstandsneigung bedurft hätte“ (ebd., S. 147), welche wiederum höchst selten anzutreffen war.

In welchem Ausmaß eine Infiltrierung der familiären Erziehung im Frühkindesalter durch nationalsozialistische Ideologeme tatsächlich stattfand, hierüber geben neueste Forschungen Miriam Gebhardts einigen Aufschluss (vgl. dies. (2009a, b)). Sie hat erstmals sogenannte Elterntagebücher (vgl. zu dieser Quellengattung dies. (2009b), S. 29ff., 70ff.) der damaligen Zeit ausgewertet, die sich definieren lassen als:

„eine historische, vorgeformte, auch von Experten angeleitete und von Vorfahren erprobte Institution, die ein Teil der sozialen Praxis in einer zumeist akademisch ausgebildeten Schicht war. Sie hatte sich im späten 18. und 19. Jahrhundert herausgebildet und diente im bürgerlichen Zeitalter vor allem der Beobachtung der kindlichen Entfaltung und der Biographisierung des Lebenslaufes... Seit dem frühen 20. Jahrhundert und verstärkt seit den 1930er Jahren hatte sie sich von einem Beobachtungs- und einem biographieerzeugenden Medium mehr und mehr zu einem Kontrollin-

⁴⁹⁰ Knapp angesprochen sind hier die Nachwirkungen der NS-Herrschaft innerhalb deutscher Familien, in Form von NS-Deutungsmustern sowie als Vorbedingung spezifischer Interaktionsmuster nach dem endgültigen Untergang des „Dritten Reiches“. Freilich vollzog sich die Aufrechterhaltung und familiäre Tradierung Ersterer bedeutend vielseitiger und komplexer, als dies mit den o.g. „Stichworten“ beschrieben werden könnte (vgl. These 1). Auch die innerfamiliären Interaktionsmuster, die ihr Motiv nach dem 8. Mai 1945 bewusst oder unbewusst in der Abwehr emotionaler Reaktionen auf die NS-Zeit und deren Ende hatten, fanden wesentlich vielschichtigere Ausdrucksformen, als dies angedeutet werden konnte (vgl. These 5).

strument bei der Umsetzung der neuen naturwissenschaftlich-psychologisch fundierten Normen zur Frühsozialisation entwickelt. Es kamen neue käuflich zu erwerbende Tagebuchvorlagen auf den Markt, die gleichzeitig Erziehungsratgeber waren und helfen sollten, die Erfüllung der normativen Vorgaben für die Versorgung und Erziehung von Säuglingen und Kleinkindern zu steuern... auch der nationalsozialistische Staat machte sich dieses Potential zunutze“ (Gebhardt, M. (2009a), S. 231f.).

Aufgrund der normierenden Erziehungsratschläge, die in den Vordrucken enthalten waren, sowie der Erfahrungsberichte der Eltern, die diese dort eintrugen, bezeichnet Gebhardt die Elterntagebücher zutreffend als bisher weitgehend unerschlossene historische „Quelle..., einen Ort..., an dem sich Diskurs und Praxis idealtypisch verschränkten“ (dies. (2009b), S. 25). Neben einer Propagierung nationalsozialistischer Prägungsintentionen, die auf diese Weise an die Eltern herangetragen wurden, konnte Gebhardt bei ihren Analysen aber auch feststellen, dass die Eintragungen Letzterer zwischen 1933 und 1945, in Einzelfällen auch darüber hinaus, deutlich von Aspekten der NS-Ideologie geprägt waren (vgl. dies. (2009a), S. 232 sowie (2009b), S. 100ff.). Abgesehen von den obligatorischen Elementen des verbreiteten Hitlermythos oder Antisemitismus, waren es vor allem die besonderen Zuschnitte einer Ordnungserziehung als Voraussetzung einer „Lebensbemeisterung“ des Kleinkindes, in welchen nationalsozialistisches Gedankengut zum Ausdruck kam (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 91ff.). Anders, als noch im späten Kaiserreich, beschrieben Mütter um 1936 ihre Erziehungsziele entsprechend einem Sozialisationsverständnis, welches das Kind für eine anstehende „Bemeisterung“ einer dauerhaft antagonistischen „Person-Welt-Beziehung“ (Gebhardt, M. (2009a), S. 233) fördern sollte: „Gesundheit, Tapferkeit, Kraft und Stärke waren die primären Attribute“ (ebd.). Während der 30er und 40er Jahre erhielten die elterlichen Eintragungen deutliche Bezüge zur NS-Ideologie:

„Auch wenn das Wort ‚arisch‘ nicht fällt, zeugen die körperlichen Attribuierungen zuweilen von einem entsprechenden Gedankengut. Nicht nur Jungen wurden an ihrer Kraft und Vitalität gemessen, auch Mädchen sollten sich einem entsprechenden Idealbild nähern. So schrieb die Mutter von Erdmute zum ersten Geburtstag ins Tagebuch: ‚Erdmute ist bisher das Urbild des gesunden, deutschen Kindes. Hoffentlich bleibt es so! Blond, stämmig, blauäugig und immer artig und freundlich, freut sich ein Jeder über sie.‘ (Erdmute 1940: 12.10.1941)“ (ebd., S. 236).

Das obige Beispiel zeigt, wie trefflich sich im Rahmen einer Sozialisation zur „Lebensbemeisterung“ traditionelle bürgerliche Vorstellungen einer Ordnungserziehung, die selbst durchaus in das nationalsozialistische Konzept angestrebter Formationserziehung passte, mit den erzieherischen Konsequenzen der darwinistischen Weltsicht der NS-Ideologie verbinden konnten. Ein Erziehungswille im letzteren Sinne verstärkte sich nach Beginn des Krieges weiter (vgl. ebd., S. 234). Die Welt, in welche der Säug-

ling hineinwuchs, wurde nun als noch rauer, die notwendige Bemeisterungsstärke als noch ausgeprägter wahrgenommen. Schwäche auf Seiten der Kinder würde, so die verbreitete Angst, zu einem Scheitern an der Welt führen. Schwäche auf Seiten der Eltern würde ihre entsprechende Erziehungsmission gefährden und war zudem fast allgegenwärtig mit der nationalsozialistisch propagierten Drohkulisse des kindlichen Tyrannen konfrontiert. Überspitzt formuliert konnten Eltern den Eindruck gewinnen, Schwäche ihrerseits würde im Ergebnis dazu führen, dass das Leben für sie und ihr Kind zur Hölle auf Erden werde. Auf eigene Unsicherheiten, kindliches Aufbegehren oder Anzeichen kindlicher Schwäche konnten sie, ohne aus dem Kontext des propagierten Erziehungsmodells auszubrechen, das sich so reibungslos auf die tradierten Ansichten zur frühkindlichen Erziehung aufgesetzt hatte, nur den Weg des erhöhten Drucks gehen. In der Praxis einer so fundierten Kleinkindererziehung fällt des Öfteren die Gefühlskälte auf, mit welcher Eltern auf ihre Kinder reagierten. Dennoch kann die damalige Säuglingserziehung, insbesondere was ihre tatsächlich erfolgte familiäre Praxis anbelangt, nicht hinreichend als Erziehung zur Bindungslosigkeit deklariert werden (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 81ff., 109f., 117, 224).

Zu deutlich sind die Ambivalenzen der diesbezüglichen Erziehungspraxis in den deutschen Familien der NS-Zeit. Neben der angesprochenen Unterdrückung empathischer Bezugnahmen auf das emotional bedürftige Kind, wurde auch dessen besondere Wertschätzung in den Elterntagebüchern festgehalten: „Die Kinder wurden nicht nur für eine Volksgemeinschaft zugerichtet, sondern meistens in ihrer Einzigartigkeit gefeiert“ (Gebhardt, M. (2009a), S. 239). Es lässt sich ein „facettenreiches und ambivalentes Konzept von Elternliebe“ (ebd., S. 240) erkennen, „dennoch lässt sich von einer Erziehung zur Bindungslosigkeit, die angeblich NS-typisch war, nicht sprechen“ (ebd.). Einer mitunter kaltherzig, schon der Zerstreuung der Eltern oder der Erziehung des Kindes halber in Kauf genommenen, vorübergehenden Trennung (vgl. ebd., S. 238) stand immer wieder eine „oft intensive Beschäftigung und Zuwendung auch von Vätern und die gelegentlich aufblitzende emotionale Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern“ (ebd., S. 240) gegenüber, welche sich beispielsweise „in der Enttäuschung darüber äußerte, dass von Seiten des Kindes die unterkühlte, rationale Art des Umgangs erwidert wurde“ (ebd.).

Diese Elterntagebücher sind weniger Zeugnisse einer vollzogenen Erziehung zu gänzlicher Bindungslosigkeit, als vielmehr deutliche Hinweise darauf, „welches Maß an enttäuschter Sehnsucht die Normerfüllung der Frühsozialisation in der NS-Zeit für alle Beteiligten mit sich bringen konnte“ (ebd.). Gerade Letztere konnte in den Biografien betroffener, damals Heranwachsender lange belastend nachwirken (vgl. hierzu

exemplarisch die immer wieder eingestreuten persönlichen Erfahrungsmomente bei Chamberlain, S. (1997)). Demgegenüber zeigen gerade die Schilderungen alltäglicher familiärer Erziehungsrealität in den Elterntagebüchern aber auch, dass die Effekte des nationalsozialistischen Erziehungskontextes paradox ausfallen konnten. So führten die besondere Aufgabe, die der NS-Staat den Eltern als Verwalter der primären Formationserziehung zudachte, sowie die hierbei stetig geschürten Ängste vor dem erzieherischen Versagen und dem möglichen Entdecken rassistisch-biologischer „Minderwertigkeiten“ beim Kind nicht selten dazu, dass Eltern geradezu zwangsläufig auf die Entwicklung ihres Kindes aufmerksam wurden (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 236). „Das ständige Kontrollieren-Müssen stieß die besorgten Eltern geradezu auf ihr Kind. Dabei wurden sie notgedrungen auch aufmerksamer für dessen Bedürfnisse“ (ebd.).⁴⁹¹

Für den Bereich der Familienerziehung während der NS-Zeit kann wohl konstatiert werden, dass diese keinem der bisher häufig aufgerufenen Klischees zur Gänze entsprach. Weder war die dortige soziale Praxis aufgrund ihrer Privatheit vor den Infiltrierungsagitationen des NS-Regimes per se geschützt, noch hat sie als Rückzugsraum vollständig vor diesen kapituliert und sich selbst gänzlich einer Erziehung zur Bindungslosigkeit als Vorstufe organisierter NS-Formationserziehung verschrieben. Die Realität war auch diesbezüglich komplexer. Tatsächlich waren auch die deutschen Familien angesichts wahrgenommener und vor 1933 erlebter gesellschaftlicher Krisen offen für Ergebnissicherheit suggerierende Konzepte einer Ordnungserziehung, die tradierte Normen und Werte des bürgerlichen Milieus ebenso implizieren konnte wie die Stärkeforderungen der neueren darwinistischen Weltsicht, wie sie nicht nur die NS-Ideologie prägte (vgl. These 1). Wie bei der deutschen Gesellschaft insgesamt, war auch für die deutsche Familie der Nationalsozialismus keine von außen kommende Krise (vgl. ebd., S. 221), welche ein verbrecherisches Regime ihr aufgedrängt hat. Vielmehr war die nationalsozialistische Machtübernahme, die trotz allen Versagens der etablierten politischen Machthaber letztlich nicht erfolgt wäre, wenn Hitler keine Wählerstimmen erhalten hätte, selbst Konsequenz einer bereits Jahrzehnte zuvor aufgebrochenen Krise, welche die deutsche Gesellschaft und mit ihr deren „Keimzellen“, die Familien, erfasst hatte.

⁴⁹¹ Gebhardt erkennt hierin sogar einen wichtigen Auslöser veränderter Auffassungen zur Kleinkindererziehung nach 1945. Während man nach Kriegsende zunächst auf die alten Konzepte von vor 1933 zurückgegriffen habe, sei der Wandel ab Mitte der 60er Jahre nicht allein aufgrund einer Nachsozialisation in demokratischen und wirtschaftlich prosperierenden Verhältnissen zustande gekommen: „Ich sehe darin auch eine immanente Langzeitwirkung des Sozialisationsmusters der Kontrolle. Irgendwann ließ sich im engen Kontakt mit den Kindern die Wahrnehmung ihrer Bedürfnisse nicht mehr vermeiden“ (Gebhardt, M. (2009b), S. 237).

Der hier vorgetragenen Gesamtargumentation folgend, wird in dieser Arbeit die Familie nicht als über die oben genannte Säuglingspflege hinausgehende nationalsozialistische Erziehungsinstitution aufgefasst, sondern als differenzierender Faktor, welcher die Effekte des NS-Erziehungssystems, im Einzelfall, potentiell verstärken⁴⁹², oder aber entkräften konnte. Letzteres hing neben den individuellen Dispositionen des Heranwachsenden u.a. auch von den familiär gelebten und sozialisierten Einstellungen (deutlich mehr noch, als politische Auffassungen und Gruppenzugehörigkeiten der Eltern sind hier, familiär vermittelte, sozial-moralische Normen- und Werthaltungen und die Art ihrer Vermittlung gemeint) und Verhaltensnormen (das Potential, sich neue Autoritäten zu suchen, stieg bei den Heranwachsenden mit dem Ausmaß an Rigidität im elterlichen Erziehungsverhalten, wobei vor allem das Gefühl mangelnder persönlicher Anerkennung, sowie jenes der Einengung eigener Bedürfnisse und Erfahrungspotentiale, bei den zeitgenössische Heranwachsenden zu Ausbrüchen aus dem Familienverbund führten) ab. In einer Familie aus dem liberalen Bürgertum, in welcher der Nationalsozialismus kritisch beurteilt, ein preußischer National- und Traditionsstolz gepflegt und eine freiere, eigene Meinungen der Heranwachsenden zulassende Erziehung angewandt wurde, konnte es beispielsweise durchaus so sein, dass die Tochter (geb. im August 1922) die, angesichts von Krieg und NS-Herrschaft bedrückte, Stimmung der Eltern als belastend empfand (vgl. Marcks, M.; Müller, W. (1980), S. 283ff.), mit ihnen vereinzelt in kleinere Konflikte geriet (vgl. ebd., S. 288) und dennoch die familiären Bindungen gegenüber den nationalsozialistischen Inklusionsangeboten nie in Frage stellte:

„Die Nationalsozialisten habe ich weder irgendwie begrüßt noch benutzt, um mich von meinen Eltern zu distanzieren, ich war niemals in diesem Konflikt, der später oft angeführt worden ist, daß Jungen und Mädchen begeisterte HJ- oder BDM-Mitglieder waren, ihre Eltern vielleicht sogar Kommunisten. Wenn ich vor die Wahl zwischen BDM, Nazismus und meinen Eltern gestellt worden wäre, hätte ich mich selbstverständlich auf die Seite meiner Eltern geschlagen“ (ebd., S. 291).

Dass sich diesbezüglich auch ganz individuelle, nur schwer eindeutig abgrenzbaren Kategorien zuzuordnende, Motivationsmischungen ergeben konnten, veranschaulicht das Beispiel einer leitenden BDM-Führerin:

„Wenn ich den Gründen nachforsche, die es mir verlockend machten, in die Hitlerjugend einzutreten, so stoße ich auch auf diesen: Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das groß und wesentlich war. Dieses Verlangen teilte ich mit unzähligen Altersgenossen. (...) Daß ich solange am Nationalsozialismus festhielt, hängt mit Erlebnissen aus

⁴⁹² Ein besonders anschauliches Beispiel für eine derartige, sich gegenseitig bestärkende, Korrespondenz prägnanter Erfahrungen in Elternhaus, Schule und „Hitlerjugend“, hin zu einer manifesten Verinnerlichung nationalsozialistischer Ideologeme im kindlichen und später jugendlichen Bewusstsein, liefert der überaus offenherzige Lebensbericht von Renate Finckh (vgl. dies. (1978)).

meiner frühen Kindheit zusammen. Es ist merkwürdig: Die >sozialistische< Tendenz, die im Namen dieser >Bewegung< zum Ausdruck kam, zog mich an, weil sie mich in der Opposition gegen mein konservatives Elternhaus stärkte. Im Gegensatz dazu wurde die nationale Tendenz mir bedeutsam, gerade weil sie dem Geist entsprach, der mich dort seit früher Kindheit durchdrungen hatte“ (Maschmann, M. (1980), S. 9f.).⁴⁹³

Dieses Beispiel zeigt, neben der Tatsache, dass die Nationalsozialisten „jedem alles versprochen“ (Schoenbaum, vgl. hierzu auch Metzler, H. (1994), S. 12) und gerade die, in ihrer politischen Identität noch wenig gefestigten, Jugendlichen vielfach ihr Heil in diesen Versprechungen zu finden glaubten, vor allem eines, dass die Rolle der familiären Beziehungen der Zeitzeugen, bei der Entwicklung ihres Verhältnisses zum Nationalsozialismus und dessen Erziehungsinstitutionen mitunter überaus komplex sein konnte.⁴⁹⁴ Ähnliches lässt sich, allerdings individuell abweichend, anhand eines Berichtes Hartmut von Hentigs verdeutlichen:

„Als ich meinem Vater... meinen Wunsch vortrug, der Hitlerjugend beizutreten, hat er drei Sätze gesagt: >Du weißt, mein Sohn, wie ich zu den Leuten stehe. Aber wenn du unbedingt dabei sein willst, werde ich dir nicht im Wege stehen. Noch freilich muss niemand mitmachen.< Ein aufkommendes Gefühl von Peinlichkeit unterdrückend nahm ich die Erlaubnis stumm entgegen. Von der Uniform wagte ich nicht mehr zu reden. In diese Stille fiel ein vierter Satz, der sich mir tief einprägte: >Ich vertraue fest darauf, dass du dich an nichts Unanständigem beteiligen wirst.< Diese Versicherung war mein wichtigstes Vademecum während der ganzen Nazizeit“ (ders. (2007), S. 82).

Nicht so sehr die persönliche Abneigung des Vaters gegen die Nationalsozialisten erscheint mir hier der entscheidende Hinweis auf den familiären Einfluss bei der kindlichen Auseinandersetzung mit der „Hitlerjugend“. Eine solche hat es in vielen Familien gegeben, in welchen die ablehnende Haltung des Vaters oder anderer Erwachsener, mitunter auch durch Momente eines schwelenden Generationenkonfliktes bedingt, die Heranwachsenden nicht von der eigenen Teilnahme abhalten konnte oder deren Willen zu dieser sogar bestärkte. Auch das „aufkommende Gefühl von Peinlichkeit“, sowie das Verstummen des jungen Hartmut, weisen noch eher auf das Vorhandensein traditioneller Interaktionsmuster einer bürgerlichen Familie hin, als dass sie Ausdruck seiner inhaltlichen Überzeugung durch die Worte des Vaters wären. Hartmut wird schließlich auch Mitglied der „HJ“ (vgl. ebd., S. 84f.). Beides sind natürlich bereits Familieneinflüsse, die eine Orientierung des Heranwachsenden bezüglich der Jugendorganisation beeinflussen konnten. Am wichtigsten erscheint mir jedoch der Hin-

⁴⁹³ Auch Giesecke zitiert dieses Beispiel, allerdings in einem anderen Zusammenhang und ohne Melita Maschmann namentlich zu erwähnen (vgl. ders. (1981), S. 184).

⁴⁹⁴ So zeigt das obige Beispiel auch, dass verschiedene mentale Bedürfnisse der damals heranwachsenden Mädchen, die Miller-Kipp durchaus zu Recht den spezifischen Sozialisationsbedingungen bestimmter gesellschaftlicher Milieus zuschreibt (vgl. dies. (2002), S. 307), durchaus auch in einer Person zusammenkommen konnten.

weis auf familiäre Sozialisationseinflüsse, die so tief verinnerlicht wurden, dass sie gar nicht mehr explizit formuliert werden brauchten. Denn, der Vater, der ohnehin dazu neigte, seine Belehrungen seiner Söhne nicht weiter zu erklären (vgl. ebd., S. 151), konnte sich offensichtlich ohne weitere Kommentierung darauf verlassen, dass Hartmut wusste, was er als etwas „Unanständiges“ ansehen würde. Dieses Wissen wiederum konnte nur zum „Vademecum“ des Heranwachsenden werden, da über dessen Implikationen ganz offensichtlich eine grundsätzliche Einigkeit bestand. Die familiär sozialisierten Werthaltungen haben in diesem Fall also denen, teils gehörig abweichenden, des NS-Regimes standgehalten. Natürlich galt dies nicht für alle Familien des konservativen bildungsbürgerlichen Milieus, geschweige denn für die Gesamtheit aller Deutschen. Nicht selten gelang es den Werthaltungen, wie sie den Kindern und Jugendlichen in den Abteilungen der „Hitlerjugend“ und anderswo im NS-Erziehungssystem vermittelt wurden, solche familiären Resistenzen ins Wanken zu bringen oder gar zu überwältigen – nur so sind etwa die, wenngleich nicht allzu häufigen, Fälle erklärbar, in denen Kinder ihre eigenen Eltern denunzierten oder dies zumindest ernsthaft erwogen (vgl. Bartov, O. (1999), S. 169 sowie Burleigh, M. (2000), S. 278).

Es bedeutete aber eine verkürzte Analyse der damals auf die Heranwachsenden einwirkenden Sozialisationseinflüsse, wenn man nur die Fälle einer Übereinstimmung zwischen familiärer Einstellungen und NS-Kontext, sowie demgegenüber familiärer Resistenz, welche wiederum eine kindliche Abwehr des einen oder anderen nach sich ziehen konnte, berücksichtigte. Vielmehr konnten sich die verschiedenen Einflüsse auf die kindliche Persönlichkeitsentwicklung auch deutlich subtiler auswirken und dabei komplexer interagieren. Hierzu passt der Bericht der Zeitzeugin Carina G., den Gabriele von Arnim wiedergibt:

„Die Eltern, katholisch und adelig, hatten eine große Bibliothek - >natürlich habe ich im Krieg Werfel und andere jüdische Schriftsteller gelesen< - und eine solide Bildung. Die Nazis lehnte man schon aus der der Oberschicht eigenen Arroganz ab, man machte sich nicht mit dem >Pöbel< gemein. Als Carina mit 14 Jahren unbedingt zum BDM wollte, gab es zu Hause Krach. Der Vater verbot den Beitritt zu >diesem Verein< und warnte sie zugleich dringlichst, nichts davon in der Schule verlauten zu lassen. >Die ständige Angst<, sagt sie, >war schlimm<, denn das in allen Kreisen geflügelte Wort: >Halt den Mund, sonst kommst du nach Dachau<, war auch durch die Wände des freiherrlichen Verweigerers gedrungen. >Was ich in der Schule lernte, wollten meine Eltern nicht hören, worüber sie zu Hause sprachen, durfte ich in der Schule nie reden.< In der elterlichen Bibliothek pflegte man die belesene Unterhaltung, in der Schule >deutschtümelte< man mit großmäuligem Anspruch. Für jedes Fremdwort, das man benutzte, mußte man fünf Pfennig spenden“ (Arnim, G. v. (1991), S. 222f.).

Wenngleich es eine Ausnahme gewesen sein dürfte, dass Heranwachsende während des Krieges Werfel und andere jüdische Autoren lasen, mit solch widersprüchlichen Anforderungsmustern mussten sich nicht wenige arrangieren.

Dies „Nicht wissen, wo... [man] hingehört... nicht wissen, was richtig ist“ (Drewitz, I. (1978), S. 96)⁴⁹⁵ bedeutete nicht selten eine Herausforderung, wenn nicht eine deutliche Belastung der eigenen Identitätsentwicklung. Nicht nur, dass die Einstellungsvorgaben innerhalb verschiedener, für die Persönlichkeitsentwicklung der Heranwachsenden relevanter, informeller und öffentlicher Sozialsysteme höchst unterschiedlich sein konnten. Eine eindeutige Orientierung an einer der Vorgaben konnte entweder auch soziale Isolierung oder, schlimmer noch, die Gefährdung der eigenen Angehörigen nach sich ziehen. Freilich gab es demgegenüber in allen gesellschaftlichen Milieus Familien, in denen eine weitgehende bis völlige Übereinstimmung mit den politischen Zielen der Nationalsozialisten herrschte und eine kindliche Sozialisation somit gleich lautenden Einflüssen ausgesetzt war. So berichtet Wiebke Bruhns darüber, wie ihre ältere Schwester im konservativ-großbürgerlichen Familienumfeld eine verstärkende Übereinstimmung mit bestimmten Ansichten des NS-Regimes erfuhr. Ihr Vater, später als Mitverschwörer des Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944 hingerichtet, hatte in rassistischem Stolz bereits 1933 einen eigenen „Arierparagraphen“ für die Familie eingeführt (vgl. dies. (2007), S. 255f.) und lange pathetische Briefe voller Verehrung für „Führer“ und die vermeintlich herrschenden „erhebenden Zeiten“ (ebd., S. 22) aus dem Kriegseinsatz an die Familie geschickt. Anschließend an eine Tagebuchpassage der Schwester resümiert Bruhns bereits zu Beginn ihres Buches über deren familiäre Sozialisation:

„Ich (spüre) dahinter nichts, was diese junge Frau hätte bewahren können vor dem Anheimfallen. Da steht sie 11jährig mit Freunden und Geschwistern rund um den Flügel im Oktober 1933. Der Vater haut in die Tasten, die Kinder recken strahlend die Arme zum Hitlergruß in die Luft. Die Mutter auch. >Wir singen Hitlerlieder mit Vater<, schreibt Else ins Kindertagebuch“ (ebd., S. 22, vgl. in diesem Sinne auch Wilcke, G. (2005), S. 45).

In anderen Familien wiederum führte die konsequente Ablehnung des NS-Regimes durch die Eltern auch zu einer entsprechenden Haltung bei den Kindern (vgl. exemplarisch Böll, H. (1997)).

In jedem Fall lässt sich die Geschichte der deutschen Familie unter dem Nationalsozialismus nur unter einer differenzierenden Perspektive valide erfassen. Dies kann exemplarisch am Beispiel der Familie Scholl veranschaulicht werden. Zunächst wur-

⁴⁹⁵ Die Autorin beschreibt in ihrer autobiographischen Publikation ihre Zerrissenheit zwischen der Resistenz der Eltern gegenüber dem Nationalsozialismus sowie dessen Inklusionsangeboten (verführerisch wie repressiv). Letztlich findet sie ihren Platz in einer Gruppe der „Bekennenden Kirche“.

den die Geschwister Scholl von Hitler und seiner Jugendorganisation angezogen, da sie dort Anknüpfungspunkte zu ihrer bisherigen Sozialisation erleben konnten (vgl. Beuys, B. (2010), S. 137):

„Es waren vor allem Kinder aus bürgerlichen Familien, die zwischen 1933 und 1936 von Hitlerjugend und BDM angezogen wurden. Dort konnten sie neben ihrem jugendlichen Elan alles, was im Elternhaus gefördert und gefordert worden war, anwenden, erproben und nutzen. Dazu gehörten Kreativität bei Hand- und Werkarbeit, die Kenntnisse von Märchen und die Freude an Büchern, aber auch die Fähigkeit, zu planen und zu organisieren“ (ebd., S. 127).

Wenngleich es auch in der Familie Scholl zu Kontroversen bezüglich des NS-Engagements der Kinder, zwischen diesen und dem regimekritischen Vater, kommt (vgl. ebd., S. 78), so erlaubt die „HJ“ Mitgliedschaft ersteren doch die subjektive Wahrnehmung der Option einer abgesicherten Umweltexploration. Dies konnte wiederum gerade für damals heranwachsende Mädchen verführerisch wirken:

„Sophie Scholl: ein junges Mädchen am Beginn der Pubertät, in ihrer Familie verankert und zugleich gewillt, sich in der Welt draußen zu erproben“ (ebd., S. 102).

Die hierbei auftretenden Spannungen zwischen Eltern und Heranwachsenden werden in nachträglichen Analysen des damaligen Familienlebens teils als Ausdruck einer vollzogenen Abspaltung der jüngeren vom Einfluss der älteren interpretiert. Dann wird mitunter von einer Zerstörung der Familie durch den Nationalsozialismus gesprochen. Solche Urteile unterschätzen jedoch die Beharrungskräfte familiärer Bindungen. Während der NS-Zeit – wie auch in ihrer Nachbearbeitung durch die „68er Generation“ – haben derartige Generationskonflikte durchaus massive Ausmaße annehmen können, den familiären Bezugsrahmen vollständig gesprengt haben sie hingegen selten.

Zudem verkennen solch kategorisierende Urteile die entwicklungspsychologische Realität jugendlichen Aufwachsens. Hier war keineswegs eine eindeutige Haltung, eine endgültige Entscheidung pro oder kontra NS, zwingend:

„Das Lebensgefühl Jugendlicher ist durchzogen von Widersprüchen, damit umzugehen ihr täglich Brot“ (ebd., S. 129).

Abschließend sei zudem darauf hingewiesen, dass es ebenfalls verkürzt wäre, in den damaligen Familien lediglich solche Sozialisationseinflüsse des NS-Kontextes zu berücksichtigen, die sozusagen „von oben“, von Seiten der Eltern, „nach unten“, an ihre Kinder weitergegeben wurden. Selbstverständlich ging auch einiger Einfluss von den Heranwachsenden auf ihre Eltern aus. Der NS-Sozialisationskontext ermöglichte es den Jugendlichen, bei entsprechender, damals weit verbreiteter (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik in dieser Arbeit) persönlicher Disposition, sich im innerfamiliären Generationenkonflikt zu behaupten. So berichtet Almuth Massing aus ihrer familientherapeutischen Praxis von einem Fall, in welchem ein Patient, der während

der NS-Zeit heranwuchs erklärte, er habe, „noch als Hitlerjunge, seinen Vater dazu ‚erzogen‘, den seit 1934 obligatorischen Hitlergruß zu befolgen! Den Widerstand des Vaters übertrumpfte der Sohn damit, daß er nicht dem Vater, sondern nur dem Führer gegenüber zum Gehorsam verpflichtet sei“ (dies. (1988), S. 60).

Letzteres Beispiel verdeutlicht zudem, dass die Effekte einer familiären Sozialisation mit dem NS-Kontext nicht auf die Jahre seines Bestehens reduziert werden dürfen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Untergang der NS-Herrschaft „befürchtete“ der Patient „mit Recht die Rache des Vaters, der sich gedemütigt fühlte in seiner erzieherischen Autorität“ (ebd.). Der Vater „brachte dies auch deutlich in den familientherapeutischen Sitzungen zum Ausdruck“ (ebd.). Die Nachwirkungen einer familiären Sozialisation während der NS-Zeit, wie sie oben angedeutet wurden, konnten sich in den einzelnen Familien höchst unterschiedlich gestalten. Einige Exempel liefert die vorliegende Arbeit an anderer Stelle. Hier ging es lediglich darum, schlicht aber keineswegs unbedeutend darauf hinzuweisen, dass die große Mehrzahl der deutschen Familien deutlich länger bestand, als die nationalsozialistische Herrschaft. Für die jeweilige Wahrnehmung des NS-Kontextes, welcher sie 12 Jahre lang prägend begleitete, waren ebenso vorangegangene Sozialisationseinflüsse von Bedeutung, wie für dessen Nachwirkungen nach 1945. Somit ist zu konstatieren, dass sich die Effekte einer Familiensozialisation während der NS-Zeit nur durch eine historisierend-analytische Perspektive, wie sie Martin Broszat gefordert hat, zuverlässig erfassen lassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, die familiäre Sozialisation vor und während der NS-Zeit hat unzweifelhaft die persönliche Auseinandersetzung der Heranwachsenden mit den unterschiedlichen Elementen der NS-Herrschaft geprägt.

Diese individuell-biographischen Relevanzsysteme sind mit einer vorschnell kategorisierenden Erhebungs- und Auswertungsmethodik allerdings kaum hinreichend erfassbar. Herkömmliche Analysen, die diesbezüglich pauschalisierend die Einflüsse ganzer, nach bereits vorab bestehenden Schemata (Bürgertum, Arbeiterschaft etc.) strukturierte, Bevölkerungsgruppen als einheitliche Herkunftsmilieus zusammenfassen, geraten allzu schnell an ihre Grenzen, was die Gültigkeit und Erklärungskraft ihrer Aussagen angeht. Dies gilt insbesondere, wenn sie die Auffassung implizieren, die in den einzelnen Milieus vermittelten Sozialisationshintergründe, sowie deren Wahrnehmung durch die Heranwachsenden wären unbedingt trennscharf und in sich jeweils von einer quasi genetischen Gleichartigkeit. Zu dieser Einschätzung passt das Resümee, welches Omer Bartov aus seiner diesbezüglichen Quellenforschung zieht:

„Interessant ist, daß die soziale Herkunft auf ihre [gemeint sind Kinder, die 1933 ungefähr sechs bis elf Jahre alt waren; der Autor] Einstellung zum Hitler-Regime offenbar weit weniger Einfluß hatte, als man erwarten würde, wenn man die Haltung ihrer Umgebung zur NSDAP vor der Machtergreifung betrachtet. Eugen Oker, der in einem katholischen Dorf in Bayern aufwuchs, war vierzehn, als Hitler an die Macht kam, und wurde noch im selben Jahr überzeugtes HJ-Mitglied... Auch Gustav Köppke, der seine Jugend im Ruhrgebiet verbrachte und dessen Vater und Stiefvater vor 1933 Bergarbeiter und Kommunisten gewesen waren, wurde ein glühender HJler“ (ders. (1999), S. 169f.).

Auch hierbei handelt es sich nicht um eine geschlechtsspezifische Art der Zuwendung zur „Hitlerjugend“. Primär wichtig scheint den damalig Heranwachsenden beider Geschlechter „das *gefühlte* Wissen, eingeschlossen... in *eine* große Gemeinschaft“ (Miller-Kipp, G. (2007), S. 37), mit all ihren positiven Konnotationen, gewesen zu sein. Auch für die Mädchen und jungen Frauen galt mehrheitlich, dass die diesbezügliche Haltung der eigenen Eltern zweifelsohne berücksichtigt wurde, jedoch letztlich nur von sekundärer Bedeutung für die persönlichen Entscheidungen war:

„Ob Eltern oder ein Elternteil gegen Hitler bzw. den Nationalsozialismus waren, ob sie den Eintritt in den BDM ablehnten oder zu verzögern trachteten, schlägt *nicht* entscheidend auf die Option für den BDM durch; oft erfolgt der Eintritt gegen den Wunsch und Willen der Eltern oder sogar ihnen zum Trotz“ (ebd.).

Wenngleich der letztgenannte Aspekt freilich wieder auf eine Prägung des Elternhauses und die Reaktion der betroffenen Heranwachsenden hierauf verwies – auch eine bewusst konträre Haltung setzt sich mit dem auseinander, gegen das sie opponiert – so wird doch deutlich, dass es in der Sozialisationsforschung zur NS-Zeit vielmehr darum gehen müsste, differenziert zu analysieren. Zu untersuchen, welchen Einflusskombinationen damals Heranwachsende konkret ausgesetzt waren und wie sie sich mit diesen arrangierten⁴⁹⁶, welche spezifische Identität sie in diesem Sozialisationskontext ausbildeten.

Diese Auffassung findet auch in einem exemplarischen Beispiel ihre Bestätigung, welches Dorothee Schmitz-Köster in einer „Lebensborn Fallgeschichte“ beschreibt:

„In... (Richards) Verwandtschaft gab es überzeugte Nationalsozialisten und Ludendorff-Anhänger mit deutsch-völkischen Positionen, aber auch andere Menschen, die widerständig handelten: Eine Tante versteckte Jüdinnen in ihrer Wohnung, ein Onkel gehörte zur militärischen Opposition gegen Hitler und wurde hingerichtet. Alles ist möglich, auf kleinstem familiärem Raum – das ist Richards

⁴⁹⁶ Im Falle von Gustav Köppke etwa war die ursprüngliche Entscheidung, zur „HJ“ zu gehen, vor allem pragmatisch motiviert: „Unser Arbeitervorort und die HJ waren absolut keine Gegensätze. ...das dürfen Sie nicht so sehen, als wäre das eine Entscheidung für etwas oder gegen etwas; es gab nix anderes... und wer was werden wollte, der gehörte dazu... Die HJ-Uniform war etwas positives in der Kindheit“ (zitiert nach Bartov, O. (1999), S. 170).

Erfahrung. Da können ihm eine Braut, die im Lebensborn geboren wurde... (und) eine Himmlerbegeisterte Schwiegermutter... nicht aus der Fassung bringen“ (dies. (2007), S. 234).⁴⁹⁷

„Alles ist möglich, auf kleinstem familiärem Raum“ diese, hier exemplarisch belegte, Erkenntnis ist so neu nicht, wurde allerdings bis heute nicht hinreichend analytisch berücksichtigt. Sie verdeutlicht, dass jede Kategorisierung nach übergreifenden Merkmalen begrenzt zuverlässig ist. Ratsam scheint hingegen eine Analyseperspektive, die gerade der individuellen Erfahrungskonstellation, und deren Einfluss auf die Identitätsbildung der betroffenen Zeitzeugen nachgeht. Im Ergebnis führt eine solche Untersuchungsperspektive weniger zu quantifizierbaren Faktoren, sondern vielmehr zu Fallrekonstruktionen einzelner, aber keineswegs beliebiger Sozialisationsverläufe vor dem Hintergrund der NS-Zeit.

Um die Argumentation auf die Gegenüberstellung zurückzuführen, die zu Anfang der Strukturthesen formuliert wurde, sei diesbezüglich gesagt, die oftmals als gültig vorausgesetzte Milieuperspektive ist mitunter eine zu Allgemeine. Hierbei darf auch nicht übersehen werden, dass eine bewusste Abwendung damals Heranwachsender vom familiären Herkunftsmilieu, sowie deren bereitwillige Inklusion in das NS-System und dessen Jugendorganisationen, keineswegs automatisch gleichbedeutend zu sein brauchte mit einem weitgehenden oder völligen Strukturwandel innerhalb der eigenen Lebenswelt. Vergleichbar rigide strukturierte Sozialisationsumwelten konnten von den Jugendlichen entsprechend ihrer subjektiven Dispositionen, denen die propagandistischen Versprechungen und ästhetischen Inszenierungen des Regimes nicht selten entsprachen, völlig unterschiedlich bewertet werden. So berichtet die damalige „Jungmädel-“ und „BDM-Führerin“ Renate Finckh, wie sie ihre Eingliederung in das NS-System als Befreiung und Selbsterfüllung wahrgenommen hat:

⁴⁹⁷ Diesem spektakulären Beispiel ließe sich das wohl repräsentativere Exempel der Familie Dieter Hildebrandts hinzufügen. Dessen Mutter wollte schon sehr früh bei den Gemeinschaftsangeboten der Nationalsozialisten „mitmachen“ (ders. (2008), S. 10). Sein Vater war, aufgrund von „monarchistischen Bedenken gegenüber diesem Gefreiten“, was Hitler anbetraf zunächst skeptisch, ließ sich aber von dessen Qualitäten überzeugen, nachdem die Nationalsozialisten ihm zu einem Posten als Schuldirektor verholfen und seinen landwirtschaftlichen Betrieb „entschuldet“ hatten (vgl. ebd., S. 10f.). Ganz anders war die Einstellung bei Hildebrandts Großeltern mütterlicherseits. „Diese Familie war dem Nationalsozialismus völlig abgeneigt. Meine Großmutter [eine Tschechin], die schon etwas älter war, hat meinen Vater beschimpft, weil er Parteimitglied war, und sie nannte Hitler einen >Verbrecher<. Mein Vater haßte seine Schwiegermutter“ (ebd., S. 11f.; vgl. für weitere familiäre Einstellungsmuster ebd., S. 35f.). In unterschiedlichen konkreten personellen und motivationalen Konstellationen, jedoch in vergleichbar disparater Struktur dürfte sich die Einstellung zum NS-Regime in tausenden von Familien innerhalb der „Volksgemeinschaft“ ausgeprägt haben. Viele Heranwachsende erlebten hierbei die unterschiedlichen Wahrnehmungspotentiale bezüglich des Nationalsozialismus und integrierten diese entsprechend in ihre eigenen Identitätswürfe. Somit lässt sich „Familie“ als ein wichtiger Sozialisationsfaktor auch für die Zeit zwischen 1933 und 1945 annehmen. Seine individuelle Bedeutung ist jedoch nur rekonstruktiv zu erschließen, sie lässt sich nicht unmittelbar aus der Zuordnung zu bestimmten Kategorien (Milieu etc.) ableiten.

„Ich habe ‚strahlenden Herzens‘ Lieder von Freiheit gesungen und mich dabei frei gefühlt: frei von der Unterdrückung des gefürchteten Vaters, frei von den Zwängen der altmodischen Töchtererziehung, frei von dem Notendruck ‚politisch unzuverlässiger‘ Lehrer, frei von der Zumutung, über politisch Andersdenkende nachsinnen zu müssen. Die Worthülse ‚Freiheit‘ wirkte auf mich, die Zwölf- bis Vierzehnjährige, wie eine Droge, die mir ihren sinnentstellenden Inhalt verschleierte. So konnte ich mich frei fühlen und dennoch jedem Befehl hörig sein.“ (zitiert nach Hübner-Funk, S. (2005), S. 179).

Durch derartige subjektive Bewertungen, für die die schwammige Terminologie der NS-Ideologie weitläufig Platz bot (vgl. These 1), konnte der Übergang von einem autoritären System in ein anderes als Selbstbehauptung gegenüber der eigenen Familie wahrgenommen werden. Die Inklusion in die nationalsozialistische Jugendorganisation bot Heranwachsenden die Option, sich gleichsam als unabhängig zu erleben und sich dennoch in ihnen bekannten Interaktionsstrukturen zu bewegen.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die hier vorgebrachten Relativierungen des Milieuansatzes vor vorschnellen Pauschalisierungen warnen sollten. Dies gilt selbstverständlich auch andersherum. Wie bereits angedeutet, konnten Milieu- und Familieneinflüsse besonders dort Wirkung entfalten, wo Alternativen fehlten. Demgegenüber gab es jedoch auch solche Fälle, in denen sich zwischen Eltern und Nachkommen, ganz unabhängig von der sie umgebenden Umwelt, ein reibungsloses Einverständnis bezüglich der Einstellung zum Nationalsozialismus und zur „HJ“ entwickelte. Gisela Miller-Kipp berichtet unter der Überschrift „Missvergnügen“ über „eine verwöhnte und überhebliche Göre, der der BDM nicht passte“ (dies. (2007), S. 46):

„Missmut... sein Nährboden ist im vorliegenden Falle... soziale Arroganz.... Der BDM war nicht fein genug für ‚Töchter aus den gehobenen Elternhäusern‘... Seinerzeit wurde diese Arroganz und mit ihr das Missvergnügen am BDM mütterlicherseits gestützt“ (ebd.).

Miller-Kipp verweist jedoch auch darauf, dass „die verwöhnte Tochter aus gehobenem Hause“ (ebd.) während des „BDM-Dienstes“ aneckte und dort „zur Außenseiterin wurde“ (ebd.). Zudem scheint es einen Wandel in der Einstellung der Heranwachsenden zum „BDM“ gegeben zu haben, von freudiger Zustimmung zu, wie gesehen, snobistischer Ablehnung (vgl. ebd.). Beides könnte darauf deuten, dass die Ablehnung des „BDM“ von sozialpsychologischen Faktoren abhing, die erfahrene Isolierung zu erbitterter innerer Distanzierung geführt hat. Gleichsam kann es aber auch sein, dass eine Vorprägung durch die familiäre Herkunft erst dann Widersprüche mit der Praxis des „BDM“ hervorrief, als die Betreffende konkrete Einblicke in den dortigen Dienstalltag erlangte. Ebenso gut könnten sich beide genannten Aspekte gegenseitig verstärkt haben. In jedem Fall birgt die nachträgliche Präsentation (vgl. ebd.) einer scheinbar per se nicht nationalsozialistischen bzw. vom „BDM“ abgestoßenen Milieuzugehörig-

keit für die Betreffende die Möglichkeit, sich selbst aus einer mittlerweile im öffentlichen Bewusstsein moralisch kontaminierten historischen Gemeinschaft zu exkludieren. Eine biographische Analyse, die zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte unterscheidet, wäre demnach auch in diesem Fall weiterführend.

Das bisher Ausgeführte ist ein Grund dafür, dass in dieser Arbeit ein äußerst qualitativ ausgerichtetes, an differenzierten Ergebnissen interessiertes, Verfahren der Fallrekonstruktion gewählt wurde. In diese geht die spezifische Familienkonstellation des analysierten Falles mit ein und wird nicht schlicht als Element einer den Heranwachsenden gegenüberstehenden institutionellen Erziehung während der NS-Zeit betrachtet.

Wie aber lässt sich der mögliche Einfluss des Herkunftsmilieus der damals Heranwachsenden berücksichtigen ohne vorschnellen Pauschalisierungen in der einen oder anderen Richtung zu folgen und ohne ihm eine deterministische Wirkungsmacht zu unterstellen?

Hier scheint mir ein Rückgriff auf Bourdieus Habituskonzept hilfreich (vgl. die entsprechenden Ausführungen hierzu im vorangegangenen Kapitel). Peter Zimmermann hat den „Habitus“, das Kernelement der Theorie Bourdieus, treffend und im vorliegenden Kontext weiterführend definiert:

„Jedes Kind erwirbt über alltägliche Handlungen, die es von Erwachsenen oder anderen Kindern nachahmt, Wahrnehmungs-, Denk-, Urteils- und Handlungsschemata, die *Bourdieu* als Habitus bezeichnet. Dieser Habitus ist eine allgemeine Grundhaltung, ein System dauerhafter Dispositionen gegenüber der Welt und als eine Art ‚Handlungsgrammatik‘ zu verstehen, die wir in uns und nach außen tragen, sei es in Geschmacksvorlieben, in der Körperhaltung, im Gang, in Manieren und in der Sprache“ (ders. (2003), S. 56).

Eine derartige „Handlungsgrammatik“ ist, einmal erworben, jedoch nicht unveränderlich und determiniert das Verhalten der Betreffenden keineswegs zur Gänze. Sie gibt vielmehr das Raster vor, nach dem spätere Erfahrungen wahrgenommen werden und sich mit diesen auseinandergesetzt wird. Eine Persönlichkeitsentwicklung ist demnach von diesen ursprünglichen Einflüssen geprägt, der Einzelne kann sich jedoch durchaus von diesen abwenden. Die Reproduktion und damit Verfestigung bestimmter, durch den jeweiligen Habitus geprägter, Praxisformen kann durchbrochen werden:

„Nicht nur durch den Einfluss einer Laufbahn..., die zu anderen als den ursprünglichen Lebensbedingungen führt“, sondern „auch, durch Bewusstwerdung und Sozioanalyse“ (Bourdieu, zitiert nach ebd.).

Aber auch dann, wenn der einmal erworbene und durch eigene Praxis vertiefte Habitus aufrechterhalten wird, ist er, wie oben definiert, als eine „allgemeine Grundhaltung“ zu verstehen, die bestimmte Formen der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben,

sowie der Verteilung kultureller und materieller Güter ermöglicht oder behindert (vgl. Bourdieu, P. (1992)). Nicht gemeint ist damit ein einmal festgelegtes und vollständig unveränderliches Denkschema, welches sämtliche Wahrnehmungen, Einstellungen und Handlungsweisen der Betreffenden zur Gänze determinieren würde.

Mit dieser Konstruktion passt das Habituskonzept zum hier diskutierten Sachverhalt. Gisela Miller-Kipp hat angemerkt, dass „die Schichtzugehörigkeit (bzw. in neuerer soziologischer Betrachtung: das Milieu) prägend (ist)... für das *Erleben* [Hervorhebung vom Autor]“ (dies. (2007), S. 41). Dem ist dann zuzustimmen, wenn mit „Erleben“, wie im Habituskonzept vertreten, die Form der Auseinandersetzung mit der Umwelt, in diesem Falle der „Hitlerjugend“ gemeint ist, die freilich selbst durch dort erlebte „Lebensbedingungen“ verändert werden konnte. Nicht gemeint sein kann hiermit der Inhalt dieser Auseinandersetzung, die bloße Reproduktion der elterlichen Auffassungen. Im Sinne Bourdieus wird der Milieuhintergrund einer Sozialisation während der NS-Zeit in dieser Arbeit als Ursprung einer solchen prägenden, aber eben nicht determinierenden, „Handlungsgrammatik“ verstanden.⁴⁹⁸

⁴⁹⁸ Dieser Einschätzung vergleichbar, lässt sich auch das Fazit lesen, welches Dagmar Reese in ihrer Analyse zweier unterschiedlicher Milieus während der NS-Zeit und deren Einfluss auf das Verhältnis der ihnen entstammenden Mädchen zum „BDM“ zieht (vgl. dies. (1989), S. 227ff.).

- 3.3.7. Leben im „Dritten Reich“ III: Im Alltag des NS-Sozialisationskontextes generierte sich individuell wie kollektiv abweichendes Verhalten zumeist als Resultat komplexer Motivlagen, die allerdings selten eine vollständige Ablehnung des Regimes oder dessen Politik zum Ergebnis hatten, sowie in Form eines Prozesses, an dessen Ende nur in Einzelfällen ein offener Widerstand gegen das NS-System stand, in dessen Verlauf jedoch die massiv repressiven negativen Rückkopplungen (Zuschreibungen und daraus resultierende gewaltsame Zumutungen) durch die nationalsozialistischen Kontrollorgane häufig eine weitere Verschärfung des Konflikts bedingten.

Im Folgenden geht es darum, die Entstehungsbedingungen und Bedeutung abweichenden Verhaltens Heranwachsender im NS-Sozialisationskontext aus struktureller Sicht zu analysieren. Hierbei geht es vor allem darum, aus welchen sozialisationstheoretischen Hintergründen sich damals jugendliches Verhalten generierte, welches vom Regime als abweichend deklariert und verfolgt wurde. Ebenfalls berücksichtigt werden sollen die hierauf erfolgenden Reaktionen der nationalsozialistischen Kontrollinstanzen (vom „Streifendienst der HJ“ bis zu Polizei, Justiz und „SS“), welche durch ihre mangelnde Flexibilität und häufig massive Gewaltanwendung immer wieder zu einer weiteren Eskalation des Konflikts beitrugen. Demgegenüber kann an dieser Stelle keine ausführliche Auseinandersetzung mit den insgesamt seltenen aber dennoch heterogenen Erscheinungsformen des offenen Widerstands gegen das NS-Regime erfolgen (vgl. hierzu grundlegend Schmähdeke, J.; Steinbach, P. (1985), Steinbach, P.; Tüchel, J. (2004), Kunze, R.-U. (2006) sowie Ueberschär, G.R. (2006)).

Das abweichende Verhalten damals Heranwachsender erfährt in der Mehrzahl der Gesamtdarstellungen zum Thema der NS-Herrschaft keine hinreichende, nicht selten gar keine Aufmerksamkeit. Meist finden sich nur knappe Erwähnungen der entsprechenden Jugendgruppen (vgl. Burleigh, M. (2000), S. 277). Oftmals wird es weitgehend undifferenziert unter der Globalperspektive eines Widerstands bewertet, welcher sich gegen das Regime in Gänze richtete und dessen Ablösung zum Ziel hatte. In diesem Sinne gedeutet, kann das Urteil nur lauten: Das abweichende Verhalten Jugendlicher stellte für den nationalsozialistischen Machtapparat keine wesentliche Bedrohung dar. Exemplarisch belegen lässt sich dies anhand der Ausführungen Hans-Ulrich Wehlers zur NS-Herrschaft (vgl. ders. (2003), S. 600ff.). Er widmet der nationalsozialistischen Jugendorganisation insgesamt nur wenige Seiten (vgl. ebd., S. 760ff.). Das abweichende Verhalten damaliger Heranwachsender wird hierbei auf einer Seite (vgl. ebd., S. 765) abgehandelt und erfährt – ganz entsprechend der oben angedeuteten thematischen Fokussierung auf Formen intendierten Widerstands gegen das Regime – eine nur ansatzweise differenzierende und letztlich wenig wertschätzende Beurteilung:

„Völlig irreführend... wirkt es, wenn eine wachsende Literatur aus ein paar hundert widerstrebenden Jugendlichen das Phänomen eines nennenswerten Jugendwiderstandes herleitet. Anfangs gab es mit Sicherheit einige Tausend elitäre Bündische, überzeugte Pfadfinder und konfessionell gebundene Jungen, die sich aus ganz unterschiedlichen Gründen der atheistischen <Proletenjugend> verweigerten. Spätestens seit 1936 verschwanden solche abweichenden Meinungen in dem braunen Millionenheer der Staatsjugend, der jedermann angehören mußte“ (ebd.).

Zu den, während des Krieges auftauchenden „zwei verschiedenartige[n] Oppositionsströmungen“ (ebd.) Jugendlicher stellt er lediglich fest:

„An Zivilcourage fehlte es den <Edelweißpiraten> nicht, von einer konsistenten Resistenz, die über spontanes Aufbegehren hinausging, kann man jedoch bei diesen kleinen Gruppen mit ihrer Robin-Hood-Attitüde kaum sprechen. Noch weniger machte dem totalitären System die <Swing-Jugend> in Hamburg und Berlin zu schaffen... (...) Von Dissens, wenn auch in sehr unterschiedlicher Intensität, kann man in beiden Fällen sprechen, von lebensgefährlichem, regimefeindlichem Widerstand dagegen nicht – auch und gerade im Vergleich mit den linken zu Beginn und den Konservativen am Ende des Regimes“ (ebd.).

Diese Aussagen sind nun so pauschal, dass sie sogar faktisch verzerren. Dem NS-Regime machten die abweichenden Jugendgruppen nämlich sehr wohl zu schaffen, die Frage ist vielmehr warum dies so wahr. Wenn man sich allein auf die verhältnismäßig geringe Quantität der Teilnehmer, sowie auf eine nur in Einzelfällen von Beginn an vorhandene Intention zum Widerstand innerhalb dieser Jugendgruppen konzentriert, dann geraten einem die weit überzogenen, auf massiven Ängsten vor Loyalitäts- und Kontrollverlust in der „Volksgemeinschaft“ beruhenden, Unterdrückungsagitationen aus dem Blick, mit welchen das Regime auf derartige Abweichungen der Heranwachsenden reagierte. Aus sozialisationstheoretischer Sicht geht hiermit jedoch auch die Wahrnehmung für die Prozesshaftigkeit abweichenden Verhaltens Jugendlicher unter der NS-Herrschaft, welche mitunter gerade durch die Interaktionsmuster von sozialer Handlung und darauf folgender gewaltsamer Rückkopplung zu einer Ausbildung tatsächlich widerständiger Haltungen bei den betroffenen Heranwachsenden führten, verloren. Beides wird im Folgenden noch eingehender dargestellt.

Zur Forschungslage bezüglich des abweichenden Verhaltens Jugendlicher unter der NS-Herrschaft:

Die Andeutung Wehlers zu einer vermeintlich „wachsenden Literatur“ zum Thema abweichenden Verhaltens Jugendlicher suggeriert zudem eine diesbezügliche Forschungsaktivität, welche realiter nur bedingt gegeben ist. Zwar erscheinen in den letzten Jahrzehnten verstärkt Arbeiten zu diesem Thema, allerdings erst, nachdem es nach 1945 lange – ausgenommen jene Fälle, in der Angehörigen der „Weißen Rose“, welche als vermeintliche Ausnahme einer ansonsten „gleichgeschalteten“ Regel mys-

tifiziert wurden⁴⁹⁹, sowie in der DDR jene, bei denen sich die Aktivitäten kommunistischer Jugendgruppen als angebliches Exempel einer durchgehenden und von der Partei organisierten Widerstandsfront instrumentalisieren ließen⁵⁰⁰ – kaum Beachtung gefunden hatte und noch bis heute weit weniger Aufmerksamkeit erfährt, als viele andere Bereiche der NS-Herrschaft (vgl. einführend Klönne, A. (1991) und Kenkmann, A. (2002), S. 11ff. sowie ausführlich Schilde, K. (1995)).

Letztlich stellt sich die gegenwärtige Forschungslage zum Thema noch immer kaum zufrieden stellend dar, dies gilt auch für das weitgehende Fehlen systematisierender Arbeiten (vgl. Breyvogel, W.; Stuckert, T. (1991), S. 326 sowie Schilde, K. (2004), S. 266 und (2007), S. 11)⁵⁰¹ einerseits, sowie einer detaillierten und regionalen „Analyse der Verhaltensdisposition informeller Jugendgruppen für die Zeit des Nationalsozialismus“ (Kenkmann, A. (2002), S. 19) andererseits.

Nicht zuletzt durch das, von Martin Broszat initiierte, Projekt „Widerstand und Verfolgung in Bayern“ angeregt, verlagerte sich Mitte der siebziger Jahre auch die Widerstandsforschung hin zu einer verstärkten Analyse alltäglichen Verhaltens unter der NS-Herrschaft und der hierbei offenbar werdenden Verhaltensmuster zwischen überwiegender Anpassung und seltener, meist partieller Verweigerung (vgl. ebd., S. 16, vgl. in diesem Sinne auch Breyvogel, W. (1991c), S. 9). Das anschließend feststellbare erhöhte Interesse, sowie die verstärkte Forschungs- und Publikationsaktivität zum Thema nicht konformen Verhaltens Jugendlicher im NS-Sozialisationskontext darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass wesentliche Fragen hierzu noch immer nicht abschließend geklärt sind:

„Die Vielzahl der Studien, Veröffentlichungen und Kontroversen legt den Eindruck nahe, daß der gewählte Untersuchungsgegenstand, ähnlich wie andere Teilgebiete zum Thema ‚Jugend im NS-Staat‘, zu den überforschten Gebieten der Geschichte des ‚Dritten Reiches‘ zählt. Umso erstaunlicher ist es, daß der Befund des Soziologen Arno Klönne aus dem Jahre 1985 weiterhin ohne Abstriche Gültigkeit besitzt. Er konstatiert, über das Massenphänomen der Edelweißpiraten sei ‚... viel publiziert worden...‘, aber ‚... oft nicht eben Zuverlässiges...‘. Die fachwissenschaftliche und

⁴⁹⁹ Andere Jugendgruppen, welche schon deutlich vor den Flugblattaktionen der „Weißen Rose“ oder dem Attentat vom 20. Juli 1944 Widerstand geleistet hatten, blieben in der Nachkriegsöffentlichkeit weitgehend ohne Resonanz (vgl. Schilde, K. (2004), S. 266). So etwa die Aktivitäten des Münchner Mechanikerlehrlings Walter Klingenbeck, der mit einer Gruppe von Freunden im Sommer 1941 versuchte, mittels selbstgebauter Radiosender regimekritische Beiträge auszustrahlen (vgl. Jahnke, K.-H. (1985), S. 127ff., ders. (2003), S. 620, Zarusky, J. (1991) sowie Kater, M. (2005), S. 103). Nachdem die Gruppe denunziert worden war und Ende Januar 1942 ausgehoben wurde, verurteilte man ihren erst 18-jährigen Anführer zum Tode und richtete ihn im August 1943 hin. Drei weitere Mitglieder der Gruppe wurden für acht Jahre inhaftiert.

⁵⁰⁰ Vgl. zu diesem Thema grundsätzlich, allerdings auf die Instrumentalisierung des Widerstandes Erwachsener bezogen, Niethammer, L. (1994) sowie Zimmer, H. (1999).

⁵⁰¹ Am nächsten kommen dieser Intention noch (immer) folgende Arbeiten: Klönne, A. (1958), Jahnke, K.-H. (1985), Peukert, D. (1985d), Schilde, K. (2007b) sowie auf die Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher fokussiert Kenkmann, A. (2002).

öffentliche Diskussion vor allem um die kategorische Beurteilung der Jugendlichen als Kriminelle oder Widerstandskämpfer, ihre Deutung als Subkultur und die Interpretation ihrer Verhaltensweisen als Widerstand, Phänomen der Selbstbehauptung subkulturellen Verhaltensstils oder Indiz jugendlicher Verwahrlosung hält unvermindert an“ (Kenkmann, A. (2002), S. 18, die zitierten Passagen stammen aus Klönne, A. (1985), S. 189).

Gegenwärtig verteilt sich die vorhandene Literatur zum abweichenden Verhalten Jugendlicher während der NS-Zeit, wie es vor allem in verweigernden Beharrungsmustern nach 1933 und in der Suche nach alternativer Alltagsgestaltung unter den verschärften Lebensbedingungen von Krieg und radikalisierte NS-Politik seinen Ausdruck fand, auf einige zusammenfassende Aufsätze, frühe Veröffentlichungen, sowie vereinzelte ältere und neuere Untersuchungen zu einzelnen Jugendlichen und Jugendgruppen im Widerstand (vgl. Schilde, K. (2007b), S. 11 sowie die dort angegebene weiterführende Literatur zu den genannten Kategorien). Von einer befriedigenden Forschungslage zum Thema sind die Geschichts- und insbesondere die historische Bildungsforschung noch recht weit entfernt. Bemerkenswerter Weise werden die Aktivitäten und Verfolgungsschicksale Heranwachsender, die sich während der nationalsozialistischen Herrschaft gewollt oder ungewollt⁵⁰² nonkonform verhielten, in den zahlreichen Publikationen, welche sich mit dem jugendlichen Alltag im NS-Sozialisationskontext, sowie insbesondere mit der „Hitlerjugend“ befassen, sehr unterschiedlich abgehandelt. Während dieses Thema etwa bei Giesecke selbst unter den Stichworten „Pluralisierung“ (vgl. ders. (1999), S. 255ff.) und „Individualisierung“ (vgl. ebd., S. 258ff.) keine nennenswerte Erwähnung findet, handeln es einige Dokumentationen (vgl. Hellfeld, M.; Klönne, A. (1987), S. 61ff. und 268ff. sowie neuerdings erfreulich ausführlich Jahnke, K.-H. (2003), S. 175ff. und 541ff.) sowie Übersichtsdarstellungen zur „Erziehung unter der Nazi-Diktatur“ (vgl. Keim, W. (1997), S. 346ff.) und Arbeiten, welche sich konkret mit der „Jugendorganisation des Führers“ befassen (vgl. Klönne, A. (2003), S. 150ff. sowie Kater, M. (2005), S. 99ff.) in mitunter stark divergierender Ausführlichkeit ab.⁵⁰³

⁵⁰² Zur letztgenannten Gruppe stellt sich die Forschungssituation noch lückenhafter dar; zumeist wird bezüglich derjenigen, denen das Regime „Unerziehbarkeit“ attestierte, lediglich auf deren vollzogene zwangsweise Separation von der „Volksgemeinschaft“, sowie ihr Leid im Kontext der „Euthanasie“ verwiesen.

⁵⁰³ In seiner besonders fundierten Strukturgeschichte der männlichen „Hitlerjugend“ behandelt Michael Buddrus das Thema abweichenden Verhaltens Jugendlicher während der NS-Zeit unter der Perspektive der negativen „Rückkopplungen“ (Ludolf Herbst) des NS-Systems, genauer der unterschiedlichen Disziplinarmaßnahmen der nationalsozialistischen Jugendorganisation und ihrer diesbezüglichen systemimmanenten Unterstützungsorgane (vgl. ders. (2003), S. 368ff.). Bedauerlich ist demgegenüber, dass diese Thematik in den gegenwärtig aktuellsten und ansonsten ebenfalls fundierten Publikationen zur weiblichen „Hitlerjugend“ so gut wie nicht vorkommt (vgl. Miller-Kipp, G. (2001) und (2007) sowie Reese, D. (2007)). In diesen Arbeiten wird die Nonkonformität damaliger Jugendlicher zwar im Kontext einer strukturgeschichtlichen Analyse des „BDM-

In den letztgenannten Arbeiten werden die unterschiedlichen Ausprägungen non-konformen Verhaltens höchstens oberflächlich einer kategorisierenden Systematisierung unterzogen (vgl. Keim, W. (1997), S. 346), zumeist verbleiben sie gar auf der Ebene einer informativen Aufzählung, welche zwar mehr (vgl. Klönne, A. (2003), S. 150ff.) oder weniger (vgl. Kater, M. (2005), S. 99ff.) erkenn- und nachvollziehbar zwischen den einzelnen abweichenden Jugendgruppen und ihren Motiven unterscheidet, dies aber nicht mit der notwendigen inhaltlichen Differenzierung des Widerstandsbegriffes verbindet.

Grundsätzlich lässt sich konstatieren, dass sich die bildungshistorische Forschung bei der systematischen Bearbeitung des Abweichenden Verhaltens Jugendlicher unter der NS-Herrschaft dem methodischen Niveau, welches Wilfried Breyvogel berechtigt bereits vor bald zwanzig Jahren eingefordert hat, bislang höchstens angenähert hat:

„Erst durch... die Verschränkung von historischer Analyse und biographischer Rekonstruktion, könnte ein Grad von Komplexität erreicht werden, der die bisherige Widerstandsforschung nicht nur Jugendlicher weiterführt“ (ders. (1991c), S. 11).

So positiv erfolgte Darstellung jugendlicher Nonkonformität im NS-Sozialisationskontext an sich zu bewerten ist, allen Auseinandersetzungen mit diesem Thema, die auf der Ebene der mehr oder weniger differenzierten Aufzählung verbleiben und die hierbei angeführten Gruppen der „HJ“ diametral gegenüberstellen, haftet ein systematisch verzerrender Makel an, welchen Breyvogel und Stuckert bereits vor längerer Zeit angeführt haben:

„Die Trennung Hitlerjugend – Gegner verhindert genau das, was als Interaktionsdynamik zu bearbeiten wäre: die Verschränkung biographischer Erfahrung im Subjekt, d.h. die Interaktionsdynamik von Zustimmung und Ablehnung, Zuneigung und Widerspruch, Hoffnung und Enttäuschung wäre empirisch erst zu rekonstruieren, setzen wir nicht organisationsgeschichtlich entschiedene Subjekte voraus, was für Jugendliche so nicht gelten kann“ (vgl. dies. (1991), S. 328, diese Kritik wird an der Arbeit Klönnes festgemacht, von den Autoren aber bereits auf eine entsprechende „Forschungstradition“ (ebd.) erweitert und lässt sich ohne weiteres auf die entsprechenden Darstellungen in den genannten Publikationen Keims und Katers übertragen).

Eine derart statisch differenzierende Darstellung birgt hinsichtlich der Erfassung abweichender Verhaltensweisen unter der NS-Diktatur und deren individueller Motivationen mindestens drei Problembereiche. Erstens geht mit ihm oftmals der Verlust einer analytischen Trennschärfe einher, wodurch mitunter suggeriert wird, bestimmte Milieus wären vollständig und durchgehend „immun gegenüber den Offerten des NS-

Dienstes“ (vgl. Miller-Kipp, G. (2001), S. 107f.), des Versuches der verallgemeinerbaren Konzeption einer „BDM-Generation“ (vgl. Reese, D. (2007), S. 20) sowie schließlich der dokumentarischen Präsentation exemplarischer negativer Erlebnisse im „BDM“ (vgl. Miller-Kipp, G. (2007), S. 79ff.) in sehr knapper Form erwähnt, nicht aber in der gebührenden Ausführlichkeit dargestellt oder hinreichend systematisch analysiert.

Regimes gewesen“ (Kenkmann, A. (2008), S. 158). Zweitens verdeckt sie den Blick für die komplexe Gleichzeitigkeit verschiedener, nicht selten divergierender Einstellungs- und Verhaltensmuster zum und im NS-System, wie sie vor allem die Ausprägungen nonkonformen Verhaltens unterhalb der Widerstandsebene kennzeichnete:

„Protestaktionen und Widerstandshandlungen gegen das NS-Regime sind Taten weniger Zivilcouragierter. Erheblich höher war die Zahl der Nonkonformen und Verweigerer. Mannigfaltige >Kritik und >Meckerei< vertrug sich durchaus mit der partiellen Anerkennung des Regimes oder zumindest mit einer passiven Hinnahme der Obrigkeit<“ (ebd., S. 160, die zitierten Stellen stammen aus Peukert, D. (1982), S. 74; vgl. in diesem Sinn auch Breyvogel, W. (1991c), S. 11).

Mit anderen Worten, eine zu stark abgrenzende Art der Darstellung vermittelt den unzutreffenden Eindruck, man könne zwischen der „Hitlerjugend“ und ihren Gegnern nach einer „Konfrontationslinie Schuld – Unschuld“ (Breyvogel, W.; Stuckart, T. (1991), S. 326) vermeintlich trennscharf schwarze und weiße Konturen unterscheiden, während sich auch im Bereich des jugendlichen Alltags zwischen 1933 und 1945 die Mehrheit eher „grau in grau durchlavierte“ (Martin Broszat, vgl. in diesem Sinne auch Peukert, D. (1981b)⁵⁰⁴, S. 30f.). Hierbei waren häufig aktuelle Konfrontationen mit den unangenehm empfundenen Gegebenheiten des NS-Sozialisationskontextes deutlich relevanter für eine Ausprägung ablehnender Einstellungen und abweichender Verhaltensweisen unter Jugendlichen als die, in einer nicht zu unterschätzenden Zahl von Einzel- und Gruppenfällen ebenfalls Nonkonformität fördernden (vgl. Kenkman, A. (2008), S. 160), tradierten Deutungsmuster einzelner Gesellschaftsmilieus. Auf beide Motivlagen wird weiter unten noch eingegangen. Grundsätzlich kann aber bereits festgehalten werden, dass auch im Alltag der nicht, aufgrund kategorischer Zuschreibungen, a priori verfolgten Jugendlichen während der NS-Zeit ein Interaktionsmuster mit dem Regime vorherrschend war, in welchem „unter der gleichzeitig suggestiven wie auch einschüchternden Herrschaft des Nationalsozialismus“ eine „breite Skala gebrochener Verhaltens- und Reaktionsweisen, die oft ‚unreine‘ Mischung partieller Resistenz und zeitweiliger Anpassung“ (Broszat, M.; Fröhlich, E. (1987), S. 14) zu Tage trat.

Drittens gerät bei einer solch statischen Kategorisierung der damaligen Jugendkohorte die Prozesshaftigkeit aus dem Blick, mit welcher sich die Genese individueller Abweichungen häufig vollzog. Dies bedeutet nicht, dass grundsätzlich eine abweichende Karriere von latenter Nonkonformität bis zum offenen Widerstand unterstellt würde, dies war eher die Ausnahme (vgl. Breyvogel, W. (1991c), S. 10). Demgegenüber resultierte allerdings auch bei der Interaktion des Regimes mit den damals Heranwach-

⁵⁰⁴ Dieser Text wurde wieder abgedruckt in Herrmann, U. (1985), entspricht demnach inhaltlich Peukert (1985b).

senden immer wieder eine deutliche Konfliktverschärfung aus einer überzogen repressiven Reaktion der nationalsozialistischen Kontrollorgane auf ein unterstelltes oder erfolgtes abweichendes Verhalten Jugendlicher (vgl. in diesem Sinne auch Hübner-Funk, S. (2005), S. 140), welches zunächst auf einer niederen und für den Machterhalt de facto kaum bedrohlichen Ebene angesiedelt gewesen war. Auch auf diese Prozessstruktur wird später noch eingegangen werden.

Hingewiesen sei noch auf ein weiteres Desiderat, welches auch in den folgenden Ausführungen nur wenig Berücksichtigung finden kann. Zur validen Einschätzung des abweichenden Verhaltens Jugendlicher unter der NS-Herrschaft, ihrer spezifischen Motive und Erscheinungsformen, ist es unerlässlich, eine erweiterte Analyseperspektive einzunehmen, welche auch über die Epochengrenzen 1933 und 1945 hinausgehend mögliche Kontinuitäten bezüglich der Einstellungen und Verhaltensmuster informeller Jugendgruppen erfasst (vgl. in diesem Sinne Klönne, A. (1991), S. 296 und 307f. sowie Kenkmann, A. (2002), S. 19f.). Entsprechende empirische Längsschnittanalysen fehlen bisher weitgehend (vgl. Kenkmann, A. (2002), S. 20). Dies gilt insbesondere für die organisierte Arbeiterjugendbewegung (vgl. ebd., S. 21).

Gegenüber dieser Erfahrungsseite gilt auch für wesentliche Aspekte der Verfolgung abweichenden Verhaltens Jugendlicher durch die unterschiedlichen Kontrollinstanzen des NS-Systems, dass diese, nicht zuletzt aufgrund personeller Kontinuitäten, nach 1945 häufig wenig bis gar nicht konsequent aufgearbeitet wurden. So erschienen etwa zum Thema des Jugendstrafrechts unter nationalsozialistischer Herrschaft und dessen Beitrag zur „erzieherischen“ Gesellschaftsformierung ebenfalls erst in den letzten Jahrzehnten weiterführende Analysen (vgl. Jureit, U. (1995), S. 1f.). Vergleichbares gilt für die Untersuchung der repressiven, propagandistisch als „Erziehung“ deklarierten, Inklusionsagitationen des nationalsozialistischen Jugendstrafvollzugs (vgl. hierzu Dörner, C. (1991), S. 157ff. sowie Götte, P. (2003))⁵⁰⁵, sowie für die entsprechenden Intentionen und Aktivitäten im Kontext einer angeblichen „Fürsorgeerziehung“ (vgl. Kuhlmann, C. (1989) sowie allgemeiner auf den Bereich damaliger „sozialer Arbeit“ bezogen Kappeler, M. (2000)).⁵⁰⁶ Einmal mehr war die Erforschung der NS-Zeit lange von einer Untersuchungsperspektive bestimmt, welche sich ihren Gegen-

⁵⁰⁵ Auch im Bereich des staatlichen Umgangs mit attestiertem abweichendem Verhalten Jugendlicher finden sich Parallelen zwischen den beiden deutschen Diktaturen. Vgl. diesbezüglich zur versuchten „Umerziehung“ von angeblich „schwererziehbaren“ und straffälligen Jugendlichen in der DDR die vielschichtige Analyse von Verena Zimmermann (vgl. dies. (2004)). Zur, auch im Kontext der SED-Diktatur deutlich unterbelichteten, massiv gewaltsamen Praxis einer Formationserziehung in der ehemaligen DDR vgl. die Arbeit Andreas Gatzemanns (vgl. ders. (2009)), in welcher diese am bedrückenden Beispiel des „Jugendwerkhofs Torgau“ exemplarisch dargestellt wird.

⁵⁰⁶ Zur herrschaftsfunktionalen Entpädagogisierung der Jugendfürsorge unter der NS-Herrschaft vgl. aus struktureller Sicht Guse, M.; Kohrs, A. (1989).

ständen „von oben“ näherte und deren Entwicklung zunächst anhand des Handelns der politischen Führungsriege, sowie gesellschaftlicher Institutionen analysierte und dabei die Belange der einfachen „Volksgenossen“ und ihrer Erfahrungen unberücksichtigt ließ. Hinzu kam der bereits erwähnte grundsätzliche Mangel an Forschungsarbeiten zum Thema abweichenden Verhaltens Jugendlicher während der NS-Herrschaft. Diesbezüglich wurde lange Zeit fast ausschließlich der aktive Widerstand erwachsener „Volksgenossen“ berücksichtigt, hierbei vor allem jener aus dem linken politischen Lager, sowie aus militärischen, konservativen und konfessionellen Kreisen, wie er zum Hitlerattentat von 1944 geführt hatte.

Die komplexen Motivlagen, welche hinter dem abweichenden Verhalten damals Heranwachsender standen, sowie insbesondere deren Ausprägungsformen, welche nur selten dem nach 1945 gepflegten Bild des Widerstands gegen die nationalsozialistische Staatsgewalt entsprachen und an diese nur sehr bedingt anbindungsfähig waren (vgl. Klönne, A. (1991), S. 295ff.), fanden bei einer Zeitgeschichtsforschung keine Berücksichtigung, die sich nach 1945 vor allem gesellschaftspolitischen Interessen verpflichtet sah:

„Das pädagogisch intendierte Bemühen, das ‚bessere Deutschland‘ als Ort historischer Identifikation auszugestalten, war dort ebenso auf der Agenda wie der Trend zum Heldengemälde, zur schlichten Schwarz-Weiß-Malerei ohne Zwischentöne, zum Manichäismus, der das absolut Gute gegen das absolut Böse stellte. ‚Die geschulte Rücksichtslosigkeit des Blickes in die Realitäten des Lebens‘, wie sie Max Weber 1919 einforderte..., war nicht Sache der Widerstandsforschung“ (Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1995), S. 14).

All dies hatte zur Folge, dass eine damalige Nonkonformität Jugendlicher erst spät auf die Forschungsagenda gelangte. Abgestuft lässt sich zu diesem Desiderat sagen, dass, trotz der oben angedeuteten Einschränkungen, zum Thema abweichenden Verhaltens Heranwachsender im NS-System seit den 80er Jahren zahlreiche Untersuchungen vorliegen, die sich exemplarisch mit einzelnen Jugendlichen oder Jugendgruppen befassen. Der Bereich des Jugendstrafrechts und der Jugendstrafrechtsreform ist, insbesondere durch die Arbeiten Jörg Wolffs (vgl. ders. (1992)) zumindest grundlegend bearbeitet worden. Demgegenüber blieben die Aspekte der Jugendkriminalität zwischen 1933 und 1945 lange unterbelichtet (vgl. Götte, P. (2003), S. 15).⁵⁰⁷ Aus sozialisationstheoretischer Sicht ist bedauernd hervorzuheben, dass die

⁵⁰⁷ Eine der wenigen Arbeiten zum Thema stammt von Frank Kebabdies (vgl. ders. (2000)). In dieser werden, anhand einer strukturgegeschichtlichen Analyse der Jugendkriminalpolitik während der NS-Zeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit zwar einerseits Kontinuitäten und Brüche bezüglich des Rechtsverständnisses und der Erziehungsvorstellungen über 1945 hinaus deutlich, andererseits führt die gewählte Forschungsperspektive dazu, dass die Erfahrungen betroffener Jugendlicher weitgehend außen vor bleiben. So gilt noch immer: „Wir wissen wenig über Lebenszusam-

Praxis des Jugendstrafvollzuges, „der *Alltag* in den Jugendgefängnissen des NS-Staates“ (ebd., S. 16) in den meisten Arbeiten zum damaligen Jugendstrafvollzug „im Dunkeln“ (ebd.) blieb. Hier stellt die Arbeit Petra Göttes eine wichtige Perspektiverweiterung dar, da sie konsequent die Erfahrungsebene der damals betroffenen Jugendlichen einbezieht (vgl. insbesondere ebd., S. 224ff.). Neben diesen grundsätzlichen Desideraten bestehen nach wie vor auch bezüglich einiger exponierter Repressionsmaßnahmen des NS-Staates Forschungslücken. So lassen sich die Arbeiten, welche sich mit den nationalsozialistischen „Jugendkonzentrationslagern“ Moringen (für Jungen) und Uckermark (für Mädchen) befassen, noch immer an zwei Händen abzählen. Auf diese Lager wird später noch eingegangen.

Gegenstandsbestimmung abweichenden Verhaltens im NS-Sozialisationskontext:

In dieser Arbeit wird die Generierung abweichenden Verhaltens damals Heranwachsender nicht unter der Perspektive erfolgter Widerstandshandlungen analysiert, da eine solche Fokussierung den Blick verstellen würde, sowohl für die tatsächlich vorhandene Quantität der Fälle, in welchen sich Jugendliche den Formierungsansprüchen des Regimes entzogen haben, als auch für Sozialisationsverläufe, welche eine Nonkonformität unterhalb der Widerstandsebene evozieren konnten. Zur notwendigen begrifflichen Klärung und Differenzierung soll nun im Folgenden das Verständnis abweichenden Verhaltens näher beschrieben werden, welches diesen Ausführungen zugrunde liegt. Diese Begriffsklärung nimmt ihren Ausgang bei einer Definition des verwendeten Widerstandsbegriffes, welcher letztlich als eine besonders exponierte Variable abweichenden Verhaltens unter der NS-Herrschaft, sowie als mögliches aber keineswegs zwangsläufiges Ergebnis eines Interaktionsprozesses zwischen abweichendem Subjekt und darauf reagierendem Regime verstanden wird.

Zunächst einmal ist es bemerkenswert, dass sich die Historiker trotz jahrzehntelanger Forschung und Debatten zum Thema „immer noch nicht darauf einigen (können), wie man <Widerstand> definieren soll“ (Kershaw, I. (2006), S. 279, zu den diesbezüglichen geschichtswissenschaftlichen Kontroversen vgl. ebd., S. 282ff.). In dem Maße, in dem sich die Historiker von der Verschwörung des 20. Juli ab- und niederschwelligeren Verweigerungsformen der einfachen Deutschen zuwandten, wurde

menhänge und Lebensläufe straffälliger männlicher und weiblicher Jugendlicher... im 19. und 20. Jahrhundert“ (Herrmann, U.; Müller, R.-D. (2010), S. 11).

auch die erhöhte Quantität und Komplexität derartiger Verhaltensweisen innerhalb der „Volksgemeinschaft“ erkennbar (vgl. ebd., S. 290ff.).⁵⁰⁸

Dies zog wiederum die Erkenntnis nach sich, dass der Widerstandsbegriff einer Neudefinition bedürfe:

„Angesichts revidierter Definitionen trat an die Stelle der These vom fehlenden breiten Rückhalt für den Widerstand und vom <Widerstand ohne das Volk>... wenn nicht die Gegenthese vom <Volks-widerstand>..., so doch die Bereitschaft zu akzeptieren, daß sich in allen Teilen der deutschen Gesellschaft nachweislich verschiedene Formen von <Widerstand> manifestiert haben“ (ebd., S. 280).

Auf die Bedeutung, welche aus widerstandshistoriographischer Sicht dem, am Münchner Institut für Zeitgeschichte erst von Peter Hüttenberger, hauptsächlich aber von Martin Broszat ab 1973 initiierten, Projekt „Widerstand und Verfolgung in Bayern 1933 – 1945“⁵⁰⁹ im Kontext einer allgemeinen Hinwendung der Geschichtswissenschaften zu einer Sozialgeschichte von unten“, einer „Erfahrungsgeschichte“ oder – so der wohl bekannteste Terminus – einer „Alltagsgeschichte“⁵¹⁰ zukam, wurde bereits hingewiesen (vgl. hierzu auch ebd., S. 292 sowie Peukert, D. (1981b), S. 12ff.). Hier wurde die Widerstandsforschung von ihrem bisherigen Zuschnitt auf bestimmte gesellschaftliche Eliten⁵¹¹ gelöst und durch eine Perspektive ersetzt, welche sich mit dem umfassenden Versuch des Regimes, auf sämtlichen Feldern des täglichen Lebens der „Volksgenossen“ zu Einfluss zu kommen, befasste und damit die vielfältigen, aus diesem Kontrollanspruch resultierenden, Konfliktebenen eines Alltagslebens unter der NS-Herrschaft erfassen konnte:

„Die Widerstandsdefinition, die zu Beginn von den am Projekt beteiligten Mitarbeitern des Bayerischen Staatsarchivs verwandt wurde, macht diese erweiterte Perspektive deutlich: <Unter Widerstand wird jedes aktive oder passive Verhalten verstanden, das die Ablehnung des NS-Regimes oder eines Teilbereichs der NS-Ideologie erkennen läßt und mit gewissen Risiken verbunden war.>“ (Kershaw, I. (2006), S. 292).

⁵⁰⁸ Wesentlich leichter fällt eine Definition des Widerstandes, welchen die Bevölkerungen in den Gebieten erbrachten, welche von Deutschland besetzt worden waren. Hier „(meint) dieser Begriff alle Versuche..., sich den Invasoren und Besatzern entgegenzustellen und auf die Befreiung hinzuarbeiten (Kershaw, I. (2006), S. 280).

⁵⁰⁹ Zwischen 1977 und 1983 resultierten aus diesem Projekt 6 publizierte Bände zum Thema „Bayern in der NS-Zeit“ (vgl. Broszat, M. et al. (1977ff.)), welche als „Meilenstein in der Sozialgeschichte des <Dritten Reiches> und der Widerstandshistoriographie“ (Kershaw, I. (2006), S. 294) gelten können.

⁵¹⁰ Zur einführenden Beschäftigung mit dem „alltagsgeschichtlichen“ Ansatz vgl. noch immer die instruktive Arbeit Detlev Peukerts über „Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde“ (vgl. ders. (1982)).

⁵¹¹ Die lange vorherrschende Tendenz, auf die geringen Möglichkeiten des Widerstands unter der NS-Herrschaft hinzuweisen, sowie die wenigen Akteure eines fundamentalen Widerstands, insbesondere des 20. Juli 1944, zu Märtyrern zu stilisieren, „hat die Betrachtungsweise auf organisierte Gruppen eingeengt. Nicht zuletzt deshalb sind in der Geschichts-, Sozial- und Erziehungswissenschaft die unangepassten Jugend-Cliquen der NS-Zeit erst so spät beachtet worden“ (Schilde, K. (2007), S. 149).

Diese Definition, sowie ihre bald erfolgenden weiteren Konkretisierungen (vgl. ebd., S. 292f.), machten den Widerstandsbegriff und die damit verbundene Alltagsforschung auf besondere Weise auch für sozialisationstheoretische Fragestellungen fruchtbar. Das Projekt befasste sich nicht mehr nur „mit fundamentaler, prinzipieller und totaler Opposition gegen den Nationalsozialismus“, sondern war bemüht, auch die verschiedenen und ganz unterschiedlich motivierten „begrenzten oder partiellen Formen der Ablehnung gegenüber bestimmten Aspekten der NS-Herrschaft zu erfassen“ (ebd., S. 293). Letztlich befasste man sich hier nicht mehr mit dem „Widerstand als bewußtes, grundsätzliches Infragestellen des Regimes“, sondern vielmehr mit der Frage, „inwieweit konkrete, schon vorher vorhandene Gruppen, Institutionen (wie die Kirchen, die Bürokratie und die Wehrmacht), Subkulturen und Einzelpersonen in bestimmten sozialen Milieus es vermochten, gegenüber dem <totalen Anspruch> des Regimes und seiner Ideologie ein gewisses, relatives Maß an Immunität aufzubieten“ (ebd., S. 295). In dem Bemühen, derartige Immunitäten nicht nur exemplarisch darzustellen, sondern auch definitorisch zu erfassen, führte Broszat dann einen neuen Begriff in die Widerstandshistoriographie und -terminologie ein: „Resistenz“ (vgl. ders. (1981b)). Hierbei sollte es sich um einen moralisch neutralen, strukturgeschichtlich beschreibenden Begriff handeln, auf dessen Grundlage die tatsächliche Wirkung solcher Handlungen analysiert würde, durch welche der umfassende Inklusions- und Kontrollanspruch des Regimes innerhalb der „Volksgemeinschaft“ eine Eindämmung oder gar Abwehr erfahren hatte (vgl. ebd., S. 697ff.). Vom herkömmlichen Widerstandsbegriff unterscheide sich jener der Resistenz dadurch, so Broszat, dass ersterer, durch eine übermäßige Fokussierung auf die subjektiven Motive, die Organisationen, sowie moralisch-ethischen Handlungsrahmen, häufig die tatsächliche Wirkung, Auswirkung und Folge erfolgter Handlungen übersehe. Demgegenüber ermögliche es der Resistenzbegriff als Teil eines erweiterten Widerstandsverständnisses auch solche Formen des Opponierens zu erfassen, welche sich nur auf partielle Elemente des NS-Systems bezogen und durchaus mit einer Akzeptanz oder gar Befürwortung anderer Elemente einhergehen konnten. Ohne Frage war diese begriffliche Neuerung für die Erforschung des Verhaltens einfacher „Volksgenossen“ und damit auch für eine sozialisationstheoretische Analyse der NS-Zeit von enormer Bedeutung. Dennoch entbrannte um diesen Terminus und seinen analytischen Nutzen bald eine anhaltende Debatte (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 296ff.). Besonders scharf wurde Broszat diesbezüglich von Walter Hofer, sowie in dessen Gefolge von Marlies Steinert kritisiert, die beide bemängelten, der Resistenzbegriff verwische die Grenzen zwischen fundamentalem Widerstandshandeln und solche Aktionen, die sich kritisch gegen mehr oder

weniger zufällige, äußerliche Erscheinungsformen der NS-Herrschaft gerichtet hätten (vgl. ebd., S. 296f.). Überdies lasse sich unter diese Definition auch stumme Hinnahme, Resignation, Apathie und sogar Integration in das NS-System subsumieren (vgl. ebd., S. 297).

Letztlich scheint sich die Kontroverse bezüglich Broszats terminologischer und definitorischer Vorschläge insbesondere an der Missverständlichkeit des Begriffes „Resistenz“ und weniger an einer tatsächlichen Unvereinbarkeit der vorgetragenen Argumentationen entzündet zu haben (vgl. hierzu ebd., S. 300ff.). Hierüber geriet ein wesentliches Element der Konzeption Broszats aus dem Blick:

„Es war nie beabsichtigt, mit Hilfe des *Resistenzbegriffs* das *Widerstandsproblem* anzugehen. Für Martin Broszat und die Mitarbeiter am <Bayern-Projekt> stand fest, daß der deutsche Widerstand gegen Hitler tragisch gescheitert und die Verwirklichung der grundlegenden Regimeziele nicht durch Resistenz beeinträchtigt worden ist“ (ebd., S. 306).

Entscheidendes Differenzierungskriterium ist letztlich die Verwendung unterschiedlicher methodischer Ansätze bei der jeweiligen Argumentation zum Widerstandsbegriff. Zum einen befasst sich der fundamentalistische Ansatz „mit organisierten Versuchen zur Bekämpfung des Nationalsozialismus“ (ebd., S. 308), wobei er zwangsläufig stark auf Elitegruppen der NS-Zeit fokussiert. Zum anderen analysiert der gesellschaftliche Ansatz, welcher auch die Grundlage des hier diskutierten abweichenden Verhaltens damals Heranwachsender bildet, „vor dem Hintergrund des <totalen Anspruchs> des NS-Regimes eine Vielzahl von *Konfliktpunkten zwischen Regime und einfachem Bürger*“ (ebd.). Der gesellschaftliche Ansatz ist letztlich innovativer und zur Analyse des Alltagslebens während der NS-Zeit ungleich geeigneter, zeichnet sich aber durch eine grundsätzlich andere Perspektive aus, als sie dem fundamentalistischen Ansatz eigen ist:

„Methodisch gesehen ist der <fundamentalistische> Ansatz weniger innovativ; seine Ergebnisse sind relativ vertraut und nicht besonders bewegend... (...) Der <gesellschaftliche> Ansatz gibt methodisch mehr her. Er rührt an Verhaltensmuster, durch die viel über das Leben in einem brutalen Polizeistaat deutlich wird, und beinhaltet Implikationen, die über die Geschichte des <Dritten Reiches> hinausgehen. Bei diesem Ansatz geht es jedoch, ungeachtet gegenteiliger Behauptungen, im wesentlichen um *Konflikte* und weniger um Widerstand“ (ebd., S. 312).

Ich teile die Auffassung Kershaws, dass aus Gründen der begrifflichen Klarheit der Terminus Widerstand lediglich dort Verwendung finden sollte, wo es um eine aktive Beteiligung „an *organisierten* Bemühungen“ geht, welche „erklärtermaßen auf die Untertünung des Regimes oder auf Vorkehrungen für den Zeitpunkt seines Zusammenbruchs zielen“ (ebd., S. 313). Zudem sollte der Resistenzbegriff aufgrund seines nachgewiesenen Potentials zur Missverständlichkeit nicht weiter gebraucht werden.

Da die diesbezüglichen Alternativvorschläge Kershaws – Opposition oder Dissens (vgl. ebd.) – allerdings so weit gefasst erscheinen, dass die notwendige Trennschärfe verloren zu gehen droht, erscheint mir der Vorschlag Mallmann und Pauls weiterführend, stattdessen von „loyaler Widerwilligkeit“ (vgl. dies. (1993b)) zu sprechen. Letzterer Begriff kann auch die Bereitschaft damals Heranwachsender differenziert erfassen, innerhalb des NS-Kontextes partiell und bei ansonsten bestehender Zustimmung zu selbigem alternative, vom Regime als abweichend deklarierte, Verhaltensentwürfe auszuleben.

Im Kontext dieser teils ausufernden Debatte zum Widerstandsbegriff kamen schließlich von Heinz Boberach und Manfred Messerschmidt einerseits, sowie von Peter Steinbach und Hans Mommsen andererseits zwei Anmerkungen, welche bezüglich des hier dargestellten Themas von einiger Bedeutung sind. Zunächst plädierten Boberach und Messerschmidt dafür, Widerstand aus Sicht des NS-Regimes zu definieren. Durch diese Perspektivverschiebung gerieten Verhaltensweisen in den Blick, die sich überhaupt nur aufgrund ihrer Interpretation durch das kontrollwütige Regime als Widerstand deklarieren ließen, de facto aber mit zunehmender Brutalität von den nationalsozialistischen Repressionsorganen als solches verfolgt und geahndet worden waren:

„So wurden viele Verhaltensformen, die in einer liberalen Demokratie nicht weiter aufgefallen oder als harmlos angesehen worden wären – etwa Jugendgruppen, die sich nach westlichen Modevorstellungen kleideten und Swingmusik hörten oder auf Jazzkonzerte gingen –, im nationalsozialistischen Polizeistaat als Bedrohung des Systems eingestuft und dementsprechend politisiert und kriminalisiert“ (ebd.).

Diese Dynamik war aus sozialisationstheoretischer Sicht besonders relevant, da in den letzten Jahren der NS-Herrschaft vom Regime zunehmend solche Formen non-konformen Verhaltens als Bedrohung der eigenen Machtansprüche angesehen und bestraft wurden, deren Motiv lediglich der Wunsch gewesen war, sich angesichts der bedrückenden Lebensumstände unter den Kriegsbedingungen und einer immer repressiveren nationalsozialistischen Herrschaftsausübung ein wenig Eigenständigkeit und alternative Lebensführung zu erobern. Der „Widerstand“ dieser Jugendlichen lag also im wahrsten Sinne des Wortes ganz im Auge eines Betrachters, der in hohem Maße um die Loyalität der Bevölkerung besorgt war und demzufolge jede attestierte Abweichung panisch verfolgte und drakonisch sanktionierte. Für die betroffenen Heranwachsenden konnte das einmal erhaltene Label des Abweichlers nunmehr eine Sanktionierungskette nach sich ziehen, welche schlimmstenfalls mit der eigenen Hinrichtung endete.

Peter Steinbach und Hans Mommsen warnten hingegen zu Recht davor, Widerstand zu statisch zu definieren. Sie plädierten dafür, diesen als Prozess zu analysieren, da „viele Menschen, die letztlich Widerstand leisteten (darunter auch ein Großteil der Verschwörer des 20. Juli), zunächst – und oft sogar über einen langen Zeitraum hinweg – vieles am Nationalsozialismus gebilligt hatten und durchaus Teil des Systems gewesen waren“ (ebd., S. 298).⁵¹² Auch dieser Hinweis ist aus sozialisationstheoretischer Sicht relevant, da er nicht zuletzt auf Formen des Widerstandes Jugendlicher und junger Erwachsener zutraf. So waren beispielsweise die meisten der Mitglieder der „Weißen Rose“ zunächst begeisterte „Hitlerjungen“ und „BDM-Mädel“, bevor sie durch eine kumulative Distanzierung vom Regime schließlich zu dessen erbitterten Gegnern wurden (vgl. diesbezüglich differenziert zu Sophie Scholl Beuys, B. (2010)). Zwar bleibt einzuschränken, dass einerseits die Fälle, in denen ein solcher Distanzierungsprozess zum offenen Widerstand führte, lediglich eine äußerst geringe Minderheit der Heranwachsenden betraf, die mit den Kontrollansprüchen des Regimes in Konflikt gerieten, sowie andererseits die Konzeption eines Widerstands als Prozess schon hinsichtlich des konservativen Widerstands auf viele, aber eben längst nicht auf alle Fälle zutraf (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 308). Demgegenüber bildet die Vorstellung eines prozessualen Entwicklungsverlaufs individueller Nonkonformität eine wichtige Analysegrundlage für solche Verhaltensweisen, die von den Betroffenen nicht als Widerstand gedacht worden waren, vom Regime aber mit einer entsprechenden Etikettierung und gewaltsamen Bestrafung geahndet wurden.

Exemplarische Belege für diese Annahme folgen weiter unten, an dieser Stelle geht es zunächst um eine strukturelle und begriffliche Definition solcher Prozessverläufe, wie sie hier angedeutet wurden.

Diese Prozessverläufe, welche in den oben genannten Publikationen in einer Vielzahl exemplarisch beschrieben, jedoch kaum einmal konsequent systematisiert werden,

⁵¹² Die Widerständler des 20. Juli 1944 stehen für das wichtige historische Exempel, dass eine Gruppe den fundamentalen Widerstand gegen ein NS-Regime unternommen hat, welches spätestens nach seiner Konsolidierungsphase (vgl. These 5) ab 1939 nur noch von innen, durch Mitglieder seiner eigenen Funktionselementen hätte gestürzt werden können (vgl. Echterkamp, J. (2004), S. 33f.). Demgegenüber schränken, neben ihrer eigenen Rolle im NS-System, zwei weitere Tatsachen das Potential einer umfassenden Indienstnahme der damaligen Widerständler für eine gegenwärtige politische Bildung deutlich ein. Zum einen ihre politischen Einstellungen, welche keineswegs liberaldemokratischen Ideen entsprachen, sondern mehrheitlich an konservative Auffassungen aus der Zeit vor 1933 anknüpften: „Weil sie im Nationalsozialismus den traurigen Höhepunkt des Populismus erblickten, spielten für sie Vorstellungen von Oligarchie, Autorität und Korporatismus eine zentrale Rolle, sieht man vom ‚Kreisauer Kreis‘ ab. Von Parteidemokratie und Parlamentarismus – diesen Grundwerten der Weimarer Republik – war keine Rede“ (ebd., S. 35). Zum anderen darf nicht übersehen werden, dass auch bei den Männern des militärischen Widerstandes antisemitische und nationalistische Deutungsmuster verbreitet waren (vgl. ebd. sowie exemplarisch Friedländer, S. (2006), S. 80f. und 664f.).

lassen sich meines Erachtens in einer ersten konzeptionellen Annäherung am besten mit einer interaktionistischen Theorie des abweichenden Verhaltens erfassen. Eine der prominentesten diesbezüglichen Theorien, der labeling approach (auch Definitions-, Etikettierungs- oder Stigmatisierungs-) Ansatz (vgl. grundlegend Lamnek, S. (2007), S. 223ff. sowie in theoretischer Abstrahierung auf die Jugenddelinquenz während der NS-Zeit bezogen Kebbedies, F. (2000), S. 13ff.),

ist hierfür besonders geeignet. Seine, im hier besprochenen Kontext, wesentlichen Annahmen lassen sich mit Schäfers präzise zusammenfassen:

„A.V. [abweichendes Verhalten] (ist)..., wie Howard S. Becker... schreibt, ‚keine Qualität der Handlung, die eine Person begeht, sondern vielmehr eine Konsequenz der Anwendung von Regeln durch andere und der Sanktionen gegenüber einem ‚Missetäter‘.‘ A.V. ist demnach Produkt eines Zuschreibungsprozesses. Die Feststellung, ob a.V. vorliegt, hängt von Interpretationen und Prozessen des Aushandelns und somit von der Definitionsmacht der betroffenen Personen und Gruppen ab“ (Schäfers, B. (2003), S. 415).

Im NS-Sozialisationskontext resultierte für viele Heranwachsende einige erlebte Repression aus Verfolgungsagitationen, die eine Konsequenz solcher, durch das Regime in Gang gesetzten, Zuschreibungsprozesse darstellten. Dies galt neben den Hauptbetroffenen, den so genannten „Fremdvölkischen“ (vgl. Thesen 1 und 6), auch für jene jungen Mitglieder der „Volksgemeinschaft“, welchen die NS-Führung abweichendes Verhalten attestierte. Hierbei war Definitionsmacht der Personen, die am Interaktionsprozess beteiligt waren, höchst asymmetrisch verteilt. Während nicht wenige junge „Missetäter“ ihr Handeln lediglich als alternativen Entwurf definierten, erkannte das Regime darin schnell Versuche einer gezielten Untergrabung des nationalsozialistischen Herrschaftsanspruches. Letztere Interpretation zog eine konsequente Sanktionierung als „Volksschädling“ nach sich, ohne dass die betroffenen Heranwachsenden mit ihren alternativen Deutungen im Diffamierungs- (Propaganda) und Verfolgungsprozess Einfluss hätten gewinnen können. Die Deutungshoheit im öffentlichen Raum lag diesbezüglich fast vollständig beim Regime und dessen Kontrollorganen.

Die inhaltlichen Ausdifferenzierungen des labeling approach Ansatzes machen einerseits dessen Prozessverständnis, und andererseits die Passung seiner Implikationen für eine Analyse abweichenden Verhaltens im NS-Kontext weiter deutlich:

„Wichtig ist... die auf Edwin M. Lemert... zurückgehende begriffliche Unterscheidung zwischen primärer Abweichung und sekundärer Abweichung. Unter *primärer Abweichung* wird der ursprüngliche Normverstoß verstanden, der in der sozialen Umwelt des Normverletzers Aufmerksamkeit... hervorrufen kann und sich nur minimal auf den bisherigen Status und das Selbstbild des Betroffenen auswirkt. Als *sekundäre Abweichung* werden all die Formen des Handelns verstanden, die erst

nach der Sanktionierung bzw. Stigmatisierung als Reaktion des Stigmatisierten auf die Stigmatisierungserfahrung geäußert werden. Den gleichen Grundgedanken, dass a.V. kein punktuellere Ereignis, sondern ein sich fortlaufend entwickelndes Ergebnis dynamischer Interaktionsprozesse zwischen dem Abweichler und vielen anderen Personen und Institutionen ist, beschreibt H.S. Becker in seinem Verlaufsmodell einer abweichenden Karriere“ (ebd., S. 416).

Ohne dass hieraus jedes Mal ein offener Widerstand gegen das Regime als Endergebnis resultierte, dies war wie gesagt selten der Fall, lassen sich viele „Karrieren“ abweichenden Verhaltens im NS-Kontext im Sinne dynamischer Interaktionsprozesse interpretieren, deren erster Impuls häufig eine entsprechend sanktionsauslösende und stigmatisierende Zuschreibung durch die nationalsozialistischen „Personen und Institutionen“ der öffentlichen Verhaltenskontrolle (von den „erzieherischen“ Bemühungen pädagogischer, bis zur „Gegnerbekämpfung“ der Staatsschutzorgane) war. Diesen Verlaufscharakter hat Tillmann grundsätzlich für den pädagogischen Raum der Schule skizziert:

„Der... Prozess (von der Typisierung zur devianten Karriere) (läuft) keineswegs... zwanghaft-mechanisch ab; er kann vielmehr in jedem Stadium angehalten und revidiert werden. Für eine Minderheit der Schüler(innen) gilt dennoch, dass ihre Etikettierung als <Abweichler> der Preis dafür ist, dass mit institutionellen Machtmitteln die <Normalität> in Schule und Unterricht aufrechterhalten wird. Insofern macht die interaktionistische Analyse deutlich, dass der schulische Sozialisationsprozess immer auch <Abweichler> und damit beschädigte Identitäten produziert“ (Tillmann, K.-J. (2001), S. 157).

Diese Einschätzung trifft auf den NS-Sozialisationskontext, welcher sich durch ein hohes und während seines Bestehens zunehmendes Maß an ausgeübter struktureller, psychischer, sozialer und letztlich auch physischer Kontrollgewalt auszeichnete (vgl. These 6), noch wesentlich stärker zu, als auf die Ausgestaltungen des gegenwärtigen Schulalltags. Sowohl in ideologischer (vgl. These 1 zur „jüdischen“ Chiffre), als auch in herrschaftspraktischer Sicht benötigte das NS-Regime öffentlich benennbare „Abweichler“, deren Verfolgungsdynamik nicht zuletzt Voraussetzung einer spürbar anhaltenden Vitalität der „Bewegung“ war, als welche sie ganz wesentlich zum Erhalt der NS-Herrschaft, von deren spezifischer „Normalität“ beitrug. Dies galt primär für die Verfolgung „fremdvölkischer“ Außenseiter, bis hin zur massiv gewaltsamen Exklusion der jüdischen Bevölkerung (vgl. Thesen 1 und 6). Es galt aber eben auch für die quantitativ und qualitativ geringer ausfallenden Repressionen gegenüber „Abweichlern“ innerhalb der „Volksgemeinschaft“. In diesem Zusammenhang „produzierte“ gerade der NS-Sozialisationskontext eine nicht zu unterschätzende Zahl an „Abweichlern“ und, vor allem in Konsequenz der damit einhergehenden Sanktionierungsagitationen, in bedrückendem Maße „beschädigter“ Identitäten.

Eine hinreichend differenzierte Analyse des abweichenden Verhaltens damals Heranwachsender muss demnach sowohl deren Agitationen, als auch die darauf folgenden Bewertungen und Sanktionen durch das NS-Regime berücksichtigen, um schließlich das aus beidem resultierende Belastungspotential einer betroffenen Identitätsentwicklung, aber auch die tatsächliche und die – in der öffentlichen Propaganda, sowie in der subjektiven Wahrnehmung des Regimes – stilisierte Bedrohung zu erfassen, die hieraus für den nationalsozialistischen Machterhalt resultierte. Nicht zuletzt durch die diesbezügliche Entwicklung während des Zweiten Weltkriegs kippte das „Mischverhältnis von negativen und positiven Rückkopplungsbeziehungen“ (Herbst, L. (1996), S. 24), welches im Gleichgewichtszustand die NS-Herrschaft lange kennzeichnete und deren Stabilität förderte (vgl. ebd., S. 22f.), deutlich zu Ungunsten der letzteren (vgl. zu diesen Schicksalen ausführlicher Gellately, R. (2004), S. 131ff.).

Aus bildungshistorischer, sowie aus Sicht des labeling approach Ansatzes von Bedeutung ist zudem, die Tatsache, dass die Bedingungen des NS-Sozialisationskontextes subkulturelle Bestrebungen der damaligen Jugend zwar verstärkten (vgl. Kenkmann, A. (2002), S. 342ff.), nicht aber gänzlich neu geschaffen haben. Zu Recht merkt Alfons Kenkmann hierzu an:

„Unter dem Gesichtspunkt einer *longue durée* jugendlicher Renitenz sind die Proteste der Jugendlichen weniger ursächlich in den Besonderheiten der nationalsozialistischen Jugendpolitik begründet als vielmehr in den Kontinuitäten adoleszenter Aufsässigkeit seit der Entdeckung des Jugendlichen in der hochindustrialisierten Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts“ (ders. (2008), S. 148, vgl. in diesem Sinne auch ders. (2002), S. 364).

Ein weiterer Hinweis darauf, dass das Regime angesichts seiner Ängste vor Kontrollverlust gut daran getan hätte, den betreffenden Jugendlichen etwas mehr Freiheitsgrade des Verhaltens zuzugestehen, da sich letztlich, trotz allem aufgebrachten Druck, zwar Anpassung erzwingen lässt, nicht aber Loyalität. Ob der NS-Führung, selbst angesichts der zunehmenden Erosion militärischer Kampfkraft, lediglich „die Zeit (fehlte)“ (Kenkmann, A. (2008), S. 148) um diese Motivlage differenzierter zu beurteilen, erscheint mir fraglich. Das gesamte Unternehmen der NS-Erziehung suggeriert eher ein zumindest zusätzliches Fehlen der notwendigen Reflektionsbereitschaft (auch hier im Sinne von Können *und* Wollen zu verstehen).

In Sinne des bisher Ausgeführten wird im Folgenden eine „sanktionsorientierte Definition“ abweichenden Verhaltens verwendet, welche davon ausgeht, „daß abweichendes Verhalten immer dann vorliegt, wenn auf diese Verhaltensweise eine Reaktion bei den Interaktionspartnern einsetzt, die als negative Sanktion interpretierbar ist“ (Lamnek, S. (1990), S. 48, vgl. zu dieser Auslegung auch Kenkmann, A. (2002), S. 27).

Überdies wird zur begrifflichen Erfassung individueller Verweigerungsmuster gegenüber dem umfassenden Inklusionsanspruch des Regimes eine Fassung gewählt, welche selbige nicht statisch, sondern als abhängig von den konkreten Gegebenheiten der entsprechenden Situation und den beteiligten Interaktionspartnern, sowie als Prozess erfasst:

„Der Begriff >Widerstehen< sollte nicht in >Tatbestände< mit bestimmten zuzuordnenden Tatsachenbestandsmerkmalen widerständigen Verhaltens zwischen vordergründig unverbindlichem punktuell Nonkonformismus (>Nörgelei<) und aktiver Beteiligung an Staatsstreichplänen (>aktiver Widerstand<) aufgelöst..., sondern vielmehr im Sinne Peter Hüttenbergers als >spezifische Form der Auseinandersetzung innerhalb eines Herrschaftsverhältnisses< in der Interpretation offen gehalten werden“ (Kunze, R.-U. (2006), S. 20).

Nach dieser grundlegenden Definition abweichenden Verhaltens im NS-Kontext gilt es in einer weiteren Annäherung, die komplexe Gesamtschau möglicher Widerstandshandlungen (vgl. Kenkmann, A. (2008), S. 143ff.) gegen die nationalsozialistische Herrschaft inhaltlich auszudifferenzieren. Dies soll an dieser Stelle anhand einer aufsteigenden Stufenfolge des abweichenden Verhaltens geschehen, wie sie Detlev Peukert vorgeschlagen hat (vgl. ders. (1981b), S. 22ff., ders. (1982), S. 94ff. sowie ders. (1983), S. 98ff.) und in deren einzelne Kategorien sich die entsprechenden Handlungsmuster damaliger heranwachsender Nonkonformisten später eingliedern lassen. Zunächst unterscheidet Peukert drei verschiedene Konflikttypen im Gesamtkontext der NS-Herrschaft (vgl. ders. (1981b), S. 22ff.):

1. Externe Konflikte zwischen dem NS-System und seinen Gegnern bzw. jenen Gruppen, die das NS-System im Laufe seiner Entwicklung bekämpfte.
2. Interne Konflikte, die horizontal zwischen verschiedenen Fraktionen des herrschenden NS-Systems verliefen.
3. Des weiteren ein Konflikttypus, bei welchem die Bruchzone erneut innerhalb des Systems verlief, diesmal jedoch vertikal, zwischen den NS-Eliten und der Masse, bestimmten Gruppen oder einzelnen Angehörigen der beherrschten Bevölkerung.

Für damals Heranwachsenden konnten alle drei Konflikttypen sozialisationsrelevant werden. In ersterem Falle etwa, wenn Teile des eigenen Umfelds oder sogar der eigenen Familie den spezifischen Gegnergruppen des NS-Regimes angehörten und von diesem nach dessen erfolgreicher Machtübernahme verfolgt wurden. In nicht wenigen Fällen gehörten Jugendliche und junge Erwachsene nach 1933 auch bereits selbst aktiv handelnden Teilgruppen dieser Milieus an und wurden infolgedessen direkt mit den Maßnahmen gewaltsamer Repression durch das NS-Regime konfrontiert.

Beim zweiten Konflikttypus konnten Heranwachsende vor allem indirekt betroffen sein, wenn sich beispielsweise aufgrund der bestehenden Konflikte zwischen den unterschiedlichen „Erziehungsträgern“ des NS-Systems (vgl. These 6), Elternhaus, Schule und „Hitlerjugend“, für sie gleichsam Freiräume, etwa in Fällen eines Konflikts zwischen Schule und „HJ“, wobei auch die jungen „Volksgenossen“ mitunter den „Dienst“ in letzterer gegen die Ansprüche der Ersteren ausspielten, aber auch Druck-situationen, etwa bei schwelenden Konflikten zwischen ihrem Elternhaus und dem Verfügungswillen der „HJ“, ergeben konnten.

Die meisten Fälle damaligen jugendlichen Abweichens lassen sich hingegen der dritten der oben genannten Gruppen zuordnen. Denn, sowohl in den Fällen der Banden, Cliques, Meuten und anderer Gruppierungen, welche in den letzten Jahren der NS-Herrschaft einen Vollzug alternativer Lebensentwürfe anstrebten, als auch bei vielen Jugendlichen, die in jenen Milieus (allen voran dem Arbeiter- und dem katholischen Milieu) aufwuchsen, denen man nach 1945 lange eine weitgehende Immunität gegenüber dem Inklusionsanspruch des NS-Regimes attestierte, was sich gerade durch alltagsgeschichtliche Forschungen mittlerweile als revisionsbedürftiges Pauschalurteil erwiesen hat (vgl. exemplarisch Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1995), S. 530ff. sowie theoretisch abstrahierend Kunze, R.-U. (2006), S.15f.)⁵¹³, resultierten nonkonformistische Verhaltensweisen der Heranwachsenden zumeist aus Distanzerlebnissen, welche aus der Konfrontation mit dem erhöhten Verpflichtungsanspruch oder dem gewaltsamen Gebaren des NS-Regimes entsprangen. Wie bereits gesagt, konnten diese Distanzerlebnisse und dadurch ausgelöste partielle Abweichungen der betreffenden Heranwachsenden durchaus mit einer vorangegangenen oder weiter bestehenden Befürwortung anderer Teilelemente des NS-Sozialisationskontextes einhergehen, dies war sogar die verbreitete Regel.

Wenn man nun davon ausgeht, dass sich ein individueller Entschluss zum Widerstand gegen das Regime zwar nicht immer, aber doch häufiger als Prozess dargestellt hat,

⁵¹³ Dies gilt insbesondere für die Mentalitätsentwicklung innerhalb der Arbeiterschaft ab Mitte der dreißiger Jahre (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 246ff. sowie insbesondere ebd., S. 305f.). Neuere alltags- und regionalgeschichtliche Studien haben mittlerweile differenziert herausgearbeitet, dass sich auch für das katholische und das Arbeitermilieu zwischen 1933 und 1945 einerseits Beharrungstendenzen bezüglich traditioneller milieuspezifischer Abgrenzungsmuster, sowie andererseits aber auch deutliche Anpassungstendenzen an die Inklusionsangebote der NS-Führung erkennen lassen. Wie beim Rest der damaligen deutschen Bevölkerung war die Bereitschaft hierzu auch in den genannten Milieus dann besonders hoch, wenn sich das Regime glaubwürdig – besser noch: spürbar – als erfolgreicher Gestalter einer verbesserten Lebensgrundlage der „arischen Volksgemeinschaft“ präsentieren konnte. Letztlich hat sich das Verhältnis der Bevölkerung zur NS-Führung wohl auch in diesen beiden Milieus eher „grau in grau“ durchlaviert, als dass es sich hier um unerschütterlich weiße Flecken inmitten einer ansonsten nationalsozialistisch-schwarzen deutschen Gesellschaft gehandelt hätte (vgl. hierzu exemplarisch auf das Saarland bezogen Mallmann, K.-M.; Paul, G. (1995)).

wie können dann dessen auf einander aufbauende Teilstrukturen untereinander ausdifferenziert werden? Dies soll im Folgenden skizziert werden.

Im Herrschaftsallday des NS-Systems kam es aufgrund seiner inneren Widersprüche, sowie dem ihm immanenten zunehmenden Formierungsdruck zu vielfältigen Gelegenheiten, „in denen sich Menschen mit der Frage konfrontiert sahen, ob sie nationalsozialistischen Anordnungen Folge leisten oder ihnen widerstehen sollten“ (Peukert, D. (1981b), S. 24, vgl. für exemplarische Beispiele auch These 6). Fiel jedoch eine Entscheidung zugunsten einer individuellen Verweigerung, so war dies, wie bereits angedeutet, was die dahinter stehende Intention des „Abweichlers“, sowie den Grad seines abweichenden Verhaltens betraf, höchst selten auf der Ebene aktiven Widerstands gegen das NS-Regime angesiedelt. Für den NS-Sozialisationskontext gilt also, es gab einerseits Nonkonformismus, welcher nicht gleichzeitig Widerstand im eigentlichen Sinne war, andererseits ging – ganz im Sinne eines prozessualen Konfliktverlaufs – einem schließlich aufgenommenen Widerstand nicht selten ein, vom Regime sanktioniertes, einfaches abweichendes Verhalten voraus. Mit Peukert lassen sich die unterschiedlichen Formen und Grade abweichenden Verhaltens innerhalb und gegenüber dem NS-System nunmehr in eine ordnende Systematik eingliedern, welche sie zugleich nach Form des gezeigten Verhaltens und nach dessen Grad der Abweichung differenziert und systematisiert (vgl. ebd., S. 25).

Peukert skizziert zunächst eine Ebene des Nonkonformismus im NS-Sozialisationskontext, welche auf ihren Achsen von den Variablen „Reichweite der Systemkritik“ (von partiell bis generell) und „Wirkungsraum der Handlung“ (von privat bis staatsbezogen) definiert wird. Innerhalb dieser Ebene verortet er dann, in aufsteigender Intensität der eingegangenen Konfrontation mit dem Regime, sowie von dessen sanktionierenden Reaktionen darauf, die Formen abweichenden Verhaltens. Diese gehen von einfacher Nonkonformität, über Verweigerung und Protest, bis hin zum tatsächlichen Widerstand.

Gerade auf der untersten Stufe konnten sich die Verhaltenselemente des Mitmachens und des Entziehens miteinander verbinden. Gegenüber dem totalitären inneren und äußeren Erfassungswillen des Regimes bedeutete schon die Ausbildung einer inneren Distanz einen zu bekämpfenden Nonkonformismus, welcher im Lebensalltag des betreffenden Subjekts jedoch durchaus mit einer Mitgliedschaft in der „Hitlerjugend“ einhergehen konnte (vgl. Miller-Kipp, G. (2007), S. 40 sowie exemplarisch die Berichte in ebd., S. 63ff., 79ff. und 89ff.).

Bezüglich des abweichenden Verhaltens Jugendlicher ist bezüglich Peukerts Gliederung allerdings relativierend hinzuzufügen, dass es sich hierbei um eine Verhaltens-

und dazugehörige Bewertungsskalierung handelt, nicht aber um eine hieraus einfach ableitbare Entwicklungslinie moralischen Rechtsbewusstseins bzw. eines unweigerlich ansteigenden Widerstandsbewusstseins bei den betroffenen Subjekten (vgl. in diesem Sinne auch Breyvogel, W. (1991c), S. 10f.). Die politischen Einsichten damals Heranwachsender bildeten sich nicht in einer unabhängigen Stufenfolge, sondern in Abhängigkeit eines „Modus der Betroffenheit“ (ebd., S. 10), sprich nach der individuellen Verarbeitung bestimmter Distanz- oder Konflikterlebnisse innerhalb des NS-Herrschaftssystems. Diese subjektiven Verarbeitungsformen lassen sich aber – damals wie heute – nicht pauschalisieren. So konnte ein entsprechendes Erlebnis „bei einem alles, bei anderen gar nichts auslösen“ (ebd., S. 11). Dies lässt sich anhand des autobiographischen Berichts von Martin Bergau exemplarisch verdeutlichen:

„Im allgemeinen bereitete mit der Dienst bei den Pimpfen Vergnügen. (...) Eine Begebenheit ging mir aber doch sehr nahe. Unser Jungzug schwärmte im Park aus und stieß dabei auf einen Kameraden, der nicht zum Dienst erschienen war. Der Jungzugführer fuhr den Jungen barsch an, warum er sich nicht entschuldigt hätte. Da half die Beteuerung, er müsse auf Anordnung seines Vaters Hasenfutter holen, überhaupt nichts. Der Jungzugführer hielt den Jungen fest, und der gesamte Jungzug mußte den Schulterriemen abnehmen, an dem >Sündenbock< vorbeidefilieren und ihm dabei einen mächtigen Hieb aufs Hinterteil versetzen. Einige, die den Schlag zu zaghaft ausführten, mußten ihn wiederholen. Am liebsten hätte ich vor Empörung den Jungzugführer mit >feiges Schwein< betitelt und vor ihm ausgespuckt. Irgendwo in meinem tiefsten Inneren kamen mir damals die ersten leisen Zweifel an unserem System“ (ders. (1994), S. 24).

Um eine Entstehung politischer Widerstandshandlungen Jugendlicher verstehen zu können, hier ist Breyvogel sicher Recht zu geben, ist es demnach unerlässlich, nicht nur die Interaktionsmuster zwischen abweichendem Subjekt und NS-Herrschaftssystem zu analysieren, sondern auch die persönlichen Dispositionen des ersteren sowie die spezifischen Situationsmerkmale zu berücksichtigen (vgl. Breyvogel, W. (1991c), S. 11). Bezüglich der Bedeutung der konkreten Situationsbeschaffenheit für die Entstehung eines abweichenden Verhaltens, welches sich je nach Definition als Widerstand deklarieren ließ, wären insbesondere die Lebensbedingungen während des Krieges zu erwähnen (vgl. These 5). So führten nicht zuletzt „die kriegsbedingten Änderungen der Lebensführung und die gleichfalls kriegsbedingte Übersteigerung des Konformitätsdrucks... dazu, daß ‚Jugendkriminalität‘ und ‚Jugendverwahrlosung‘ zu einem zentralen innenpolitischen Problem wurden“ (Echternkamp, J. (2004), S. 32). Auf einer Ebene, die eindeutig nicht dem aktiven Widerstand zuzurechnen ist, vom Regime aber mit zunehmender Repression verfolgt wurde, schuf die nationalsozialistische Verpflichtungswut immer jüngerer „Volksgenossen“ für den Kriegsdienst außerdem selbst neue Abweichungsmuster. Diese entsprangen oft-

mals einer schlichten Überforderung der jungen Soldaten und entbehrten zunächst jeder Widerstandsintention. So kritisierten militärische Dienststellen im Sommer 1944 die ihrer Meinung nach geringe physische und psychische Belastbarkeit der jungen Soldaten:

„Untersuchungen durch den Beratenden Psychiater und Armeearzt... bestätigten, dass die jüngsten Rekruten den physischen und psychischen Belastungen des Kriegsalltags, insbesondere in kritischen Gefechtslagen, weit weniger gewachsen waren als ihre im Vergleich nur wenige Monate älteren Kameraden. (...) Explizit wiesen die... Untersuchungen... auch darauf hin, dass zwischen der Zunahme von Verstößen gegen die militärische Disziplin und dem körperlich-seelischen Reifegrad der jüngsten Soldaten ein enger Zusammenhang bestand. Als ‚typische Vergehen‘ wurden u.a. aufgeführt: Wachvergehen auf dem Boden abnormer Ermüdbarkeit durch Einschlafen auf Posten, Wachvergehen aus jugendlicher Unbeschwertheit und Leichtfertigkeit sowie die unerlaubte Entfernung durch Einschlafen mit abnorm langer Schlafdauer, Abkommen von der Truppe, verspätete Rückkehr aus Angst vor Strafe, aus Heimweh oder aus jugendlicher Leichtfertigkeit mit anschließender Furcht vor Strafe. Insbesondere geringfügige Delikte... nahmen zum Kriegsende hin deutlich zu“ (Kunz, A. (2010), S. 93).

Auch diese jüngsten Soldaten gerieten in Folge ihrer zunächst geringfügigen „Vergehen“ in die Sanktionsdynamik des NS-Systems:

„Nonkonformität und abweichendes Verhalten unter ‚jungen Soldaten‘ (trugen) weder subjektiv noch objektiv zur Schwächung der militärischen Macht des NS-Regimes bei... Vielmehr wurden die Betroffenen ‚die tragischen Opfer einer oftmals erbarmungslosen Militärjustiz, in deren Maschinerie sie nach einer Verkettung von Zufällen und Überreaktionen immer tiefer hineingeraten waren.“ (ebd., S. 94, die zitierten Passagen stammen aus der thematisch weiterführenden Arbeit von Ziemann, B. (1999), S. 603).

Mit Kershaw wäre bezüglich der Skalierung Peukerts zudem kritisch anzumerken, dass eine trennscharfe Abgrenzung der Stufen 1 bis 3 kaum möglich ist und lediglich die Stufe des Widerstands sich eindeutig von allen anderen qualitativ unterscheidet (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 311). Dennoch erscheint diese Skalierung als weiterführende Systematik, um den Prozessverlauf abweichenden Verhaltens im NS-Kontext, sowie dessen unterschiedliche Ebenen grundsätzlich differenzierend erfassen zu können.

Wie bereits geschildert, waren die meisten Fälle abweichenden Verhaltens damals Heranwachsender im Moment ihrer ursprünglichen Generierung auf dem Niveau der Nonkonformität, mitunter auch der Verweigerung angesiedelt. Wenngleich es, gerade in den genannten Milieus der Arbeiterschaft und des Katholizismus, nach 1933 auf dem Level der Verweigerung auch zum Einfließen traditioneller politischer und gesellschaftlicher Deutungsmuster kommen konnte, waren die meisten dieser alltäglichen Verhaltensformen an sich unpolitisch (vgl. ebd., S. 26). Erst die, im Sinne des oben

skizzierten Interpretationsansatzes als stigmatisierend anzusehenden, Reaktionen des Regimes setzten dann oftmals einen Prozess in Gang, welcher die „Abweichler“ auf höhere Niveaus des Nonkonformismus trieb:

„Erst der Zugriff (die Penetration) des NS-Regimes veränderte objektiv ihre Bedeutung. Während das Selbstverständnis liberaler Gesellschaftsordnungen davon ausgeht, daß zwei Sphären, die private bzw. soziale Sphäre einerseits und die politische Sphäre andererseits, nebeneinander koexistieren, politisierte der Nationalsozialismus die Gesellschaft insofern, als er in bisher private Bereiche politische Ansprüche einführte. (...)“

... In nicht wenigen Fällen ließ der Nationalsozialismus... den Menschen keine andere Wahl, als von der Nonkonformität über die Verweigerung bis zum Widerstand voranzuschreiten. Gerade die Erfahrung mit den Eingriffen des Regimes trieb also Personen, die oftmals nur vorsichtig abweichende Handlungen artikuliert hatten, im Laufe des Konfliktes in eine entschiedenere Gegnerschaft“ (ebd., vgl. hierzu auch ders. (1982), S. 96f., ders. (1983), S. 114ff., in diesem Sinne auch Zarusky, J. (2004a), S. 98ff. sowie exemplarisch Gruchmann, L. (1980), S. 105, Muth, H. (1982), Peukert, D. (1985b), S. 224ff., Kenkmann, A. (1991) und Ueberschär, G.R. (2006), S. 119).

Gerade die Entwicklung der „Hitlerjugend“ während der späten dreißiger und vor allem der vierziger Jahre, die stetige Ausweitung von Kontroll- und Erfassungsaktivitäten, sowie von einer militarisierten Ausgestaltung des Dienstes, bei gleichzeitigem Verlust an innerer Dynamik und äußerer Attraktivität (vgl. Peukert, D. (1983), S. 98ff. sowie These 6), war es, welche bei einer nicht zu unterschätzenden Zahl Jugendlicher zu einer nur widerwilligen Akzeptanz oder auch entschiedenen Ablehnung derselben verleitete, die wiederum zu Konflikten mit den Ordnungskräften des NS-Systems führen konnte (vgl. Klönne, A. (1991), S. 299):

„In der Gefühls- und Gedankenwelt der nonkonformen oder widerständigen jugendlichen Gruppen während des ‚Dritten Reiches‘ existierten, bei allen sonstigen Unterschieden, einige weithin gemeinsame Elemente: Ein auf jugendliche Lebenspraxis gerichteter Drang nach Selbstbestimmung; die Anfechtung staatlicher oder gesellschaftlicher Autoritäten (zum Teil auch der Autorität im eigenen Sektor der Erwachsenenwelt, etwa der Kirchen oder der früheren Arbeiterbewegung); die Verweigerungshaltung gegenüber nationalsozialistischen, zum Teil aber auch gegenüber nationalkonservativen ‚Tugenden‘ und daraus erwachsenden Pflichten, wie etwa der ‚Arbeitspflicht‘ und der ‚Wehrpflicht‘; die Missachtung gegenüber ‚bürgerlichem‘ Opportunitätsverhalten; der Spott über ‚völkisch‘ begründete Ausgrenzungen des ‚Fremden‘; der Hunger nach Leben in einer offenen Welt“ (ebd., S. 308).

Diese Intensionsliste verweist auf die Belange der damaligen Alltagswelt der Heranwachsenden:

„In ihren Alltagskulturen verarbeiten die Menschen die Existenzbedingungen, denen sie in vorgegebenen sozialen und ökonomischen Systemen und Herrschaftsverhältnissen unterliegen“ (Peukert, D. (1985), S. 226).

Da aber der NS-Staat eben diese Freiräume konsequent beschnitt, mussten sich die entsprechenden Verarbeitungsprozesse jugendlicher „Volksgenossen“, wo sie nicht dem nationalsozialistischen Mentalitäts- und Verhaltensideal entsprachen, zwangsläufig in Subkulturen zurückziehen (vgl. ebd., S. 226ff.). Mit der Erhöhung der systeminternen Verhaltenskontrolle (vgl. Thesen 5 und 6) erreichte das Regime also de facto das Gegenteil dessen, was man bezweckt hatte. Zumindest in einer nicht zu unterschätzenden Minderheit der Fälle war das Ergebnis des Erlebens eines solch überbordenden Formierungsdrucks nicht eine verstärkte Inklusion, geschweige denn Loyalität der jungen „Volksgenossen“, sondern eine – im oben skizzierten prozessualen Sinne – sukzessiv voranschreitende Beziehungsdestabilisierung zwischen dem Regime und den betroffenen Jugendlichen. Aus dieser Sicht wird nicht nur die übergreifende Relevanz des abweichenden Verhaltens einiger Heranwachsender für den gesamten NS-Sozialisationskontext deutlich, sondern auch die Unzulänglichkeit des oben zitierten Urteils Wehlers zum Jugendwiderstand. Dieser war wohl nicht im Sinne eines fundamentalen Widerstands, aber sehr wohl für den totalitären Herrschaftsanspruch des NS-Regimes eine deutliche Bedrohung:

„Die aggressive Militanz der Arbeiterjugendlichen aus den Edelweißpiratengruppen und Meuten und die skeptische Lässigkeit der bürgerlichen Swing-Jugend gefährdeten die Gesellschaft des Dritten Reiches nicht nur dort, wo einzelne zu explizit politischen Formeln des Widerstands griffen. Viel umfassender war ihre Herausforderung auf dem Gebiet der Alltagskultur“ (ebd., S. 226).

Gerade bei dieser Thematik ist es von einiger Bedeutung, nicht nur die Begriffe, sondern auch die Perspektiven, auf denen eine abschließende Beurteilung beruht, klar zu umreißen. So stellt denn auch das Fazit, welches Gerd R. Ueberschär zum Jugendwiderstand zieht, keinen Widerspruch zur hier vertretenen Argumentation dar. Da sie vor allem auf die Ebene des Widerstandes und deren quantitative Verbreitung abzielt, lässt sie sich eher als Ergänzung zur Analyse der Alltagsebene sehen, mit welcher sie schließlich *im Verbund* eine vertiefte Beurteilung damaligen abweichenden Verhaltens Jugendlicher und junger Erwachsener im NS-Kontext erlaubt:

„Die Härte der NS-Verfolgungsmaßnahmen gegenüber oppositionellen Jugendlichen (darf) nicht dazu verleiten, die Bedeutung des Jugendwiderstandes überzubewerten. Es war vielmehr ein charakteristisches Merkmal der deutschen Jugend, dass sie in überwiegender Zahl bis Kriegsende fest und überzeugt zum Nationalsozialismus hielt“ (ders. (2006), S. 125).

Abgesehen davon, dass mir der pauschale Verweis auf die durchgehend „fest und überzeugt“ zum Regime haltende Jugend allzu undifferenziert erscheint (vgl. Thesen 5 und 6), ist es eben ein wesentliches Kennzeichen des NS-Herrschaftssystems, dass dieses realiter keinen gleichgeschalteten Monolithen darstellte, sondern sich durch Komplexität und innere Widersprüche auszeichnete. In diesem Sinne treffen beide

Aussagen zu, der Jugendwiderstand war quantitativ und qualitativ eher marginal und stellte für die nationalsozialistische Herrschaft de facto kaum eine ernsthafte Bedrohung dar. Dies nahm das Regime aber anders, mit zunehmender Hypersensibilität wahr und reagierte entsprechend überzogen. Dies führte wiederum dazu, dass die betroffenen Heranwachsenden weiteren Repressionen ausgesetzt wurden und sich die Konflikte weiter verschärften (vgl. Peukert, D. (1981b), S. 29f.).

Nachdem nun geklärt ist, welche Bedeutung das Agieren des NS-Regimes (Schaffen repressiver Umweltbedingungen, zunehmender Formations- oder Ausgrenzungsdruck, später Kriegsfolgen) einerseits, sowie verschärfte Reaktionen auf leichte, nicht als Widerstand intendierte Abweichungen andererseits) eine Generierung nonkonformistischer Verhaltensweisen unter den damaligen Jugendlichen auslösen und fördern konnten, gilt es außerdem zu differenzieren, in welchem Maße der nationalsozialistischen Führung überhaupt an einer Inklusion (hier: Einforderung von Leistungsbereitschaft und effizienter Nützlichkeit) der Betreffenden gelegen war. Diesbezüglich lassen sich drei hierarchische Stufen eines gruppenspezifischen Formierungswillens durch das Regime und entsprechender Reaktionen auf attestierte Abweichungen unterscheiden. Freilich sind hierbei die Gruppen 1 und 2 nicht trennscharf zueinander, sondern als Stufenfolge aufeinander bezogen. Getreu dem NS-Motto, wer nicht für den Nationalsozialismus ist, kann nicht zurechnungsfähig sein, konnte eine Person durchaus schnell von einer Zugehörigkeitszuschreibung zur ersten Gruppe in die zweite verwiesen werden. Lediglich die dritte Gruppe verhält sich im wahrsten Sinne des Wortes unverbindlich zu den beiden anderen. Von herrschaftspragmatischen Ausnahmen abgesehen, sollte aus ihr kein Weg in eine der anderen Gruppen, insbesondere die erste führen. Die Gruppen lassen sich wie folgt definieren:

1. Diejenigen, die keine Leistung im Sinne der NS-Ideologie generieren *wollten*; hierunter fallen all jene, welche durch Attest („asozial“) oder tatsächlich gezeigtes Verhalten („Abweichler“, wie die „Edelweißpiraten“ oder die „Swing-Jugend“) ihre mangelnde Leistungsbereitschaft für die Ziele der NS-Ideologie angeblich oder realiter unter Beweis gestellt hatten. Ihnen drohten zunächst Stigmatisierung und leichtere Sanktionen, dann vorübergehende Inhaftierung und schließlich eine endgültige Absonderung, sprich der Verweis in die zweite Gruppe, oder sogar die Todesstrafe, wenn sich ihre Abweichung mit allzu deutlichen Widerstandselementen vermengt hatte.
2. Diejenigen, die laut Attest der NS-Rassebiologen und Eugeniker keine entsprechende Leistungsbereitschaft generieren *konnten* bzw. von denen dies erst gar nicht zu erwarten wäre. Hierunter vielen all jene, die das Regime als „unerzieh-

bar“ abstempelte und in eine auf unbestimmte Zeit bewahrende, in der Praxis für die betroffenen Jugendlichen oftmals qualvolle „Fürsorgeerziehung“ überführte oder ihnen, nach NS-Bewertungskriterien, Debität („Schwachsinnigkeit“) unterstellte, worauf sie häufig in psychiatrische Verwahranstalten verbracht wurden, wo viele von ihnen sterilisiert und während des NS-Euthanasieprogramms ermordet wurden (zu letzterem vgl. die gleichermaßen bedrückende wie lesenswerte Publikation von Fuchs, P.; Rotzoll, M.; Müller, U.; Richter, P.; Hohendorf, G. (2007), in welcher die Fälle Betroffener eindringlich geschildert werden und dabei die perfide Wertbemessung menschlichen Lebens durch regimeinterne Nützlichkeitskriterien deutlich zum Vorschein kommt).

3. Diejenigen, die nach Maßgabe der rassistischen NS-Ideologie keine entsprechende Leistungsbereitschaft ausbilden *sollten*; hierunter vielen alle „fremdvölkischen“ Heranwachsenden im Reich und den eroberten Gebieten. Ihnen wurde entweder höchstens eine, nach NS-Kriterien bemessene, Minderbildung zugestanden⁵¹⁴, damit sie sich für die „Volksgemeinschaft“ nützlich erweisen könnten („slawische“ Völker) oder aber, im Falle der „jüdischen Rassefeinde“, sukzessive und intendiert jede Bildungschance genommen (vgl. These 6). Eine mangelnde Leistungsbereitschaft sollte in dieser Gruppe keine Strafe nach sich ziehen, sondern dem Normalfall entsprechen. Dies ging so weit, dass die NS-Führung die emigrationsbereiten Juden auch deshalb vor deren Ausreise all ihrer Habe beraubte, damit diese in ihren Exilländern sogleich durch mangelnde materielle Leistungsbereitschaft negativ auffielen und den Ärger der einheimischen Bevölkerung auf sich zögen. Dass es durchaus in seltenen Einzelfällen – gerade im Bereich der lange vagen definitorischen Mischform der so genannten „Mischlinge“ – dazu kam, dass das Regime deutschen Juden einen Aufstieg in eine weniger verfolgte Gruppe der NS-Rassenhierarchie gestattete, hatte immer herrschaftspragmatische Gründe und stand somit nicht im Widerspruch zur hier skizzierten Struktursystematik.

Aus Sicht des Regimes ist festzustellen, dass dessen Vertreter am stärksten gegenüber der ersten Gruppe an einer Evozierung von Leistungsbereitschaft in ihrem Sinne interessiert waren und daher jene, die nicht *wollten*, am intensivsten verfolgte. Demgegenüber ist aus Sicht einer Erfahrungsperspektive der betroffenen Heranwachsenden jedoch der ersten Gruppe nicht einfach gleichsam auch das höchste Belastungs-

⁵¹⁴ Zu den Planungen einer entsprechenden „völkisch“-rassistischen NS-Schulpolitik im Reichsgau Wartheland und im Generalgouvernement vgl. Hansen, G. (2007).

potential zuzuschreiben. Deren Angehörige wollte das Regime zumindest auf lange Sicht wieder der „Volksgemeinschaft“ zuführen, während man die Gruppe derer, die angeblich nicht *konnten*, aus dieser ausschloss, unter schwersten Lebensbedingungen verwahrte und, im Bereich der attestierten höchsten Schweregrade des Nicht-*Könnens*, zu tausenden einfach umbrachte.

Die letzte Gruppe erlebte hingegen auf jede Abweichung drakonische Strafen, da für sie keine Aufnahme, sondern lediglich eine Ausbeutung für die „Volksgemeinschaft“ („Slawen“) oder eine konsequente Verbannung aus dieser (Juden) vorgesehen war. Hierbei wurde den Betroffenen per se ein, durch rassistische Bemessungskriterien schon a priori festgelegter, äußerst geringer („Slawen“) oder gar negativer (Juden) Eigenwert zugeschrieben.

In umgekehrter Perspektive lässt sich also konstatieren, dass die Angehörigen der ersten Gruppe ihre Leistungsbereitschaft in Folge einer „Erziehung“ durch die zuständigen Systemorgane belegen sollten, während die Angehörigen der zweiten Gruppe dies nur in wenigen Einzelfällen noch konnten und die Angehörigen der dritten Gruppe erst gar nicht sollten. Es sei noch erwähnt, dass solche Kinder und Jugendlichen mit besonderer Härte von der nationalsozialistischen Verfolgung betroffen waren, denen das Regime eine Zugehörigkeit zu den Gruppen 2 und 3 attestierte. So ermordete der rassistische NS-Furor in der Ostmark im Rahmen der „Kindereuthanasie“ ohne viel Federlesens hunderte von jungen und jüngsten Heranwachsenden (vgl. Cervik, K. (2001)).

Zur Genese abweichenden Verhaltens im NS-Sozialisationskontext:

Die obigen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass es gerade aus sozialisationstheoretischer Perspektive wenig sinnvoll ist, bei einer Analyse des damaligen abweichenden Verhaltens Heranwachsender auf der Ebene aktiver Beteiligung am fundamentalen Widerstand anzusetzen. Hierbei würden wesentliche Aspekte des damaligen Alltagslebens aus dem Blick geraten.

In diesem Sinne beginnt die folgende Darstellung der Strukturmerkmale einer Genese eines damaligen Nonkonformismus bewusst auf einer sehr niederen Ebene, um die vielfältigen, von den jungen Zeitzeugen genutzten, Optionen zur individuellen Ausgestaltung eigener Persönlichkeitsentwürfe im Rahmen der eng bemessenen Freiheitsgrade des NS-Systems deutlich zu machen.

Hierzu habe ich eine Bedeutungsanalyse des Erzählens regimekritischer Witze gewählt. Es darf nicht vergessen werden, dass Sprache während der NS-Zeit auch abweichendes Verhalten, in Form eines kontrollierten Ausbruchs aus den Zwängen des

nationalsozialistischen Systems, ermöglichte. Exemplarisches Beispiel hierfür sind die damals weit verbreiteten „Flüsterwitze“, die immer ein Stück Alltagsopposition bedeuteten (vgl. Peukert, D. (1983), S. 8ff. sowie Gutschik, R. (2005), S. 97ff.)⁵¹⁵ und selbst angesichts zunehmender Repressionsandrohungen durch das Regime (vgl. Gutschik, R. (2005), S. 90ff.) unter ansteigendem Herrschaftsdruck vermehrt weitererzählt wurden.

Die große Beliebtheit solcher kurzen, persönlichen Befreiungserlebnisse lässt sich gut mit der Theorie Freuds zu Psychologie des Witzes erklären (vgl. Freud, S. (1975)).⁵¹⁶ Dieser beschreibt den Witz als Option des Menschen, Wünsche und üblicherweise unterdrückte Tendenzen offen auszudrücken, denen ansonsten eine bedrohliche und hemmende Umwelt entgegensteht (vgl. auch Gamm, H-J (1963b), S. 16ff.). Dies wiederum verschafft dem Organismus einen Lustgewinn, im Sinne einer emotionalen Erleichterung. Mit dieser Theorie wird erklärbar, warum etwa das Aufkommen von Flüsterwitzen anstieg, wenn die Menschen direkt von der Politik des NS-Regimes betroffen waren. So etwa im Verlauf der Kruzifix Aktion, als im tief katholischen Bayern der Vers „Lieber Wilhelm von Gottes Gnaden, als den Depp von Berchtesgaden“ kolportiert wurde (vgl. Kershaw, I. (2003), S. 219). Spätestens nach dem Bekanntwerden der Niederlage von Stalingrad vermischten sich derartige Witze dann auch mit unter der Hand verbreiteten Gerüchten, die die Partei und nun sogar Hitler persönlich herabwürdigen sollten, so wurde gemunkelt, er sei krank, verrückt, blind, habe einen Nervenzusammenbruch erlitten oder aufgrund seiner Geisteskrankheit die Staatsführung an das Militär übergeben müssen, ja man erzählte sich sogar, er wäre erschossen worden (vgl. ebd., S. 239). All diese Meinungsbilder wurden durch die entsprechenden NS-Organisationen empfindlich registriert, führten jedoch, von Seiten der Bevölkerung, de facto nie zu einem mehrheitlich geschlossenen und aktiven Widerstand gegen die politische Führung.

⁵¹⁵ Unzählige Beispiele solcher regimekritischen Witze, die vom Defätismus bis zur Leidensbewältigung durch Ironie reichen, hat Rudolph Herzog zusammengetragen und kommentiert (vgl. ders. (2008)). Eine Vielzahl jüdischer Witze, die schon vor 1933 häufig auch Ausdruck einer versuchten Leidensbewältigung angesichts repressiver Lebensumstände waren, hat Salcia Landmann zusammengetragen (vgl. dies. (1982), zur Hitlerzeit vgl. insbesondere ebd., S. 233ff.). Der, von nationalsozialistischen Theoretikern unternommene, Versuch, Rasse und Humor miteinander in Verbindung zu setzen, entbehrt demgegenüber häufig nicht einer unfreiwilligen Komik (vgl. exemplarisch Radner, S. (1939)). Nur erwähnt sei an dieser Stelle, dass in höchst repressiven Lebenskontexten, etwa der „KZ-Haft“, auch das Ersinnen, Kolportieren und Singen bestimmter Lieder einen vergleichbaren Selbstbehauptungseffekt erzielen konnte (vgl. zum bereits 1933 im „KZ“ Börgermoor bei Papenburg entstandenen „Moorsoldatenlied“ Probst-Effah, G. (2007)).

⁵¹⁶ Auch nach Freud ist es insbesondere die psychoanalytische Theorie gewesen, welche den Witz als sozialen Vorgang und hierbei vor allem als genuinen Ausdruck von Subjektivität beschrieben und erforscht hat (vgl. Flader, D. (2002)).

Diese Reaktionen von Bürgern oder gesellschaftlicher Gruppen passen also zur Argumentation der oben erwähnten Theorie Freuds. Dies wird auch bestätigt, wenn man die Qualität einzelner Witze betrachtet. Je nach individueller psychischer Disposition, sowie entsprechend der persönlich erlebten Lebensumstände konnte ein einfacher Witz, wie jener, es werde bald wieder mehr Butter geben, da die Führerbilder „entrahmt“ würden (vgl. Peukert, D. (1983), S. 11), schon das lustvolle Gefühl eines gewissen Abweichens von der drückenden Norm vermitteln, während es anderswo des Ersinnens und Verbreitens eines so aggressiven Witzes, wie etwa jenem, auf die angeblich in der „SA“ weit verbreitete Homosexualität bezogenen, Spruch: „Am Mittag laß die Arbeit ruhn und freu dich auf den Afternoon!“ (vgl. Bedürftig, Friedemann (2004b), S. 160) bedurfte, um subjektiv zumindest ein kurzfristiges Machtgefühl gegenüber einem beengenden Regime empfinden zu können. Jüdische Bürger flüchteten sich, ob der zunehmenden Repressalien in Ironie oder Sarkasmus, welche wenigstens für wenige Augenblicke eine gewisse Selbstbehauptung gegenüber der alltäglichen Verleumdung und Bedrohung suggerierten. Dies veranschaulicht der folgende jüdische Witz: „Ein Schweizer besucht einen jüdischen Freund. ‚Wie kommst du dir vor unter den Nationalsozialisten?‘ ‚Wie ein Bandwurm: ich schlängele mich Tag und Nacht durch die braunen Massen und warte, daß ich abgeführt werde““ (zitiert nach Wiener, R. (1994), S. 211).

Insbesondere jüdischen Heranwachsenden bot die Ironie eine Möglichkeit, sich kurzfristig, für die eigene Identitätsbewahrung aber bedeutend, über die druckvolle Repression des NS-Sozialisationskontextes hinwegzusetzen (vgl. Dwork, D. (1994), S. 172). Gegenüber der alltäglichen Ohnmacht und Unerklärbarkeit ihrer Umwelt konnten sie hier spielerisch ihre Situation im psychoanalytischen Sinne „durcharbeiten“ und sich vorübergehend selbstwirksam, mitunter sogar machtvoll empfinden. Dies machen viele autobiographische Berichte damals Betroffener deutlich. So erzählt Peter Gay (geb. 1922) darüber, wie in seiner Familie während der NS-Zeit Witze erzählt wurden:

„Witze, mit gedämpfter Stimme und an sicherem Ort erzählt, waren unsere kümmerlichen Waffen. (...) Uns... bedeutete es viel. Zwar wußten wir, daß Witzeerzählen etwa soviel Wirkung hat, als werfe man Papierflugzeuge gegen einen Panzer, und nur schwer lässt sich nachvollziehen – oder vermitteln –, wieviel Erleichterung uns dieser Übermut verschaffte, und sei's nur für einen Augenblick. Doch wenn wir uns bei allem ein wenig Verstand bewahren konnten, so lag das an diesen kleinen improvisierten Festen. Für kurze Zeit konnten wir unsere Peiniger abschütteln und zeigen, wie uns zumute war“ (ders. (1999), S. 111f., vgl. in diesem Sinne auch BenGershôm, E. (1993), S. 142).

Noch deutlicher wird das oben skizzierte Potential zur Identitätsbildung in einem Bericht Ralph Giordanos. Er beschreibt den 24. Dezember 1943 als den Tag, an wel-

chem er und seine Brüder „zu *jüdeln* begannen“ (ders. (2007), S. 199). Gemeint ist hiermit, dass der damals Zwanzigjährige und seine beiden Brüder an diesem Weihnachtstag begannen, der nationalsozialistischen Diffamierung, welcher sie als „Mischlinge“ seit Jahren ausgesetzt waren, mit Ironie zu begegnen:

„Vorán Rocco, der Jüngste, der immer schon pantomimische Begabung gezeigt hatte – vornübergebeugt, die Oberlippe weit vorgestülpt, um die Nase mehr zu krümmen, erst die Zeigefinger beider Hände auf- und abstechend, dann eine imaginäre Thora tragend, so hüpfte er im Kreis herum, wie ein Zaddik, ein Wunderrabbiner. Ihm folgte Egon, der ältere Bruder, mit aufgepumptem Brustkorb, ein ruheloser nächtlicher Golem, die Arme rudelnd ausgestreckt, als schwämme er in reißendem Wasser, während ich, noch tiefer gebeugt, als Nachhut einen gierig zählenden Geldjuden mimte. Alle drei statt einer Kippa ein Taschentuch auf dem Kopf, phantasievoll verrenkt, in den Knien eingeknickt, watschelnd, die Handflächen nach oben gekehrt, zeternde Gottesanbeter, mal auseinanderstrebend, mal eng zusammengeschlossen, immer wieder nach dem Taschentuch greifend, damit die Kopfbedeckung nicht herunterfiel – mauschelnde, greinende, säbelbeinige Krüppeljuden, wie im >Stürmer< – so ging es im Kreis herum, wohl eine Viertelstunde lang.

Danach hielten wir erschöpft inne.

Was sich da eben zugetragen hatte, unabgesprochen und mit einem Schlag geboren, war ein Versuch verzweifelter Überlistung von zehn Jahren Diskriminierung, Verfolgung, Tortur und Angst: Indem wir die Karikatur durch Überkarikierung verächtlich machten, erhoben wir uns über unsere Verächter, karikierten wir sie unsererseits, ohne daß sie uns daran hindern konnten – es gab einen Raum, den sie nicht erreichten. Zu *jüdeln* – das war wie ein Sieg“ (ebd., S. 199f.).

Wie weit der NS-Staat seine Begehrlichkeiten bis in den Privatraum der Bevölkerung hinein umsetzte, zeigt demgegenüber die Tatsache, dass das Verbreiten solcher Witze und Gerüchte für „Volksgenossen“ und „Gemeinschaftsfremde“ keineswegs ungefährlich war, so wurden Viele diesbezüglich wegen Verstoßes gegen das „Heimtücke-Gesetz“ mit Gefängnis, und später, nach Kriegsbeginn, wegen „Wehrkraftzersetzung“ mit dem Tode bestraft (vgl. Wiener, R. (1994). S. 13ff.). Auch die schleichende Sozialisation der NS-Sprache zeigt sich daran, dass sich in vielen dieser Witze, mit denen Kritik am Regime geäußert werden sollte, etwa durch die Verwendung rassistischer Begriffe, eine teilweise Übernahme der Begriffe der „völkischen Weltanschauung“ offenbarte (vgl. dazu ausführlich Gamm, H.-J. (1963b)).⁵¹⁷ Zu guter Letzt offenbaren solche Beispiele der Unzufriedenheit mit den eigenen Lebensumständen auch die Oberflächlichkeit der immer wieder proklamierten „Volksgemeinschaft“, denn als 1943 die deutsche Bevölkerung deutlich von den Bombenangriffen der Alliierten be-

⁵¹⁷ Margarete Dörr bringt dies in ihrer aufschlussreichen Sammlung exemplarischer Lebenserfahrungen von Frauen während der NS-Zeit auf den Punkt, wenn sie bezüglich der alltäglichen Beeinflussung im „Dritten Reich“ feststellt, dass „diese... aber oft mehr unterschwellig (war) als direkt wirksam, eine subtile, tief eindringende Manipulation, der sich die meisten damals kaum bewusst waren, und die sie deshalb auch heute kaum rational analysieren können“ (dies. (1998a), S. 373).

troffen ist, entsteht im Ruhrgebiet ein, in Anspielung an die Rede Goebbels im Berliner Sportpalast vom 18. Februar desselben Jahres, Spottvers:

„Lieber Tommy, fliege weiter, | wir sind alle Bergarbeiter,

fliege weiter nach Berlin, | die haben alle 'Ja' geschrien.“ (zitiert nach Peukert, D. (1983), S. 8).

Auch, wenn dies als emotionale Reaktion auf die erlebten Bombenangriffe angesehen werden kann, und nicht tatsächlich eine solch deutliche Abgrenzung von den „Volks-genossen“ in Berlin bedeutete, wie es erscheinen mag, war es sicher kein Exempel eines geeinten Deutschlands als „sozialistischer Gemeinschaft“ (Völkischer Beobachter vom 14. September 1935, zitiert nach Schoenbaum, D. (1999), S. 88).

Differenzierung nonkonformistischer Gruppen während der NS-Zeit:

Im Folgenden soll anhand einiger weniger Exempel verdeutlicht werden, welche unterschiedlichen Gruppen jugendlicher „Abweichler“ es unter der NS-Herrschaft gegeben hat sowie welches ihre besonderen Motive und Verhaltensformen waren.

In einer groben Differenzierung lassen sich folgende nonkonformistische Gruppen Jugendlicher während der NS-Zeit benennen: Gruppen, die milieuspezifischen politischen oder religiösen Traditionslinien folgten, Gruppen, vor allem aus dem bürgerlichen Milieu, die bündische Traditionen pflegten, während der Anfangsphase des „Dritten Reiches“, sowie Gruppen, die alternative Lebensentwürfe propagierten, wie die „Meuten“, „Banden“ und „Cliques“, die vor allem aus dem Arbeitermilieu kamen, die „Swing-Jugend“ u. A. während der späteren Jahre der NS-Herrschaft, schließlich noch die Gruppen verfolgter Jugendlicher, allen voran der nachwachsenden jüdischen Bevölkerung, sowie nonkonformistischer Einzelpersonen.

a) Aktivitäten nonkonformistischer Jugendlicher aus den konfessionellen Milieus

Wie unter den verschiedenen Gruppen der organisierten Jugendbewegung war um 1933 auch die Einstellung der unterschiedlichen kirchlich gebundenen Jugendverbände zum NS-Regime, dessen Ideologie und politischer Machtübernahme deutlich heterogen (vgl. zur evangelischen Jugend noch immer Priepke, M. (1960), zur katholischen Schellenberger, B. (1975 und 1985)).⁵¹⁸

Der Nonkonformismus katholisch organisierter Jugendlicher nach dem Januar 1933 wurde im Kontext der oben skizzierten begrifflichen Vagheit des Terminus lange als Widerstand bezeichnet. De facto handelte es sich hierbei, vor allem im Vergleich zum

⁵¹⁸ Zur Jugend beider Konfessionen unter dem Nationalsozialismus liegen bislang keine umfassenden Studien vor (vgl. Klönne, A. (1993), S. 233f.), auch die oben angegebenen Publikationen weisen, neben ihrem Alter, zeitliche, regionale und thematische Begrenzungen auf (vgl. weiterführend außerdem die in ebd. angegebene Literatur).

Widerstand, wie er seinen Ursprung in den Traditionen der „linken“ Arbeiterjugend hatte, nicht um eine fundamentale Ablehnung des NS-Staates (vgl. Schilde, K. (2004), S. 274): „Die Konflikte zwischen dem Regime und der Subkultur des katholischen Milieus wurden von den Jugendlichen nicht als *politische*, sondern als *religiös-weltanschauliche* Probleme begriffen“ (ebd.). Dementsprechend richtete sich ihr Protestverhalten vornehmlich auf solche nationalsozialistischen Herrschaftsagitationen, bei denen das kirchliche Leben strukturell beschränkt oder sogar offensiv diffamiert und bekämpft wurde (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 102).

Exponierte Beispiele aus dem Bereich damaligen jugendlichen Alltagslebens wären etwa das Verbot jeglicher Tätigkeit, welche nicht vollständig religiös-kirchlicher Art wäre, im Juli 1935, die ab 1937 zunehmenden regionalen Verbote katholischer Jugendorganisationen, sowie die bis 1939 erzwungene Auflösung sämtlicher Jugendorganisationen der katholischen Kirche in Deutschland und die damit einhergehende endgültige Beschränkung der konfessionellen Kinder- und Jugendarbeit. Einzelne Gruppen agierten auch danach illegal weiter (vgl. exemplarisch Hellfeld, M. v. (1987), S. 140f.), was ihre Leiter bei einer Entdeckung durch die NS-Kontrollorgane mitunter eine „KZ-Inhaftierung“ einbrachte und in einigen Fällen mit deren Ermordung endete (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 103).

Neben einzelnen Protestaktionen reagierte die katholische Jugend zu Beginn der NS-Zeit mit Versuchen der Selbstbehauptung auf die Diffamierungen der nationalsozialistischen Propaganda. Beispielsweise mit der Zeitschrift „Junge Front“, die sich später in „Michael“ umbenennen musste und bis 1936 erscheinen konnte. Sie steigerte ihre Auflage von 85.000 im Juli 1933 auf beachtliche 200.000 im Juli 1934 und wurde unter anderem von katholischen Jugendlichen vor den Kirchentoren verteilt.

Zudem kam es, vor allem dort, wo die katholische Jugendbewegung tiefgehend in einem entsprechend konfessionellen Milieu verwurzelt war, in Einzelfällen auch zur kämpferischen Verteidigung kirchlicher Traditionen durch illegale Jugendgruppen (vgl. Pahlke, G. (1995), S. 266). In diesem Kontext kam es beispielsweise im November 1937 vor einem Dortmunder Sondergericht zu einem Massenprozess gegen Jugendliche und junge Erwachsene des Katholischen Jungmänner-Vereins Deutschlands⁵¹⁹

⁵¹⁹ Der 400.000 Mitglieder umfassende Katholische Jungmännerverband (KJMV) unter der Leitung des Prälaten Wolker hatte in einem Aufruf zur Märzwahl 1933 die Regierung Hitler deutlich kritisiert und zur Wahl der Zentrumspartei aufgerufen (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 102f.). Jedoch reihte auch er sich in die Anpassungsstrategie der katholischen Kirche ein, welche über das „Reichskonkordat“ vom 20. Juli 1933 eine Statusgarantie bezüglich der konfessionellen Arbeit in Deutschland anstrebte und bereit war, hierfür den politischen Katholizismus aufzugeben. Artikel 31 dieses Abkommens sah einen Schutz derjenigen katholischen Organisationen und Verbände vor, die allein religiösen, kulturellen und karitativen Zwecken dienten. In NS-typischer Manier konterkarierte das Regime dieses Abkommen jedoch in der Folgezeit dadurch, dass die angegebenen Tätigkeits-

(vgl. Bösel, U. (1990)). Den Angeklagten, einfache oder mit Führungsaufgaben betraute Mitglieder des Katholischen Jungmännerverbandes und der Jugendorganisation „Sturmschar“, die meisten von ihnen zum Prozesszeitpunkt zwischen 18 und 20 Jahre alt, warf das NS-Regime unter anderem vor, „bündisches Brauchtum“ gepflegt zu haben. In diesem Vorwurf kam die NS-typische, instrumentelle Verwendung eigentlich zu differenzierender Anklagepunkte zum Tragen (vgl. hierzu exemplarisch auch den Fall der Eva-Maria Buch, beschrieben bei Schilde, K. (2007), S. 46ff.). Konfessionelle und bündische Motive wurden ohne weiteres zu einer bedarfsgerechten Schuldzuweisung angeblich staatsfeindlichen Gebarens vermischt. Ganz im Sinne des oben angeführten labeling approach war demgegenüber keine fundamentale Ablehnung des NS-Systems durch die Heranwachsenden Auslöser von deren Nonkonformismus gewesen, sondern allein dessen zunehmender Anspruch, das jugendliche Alltagsleben auch im Bereich dieser Gruppen zu kontrollieren: „Die Bewahrung der Eigenständigkeit war ihr handlungsleitendes Interesse“ (Bösel, U. (1990), S. 204, vgl. in diesem Sinne ebenfalls exemplarisch den Bericht über die Gruppe „Christopher“ bei Roegele, O. B. (1994)).

Einer der äußerst seltenen Fälle eines religiös motivierten Widerstandes damals Heranwachsender ist jener des 17jährigen Mormonen Helmut Hübener aus Hamburg (vgl. Sander, U. (2002)). Er hatte Kontakte zu anderen Jugendlichen, die illegal ausländische Rundfunksender hörten und über die dort erhaltenen Informationen debattierten. Wichtige Nachrichten, sowie die inhaltlichen Unterschiede zur Deutschen Berichterstattung, notierte Hübner, schrieb sie ab und vervielfältigte sie. Nachdem man ihn denunziert hatte, wurde er verhaftet und rettete mehreren Freunden das Leben, indem er in den Verhören die Schuld auf sich nahm (vgl. Schilde, K. (2004), S. 275). 1942 wurde er in Berlin-Plötzensee durch das Fallbeil hingerichtet (vgl. Jahnke, K.-H. (2003), S. 590 sowie Kater, M. (2005), S. 105).⁵²⁰

merkmale diesmal entsprechend den eigenen Interessen sehr eng ausgelegt wurden. Zudem übte man Druck auf Beamte aus, ihre Kinder aus den katholischen Organisationen und Verbänden herauszunehmen. Überdies baute man einen nicht zu unterschätzenden Alltagsdruck auf, indem man eine Doppelmitgliedschaft in konfessionellen und NS-Organisationen verbot und zugleich die Nichtmitgliedschaft in letzteren – für Heranwachsende insbesondere der „Hitlerjugend“ (vgl. These 6) – mit Sanktionen, wie etwa einer beruflichen Benachteiligung verband. In einigen Fällen wurden die Vereinbarungen des Konkordats auch offen missachtet und verletzt. In diesem Kontext konnte sich der KJMV zunächst eine gewisse Eigenständigkeit bewahren und verlor, ganz anders als die Sportvereine der katholischen Jugendkraft (DJK), denen jede sportliche Betätigung untersagt worden war, bis Mitte 1934 lediglich ein Viertel seiner Mitglieder.

⁵²⁰ Die Gruppe um Hübener stellt eine der so genannten „Vierergruppen“ dar. Hierbei handelte es sich um Jugendliche, die durch eigene Distanzerlebnisse mit dem NS-Regime bzw. durch den, von diesem entfesselten, Krieg zum politischen Widerstand motiviert wurden. 1941 entstanden in Hamburg, München und Wien unabhängig voneinander solche „Vierergruppen“, die mit Wandparolen und Flugblättern den Sturz des Regimes propagierten. Diese Jugendgruppen setzten sich aus

Die Verbände der evangelischen Jugend begrüßten demgegenüber bereits 1933 mit deutlicher Begeisterung den „nationalen Aufbruch“. Dementsprechend wurde schon im Dezember 1933 ein Abkommen zwischen der „Reichsjugendführung“ und dem deutsch-christlichen Reichsbischof Müller geschlossen, nach welchem das Evangelische Jugendwerk, der Zusammenschluss protestantischer Jugendorganisationen, in die „Hitlerjugend“ überführt werden sollte (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 103). Da dies ohne eine entsprechende Befragung der Mitglieder geschehen war, kam es zu einigen Protesten und entsprechenden Aktivitäten (vgl. exemplarisch Kater, M. (2005), S. 103)⁵²¹, welche letztlich jedoch wirkungslos blieben. Insgesamt gesehen lässt sich resümieren, dass „anders als bei der katholischen... bei der evangelischen Jugend der Kampf um die Aufrechterhaltung von Jugendverbandsstrukturen weitgehend (entfiel)“ (Zarusky, J. (2004a), S. 103). Insbesondere nachdem sich infolge des Richtungskampfes innerhalb der evangelischen Kirche die „Bekennende Kirche“ konstituiert hatte, welche dem Regime und seiner Kirchenpolitik kritisch gegenüberstand und mit einer eigenen „Reichsjugendkammer“ auf weite Teile der evangelischen Jugend Einfluss nehmen konnte, fanden auch hier Bemühungen um konfessionelle Selbstbehauptung statt. Diese stießen jedoch erneut auf zunehmende Repressionen des Regimes. So wurde auch der evangelischen Kirche ab 1935 jede nicht ausschließlich kirchlich-religiöse Tätigkeit im Jugendbereich untersagt. Wenngleich bis 1937 noch größere Zusammenkünfte möglich waren und Bibelfreizeiten, welche letztlich auch gemeinschaftliche Fahrten und Ausflüge der Heranwachsenden darstellten, sogar bis 1939 durchgeführt werden konnten, wurde auch der Rahmen möglicher eigenständiger Jugendaktivitäten der evangelischen Jugendverbände immer weiter beschränkt. All dies darf aber nicht zu einem Fehlurteil bezüglich der Intentionen der Jugendlichen in beiden Konfessionen führen. Ihre Opposition war auf die Bewahrung eigener bzw. konfessioneller kirchlicher Aktionsräume fokussiert (vgl. ebd., S. 104) und umfasste so gut wie keine Ansätze eines politischen Widerstandes gegen das NS-Regime.

b) Selbstbehauptungsversuche Jugendlicher aus dem traditionell-politischen Milieu der Arbeiterschaft

Neben Heranwachsenden aus dem katholischen Milieu waren es vor allem kommunistisch, sozialistisch und gewerkschaftlich organisierte und orientierte Jugendliche,

jeweils vier männlichen Jugendlichen im Alter von 16 bis 18 Jahren zusammen, die wiederum von einem aktivistischen Anführer geprägt wurden (vgl. Zarusky, J. (2004b), S. 237).

⁵²¹ Noch im November 1940 kritisierte die Augsburger „HJ-Führung“, dass in Lechhausen evangelische Jugendliche innerhalb kirchlicher Gebäude samstagsnachts mehrstündige Sitzungen abhielten, zu einer Zeit, da die „HJ“ selbst größere Veranstaltungen durchführte (vgl. Kater, M. (2005), S. 103).

die zu guten Teilen bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme bei Straßenkämpfen und Demonstrationen gegen die „Faschisten“ angetreten waren, welche sich deren gesellschaftlichen Formierungsversuchen auch nach 1933 zu entziehen versuchten (vgl. Schilde, K. (2004), S. 266ff.):

„Der *bedeutendste* und auch zahlenmäßig bei weitem wichtigste Träger politischen Widerstands junger Leute gleich nach dem 30. Januar 1933 war verständlicherweise die politisch-organisierte Arbeiterjugend, also die Gruppen der sozialistischen und kommunistischen Jugendorganisationen und gewerkschaftlichen Jugendgruppen“ (Klönne, A. (1958), S. 26).

Diese Feststellung Arno Klönnes kann in ihrer Aussage auf die gesamte NS-Zeit ausgedehnt werden (vgl. exemplarisch die Aktivitäten der nach 1945 wenig beachteten Rütli-Gruppe (vgl. Schilde, K. (2007), S. 36ff.) und hat auch nach weiteren fünfzig Jahren Forschung zum Thema keine Gültigkeit eingebüßt.⁵²²

In den ersten Monaten nach der Machtübernahme war der kommunistische Jugendwiderstand bemüht, an tradierte Protestformen der Arbeiterbewegung anzuknüpfen, um so jedem Eindruck von Mutlosigkeit oder gar resignierter Kapitulation entgegenzuwirken (vgl. hierzu die Dokumente bei Hellfeld, M. v.; Klönne, A. (1985), S. 66ff. sowie Jahnke, K.-H. (2003), S. 180ff.).

In diesem Kontext trachtete auch der Kommunistische Jugendverband (KJVD), welcher mit 55.000 Mitgliedern im Jahr 1932 eigentlich ein relativ kleiner Verband gewesen war (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 98), danach, durch waghalsige Aktionen, wie die Verbreitung oppositioneller Losungen und Propaganda, deutliche Lebenszeichen von sich zu geben. Wie bereits in den Monaten und Jahren vor dem Januar und März 1933 unterlagen viele linke Politiker auch jetzt einigen folgenschweren Fehleinschätzungen (vgl. ebd., S. 98f.). Getrieben von der Illusion, man könne auch in der Illegalität vergleichbar der Zeit vor dem Antritt der NS-Herrschaft agieren, inszenierten KPD und KJVD tollkühne Aktionen, welche wenig konspirativ, dafür aber nicht selten umso gefährlicher für die mutigen jugendlichen Akteure waren (vgl. Schilde, K. (2004), S. 267). Dieser grundsätzliche Irrtum führte schließlich dazu, dass der kommunistische Jugendwiderstand während zahlreicher Verhaftungswellen weitgehend ausblutete.

⁵²² Während sich die westdeutsche Forschung zum Jugendwiderstand unter der NS-Herrschaft nach 1945 zwar durch die oben skizzierten Desiderate auszeichnete, daneben jedoch auch einige zutreffende Erkenntnisse zum Thema hervorbrachte, wie nicht zuletzt die Arbeiten Arno Klönnes belegen, wurde dieses Thema in der DDR instrumentalisiert, indem die Aktivitäten des kommunistischen Jugendverbandes überbetont und überbewertet, sowie zudem einzelne Widerstandsgruppen unzutreffend als antifaschistische Arbeit der KPD vereinnahmt wurden (vgl. Schilde, K. (2007), S. 12). Dies galt auch für später sehr differenziert arbeitende und heute renommierte Geschichtswissenschaftler wie Karl-Heinz Jahnke und dessen damalige Forschungsarbeit an der Universität Rostock (vgl. ebd.).

Die Widerstandsaktivitäten „linker“ Jugendlicher zentrierten sich nach 1933 überwiegend auf die Großstädte, insbesondere Berlin (vgl. exemplarisch zum sozialdemokratischen „Roten Stoßtrupp“ Küstermeier, R. (1972)). Bis zu seiner weitgehenden Zerschlagung Ende 1935 bestand der kommunistische Jugendwiderstand in Berlin aus Gruppen des KJVD, die teils vor und teils nach der NS-Machtübernahme gegründet worden waren, in verschiedenen Berliner Stadtteilen agierten und insgesamt ungefähr 370 Mitglieder umfassten (vgl. Schilde, K. (2004), S. 268). Einzelne kommunistische Jugendgruppen führten allerdings auch 1938/39 oder sogar bis 1941 noch Widerstandsaktionen, wie das Verbreiten von Flugblättern, durch. Nach ihrer Verhaftung durch die „Gestapo“ wurden ihre Mitglieder zu dutzenden verhaftet, ihre selbst noch jugendlichen Leiter Heinz Kapelle im Juli 1941 sowie Hanno Günther, der Anführer der „Rütli-Gruppe“, im Dezember 1942 hingerichtet (vgl. ebd.).⁵²³

Auch in mehreren Städten des Ruhrgebiets existierten jugendliche Widerstandsgruppen, welche ebenfalls Flugblätter herstellten und verbreiteten. So etwa in Duisburg, wo die Gestapo der Gruppe allerdings bereits 1933 auf die Spur kam und ihre Aktivitäten bis 1936 beständig aufdeckte. Im Bergischen Land bildete sich eine Gruppe, an welcher interessant ist, dass sie auch einige junge Frauen in Führungspositionen umfasste. Eine charakteristische Mischung aus jugendlicher Sorglosigkeit und Wagemut führte auch hier zum Ergebnis häufiger Verhaftungen und eines raschen Ausdünnens des jugendlichen Widerstands. Zurück blieb auch hier ein Gefühl der Machtlosigkeit unter den Heranwachsenden.

In Hamburg, Bremen, Hannover oder Leipzig gab es ebenfalls in mehreren Stadtteilen aktive Widerstandsgruppen des KJVD, welche, neben der Organisation gemeinsamer Unternehmungen und einzelnen, mitunter höchst fantasievollen symbolischen Einzelaktionen (vgl. exemplarisch ebd., S. 269ff. sowie Klönne, A. (1958), S. 38f.), vor allem Streuzettelverteilungen durchführten. Deren knappe Parolen hoben sich von der pathetischen Langatmigkeit der kommunistischen Parteizeitschriften ab, somit können sie als jugendspezifische Propagandaform angesehen werden.

Anders als beim KJVD waren sozialdemokratische Jugendliche eher in lockeren Gruppen zusammengeschlossen, welche tradierte und milieuspezifische Geselligkeitsformen weiterführen wollten (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 100) und in einigen Fällen den Widerstand der Sozialdemokraten und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SAP) aktiv unterstützten. So verbreitete etwa in Dortmund eine etwa hundertköpfige Widerstandsgruppe um Paul Winzen Flugblätter, Handzettel und Plakate. Zudem

⁵²³ Zur Person Heinz Kapelle vgl. Jahnke, K.-H. (2003), S. 561ff., zur Person Hanno Günther ebd., S. 591.

nahmen sie an politischen Schulungen teil. In Frankfurt am Main versteckte eine Gruppe jugendlicher Angehöriger des Sozialistischen Jugendverbandes der SAP zudem verfolgte Politiker und verhalf diesen zur Flucht ins Ausland. Allerdings kam es aufgrund mangelnder Konspirativität zu einem baldigen Ende der Aktivitäten dieser Gruppe (vgl. Klönne, A. (1958), S. 10).

Im Gegensatz zur mangelnden Zusammenarbeit unter den sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien, sowie durch den Frust über den unzureichenden Widerstand der Erwachsenen gegen den „Faschismus“ motiviert, bildete sich im Herbst 1933 in Stuttgart aus einer Wanderclique die Jugendwiderstandsgruppe „G“. Hier trafen sich Jugendliche aus den unterschiedlichsten Milieus, von „linken“, über katholische, bis hin zu konservativ sozialisierten Heranwachsenden. Gemeinsam verteilten auch sie Flugblätter und schrieben antifaschistische Parolen an Häuser. 1935 wurde die Gruppe aufgedeckt und 1936 vom Oberlandgericht Stuttgart verurteilt (vgl. Schilde, K. (2004), S. 271). In Berlin organisierte sich 1934 die „Schwarze Schar“, unter deren Dach sich verschiedene „linke“ Vereinigungen zusammenfanden (vgl. Kater, M. (2005), S. 104)

Über den Gesamtumfang des aktiven Protestes oder gar Widerstandes politisch motivierter und organisierter Jugendlicher aus dem damaligen „linken“ Gesellschaftsspektrum liegen bislang keine mit Sicherheit verlässlichen Statistiken vor:

„Der Jugendhistoriker Karl Heinz Jahnke gibt folgende Zahlen zum kommunistischen Jugendwiderstand an: Im August 1933 soll es noch 10 800 KJVD-Angehörige gegeben haben, davon in Berlin 1 500 2 00, in Thüringen 2 200, im Saargebiet 500 bis 600, im Ruhrgebiet und am Niederrhein je 500, an der Wasserkante (Hamburg) 420, in Halle-Merseburg 250, Hannover 230, Chemnitz 175, am Mittelrhein und in Kassel 150, in Württemberg 300, Ostpreußen und Danzig je 110, Nürnberg 100 und in Schlesien 80 Mitglieder“ (ebd., die Angaben stammen aus Jahnke, K.-H. (1977), S. 45).

Nach zahlreichen Verhaftungen wurden die noch aktiven sozialistischen Jugendlichen 1936 in die Widerstandsorganisationen der KPD-Restorganisation eingegliedert. Spätestens ab diesem Zeitpunkt kann, abgesehen von den genannten Einzelaktionen, von einer selbständigen Jugendarbeit des KJVD, oder gar einem eigenständigen kommunistischem Jugendwiderstand nicht mehr die Rede sein (vgl. ebd. sowie Zarusky, J. (2004a), S. 100f.).

c) Nonkonformistische Banden und Cliques

Ebenfalls überwiegend aus dem Arbeitermilieu, jedoch ohne jene politisch-ideologische Anbindung, wie sie die Jugendlichen des sozialistischen Jugendwiderstandes kennzeichnete, stammten die Heranwachsenden, welche sich ab der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre und während des Krieges vorwiegend in den Großstädten

des Rheinlandes und Ruhrgebietes als so genannte „Knittelbach-“, „Totenkopf-“ oder „Edelweiß-Piraten“ zusammenfanden (vgl. hierzu Peukert, D. (1980), Muth, H. (1982), S. 376f., Hellfeld, M. v. (1983), Rusinek, B.A. (1989), S. 75ff., Kenkmann, A. (1991), ders. (2002), S. 75ff. und 255ff., Schilde, K. (2007), S. 136ff., aus biographischer bzw. autobiographischer Sicht männlicher Zugehörigkeit Theilen F. (1984), Buscher, P. (1988), Goeb, A. (2001) sowie aus Sicht weiblicher Zugehörigkeit Koch, G. (2006)).⁵²⁴ Ihre Protesthaltung und entsprechenden Aktionen richteten sich vorwiegend gegen den staatlichen Formationsdruck und die Beschneidung der Freiheitsgrade einer unabhängigen jugendlichen Lebensgestaltung, wie sie die NS-Herrschaft zusehends kennzeichneten. Insofern strebten diese überwiegend 14- bis 18-jährigen Jugendlichen eine Selbstbehauptung hinsichtlich ihrer Lebensformen und informellen Zusammenschlüsse an, welche sie passiv (bei entsprechenden Kontrollen oder Übergriffen durch die Repressionsorgane des NS-Systems, vor allem den „Streifendienst“ der „HJ“) oder aktiv (bei selbst angestrebten und initiierten Angriffen auf Repräsentanten des NS-Systems, vor allem Angehörige der „HJ“) verteidigten (vgl. Peukert, D. (1980), S. 28ff.). Dies geschah überwiegend durch Versuche, sich dem Zwangsdienst der nationalsozialistischen Formierungen zu entziehen (vgl. Theilen, F. (1984), S. 208ff.), sowie mittels zahlreicher gewaltsamer Auseinandersetzungen, insbesondere mit Angehörigen der „Hitlerjugend“ (vgl. ebd., S. 95ff.). Mitunter konnten ihnen auch kleinere kriminelle Aktionen zur Last gelegt werden, welche ihrem selbst gewählten abweichenden Habitus entsprachen (vgl. ebd., S. 10). In Gruppen, welche ein großes Solidaritätsgefühl auszeichnete, die aber keine einheitliche Leitung oder Organisationsform besaßen, sondern sich meist als Bewohner einzelner Straßen und Stadtteile zusammenfanden (vgl. Ueberschär, G.R. (2006), S. 120f.), fanden die Heranwachsenden den mentalen Rückhalt, auf dessen Grundlage sie ihrer verbindenden ablehnenden Grundeinstellung gegen die „NSDAP“ aktiv und selbstbewusst Ausdruck verleihen konnten. Allerdings sind auch hier komplexe Motivkonstellationen zu beachten. So waren beispielsweise nicht alle „Edelweiß-Piraten“ auch fundamentale Gegner der „Hitlerjugend“ oder gar des NS-Systems insgesamt (vgl. Peukert, D. (1980), S. 21 und 54, Hellfeld, M. v. (1983), S. 19f. sowie Rusinek, B.A. (1989), S. 104). Darüber hinaus waren, kollektiv verbreitete, persönliche Motive, wie enttäuschte Aufstieghoffnungen im NS-System und der damit einhergehende Verlust sinnstiftender Perspektiven für nicht wenige der Jugendlichen aus dem erweiterten Arbeitermilieu für

⁵²⁴ Diese Jugendlichen gerieten Anfang der 1980er Jahre in den Blick der westdeutschen Widerstandsforschung, als diese sich einer sozialgeschichtlichen Orientierung öffnete und zudem begann, die Erkenntnisse der britischen Kulturforschung aufzunehmen (vgl. Schilde, K. (1995), S. 137ff. sowie ders. (2007), S. 136f.).

eine Abwendung vom Nationalsozialismus Motiv gebend (vgl. Kenkmann, A. (2002), S. 355ff.).

Auf der anderen Seite lässt sich nicht sämtlichen Aktionen, welche diese Jugendlichen generierten, grundsätzlich jede politische Motivation absprechen. Eine solche Beurteilung hängt vielmehr vom Standpunkt des Interpretierenden ab. Nimmt man etwa eine vereinfachte Definition, nach welcher eine politische Handlungsmotivation ihren Ausdruck in der Anbindung an „linke“ Organisationen findet, so wären einige Aktionen verschiedener Banden und Cliquen durchaus hinzuzurechnen. Etwa wenn eine Gruppe von fünf Essener „Fahrtenstenzen“ – so die Bezeichnung der Essener Bevölkerung für „ihre“ 15- bis 18-jährigen Jugendlichen – die Parole „Hitler verrecke“ an die Häuser schrieb und zudem oppositionelle Flugblätter verteilte, oder wenn Düsseldorfer „Edelweiß-Piraten“ mit dem kommunistischen Widerstand zusammenarbeiteten (vgl. Schilde, K. (2004), S. 276).⁵²⁵

Der Begriff „Edelweiß-Piraten“ setzte sich schließlich als Sammelbegriff für die im rheinisch-westfälischen Industriegebiet bestehenden Jugendgruppen durch. Zuvor hatten die NS-Behörden die Bezeichnung „Kittelbach-Piraten“ verwendet. Da die Jugendlichen selbst das Kürzel „K.P.“ verwendeten, gingen die nationalsozialistischen Verfolgungsorgane fälschlicherweise davon aus, dass sie es mit einer kommunistischen Organisation zu tun hätten (vgl. Schilde, K. (2007), S. 142). Tatsächlich ging der Name „Kittelbach-Piraten“ auf einen 1925 in Düsseldorf gegründeten „Wanderverein der Kittelbach-Piraten“ zurück, welcher nach einem kleinen Fluss in der Gegend benannt worden war. Im Sinne der hier vertretenen labeling approach Theorie ist es bezeichnend, dass diese Gemeinschaft anfänglich durchaus mit dem aufkommenden Nationalsozialismus auf einer Linie lag und während der Weimarer Zeit zusammen mit der „SA“ die gemeinsamen kommunistischen Gegner bekämpft hatte (vgl. ebd.). Als dann jedoch 1933 die Eingliederung der „Kittelbach-Piraten“ in die „Hitlerjugend“ oder „SA“ erfolgen sollte, wollten viele Mitglieder ihre Eigenständigkeit nicht aufgeben und verblieben beim mittlerweile verbotenen Bund. Wie später den „Edelweiß-Piraten“ eilte

⁵²⁵ An dieser Stelle kann nur verwiesen werden auf die besondere Kontroverse über den Köln-Ehrenfelder-Komplex der Thematik des jugendlichen Nonkonformismus während der NS-Zeit (vgl. hierzu Kenkmann, A. (2002), S. 15 sowie Schilde, K. (2007), S. 140f.). Ausgehend von der Anbringung einer inoffiziellen Gedenktafel in Köln-Ehrenfeld im Jahr 1970 sowie einem Zeitungsartikel zum Thema aus dem Jahr 1973, welche gleichermaßen wenig Aufmerksamkeit erlangt hatten, bildete sich Ende der 1970er Jahre eine Bürgerinitiative, die auf das Schicksal der dreizehn Personen, darunter sechs „Edelweiß-Piraten“, unter ihnen der erst 16jährige Bartholomäus Schink (vgl. zu diesem Goeb, A. (2001)), die am 10. November 1944 ohne gerichtliches Verfahren hingerichtet worden waren, hinzuweisen. In der folgenden öffentlichen, mitunter sehr kontrovers und emotional geführten, Debatte wurde auch die Frage diskutiert, ob diese Jugendlichen dem damaligen Widerstand zuzurechnen seien. Letztlich ist diese Debatte abgeebbt, die Frage, ob die ermordeten Jugendlichen als Opfer, Oppositionelle oder Kriminelle einzuschätzen sind, ist jedoch noch immer nicht abschließend geklärt (vgl. Schilde, K. (1995), S. 141f. sowie ders. (2004), S. 276).

ihnen unter Jugendlichen bald der Ruf voraus „tolle Kerle“ zu sein, wodurch sie bald zum Anlaufpunkt für jene Heranwachsenden wurden, denen der „HJ-Dienst“ nicht oder nicht mehr behagte. Die Herkunft des Begriffes „Edelweiß-Piraten“ ist nicht eindeutig geklärt. Es scheint so zu sein, dass es sich hierbei um eine Wortschöpfung der Verfolgungsorgane handelte, welche die Jugendlichen als eine Art „Ehrenname“ übernommen haben (vgl. ebd.). Die „Edelweiß-Piraten“ entstammten mehrheitlich der jungen Generation der Arbeiterklasse und gaben bei ihrer Festnahme entsprechend meist Berufe wie Jungbergmann, Hilfsarbeiter oder Maschinenschlosserlehrling an. Neben dieser proletarischen Traditionslinie bestanden auch Anleihen bei der bündischen Jugend (vgl. ebd., S. 142f.). Die vielfältigen Traditionen und Aktivitäten, sowie die unterschiedlichen Gruppen, welche in den einzelnen Regionen Deutschlands dem Phänomen der „Edelweiß-Piraten“ mittel oder unmittelbar zugeordnet werden können, sind bis heute sehr unterschiedlich erforscht (vgl. ebd., S. 143f.). Während etwa die Ereignisse in Wuppertal, Duisburg, Krefeld und Essen lokalhistorisch recht detailliert erforscht sind, fehlen für andere Gebiete und Gruppen nahezu sämtliche Erkenntnisse (vgl. ebd., S. 148). Dies gilt auch für die von Günter Grass in der „Blechtrommel“ erwähnten „Stäuber-Banden“ in Danzig. Aus den vorhandenen Studien geht übereinstimmend hervor, dass es sich bei den betreffenden Jugendlichen meist um Vertreter einer mehr oder weniger ausgeprägten Subkultur handelte (vgl. ebd., S. 144ff.). Demgegenüber war eine politische Motivation oder Organisation nur in Ausnahmefällen Hintergrund des nonkonformistischen Verhaltens. Immer wieder waren die erfahrenen Repressionen, mit denen sie das NS-Regime aufgrund ihrer Verweigerung gegenüber einer Eingliederung in die „Hitlerjugend“ konfrontierte, Auslöser von Protestverhalten und Kämpfen mit den Kontrollorganen der „HJ“ und des NS-Systems (vgl. ebd., S. 144). In extremen Fällen, etwa zwischen der Essener „Texasbande“ auf der einen Seite, sowie „SA“ und „HJ“ auf der anderen, soll es hierbei sogar zu Schusswechseln gekommen sein (vgl. ebd., S. 145).

Außerhalb des rheinisch-westfälischen Raums hat es „Edelweiß-Piraten“ in unterschiedlichen regionalen Ausprägungen nachweislich auch in Frankfurt am Main, Offenbach und Kassel gegeben. Während es den Jugendlichen im Rheinland und in Westfalen nicht gelang zu konspirativen Kreisen der sozialistisch-kommunistischen Jugend Zugang zu bekommen, rekrutierten sich die Heranwachsenden, welche von 1937 bis 1939 in Leipzig agierten und von der Polizei zusammenfassend als „Meuten“ titulierte wurden, aus den Kinder- und Jugendgruppen der Arbeiterbewegung (vgl. ebd., S. 147). Wie die „Edelweiß-Piraten“ hatten sie überwiegend mehrere Jahre lang der „Hitlerjugend“ angehört und auf deren verstärkten Formationsdruck mit ansteigen-

der Ablehnung und Protest reagiert. Sie lehnten den Nationalsozialismus weitgehend ab und äußerten dies nicht zuletzt durch ihre Kleidung (Bundschuhe, weiße Kniestrümpfe, kurze Leder- oder lange Skihosen, karierte Hemden bzw. Blusen etc.), welche sie dem bündischen Milieu entliehen hatten (vgl. ebd.) und ein entsprechendes Verhalten. Die insgesamt etwa fünfhundert Jungen und Mädchen umfassenden „Meuten“ rekrutierten sich zudem zu Teilen aus den verbotenen oder aufgelösten sozialistischen und kommunistischen Jugendgruppen: „Rote Jungpioniere“ (KPD), „Rote Falken“ und „Kinderfreunde“ (SPD). Andere hatten Kontakte zur kommunistischen Widerstandsbewegung. Einige von ihnen leisteten selbst politischen Widerstand, welcher jedoch zumeist eher symbolischer Natur war und auf einer Ebene kleinerer Sachbeschädigungen und Diffamierungen des NS-Systems verblieb (vgl. ebd.). Eine Verhaftung endete für die betreffenden Jugendlichen meist mit mehrjährigen Gefängnis- oder Zuchthausstrafen oder einer Einweisung in das „Erziehungslager“ Mittweida. In Wien existierten zudem die so genannten „Schlurfs“, welche sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zu den bisher genannten Gruppen aufwiesen. Sie verdeutlichen, dass die vollständige Gleichschaltung der Jugend auch im angeschlossenen Österreich keineswegs gelungen war.

Nach 1945 wurden die „Edelweiß-Piraten“ und andere vergleichbare Gruppen aufgrund ihrer Subkulturalität zunächst als Kriminelle missverstanden und nicht selten diffamiert (vgl. ebd., S. 145f.). Ihre gesellschaftliche Integration verlief infolgedessen nicht immer problemlos, während ihnen die Anerkennung des Status als aktive Widerständler gegen das NS-Regime verweigert wurde. Derartige Stigmatisierungen führten dazu, dass viele der ehemaligen Angehörigen dieser Gruppen bis heute über ihre damaligen Aktivitäten schweigen (vgl. ebd., S. 149). Letztlich kann, trotz der erwähnten vereinzelt politischen Widerstandsakte, bezüglich der „Edelweiß-Piraten“ nicht von einer Widerstandsbewegung gesprochen werden. Die Akte nonkonformistischen Verhaltens, der Verweigerung und des Protestes, wie sie diese Angehörigen einer überwiegend oppositionellen großstädtischen Jugendsubkultur ausprägten, stellten für das NS-Regime insbesondere während des Krieges allerdings eine Störung von dessen Formierungsabsichten dar, auf welche die Machthaber überaus empfindlich reagierten. Entgegen der oben zitierten Auffassung Wehlers machen diese Ausführungen einerseits deutlich, dass diese Jugendgruppen dem Regime, wenngleich aufgrund dessen subjektiver Gefahrenüberbewertung, durchaus „zu schaffen machten“ (vgl. in diesem Sinne auch Hellfeld, M. v. (1983), S. 79ff. und 116ff., Rusinek, B.A. (1989), S. 15ff., 75ff. und 458ff. sowie Ueberschär, G.R. (2006), S. 122ff.) und dass andererseits keineswegs jeder Jugendliche der „HJ“ angehören musste, wenn er bereit war

die Repressionen der NS-Kontrollinstanzen zu erdulden oder es ihm gelang, sich diesen zu entziehen – beides ist im NS-System in Ausnahmefällen bis zu dessen Ende vorgekommen (vgl. hierzu grundsätzlich Klönne, A. (1993), S. 238).

Zudem darf auch die Störung, wie sie tatsächlich von den Aktionen dieser Jugendlichen für das NS-Herrschaftssystem ausging, nicht einfach als gänzlich unbedeutend übergangen werden:

„Immerhin trugen Angehörige der >Edelweiß-Piraten<-Gruppe im Herbst 1944 zu einer lokalen Destabilisierung der NS-Herrschaft im Kölner Raum bei“ (Uberschär, G.R. (2006), S. 123, vgl. hierzu inhaltlich auch ebd., S. 135ff.).

Wie bereits angedeutet folgten die nationalsozialistischen Machthaber ihrer weit überzogenen subjektiven Wahrnehmung des jugendlichen Aufbegehrens und verfolgten dessen Akteure als staatsfeindliche Gruppen, von denen tatsächlich eine Gefährdung der Jugend und damit des Staates bzw. ihrer politischen Pläne zu befürchten wäre (vgl. Peukert, D. (1983), S. 29 sowie Ueberschär, G.R. (2006), S. 120). Ein ohnehin um die Loyalität der Bevölkerung besorgtes Regime reagierte umso härter, desto mehr ihm die Kontrolle über den Kriegsverlauf abhandenkam.

Jede Abweichung wurde als mögliche Ursache des drohenden Scheiterns angesehen und entsprechend verfolgt. De facto offenbarte sich im Gebaren dieser Heranwachsenden bereits jene Kontrollücke, die später für die Nachkriegszeit konstatiert wurde. Die „Edelweiß-Piraten“ waren eine Begleiterscheinung des Krieges, ihre Väter waren zur Wehrmacht, ihre Mütter zu Kriegsdiensten herangezogen worden. Weitgehend sich selbst überlassen fanden sie in den Großstädten schnell Erlebensgenossen, mit denen sie Gruppen gründeten und gemeinschaftlich gegen den äußeren Druck des NS-Systems aufbekehrten (vgl. Klönne, A. (1981), S. 599ff., Peukert, D. (1983), S. 43 sowie Hellfeld, M. v. (1983), S. 19f.). Die „Hitlerjugend“, während der vierziger Jahre in ihrer Dienstgestaltung einer zunehmenden kriegsbedingten Erosion unterworfen (vgl. These 6), konnte diesen lebenshungrigen Jugendlichen immer weniger attraktive Freizeitangebote unterbreiten und tat sich mit einer nicht gewaltsamen Integration der „Abweichler“ zusehends schwer, wenn sie ihrer denn habhaft werden konnte (vgl. Peukert, D. (1983), S. 32ff.).

Um die nonkonformistischen Heranwachsenden als Illegale verfolgen zu können, bediente sich das Regime in typischer Manier beschuldigender Hilfskonstruktionen (vgl. Kater, M. (2005), S. 115f. sowie Ueberschär, G.R. (2006), S. 121ff.). So wurde das Tragen der Fahrtenkluft und des Abzeichens als Verstoß gegen das Verbot der bündischen Jugend vom 20. Juni 1939 geahndet, obgleich zu dieser keine Traditionslinien bestanden (vgl. Gruchmann, L. (1980), S. 113ff. sowie Ueberschär, G.R. (2006),

S. 118f.). Außerdem konnte die Gestapo den verhafteten „Edelweiß-Piraten“ kaum einmal eine politische Aktivität nachweisen (vgl. Muth, H. (1982), S. 374 sowie Peukert, D. (1983), S. 38). Dennoch bezeichneten Parteifunktionäre und Propaganda sie öffentlich als „bolschewistische Horden“ (vgl. Peukert, D. (1983), S. 116f.). Tatsächlich existierten lediglich vereinzelte Kontakte zwischen „Edelweiß-Piraten“ und kommunistischen und sozialdemokratischen Regimegegnern, wobei letztere die Jugendlichen für ihre Pläne einsetzen wollten.

Die Gestapo erkannte in jeder derartigen „Cliquenbildung von Jugendlichen außerhalb der HJ“ eine massive Bedrohung für den nationalsozialistischen Machterhalt und verfolgte sie entsprechend. Das Kölner Amtsgericht deklarierte die scharfe Bekämpfung der „Edelweiß-Piraten“ am 7. November 1943 dann sogar als das „augenblicklich... brennendste Problem der Jugendgefährdung“ (vgl. ebd., S. 40).

Als die Gestapo im Rheinland im Dezember 1942 befürchtete, die politischen Gegner des Regimes könnten die jugendlichen „Zusammenrottungen“ für ihre Ziele instrumentalisieren, nahm man in Düsseldorf, Dortmund, Duisburg, Essen und Wuppertal gegen 28 Gruppen mit über 700 Jugendlichen Mitgliedern Ermittlungen auf. In deren Verlauf wurden letztlich 130 Jugendliche festgenommen und gegen 140 Jugendliche Strafverfahren eingeleitet (vgl. ebd., S. 35f., Muth, H. (1982), S. 376f., Hellfeld, M. v.; Klönne, A. (1987), S. 285ff. sowie Ueberschär, G.R. (2006), S. 121f.). Die Übrigen wurden schnellst möglich zur „Wehrmacht“ und zum „Reichsarbeitsdienst“ eingezogen. Es gelang den NS-Kontrollbehörden jedoch nicht, die „Edelweiß-Piraten“ gänzlich zu zerschlagen. Insbesondere unter den Bedingungen des Bombenkrieges fanden sie neue Motivation und Möglichkeiten, ihre Bedürfnisse aktiv auszuleben (vgl. Peukert, D. (1983), S. 45ff.). Da in den bombardierten Städten nach Luftangriffen die Gesetzesübertretungen deutlich anstiegen, bezeichneten die NS-Organen die Jugendlichen, welche sie hierfür öffentlich mitverantwortlich machte, nunmehr gar als „kriminelle und asoziale Elemente“ und verfolgten sie schließlich sogar aufgrund angeblicher „Unternehmen des Hochverrats“ und „staatsfeindlicher Einstellungen“ (vgl. ebd., S. 53f.).

Wiederum im Sinne des labeling approach Ansatzes ist es von Bedeutung, dass es gerade diese stigmatisierenden Diffamierungen und daraus resultierenden scharfen Verfolgungsaktivitäten der unterschiedlichen NS-Kontrolleure waren, welche bei einigen Jugendlichen aufsteigende Abweichungskarrieren evozieren konnten:

„Diese Jungen und – seltener – Mädchen... ...Schlossen sich oft und gerne den viel freieren und abenteuerlustigeren Jugendgruppen an, vor denen ihre HJ-Führer sie immer gewarnt hatten. Die

Ermahnungen ließen diese Gruppen erst attraktiv werden, und auch die Verbote waren eher verlockend als abschreckend“ (Schilde, K. (2004), S. 275).⁵²⁶

Bei diesen „subkulturellen Jugendgruppen handelt es sich um während des Zweiten Weltkriegs von Hitler-Jugend, Gestapo und Justiz verfolgte Jugendliche, die oft erst durch die Nachstellungen in die Opposition gingen“ (ebd., vgl. hierzu auch Schilde, K. (2007), S. 138ff.).

Die Rezeption derartiger Zuschreibungen bei den betroffenen Subjekten, die Frage, inwieweit diese Jugendlichen früher oder später die Beschuldigungen des Regimes nachvollziehen oder aufgrund der Verfolgungserlebnisse sogar subjektiv annehmen konnten, dies bleibt einmal mehr bis in die Gegenwart umstritten (vgl. Schilde, K. (2007), S. 140).

In den seltenen Fällen, in welchen „Edelweiß-Piraten“ tatsächlich mit anderen Widerstandsgruppen zusammenagierten, erfuhren sie dann die gnadenlose Härte einer Justiz, die mittlerweile weitgehend zum Kontrollorgan des NS-Systems verkommen war. Als sich im Kölner Arbeiterviertel Ehrenfeld 1944 eine Gruppe dieser jugendlichen „Abweichler“ mit deutschen Deserteuren und geflüchteten „Fremdarbeitern“ zusammensetzte, welche wiederum losen Kontakt zur KPD hatten und mehr als zwei Dutzend Attentate auf NS-Funktionäre verübten, wurden nach ihrer Verhaftung schließlich 13 Mitglieder dieser Gruppe am 10. November 1944 öffentlich gehängt, unter ihnen 3 minderjährige „Edelweiß-Piraten“ (vgl. Jahnke, K.-H. (2003), S. 649 sowie Zarusky, J. (2004a), S. 109f.).

Waren die „Edelweiß-Piraten“ ein besonders exponiertes und bislang wohl am besten erforschtes Element dieses jugendlichen Nonkonformismus unter der NS-Herrschaft, so ist es doch wichtig anzuerkennen, dass sich vergleichbare Entwicklungen in unterschiedlicher Ausprägung und unter regionalen Spezifikationen im gesamten „Reichsgebiet“ vollzogen. Die, ebenfalls überwiegend aus den Arbeitervierteln rekrutierten, oben bereits genannten „Meuten“, „Schlurfs“ und andere Jugendgruppen, welche sich im süddeutschen Raum etwa durch die so genannten „Blasen“ ergänzen ließen, begehrten angesichts des zunehmenden Formationsdrucks und der gleichzeitig nachlassenden Attraktivität der „Hitlerjugend“, sowie aufgrund ihrer eigenen Lebensaktivität gegen die Ansprüche der NS-Herrschaft auf (für eine Aufzählung weiterer Exempel vgl. Kater, M. (2005), S. 116ff.).

⁵²⁶ In den Cliquen der „Kittelbachpiraten“, „Bündischen“ und „Edelweißpiraten“ waren Mädchen mit bis zu beachtlichen 17,2 Prozent (1942 bis 1945) der von der „Gestapo“ vernommenen Jugendlichen vertreten (vgl. Kenkmann, A. (2002)). „Von einer marginalen Stellung weiblicher Jugendlicher in den informellen Jugendgruppen kann keine Rede sein“ (ebd.). Erst in den 50er Jahren wurden die jungen Frauen zusehends aus der Öffentlichkeit verdrängt.

d) Die Swing-Jugend

Eine grundsätzlich vergleichbare Motivationsstruktur wie die „Edelweiß-Piraten“ zeichnete auch die Angehörigen der so genannten „Swing-Jugend“ aus, wenngleich sie einem anderen Milieu entstammten, ihre Aktivitäten andere regionale Schwerpunkte aufwiesen und sie sicher noch weniger politisch orientiert waren als ihre oben beschriebenen Altersgenossen.

Ebenfalls dem Bedürfnis entsprungen, den beengenden Lebensbedingungen während des Krieges, sowie dem nationalsozialistischen Formationsdruck eine alternative, lebensbejahende, jugendlichem Taten- und Aktionsdrang gerecht werdende Lebensgestaltung entgegenzusetzen, war die Vorliebe für England, Swingmusik und den damit verbundenen Habitus, wie es unter damaligen bürgerlichen Jugendlichen anzutreffen war (vgl. Pohl, R. (1991) sowie Kater, M. (2005), S. 122ff.).

In Deutschland fanden sich diese Jugendlichen, die sich hier selbst „Swing-Heinis“ oder „Hotter“ nannten, vor allem in Hamburg, im besetzten Frankreich insbesondere in Paris, wo sie sich als „Zazous“ bezeichneten (vgl. Schilde, K. (2007), S. 148). Sie trugen bei jedem Wetter einen niemals aufgespannten Regenschirm als Symbol ihrer anglophilen Haltung mit sich herum. In ihrer provozierend zur Schau getragenen pro-englischen Einstellung und ihrer betonten Lässigkeit drückte sich auch die Ablehnung gegenüber dem NS-Regime aus, aufgrund derer sie von Polizei und Gestapo verfolgt wurden.

Auch in Berlin und in anderen Städten des Reichsgebiets, wie Kiel, Breslau oder Braunschweig kam es in Kreisen der oberen Mittelschicht zur Bildung spontaner „Swing-Cliquen“ (vgl. Pohl, R. (1991)). In Frankfurt entstammten die Angehörigen der dortigen „Swing-Jugend“ verstärkt der unteren Mittelschicht, wodurch diese Szene einen gewissen Ausnahmestatus einnimmt (vgl. Kater, M. (2005), S. 257).

In Hamburg machte sich das Herkunftsmilieu der Jugendlichen auch in deren eigenen Tätigkeitsfeldern bemerkbar, bis zu 70 Prozent von ihnen gingen aufs Gymnasium, die Übrigen hatten bereits als Auszubildende ihren beruflichen Werdegang angetreten (vgl. ebd., S. 124). Die Hamburger „Swing-Jugend“ rekrutierte sich zu Anfang aus den jungen Mitgliedern einiger exklusiver Sportvereine (vgl. ebd., S. 125). In den Cafés und Nachtlokalen trafen sie sich mit ihren oftmals aus niederen sozialen Kreisen stammenden Freundinnen, konsumierten Alkohol und tanzten, „hotteten“, wie sie es selbst bezeichneten, ausgelassen und bewusst zügellos zu anglo-amerikanischer Jazz- und Bluesmusik. Hierbei waren sie stets bemüht, das entsprechende Verbot des NS-Regimes zu umgehen, welches diese moderne Musik als „gesellschaftsfeindlich“ diskreditiert, und deren Ausstrahlung im Rundfunk seit Oktober 1935 verboten

hatte (vgl. ebd., S. 122ff. sowie zusammenfassend Ueberschär, G.R. (2006), S. 118). Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, setzte das NS-Regime erneut auf eine Kontrollverschärfung und verbot per „Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend“ (PolVO) vom 9. März 1940 aufgrund der „durch den Krieg veränderten Lebensverhältnisse“, dass sich Heranwachsende unter 18 Jahren nach 21 Uhr allein in Lokalen, Kinos, Varietés und Kabaretts aufhielten. Zudem hätten sie bei Dunkelheit öffentliche Straßen und Plätze zu verlassen. Unter 16jährige durften sich nunmehr ohne Begleitung eines Erziehungsberechtigten gar nicht mehr in Gaststädten aufhalten (vgl. Steinert, M. (1970), S. 118 sowie Neugebauer, M. (1997), S. 105ff.).

Von sozialisationstheoretischer Bedeutung ist die Tatsache, dass auch mit der Zuwendung zu moderner amerikanischer Musik und zu einem, von den Jugendlichen als britisch interpretierten Habitus keineswegs durchweg eine generelle Ablehnung der NS-Herrschaft oder gar eine aktive Hinwendung zum Widerstand gegen diese einherging (vgl. Kater, M. (1995)). Die Swing-Anhänger suchten keinen Streit mit der „Hitlerjugend“ sondern ignorierten diese eher hochmütig. Gegenüber Nicht-Deutschen und auch Nicht-„Ariern“ pflegten sie eine uneingeschränkte Toleranz an den Tag zu legen (vgl. Kater, M. (2005), S. 128). Einige von ihnen hatten jüdische Freundinnen. Besonders aufmerksam und mit einiger Überschätzung des tatsächlichen Ausmaßes registrierten die NS-Verfolgungsbehörden, insbesondere „Gestapo“ und „Hitlerjugend“, auch in diesem Fall das lebensbejahende aktive Sexualleben der „Swing-Jugend“, welches deutlich von der öffentlich propagierten NS-Norm (vgl. These 6) abwich und, wie bereits angedeutet, „sogar 'Volljüdinnen' im Alter von 15 bis 18 Jahren mit einbezog“ (ebd., S. 124). Neben den rassistischen Grundüberzeugungen kam hierbei die heimliche Angst des Regimes zum Vorschein, die sexuelle Leichtlebigkeit könnte auf andere Jugendliche anziehend wirken (vgl. ebd., S. 127).

Nach der Kriegserklärung Deutschlands an die Vereinigten Staaten am 11. Dezember 1941 lag den Nationalsozialisten noch mehr daran, das positive Amerikabild, welches die „Swing-Jugend“ propagierte, zu zerstören. Dementsprechend wurden Propagandainhalte konzipiert (vgl. ebd., S. 126).

Letztlich lässt sich die Ausbreitung der „Swing-Jugend“ zumindest für ihre Hochburg Hamburg zeitlich recht genau datieren. Bis zu ihrer weitgehenden Unterdrückung 1942/43 war es ihren Mitgliedern gute zwei Jahre gelungen, ihren alternativen Lebensstil zu pflegen und sich in begrenztem Maße gegen den Formierungswillen des Regimes zu behaupten.

e) Abweichende Aktivitäten Jugendlicher in bündischer Tradition

Ogleich die Nationalsozialisten sich in typisch eklektischer Manier mit ihrer Jugendarbeit bei Formen, Methoden und Personal der bündischen Jugendbewegung bedienten (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik), duldeten sie das Fortbestehen der bündischen Jugendgruppen, in welchen sie eine Konkurrenz zur eigenen „Hitlerjugend“ erkannten, nach der erfolgten Machtübernahme nicht mehr. Die entsprechenden Gruppen wurden verboten und bald als „bündische Umtriebe“ verfolgt, ihre vollständige Zerschlagung gelang den NS-Kontrollinstanzen aber nicht (vgl. Schilde, K. (2004), S. 272). Ein Beispiel hierfür ist der Jungentrupp „Schwarzes Schaf“, der 1934 in Berlin aus einem Zusammenschluss verschiedener bündischer Gruppen entstand (vgl. Klönne, A. (1958), S. 59ff., Schilde, K. (2004), S. 272f. sowie Kater, M. (2005), S. 102). Hier arbeiteten unterschiedliche Jugendgruppen, von Pfadfindern bis zu kommunistischen Roten Jungpionieren, konspirativ zusammen. Ihr gemeinschaftliches Symbol war eine schwarze Fahne mit rotem Flammenzeichen und der Losung: „Trotz alledem“. Trotz wiederholter, mitunter gewaltsamer Konfrontationen mit dem „Streifendienst der Hitlerjugend“ (vgl. Nolzen, A. (2000)) und ab 1937 erfolgenden Verhaftungen einzelner Gruppenmitglieder, gelang es der „Schwarzen Schar“ lange eine rege nonkonformistische, später gar eine Protest- und Oppositionstätigkeit aufrechtzuerhalten. Sie unternahm viele Fahrten, noch 1938 gelang es ihnen, ein Zeltlagertreffen auf der Ostseeinsel Rügen zu organisieren (vgl. Kater, M. (2005), S. 102). Zudem führte man Schulungen für die eigenen Mitglieder durch und verbreitete antifaschistische Flugblätter. Noch im Herbst 1938 verteilten sie in der Reichshauptstadt illegal Flugblätter und Zeitungen. Während des Krieges verschickte man schließlich einen „Feldpostbrief“ an Soldaten, in welchem in einer recht offenen Sprache politische Missstände angeprangert wurden (vgl. Schilde, K. (2004), S. 273). Die „Schwarze Schar“ überlebte die NS-Herrschaft und begrüßte 1945 die einrückende Rote Armee mit einer eigenen Fahne.

Letztlich waren große Teile der bündischen Jugend, welche in der Tradition der deutschen Jugendbewegung der Jahrhundertwende stand, darum bemüht, nach der NS-Machtübernahme eine systemkonforme Selbstbehauptung zu vollziehen (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 104).⁵²⁷ Dieser Versuch scheiterte recht schnell. Bereits am 30. März 1933 schlossen sich die bedeutendsten Bünde mehrheitlich zu einem „Großdeutschen Bund“ zusammen, dessen Führer auf Lebenszeit der Vizeadmiral a.D. von Trotha sein sollte. Die Bundesführung propagierte dann in einem internen Rundschreiben den

⁵²⁷ Zum Übergang von der weiblichen Jugendbewegung zum „BDM“ vergleiche erhellend Klönne, I. (2007), S. 66ff.

Kampf für „>... die Eingliederung in die nationalsozialistische Bewegung und... den bündischen Lebensraum<“ (zitiert nach ebd., S. 104f.).

Aber bereits als Baldur von Schirach am 17. Juni 1933 zum „Jugendführer des Deutschen Reiches“ ernannt wurde, ließ dieser sogleich auch den „Großdeutschen Bund“ verbieten. Der Eintritt in die „HJ“ sollte zudem nur Einzelpersonen möglich sein, eine korporative Überführung der Bünde in die „HJ“ lehnte die nationalsozialistische „Jugendführung“ ab. Auch jene Bünde, die sich dem „Großdeutschen Bund“ nicht angeschlossen hatten, wurden verboten. Einzige Ausnahme blieben die so genannten „völkischen Artamanen“, jener Bund, der den Siedlungsgedanken propagierte, dem bereits Himmler und Höß angehört hatten und der später zum Ausgangspunkt des „HJ-Landdienstes“ werden sollte.

Das Schicksal der Bünde beim Übergang zur NS-Diktatur ist, zumindest was das Innenleben ihrer Mitglieder anbelangt, nur zu verstehen, wenn man das Wort Aufheben in seinem doppelten Sinne zugrunde legt. Bereits angedeutet wurde, wie der NS-Staat die Selbstbestimmung der Bünde per Verbot aufhob, also beendete. Demgegenüber gelang es aber ehemaligen Führern der Bünde, welche die „HJ“ zunächst auch in ihren Reihen als pädagogische Führungskräfte benötigte, da das rapide Wachstum dieser Organisation sonst niemals hätte bewältigt werden können, in einigen Fällen ihre bündischen Gruppen innerhalb der

NS-Jugendorganisation fortzuführen (vgl. diesbezüglich mit Fokus auf dem „Neurother Wandervogel“ Krolle, S. (1985)). Dies kann, diesmal im Sinne von bewahren, als erstes Aufheben bündischer Traditionen auch in der „Hitlerjugend“ angesehen werden. Beim Übergang zur Konsolidierungsphase der NS-Herrschaft (vgl. These 5) erfolgte dann in den Jahren 1934 und 1935 eine weitgehende „Säuberung“ der „HJ“ und vor allem des „Jungvolks“ von „bündischen Umtrieben“. Diese versuchte innere Formierung der „Jugendorganisation des Führers“ richtete sich gegen ein zweites, weniger konkretes, bewahrendes Aufheben bündischer Traditionen, welches den NS-Machthabern in ihrer Angst vor Kontroll- und Loyalitätsverlust jedoch deutliche Besorgnis bereitete:

„(Es) handelte... sich vorwiegend um den Kampf gegen eine Symbolwelt, deren politische Dimension nur ersichtlich wird, wenn man sich vor Augen hält, welche Bedeutung der Übernahme gruppenspezifischer Symbolik bei der jugendlichen Identitätsfindung zukommt“ (zitiert nach Zarusky, J. (2004a), S. 106).

Gerade in ihrem Bestreben um eine letztlich nicht nur quantitativ vollständige, sondern auch qualitativ totale Formierung der nachwachsenden Generationen bedeutete diese mögliche Quelle anders lautender Identifikationspotentiale für das Regime eine wahr-

genommene Bedrohung seiner politischen Pläne und machte seinen Führern, anders als Wehler dies in obigem Zitat suggeriert, durchaus „zu schaffen“.

Diese subjektive Gefahrenwahrnehmung führte auch dazu, dass man sich beim Regime nicht mit einer mehrheitlich gelungenen Überführung der Bündischen in die „HJ“ zufrieden gab, sondern jegliche „Abweichler“ innerhalb und außerhalb der Jugendorganisation verfolgte (vgl. Hellfeld, M. v. (1990), S. 19ff.).

Trotz aller Verbote und anhängigen Verfolgungsaktivitäten des NS-Regimes gelang es einigen bündischen Jugendlichen, sich gegen den Formationsdruck des NS-Systems zumindest vorübergehend zu behaupten (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 106ff.). Im erweiterten Umkreis des ebenfalls verbotenen Jungenbundes „dj 1.11“ („deutsche jungenschaft vom 1.11.1929“)⁵²⁸ fanden sich hierunter auch jüdische Heranwachsende, die an konspirativen Aktivitäten im Kontext bündischer Jugendgruppen teilhatten. So der, 1916 in Stuttgart geborene, Helmut Hirsch, der unter anderem auf dem Berliner Parteitagsgelände einen Sprengsatz zünden wollte. Bei dieser symbolischen Aktion sollte niemand verletzt werden. Hirsch wurde von einem Spitzel verraten und im Juni 1937 in Berlin-Plötzensee hingerichtet (vgl. ebd.).

Die beiden, aus der Berliner „dj. 1.11“ stammenden jüdischen Schwestern Judith und Sulamith Silivana halfen ihren nach Paris emigrierten Kameraden dabei, Kontakte zu oppositionellen Kreisen in Deutschland zu knüpfen (vgl. Brandenburg, H.-C. (1982), S. 215).

Ebenfalls durch die „dj. 1.11.“ geprägt war einer der bedeutendsten und bis heute am weitestgehenden erforschten Vertreter des Jugendwiderstandes unter der NS-Herrschaft, Hans Scholl, der Mitbegründer der „Weißen Rose“ (vgl. hierzu Bald, D. (2003), Moll, C. (2004) sowie Beuys, B. (2010)). Scholl kam erst in der „HJ“ mit dem Ideengut der „dj. 1.11.“ in Berührung. Die Entwicklung der „Weißen Rose“, welche

⁵²⁸ Die bündische Jugendorganisation „deutsche jungenschaft vom 1.11.1929“ („dj. 1.11.“ – in der entsprechenden Forschungsliteratur finden sich unterschiedliche Schreibweisen von „d.j.“, über „dj.“, bis zu „dj“) wurde am namensgebenden Datum vom damals erst 22jährigen Eberhard Koebel (Fahrtenname „tusk“) gegründet (vgl. Klein, S.; Stelmaszyk, B. (1991)). Dieser gründete den neuen Bund aus Protest gegen die traditionellen Bünde der herkömmlichen Jugendbewegung und des Wandervogels, welchen er Spießertum und Selbstgenügsamkeit vorwarf (vgl. Beuys, B. (2010), S. 116). „Tusk, eine charismatische Führerpersönlichkeit aus bürgerlichem Haus, öffnete den bündischen Gemeinschaftsgedanken für die Moderne“ (ebd.). Noch am 20. April 1932 war er der KPD beigetreten. Dennoch rief Koebel seine Anhänger nach der NS-Machtübernahme dazu auf, dem nationalsozialistischen „Jungvolk“ beizutreten (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 105). Hier sollten die Mitglieder der „dj. 1.11.“ jedoch ihre geistige Gemeinsamkeit beibehalten, welche auch in der „HJ“ eine geheime Ordensgemeinschaft begründete. In durchaus typischer, mitunter etwas überheblicher Selbsteinschätzung einiger Führer der bündischen Jugendbewegung forderte er, die „dj.“ler sollten in der NS-Jugendorganisation eine Art Kulturelite darstellen, welche dort für die, von Koebel in seinen Schriften angemahnten aber nicht inhaltlich ausgefüllten Ideale Autonomie und Einsatzbereitschaft eintreten (vgl. ebd.). Koebel wurde Anfang 1934 verhaftet, nach zwei Selbstmordversuchen wieder freigelassen, worauf er im darauf folgenden Juni ins Exil ging, von wo er aber weiter Kontakt zu seinen Anhängern hielt.

exemplarisch und zugleich exponiert für eine – durchaus im oben skizzierten Sinne Peukerts interpretierbaren – Abweichungskarriere von einer überzeugten „HJ-Mitgliedschaft“, über mehrere Distanzerlebnisse und anschließende Umdenkprozesse, bis hin zur gezielten und fundamentalen Widerstandstätigkeit bürgerlicher Jugendlicher steht, ist letztlich ohne diese bündische Prägung einiger ihrer späteren Führungspersonen kaum denkbar (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 105 sowie Beuys, B. (2010), S. 116ff.).

Eine weitere bekannt gewordene Gruppe war die so genannte „Jovy-Gruppe“, welche sich aus etwa einem Dutzend Bonner Jugendlicher zusammensetzte, die sich aus dem bündischen Milieu und den Traditionen der rheinischen katholischen Jugendbewegung rekrutierte (vgl. Schilde, K. (2004), S. 273 sowie ausführlich Bothien, H.-P. (1995)). Sie zeichneten sich durch ihre „provozierende Infragestellung der etablierten Erwachsenenwelt“ (Bothien, H.-P. (1995), S. 7) aus. Wie den meisten „Abweichlern“ unter ihren Altersgenossen waren ihnen die zunehmende Ideologisierung und Militarisierung des „HJ-Dienstes“ zuwider. Demgegenüber strebten auch sie nach Möglichkeiten zur Umsetzung einer autonomen Freizeitgestaltung. Hierzu sangen sie aus nicht mehr zugelassenen bündischen Liederbüchern, sowie Lieder aus der „Dreigroschenoper“ von Brecht, sowie aus dem spanischen Bürgerkrieg (vgl. Schilde, K. (2004), S. 274). Ihre Gruppenkultur beinhaltete zudem politische Diskussionen, „einen Schuss Oppositionssymbolik“ (ebd.), wie etwa das Tragen bündischer Kluft, sowie Lagerleben und Fahrten nach Frankreich. Die 1939 erfolgenden Verhaftungen durch die „Gestapo“, sowie die 1941/42 durchgeführten Prozesse gegen Mitglieder der Gruppe, bedeuteten deren Ende.

Das NS-Regime reagierte gegenüber dieser, aufgrund ihres zahlenmäßig verhältnismäßig geringen Ausmaßes, latenten Infragestellung seines Kontrollanspruches über die deutsche Jugend höchst sensibel und mit einer weiteren Druckerhöhung. Nachdem man die „bündischen Umtriebe“ zunächst erneut in diffamierender Absicht mit stellvertretenden Stigmatisierungen versah und sie als von Homosexualität und „Bolschewismus“ durchsetzt deklarierte, wurde es 1936 deutlich konkreter, als man bei der „Gestapo“ eine eigene Dienststelle zur Bekämpfung dieses destabilisierenden Unruheherdes einrichtete. Hierbei ging es insbesondere darum, das Sozialisationsmonopol der „HJ“ durchzusetzen und zu sichern, weniger um eine Bekämpfung einer fundamentalen politischen Gegnerschaft. Beides konnte jedoch, wie bereits aufgezeigt, unter der NS-Herrschaft sowohl in der Wahrnehmung des Regimes, als auch in der persönlichen Entwicklung der betroffenen Heranwachsenden recht nahtlos ineinander übergehen, mitunter auch miteinander verschwimmen.

Bis zum Ende der dreißiger Jahre scheint es dem Regime gelungen zu sein, die Residuen organisierten bündischen Jugendlebens weitgehend zu unterdrücken (vgl. Zarusky, J. (2004a), S. 108). Hierbei hatte man jedoch ein hohes Maß an mentaler und physischer Repression einsetzen müssen, um einen vermeintlichen Oppositions-herd und Verursacher jugendlichen Abweichens auszulöschen, in welchem de facto das aktive politische Engagement nur die Sache einer Minderheit war, während die deutliche Mehrheit der illegalen Bünde auch nach 1933 die Tradition politischer Abstinenz fortgeführt hatte.

Da die Geschichte der Jugendbewegung vor und nach 1933 noch immer stark überwiegend als männliche erzählt wird, sei hier zumindest darauf hingewiesen, dass es auch nach der NS-Machtübernahme zumindest in einer nicht zu übergehenden Minderheit einige bemerkenswerte Beteiligungen von Frauen aus der Jugendbewegung an Widerstandsgruppen gegen das NS-Regime, sowie auch, ganz im Gegensatz zur scharf nach Geschlechtern trennenden „HJ“, erkennbare Öffnungen der bündischen Jugendgruppen für die Teilnahme von Mädchen gegeben hat (vgl. Klönne, I. (2007), S. 82). „Dieser Teil der Geschichte weiblicher Jugend im Dritten Reich ist bisher noch kaum dargestellt“ (ebd., vgl. zudem ebd. für die Angaben zur spärlichen bisher verfügbaren weiterführenden Literatur zum Thema).

f) Jüdische Jugendliche als Nonkonformisten im Sinne nationalsozialistischer Zuschreibungen

Im Folgenden geht es um die Abweichungen der jüdischen Bevölkerung von der Verhaltensnorm, welche das NS-Regime für sie vorgesehen hatte. Diese sah ein passives Ergebnis in den Prozess zunehmender Ausgrenzung, Verfolgung, Inhaftierung, Misshandlung und schließlich Ermordung deutscher und europäischer Juden vor. Jedes Aufbegehren gegen diese Maxime wertete das Regime als jüdischen Nonkonformismus. Gegen ihre Deklaration als „fremdartige“ Rasse oblag der jüdischen Bevölkerung hingegen keinerlei verhaltenstechnische Option zur aktiven Veränderung der eigenen Lage. Solche Bemühungen um Selbstbehauptung gegenüber dem nationalsozialistischen Aggressor sind damals durchaus auf den unterschiedlichen Repressionsebenen vorgekommen (vgl. Kaplan, M. (2003), S. 300ff., Friedländer, S. (2006), S. 23 sowie ausführlich Paucker, A. (2003) und mit gesamteuropäischer Perspektive Lustiger, A. (1994)), sie alle waren dem Regime ein Dorn im Auge. Sie widersprechen zugleich dem, vor und nach 1945, nicht zuletzt auch in zionistischen Kreisen in Israel, kolportierten, die tatsächliche Lage der damals Betroffenen undifferenziert bewertenden, Urteil, die Juden hätten sich unter der NS-Herrschaft „wie die Schafe zur

Schlachtbank“ treiben lassen (vgl. Langbein, H. (1988) sowie Diestel, B. (2004)).⁵²⁹ Um diese Behauptung eines durchaus vorhandenen jüdischen Nonkonformismus zu untermauern sollen im Folgenden zunächst hinführend einige Beispiele jüdischen Widerstands Erwachsener aufgeführt werden. Danach gilt es, diesen einige Exempel jüdischer Selbstbehauptung damals Heranwachsender hinzuzufügen.

Mitglieder der jüdischen Bevölkerung Europas legten auf unterschiedlichen Ebenen und zu verschiedenen Zeitpunkten des antisemitischen Ausgrenzungs- und Vernichtungsprozesses nonkonformistisches Verhalten, bis hin zum offenen Widerstand gegen das NS-Regime und dessen erst strukturell, später physisch gewaltsame Judenpolitik, an den Tag. Schon vor der NS-Machtübernahme versuchten manche von ihnen aktiv diese zu verhindern (vgl. Paucker, A. (2004), S. 285f.), sowie sich unmittelbar danach gegen die aufkommende Ausgrenzung zu behaupten (vgl. ebd., S. 286ff.). Später hatten erwachsene und heranwachsende Juden in Deutschland konspirativen Kontakt mit anderen Widerstandsgruppen, insbesondere aus der Arbeiterbewegung (vgl. ebd., S. 288ff. und 292ff.). Als am 27. Februar 1943 im „Altreich“ mit der so genannten „Fabrikaktion“ die Deportation der „Fabrikjuden“ anließ und dabei tausende noch verbliebener Zwangsarbeiter nach Auschwitz deportiert wurden (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 453 sowie Gruner, W. (2005), S. 34ff.), nahm man in Berlin etwa 1500 bis 2000 dort ansässige und in einer „Mischehe“ lebende Juden, die man ebenfalls verhaftet und in einem Gebäude in der Rosentrasse 2-4 gesammelt hatte, von der Deportation aus (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 453 sowie Gruner, W. (2005), S. 85ff.). Die Mehrzahl der hier internierten Juden wurde bis zum 8. März freigelassen. Ihre nichtjüdischen Ehefrauen hatten zuvor mit anderen Angehörigen und Freunden auf der gegenüberliegenden Straßenseite ausgeharrt, nach den Gefangenen gerufen, diese mit den Informationen versorgt, welche sie selbst gerade bekommen konnten, sowie versucht Lebensmittel ins Gebäude zu bekommen (vgl. Friedländer, S. (2006), S. 453). Ihr Engagement für die jüdischen Männer wurde zur Legende, was nach 1945 zu einiger Verklärung führte. Tatsächlich führten nicht die Proteste der nichtjüdischen Angehörigen zur Freilassung der Inhaftierten, deren Deportation war schlicht nicht geplant gewesen (vgl. ebd. sowie Gruner, W. (2005), S. 139ff.). Dies schmälert jedoch in keiner Weise den Mut und die Solidarität, welche die Angehörigen der internierten jüdischen Männer gezeigt haben, zumal sie von den Freilassungsplänen der

⁵²⁹ Der Zeitzeuge und renommierte Forscher zum jüdischen Widerstand gegen die NS-Herrschaft, Arnold Paucker urteilt diesbezüglich scharf aber zutreffend: „Daß die Juden als Gruppe... in einem gleichgeschalteten Land, dessen demokratische Organe schmäählich versagt hatten oder brutal zerschlagen worden waren, so etwas wie einen direkten politischen Widerstand hätten wagen können, gehört ganz einfach in den Bereich der Wahnvorstellungen“ (ders. (1994), S. 49).

„Gestapo“ nichts wissen konnten. Auch wenn ihre Aktion insgesamt „vergleichsweise bescheiden und völlig unaggressiv“ (Friedländer, S. (2006), S. 453) ausfiel, so ist sie mit Sicherheit einem nonkonformistischen Verhalten gegenüber dem nationalsozialistischen Stillhaltegebot zuzurechnen (vgl. Gruner, W. (2005), S. 202ff.), wenn nicht gar einem spezifisch jüdischen Widerstand gegen das Regime, dessen Erforschung tunlichst auch die Zwischentöne des individuellen Abweichens beachten sollte:

„Leider wird gerade der so lange vernachlässigte Widerstand der jüdischen Deutschen gegen ihre Verfolgung meist auf die soziale, wirtschaftliche oder kulturelle Selbstbehauptung in jüdischen Institutionen, die individuelle Teilnahme am organisierten Widerstand oder die Bildung von aktiven Widerstandsgruppen reduziert... Nur über die Vorstellung eines organisierten Widerstandes scheint es manchem möglich, mit dem verbreiteten Klischee zu brechen, die Juden hätten sich wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen. Demgegenüber sind die vielen Taten, mit denen sich einzelne jüdische Deutsche den NS-Verfolgungsmaßnahmen widersetzen, kaum bekannt. Nichtsdestotrotz handelte es sich dabei um ein Massenphänomen!“ (ebd., S. 205).

Während des Krieges kämpften deutsche und europäische Juden entschlossen in den Armeen der Alliierten gegen das nationalsozialistische Deutschland, unter ihnen allein über 20.000 deutsch-jüdische Männer und Frauen (vgl. Paucker, A. (2004), S. 299f.). In der Sowjetunion widerfuhr diesen jüdischen Angehörigen der „Roten Armee“ jedoch das gleiche Schicksal einer diffamierenden Missachtung ihrer Leistungen, wie es ihre Glaubensgenossen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg erlebt hatten:

„160.000 jüdische Angehörige der Roten Armee wurden wegen Tapferkeit ausgezeichnet (eine halbe Million jüdischer Soldaten kämpfte in den Reihen der sowjetischen Truppen, und 200.000 fielen oder wurden vermißt); fünfzig jüdische Offiziere wurden zum General befördert, und 123 erhielten die höchste militärische Auszeichnung <Held der Sowjetunion>... Und doch erklärte Stalin dem polnischen General Anders abschätzig: <Juden sind schlechte Kämpfer...>“ (Friedländer, S. (2006), S. 278).

Im Sommer und Herbst 1941 gründeten sich in den Wäldern und Ghettos der besetzten sowjetischen Gebiete die ersten jüdischen Widerstandsgruppen (vgl. ebd.).

Vor allem im Sommer 1942 wurden einige dieser Einheiten, häufig von jungen jüdischen Partisanen angeführt, zu Legenden. So beispielsweise jene Gruppe, welche von den Brüdern Bielski angeführt wurde. Sie hatten Anfang 1942 im westlichen Weißrussland eine ausschließlich jüdische Einheit gegründet, deren Ziel es war, Juden zu retten (vgl. ebd., S. 392). Sie organisierten Waffen und Lebensmittel und errichteten ein Lager im Wald, in welchem sie die geretteten Juden unterbrachten. Bis zum Ende der deutschen Besatzung hatten die vier Brüder „in ihrem Waldlager trotz nahezu unüberwindlicher Widerstände etwa 1500 Juden versammelt“ (ebd., S. 393).

Schlechter erging es einer der frühesten und berühmtesten sowjetischen Widerstandskämpferinnen, der damals 18jährigen Mascha Bruskina, die am 26. Oktober

1941 mit zwei Kameraden öffentlich gehängt wurde. Ihre jüdische Abstammung war den Deutschen unbekannt und wurde während und nach dem Krieg in sowjetischen Veröffentlichungen konsequent unterschlagen (vgl. ebd., S. 278).

In den Ghettos im besetzten Europa, insbesondere im Osten, kam es häufiger zu kleineren und größeren Aktionen bewaffneten Widerstands gegen die nationalsozialistischen Unterdrücker. Den größten und besonderes Aufsehen erregenden im April und Mai 1943 im Ghetto von Warschau (vgl. ebd., S. 548ff.). Hier widersetzten sich jüdische Kämpfer ab dem 19. April mit Waffengewalt dem Ansinnen der Besatzer, das Ghetto zu liquidieren. In heftigen Schusswechseln zwischen dem 19. und dem 28. April, sowie danach in Rückzugsgefechten aus Bunkern und anderen Verstecken lieferten sie den NS-Schergen einen aufopferungsvollen Abwehrkampf, den diese erst am 16. Mai endgültig beenden konnten (vgl. ebd., S. 553).

Auch in den „Konzentrationslagern“ kam es zu vielen unterschiedlichen Akten nonkonformistischen Handelns im Sinne der nationalsozialistischen Lagerbetreiber. Diese konnten von einer stärkenden, den psychischen und physischen Verfall zumindest verzögernden Geste der zwischenmenschlichen Solidarität, bis zum vereinzelt vorgekommenen bewaffneten Aufstand der Häftlinge reichen (vgl. ebd., S. 586ff. zu letzterem, sowie ausführlich zum gesamten Komplex Langbein, J. (1988)).

Insgesamt waren allein in Deutschland zwischen 1933 und 1943 zu verschiedenen Zeiten mehr als 2000 Juden aktiv in antifaschistische Untergrundaktivitäten involviert, die Mehrheit in den frühen dreißiger Jahren, vor der Massenemigration (vgl. Kaplan, M. (2003), S. 304). Hierbei muss immer die verhältnismäßig geringe Größe der jüdischen Gemeinde mitberücksichtigt werden. Rechnet man dies prozentual auf die deutsche Gesellschaft um, so entspräche diese Zahl einer nie erreichten Massenbewegung von 600.000 bis 700.000 aktiven deutschen Antifaschisten (vgl. ebd.). Die Mehrheit dieser zumeist jüngeren Männer und Frauen war vorrangig durch den Antifaschismus motiviert und hatte zur etablierten jüdischen Gemeinde oft lediglich lose Kontakte.

Da viele jüdische Jugendliche sich zunächst aufgrund ihrer inneren Verbindung zur deutschen Arbeiterbewegung an Widerstandsaktivitäten beteiligten, wobei unter der zunehmenden Verfolgung jüdische Gesichtspunkte immer stärker hervortraten, waren sie daher im NS-System einer doppelten Gefährdung ausgesetzt (vgl. Schilde, K. (2004), S. 272). Das Hauptkontingent des jüdischen Widerstandes wurde von jungen Kommunisten gestellt (vgl. Paucker, A. (2003), S. 8).

Ein Exempel einer solchen Gruppe, in der sich Jugendliche jüdischer Herkunft mit einer Anbindung an die deutsche Arbeiterbewegung aktiv engagierten, war der

„Kommunistische Jugendverband-Opposition“ (KJ-O), die Nachwuchsorganisation der „KPD-Opposition“ (KPD-O). In dieser Gruppe war auch Helga Beyer aus Breslau aktiv (vgl. Dertinger, A. (1987)), die sich mit erst 13 Jahren an einer Klebzettel-Aktion gegen die „Nürnberger Gesetze“ von 1935 beteiligte. Als die Gruppe im gleichen Jahr aufflog, konnte sie einer Gefangennahme entgehen. In den Folgejahren war sie bei mehreren geheimen Grenzübertritten beteiligt, bei denen illegales Material geschmuggelt wurde. Erst 1938 konnte die mittlerweile 17jährige verhaftet werden. Sie starb 1942 im Alter von gerade 21 Jahren im „Frauen-Konzentrationslager“ Ravensbrück (vgl. ebd., S. 41).

Eine Ausnahmestellung im hier dargestellten Kontext nahmen die, in Deutschland wenig bekannten, Berliner Widerstandsgruppen um Herbert Baum ein, einem kommunistischen Funktionär aus jüdischer Familie (vgl. Brothers, E. (1993) sowie Schilde, K. (2007), S. 86ff.). Ihre Agitationen sind charakterisiert durch ihre Einzigartigkeit, das junge Alter und die jüdisch-bündische Sozialisation vieler Gruppenmitglieder, die kommunistische Orientierung der Führungspersonen, sowie den verhältnismäßig hohen Anteil weiblicher Mitstreiter. Die überwiegende Mehrheit der Beteiligten war zu Beginn der NS-Zeit zwischen 11 und 14 Jahre alt (vgl. Schilde, K. (2007), S. 87).

Der im Kern eingeschworene Haufen trachtete zunächst bis 1939/40 vor allem danach, angesichts der repressiven Lebensbedingungen „Kulturarbeit“ mit jüdischen Jugendlichen zu organisieren. Jedoch drängten bald darauf viele Mitglieder der zunehmend wachsenden Gruppe danach, aktiv gegen das nationalsozialistische System vorzugehen. Dies führte dazu, dass ideologische und politische Schulungen durchgeführt, politische Literatur und Flugblätter erstellt und verbreitet, Versuche unternommen, der drohenden Deportation zu entgehen, sowie Kontakte zu anderen Widerstandsgruppen gesucht wurden. Am meisten Aufsehen erregte jedoch die Aktion der Baum-Gruppen, bei welcher am 8. Mai 1942 ein Brandanschlag auf die, vom NS-Propagandaministerium organisierte, Wanderausstellung „Das Sowjetparadies“ verübt wurde (vgl. ebd., S. 87f.). Bereits vier Tage später wurden die Beteiligten des Anschlags von der „Gestapo“ verhaftet. Herbert Baum kam am 11. Juni 1942 nach Folterungen unter ungeklärten Umständen – wahrscheinlich durch Selbstmord – ums Leben. Am 16. Juli wurden weitere Mitglieder der Gruppe von einem Berliner Sondergericht zum Tode verurteilt und, die Jüngsten unter ihnen noch keine 18 Jahre alt, am 18. August in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Nur sehr wenige Gruppenmitglieder überlebten die NS-Herrschaft (vgl. ebd., S. 88).

In mindestens gleichem Maße wie für die erwachsenen Juden unter der NS-Herrschaft gilt für die jungen Mitglieder der damaligen jüdischen Gemeinde, dass ihre

widerständigen und oppositionellen Handlungen, mit denen nicht wenige dieser Mädchen und Jungen der Unterdrückung begegneten, in der Retrospektive eine zu kritisierende, aber bis heute andauernde Geringschätzung erfahren haben, welche weder ihrem gezeigten Selbstbehauptungswillen noch ihrem bewiesenen Mut gerecht wird (vgl. Schilde, K. (2007), S. 13 und 76). Für diese These ließe sich eine Vielzahl von beeindruckenden Einzelbeispielen anführen (vgl. Schilde, K. (1995), S. 97ff. und 151ff. sowie die dort angegebene weiterführende Literatur).

Die Theorie des labeling approach trifft auf die damals heranwachsenden Juden in Deutschland und im besetzten Europa auf ganz besondere und besonders perfide Art zu. Entsprechend der nationalsozialistischen Menschenbewertung nach rassistischen Metakriterien wurde ihnen bereits ihre schlichte Existenz als primäre Abweichung attestiert. Diese zog eine Stigmatisierung nach sich, welche wiederum Diffamierungen und gewaltsame Verfolgung nach sich zog. Letzterer sollten sich die Betroffenen, nach Willen des Regimes, durch Ergebenheit anpassen. Einen grundsätzlichen Ausweg aus dieser Situation sollte hingegen keine erdenkliche Verhaltensweise ermöglichen. Der erkennbare Wille zum Überleben und Bemühungen um eine persönliche Selbstbehauptung (vgl. Schilde, K. (2007), S. 77f.) wurden ihnen dann konsequent als weitere Abweichungen von der erwünschten Verhaltensnorm angelastet. Der so verstandene Nonkonformismus jüdischer Jugendlicher unter anderem in den Ghettos Osteuropas lässt sich demnach vor allem als Reaktion auf diese repressiven und auswegslosen Lebensbedingungen unter der NS-Herrschaft verstehen:

„Als Besonderheit dieses Widerstandes ist anzusehen, dass es für ihn keine nennenswerten politischen, ideologischen, tradierten und organisatorischen Voraussetzungen gab. Die militante Abwehr war erst durch die konkrete Durchführung der nationalsozialistischen Besatzungspolitik und dem damit verbundenen geplanten und weitgehend realisierten Völkermord an der jüdischen Bevölkerung provoziert worden“ (ebd., S. 77).

Die Abweichungen jüdischer Jugendlicher von der für sie vorgesehenen nationalsozialistischen Verhaltensnorm lassen sich als Prozessdynamik strukturieren. Zu Beginn der NS-Herrschaft in Deutschland führte noch der Wille zur Selbstbehauptung und zur Bekämpfung eines Regimes, welches die Juden allgemein und ohne diesen eine Einflussmöglichkeit auf diese Stigmatisierung einzuräumen, verurteilte, nach der Machtübernahme in vielen Fällen zu einer Beteiligung junger Juden am organisierten Widerstand anderer, insbesondere politisch linksgerichteter, Gruppen. Mit zunehmender Repression, Verfolgung, schließlich Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung Europas rückte der Wille zum Überleben wesentlich in den Vordergrund, wurde letztlich das alleinige Ziel abweichenden Verhaltens. Dies galt zumeist so lange,

bis die zusehends radikalere NS-Judenpolitik einen zu großen Leidensdruck aufbaute oder eine Eliminierung bald und unausweichlich bevorstand, wie dies bei den Auflösungen der Ghettos oder in den Lagern der Fall war, wie die oben genannten Beispiele bewaffneten Widerstands (etwa im Warschauer Ghetto) verdeutlichen. Dann trat der Wille zum Überleben, welcher nunmehr aussichtslos erschien, als Handlungsmotiv gegenüber einer finalen Selbstbehauptung in den Hintergrund. Diese konnte vom Selbstmord angesichts bevorstehender Deportationen in die „Vernichtungslager“, bis zum bewaffneten Aufstand gegen die deutschen Besatzer reichen.

Das Leben unter der NS-Herrschaft forderte von den jüdischen Heranwachsenden in ganz Europa verschiedene Strategien zur Abweichung, um den nationalsozialistischen Verfolgungsagitationen vorübergehend oder sogar dauerhaft entgehen zu können. Hierzu sind, neben offenen Widerstandshandlungen, welche wie bereits angeführt, in Deutschland vor allem im Kontext kommunistischer und sozialistisch orientierter Jugendgruppen nach der NS-Machtübernahme (vgl. hierzu auch Schilde, K. (2007), S. 82ff.), sowie im besetzten Europa in den Ghettos und Lagern vor deren „Liquidierung“ erfolgten, auch alle intendierten Abweichungen von einer Anpassung an die Verhaltensvorgaben des Regimes zu zählen. Damit ist beispielsweise das Überleben der NS-Verfolgung durch eine Flucht in Verstecke gemeint (vgl. diesbezüglich zu Heranwachsenden ebd., S. 80f., Dwork, D. (1994), S. 41ff., Zinnecker, J. (2008), S. 225ff. sowie grundsätzlich Benz, W. (2006)). Während diese Bemühungen primär dem Überlebenswillen zuzurechnen sind, lassen sich nahezu über alle Verfolgungsphasen hinweg, häufig unterstützt von engagierten Erwachsenen, auch Agitationen jüdischer Heranwachsender erkennen, welche einen Selbstbehauptungswillen offenbaren, der aus sozialisationstheoretischer und bildungshistorischer Sicht von wesentlicher Bedeutung ist. Gemeint ist der bereits an anderer Stelle angesprochene Wille, selbst unter repressivsten Lebensumständen Bildung zu organisieren und zu erleben. Das schreckliche Schicksal der damals aufwachsenden jüdischen Kinder und Jugendlichen impliziert eine wichtige Botschaft für alle, die sich mit der Konzeption von Bildung befassen. Sie verdeutlicht ganz unmissverständlich deren grundsätzliches Potential zur Lebensbereicherung. Beispiele hierfür ließen sich aus dem Kontext der NS-Herrschaft viele anführen, einige wurden bereits genannt. Hier sei nur verwiesen, auf die Organisation von Bildungserlebnissen durch und für untergetauchte jüdische Heranwachsende in Berlin, durch die jüdische Jugendgruppe „Chug Chaluzi“ („Kreis der Pioniere“) und deren erwachsene Leiter, den Lehrer Jizchak Schwersenz und Gad Beck (vgl. hierzu Schwersenz, J. (1988), Zahn, C. (1993) sowie Kaplan, M. (2003), S. 301ff.) sowie auf die illegale und heimlich zu bewerkstellende

Organisation von (Schul-)Bildung für die jüngsten und jungen Juden in den Ghettos und Lagern (vgl. exemplarisch Dwork, D. (1994), S. 133f., 135ff. sowie 187ff.). Die letztgenannten Bemühungen lassen sich durchaus als Bildungskonzepte im Sinne von Klafkis Allgemeinbildungsverständnis ansehen. Durch die Vermittlung geistiger, religiöser – hier in besonderem Maße als identitätsstiftend verstanden – und handwerklicher Kompetenzen versuchten die erwachsenen Bildungsorganisatoren den Heranwachsenden so viel Rüstzeug zur Lebensbewältigung mitzugeben, wie dies unter den gegebenen Umständen eben noch möglich war. Somit können diese Aktivitäten ebenfalls als Agitationen einer deutlichen Motivation zur jüdischen Selbstbehauptung gegenüber dem NS-Regime angesehen werden:

„Das Unterrichtsverbot galt auch für... kleine Gruppen. Weiterhin zu lernen und zu lehren bedeutete ein tödliches Risiko. Trotzdem gaben Schüler und Lehrer nicht auf. (...) ‚Man lernt auf Speichern und in Kellern, und jedes Fach ist im Lehrplan enthalten, sogar Latein und Griechisch. Irgendwann im Juni haben die Deutschen zwei von diesen Schulen entdeckt; später haben wir erfahren, daß die Lehrer auf der Stelle erschossen wurden; die Schüler haben sie in ein Konzentrationslager bei Lublin [Majdanek] geschickt.“ (Bericht über das Warschauer Ghetto im Sommer 1940 bei Dwork, D. (1994), S. 187, die zitierte Passage stammt aus dem Tagebuch der beteiligten Zeitzeugin Mary Berg).

Und auch diese „Abweichungen“ machten den Schergen des Regimes „zu schaffen“. Dies wird deutlich, wenn man einmal von der, für eine sozialisationstheoretische und bildungshistorische Forschung wenig weiterführenden, Fokussierung auf einen fundamentalen Widerstand, welcher das Ende der NS-Herrschaft zum Ziel, und auch entsprechende Realisierungsmöglichkeiten gehabt hätte – ein solches Unterfangen konnte spätestens nach der Formierungsphase (vgl. These 5) nur noch aus den Reihen des NS-Systems selbst erfolgreich gestaltet werden –, abstrahiert und auch darunter liegende Akte des Nonkonformismus beachtet:

„Die Kindergärtnerinnen bringen ihre Schutzbefohlenen in diese Anlagen, und die älteren Kinder haben hier Unterricht. Kurzum, ein Dorn in den Augen der Nazis! Die Lebensadern pulsieren ohne Unterlaß.“ (Der Zeitzeuge Chaim A. Kaplan über die Situation im Warschauer Ghetto im Sommer 1942, zitiert nach ebd., S. 194).

Diese Andeutungen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Leben in den Ghettos für die jüdischen Heranwachsenden vor allem Entbehrung, Hunger, Durst, Krankheit und Verlust bedeutete (vgl. ebd., S. 161ff.), sie machen aber klar, dass Bildung demgegenüber zumindest kleinste und kleine kurzfristige Fluchten in ein erfülltes Leben ermöglichen konnte.

Die bereits erwähnte Missachtung des Nonkonformismus jüdischer Jugendlicher unter der NS-Herrschaft hat dazu geführt, dass bislang noch nicht einmal der quantitative

Umfang von deren damaliger Opposition exakt bestimmt werden kann (vgl. Schilde, K. (2007), S. 91):

„Eine noch zu schreibende Sozialgeschichte der Jugend in der NS-Zeit hat nicht nur die Motive und Vorstellungen der betroffenen Jugendlichen zu untersuchen, sondern auch bei den jüdischen Jugendlichen nach den individuellen Entscheidungshintergründen zu fragen, die abhängig von Zeit, Ort und Status bestanden haben“ (ebd.).

g) Tatsächlicher und attestierter Nonkonformismus Einzelner im NS-Sozialisationskontext

Unter diese letzte Kategorie fallen einerseits all jene, die sich als Einzelpersonen gezielt dem Regime widersetzen, sowie andererseits diejenigen, welchen der nationalsozialistische Wille zur „rassischen Säuberung“ der „Volksgemeinschaft“ ein solches ohne deren aktives Zutun attestierte. Letztere stellten im Kontext der NS-Ideologie („Eugenik“), sowie der Praxis der NS-Bevölkerungspolitik zwar eine „von oben“ avisierte, nicht aber eine, durch deren Mitglieder, jemals selbst bestimmt „von unten“ gegründete Gruppe dar (vgl. hierzu ausführlich Beddies, T. (2004)).

Daher werden sie hier nicht aus strukturgeschichtlicher Sicht als Einheit, sondern aus sozialisationstheoretischer Perspektive als Einzelfälle interpretiert.

Nur erwähnt werden kann hier, dass sich auf nahezu allen Ebenen des NS-Systems einzelne Personen fanden, die von Anfang an oder ab einem bestimmten Zeitpunkt gegenüber der nationalsozialistischen Herrschaft partiell oder gänzlich kritisch eingestellt waren und dementsprechend agierten. Dies konnte verschiedene Auslöser haben, innere (persönliche Dispositionen, erfahrene Sozialisation) und äußere (einschneidende oder kumulative Distanzerlebnisse). Im Alltag der NS-Herrschaft und insbesondere während des Krieges führte dies dazu, dass beispielsweise Lehrer bemüht waren, ihren Schülern andere Verhaltensnormen und Denkansätze zu vermitteln, als dies das Regime wünschte (vgl. exemplarisch Dick, L. v. (1990)), dass Pfarrer sich ohne den Rückhalt ihrer Konfessionsleitungen für Verfolgte einsetzten (vgl. exemplarisch das beeindruckende seelsorgerische Wirken des jungen Gefängnispfarrers der Berliner Haftanstalt Tegel, Harald Poelchau, beschrieben bei Harpprecht, K. (2007)), oder dass Angehörige von „Wehrmacht“ Polizei und „SS“ sich selbst in Gefahr begaben, um den Opfern des rassistischen Vernichtungskrieges der Nationalsozialisten beizustehen (vgl. Wette, W. (2002) und (2004)). Gerade die übermäßigen Belastungen eines aktiven Kriegseinsatzes (vgl. These 5) führten bei einigen Soldaten zu dem Versuch sich diesen durch Desertierung zu entziehen (vgl. Ueberschär, G.R. (2006), S. 107ff.). Bisher weist die Geschichtsschreibung eine Zahl von ungefähr 35.000 ver-

urteilten Deserteuren ab 1939 aus, ca. 23.000 davon erhielten Todesurteile, 15.000 von diesen wurden vollstreckt (vgl. ebd., S. 109). Auch unter diesen Deserteuren befanden sich junge und jüngste Soldaten, die entweder schlicht überfordert waren oder sich bewusst einem längst verlorenen Krieg entziehen wollten, um selbst zu überleben (vgl. exemplarisch die Geschichte des damals 17-jährigen Hans J. Gerhardt (vgl. ders. (2008))).

Neben diesen Einzelschicksalen gehören jene zu dieser Kategorie, denen das Regime grundsätzlich, etwa im Kontext des „Euthanasieprogramms“ (vgl. Cervik, K. (2001) sowie Stargardt, N. (2006), S. 104ff.) oder als Konsequenz einer abweichenden „Karriere“ im Sinne des labeling approach attestierte, sie *könnten* eine Anpassung an die nationalsozialistischen Verhaltensnormen nicht leisten.

Während der NS-Zeit wurde die öffentliche Fürsorgeerziehung dementsprechend zusehends zu einem Selektionsapparat, welcher all jene, denen er eine unzureichende Leistungsfähigkeit (vgl. Kuhlmann, C. (1989)) oder aber, aufgrund angeblicher „angeborener“ und somit unveränderlicher, Charaktermängel eine unzulängliche Leistungsbereitschaft zugeschrieben hatte, einer „Bewahrung“ unter zumeist unwürdigen Lebensbedingungen zuführte, in welcher sie gezielt dauerhaft vom Rest der „Volksgemeinschaft“ isoliert, immer wieder misshandelt und letztlich lebenslang geschädigt, wenn nicht gar ermordet wurden (vgl. Berger, E. (2007), insbesondere die dortigen Beiträge von Malina, P. auf den Seiten 93ff., 107ff., 125ff. und 159ff. sowie autobiographisch zum subjektiven Erleben des nur schwer erträglichen Alltags in der NS-„Erziehungsanstalt“ Spiegelgrund Gross, J. (2000)).

Die bereits unter These 1 beschriebene Ausgrenzungsdynamik der NS-Ideologie, welche auch deren politische Umsetzung deutlich prägte, machte auch vor den nachfolgenden Generationen, auf die es die NS-Führung ja besonders abgesehen hatte, keinen Halt. Dementsprechend stieg auch die Zahl der Kinder und Jugendlichen, welche die Jugendämter in Pflege gegeben oder in die „Erziehungsheime“ überstellt hatten stetig und erreichte 1941 mit 100.000 wohl ihren höchstmöglichen Stand (vgl. Stargardt, N. 2006), S. 77). Auch in dieser Kategorie greift die Theorie des labeling approach auf bedrückende Weise. So kam es oft vor, dass die Heranwachsenden aus den „Erziehungsheimen“ vor den dortigen entwürdigenden und gewaltsamen Lebensbedingungen (vgl. Stargardt, N. (2007), S. 79ff.) flüchteten, was ihnen dann prompt als weiterer Beweis ihrer angeblichen charakterlichen Unzulänglichkeit ausgelegt wurde und zu einer weiteren Verschärfung ihrer Isolation und der ihnen widerfahrenen Gewalt führte (vgl. exemplarisch ebd., S. 81f. sowie Gross, J. (2000)).

Die Reaktionen des NS-Regimes auf Nonkonformismus innerhalb der „Volksgemeinschaft“:

Die Reaktionen des NS-Regimes auf das subjektiv wahrgenommene oder objektiv feststellbare Aufkommen von Nonkonformismus innerhalb der „Volksgemeinschaft“ lassen sich als zwei unterschiedliche, sich letztlich im Sinne einer angestrebten umfassenden Gesellschaftskontrolle (vgl. These 2) ergänzenden, Vermeidungs- und Bekämpfungsstrukturen beschreiben. Zur ersten dem stetigen, von der allgegenwärtigen Angst der nationalsozialistischen Führung um die Loyalität der Bevölkerung motivierten, Bemühen, jede Abweichung im Vorhinein zu unterbinden. Zum Zweiten dem zusehends harten, aus den genannten Gründen höchst-, vor allem während des Krieges dann immer übersensibleren Reagieren auf jede vermeintlich oder tatsächlich erfolgte Abweichung. Wie bereits erwähnt, löste bei letzterer Strategie nicht selten ein erstes Abweichungsattest einen Verfolgungsprozess aus, welcher für die Betroffenen von Freiheitsentzug, über schwere Misshandlung (auf vielfache Art und Weise auch im Kontext von „Erziehung“), bis zum Todesurteil (sei es als Strafsanktion oder als Opfer der „Euthanasie“⁵³⁰) führen konnte.⁵³¹

Ohne dass an dieser Stelle detailliert auf die Umgestaltungsprozesse des Jugendstrafrechts und des Jugendstrafvollzuges nach 1933 eingegangen werden könnte, sei darauf hingewiesen, dass sich auch in diesem Bereich die NS-typischen Prozesse vollzogen (vgl. These 1). Das Regime knüpfte in eklektischer und im Sinne der eigenen Ideologie funktionaler Weise an die bestehenden Rechtsnormen an (vgl. Jureit, U. (1995), S. 5ff., Kebbedies, F. (2000), S. 29ff. sowie Götte, P. (2003), S. 18 und 43ff., außerdem ebd. 79ff., Neugebauer, M. (1997), S. 52ff. und 92ff. sowie Kebbedies, F. (2000), S. 83ff. zu den diesbezüglichen Neuauslegungen des NS-Regimes), wobei die entsprechende Praxis mitunter deutlich von den diesbezüglichen Rechtssetzungsprozessen abweichen konnte (vgl. Götte, P. (2003), S. 10ff.).⁵³² Während des Krieges erhöhte sich auch diesbezüglich die Radikalität des nationalsozialistischen Kontrollanspruches, was schließlich in der letzten Phase der NS-Herrschaft (vgl. These 5) zur

⁵³⁰ Vgl. diesbezüglich als bedrückendes Exempel die Fallschilderung bei Fuchs, P.; Rotzoll, M.; Müller, U.; Richter, P.; Hohendorf, G. (2007), S. 179ff.

⁵³¹ Nur erwähnt sei hier, dass vergleichbar zum Morden im Kontext des Holocaust, auch im Rahmen des „Euthanasieprogramms“ kein Fall bekannt ist, bei welchem ein damaliger Arzt aufgrund einer Verweigerung, beim Töten mitzuwirken eingesperrt oder zum Tode verurteilt worden wäre (vgl. Klee, E. (2004), S. 274). Auch in diesem Bereich ist der angeblich unumgängliche Befehlsnotstand eine apologetische Schimäre, welche damals unter Umständen als real empfunden worden sein kann, jedoch realiter nicht existierte.

⁵³² Nur erwähnt sein hier, dass auch die „Reichsjugendführung“ bemüht war, an diesen Prozessen der funktionalen Rechtssetzung und kontrollierenden Rechtspraxis aktiv und selbst Einfluss nehmend beteiligt zu sein (vgl. Götte, P. (2003), S. 75ff.). Die „HJ“ kann demnach auch diesbezüglich nicht als politische „Insel“ verstanden werden.

Etablierung eines weitgehend von politischen Interessen dominierten Jugendstrafrechts führte. Dessen funktionale Implikationen wurden hingegen erneut als „Erziehung“ zu einer nationalsozialistisch definierten Gemeinschaftsfähigkeit legitimiert (vgl. Götte, P. (2003), S. 19f., 109ff., 132f. sowie 443f.). Die attestierte Anpassungsfähigkeit des Einzelnen wurde entscheidend für seine Einstufung als „erziehbar“ oder „unerziehbar“ und damit für seine weitere Behandlung. Während ersteres Urteil Rückführungsagitationen („Erziehung durch Arbeit“ etc.) in Gang setzte (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 335ff.), erwartete die Angehörigen der zweiten Kategorie der Versuch, ihnen jeglichen Einfluss auf die „Volksgemeinschaft“ zu entziehen. Dies konnte, je nach NS-Auslegung, Maßnahmen von der gesellschaftlichen Isolation (ausgrenzende „Bewahrung“ (vgl. Kebbedies, F. (2000), S. 234ff.)) unter schweren Bedingungen, über die erzwungene Unfruchtbarmachung („Sterilisation“⁵³³), bis zur

⁵³³ Dass diese „Sterilisationen“ keineswegs nur ein schreckliches, aber historisch abgeschlossenes Kapitel der NS-Geschichte darstellen, sondern auch eine weit über deren Ende 1945 hinausgehende biographische Bedeutung haben, verdeutlichen exemplarisch die Aussagen Betroffener (vgl. Freyberg, J. v.; Bromberger, B.; Mausbach, H. (1995), S. 86f. sowie Hellfeld, M. v. (1990), S. 107ff.). Unter ihnen Fritz Niemand: „1936 da mußte ich zum Erbgesundheitsgericht, das war – glaube ich – in Schleswig im Verwaltungsgebäude der Schleswiger Anstalt. Da mußte man sich ‚produzieren‘. Dann habe ich von mir erzählt. Ich habe immer noch mein Selbstbewußtsein gehabt. Eines Tages nach dieser Geschichte hieß es dann: ‚Niemand, morgen ab zum Stadtkrankenhaus zur Sterilisation.‘ Da gab's keine andere Möglichkeit. Unter den Verhältnissen damals gab es keine andere Wahl. Wenn nicht freiwillig, dann eben mit Zwang! Mit Gewalt! Was soll man denn da machen?... Was blieb meiner Mutter denn für eine Wahl außer zuzustimmen?... Aber wenn ich das heute betrachte, – ich bin ja amputiert in meinem Liebesleben..., weil ich nie ein Kind zeugen konnte“ (zitiert nach Freyberg, J. v.; Bromberger, B.; Mausbach, H. (1995), S. 87). In einem, 1991 geführten, Interview schilderte ein weibliches Sterilisationsopfer die biographischen Folgen ihrer damals erzwungenen Unfruchtbarmachung: „Ich habe immer noch eine ganze Reihe von Beschwerden. Bei jedem Eingriff, den ich in der Folge hatte, kam es zu Komplikationen. Ich musste mit 52 Jahren in Frührente gehen – und der psychologische Druck blieb stets vorhanden. Wenn mir heute meine Nachbarn, ältere Frauen, von ihren Urenkel- und Enkelkindern erzählen, tut mir das sehr weh, denn ich habe weder Kinder noch Enkel, ich bin allein und muß ohne die Hilfe anderer zurechtkommen“ (zitiert nach Burleigh, M. (2002), S. 82). Der eindringliche und erhellend kommentierte Bericht Matthias von Hellfelds über ein Interview, welches er mit einer Betroffenen geführt hat (vgl. ders. (1990), S. 107ff.), die aufgrund des willkürlichen Agierens der zuständigen Regimevertreter bis heute nicht weiß, warum sie damals sterilisiert wurde (vgl. ebd., S. 123ff.), macht unmissverständlich, dass es sich bei der „Zwangssterilisation“ nicht um ein NS-Verbrechen handelte, welches schrecklich aber mit dem Untergang des Nationalsozialismus abgeschlossen wäre. Vielmehr hat es eine Bedeutung, die juristisch, gesellschaftlich und vor allem biographisch weit über 1945 hinausgeht:

„Katharina M. ist Opfer der NS-Zwangssterilisationen – und sie lebt unter uns. Ihr Schicksal endet nicht mit dem Jahr 1945, sondern reicht bis in die Gegenwart: Sie ist allein, hat keine Familie gründen können. Sie hat ständig Unterleibsschmerzen, weil der chirurgische Eingriff stümperhaft ausgeführt wurde, mehrere Folgeoperationen waren notwendig. Sie muß bis heute darum kämpfen, als Opfer der NS-Verbrechen anerkannt zu werden“ (ebd., S. 119, zu den erneut beschämenden Erfahrungen, welche Katharina M. nach 1945 mit den Behörden und Ämtern der Bundesrepublik machen musste, vgl. ebd., S. 119ff.). Letztlich sind wohl „insgesamt mehr als 360.000 Menschen Opfer des Sterilisationsgesetzes geworden, die meisten von ihnen vor dem Krieg“ (Wachsmann, N. (2006), S. 150, vgl. auch Bock, G. (1986), S. 198 und 237f., Hellfeld, M. v. (1990), S. 115 sowie Klee, E. (2004b), S. 86), der allerdings „Schätzzahlen“ von 200.000 bis 360.000 Sterilisationsopfern angibt). Bis 1939 waren es demnach bereits 300.000 Betroffene, wobei die Dunkelziffer derjenigen, „die außerhalb des Gesetzes, ohne ihren Willen oder gar ohne ihr Wissen sterilisiert wurden, noch um einiges höher liegen dürfte“ (Wildt, M. (2008), S. 112).

Ermordung („Euthanasie“) der Betroffenen bedeuten (vgl. Dörner, C. (1991), S. 199 und 257ff. sowie Jureit, U. (1995), S. 88ff.).

Freilich sollten die diesbezüglichen Rechtsnormen allein für die Angehörigen der „arischen Volksgemeinschaft“ gelten. Für alle „Fremdvölkischen“ wurden zusehends anderweitige Bestimmungen erlassen, welche noch wesentlich deutlicher und unverblümt von den beiden Maximen der Isolierung (etwa die Unterbindung eines „jüdischen Einflusses“ auf die Gesellschaft) und der Funktionalität (etwa die angestrebte „Erziehung“ polnischer Heranwachsender zu besseren Arbeitssklaven für die „Volksgemeinschaft“) gekennzeichnet waren (vgl. ebd., S. 94).

Das Jugendstrafrecht und insbesondere der Jugendstrafvollzug wurden zunehmend vom Grundgedanken einer gesellschaftlichen „Auslese“ geprägt (vgl. Götte, P. (2003), S. 115ff.). Deren Praxis richtete sich nach den Vorgaben der rassistischen (Zugehörigkeit zur „völkischen Gemeinschaft“) und sozialen (Gesinnungs- und Verhaltensüberprüfung) NS-Ideologie und beurteilte die vermeintliche innere und äußere Leistungsbereitschaft der Betroffenen.⁵³⁴ Hierbei kam vermehrt eine, vom NS-Regime geförderte, Kriminalbiologik zum Einsatz (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 72ff., Kuhlmann, C. (1989), Limbacher, K.; Merten, M. (2000a), S. 25f., Götte, P. (2003), S. 348ff. und 360ff. sowie Guse, M. (2004), S. 29ff.). Getreu der nationalsozialistischen Maxime von der absoluten Priorität der „Volksgemeinschaft“ und ihres Wohlergehens vor allen individuellen Belangen, wurde nach 1933 auch der gesamte Jugendstrafvollzug sukzessive zu einer Funktion der praktischen Umsetzung der diesbezüglichen ideologischen Ziele des Regimes (vgl. Götte, P. (2003), S. 439f.). Entsprechend der nationalsozialistischen Begriffsinstrumentalisierung lässt sich nunmehr eine, zur Repression und „Auslese“ genutzte, „Erziehung“ als dessen Leitprinzip formulieren (vgl. ebd., S. 441ff.).

Dass freilich viele der attestierten Abweichungen Heranwachsender während der Kriegszeit ganz eindeutig von einem kriegsbedingt ansteigenden Belastungskonglomerat, dessen Versatzstücke sich als „sozioökonomischer Überlebensdruck, politischer Repressionsdruck und soziokultureller Konformitätsdruck“ (Kebbedies, F. (2000), S. 138) zusammenfassen lassen, erst evoziert wurde (vgl. ebd., S. 57ff. und 123ff. sowie Jureit, U. (1995), S. 57ff.),

⁵³⁴ Zur stetig erweiterten Verfolgung angeblicher, vermeintlicher und tatsächlicher Jugendkriminalität durch die zuständigen Organe des NS-Systems vgl. Kebbedies, F. (2000), S. 163ff., Kenkmann, A. (2002), S. 303ff. sowie Kater, M. (2005), S. 128ff.
Zum beschwerlichen Haftalltag des bisher allzu wenig erforschten Jugendstrafvollzugs während der NS-Zeit vgl. Götte, P. (2003), S. 12, 35ff. und 224ff.).

diese Erkenntnis konnte das NS-Regime in seiner Radikalisierungsdynamik, welche sich auch in seiner Verfolgungspraxis gegenüber nonkonformistischen Jugendlichen deutlich bemerkbar machte, nicht in hinreichender Weise berücksichtigen. Zu erwähnen ist diesbezüglich, dass im Bereich des Nonkonformismus Jugendlicher weniger der militärische Niedergang Motiv gebend war, sondern vielmehr die zeitlich davor liegende Verschärfung des Inklusionsdrucks des NS-Systems und insbesondere der „Hitlerjugend“ (vgl. Kenkmann, A. (2002), S. 350).

Die – formaljuristisch – wichtigsten Neuregelungen des Jugendstrafvollzugs während der NS-Zeit, welche zunächst die 1933 gültigen Bestimmungen des „Jugendgerichtsgesetzes“ (JGG) von 1923, sowie einige diesbezügliche Regelungen aus den „Grundsätzen für den Vollzug von Freiheitsstrafen“ (GS) aus demselben Jahr neu interpretierten oder herrschaftsfunktional erweiterten, lassen sich mit Götte zusammenfassen:

„Das Jugendstrafrecht wurde in den Jahren des ‚Dritten Reiches‘ in erheblichem Maße verändert, vor allem durch die ‚Verordnung zum Schutz gegen jugendliche Schwerverbrecher‘ vom Oktober 1939, die sogenannte ‚Jugendarrestverordnung‘ vom Oktober 1940 und die ‚Verordnung über die unbestimmte Verurteilung Jugendlicher‘ vom September 1941. Im Bereich des Jugendstrafvollzugs wurde mit der ‚Amtlichen Verfügung des Reichsjustizministers über den Jugendstrafvollzug‘ vom Januar 1937 (AV 1937) erstmals eine eigenständige Jugendstrafvollzugsverordnung erlassen. Diese Regelungen wurden nach ihrem Erlass mehrfach verändert und verschärft, was schließlich dazu führte, dass ab ca. 1942 eine derart unübersichtliche Rechtslage entstanden war, die eine systematische Zusammenfassung der Regelungen dringend erforderlich machte. Diese erfolgte schließlich mit dem Erlass des Reichsjugendgerichtsgesetzes im November 1943 (RJGG 1943) und in Bezug auf den Jugendstrafvollzug mit dem Erlass der Jugendstrafvollzugsordnung vom Januar 1944 (JVollzO 1944)“ (Götte, P. (2003), S. 18, vgl. hierzu ausführlich ebd., S. 43ff. sowie Dörner, C. (1991), S. 157ff.).

Im Rahmen der sanktionierenden, sprich negativen, Auslese der praktischen Abweichungsverfolgung im NS-System stellten, neben der rassenbiologisch legitimierten Sterilisation und Ermordung von Menschen, welche man aufgrund genetischer Zuschreibungen von vornherein für angeblich weitgehend oder gänzlich „unerziehbar“ erklärte, die Einrichtung von „Konzentrationslagern“ für Jugendliche, den so genannten „Jugendschutzlagern“ das Extrem des nationalsozialistischen Kontrollagierens dar (vgl. Wagner, P. (1996), S. 377ff. sowie Kebbedies, F. (2000), S. 242ff.). Sie setzten einer Entwicklung, in welcher der allgemeine Jugendstrafvollzug zusehends verschärft und zur Herrschaftssicherung genutzt wurde, die unrühmliche Krone auf (vgl. hierzu Peukert, D. (1981a), S. 422ff. sowie grundlegend Götte, P. (2003)).

Die bisher nur in wenigen Arbeiten⁵³⁵ ausführlicher thematisierten Haftbedingungen in diesen Lagern, für die bislang eine systematische Entstehungsanalyse aussteht (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 11 sowie Limbächer, K.; Merten, M.; Pfefferle, B. (2000), S. 9ff.), stellten für die jugendlichen Inhaftierten höchst bedeutende Sozialisationserlebnisse dar, welche für die meisten von ihnen bleibende biographische Folgen nach sich zogen (vgl. exemplarisch Anders, K. (2000) sowie die Berichte in Guse, M. (2004), S. 17ff.).

Wie die „Konzentrationslager“ für Erwachsene sollten auch diese Lager für Heranwachsende „Abweichler“ selbige dauerhaft von der „Volksgemeinschaft“ isolieren, letztere vor ihrem angeblich schädlichen Einfluss „bewahren“. Wie bei den Erwachsenen wurden auch die jungen Inhaftierten, getreu dem perfiden Motto: „Erziehung durch Arbeit“, entweder zu sinnlosen oder aber zu Schwerstarbeiten herangezogen, welche das Regime als nützlich erachtete (vgl. Peukert, D. (1981a), S. 432).

Die „Jugendkonzentrationslager“ als Ort der isolierenden und sanktionierenden „Bewahrung“ jugendlicher Nonkonformisten (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 321f. sowie Limbächer, K.; Merten, M. (2000a), S. 17ff.) waren letztlich das Ergebnis eines, vom typischen Kompetenzgerangel der potentiell zuständigen NS-Organen begleiteten (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 141ff.), herrschaftsdynamischen Prozesses. In diesem wurde innerhalb des NS-Systems und vor allem während des Krieges die herkömmliche Justiz bei der Bekämpfung und Ahndung von Straftaten, welche angeblich das Wohl der „Volksgemeinschaft“ akut gefährdeten, zusehends gegenüber der Polizei entkräftet (vgl. ebd., S. 12).

In der Zeit von 1940 bis 1945 existierten schließlich drei unterschiedliche „Jugendkonzentrationslager“: Das im August 1940 als erstes errichtete „Jugendschutzlager“ in Moringen für männliche Jugendliche, das im Frühjahr 1942 errichtete Lager in Uckermark für weibliche Jugendliche, sowie das „Jugendverwahrlager“ in Litzmannstadt, welches ebenfalls als „Jugendschutzlager“ galt (vgl. ebd., S. 13).⁵³⁶ Zur Legitimation der „Jugendschutzlager“, in welche zunehmend der ursprüngliche Gedanke einer Vorbeugung hinsichtlich „verwahrloster, schwerst- oder unerziehbarer“ Jugendlicher oder so genannter „Arbeitsbummelanten“ gegenüber der Funktion einer dauerhaften

⁵³⁵ Vgl. zu diesem Thema einführend Peukert, D. (1981a), Muth, H. (1984) und Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1986) sowie vertiefend zum „Jugendkonzentrationslager“ Moringen für männliche Heranwachsende Neugebauer, M. (1997) und Guse, M. (2004) bzw. zum Lager Uckermark für weibliche Heranwachsende die Beiträge in Limbächer, K.; Merten, M.; Pfefferle, B. (2000). Aus Perspektive der Erfahrung einer dortigen Inhaftierung vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 13ff., die Beiträge in Limbächer, K.; Merten, M.; Pfefferle, B. (2000), S. 110ff. sowie Guse, M. (2004), S. 17ff.

⁵³⁶ Das „Jugendschutzlager“ Moringen wird seit dem 10.1.1970 als „Konzentrationslager“ im Sinne des Bundesentschädigungsgesetzes anerkannt (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 38). Gleiches gilt für die anderen Lager (vgl. Limbächer, K.; Merten, M.; Pfefferle, B. (2000), S. 9).

„Bewahrung“ oppositioneller und politisch unangepasster Jugendlicher in den Hintergrund geriet, wurde in der systeminternen Debatte, sowie öffentlich der schlichte Verweis auf eine ansteigende Jugendverwahrlosung seit Kriegsbeginn angeführt (vgl. ebd., S. 19 sowie Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 324 – zu Konzeption, Entstehung und Legitimation der Lager vgl. ausführlich ebd., S. 18ff., Limbächer, K.; Merten, M. (2000a) sowie Guse, M. (2004), S. 13ff.).⁵³⁷

Im Gegensatz zur inhaltlichen und terminologischen Vagheit aller theoretischen Erziehungsdeklarationen der Nationalsozialisten wurde die entsprechende Praxis auch im Bereich der „erzieherischen“ Aufgaben der „Jugendschutzlager“ ebenso perfide, wie präzise umrissen:

„Die Zweckbestimmung der Jugendschutzlager ist, 'die eingewiesenen Lagerzöglinge auf ihre Erziehbarkeit zu sichten, die noch erziehbar erscheinenden mit geeigneten Mitteln zum Nutzen der Volksgemeinschaft zu erziehen und die Unerziehbaren bis zu ihrer endgültigen Überführung in ein Konzentrationslager oder in andere Einrichtungen zu verwahren, unter größtmöglicher Ausnutzung ihrer Arbeitskraft'“ (Neugebauer, M. (1997), S. 17, die zitierten Passagen stammen aus Werner, P. (1944), S. 95ff.).

Die Funktion der „Jugendschutzlager“ im NS-Kontrollsystem sind recht einfach zu bestimmen: Isolation von Heranwachsenden, denen man ein Potential zur gesellschaftlichen Loyalitätsgefährdung unterstellte, bei gleichzeitig möglichst effizienter Ausnutzung ihres Nützlichkeitspotentials. Letzteres bedeutete zunächst ein hohes Maß an, als „Erziehung“ deklariertes, Zwangsarbeit, zum Kriegsende dann, entsprechend neuer Nützlichkeitsbemessungen, eine umstandslose Heranziehung der männlichen Jugendlichen zur „Wehrmacht“ (vgl. ebd., S. 37 sowie Guse, M. (2004), S. 39).

Die Einweisungsgründe in die „Jugendschutzlager“ waren ob einfacherer Instrumentalisierbarkeit einmal mehr vage formuliert. Unter regem Gebrauch der Begründungstermini „Kriminalität“ und „Asozialität“ erfolgte eine vielfach völlig willkürliche Einweisungspraxis (vgl. Peukert, D. (1981a), S. 423, Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 328, Neugebauer, M. (1997), S. 13ff. sowie ausführlich Merten, M.; Limbächer, K. (2000b)). Eingewiesen wurde aus rassistischen, religiösen und politischen Gründen, sowie über die Verhängung von Sippenhaft oder aufgrund einer Beteiligung an illegalen Subkulturen, wie etwa der „Swing-Jugend“.

Letztlich durchliefen sowohl das Lager Moringen für männliche „Abweichler“ (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 328), als auch das Lager Uckermark für Mädchen (vgl. Merten, M.; Limbächer, K.; Pfefferle, B. (2000), S. 9) jeweils über 1200

⁵³⁷ Diese Entwicklung führte dazu, dass 1939 eine „Reichszentrale zur Bekämpfung der Jugendkriminalität“ gegründet wurde (vgl. Peukert, D. (1981a), S. 422, Merten, M.; Limbächer, K. (2000a), S. 20 sowie Guse, M. (2004), S. 14), welcher später die „Jugendschutzlager“ unterstanden.

jugendliche Delinquenten im Sinne der NS-Attestierungspraxis. Genauer waren zwischen August 1940 und Februar 1945 insgesamt 1386 männliche Jugendliche in Moringen (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 28) sowie zwischen 1942 und 1945 ungefähr 1200 Mädchen und junge Frauen in Uckermark (vgl. Limbächer, K.; Merten, M.; Pfefferle, B. (2000), S. 9), einer Inhaftierung in den „Jugendschutzlager“ ausgesetzt. Letztlich sind nahezu 3000 Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 25 Jahren von diesem beschwerlichen Schicksal einer Inhaftierung in einem der beiden „Jugend-KZ“ im Reichsgebiet betroffen (vgl. Guse, M. (2004), S. 26).

Bei deren Erfassung und Beurteilung wirkten Kriminalpolizei, „Hitlerjugend“ (vgl. Kenkmann, A. (2002), S. 313ff.), sowie die Jugend- und Gesundheitsämter eng zusammen. Maßgeblich wirkten auch hierbei die Prozesse, wie sie der Etikettierungsansatz beschreibt:

„Nachdem die Mädchen einmal kriminalisiert worden waren, wurde jede Handlung gegen sie ausgelegt und als weitere Bestätigung angesehen. Das einmal gefällte Urteil konnte nicht rückgängig gemacht werden“ (Merten, M.; Limbächer, K. (2000b), S. 101).

Als Ende 1941 das „Kriminalbiologische Institut der Sicherheitspolizei“ (KBI) dem „Reichskriminalpolizeiamt“ angegliedert wurde, gingen auch dessen Aufgaben bei der Sichtung der so deklarierten „jugendlichen Gemeinschaftsfremden“ auf diesen Sektor über (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 334). Der Leiter des „KBI“, Dr. R. Ritter, nutzte nunmehr gerade das Lager in Moringen für seine bereits während der 30er Jahre begonnenen Erb- und Sippenforschungen. Nach seinen Vorgaben erfolgte eine Untergliederung der Gefangenen nach erb- und kriminalbiologischen Ansichten, welche an Perfidie kaum zu übertreffen war und vorrangig dazu dienen sollte, die Persönlichkeit der Heranwachsenden kontrollierter mittels genealogischen, charakterologischen und jugendärztlichen Untersuchungen erforschen zu können (vgl. ebd.). Nach dieser Maßgabe erfolgte in Moringen dann eine „mehr als fragwürdige Einteilung“ (ebd.) der Jugendlichen in verschiedene Unterkategorien eines festen Lagersystems und zwar, indem man ihnen schlicht „seitens des KBI bestimmte charakterliche oder biologische Merkmale und Eigenschaften zuordnete“ (ebd., S. 335). Nachdem jeder Neuankömmling den so genannten „Beobachtungsblock“ (B-Block) durchlaufen hatte und hier ungefähr ein halbes Jahr durch die „SS-Blockführer“ begutachtet worden war, wurde seine Unterbringung in einem der weiteren Blöcke veranlasst. Je nach Ergebnis dieser eingehenden selektierenden Sichtung, wurden die Jugendlichen auf die „Blöcke“ für „Untaugliche“ (U-Block, 5-10%), für „Störer“ (S-Block, 5-10%), für „Dauerversager“ (D-Block, 10-15%), für „Gelegenheitsversager“ (G-Block, 10-15%), für „fraglich Erziehungsfähige“ (F-Block, 20-25%) und schließlich für „Erzie-

hungsfähige“ (E-Block, 6-8%) verteilt (Prozentangaben nach Peukert, D. (1981a), S. 424, vgl. diesbezüglich auch Kuhlmann, C. (1989), S. 204).

Die Häftlinge der jeweiligen Blöcke wurden in den Deklarationen des „KBI“ in der typisch nationalsozialistischen Überheblichkeit und menschenverachtenden Nützlichkeitsbemessung charakterisiert. Diese Einteilung nach „Menschentypen“ war überdies ausschlaggebend für die später, vor allem wenn die Jugendlichen volljährig wurden, erfolgende Überstellung der Häftlinge in ein reguläres „KZ“, eine Heil- und Pflegeanstalt, welche unter der NS-Herrschaft mit beidem meist nur dem Namen nach etwas gemein hatte, oder aber zum „RAD“ und zur „Wehrmacht“ (vgl. Peukert, D. (1981a), S. 424).

In Moringen und Uckermark kam es auch zu zahlreichen Zwangssterilisierungen. Neben den genannten „Blöcken“ existierte in Moringen der „Stapo-Block“, in welchem vor allem politisch oppositionell eingestufte Jugendliche (ausländische Partisanen, aber auch Angehörige der „Swing-Jugend“) untergebracht wurden, welche man streng von den anderen trennte und bei denen man besonders strenge „Erziehungsmethoden“ anwandte (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 336). Diese Heranwachsenden wurden zumeist aufgrund von „Schutzhaftbefehlen“ der „Gestapo“ eingewiesen.

Anhand der Häftlingsuntergliederung in den „Jugendschutzlagern“ kann man besonders deutlich erkennen, dass das NS-Regime weniger „extrem frauenfeindlich“ (Wolfgang Wippermann), als vielmehr extrem chauvinistisch war (vgl. Guse, M. (2004), S. 18), wobei weiterhin zu konstatieren ist, dass beides in den überheblichen Äußerungen mitunter kaum noch auseinander zuhalten ist. Auch im Lager Uckermark für weibliche Jugendliche erfolgte eine typisierende Verteilung der Mädchen auf verschiedene „Blöcke“. Nach dem Durchlaufen des „Beobachtungsblocks“ erfolgte hier jedoch lediglich eine Überführung in den mittleren und die unteren „Blocks“ des Lagers (vgl. Merten, M.; Limbacher, K. (2000a), S. 26). Der Mittlere war hierbei für die „Erziehbaren“ vorgesehen, in die Unteren wurden die so genannten „hemmungslos Triebhaften“, „ewigen Querulanten“ und „Uneinsichtigen“ eingewiesen. Die verminderte Differenzierung gegenüber dem Lager Moringen begründete man mit der NS-typischen Argumentation, dass der „>Typ des verwahrlosten und asozialen Mädchens< einheitlicher geprägt sei als der des Jungen“ (ebd.). Die entsprechenden Verlautbarungen geben ein weiteres Exempel des sexualisierten Chauvinismus des NS-Regimes, welcher sich hier deutlich bis in die rassenbiologischen Forschungsaktivitäten durchschlug (vgl. ebd., S. 24ff.):

„>Ursache und Art des Entgleisens sind immer wieder entscheidend geprägt durch Triebhaftigkeit, die in Verbindung mit Hemmungslosigkeit und Minderbegabung zur sexuellen Verwahrlosung führt.<“ (zitiert nach ebd., S. 26).

Die Konzeption des Haftalltags in den „Jugendschutzlager“ entsprach in ihrer Struktur derjenigen, welche im gesamten Bereich des NS-Sanktionswesens vorherrschend war:

„In der Konzeption des Jugend-KZ verbanden sich Rückgriffe auf traditionelle autoritär-militärische Erziehungsprogramme, die mit Zwang den Widerstand der Zöglinge zu brechen suchten, um sie als funktionierende Teile in die Gesellschaft wieder einzuordnen, mit dem spezifischen rassistischen Programm der Nationalsozialisten“ (Peukert, D. (1981a), S. 424).

„Elemente der Erziehung durch Terror“ fanden sich hierbei in allen „Blocks“ (vgl. ebd. sowie ausführlicher Neugebauer, M. (1997), S. 29ff. und Guse, M. (2004), S. 27ff.). Neben der systematischen Arbeitsüberforderung und dem militärischen Drill war der Lageralltag von drakonischen Strafen geprägt, welche die Jugendlichen bei, nicht selten willkürlich durch die „SS-Bewacher“ attestierten, Abweichungen unter Anderem mit Kostentzug, Stockschlägen oder verschärftem Arrest sanktionierten (vgl. Peukert, D. (1981a), S. 424 sowie Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 332f.). Die Einhaltung des streng geregelten Tagesablaufes im Lager oblag als „Erziehern“ Angehörigen der „Waffen-SS“, sowie als Bewachern Angehörigen der „SS-Totenkopfverbände“. Wie in den Lagern für Erwachsene waren auch hier die alltäglichen Lebensbedingungen kaum erträglich. Arbeitsbelastung und völlig unzureichende Versorgung führten dazu, dass im August 1942 sogar der Lagerarzt in Moringen eine bessere Versorgung anmahnte, nachdem 4 Häftlinge an Unterernährung gestorben waren. Im Lager Uckermark waren die Lebensbedingungen wenig besser (vgl. Merten, M.; Limbacher, K. (2000a), S. 26ff.), hier waren weibliche Kriminalbeamtinnen als Aufseherinnen für die „erzieherische“ Arbeit zuständig, wobei sie in jedem „Block“ von zwei „SS-Männern“ unterstützt wurden. Letztlich kostete allein der „letzte Erziehungsversuch“ im „Jugendschutzlager“ Moringen mindestens 56 Jungen und junge Männer das Leben (vgl. Guse, M.; Kohrs, A.; Vahsen, F. (1989), S. 336), eher waren es jedoch 89 (vgl. Neugebauer, M. (1997), S. 36). Nach 1945 haben die Überlebenden dieser Lager kaum einmal die ihrem Schicksal gebührende Zuwendung erfahren, die schweren seelischen Folgeerscheinungen der Haft mussten sie meist allein bewältigen (vgl. Guse, M. (2004), S. 41ff.).

Fazit zum Nonkonformismus Jugendlicher unter der NS-Herrschaft:

Wenngleich der fundamentale Widerstand unter der NS-Herrschaft, trotz zunehmendem Loyalitätsverlust des Regimes, bis in die letzten Kriegstage die Sache einiger Weniger war (vgl. Kohlhaas, E. (2006), S. 57) und der Übergang von den vielfältigen Formen des Dissenses zum aktiven Widerstandshandeln stets einen Quantensprung bedeutete (vgl. Kershaw, I. (2006), S. 314), so darf doch nicht übersehen werden, dass im „Dritten Reich“ Hunderttausende einfacher Bürgerinnen und Bürger aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kontexten und Konstellationen wegen angeblicher politischer „Verbrechen“ vom NS-Staat verfolgt wurden (vgl. ebd., S. 314ff.). Unter ihnen Tausende Jugendliche und junge Erwachsene.

Insgesamt gesehen offenbart die Analyse des abweichenden Verhaltens während der NS-Zeit Heranwachsender auf zweierlei Art die besondere Gewalthaltigkeit der nationalsozialistischen Erziehung (vgl. Dudek, P. (1997), S. 106). Zum einen in Form eines erhöhten, später deutlich überhöhten Inklusionsdrucks, sowie zum anderen in den sanktionierenden Reaktionen auf vom Regime wahrgenommene Abweichungen. Die NS-Pädagogik, vor allem ihre Praxis und hierbei insbesondere die „erziehende“ Sanktionierung abweichenden Verhaltens durch die verschiedenen NS-Kontrollorgane, liefert ein mahnendes Beispiel dafür, die – freilich auf viel niedrigerem Niveau – grundsätzlich gegebene Gewaltsamkeit von Erziehung (vgl. Tenorth, H.-E. (2003b)) nicht einfach zu übersehen, sondern sich als praktischer Pädagoge, wie auch als Erziehungswissenschaftler mit dieser selbstreflexiv auseinanderzusetzen. Darüber hinaus zeigt die Analyse des abweichenden Verhaltens Jugendlicher unter der NS-Herrschaft aber auch deutlich, dass die Versuche einer funktionalen Erziehung (vgl. Dudek, P. (1999), S. 179ff.) und totalitären Ausrichtung (vgl. Tenorth, H.-E. (1995)) auch im Moment ihres wohl massivsten Einsatzes in Deutschland keine gänzlich gleichgeschaltete, innerlich und äußerlich vollständig Formierte Jugend produzieren konnten. Mithin verdeutlicht der Nonkonformismus damaliger Jugendliche, angefangen von kleineren Dissonanzen gegenüber den Regimevorgaben, bis hin zum fundamentalen Widerstand gegen selbige, die Grenzen jeder pädagogischen Indoktrination (vgl. ebd.). Dies ist auch aus einer allgemeinen bildungskonzeptionellen Sicht von Bedeutung, macht es doch erneut die Unsinnigkeit deutlich, der Pädagogik ein Technologiedefizit zum Vorwurf zu machen (vgl. zu diesem Vorwurf, der überraschender Weise aus dem Bereich der Luhmann'schen Systemtheorie erhoben wurde, Arnold, R.; Siebert, H. (1999), S. 65ff.). Damit soll keineswegs einem „Ende der Erziehung“ das Wort geredet werden, sondern vielmehr ein Bewusstsein dafür verbreitet, dass Erziehung zu wesentlichen Teilen ergebnisoffen, und in ihren Effekten nicht bis

ins Detail planbar ist, sowie nicht nur aus moralischen Rückhalten, sondern grundsätzlich keine Lernerfolge erzwingen kann, auch nicht gewaltsam (vgl. Arnold, R. (2007)).

4. Resümee und Objektbestimmung der nationalsozialistischen Erziehungskonzeption

Nach einer sozialisationstheoretischen Einführung sowie einer hinführenden Historisierung zu den Umweltbedingungen eines Aufwachsens während der NS-Zeit (vgl. die Ausführungen zur Weimarer Republik), wurde im Hauptteil der Arbeit der NS-Sozialisationskontext einer ausführlichen systematisierenden Analyse unterzogen und dessen Strukturmerkmale dargestellt.

Mit dem Ziel einer gliedernden Strukturierung des NS-Sozialisationskontextes wurden insgesamt sieben Thesen erstellt, welche je eines seiner wesentlichen Merkmale benannten. Im Anschluss daran erfolgte zu diesen Strukturthesen jeweils eine ausführliche, theoretisch vertiefende und exemplarisch belegende Erörterung ihrer Aussage. Im Ergebnis fügen sich die sieben Thesen zu einem Sozialisationskontext zusammen, welcher durch die inhaltlichen Analysen differenziert beschrieben, sowie in seinen Wesensmerkmalen und verschiedenen immanenten Prozessdynamiken nachvollziehbar gemacht werden konnte.

Die sieben Strukturthesen bezogen sich auf die folgenden Elemente des NS-Sozialisationskontextes:

These 1: Das nationalsozialistische Regime versuchte, die Menschen nach Maßgabe seiner ideologischen Überzeugungen „von oben“ zu lenken

Hier ging es darum darzustellen, welche Bedeutung die nationalsozialistische Ideologie, weit über ihren oftmals benannten (vgl. Fest, J. (2003), S. 48ff.) Kern eines rassistischen Sozialdarwinismus hinausgehend, sowohl für die theoretische Legitimation als auch für die praktische Instandsetzung des

NS-Sozialisationskontextes durch das Regime erlangte. Demgegenüber wurde aber auch beschrieben, in welcher Form die immer gleiche Stoßrichtung der inhaltlichen Argumentationsmuster (Erhebung der Wir-Gruppe, abgestufte Diffamierung der Fremdgruppen), sowie die terminologische Vagheit der Ausführungen eine Anbindung an zeitgenössisch verbreitete Dispositionen ermöglichte und beständig förderte. Zudem wurde auf das überdauernde Wirksamkeitspotential der damals verinnerlichten Deutungsmuster hingewiesen, welche, eingebunden in neue Wahrnehmungs- und Begründungszusammenhänge, auch nach 1945 die subjektive Auseinandersetzung der Zeitgenossen mit ihrer Umwelt prägen konnten.

These 2: Die Beeinflussung der Bevölkerung durch das Regime erfolgte durch eine ineinander greifende Anwendung von Verführung und Führung.

Bei den Ausführungen zu dieser These ging es vorrangig darum, die Inklusionsstrategien des NS-Regimes gegenüber der deutschen Bevölkerung als sich ergänzendes Ineinander von Verführungsangeboten und repressiven Kontrollagitationen zu beschreiben. Mit Ausnahme kleinster Minderheiten, insbesondere auf Seiten der verfolgten, vom Regime als „Feinde“ der „völkischen Gemeinschaft“ oder als „Fremdvölkische“ deklarierten Bevölkerungsgruppen, waren die hieraus resultierenden Erfahrungen der deutschen Gesellschaft im und mit dem NS-Sozialisationskontext selten eindeutig. Das Nebeneinander beider Strategien zur Herrschaftssicherung führte vielmehr dazu, dass der Alltag der „Volksgemeinschaft“, je nach konkreter individueller Erfahrung und deren subjektiver Verarbeitung, mitunter höchst ambivalente Erlebniskonstellationen bereit hielt. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass eine deutlich angezeigte hohe Verführbarkeit eines „Volksgenossen“ durch die entsprechenden Angebote des Regimes eine Reduzierung der angewandten Formierungsgewalt zur Folge hatte, während eine unterstellte oder tatsächliche Verweigerung gegenüber der geforderten Inklusion in das NS-System deren gezielte Erhöhung nach sich zog. Bei den betroffenen Zeitgenossen erzeugte die Erfahrung dieser kombinierten Machtsicherungsstrategien oftmals eine wirksame Mentalitätsmelange aus Loyalität als Ergebnis psychosozialer und mentaler Verführungsprozesse, sowie Bestrafungsängsten als Folge des herrschenden Repressionsdrucks. Zusammengenommen evozierte dies nicht nur eine erhöhte, sondern auch eine anhaltend stabile Inklusionsbereitschaft innerhalb der „Volksgemeinschaft“. Für die Mehrheit der Bevölkerung kam diesbezüglich ein einigermaßen ausgewogenes Erfahrungsmuster zum Tragen, in welchem beide Strategien in latenter Form alltagsrelevant wurden. So vermittelte die NS-Propaganda mit einigem Erfolg legitimierende Angebote zur Sinnstiftung, welche es den Rezipienten ermöglichten, das eigene linientreue Handeln als Konsequenz eines persönlichen Idealismus zu interpretieren. Gleichzeitig schürten Berichte über erfolgte Bestrafungen von Abweichlern und deren öffentliche Diffamierung in der Bevölkerung das Gefühl, ständig unter Beobachtung zu stehen und damit die Ausbildung inklusionsförderlicher Bestrafungs- und Beschämungsängste.

These 3: Während die NS-Ideologie bei der Bevölkerung nur begrenzten Anklang fand und die „NSDAP“ durchaus auch auf Ablehnung stieß, war die Zustimmung zur Person Hitlers und den um ihn entfachten „Führermythos“ ein wesentlich integrierendes Moment zwischen Bevölkerung und Nationalsozialismus.

Bei den Erläuterungen zu dieser These ging es darum, die besondere Inklusionsmotivation darzustellen, wie sie aus den wahrnehmungspsychologischen Prozessen resultierte, welche die NS-Propaganda mit dem geschickt inszenierten Mythos um den „Führer“ Hitler in Gang gesetzt hatte.

Ganz im Sinne neuerer Kommunikationstheorien wurde hierbei nicht nur das Vermittlungsangebot des Senders (NS-Propaganda), sondern auch die subjektive Aufnahme desselben durch die jeweiligen Rezipienten als interaktives Wechselspiel interpretiert. Dies führte zu der Erkenntnis, dass die nationalsozialistischen Inklusionsbestrebungen eine deutliche Verstärkung erhalten konnten, wenn sich ihre Versprechungen partiell oder weitgehend mit den Bedürfniskonstellationen der Empfänger deckten. Demgegenüber wurde aber auch die natürliche Begrenzung jeder Indoktrination deutlich. Als die tatsächlichen Lebensbedingungen den Verkündungen der NS-Propaganda immer krasser zuwiderliefen, die Bevölkerung zu immer größeren Teilen immer massiver in den Totenkampf des Regimes hineingezogen wurde und deren materielle Bedürfnisse daraufhin immer weniger Befriedigung erfuhren, mochten auch immer weniger „Volksgenossen“ den öffentlichen Mystifizierungen des „Führers“ Glauben schenken. Umso höher die alltäglichen Belastungen (Repressionen des Regimes, Versorgungsknappheit und Kriegsbelastungen (Bombenangriffe etc.)) und umso deutlicher das nahende Ende des Nationalsozialismus wurden, desto entschiedener wurde aus dem lange positiv gemeinten Überzeugungssatz, *der Führer wird's schon richten*, die, insbesondere nach 1945, Verleugnung persönlicher Verstrickung und Verantwortung unter dem Motto: *Hitler war's*.

These 4: Über die gesamte NS-Zeit lässt sich auch eine Einflussnahme „von unten“ durch Teile der Bevölkerung nachweisen, welche die Politik des „Dritten Reiches“ deutlich mitgeprägt hat.

Die Ausführungen zu dieser These belegen in exemplarischer Knappheit, dass die in der Geschichtswissenschaft und auch in der Pädagogik nach 1945 lange vorherrschende Perspektive auf die NS-Herrschaft, welche die dort abgelaufenen sozialen Prozesse überwiegend oder gänzlich anhand der Intentionen und Agitationen des Regimes interpretierte, aus sozialisationstheoretischer Sicht zu kurz greift. Auch unter

dem totalitär angelegten, als solchem aber nie endgültig verwirklichten NS-Sozialisationskontext waren abgestufte Freiheitsgrade für ein eigenständiges Handeln sowie in Einzelfällen sogar eine erkennbare Einflussnahme auf die praktische Politik des Regimes verfügbar. Diese wurden, so die Erkenntnis dieser These, während der NS-Herrschaft durchaus auch genutzt und dabei auf den unterschiedlichen Machtebenen (von der Führungsriege der „Gauleiter“, bis zum einfachen „Volksgenossen“) nicht selten persönliche Interessen durchgesetzt. Somit war die NS-Herrschaft zwar ganz eindeutig nach dem „Führerprinzip“ von oben nach unten hierarchisch durchstrukturiert, dies bedeutete aber nicht, dass Einflussnahmen in umgekehrter Richtung nicht möglich und an der Tagesordnung gewesen wären. Freilich verliefen diese meist innerhalb tieferer Machtebenen ab (etwa wenn einfache „Volksgenossen“ Mitbürger bei der „Gestapo“ denunzierten) und blieben im Bereich direkter Interaktionsprozesse auf nahe beieinander liegenden Machtebenen beschränkt. Eine Einflussnahme von ganz unten („Volksgemeinschaft“) nach ganz oben (Regimeführung, der „Führer“) kam hingegen nur im Sinne indirekter und asymmetrischer Interaktionsmuster vor, wenn das NS-Regime aus Sorge um die Loyalität der Bevölkerung seinen charakteristischen Herrschaftspragmatismus an den Tag legte.

These 5: Sowohl das alltägliche Leben als auch der Verlauf nahezu jeder politischen Maßnahme – wenn sie lang genug bestand – lässt sich während der NS-Zeit in drei Entwicklungsschritte einteilen, welche jeweils eine spezifische Sozialisationsrelevanz erlangten.

Bei dieser These ging es darum zu belegen, dass ein Verständnis des NS-Kontextes als einheitlich geprägtem Erfahrungsmonolithen grundsätzlich und gerade in sozialisationstheoretischer Sicht unzutreffend ist. Die NS-Zeit zergliederte sich vielmehr strukturell nach mindestens drei Phasen (Formierung, Konsolidierung, Radikalisierung), deren jeweiligen Ausrichtungsschwerpunkte auch für die Lebensbedingungen der „Volksgemeinschaft“ und anderer Bevölkerungsgruppen in spezifischer Weise direkt und indirekt prägend werden konnten. Demzufolge kann man nur sehr oberflächlich gesehen von *einer* Sozialisation während der NS-Zeit sprechen. Zu unterschiedlich waren etwa die Lebensbedingungen der einfachen und nicht verfolgten Deutschen, unter ihnen der damals Heranwachsenden während der Formierungsphase des Regimes nach 1933 und demgegenüber während der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Diesem extremen Beispiel unterschiedlicher Sozialisationseinflüsse während der NS-Herrschaft ließen sich viele feiner abgestufte Differenzierungen hinzufügen. Zur exemplarischen Verdeutlichung dieses Strukturmerkmals des NS-Sozialisations-

kontextes, der Notwendigkeit seiner chronologischen machtpolitischen und erfahrungstechnischen Ausdifferenzierung, wurden in den diesbezüglichen Ausführungen vor allem die Sozialisationsbelastungen geschildert, wie sie aus dem Zweiten Weltkrieg resultierten.

These 6: Die NS-Führung bedachte unterschiedliche Bevölkerungsgruppen mit differenzierenden Kategorisierungen und damit verbundenen Charakterisierungen, zu welchen sowohl die Politik des Regimes, als auch die Alltagserfahrungen und -handlungen der Betroffenen in mitunter deutlichen Widerspruch treten konnten.

Unter dieser These wurde ein wesentlich sozialisationsrelevantes Charakteristikum des Alltags unter der NS-Herrschaft beschrieben. Es ging hierbei zunächst um die ideologischen Zuschreibungen, mit welchen das Regime bestimmte Bevölkerungsgruppen, allen voran die jüdischen „Rassenfeinde“ (vgl. auch These 1), versah. Diese propagandistisch verbreiteten Eigenschaftsattestierungen waren im nationalsozialistischen System zugleich Motivgeber und normierende Richtschnur der NS-Politik sowie Argumentationshilfen zur öffentlichen Legitimation der Letzteren. Am Beispiel der damals Heranwachsenden wurde dann exemplarisch aufgezeigt, in welchem Maße einzelne Bevölkerungsgruppen mit spezifischen politischen Praxen konfrontiert waren und wie sie diese aufnahmen. Damit wurde jedoch nicht der Annahme das Wort geredet, die Gesellschaft unter der NS-Herrschaft ließe sich entsprechend dieser nationalsozialistischen Kategorisierungen (neben den rassistischen Metakategorien auch jene der sozialen Ideologie, welche zur inneren Differenzierung der „Volksgemeinschaft“ herangezogen wurden) hinsichtlich der jeweils erfahrenen Sozialisationsbedingungen und deren Verarbeitung trennscharf selektieren. Vielmehr wurden neben den nachweislich vorhandenen gesellschaftspolitischen Besonderheiten, mit denen sich einzelne Bevölkerungsgruppen arrangieren mussten, auch auf wichtige, gerade im damaligen Alltagsleben immer wieder erlebbare Grenzen einer sozialisationstheoretischen Differenzierbarkeit vermeintlich spezifischer und exklusiver Erfahrungsverläufe innerhalb dieser Gruppen hingewiesen. Dieser Befund gilt freilich, sowohl die Praxis NS-Politik als auch die hieraus direkt und indirekt resultierenden Erfahrungsmuster betreffend, vor allem bezüglich der Differenzierungsansätze der sozialen Ideologie des Regimes. Diese betreffend wurden im Rahmen dieser These auch ganz gezielt einige Dekonstruktionen nach wie vor verbreiteter Mythen bezüglich der NS-Sozialpolitik und daraus vermeintlich entsprungener und positiv zu bewertender Eigenschaften des NS-Sozialisationskontextes (vgl. hierzu etwa die Ausführungen zur

nationalsozialistischen Familienpolitik, aber auch zur „Kameradschaft“) vorgenommen. Gegenüber dieser nur bedingt trennscharfen Abgrenzbarkeit der Kriterien einer nationalsozialistischen Binnendifferenzierung der „Volksgemeinschaft“ (vgl. etwa die Ausführungen zum Kriegseinsatz von Frauen, Mädchen und Jungen in der Endphase des Zweiten Weltkriegs) generierten sich allerdings aus den Vorgaben der NS-Rassenideologie, sowie insbesondere aus deren verbrecherischer Umsetzung in die Praxis von Ausgrenzung, Enteignung, Freiheitsentzug, Misshandlung und schließlich Massenmord für die betroffenen Bevölkerungsgruppen (allen voran die Juden, in abgestufter Form aber auch andere „Fremdvölkische“ (Sinti und Roma, „Slawen“ etc.) und angebliche Leistungsverweigerer innerhalb der „Volksgemeinschaft“ („Unerziehbare“)) weitgehend spezifische und höchst belastende Sozialisationsverläufe. Diese waren ganz grundsätzlich von denen der Mehrheitsgesellschaft, welche nach rassistischen NS-Kriterien und verhaltenstechnisch mehr oder weniger angepasst und somit von Seiten des Regimes höchstens der alltäglichen Repression im NS-System (Drohungen in der NS-Propaganda etc.) ausgesetzt war, zu unterscheiden. Die Mitglieder dieser Mehrheitsgesellschaft wurden vielfach erst während des Zweiten Weltkriegs indirekt (Tod Angehöriger im Kriegseinsatz) oder direkt (Belastungen eines eigenen Kriegseinsatzes, Erlebnis der alliierten Bombardements, zunehmender Versorgungsmangel) von den Schrecken betroffen, welche das NS-Regime ausgelöst hatte.

These 7: Im Alltag des NS-Sozialisationskontextes generierte sich individuell wie kollektiv abweichendes Verhalten zumeist als Resultat komplexer Motivlagen, welche allerdings selten eine vollständige Ablehnung des Regimes oder dessen Politik zum Ergebnis hatten, sowie in Form eines Prozesses, an dessen Ende nur in Einzelfällen ein offener Widerstand gegen das NS-System stand, in dessen Verlauf jedoch die massiv repressiven negativen Rückkopplungen (Zuschreibungen und daraus resultierende gewaltsame Zumutungen) durch die nationalsozialistischen Kontrollorgane häufig eine weitere Verschärfung des Konflikts bedingten.

Die letzte These widmete sich den Motiven und Verlaufskurven des abweichenden Verhaltens Heranwachsender unter der NS-Herrschaft. Dieser Thematik wurde von Seiten der historischen Sozialisationsforschung bis heute zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dementsprechend knapp sind im Vergleich zu anderen Momenten des NS-Sozialisationskontextes, etwa der „Hitlerjugend“ und ihrer Formierungsbemühungen, die Arbeiten bemessen, welche sich ausführlich und differenziert mit den Schicksalen der damaligen „Abweichler“ befassen. Es konnte diesbezüglich dargestellt wer-

den, dass jugendlicher Nonkonformismus unter der NS-Herrschaft zumeist aus negativen „Rückkopplungen“ (Ludolf Herbst) resultierte, wie sie die zunehmend repressiv vorgetragenen Formierungsansprüche des Regimes (vgl. These 6) auslösten. Das Regime reagierte mit stärker werdender Schärfe auf wahrgenommene Abweichungen Jugendlicher von der Einhaltung der nationalsozialistischen Verhaltensnormen und interpretierte diese fast durchweg als Vorstufe oder erfolgte Ausführung eines fundamentalen Widerstands. Dass es sich tatsächlich überwiegend um jugendliche Selbstbehauptungsversuche (nach 1933 vor allem milieuspezifisch, während des Krieges verstärkt als Reaktion auf bedrückend und belastend erlebte Lebensbedingungen) handelte, welche keineswegs grundsätzlich, ja nicht einmal mehrheitlich mit einer ablehnenden Haltung gegen den Nationalsozialismus insgesamt einhergingen, entging dem Regime in seinem immer weiter übersteigerten Kontrollanspruch weitgehend. Einer aufgrund eines solchen Aufbegehrens verhängten Stigmatisierung als „Abweichler“ folgte dann eine hieran anknüpfende Interpretation der weiteren Verhaltensweisen des betreffenden Heranwachsenden. Letzterem blieb also nur die Wahl zwischen deutlich an den Tag zu legender völliger Anpassung an die Ansprüche des Regimes oder einer „Abweichungskarriere“ mitsamt der damit verbundenen ansteigenden repressiven Gewalt. Das Regime konnte und wollte grundsätzlich, vor allem aber unter den verschärften Bedingungen des Krieges, keine Kompromisse zwischen dem eigenen Formierungsansprüchen und den jugendlichen Bedürfnissen nach individueller Lebensgestaltung eingehen. In einigen der letztlich wenigen Fälle, in denen eine solche „Abweichungskarriere“ tatsächlich zu einer aktiven Teilnahme am fundamentalen Widerstand führte, hat das NS-Regime diese letztlich durch seine übersensible Wahrnehmung und gewaltsame Unterdrückung jugendlicher Selbstbehauptung erst evoziert.

Eine solche etikettierende Kategorisierung entsprach allerdings den nationalsozialistischen Differenzierungsstrategien der gesellschaftlichen In- und Exklusion. Diese wurden eben nicht nur entsprechend der rassistischen Metakategorien, sondern auch innerhalb der „Volksgemeinschaft“ bezüglich einer beobachteten oder zu erwartenden Einhaltung oder Nichteinhaltung der

NS-Verhaltensnormen zur Anwendung gebracht (vgl. diesbezüglich auch These 1). Daher teile ich nicht die Einschätzung Alfons Kenkmanns, dass der NS-Führung angesichts des Kriegsverlaufs bei der Beurteilung des wahrgenommenen Nonkonformismus jugendlicher „Volksgenossen“ schlicht „für einen differenzierten Blick... die Zeit (fehlte)“ (ders. (2008), S. 147f.). Ich halte diese undifferenzierte Einstufung vielmehr für eine logische Konsequenz des gesellschaftlichen „Säuberungs-“ (vgl. These

1) und des besonders auf die nachwachsenden Generationen abzielenden Formierungswillens des Regimes. Wobei sich letzterer ja, als Gegenstück zur hier angesprochenen Stigmatisierung, auch in der bereits vor Kriegsausbruch (am 25.3.1939) erlassenen „Jugenddienstpflicht“ (vgl. These 6) ausdrückte.

Diese sieben Thesen haben im Hauptteil dieser Arbeit den NS-Sozialisationskontext untergliedert, während die hinzugefügten ausführlichen Ausführungen eine vertiefte inhaltliche Beschreibung und Analyse desselben liefern. Im Ergebnis vermitteln sie ein differenziertes Bild der Sozialisationsbedingungen unter der NS-Herrschaft sowie deren Wahrnehmung und Verarbeitung durch die betroffenen Subjekte. Wie bereits einleitend erklärt, ging es hierbei nicht darum, ein „synthetisierendes Ergebnis“ (M. Rainer Lepsius) zu erstellen. Keine Präsentation *eines* allgemeine Gültigkeit beanspruchender Sozialisationsverlaufes während der NS-Zeit war die Zielsetzung dieser Arbeit, sondern die erfolgte systematisierende Analyse und Darstellung der unterschiedlichen Sozialisations*potentiale* unter den Bedingungen dieser Epoche.

Der Pädagoge Jürgen Henningsen hat vor vielen Jahren die Vermutung geäußert, dass die damals erfahrenen Prägungen nicht ohne biographische Folgen geblieben sein könnten:

„Wie alle meine Altersgenossen in Deutschland habe ich damals etwas gelernt. Diese alten Erfahrungen sitzen tief. Ich glaube nicht, daß diese NS-Sozialisation einfach völlig verdampft ist – weder bei mir noch bei meinen Altersgenossen“ (ders. (1985), S. 333).

Dieser autobiographischen Selbsteinschätzung hat Franz Janka in seiner ausführlichen Herleitung einer Genese der „Volksgemeinschaft“ nationalsozialistischer Prägung zum diesbezüglichen Forschungsstand ein bezeichnendes Fazit hinzugefügt:

„Worin diese Sozialisation bestand, wie tief sie reichte und inwieweit sie das soziale Leben nach 1945 beeinflusste, ist bis heute nicht erforscht“ (ders. (1997), S. 453).

Dieser pauschale Befund erfasste schon zum Zeitpunkt seiner Äußerung die bestehende Forschungslage nicht hinreichend und übergang damals bereits lange erschienene Arbeiten von Detlev Peukert, Arno Klönne, Heinz-Elmar Tenorth oder Jürgen Reulecke, um nur einige besonders engagierte Analytiker einer Sozialisation unter der NS-Herrschaft zu nennen. Abgesehen von dieser Einschränkung trifft diese Desideratsbenennung jedoch mit wenigen Ausnahmen (vgl. Peukert, D. (1982) oder Hübner-Funk, S. (2005)) dort weitgehend noch immer zu, wo es um das Fehlen systematisierender Analysen der mittlerweile nur noch schwer überschaubaren Masse an Einzelstudien zu den verschiedenen Bereichen einer Sozialisation während der NS-Zeit,

sowie deren biographische Effekte geht. Um eine solche Systematisierung ging es in dieser Arbeit. Hierbei wurden zur exemplarischen Veranschaulichung insbesondere solche Themen herangezogen (Kriegskindheiten etc.), die für die betroffenen Subjekte eine wesentliche Sozialisationsbedeutung erlangt haben, in der bisherigen historischen Sozialisationsforschung aber deutlich zu wenig berücksichtigt wurden. Zur Erstellung eines in struktureller Sicht repräsentativen Bildes der damaligen Sozialisationsverhältnisse wurden neben Primärtexten aus der Epoche zwischen 1933 und 1945, Studien und Sekundäranalysen zu den unterschiedlichen Bereichen derselben, sowie verschiedenen theoretischen Ansätzen, welche auf die Belange eines Aufwachsens in und mit dem NS-Sozialisationskontext angewandt wurden, auch viele autobiographische Selbstäußerungen der damaligen „Erziehungszeugen“ (Katharina Rutschky) an den entsprechenden Stellen hinzugefügt. Die vorliegende Arbeit versteht sich somit als Beitrag zur Behebung des oben benannten Desiderates, wobei sich die inhaltlichen Ausführungen, ganz im Sinne einer hermeneutischen Bearbeitung historischer Epochen, gleichermaßen als Vermittler eines bestehenden aber weit verstreuten Wissensstandes, sowie als Anregung zu weiterer Forschung verstehen.

Zum oben angedeuteten Desiderat passt schließlich auch, dass es bisher zwar unzählige Publikationen gibt, in welchen die Thematik einer Sozialisation während der NS-Zeit oder Teilelemente davon in ganz unterschiedlicher Intensität und Qualität beschrieben werden, demgegenüber aber die Versuche, die damaligen Sozialisationsinflüsse in einige wenige idealtypische Verlaufsbeschreibungen zu überführen, noch immer an einer Hand abzuzählen sind.

Zu erwähnen ist hier insbesondere der systematisierende Ansatz Wolfgang Klafkis. Auf der Grundlage „einer ersten vergleichenden Sichtung von rund 50 autobiographischen Texten zur Kindheits- und Jugendentwicklung in der NS-Zeit“ (ders. (1991), S. 160) erstellt Klafki „typische Faktorenkonstellationen für Identitätsbildungsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus“ (ebd., S. 159). Einmal davon abgesehen, dass hier die herangezogenen Quellen anscheinend keiner methodischen Bearbeitung unterzogen wurden, welche über eine nicht weiter kontrollierte oberflächliche Inhaltsanalyse hinausginge⁵³⁸, führen Klafkis Analysen im Ergebnis zur Erstellung von fünf Haupttypen typischer Einstellungen und Handlungsorientierungen junger

⁵³⁸ Die Benennung der Potentiale und Probleme autobiographischen Quellenmaterials (vgl. ders. (1988), S. 7ff.) kann eine kontrollierte methodische Analyse nicht ersetzen. Eine Erstellung typisierter Identitätsbildungsprozesse während der NS-Zeit allein aufgrund nicht weiter methodisch bearbeiteter autobiographischer Selbstaussagen betroffener Zeitzeugen erscheint mir dort besonders problematisch, wo es sich um systematisierende Aussagen zu damaligen Identifikations- und nach 1945 einsetzenden Demokratisierungsprozessen handelt (vgl. ders. (1998)). Vergleichbar verfährt auch Rolf Schörken bei seiner Analyse der mentalen Verarbeitung von Kriegsniederlage und Zusammenbruch des Nationalsozialismus (vgl. ders. (2004)).

Menschen im nationalsozialistischen System (vgl. ebd., S. 160ff.), wie sie sich auch in den Ausführungen dieser Arbeit wieder finden: Dem jeweils weiblichen und männlichen Part des überzeugten jungen Nationalsozialisten, des „Mitläufers“, des Pragmatikers, des „Distanzierten“, sowie des aktiv Widerstehenden.⁵³⁹ Unabhängig von der Tatsache, dass es die hier aufgeführten Reaktionsmuster auf den NS-Sozialisationskontext zweifelsohne gegeben hat, birgt diese Art der schematischen Darstellung einige Probleme. Zunächst weist Klafki selbst daraufhin, dass seine „Typen“ nicht trennscharf sind und es zu etlichen Mischformen und Überschneidungen gekommen ist (vgl. ebd., S. 162). Darüber hinaus verweist er zwar auf die Prozesshaftigkeit der Einstellungsfindung unter der NS-Herrschaft (vgl. ebd., S. 164) und führt diesbezüglich prägende Einflussvariablen auf (vgl. ebd., S. 162ff.)⁵⁴⁰, welche sämtlich in dieser Arbeit bereits in verschiedenen Kontexten erwähnt wurden (vgl. vor allem These 6), seine „Typen“ bleiben aber statisch. So können Entwicklungen wie jene von Hans und Sophie Scholl, die von einer begeisterten Mitgliedschaft in der „Hitlerjugend“ zu einem aktiven Widerstand kamen, nur mittels einer Zurechnung mal zum einen und mal zum anderen „Typus“ erfasst werden. Eine Entwicklung wie jene der Geschwister Scholl ist aber lediglich ein besonders exponiertes Exempel einer Verlaufskurve von Zustimmung zur Distanz, die in abgestufter Form aber auf viele damals Heranwachsende zutraf (vgl. Thesen 5 und 6).

Wie sieht es zudem mit den Typisierungsversuchen bezüglich der mentalen Verarbeitung einer NS-Sozialisation nach dem Zusammenbruch deren ideologischen und herrschaftspolitischen Kontextes aus? Was wurde aus Hitlers drohendem Versprechen, die nationalsozialistisch formierte Jugend würde in ihrem Leben nicht mehr frei? Im totalitären Sinne des Regimes ist dieses Ziel gescheitert, so viel ist allein schon durch die militärische Niederlage sichergestellt worden. Demgegenüber besteht jedoch noch immer einiger Aufklärungsbedarf darüber, wie es mit den eher „grau in grau“ (Martin Broszat) überdauernden Effekten (vgl. etwa These 1 zur Deutungsmusteranalyse) einer Sozialisation im NS-System aussah.

Da sich Klafki weitgehend unmittelbar auf die Selbstaussagen betroffener Zeitzeugen stützt, kann es wenig überraschen, dass sein diesbezügliches Fazit recht pauschal daherkommt und in seinen Aussagen einen nach 1945 rasch erfolgten sowie vollständigen inneren Abschluss mit dem Nationalsozialismus suggeriert:

⁵³⁹ vgl. m.E. auch in diesem Sinne die Kategorisierungen Möding, N.; Plato, A. v. (1986), S. 293 sowie Plato, A. v. (1995), S. 211f..

⁵⁴⁰ Klafki führt insgesamt 18 „Wirkungsfaktoren und –dimensionen für moralisch-politische Identitätsbildungsprozesse junger Menschen in der NS-Zeit“ (ders. (1991), S. 162) auf. Diese Liste wurde von Ernst Cloer (vgl. ders. (2006), S. 197) auf letztlich 28 „Faktoren zur Analyse von Nazifizierung und Distanzfindung“ (ebd.) erweitert.

„Diejenigen Deutschen, die der Jugendgeneration zwischen 1933 und 1945 angehörten, haben sich in den Jahren nach 1945 wahrscheinlich größtenteils ohne tiefe Identitätskrisen von den verbliebenen Bewußtseins- und Einstellungselementen ihrer Sozialisation unter dem Nationalsozialismus gelöst und sind – soweit sie in den Westzonen Deutschlands bzw., seit 1949, in der Bundesrepublik lebten – fähig geworden, sich mehr oder minder bewußt und mehr oder minder entschieden in die Entwicklung demokratischer Verhältnisse zu integrieren oder sie aktiv mitzugestalten“ (ders. (1998)).

Dieser Befund hat, gerade was die sozialisationstheoretisch besonders bedeutende Frage nach den Identitätskrisen nach 1945 betrifft, zwischenzeitlich allerdings sowohl notwendige Differenzierungen (vgl. Schörken, R. (2004 und 2005)), als auch deutliche Relativierungen (vgl. Hübner-Funk, S. (2005)) erfahren.⁵⁴¹

Als Ergebnis ihrer biographischen Fallrekonstruktionen von Zeitzeugen der NS-Zeit hat schließlich Gabriele Rosenthal einen Typisierungsversuch möglicher Identitätskrisen nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus, sowie dadurch ausgelöst mehr oder weniger krisenhafter Wandlungsprozesse vorgestellt (vgl. dies. (1986), S. 317ff. sowie (1987), S. 18ff. und 381ff.).⁵⁴² Hierbei war es ihr Anliegen, „anhand der unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Bedeutung des ‚8. Mai 1945‘, distinkte Erfahrungstypen zu diesem historischen Ereignis zu entwickeln“ (dies. (1987), S. 18). Mittels eines kontrastiven Vergleichs von acht Fallrekonstruktionen (vgl. dies. (1986)), kam sie schließlich zur Konzeption von drei unterschiedlichen „Erfahrungstypen der lebensgeschichtlichen Bedeutung des ‚8. Mai 1945‘“ (dies. (1987), S. 19):

1. Der Typus: Enttäuschendes Ende: Hiermit sind solche Personen gemeint, die fast bis zuletzt an einen „Endsieg“ geglaubt, oder zumindest darauf gehofft hatten. Es handelte sich um diejenigen, die vom endgültigen Untergang der NS-Herrschaft und ihrer ideologischen Implikationen weitgehend unvorbereitet, ohne vorangegangene innere Distanzfindung, getroffen wurden. Für sie bedeutete der „8. Mai 1945“ ein enttäuschendes Ende. Sie mussten sich, wo nicht mit den eigenen Ver-

⁵⁴¹ Wie das obige Zitat verdeutlicht, hat der Erziehungswissenschaftler Jürgen Henningsen bereits zu Beginn der 80er Jahre aus autobiographischer Sicht darauf hingewiesen, dass die Effekte eines Aufwachsens im NS-Sozialisationskontext nach 1945 nicht einfach „verdampft“ sein könnten. Henningsens viel zitierter Aufsatz, *Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi*, findet sich zudem, in dritter Veröffentlichung, auch in der, von Klafki herausgegebenen, Sammlung von Erinnerungen deutscher Pädagogen an ihre Kindheit und Jugend während der NS-Zeit (vgl. Klafki, W. (1988), S. 210ff.).

⁵⁴² Rosenthal stützt sich auf 24 biographisch-narrative Interviews mit Angehörigen der Jahrgänge 1922 bis 1929 (vgl. dies. (1987), S. 17), welche sie anschließend mit einem fallrekonstruktiven Verfahren analysiert hat. Zu dieser ebenso komplexen wie gewinnbringenden qualitativen Forschungsmethode, welche Rosenthal in ihrer Dissertation begründet (vgl. dies. (1987)) und in ihrer Habilitation (vgl. dies. (1995)) theoretisch fundiert hat, liegt jetzt endlich auch eine Beschreibung vor (vgl. dies. (2005), S. 161ff.), in welcher die einzelnen Schritte so konkret und ausführlich dargestellt werden, dass sie anhand dieser Anleitung im Rahmen eigener Forschungsvorhaben angewandt werden können.

strickungen, doch mit den Herausforderungen einer politisch weitgehend veränderten Umwelt auseinandersetzen. Bei nicht wenigen von ihnen löste daher „die kollektive Krise 1945... eine individuelle Lebenskrise aus“ (ebd., S. 21).

2. Der Typus: Neuanfang im Frieden: Hierbei handelt es sich um jene Personen, die ein Kriegsende gleich welchen Ausgangs wünschten. Hierunter fiel ein breites Spektrum an Einstellungsmustern zum Nationalsozialismus, von der weitgehenden über eine partielle Anhängerschaft, bis zur abgestuften Distanzierung. Gemein war ihnen allen jedoch, dass sie zu Kriegsende zunehmend weniger bereit waren, um jeden Preis für den Erhalt des NS-Systems und den, vom Regime angestrebten, nationalsozialistischen „Endsieg“ zu kämpfen und zu leiden. Für sie bedeutete der „8. Mai 1945“ vor allem einen Neuanfang im Frieden, die Veränderung der politischen Verhältnisse war für sie hingegen weniger von Bedeutung (vgl. ebd., S. 20). In eine Identitätskrise, welche einen partiellen oder vollständigen inneren Wandlungsprozess evoziert hätte, gerieten die wenigsten von ihnen (vgl. ebd., S. 22).
3. Der Typus: Neuanfang in veränderten politischen Verhältnissen: Hierunter werden alle Personen subsumiert, die bereits nach dessen Machtübernahme, seit Kriegsbeginn oder zuletzt, als die Belastungen immer größer wurden, auf eine Niederlage und anschließende Zerschlagung der NS-Herrschaft und ihrer Ideologie hofften. Sie waren überwiegend froh, als das Kriegsende da war und versuchten sich, mehr oder weniger erfolgreich, rasch mit den neuen politischen Systemen zu arrangieren. Diejenigen, die sich zunächst mit dem NS-System identifiziert hatten, vollzogen nach 1945 mitunter sukzessive partielle innere Verwandlungen, welche durch subjektive Krisen ausgelöst wurden, die wiederum auf eine erfolgte Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit und deren psychischen Residuen zurückzuführen waren.

Sowohl Klafki (vgl. ders. (1998)) als auch Rosenthal (vgl. dies. (1987), S. 22) geben an, dass es sich bei ihren Konstruktionen um vorläufige Konzeptionen handelt, welche der Erweiterung durch weiterführende Forschung bedürften. Dies wird zunächst einmal schon deutlich, wenn man bedenkt, dass beide sich nicht mit Zeitzeugen – und, im Falle Klafkis, mit deren Selbstaussagen! – befasst haben, die nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR weiterlebten. Demzufolge überrascht es nicht, dass etwa bei Rosenthal der in dieser Arbeit beschriebene (vgl. These 6) Typus nicht vorkommt, in dessen Biographie eine bis zuletzt bestehende Identifikation mit dem Nationalsozialismus zunächst ohne tief greifende Krise in eine erneute Identifikation mit einem neuen totalitären

System überführt werden konnte (vgl. hierzu auch Karutz, A. (2003)), welches eine gänzlich andere Ideologie, zugleich aber vertraute Strukturen anbot.⁵⁴³ Hierfür wäre etwa Carola Sterns Autobiographie beispielhaft, die nicht umsonst den Titel *Doppelleben* trägt (vgl. dies. (2004)). Im Falle von Carola Stern, wie auch bei einigen der Bürger der ehemaligen DDR, mit denen ich narrative Interviews geführt habe, könnte man von einer ver- oder aufgeschobenen Krise und dadurch ausgelöst, meist partieller Wandlungsprozesse sprechen. Diese wurden zumeist durch, nicht selten kumulativ gesteigerte, distanzierende Erfahrungen im SED-System, oder aber durch dessen Zusammenbruch evoziert. Mein Eindruck war hierbei, dass gerade diejenigen, die von solchen Veränderungen der Lebensumwelt, von der Aufhebung der vertrauten Strukturen, im höheren und hohen Alter betroffen werden, mit anhaltenden Krisen reagieren, welche sich häufiger in einer beständigen Unsicherheit gegenüber der neuen Verhältnisse äußert. Hier bedarf es der weiteren Forschung.

Ebenfalls bei Klafki und Rosenthal finden die jüdischen Zeitzeugen der deutschen Gesellschaft vor 1933, welche ja allein durch die NS-Herrschaft konsequent aus dieser ausgeschlossen wurden, wenig bis keine Beachtung. Dies ist nicht der Unachtsamkeit der Wissenschaftler, sondern der begrenzten Forschungsperspektive geschuldet. Dennoch resultiert auch hieraus weiterer Forschungs- und Systematisierungsbedarf.

Letztlich könnten die Ansätze Klafkis und Rosenthals erweitert und weiter ausdifferenziert werden, sie blieben jedoch stets Annäherungen an mögliche „Verlaufskurven“ (Fritz Schütze) einer Sozialisation unter und nach der NS-Herrschaft. Daher wurde in der vorliegenden Arbeit, ganz im Sinne der bereits zitierten Einschätzung von M. Rainer Lepsius, zur Strukturierung des Forschungsfeldes nicht die Suche nach allgemeingültigen Verlaufskurven gewählt, sondern vielmehr die Bildung verschiedener Strukturthesen, welche den Pool der unterschiedlichen Erfahrungspotentiale des NS-Sozialisationskontextes gleichermaßen umreißen und ordnen. Für diesen können die angeführten Strukturthesen eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Grundsätzlich bedarf es aber auch bezüglich dieser Erfahrungspotentiale und deren subjektiver Ver-

⁵⁴³ Gerade zur strukturellen Vergleichbarkeit zwischen dem Erziehungssystem des NS-Staates und jenem der ehemaligen DDR wurde in den letzten Jahren – mit verschiedensten methodischen Ansätzen und bezüglich unterschiedlicher pädagogischer Aspekte – einiges an Forschungsarbeit geleistet (vgl. Buddrus, M. (1996), Matthes, E. (1996), Ansorg, L. (1997), S. 176ff., Leschinsky, A.; Kluchert, G. (1997), Niederdalhoff, F. (1997), Petzold, J. (1997), Tenorth, H.-E. (1997a), ders. (1997b), Zymek, B. (1997), Benner, D.; Schriewer, J.; Tenorth, H.-E. (1998), Leschinsky, A. (2000), Akaltin, J. (2003), Parak, M. (2004)). Diese Studien kamen übergreifend zu dem grundsätzlichen Ergebnis, dass trotz aller Unterschiede wichtige strukturelle Übereinstimmungen existieren, „die daraus resultieren, daß es sich sowohl beim NS-Staat als auch bei der DDR um Diktaturen gehandelt hat“ (Matthes, E. (1996), S. 26, vgl. in diesem Sinne auch Buddrus, M. (1996), S. 59 sowie Ansorg, L. (1997), S. 22ff.).

arbeitung weiterer Forschung. Fest steht, dass nach dem „8. Mai 1945“, mentalitätsgeschichtlich gesehen, weder Schwarz – eine Jugend, die auch nach der Niederlage als „Werwölfe“ im Sinne des NS-Regimes weiteragieren würde, wie dies die Alliierten zunächst befürchtet hatten –, noch Weiß – eine quasi über Nacht innerlich und äußerlich vollständig „entnazifizierte“ Jugend –, sondern ein oftmals für die betroffenen Subjekte selbst nur schwer zu klassifizierendes Grau die vorherrschende Farbe war (vgl. hierzu beispielsweise Schörken, R. (2005)).

Noch immer ist einiges darüber zu entdecken, welche Schattierungen dieses Grau unter welchen Bedingungen annehmen konnte.

Objektbestimmung nationalsozialistischer Erziehung

Zum Abschluss der vorliegenden Analyse des NS-Sozialisationskontextes soll nun eine möglichst präzise Konzeption von NS-Pädagogik⁵⁴⁴ vorgestellt werden, die in der Lage ist, all die unterschiedlichen, in den Strukturthesen beschriebenen, versuchten und erfolgten Einflussnahmen zu erfassen, welche das Regime unter dem stark ausgeweiteten Signum einer „Erziehung“ im nationalsozialistischen Sinne subsumierte.

Zunächst ist auf die allgegenwärtige Ein- und Ausgrenzung als wesentliche Voraussetzung sowie als Strukturmerkmal der NS-Pädagogik hinzuweisen. Ausgehend von einer rassistisch begründeten und legitimierten Meta-Ebene wurden im System der NS-Erziehung weitere Momente der In- und Exklusion etabliert. So reagierte das Regime auf konstatierte Abweichungen entweder mit repressiven Inklusionsmaßnahmen (Strafe, „erziehende“ Arbeit) oder aber, je nach Schweregrad der Abweichung, mit Exklusionsagitationen (rein bewahrende „Fürsorgeerziehung“, bis hin zur „Ausmerze“). Wichtig ist, dass diese Strategien der In- und Exklusion sich vorrangig auf die Zielgruppendefinition und -herstellung konzentrierten und für sich genommen keine inhaltliche Verifikation der praktischen NS-Pädagogik liefern (vgl. Tenorth, H.-E. (2006), S. 35ff.).

Grundlegende Intention aller NS-Erziehungsansätze für die rassistisch definierte „arische“ und „erbgesunde“ Zielgruppe der, nach Einstufung des Regimes, uneinge-

⁵⁴⁴ Die NS-Pädagogik ist in der bisherigen erziehungswissenschaftlichen Debatte zum Thema in verschiedenen Kontexten behandelt und dabei ganz unterschiedlich gefasst worden (vgl. Miller-Kipp, G. (1988), S. 26f. sowie Pedersen, U. (1994), S. 228ff.). Bei den obigen Ausführungen geht es mir vor allem um jene institutionellen und didaktischen Prägungsversuche, welche von der Erziehungswissenschaft als „Formationserziehung“ beschrieben wurden (vgl. u.a. Herrmann, U. (1985a), S. 17f. sowie Buddrus, M. (1993), S. 267 und 291) und von denen die damals Heranwachsenden, trotz aller zu konstatierender „Unstetigkeit nationalsozialistischer Erziehungspraxis“ (Gisela Miller-Kipp, zitiert nach Klafki, W. (1990), S. 50), vielfach und vielfältig direkt betroffen waren.

schränkt „Erziehbaren“, waren eine nachhaltige Generierung einer nationalsozialistischen Gesinnung („Charakter“, „Wille“), sowie die Evozierung möglichst tiefgehender Bindungen („Loyalität“) an die NS-Führung und die, von dieser zum Zwecke der Inklusionsförderung und -stabilisierung ausgerufenen, „Gemeinschaften“ („Volk“, „Kameradschaft“ etc.). Auf diese mentalen Grundlagen sollte dann die körperliche und geistige Schulung zur rechten Leistungsbereitschaft im Sinne der NS-Ideologie aufbauen, wie sie mit ihren unterschiedlichen Ansätzen und Effekten bereits ausführlich beschrieben wurde (vgl. These 6).

Diese Konzeption von NS-„Erziehung“ macht deutlich, dass sowohl eine Interpretation nationalsozialistischer Prägungsversuche als „Erziehung zur Bindungslosigkeit“ (Sigrid Chamberlain, vgl. hierzu ausführlich dies. (1997)) einerseits, als auch eine Deklaration derselben mittels der einfachen Übernahme des NS-Slogans, *„völkische Erziehung ist wesentlich nichts anderes denn Bindung“* (zitiert nach Herrmann, U. (1985b), S. 67), aufgrund ihrer Einseitigkeit zur Definition der NS-Pädagogik unzureichend sind. Die Erziehungsaftationen des Regimes waren darauf ausgerichtet, Bindungen an den Nationalsozialismus zu etablieren und zu fördern, während sie *gleichzeitig* andere Bindungsmuster, insbesondere solche persönlicher und privater Couleur, welchen die NS-Führung und ihre Kontrollorgane ein grundsätzliches Potential zur Abweichungsförderung unterstellten, unterdrücken wollten (vgl. hierzu die Gegenüberstellung von „Kameradschaft“ und Freundschaft unter These 6).

Ohne, dass die mittlerweile weitreichende Theorieentwicklung und empirische Forschung bezüglich der Ausbildung frühkindlicher Bindungsmuster sowie darauf aufbauender Prozesse der Identitätsentwicklung hier detailliert geschildert werden könnten (vgl. hierzu Grossmann, K.; Grossmann, K. E. (2006) sowie auf die Thematik einer NS-Sozialisation bezogen dies. (2008) und Leuzinger-Bohleber, M. (2006))⁵⁴⁵, sei darauf hingewiesen, dass die nationalsozialistischen Versuche einer Loyalitätserzeugung keine positive Qualität im Sinne der modernen Bindungsforschung aufwiesen. Im Gegenteil, der NS-Erziehung ging es um überwältigende Erfassung der Subjekte, während die Bindungsforschung für einen sensiblen Umgang mit den Bedürfnissen und Affekten des Kleinkindes eintritt, damit diesem letztlich die Ausbildung einer stabilen narzisstischen Selbstwertregulation, sowie eines tragenden Selbst- und Identitätsgefühls gelingen kann (vgl. Leuzinger-Bohleber, M. (2008), S. 79). Dieses instrumen-

⁵⁴⁵ Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass die Geschichte der frühesten Kindheit im 20. Jahrhundert bislang in wesentlichen Bereichen unerforscht geblieben ist (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 18). Ein ausführlicherer Abschnitt zur Kleinkinderpflege und Erziehung findet sich in der Gesamtdarstellung der Geschichte der Familie von Andreas Gestrich (vgl. ders. (1999), S. 580ff.). Zum besonderen Zuschnitt „nationalsozialistischer Frühsozialisation“ vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 81ff.

talisierte und, ohne die eigentliche Zieldimension einer unabhängigen Selbstregulierung, auf die gesamte Lebensdauer ausgeweitete Bindungskonzept der NS-Pädagogik, bei welchem Bindung nicht als Voraussetzung einer individuellen Entwicklung, sondern anhaltender und fragloser Hingabe an ein ideologisches Konstrukt und dessen politische Repräsentanz verstanden wurde (vgl. in diesem Sinne auch Miller-Kipp, G. (1994), S. 142), führte dann auch in der Praxis zu bemerkenswerten Ambivalenzen. So etwa jene, die Wolfgang Klafki anknüpfend an Äußerungen von Harald Scholtz formuliert hat:

„Die von ihm (SCHOLTZ) untersuchten ‚NS-Ausleseschulen‘ seien, wie er nachgewiesen habe, keine ‚Eliteschulen‘ im eigentlichen Sinne des Begriffs gewesen. Die NS-Ausleseschulen hätten bei ihren Schülern zwar ‚ein elitäres Bewußtsein erzeugt‘. Aber sie zielten keineswegs darauf, über die angestrebte Verfügbarkeit, Flexibilität und Mobilität für das System hinaus ‚irgendwelche Kompetenzen zu vermitteln, die es ermöglicht hätten, in Führungspositionen eigenständig Macht auszuüben‘ (Klafki, W. (1990b), S. 54f., vgl. zu den NS-Ausleseschulen ausführlich Scholtz, H. (1973) sowie zur hier angesprochenen Ambivalenz Feller, B.; Feller, W. (2001), S. 12 sowie den Erfahrungsbericht des ehemaligen „Napola“-Schülers Hans Günther Zempelin (ders. (2001), S. 54).

Die Etablierung einer nationalsozialistischen „Gesinnung“ wird in zahlreichen Arbeiten zur NS-Erziehung erwähnt oder zitiert (vgl. u.a. Peukert, D. (1981a), S.

416f., Fest, J. (2003), S. 394f., Dengel, S. (2005), S. 77, Hohmann, C. (2007), S. 105 sowie Buddrus, M. (2010), S. 248), zumeist jedoch ohne dass sie als deren grundlegende Intention systematisch ein- und zugeordnet würde.⁵⁴⁶ Wie lässt sich eine solche „Gesinnung“ im Sinne des NS-Regimes definieren? Deren wesentliche Implikationen lassen sich exemplarisch aber im übergreifenden Sinne aussagekräftig mit den Worten eines Funktionärs der damaligen „Adolf-Hitler-Schulen“⁵⁴⁷ charakterisieren:

⁵⁴⁶ Recht nahe, wenngleich lediglich mit einer cursorischen Erwähnung, kommt dieser Struktur der jüdische Chronist der NS-Zeit, Victor Klemperer: „Der Nazipädagogik kam alles so ausschließlich auf die Gesinnung, auf den unverfälschten Nazismus ihrer Schüler an, daß Gesinnung in allem und jedem an entscheidend erster Stelle vor jeder Befähigung und Geschicklichkeit, vor allen Kenntnissen geschätzt wurde“ (ders. (2005), S. 247). In Publikationen aus der NS-Zeit wurde die nationalsozialistische „Gesinnung“ mitunter in anderen Worten beschrieben (vgl. Hitler, A. (1933), S. 451ff.) und auf bestimmte Bereiche der NS-Erziehung zugeschnitten, gemeint war stets dasselbe: „Die HJ ist eine weltanschauliche Erziehungsgemeinschaft. Wer in der HJ marschiert, ist keine Nummer unter Millionen, sondern Soldat einer Idee. Je nachdem er mehr oder weniger tief in die Idee eingedrungen ist, ist sein Wert für die Gemeinschaft zu bemessen. Der beste Hitlerjunge ist – unabhängig von Rang und Dienststellung – derjenige, der ganz in der nationalsozialistischen Weltanschauung aufgeht“ (Schirach, B. v. (1934), S. 130, vgl. hierzu auch die Ausführungen des „Amtschefs der Reichsjugendführung“, Helmut Stellrecht, zur entsprechenden Typenerziehung, zitiert bei Buddrus, M. (2003), S. 60 sowie von Georg Usadel zum selben Thema, zitiert bei Hafeneger, B.; Fritz, M. (1993), S. 34ff.).

⁵⁴⁷ Die so genannten „Adolf-Hitler-Schulen“ wurden auf Initiative des „Reichsjugendleiters“ Baldur von Schirach und dem „Reichsschulungsleiter“ Robert Ley, in dessen Aufgabenbereich die Schulung der politischen Leiter fiel, am 15.1.1937 von Hitler genehmigt. In ihnen sollte der Führernachwuchs der Partei in deren Sinne herangebildet werden (vgl. hierzu einführend Benz, W.; Graml, H.; Weiß, H. (2001), S. 349ff.). Hatten die Zöglinge eine dieser Schulen erfolgreich absolviert sowie Arbeits- und Wehrdienst abgeleistet, dann sollten sie nach weiteren Ausleseverfahren, als dann

„Das Erziehungsziel: Der Typ des politischen Führers. In allen Seiten seines Wesens gleichmäßig entwickelt, fanatisch durchdrungen vom Glauben an die Idee, muß er dem ganzen Volk Vorbild nationalsozialistischen Lebens sein. (...) Ein Führer und Erzieher seiner ihm Anvertrauten, ein fester Richtblock nationalsozialistischen Handelns und Lebens für alle schwankenden Gestalten, ein Hort aller echten Nationalsozialisten, ein Feind aller Volksschädlinge“ (Horst Munske (1940/41), zitiert nach Feller, B.; Feller, W. (2001), S. 12f.).

Freilich wurden diese Grundsätze als Erziehungsziel einer avisierten Elitebildung⁵⁴⁸ formuliert. Wie bereits geschildert (vgl. These 1), strebte die NS-Führung keineswegs nach einer schlichten „Gleichschaltung“ der Bevölkerung, im Sinne einer Einebnung aller gesellschaftlichen Differenzierungen. Vielmehr sollte die „Volksgemein-

25-jährige „Führer-Anwärter“ die „Ordensburgen“ durchlaufen (vgl. ebd., S. 627f.). Insgesamt wurden 12 „Adolf-Hitler-Schulen“ gegründet. In Abgrenzung zu den „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ (NPEA, im Volksmund „Napolas“) wurde den Schulen 1941 der Status von „Reichsschulen“ zugesprochen, welcher bis dahin lediglich der „Reichsschule in Feldafing“ (vgl. ebd., S. 692) zugestanden hatte. Alle Erzieher der „Adolf-Hitler-Schulen“ kamen aus den Reihen der „HJ“, die somit einen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung der Schulpraxis ausüben konnte. Im schulischen Alltag dieser Einrichtungen kam die avisierte Vermittlung der Elemente der rassistischen NS-Ideologie, sowie der geforderten Einstellungs- (ideologische Überzeugung, Gehorsam, Treue) und Verhaltensmuster (Förderung von Abhärtung und Leistungsbereitschaft durch vormilitärische Ausbildung) deutlich zum Tragen. Ergänzt werden sollte das angestrebte nationalsozialistische Schulwesen durch die Gründung der so genannten „NPEAS“ (vgl. ebd., S. 597ff.). Bereits 1933 hatte der spätere „Reichserziehungsminister“, Bernhard Rust, Hitler zu dessen Geburtstag einige, aus früheren Kadettenanstalten hervorgegangene, staatliche Bildungsanstalten als „NPEAS“ übergeben. Sie erreichten im NS-Erziehungssystem, nach Zahl der verwirklichten Lehranstalten sowie auch nach der Schülerzahl, eine deutlich höhere Bedeutung. In diesen achtklassigen Internatschulen wurde die Hochschulreife als Abschluss erworben. Ab 1934 wurden auch in den anderen deutschen Ländern „NPEAS“ gegründet. 1941 wurden 6000 Schüler in solchen Einrichtungen unterrichtet. Bis 1944 gab es schon 37 „NPEAS“, darunter zwei für Mädchen. Während die „Adolf-Hitler-Schulen“ vor allem den Führungsnachwuchs für die parteiamtlichen Laufbahnen sowie die NS-Massenorganisationen liefern sollten, war den „NPEAS“ die Auslese eines geeigneten Nachwuchses für Führungspositionen in den zivilen Bereichen von Gesellschaft, Wirtschaft, Verwaltung, freien Berufen und Militär zugedacht. Bei der Zusammensetzung der Zöglinge war auch an den „NPEAS“ die „Volksgemeinschaft“ höchstens in Ansätzen verwirklicht worden. Während die Schüler grundsätzlich aus allen sozialen Schichten stammten, waren de facto Beamten- und Offiziersfamilien mit ihrem Nachwuchs deutlich über-, Arbeiterfamilien merklich unterrepräsentiert. Auch an den „NPEAS“ waren physische (körperliche Fitness, „Rassereinheit“) und charakterliche Attribute für eine Aufnahme ausschlaggebend. Daneben spielte hier jedoch auch die schulische Leistung eine gewichtige Rolle, sie musste im Allgemeinen den Anforderungen der staatlichen höheren Schulen entsprechen. Zudem war die Zuverlässigkeit des Elternhauses Voraussetzung, weshalb Kinder „alter Kämpfer“ bevorzugt wurden. Obgleich auch hier die vormilitärische Ausbildung viel Platz einnahm, ähnelten die Lehrpläne doch in wesentlichen Punkten denen der Höheren Schulen. Im Vergleich zu den „Adolf-Hitler-Schulen“ blieb die ideologische Schulung stärker dem einzelnen Lehrer überlassen. Den Absolventen stand die Berufswahl frei, erst am 7.12.1944 ordnete Hitler an, ab Februar 1945 den Offiziersnachwuchs aus dem Jahrgang 1929 dieser Einrichtungen zu rekrutieren. Letztlich ergänzten sich beide Schultypen mit ihren unterschiedlichen Zuständigkeiten bei der Bewältigung der Aufgabe, welche ihnen von der NS-Führung zugedacht war: Möglichst rasch und reibungslos eine neue Führungsschicht heranzuziehen, die dem „Führer“ und seiner Ideologie bedingungslos verpflichtet wäre.

⁵⁴⁸ Die NS-Eliteerziehung stellt in wesentlichen Bereichen ein noch immer wenig erforschtes Gebiet dar. Hier ergänzen sich bislang einige deutlich ältere Publikationen (vgl. Ueberhorst, H. (1969) sowie Scholtz, H. (1973)) mit einigen wenigen neueren, vorrangig an den Erfahrungen der damaligen Zöglinge interessierten, Studien (vgl. Schneider, C. et al. (1996) sowie Feller, B.; Feller, W. (2001)). Einen recht fundierten Überblick zum Thema bieten zudem Gelhaus, D.; Hülter, J.-P. (2003).

schaft“ sich durch eine innere Hierarchisierung entsprechend der Bewertungskriterien der nationalsozialistischen Ideologie und praktischen Herrschaftsausübung auszeichnen. In entsprechend abgestufter Form können die zitierten Intentionen jedoch durchaus auch als Erziehungsziel für den gesamten Nachwuchs der „Volksgemeinschaft“ gelten, welcher zwar nicht gleichgemacht, aber so weit möglich doch gleichermaßen ausgerichtet werden sollte.

Um eine rein opportunistische Anpassung an die nationalsozialistischen Erziehungsziele auszuschließen, wurde von den Kandidaten der „Adolf-Hitler-Schulen“, wiederum übertragbar, gefordert:

„Wir müssen von unseren Jungen immer unbedingte Wahrhaftigkeit verlangen. Sie ist ein Teil der Sauberkeit, die wir vom rechten Kerl fordern“ (Karl Petter (1938), zitiert nach ebd., S. 75).

Bezeichnend für die hier konstatierte Vorrangsstellung einer Erziehung zur nationalsozialistischen „Gesinnung“ ist schließlich eine Liste, in welcher die Aufnahmekriterien für die „Adolf-Hitler-Schulen“, chronologisch nach der ihnen zugeschriebenen Wertigkeit geordnet, aufgeführt werden. Auch diese Liste ist auf die Erziehungspläne für die gesamte „Volksgemeinschaft“ anwendbar. Elitebildung hieß schließlich auch im NS-Staat nicht, dass die betreffenden Subjekte eine gänzlich andere Bildung erfahren sollten als der Rest der „arischen“ Zöglinge. Vielmehr hatte sich der spätere Führernachwuchs für die unterschiedlichen Funktionsebenen vor und während seiner Ausbildung in den hierfür vorgesehenen Einrichtungen dadurch auszuzeichnen, dass er jene Leistungsbereitschaft im nationalsozialistischen Sinne (vgl. These 1), welche grundsätzlich beim gesamten „arischen“ Nachwuchs gefordert und gefördert werden sollte, in besonders hohem Maße auf- und beständig nachwies.⁵⁴⁹ Die künftige Elite des NS-Systems sollte, abgesehen von der Isolierung in den spezifischen Bildungseinrichtungen, welche zur besseren Kontrolle der Umsetzung der angestrebten Zielsetzungen diente, demnach gerade nicht von der allgemeinen „Volksgemeinschaft“ getrennt werden, sondern aus dieser als Vorbild herausragen, dem es nachzueifern gelte.

⁵⁴⁹ Feller und Feller kommen in ihrer Studie über die „Adolf-Hitler-Schulen“ hingegen zu dem Schluss, in diesen sei „kein verdichteter Ausdruck des genuinen Charakters nationalsozialistischer Erziehung“ (dies. (2001), S. 12) zum Tragen gekommen. Vielmehr habe es sich bei diesen Einrichtungen um „das 'pädagogische Experiment' einer bestimmten NS-Machtgruppe zur Schaffung eines 'neuen' Modells von Elitenausbildung“ (ebd.) gehandelt. Mit dieser Einschätzung weichen Feller und Feller erkennbar von der Interpretation durch Harald Scholtz ab (vgl. ders. (1973)). Feller und Feller beziehen sich bei ihrer Bewertung allerdings vorrangig auf die konkreten machtpolitischen Interessen der Begründer und Träger der „Adolf-Hitler-Schulen“ innerhalb des NS-Systems, sowie auf die in diesen angewandte pädagogische Praxis. Die Beschreibung der hier zugrunde liegenden allgemeinen Erziehungsziele deckt sich hingegen durchaus mit der oben vertretenen Einschätzung (vgl. dies. (2001), S. 12).

Neben einigen formellen Voraussetzungen (vgl. Feller, B.; Feller, W. (2001), S. 66), hatte der Anwärter seine Eignung auf den folgenden drei, in ihrer zugemessenen Wertigkeit hierarchisch abgestuften Gebieten nachzuweisen:

„1. charakterlich, 2. körperliche Leistungsfähigkeit, 3. geistige Leistungsfähigkeit.“ (Robert Ley (1936), zitiert nach ebd.).

Mit den tatsächlichen Folgen ihrer Eingriffe in das deutsche Bildungswesen, sowie mit den Anforderungen des Krieges konfrontiert, wies das Regime in seiner typischen herrschaftspragmatischen Manier den beiden anderen Punkten der obigen Liste wieder mehr Bedeutung zu. Dies ändert aber wenig an der grundsätzlichen Vorrangstellung der Evozierung einer nationalsozialistischen Gesinnung im NS-Erziehungskonzept.

Die erfolgreiche Vermittlung eines solchen Erziehungsziels lässt sich allerdings nur indirekt überprüfen. Auch aus diesem Grund verknüpften die nationalsozialistischen Erziehungstheoretiker die Annahme einer NS-Gesinnung unmittelbar mit der Feststellung eines entsprechenden Verhaltens. Beides zusammengekommen sollte letztlich das Resultat einer gelungenen NS-Erziehung darstellen, wobei erstere die Voraussetzung für letzteres und letzteres der Nachweis für erstere darstellen würde. Ganz entsprechend der oben zitierten Rangliste, in welcher geistige Leistungsfähigkeit, vor allem in Form kritischer Reflektionsfähigkeit, minder angesehen oder sogar abgelehnt wurde, versuchten die NS-Erzieher nicht, ihre Zöglinge argumentativ zu einer Übernahme der NS-Gesinnung zu überzeugen. Auch im Bereich der Erziehung wandte man vielmehr eine Natur-Axiomatik an, wie sie strukturell bereits beschrieben wurde (vgl. These 1). Den Zöglingen wurde deutlich gemacht, dass eine innere Überzeugung und äußere Verhaltensweise im Sinne der NS-Ideologie ihrer angeblich tatsächlichen Natur entspräche. Wer sich entsprechend gebärde, der werde demnach seiner Natur gerecht, wer abweiche oder sich verweigere, der verstoße gleichsam dagegen:

„Was Hitler anstrebt ist der Mensch, der intellektuell unverbildet, dafür instinktstark das will, was auch Wollen der Natur ist. Die Erkenntnis der letzten Dinge braucht er nicht zu haben, denn diese Erkenntnis betrifft ja immer nur die >Instinktursachen<, die in ihm als richtig Erzogenem schon wirken. Erkenntnis brauchen nur die, die der Natur im Menschen wieder zu ihrem Recht verhelfen und die Erziehung zur Natur, das heißt zum Kampf inaugrieren wollen“ (Zehnpfennig, B. (2000), S. 185).

In diesem Sinne ist denn auch Sabine Dengel Recht zu geben, wenn sie konstatiert:

„Die Erziehung zum ergebenen Gefolgsmann (ist) kurzfristiges, die zum >ewigen Deutschen< – als Zielpersönlichkeit der NS-Ideologie, nicht als historische Figur – langfristiges Ziel der nationalsozialistischen Erziehungsperspektive“ (dies. (2005), S. 126).

Dieser „ewige Deutsche“, eine rhetorische Hilfskonstruktion, für die es im funktional erklärenden nationalsozialistischen Sprachgebrauch vielfältige anderweitige Umschreibungen gab, zeichne sich dadurch aus, dass er beides, NS-Gesinnung und die dazugehörige physische Leistungsbereitschaft als genuine Persönlichkeitsmerkmale in sich vereine.

Da sich aber Lernen und ganz besonders die Übernahme propagierter Einstellungen nicht so einfach mittels Indoktrination erzwingen lassen (vgl. Tenorth, H.-E. (1995) sowie Matthes, E. (1998), S. 252), bleibt diesbezüglich die Frage, warum die nationalsozialistischen Versuche einer Gesinnungsevozierung bei den Zöglingen der NS-Erziehung so weitreichenden Erfolg haben konnten.

Dies ermöglichte eine, in diesem Fall auf die Belange der avisierten Gesinnungsvermittlung, genauer auf die psychischen Dispositionen der pädagogischen Zielgruppe, zugeschnittene Kombination von Verführung und Kontrolle (vgl. These 2). Aufgeboten wurde eine wirkungsmächtige Mischung aus verführenden Inklusionsangeboten, neben der Aussicht auf zukünftige Machtpartizipation und narzisstische Umschmeichlung vor allem die Suggestierung, eine Übernahme der NS-Gesinnung und ein entsprechendes Verhalten würden ganz unmittelbar Lebenssinn generieren (vgl. Brockhaus, G. (1997), S. 212ff.), sowie demgegenüber der latenten Drohung mit Beschämung und Exklusion für den Fall der Verweigerung oder des Versagens, welche bei den Heranwachsenden Ausgrenzungs- und Isolationsängste schüren, und eine verstärkte Anpassung fördern konnte (vgl. dies. (2009)).⁵⁵⁰ Vor allem erstere Strategie verfiel bei vielen damals Heranwachsenden Mädchen und Jungen:

„Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das groß und wesentlich war“ (Maschmann, M. (1979), S. 9).

Diese Hinwendung erfolgte nicht als ein Ergebnis einer reflektierten Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Meinungsoptionen, dennoch, und dies ist entscheidend für ein Verständnis der Wirkungsmechanismen nationalsozialistischer Pädagogik, war sie

⁵⁵⁰ Diese im Sinne der Formierungsansprüche des Regimes funktionale und stabilisierende Mischung aus narzisstischen Verführungsangeboten und latenter Beschämungs- bzw. Ausgrenzungsdrohung wurde nicht nur im Kontext der NS-Erziehung gegenüber den Zöglingen direkt angewandt, sondern, vermittelt über damals auflagenstarke Erziehungsratgeber, auch gegenüber den Müttern zum Zwecke der Förderung einer NS-Anpassung ihrer familiären Kindererziehung propagiert (vgl. Brockhaus, G. (2008)). Wenngleich freilich bislang weitgehend die empirischen Belege dafür fehlen, ob und in welchem Maße die Ratschläge der entsprechenden Publikationen, allen voran der bekannten Ratgeber Johanna Haarers, in die damalige Erziehungswirklichkeit Eingang gefunden haben (vgl. ebd., S. 25, erste weiterführende Aufschlüsse zu diesem Thema liefert die Analyse damaliger „Erziehungstagebücher“ bei Gebhardt, M. (2009)), so ist die Übereinstimmung der Vermittlungsstrategien, wie sie oben skizziert wurde, dennoch bezeichnend für die nationalsozialistischen Erziehungs*intentionen* und ihre praktischen Umsetzungsversuche. Dies gilt schon allein deshalb, da Haarers Bücher im NS-Erziehungssystem enorm protegiert wurden, auch dann, wenn man konstatieren muss, dass ihren Ratgebern nicht allein aufgrund der in ihnen empfohlenen Erziehungsmethoden eine NS-Spezifität attestiert werden kann (vgl. Brockhaus, G. (2008), S. 25).

das subjektiv wahrgenommene Produkt des eigenen Willens der Heranwachsenden. Die NS-Erziehung ist demnach als Erziehung zur „Unfreiheit“, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, nur unzureichend beschrieben. Vielmehr kann die Übernahme der NS-Gesinnung im Sinne einer bejahten Abhängigkeit gefasst werden:

„Wir gehorchen nicht nur, sondern wissen, wem wir gehorchen. Wir kämpfen nicht nur, sondern wissen, wofür wir kämpfen. Wir gehorchen einem Führer und kämpfen für eine Idee. Das gibt uns unsere Begeisterung und Kraft. Unser Dienst in der Hitlerjugend ist Entwicklung und Steigerung dieser Kraft, die der Weg in die Macht ist“ (Aus *Jungvolk* vom 15. Oktober 1934, S. 14, hier zitiert nach Hafeneger, B.; Fritz, M. (1993), S. 41).

Wer sich der NS-Gesinnung verschrieben hatte, dem, so suggerierte das NS-Kontrollsystem, würde weniger alltäglicher Repressionsdruck widerfahren, als vielmehr einige Verhaltensfreiheitsgrade eingeräumt:

„Wer... guten Willens ist, hat von der geheimen Staatspolizei nichts zu befürchten und braucht sich vor allem nicht zu sorgen, daß etwa jeder bei seinen Lebensäußerungen mißtrauisch überwacht werde“ (Erklärung des Ministerpräsidenten Göring vom 10.3.1934, zitiert nach Gellately, R. (1995), S. 54).

Die NS-Gesinnung erlaubte es, das eigene angepasste Handeln subjektiv als idealistisch motiviert, einer „natürlichen“ Ordnung folgend und zudem mit einigen Zugeständnissen zur eigenständigen Auslegung wahrzunehmen. Hieraus entsprang eine nicht zu unterschätzende Inklusionsmotivation. Hierzu passen auch jene „Phasen des Erlebens und Empfindens im BDM“ (Miller-Kipp, G. (2007), S. 182), wie sie kürzlich anhand autobiographischer Zeitzeugenberichte erstellt wurden:

„Es sind *nach* der Phase des Interesses folgende Phasen: diejenige der ‚Begeisterung‘ und der ‚Ergriffenheit‘, diejenige wachsender Bindung *und* wachsenden Selbstvertrauens und diejenige des Pflichtgefühls“ (ebd.).

Dieses NS-Erziehungsprinzip, einer Ergänzung des Prinzips von Befehl und Gehorsam durch die Vermittlung einer motivierenden inneren Überzeugung im Sinne des NS-Regimes, wirkte bis weit in den Krieg hinein und evozierte bei vielen jungen Soldaten eine deutlich nachhaltigere Kampfbereitschaft als dies bloßer Zwang je gekonnt hätte (vgl. Echternkamp, J. (2004), S. 47).

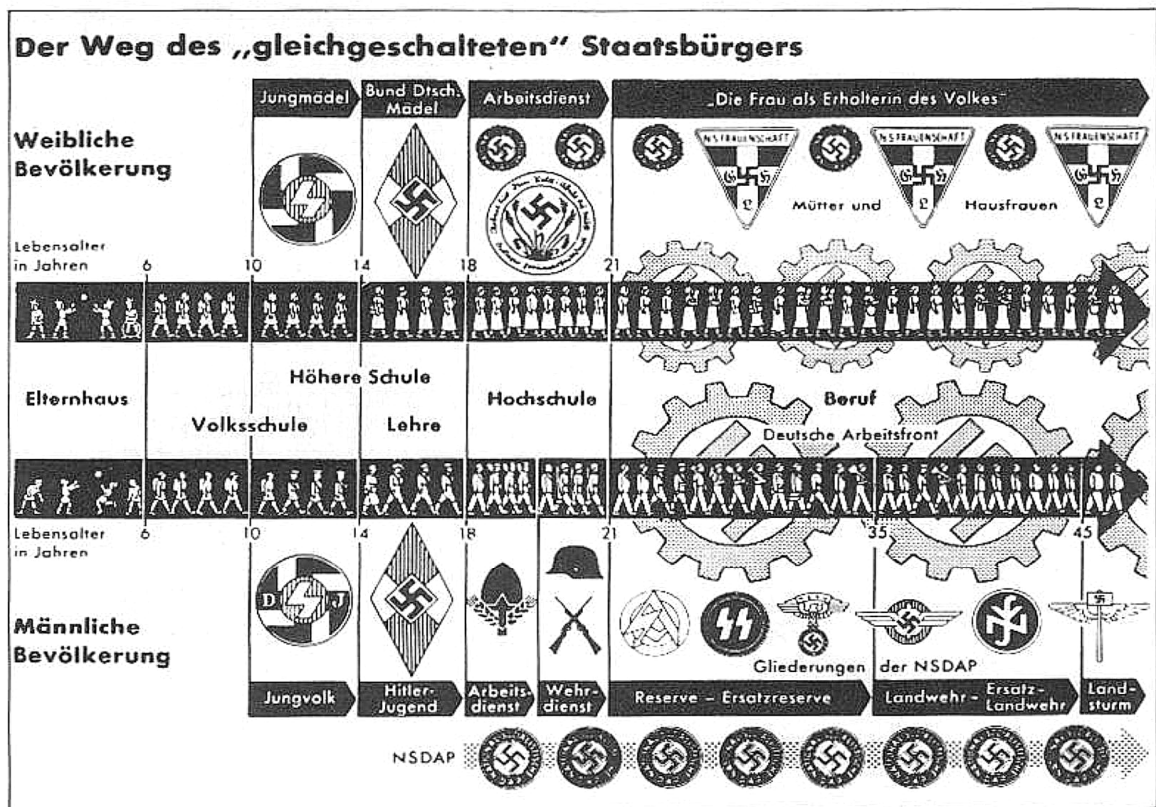
Wo die Übernahme der NS-Gesinnung oder zumindest ein entsprechendes Verhalten merklich verweigert wurde, da reagierte das nationalsozialistische Erziehungssystem zunehmend mit Repression (vgl. These 7). Dennoch stellt eine Gesamtdefinition der NS-Erziehung als intendierter Herstellung von „Unfreiheit“ eine ungerechtfertigte Verkürzung dar. Dies verdeutlicht nicht zuletzt eine Beschäftigung mit jenen Gesellschaftsbereichen, in denen zwischen 1933 und 1945 am massivsten Unfreiheit hergestellt wurde. Hiervon waren schließlich diejenigen Bevölkerungsteile am deutlichsten

betroffen, für welche das NS-System eine „Erziehung“ im nationalsozialistischen Sinne entweder für nicht wünschenswert („Ghettos“, „Konzentrationslager“ etc.) oder sogar unmöglich („Unerziehbare“ in den nur noch verwahrenden Bereichen der „Fürsorgeerziehung“) hielt.

Die Zieldimension der NS-Erziehung lässt sich somit als ein aus heutiger pädagogischer Sicht pervertierter Dreiklang auffassen:

1. Genotypisch: Hier war das Erziehungsziel einer Steigerung der „Rassenreinheit“ innerhalb der „Volksgemeinschaft“ vorherrschend.
2. Mental: Hier war die angesprochene Vermittlung der NS-Gesinnung, die so genannte „Charakterschulung“, mit dem Ziel einer Anpassung des Zöglings an die nationalsozialistischen Maximen, sowie deren subjektiver Wahrnehmung als dessen eigener „Wille“ gemeint.
3. Phänotypisch: Hierunter wurden die unterschiedlichen Strategien zur Förderung der körperlichen Leistungsbereitschaft im Sinne der NS-Ideologie gefasst.

Die NS-Erziehung sollte nach dem Willen des Regimes gleichermaßen eine nachhaltige Loyalität zum Nationalsozialismus unter den nachwachsenden „Volksgenossen“ generieren, sowie deren Erhalt kontinuierlich und konsequent kontrollieren. Hierzu wollte man letztlich ein Erziehungssystem etablieren, welches in zweierlei Hinsicht umfassend sein sollte: Zum einen den „Volksgenossen“ lebenslang, sowie zum anderen möglichst sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erfassend. Diese Intention wird in einer graphischen Darstellung besonders deutlich (Abb. in Thamer, H.-U. (1998), S. 405):



© Schmidt, Zahlenbilder

Da die Nationalsozialisten der Kindheit und Jugend das höchste Prägungspotential zuschrieben, waren in diesen Lebensphasen die unternommenen Beeinflussungsversuche durch das NS-Erziehungssystem am intensivsten. In Konsequenz seines umfassenden Erfassungswillens strebte das Regime neben der Gründung eigener Erziehungsorganisationen, in Abstimmung mit seinen jeweilig vorherrschenden politischen Zielen (vgl. These 5), zunehmend auch nach einer kontrollierenden Einflussnahme auf die Institutionen des klassischen Bildungswesens, allen voran der Schulen (vgl. hierzu noch immer grundlegend Scholtz, H. (1985)), sowie auf die Bereiche des privaten Lebens (vgl. These 6 zur Familie während der NS-Zeit). Da die NS-Führung allen privaten Bindungen prinzipiell misstraute und zudem von Geburt an eine funktionale Abhärtung des „arischen“ Nachwuchses propagierte, war man hier durchaus darauf bedacht, bereits in die frühkindliche Erziehung eigene Prägungsvorstellungen einfließen zu lassen. Manche Analysen der damaligen Säuglingspflege erkennen sogar eine vermeintlich eindeutige nationalsozialistische Beeinflussung der geburtsbegleitenden Maßnahmen und der Mutter-Kind-Betreuung nach der Geburt (vgl. Dill, G. (1999)) sowie der späteren frühkindlichen Erziehung durch die Mütter (vgl. Chamberlain, S. (1997)). In welchem Ausmaß diesbezüglich eine tatsächlich trennscharfe NS-Spezifik nachgewiesen werden konnte, ist bislang umstritten. Zu deutlich lassen sich auch hier Konti-

nuitäten im Bereich der propagierten und praktizierten Maßnahmen zur frühkindlichen Pflege und Erziehung feststellen (vgl. Brockhaus, G. (2008), Gebhardt, M. (2009b)). Die Suche nach der vermeintlich totalen Einflussnahme bzw. Lenkung erziehungsrelevanter Bereiche des Alltagslebens übersieht jedoch zum einen die schlichte Tatsache, dass das Regime bei seinem Machtantritt keinen Plan für eine Umgestaltung der deutschen Gesellschaft parat, und zudem nur zwölf Jahre an der Herrschaft war, wovon die letzten sechs durch die Anforderungen des Krieges und der vorrangigen Notwendigkeit, Maßnahmen zu deren Bewältigung zu generieren, überlagert waren. Zum anderen verdeckt die Debatte, ob es sich um eine vollständig vollzogene Einflussnahme oder aber allein um bildungshistorische Kontinuitäten gehandelt habe, welche dem NS-Regime aufgrund ihrer Struktur nützlich gewesen sind, den Blick dafür, in welcher beachtlichem Ausmaß nationalsozialistische Prägungsintentionen auf den verschiedenen Gebieten der frühkindlichen Erziehung de facto Einzug gehalten haben. Dies geschah innerhalb eines breiten Spektrums des Alltagslebens der „Volksgemeinschaft“, wobei, wie in den meisten Bereichen des damaligen Erziehungswesens, immer wieder eine bereitwillige Selbstgleichschaltung der Akteure ausschlaggebend war. Nationalsozialistische Erziehungsideologie und Erziehungsziele wurden etwa von den an der Geburt und der postnatalen Betreuung beteiligten Hebammen (vgl. Tiedemann, K. (2001) sowie Lisner, W. (2006)) propagiert und praktiziert, während die frischgebackenen Mütter über Erziehungsratgeber mit den Maximen der NS-Erziehungsideologie konfrontiert wurden (vgl. hierzu einführend Gebhardt, M. (2009a) und (2009b), S. 69ff.)).⁵⁵¹

⁵⁵¹ Nicht zuletzt aufgrund des bereits konstatierten Fehlens vertiefender empirischer Forschungsergebnisse zum Thema (ein erster Ansatz findet sich wie gesagt bei Gebhardt, M. (2009b)), ist die Aufnahme dieser Erziehungsratgeber durch die angesprochenen Mütter bis heute überwiegend theoretisch diskutiert worden und nach wie vor umstritten. Eine direkte Umsetzung der Erziehungspropaganda in den Ratgebern kann jedenfalls nicht einfach angenommen werden (vgl. hierzu grundsätzlich Höffer-Mehlmer, M. (2003), S. 34f.). Erste Analysen damaliger familiärer Erziehungspraxen und der diesbezüglichen Reflektionen durch die erziehenden Eltern ergaben, dass sich diese Vorgaben tief und handlungsleitend in deren Bewusstsein eingeprägt haben (vgl. Gebhardt, M. (2009b), S. 100ff.). Die Angst vor einer kindlichen Entwicklung zum „Tyrannen“, sowie vor der drohenden biologischen Auslese im NS-Staat sind in Selbstäußerungen damaliger Eltern vielfach direkt und indirekt spürbar (vgl. ebd., S. 104f.). Umstritten ist allerdings weiterhin, auf welchen Boden die Anweisung einer rigiden Frühsozialisation bei den damals erziehenden Müttern fiel (vgl. ebd., S. 85ff.). Während etwa Ute Benz von einer Fremdbestimmung eigentlich anders disponierter Mütter ausgeht (vgl. dies. (1988)), setzt Sigrid Chamberlain quasi voraus, dass nahezu jede Mutter überzeugte Nationalsozialistin gewesen sei und in Konsequenz dessen den entsprechenden Erziehungsstil und dessen Begründungen selbst befürwortet habe (vgl. dies. (1992)). Gudrun Brockhaus geht überdies davon aus, dass die entsprechenden Erziehungsvorgaben der Ratgeber an kognitive und emotionale Muster anbindungsfähig waren, welche in den Menschen allgemein bereit liegen (vgl. dies. (2007)). Ihr ist klar, dass eine verführerische Propaganda nur dort erfolgreich sein kann, wo sie an bewusste oder unbewusste Dispositionen ihrer Rezipienten anknüpfen kann. Die Maximen einer rigiden Erziehung, wie Gehorsam, Affektkontrolle, Härte und Pflichtbewusstsein haben nicht nur in Deutschland eine lange über 1933 hinausreichende Tradition und in weiten

Jedoch, diese Tatsache ist vor allem aus bildungshistorischer, weniger aus Sicht einer Analyse der Prägungspotentiale des NS-Sozialisationskontextes relevant, konnten auch für die Verkündungen der Erziehungsratgeber der NS-Zeit deutliche Kontinuitätsmuster zu den Propagierungen vor 1933 (vgl. Schmid, M. (2008)) und nach 1945 (vgl. Gebhardt, M. (2007a) sowie Höffer-Mehlmer, M. (2007)) nachgewiesen werden. Eine NS-Spezifität ergibt sich demnach, wie für weite Teile des damaligen Erziehungswesens nicht aus einer trennscharfen Abgrenzbarkeit der propagierten Maximen und der praktizierten Methoden. Wenngleich die Nationalsozialisten sich auch aus dem bestehenden Fundus letzterer eklektisch bedienten, zu ihren Plänen Passendes instrumentalisierten und in der Anwendung ungemein zuspitzten, während sie anderes, ihren Zielen vermeintlich Zuwiderlaufendes, öffentlich diffamierten, womöglich unterbanden und schließlich verboten, so waren die meisten der von ihnen angewandten Methoden doch nicht genuin nationalsozialistisch. Sie wurden dies durch ihre Einbindung in den NS-Kontext, sprich durch ihre gezielte Verwendung zur Umsetzung der Ziele der NS-Ideologie, sowie einer entsprechenden Legitimation ihrer Anwendung. Hierdurch wurden auch damalige Erziehungsratgeber zu eindeutig nationalsozialistischen Ratgebern, wenn ihre Autorinnen und Autoren sich selbst bereitwillig in den NS-Kontext eingliederten (vgl. exemplarisch Haarer, J. (1937)) und in ihren Werken die dort vertretenen NS-affinen Erziehungsratschläge auch mit entsprechenden Argumentationen versahen.⁵⁵² Nimmt man den NS-Kontext als entscheidendes Kriterium zur Bewertung der Erziehungstheorien und Erziehungspraxen, welche das NS-Regime zur Verwirklichung seiner ideologischen Ziele instrumentalisierte und nach ihrer diesbezüglichen Funktionalität förderte oder ablehnte, so kann die Frage, ob „das ‚Dritte Reich‘ eine pädagogische Epoche“ (Dudek, P. (1995), S. 49) war, eindeutig mit ja beantwortet werden. Ebenso könnte die lang und breit diskutierte Frage, was denn überwogen habe, Kontinuität oder Diskontinuität der pädagogischen Theorien und Praxen (vgl. Blankertz, H. (1982), S. 272ff., Herrmann, U.; Oelkers, J. (1988), S. 9ff., Matthes, E. (1998), S. 208ff. sowie Dudek, P. (1999), S. 186ff.), eine klare Auf-

Kreisen der Gesellschaft bis heute immer wieder oder ungebrochen Konjunktur. Abgesehen von solchen Wahrnehmungsinterpretationen der propagierten Erziehungsmaximen sind die Effekte ihrer besonderen Vermittlungsstruktur beachtenswert. Dieses dialektische Verhältnis aus der Vermittlung von Größenphantasien einerseits, welche durch die Versprechung oder tatsächliche Übereignung realer Bonifikationen verstärkt und mitunter erlebbar gemacht werden konnten, sowie von Versagens- und damit verbunden Demütigungsängsten andererseits, welche noch vor jeder realen Konsequenz schon allein durch die oben angedeutete rege Prüfpraxis des NS-Systems im Alltagsbewusstsein der „Volksgenossinnen“ gehalten wurden, mündete bei letzteren verhaltenstechnisch in einer Synthese der nachhaltigen Inklusion.

⁵⁵² Solche Prozesse bereitwilliger Selbsteingliederung in den NS-Kontext zeitgenössischer Pädagogik finden sich freilich nicht nur bei den damaligen Erziehungsratgebern, sondern in allen Bereichen der praktischen Erziehung sowie deren theoretischer Analyse (vgl. These 1).

lösung erfahren. Überall dort, wo das NS-Regime nach der Machtübernahme entweder erst einmal vor deutlichen Eingriffen in traditionelle Erziehungsbereiche zurückschreckte, oder den entsprechenden Praxen aufgrund anderer politischer Prioritätensetzung zunächst wenig Interesse entgegenbrachte, dort konnten über 1933 hinaus pädagogische Kontinuitäten bestehen bleiben. Dies galt etwa für den Schulbereich (vgl. diesbezüglich zur Grundschule Götz, M. (1997), S. 357ff. sowie dies. (2006)). Wo es dem NS-Regime jedoch gelang, tradierte Praxen für die eigenen ideologischen und politischen Pläne zu instrumentalisieren, sprich sie in den NS-Kontext einzugliedern, dort erfuhren diese meist eine, oktroyierte oder durch Selbsteingliederung erfolgte Neuausrichtung ihrer einstigen Handlungsmotivationen. Somit lässt sich sagen, dass durch ein Aufsaugen dieser Praxen durch den NS-Kontext auch eine bildungshistorische Diskontinuität hergestellt wurde. Während der ersten und m.E. der zweiten Phase der NS-Zeit (vgl. These 5) konnten beide Verlaufskurven, Kontinuitäten und Diskontinuitäten, auch im Bildungsbereich nebeneinander existieren (vgl. Miller-Kipp, G. (1988), S. 27f.).

Dies verweist bereits auf die grundsätzliche Tatsache, dass dem NS-Regime zu keinem Zeitpunkt seiner Herrschaft eine vollständige Überformung der klassischen Bildungsbereiche, sowie auch der privaten Erziehungspraxen, insbesondere der familiären Erziehung, gelungen ist (vgl. zur Schule Breyvogel, W.; Lohmann, T. (1985), Dick, L. v. (1990), Böhme, G.; Hamann (2001) sowie Breyvogel, W. (2008), S. 35ff.). Am ehesten gelang dies im Bereich der vom Regime, mitunter ebenfalls schon vor 1933, selbst geschaffenen Erziehungsorganisationen und -institutionen. Auch hier gelang trotz erhöhtem Erfassungsdruck bis 1945 allerdings qualitativ und quantitativ keine vollständige Erfassung der deutschen Jugend (vgl. Thesen 6 und 7).

Entsprechend dem Willen, den „Volksgenossen“ in seinem Lebenslauf möglichst umfassend erzieherisch zu kontrollieren, etablierte das Regime zwischen der Kleinstkindererziehung und der Übernahme der Heranwachsenden durch die Schule und insbesondere das nationalsozialistische „Jungvolk“, die Eingangsstufe der „Hitlerjugend“ für die 10-14jährigen „Pimpfe“, weitere Einflussoptionen. Zum einen, indem man in den eigenen Organisationen wie der „NS-Frauenschaft“ entsprechende „Kleinkindergruppen“ zur Erziehung der sechs bis zehnjährigen Mädchen und Jungen einrichtete (vgl. Janka, F. (1997), S. 250), sowie zum anderen, indem man versuchte auf traditionelle Institutionen der Kleinkindererziehung, wie den Kindergarten (vgl. einführend Reyer, J. (1987), S. 77ff., sowie ausführlich Berger, M. (1986)), zuzugreifen. Einige weitere, mit dieser Zielsetzung einer NS-konformen Formationserziehung etablierte oder zumindest von einem entsprechenden nationalsozialistischen Kontrollwillen

betroffene Erziehungsinstitutionen, werden im obigen Schaubild genannt und in These 6 beschrieben.

Die Auffassung, es habe keine Erziehungsmethode gegeben, welche als solche genuin nationalsozialistisch gewesen wäre, widerspricht auch einer Beweisführung, nach der eine Propagierung bestimmter pädagogischer Praxisvorschläge allein aufgrund ihrer Eigenart als NS-affin oder gar nationalsozialistisch deklariert werden (vgl. hierzu die entsprechenden Vorwürfe, welche gegen Bernhard Buebs Forderung, Disziplin als Erziehungsziel wieder zu entdecken, erhoben wurden (vgl. Koch, C. (2007))). Zugleich werden aber durch die Benennung eines spezifizierenden NS-Kontextes auch allzu übergreifende Kontinuitätsvermutungen zumindest relativiert (vgl. Gebhardt, M. (2007a), welche einen durchgehenden Anstieg des normativen Drucks auf das Sozialisationsgeschehen in den Erziehungsratgebern feststellt (vgl. ebd., S. 98).

Zur Struktur der NS-Erziehung bleibt überdies zu sagen, dass sie, wie bereits angedeutet, auf mehreren Ebenen das System von In- und Exklusion praktizierte. Unterhalb der rassistischen Meta-Ebene war auch die Praxis der „völkischen Gemeinschaftserziehung“ hiervon geprägt (vgl. These 7). Das Scharnier zwischen den beiden Agitationsrichtungen war die „Fürsorgeerziehung“, in welcher letztlich das entscheidende Kriterium, die attestierte „Erziehbarkeit“ des Zöglings, den Ausschlag für seine weitere Behandlung gab.

Die typischen Methoden der NS-Erziehung waren vor allem jene, die einer kognitiven und insbesondere einer emotionalen Überwältigung der Zöglinge als zuträglich angesehen wurden. Dies galt primär für die Indoktrination, die am höchsten konzentrierte Form der Gemeinschaftserziehung, das Lager (vgl. hierzu Krause-Vilmar, D. (1984), Schiedeck, J.; Stahlmann (1991), S. 69ff., Scholtz, H. (2000), Kraas, A. (2004), sowie mit eindeutig repressivem Zuschnitt Wachsmann, N. (2006), S. 92ff.)⁵⁵³ sowie das ästhetische Erlebnis (vgl. Dräger, H. (1992), Herrmann, U. ; Nassen, U. (1994a), Jensen, O.; Welzer, H. (2001) sowie Offermanns, A. (2004)).

Infolge der hier beschriebenen funktionalen Erziehungsintentionen im Rahmen einer verbrecherischen NS-Politik wurde oftmals in Frage gestellt, ob es sich bei den diesbezüglichen Agitationen des Regimes überhaupt um Erziehung gehandelt habe (vgl. Lingelbach, C. (1990)):

⁵⁵³ Erwähnt sei an dieser Stelle nur, dass die Lagererziehung im NS-Erziehungswesen eine enorme Steigerung erfuhr. Dies verdeutlicht schon eine Analyse ihrer quantitativen Zunahme im Rahmen der Aktivitäten der „Hitlerjugend“ (vgl. Buddrus, M. (2003), S. XXIII): „Bestanden 1934 noch erst 450 Lager, die von 100.000 Jugendlichen besucht wurden, konnten 1938 in etwa 1.800 HJ-Lagern bereits 400.000 Jugendliche erfasst werden. Diese Entwicklung beschleunigte sich in der Kriegszeit. 1943 konnte der Chef des Organisationsamtes der Reichsjugendführung, Otto Würschinger, stolz feststellen, daß ‚in 7.000 bis 8.000 Lagern jährlich mindestens 1,5 Millionen Jugendliche straffer, mehrwöchiger Erziehungsarbeit der Hitler-Jugend unterworfen[!]‘ seien“ (ebd.).

„Formationserziehung‘ hatte mit Erziehung im herkömmlichen Sinne nichts zu tun. Sie intendierte nicht Entwicklung und Förderung *individueller* Fähigkeiten und sozialer Kompetenz, sondern statt dessen *Typenprägung* und damit gerade Unterdrückung individueller Besonderheiten“ (Keim, W. (1997), S. 56).

An dieser Einschätzung ist problematisch, dass unerklärt bleibt, worauf genau die Formulierung, „Erziehung im herkömmlichen Sinne“, verweisen soll. So dahingestellt suggeriert sie in unzutreffender Weise, es gäbe eine eigentliche, von kulturellen und historischen Kontexten unabhängige, stets und überall anerkannte Art der Erziehung. Dies ist nicht der Fall. Dass sich die historische Pädagogik auch mit jenen ihrer Kapitel auseinandersetzen muss, die uns heute weniger gut gefallen, damit wir einerseits in kritischer Auseinandersetzung damit eigene Erziehungsvorstellungen formulieren können, sowie uns als gegenwärtige Pädagogen andererseits der Verantwortung einer grundsätzlich ein Gewaltverhältnis implizierenden Beziehung zum Zögling (vgl. Tenorth, H.-E. (2003)) bewusst bleiben, wurde in dieser Arbeit bereits mehrfach angemerkt. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass eine Ausgrenzung der NS-„Erziehung“ aus dem Bereich der Erziehung nur mittels einer Aufnahme normativer Elemente in die entsprechende Begriffsdefinition möglich ist. Diese sind aber selbst wieder von den genannten Abhängigkeiten betroffen.

Jede rein deskriptive Erziehungsdefinition, wie etwa jene von Brezinka (vgl. ders. (1999), S. 95), umfasst hingegen grundsätzlich auch die nationalsozialistischen Erziehungssagitationen.

Für die Zöglinge der NS-Erziehung hinterließ der Wegbruch des definierenden NS-Kontextes 1945 vielfach ein Orientierungsvakuum, welches bei nicht wenigen von ihnen Identitätskrisen auslöste (vgl. Rosenthal, G. (1987) sowie Hübner-Funk, S. (2005), S. 17ff. und 49ff.). Die Entwicklung einer neuen Identität bzw. eine Anpassung der alten an die neue Gesellschaftsordnung und deren Werthaltungen wurde zudem durch die Skepsis erschwert, welche die durch das NS-Regime „missbrauchte“ Systemloyalität hinterlassen hatte (vgl. Hübner-Funk, S. (2005), S. 45ff.).

Quellenverzeichnis

Abel, Karl-Dietrich (1990): Presselenkung im NS-Staat. Eine Studie zur Publizistik in der nationalsozialistischen Zeit. 2. Auflage. Berlin.

Abendroth, Wolfgang (1984): Die deutschen Professoren und die Weimarer Republik. In: Tröger, Jörg (Hrsg.): Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 11-25.

Abke, Stephanie (2003): Sichtbare Zeichen unsichtbarer Kräfte. Denunziationsmuster und Denunziationsverhalten 1933 – 1949. Tübingen.

Ackermann, Volker (2000): Deutsche Flüchtlingskinder nach 1945. In: Dahlmann, Dittmar (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Kindersoldaten Afrikas. Paderborn, S. 145 – 168.

Ackermann, Volker (2004): Das Schweigen der Flüchtlingskinder – Psychische Folgen von Krieg und Vertreibung bei den Deutschen nach 1945. In: Geschichte und Gesellschaft. Jg. 30, S. 434 – 464.

Adam, U. D. (1999): Wie spontan war der Pogrom? In: Pehle, Walter H. (Hrsg.): Der Judenpogrom 1938. Von der >Reichskristallnacht< zum Völkermord. 9. Auflage. Frankfurt a. M., S. 74-93.

Adam, Uwe Dietrich (2003): Judenpolitik im Dritten Reich. Unveränderter, mit einem Vorwort von Günter G. Ginzel versehener Nachdruck. Düsseldorf.

Adler, Hans G. (1974): Der verwaltete Mensch: Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Tübingen.

Adler, Hans G.; Langbein, Hermann; Lingens-Reiner, Ella (Hrsg.)(2003): Auschwitz. Zeignisse und Berichte. 4. Auflage. Hamburg.

Adorno, Theodor W. (1951): Die Freudsche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda. In: ders. (1973): Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft. Frankfurt a. M., S. 34 – 66.

Adorno, Theodor W. (1954): Einführung zu G. Baumert unter Mitwirkung von E. Hünninger: Deutsche Familien nach dem Kriege. Darmstadt, S. V-IX.

Adorno, Theodor W. (1963): >>Sexualtabu und Recht heute<<. In: Bauer, Fritz (Hrsg.): Sexualität und Verbrechen. Frankfurt a. M., S. 299 – 317.

Adorno, Theodor W. (1968): Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil. Amsterdam.

Adorno, Theodor W. (1970): Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie, Frankfurt a. M.

Adorno, Theodor W. (1971): Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Helmut Becker 1959-1969. Frankfurt a. M.

Adorno, Theodor W.; Horkheimer, Max (1998): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Ungekürzte Ausgabe (Erstausgabe 1944). Frankfurt a. M.

Adorno, Theodor W. (1999): Studien zum autoritären Charakter. 3. Auflage. Frankfurt a. M.

Agde, Günter (1995): Die Greußener Jungs. Hitlers Werwölfe, Stalins Geheimpolizisten und ein Prozess in Thüringen. Eine Dokumentation. Berlin.

Ahrbeck, Bernd (2004): Kinder brauchen Erziehung. Die vergessene pädagogische Verantwortung. Stuttgart.

Ahrend, Hannah (2005): Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. 14. Auflage. München.

Akaltin, Jill (2003): Kindergärten und Kleinkindererziehung im >>Dritten Reich<< und in der SBZ/DDR am Beispiel Leipzigs 1930-1958. In: Heydemann, Günther; Oberreuter, Heinrich (Hrsg.): Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen, Verhaltensweisen. Bonn, S. 310-340.

Albrecht, Gerd (1969): Nationalsozialistische Filmpolitik. Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reiches. Stuttgart.

Albrecht, Gerd (1979): Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Karlsruhe.

Albrecht, Clemens (2003): Politische Erziehung nach Auschwitz – aber welche? Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 177 – 188.

Aleff, Ebehard (Hrsg.)(1979): Das Dritte Reich. 9. Auflage. Hannover.

Alexandre, Michel (1998): Der Judenmord. Deutsche und Österreicher berichten. Köln.

Allert, Tim (2005): Der deutsche Gruß. Geschichte einer unheilvollen Geste. Berlin.

Altner, Günther (1969): Weltanschauliche Hintergründe der Rassenlehre des Dritten Reiches. Zürich.

Aly, Götz (1985): >>Medizin gegen Unbrauchbare<<. In ders. (Hrsg.): Aussonderung und Tod. Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren. Berlin, S. 9-65.

Aly, Götz (2003): Rasse und Klasse. Nachforschungen zum deutschen Wesen. Frankfurt a. M.

Aly, Götz; Roth, Karl Heinz (2000): Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Aly, Götz (2002): >>Endlösung<<: Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden. 2. Auflage. Frankfurt a. M.

Aly, Götz (2005): Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt a. M.

Aly, Götz (2006a): Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M.

Aly, Götz (Hrsg.)(2006b): Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Anders, Käthe (2000): Nie gelebt. In: Limbächer, Katja; Merten, Maike; Pfefferle, Bettina (Hrsg.): Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark. Münster, S. 110 – 120.

Andersch, Alfred (1968): Die Kirschen der Freiheit. Zürich.

Andersch, Alfred (1982): Der Vater eines Mörders. Unveränderte Taschenbuchausgabe. Zürich.

Andreas-Friedrich, Ruth (2000): Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen. 1938 – 1948. Frankfurt a. M.

Andresen, Sabine (2000): >>Ins Klare, ins Reine, ins Hohe.<< Zur generationellen Deutung von Mädchen in der bürgerlichen Jugendbewegung. In: Winterhager-Schmid, Luise (Hrsg.): Erfahrung mit Generationendifferenz. Weinheim, S. 151- 170.

Angermair, Elisabeth; Haerendel, Ulrike (1993): Inszenierter Alltag. >>Volksgemeinschaft<< im nationalsozialistischen München. München.

- Angermund, Ralph (1995): Korruption im Nationalsozialismus. Eine Skizze. In: Jansen, Christian; Niethammer, Lutz; Weisbrod, Bernd (Hrsg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen. Berlin, S. 371 – 383.
- Angermund, Ralph (1993): >Recht ist, was dem Volke nutzt.< Zum Niedergang von Recht und Justiz im Dritten Reich. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 57 – 75.
- Angress, Werner T. (1985): Generation zwischen Furcht und Hoffnung. Jüdische Jugend im Dritten Reich. Hamburg.
- Angress, Werner T. (2003): Erfahrungen jüdischer Jugendlicher und Kinder mit der nichtjüdischen Umwelt. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Überarbeitete Neuausgabe. Frankfurt a. M., S. 111-129.
- Ansorg, Leonore (1997): Kinder im Klassenkampf. Die Geschichte der Pionierorganisation von 1948 bis Ende der fünfziger Jahre. Berlin.
- Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Tübingen.
- Arendes, Cord (2006): Schrecken aus dem Untergrund: Endphasenverbrechen des >>Werwolf<<. In: ders.; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.): (2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 149 – 171.
- Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.): (2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen.
- Arendt, Hannah (1955): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt a. M.
- Arendt, Hannah (2000): Die Nachwirkungen des Naziregimes – Bericht aus Deutschland. In: dies.: In der Gegenwart. Übungen im politischen Denken II. München, S. 38 – 63.
- Arendt, Ino; Boberach, Heinz (1991): Deutsches Reich. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. München, S. 23 – 67.
- Arnim, Gabriele von (1991): Das große Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit den Schatten der Vergangenheit zu leben. München.
- Arnold, Rolf; Siebert, Horst (1999): Konstruktivistische Erwachsenenbildung: Von der Deutung zur Konstruktion von Wirklichkeit. 3. Auflage. Hohengehren.
- Arnold, Rolf (2007): Aberglaube Disziplin. Antworten der Pädagogik auf das "Lob der Disziplin". Heidelberg.
- Assmann, Aleida (2003): Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 126-138.
- Assmann, Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München.
- Augustinovic, Werner; Moll, Martin (1991): Antisemitismus als Erziehungsinhalt. Ein Kinderbuch aus dem „Stürmer“-Verlag: Entstehung – Rezeption – Wirkung. In: Publizistik 36, S. 343 – 358.
- Axmann, Artur (1940): Propaganda und Presse. Der Film im Dienste der Jugenderziehung. In: Kaufmann, Günther (Hrsg.): Das kommende Deutschland. Die Erziehung der Jugend im Reich Adolf Hitlers. Berlin.
- Ayaß, Wolfgang (1995): >>Asoziale<< im Nationalsozialismus. Stuttgart.

Baacke, Dieter (1991a): Die 6-12 jährigen. Weinheim.

Baacke, Dieter (1991b): Die 13-18 jährigen. Weinheim.

Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (Hrsg.)(1993): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Erweiterte Neuausgabe. Weinheim.

Baacke, Dieter (2001): Jugend. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 2. 6. Auflage. Reinbek bei Hamburg, S. 799-807.

Baaden, Franz (1943): Jugendverfassung und Jugenddienstpflicht. Berlin.

Bab, Bettina (1994): „Frauen helfen Siegen“. In: Kuhn, A. (Hrsg.): Frauenleben im NS-Alltag. (= Bonner Studien zur Frauengeschichte. Bd. 2). Pfaffenweiler, S. 65-96.

Bärsch, Claus-Ekkehard (2002): Die politische Religion des Nationalsozialismus: Die religiöse Dimension der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler. 2. vollständig überarbeitete Auflage. München.

Baeumler, Alfred (1937a): Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Berlin.

Baeumler, Alfred (1937b): Die Grenzen der formalen Bildung (1936). In: ders.: Politik und Erziehung: Reden und Aufsätze. Berlin, S. 67 – 91.

Baeyer, Walter Ritter von; Häfner, Heinz; Kisker, Karl Peter (1964): Psychiatrie der Verfolgten. Heidelberg.

Bahle, Thomas (1995): Familienpolitik in Westeuropa. Ursprünge und Wandel im internationalen Vergleich. Frankfurt a. M.

Bahlke, Steffen, Cachay, Klaus; Mehl, Helmut (2000): „Echte Spotler“, „Gute Soldaten“. Weinheim.

Bahne, Siegfried (1984): Die Kommunistische Partei Deutschlands. In: Matthias, Erich; Morsey, Rudolf (Hrsg.): Das Ende der Parteien 1933. Darstellung und Dokumentation. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1960. Düsseldorf, S. 653 – 739.

Bahners, Patrick; Camman, Alexander (Hrsg.)(2009): Bundesrepublik und DDR. Die Debatte um Hans-Ulrich Wehlers <<Deutsche Gesellschaftsgeschichte>>. München.

Bahsen, Uwe; Donnel, James P. O. (1975): Die Katakomben – Das Ende der Reichskanzlei. Stuttgart.

Bajohr, Frank (1997): „Arisierung“ in Hamburg: Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945. Hamburg.

Bajohr, Frank (2000): >>Arisierung<< als gesellschaftlicher Prozeß. Verhalten, Strategien und Handlungsspielräume jüdischer Eigentümer und >>arischer<< Erwerber. In: Hayes, Peter; Wojak, Irmtraud (Hrsg.): >>Arisierung<< im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 15 – 30.

Bajohr, Frank (2003): >>Unser Hotel ist judenfrei<<. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.

Bajohr, Frank (2004): Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit. Frankfurt a. M.

Bajohr, Frank (2009a): Dynamik und Disparität. Die nationalsozialistische Rüstungsmobilisierung und die >>Volksgemeinschaft<<. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 78 – 93.

Bajohr, Frank (2009b): Ämter, Pfründe, Korruption. Materielle Aspekte nationalsozialistischer Machtübernahme. In: Wirsching, Andreas (Hrsg.): Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Machteroberung und die deutsche Gesellschaft. Göttingen, S. 185 – 199.

- Bajohr, Frank; Pohl, Dieter (2006): Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten. München.
- Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.)(2009): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Bajohr, Frank; Wildt, Michael (2009): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 7 – 23.
- Bajohr, Stefan (1979): Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945. (= Schriftenreihe für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung. Bd. 17). Marburg.
- Bajohr, Stefan (1980): Weiblicher Arbeitsdienst im „Dritten Reich“. Ein Konflikt zwischen Ideologie und Ökonomie. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ), Heft 3, S. 331-357.
- Bald, Detlef (2003): Die „Weiße Rose“. Von der Front in den Widerstand. Berlin.
- Bamberger, Edgar; Ehmann, Annegret (Hrsg.)(1995): Kinder und Jugendliche als Opfer des Holocaust. Dokumentation einer internationalen Tagung in der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz. 12. bis 14. Dezember 1994. Heidelberg.
- Bankier, David (1995): Die öffentliche Meinung im Hitler Staat. Die „Endlösung“ und die Deutschen. Eine Berichtigung. Berlin.
- Bar-On, Dan (1996): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Reinbek bei Hamburg.
- Bar-On, Dan; Brendler, Konrad; Hare, Paul (Hrsg.)(1997): >>Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln...<<. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Frankfurt a. M.
- Barbian, Jan-Pieter (1995): Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder. 2. Auflage. München.
- Barkai, Avraham (1988a): Vom Boykott zur <<Entjudung>>: Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933-1943. Frankfurt a. M.
- Barkai, Avraham (1988b): Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Ideologie, Theorie, Politik 1933-1945. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Barkai, Avraham (1999): >>Schicksalsjahr 1938<< Kontinuität und Verschärfung der wirtschaftlichen Ausplünderung der deutschen Juden. In: Pehle, Walter H. (Hrsg.): Der Judenpogrom 1938. Von der >>Reichskristallnacht<< zum Völkermord. 9. Auflage. Frankfurt a. M., S. 94-117.
- Barkai, Avraham (2003): Die deutschen Unternehmer und die Judenpolitik im Dritten Reich. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 247 – 272.
- Barlog-Scholz, Renata (1994): Historisches Wissen über die nationalsozialistischen Konzentrationslager bei deutschen Jugendlichen. Empirische Grundlagen einer Gedenkstättenpädagogik. Frankfurt a. M.
- Bartov, Omer (1999): Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges. Reinbek bei Hamburg.
- Bastian, Till (1994): Auschwitz und die >>Auschwitzlüge<<. Massenmord und Geschichtsfälschung. München.
- Baten, Jörg; Wagner, Andrea (2003): Mangelernährung, Krankheit und Sterblichkeit im NS-Wirtschaftsaufschwung (1933-1937). In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Teil 1, S. 99 – 124.

- Bauer, Helmuth (2006): Kinderhäftlinge in einem fremden Land. Die Mädchen von Genshagen. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 91 – 100.
- Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (2004): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 10 – 16.
- Bauman, Zygmunt (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg.
- Bayer, Ingeborg (1995): Ehe alles Legende wird: Der Nationalsozialismus in Deutschland von Weimar bis heute. Berichte und Dokumente. Würzburg.
- Beck, Brigitt (2004): Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939 – 1945. Paderborn.
- Beck, Friedrich Alfred (1933): Geistige Grundlagen der neuen Erziehung. Dargestellt aus der nationalsozialistischen Idee. 2. Auflage. Osterwieck.
- Beck, Friedrich Albert (1936): Die Erziehung im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Pädagogik der politischgeistigen Persönlichkeit. Dortmund.
- Becker, Howard (1949): Vom Barett schwankt die Feder. Die Geschichte der deutschen Jugendbewegung. Wiesbaden.
- Beckmann, Christopher; Heydemann, Günther (1997): Zwei Diktaturen in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen des historischen Diktaturenvergleichs. In: Deutschland Archiv. Heft 1, S. 12-40.
- Beddies, Thomas (2004): Kinder in der NS-Psychiatrie. Berlin.
- Beddies, Thomas (2010): „Du hast die Pflicht gesund zu sein.“ Der Gesundheitsdienst der Hitlerjugend 1922 – 1945. Berlin.
- Bedürftig, Friedemann (2004a): Als Hitler die Atombombe baute. Lügen und Irrtümer über das Dritte Reich. 2. Auflage. München.
- Bedürftig, Friedemann (2004b): Drittes Reich und Zweiter Weltkrieg. Das Lexikon. München.
- Beer, Matthias (2003): >>Ein der wissenschaftlichen Forschung sich aufdrängender historischer Zusammenhang<<. Von den deutschen Schwierigkeiten, >>Flucht und Vertreibung<< zu kontextualisieren. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Heft 1, S. 59 – 64.
- Behnken, Imbke (2006): Urbane Spiel- und Straßenwelten. Zeitzeugen und Dokumente über Kindheit am Anfang des 20. Jahrhunderts. Weinheim.
- Behrenbeck, Sabine (1996): Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945. Vierow bei Greifswald.
- Beier, Gerhard (1975): Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933. Frankfurt a. M.
- Bekker, Cajus (1972): Angriffshöhe 4000. Ein Kriegstagebuch der deutschen Luftwaffe. 4. Auflage. Oldenburg.
- Benecke, Jakob (2002): Film und Gewalt. Eine qualitative Inhaltsanalyse ausgesuchter Spielfilme vor dem Hintergrund aktueller Ergebnisse der Medienwirkungsforschung. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Augsburg.
- BenGershôm, Ezra (1993): David. Aufzeichnungen eines Überlebenden. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt a. M.

Benner, Dietrich; Schriewer, Jürgen; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.) (1998): Erziehungsstaaten. Historisch-vergleichende Analysen ihrer Denktraditionen und nationaler Gestalten. Weinheim.

Benninghaus, Christina (2005): Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930. In: Jureit, Ulrike; Wildt, Michael (Hrsg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg, S. 127 – 158.

Benz, Ute (1988): Brutstätten der Nation. >Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind< oder der anhaltende Erfolg eines Erziehungsbuches. In: Dachauer Hefte. Heft 4, S. 144 – 163.

Benz, Ute (Hrsg.)(1997): Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse. 2. Auflage. München.

Benz, Ute (2003): Traumatisierung durch Trennung. Familien- und Heimatverlust als kindliche Katastrophen. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 136 – 155.

Benz, Ute; Benz Wolfgang (Hrsg.)(1992): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Benz, Wolfgang (1968): Vom freiwilligen Arbeitsdienst zur Arbeitsdienstpflicht. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 4, S. 317 – 346.

Benz, Wolfgang (Hrsg.) (1985): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt a. M.

Benz, Wolfgang (Hrsg.)(1991a): Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration. München.

Benz, Wolfgang (Hrsg.)(1991b): Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. München.

Benz, Wolfgang (1992): Kinder und Jugendliche unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. In: Benz, Ute; Benz Wolfgang (Hrsg.)(1992): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 11 – 24.

Benz, Wolfgang (1993): Die Juden im Dritten Reich. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 273 – 290.

Benz, Wolfgang; Buchheim, Hans; Mommsen, Hans (Hrsg.)(1993): Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft. Frankfurt a. M.

Benz, Wolfgang (1996a): Prolog. Der 30. Januar 1933. Die deutschen Juden und der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft. In: ders. (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 15 – 34.

Benz, Wolfgang (1996b): Der Novemberpogrom 1938. In: ders. (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 499 – 544.

Benz, Wolfgang (1996c): Überleben im Untergrund 1943 – 1945. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 660 – 700.

Benz, Wolfgang (Hrsg.)(1996d): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München.

Benz, Wolfgang (2001a): Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus. München.

Benz, Wolfgang (2001b): Flucht aus Deutschland. Zum Exil im 20. Jahrhundert. München.

Benz, Wolfgang; Graml, Hermann; Weiß, Hermann (2001): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 4. Auflage. München.

- Benz, Wolfgang; Diestel, Barbara (Hrsg.)(2001): Terror ohne System. Die ersten Konzentrationslager im Nationalsozialismus. Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945. Band 1. Berlin.
- Benz, Wolfgang, Diestel, Barbara (Hrsg.)(2002): Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933-1939. Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945. Band 2. Berlin.
- Benz, Wolfgang (2002): Wie kam es in Deutschland zum Rassismus und Antisemitismus? In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 42 – 52.
- Benz, Wolfgang (2003a): Emigration als Rettung und Trauma. Zum historischen Kontext der Kindertransporte nach England. In: ders.; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 9 – 16.
- Benz, Wolfgang (2003b): Die Deutschen und die Judenverfolgung: Mentalitätsgeschichtliche Aspekte. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 69 - 85.
- Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.)(2003): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M.
- Benz, Wolfgang; Diestel, Barbara (Hrsg.)(2003): Instrumentarium der Macht. Frühe Konzentrationslager 1933-1937. Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945. Band 3. Berlin.
- Benz, Wolfgang (2004): Regieren im ersten Jahr nationalsozialistischer Herrschaft – das Ende des Rechtsstaats. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 4-12.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.)(2006): Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer. München.
- Benz, Wolfgang (2009): Einleitung: Die NSDAP und ihre Mitglieder. In: ders. (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 7 – 18.
- Benze, Rudolf (1940): Die deutsche Erziehung und ihre Träger. In: ders.; Gräfer, G. (Hrsg.): Erziehungsmächte und Erziehungshoheit im Großdeutschen Reich. Leipzig, S. 1 – 26.
- Benze, Rudolf (1943): Erziehung im Großdeutschen Reich. 3. Auflage. Frankfurt a. M.
- Berg, Christa (1991a): „Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Zukunft“. In: dies.; Ellger-Rüttgart, Sieglind (Hrsg.): >>Du bist nichts, dein Volk ist alles<<: Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim, S. 9 – 21.
- Berg, Christa (1991b): Kinderleben in der Industriekultur. Der Beitrag der Historischen Sozialisationsforschung. In: dies. (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a. M., S. 15 – 40.
- Berg, Nicolas (2003): Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung. Göttingen.
- Berg, Nicolas (2007): Zeitgeschichte und generationelle Deutungsarbeit. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Martin Broszat, der >>Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar, S. 161 - 180.
- Bergau, Martin (1994): Der Junge von der Bernsteinküste. Erlebte Zeitgeschichte 1938 – 1948. Heidelberg.
- Bergem, Wolfgang (1993): Tradition und Transformation. Eine vergleichende Untersuchung zur politischen Kultur in Deutschland. Opladen.

- Berger, Christiane (2009): Die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink. In: Krauss, Martina (Hrsg.): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen, S. 103 – 123.
- Berger, Ernst (Hrsg.)(2007): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien.
- Berger, Manfred (1986): Vorschulerziehung im Nationalsozialismus. Recherchen zur Situation des Kindergartenwesens 1933 – 1945. Weinheim.
- Berghoff, Hartmut; Rauh-Kühne, Cornelia (2000): Fritz K. Ein deutsches Leben im 20. Jahrhundert. München.
- Bergmann, Martin S.; Jucovy, Milton E.; Kestenberg, Judith (1998): Kinder der Opfer – Kinder der Täter? Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt a. M.
- Bergmann, Werner; Erb, Rainer (1991): Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 bis 1989. Opladen.
- Bergmann, Werner; Erb, Rainer (1995): Wie antisemitisch sind die Deutschen? In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Antisemitismus in Deutschland. Zur Aktualität eines Vorurteils. München.
- Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner (Hrsg.)(1995): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus. Münster.
- Bernett, Hajo (1988): Das Kraftpotential der Nation. Leibeserziehung im Dienst der politischen Macht. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. (= Zeitschrift für Pädagogik 22. Beiheft). Weinheim, S. 167 – 194.
- Bernfeld, Siegfried (1927): Das Massenproblem in der sozialistischen Pädagogik. Wiederabgedruckt in ders. (1974): Ausgewählte Schriften. Band 3. Frankfurt a. M., S. 234 – 245.
- Bernfeld, Siegfried (1967; ursprünglich 1925): Sisyphos oder Über die Grenzen der Erziehung. Frankfurt.
- Bernfeld, Siegfried (1996; ursprünglich 1927): Die Formen der Disziplin in Erziehungsanstalten. In: ders.: Sämtliche Werke. Band 11. Weinheim, S. 197 – 225.
- Bernhard, Thomas (2006): Ein Kind. 20. Auflage. München.
- Bernstein, Elitsur; Wilkomirski, Benjamin (1999): Die Identitätsproblematik bei überlebenden Kindern des Holocaust. Ein Konzept zur interdisziplinären Kooperation zwischen Therapeuten und Historikern. In: Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.)(1999): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien, S. 160 – 172.
- Berthold, Will (1975): Lebensborn e. V. Tatsachenroman. München.
- Besier, Gerhard (2000): Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 3. Spaltungen und Abwehrkämpfe. Berlin.
- Beuys, Barbara (2010): Sophie Scholl. Biographie. München.
- Bialas, Wolfgang; Gangl, Manfred (Hrsg.)(2000): Intellektuelle im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Bierbrauer, Günter (1996): Sozialpsychologie. Stuttgart.
- Bilstein, Johannes (2004): Das können die Bilder. In: Schuhmacher-Chilla, Doris (Hrsg.): Im Banne der Ungewissheit. Bilder zwischen Medien, Kunst und Menschen. Oberhausen, S. 83 – 103.
- Binder, Gerhard (1977): Geschichte im Zeitalter der Weltkriege. Erster Band. Stuttgart.

Binion, Rudolph (1978): >>... daß ihr mich gefunden habt<<. Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie. Stuttgart.

Birger, Trudi (2005): Im Angesicht des Feuers. Wie ich der Hölle des Konzentrationslagers entkam. 2. Auflage. München.

Blank, Ralf (2004): Kriegsalltag und Luftkrieg an der „Heimatfront“. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. München, S. 357 – 464.

Blankertz, Herwig (1982): Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wetzlar.

Blasius, Dirk (2001): Carl Schmitt. Preußischer Staatsrat in Hitlers Reich. Göttingen.

Bleuel, Hans Peter (1972): Das saubere Reich. Theorie und Praxis des sittlichen Lebens im Dritten Reich. Ein bisher ungeschriebenes Kapitel deutscher Vergangenheit. München.

Blömer, Ursula; Garz, Detlev (1999): 'Dem Vaterland verpflichtet' Biographische Untersuchungen zu Lebensverläufen von emigrierten Pädagogen im Nationalsozialismus oder "über die Banalität der Entwicklung des Bösen". In: Pädagogische Rundschau, Heft 5, S. 577 – 596.

Blum-Geenen, Sabine (1997): Fürsorgeerziehung in der Rheinprovinz von 1871 – 1933. Köln.

Boberach, Heinz (Hrsg.)(1985): Meldungen aus dem Reich: Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945. 17 Bände. Herrsching.

Boberach, Heinz (1990): Jugend unter Hitler. Unveränderte Sonderausgabe. Düsseldorf.

Boberach, Heinz (2003a): Stimmungsumschwung in der deutschen Bevölkerung. In: Ueberschär, Gerd R.; Wette, Wolfgang (Hrsg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. 4. Auflage. Frankfurt a. M., S. 61-66.

Boberach, Heinz (2003b): Überwachungs- und Stimmungsberichte als Quellen für die Einstellung der deutschen Bevölkerung zur Judenverfolgung. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 47-68.

Bochmann, Klaus (1991): Die Kritik an der Sprache des Nationalsozialismus. Eine kritische Bestandsaufnahme der in der DDR erschienenen Publikationen. In: Bohleber, Werner; Drews, Jörg (Hrsg.): „Gift, das du unbewusst eintrinkst...“: der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache. Bielefeld, S. 83-101.

Bock, Gisela (1986): Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen.

Bock, Gisela (1989): Die Frauen und der Nationalsozialismus. Bemerkungen zu einem Buch von Claudia Koonz. In: Geschichte und Gesellschaft 15, S. 563 – 579.

Bock, Gisela (1992): Ein Historikerinnenstreit?. In: Geschichte und Gesellschaft 18, S. 400 – 404.

Bock, Gisela (1993): Gleichheit und Differenz in der nationalsozialistischen Rassenpolitik. In: Geschichte und Gesellschaft. Heft 3, S. 277 – 310.

Bock, Gisela (1997): Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus. In: Heinsohn, Kirsten; Vogel, Barbara; Weckel, Ulrike (Hrsg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsspielräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M., S. 247 – 276.

Bock, Gisela (2000): Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München.

- Bock, Gisela (2002): Der Nationalsozialismus und die Frauen. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 188 – 209.
- Bock, Gisela (2005): Genozid und Geschlecht: Jüdische Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem. Frankfurt a. M.
- Bode, Sabine (2004): Die vergessene Generation – Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart.
- Bode, Sabine (2006): Trümmerkinder – erwachsene Kinder. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 49 – 58.
- Böhler, Jochen (2006): Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939. Frankfurt a. M.
- Böhme, Günther, Hamann, Christine (2001): Schulalltag zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Erinnerungen an die Schulzeit im Nationalsozialismus und ihr historischer Hintergrund. Idstein.
- Böhme, Hartmut (2006): Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne. Reinbek bei Hamburg.
- Boelcke, Willi A. (1993): Die Finanzpolitik des Dritten Reiches. Eine Darstellung in Grundzügen. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 95 – 117.
- Böll, Heinrich (2001): Briefe aus dem Krieg 1939 – 1945. Herausgegeben und kommentiert von Jochen Schubert. 2. Bände. Köln.
- Böll, Heinrich (1997): Was soll aus dem Jungen bloß werden? In: Reich-Ranicki, Marcel (Hrsg.): Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller. 6. Auflage. München, S. 13-30.
- Böltken, Andrea (1995): Führerinnen im >>Führerstaat<<. Gertrud Scholtz-Klink, Trude Mohr, Jutta Rüdiger und Inge Viermetz. Pfaffenweiler.
- Böseler, Uwe (1990): Katholische Jugend vor Hitlers Richtern. Der Dortmunder Prozeß von 1937. Münster.
- Bohleber, Werner (1990): Das Fortwirken des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation nach Auschwitz. In: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart. Heft 7, S. 70 – 83.
- Bohleber, Werner; Drews, Jörg (Hrsg.)(1991): „Gift, das du unbewusst eintrinkst...“: der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache. Bielefeld.
- Bohleber, Werner (1992): Das Phantasma der Nation. Nationalismus, Fremdenhaß und Antisemitismus. Psychoanalytische Überlegungen. In: Psyche. Heft 8, S. 689 – 709.
- Bohleber, Werner (1997a): Unbewußte Determinanten des Antisemitismus in Deutschland. In: Psyche, Heft 6, S. 570-605.
- Bohleber, Werner (1997b): Trauma, Identifizierung und historischer Kontext. Über die Notwendigkeit, die NS-Vergangenheit in den psychoanalytischen Deutungsprozeß einzubeziehen. In: Psyche. Heft 9/10, S. 958 – 995.
- Bohleber, Werner (2000): Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: Psyche. Sonderheft: Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis. Heft 9/19, S. 797 – 839.
- Bohleber, Werner (2001): Trauma, Trauer und Geschichte. In: Liebsch, Burkhard; Rüsen, Jörn (Hrsg.): Trauer und Geschichte. Köln, S. 131 – 145.

- Bohleber, Werner (2006): Kriegskindheiten und ihre lebenslangen seelischen Folgen. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 51 – 60.
- Bohleber, Werner (2008): Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe. Psychoanalytische Perspektiven. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 107 – 118.
- Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (2008a): Einleitung. Kriegskindheiten – transgenerationale Auswirkungen. In: dies. (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 7 – 12.
- Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.)(2008b): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim.
- Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried; Meuser, Michael (Hrsg.)(2003): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen.
- Bohnsack, Ralf (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 5. Auflage. Opladen.
- Bohse, Jörg (1998): Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus. Stuttgart.
- Boll, Friedhelm (1993): Hitlerjugend und skeptische Generation. Sozialdemokratie und Jugend nach 1945. In: Dowe, Dieter (Hrsg.): Partei und soziale Bewegung. Kritische Beiträge zur Entwicklung der SPD seit 1945. Bonn, S. 33 – 57.
- Boll, Friedhelm (1996a): Wendejugend 1945. In: Gotschlich, Helga; Schulze, Edeltraud (Hrsg.): Deutsche Teilung – deutsche Wiedervereinigung. Jugend und Jugendpolitik im Umbruch der Systeme. Berlin, S. 34 – 43.
- Boll, Friedhelm (1996b): Zwischen Hitlerjugend und nationalsozialistischem Terror. Zum Miterleben nationalsozialistischer Unmenschlichkeit durch Kinder und Jugendliche aus sozialdemokratischem Milieu. In: Gestrich, Andreas (Hrsg.): Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts. Münster, S. 193 – 215.
- Bonfadelli, Heinz (1999): Medienwirkungsforschung I: Grundlagen und theoretische Perspektiven. Konstanz.
- Boog, Horst (2001): Strategischer Luftkrieg in Europa und Reichsluftverteidigung 1943 – 1944. In: ders.; Krebs, Gerhard; Vogel, Detlef: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 7: Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943 – 1944/ 45. Stuttgart, S. 3 – 418.
- Booms, Hans; Repgen, Konrad (Hrsg.)(1983): Akten der Reichskanzlei. Regierung Hitler 1933-1945. Teil 1: 1933/34. Band 1: 30. Januar bis 31. August 1933. Boppard am Rhein.
- Borcherding, Karl (1965): Wege und Ziele politischer Bildung in Deutschland. Eine Materialsammlung zur Entwicklung der politischen Bildung in den Schulen 1871 – 1965. München.
- Bormann, Martin jr. (2003): Leben gegen Schatten. 9. aktualisierte Auflage. Paderborn.
- Boszormenyi-Nagi, Ivan; Spark, Geraldine (1981): Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart.
- Boßmann, Dieter (1979): >>Was ich über Adolf Hitler gehört habe...<< Folgen eines Tabus: Auszüge aus Schüler-Aufsätzen von heute. Frankfurt a. M.

- Bothien, Horst-Pierre (1995): Die Jovy-Gruppe. Eine Lokalstudie über nonkonforme Jugendliche im >>Dritten Reich<<. Münster.
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1993): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Bracher, Karl Dietrich (1969): Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus. Köln.
- Bracher, Karl Dietrich; Sauer Wolfgang; Schulz Gerhard (1973): Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34. 3 Bände. Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Bracher, Karl Dietrich (1976): Zeitgeschichtliche Kontroversen. Um Faschismus, Totalitarismus, Demokratie. München.
- Bracher, Karl Dietrich (1986): Demokratie und Machtergreifung. Der Weg zum 30. Januar 1933. In: Lill, Rudolf; Oberreuter, Heinrich (Hrsg.): Machtverfall und Machtergreifung. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. 2. Auflage. München, S. 17-39.
- Bracher, Karl Dietrich (1987): Die totalitäre Erfahrung. München.
- Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.)(1993): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf.
- Bracher, Karl Dietrich (2003): Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus. Unveränderte Neuauflage. Köln.
- Brainin, Elisabeth; Ligeti, Vera; Teicher, Sami (1993): Vom Gedanken zur Tat – Zur Psychoanalyse des Antisemitismus. Frankfurt a. M.
- Brandenburg, Hans-Christian (1982): Die Geschichte der HJ. Wege und Irrwege einer Generation. Köln.
- Brecht, Berthold (1970): Furcht und Elend des Dritten Reiches. Berlin.
- Breitman, Richard (2003): >>Gegner Nummer eins<<. Antisemitische Indoktrination in Himmlers Weltanschauung. In: ders.; Förster, Jürgen; Kwiet, Konrad; Matthäus, Jürgen: Ausbildungsziel Judenmord? >>Weltanschauliche Erziehung<< von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der >>Endlösung<<. Frankfurt a. M., S. 21 – 34.
- Breitmann, Richard; Förster, Jürgen; Kwiet, Konrad; Matthäus, Jürgen (2003): Ausbildungsziel Judenmord? >>Weltanschauliche Erziehung<< von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der >>Endlösung<<. Frankfurt a. M.
- Bremer, Sigrid (1989): Muckefuck und Kameradschaft. Mädchenzeit im Dritten Reich. 3. Auflage. Frankfurt a. M.
- Brendler, Konrad; Rexilius, Gerd (Hrsg.)(1991): Drei Generationen im Schatten der NS-Vergangenheit. Wuppertal.
- Brenner, Hildegard (1963): Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus. Reinbek bei Hamburg.
- Breyvogel, Wilfried; Lohmann, Thomas (1985): Schulalltag im Nationalsozialismus. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 253 – 268.
- Breyvogel, Wilfried (1991a): Die Gruppe „Weiße Rose“. Anmerkungen zur Rezeptionsgeschichte und kritischen Rekonstruktion. In: ders. (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 159-201.

Breyvogel, Wilfried (Hrsg.) (1991b): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn.

Breyvogel, Wilfried (1991c): Resistenz, Widersinn und Opposition. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. In: ders. (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 9 – 16.

Breyvogel, Wilfried; Stuckert, Thomas (1991): Kommentierte Bibliographie zum Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 326 – 338.

Breyvogel, Wilfried (2008): Erziehung im Nationalsozialismus. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 33 – 44.

Brezinka, Wolfgang (1999): Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft. 6. Auflage. München.

Brezinski, Zbigniew; Friedrich, Carl. J. (1968): Die allgemeinen Merkmale der totalitären Diktatur. In: Seidel, B.; Jenkner, S. (Hrsg.): Wege der Totalitarismusforschung. Darmstadt, S. 600 – 617.

Brockhaus, Gudrun (1997): Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot. München.

Brockhaus, Gudrun (2007): Lockung und Drohung – die Mutterrolle in zwei Ratgebern der NS-Zeit. In: Gebhardt, Miriam; Wischermann, Clemens (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart, S. 49 - 70.

Brockhaus, Gudrun (2008): Die >deutsche Mutter< in Johanna Haarers NS-Erziehungsratgebern – eine sozialpsychologische Untersuchung. In: Krauss, Martina (Hrsg.): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen, S. 23 – 41.

Brockhaus, Gudrun (2009): Geborgen in der Volksgemeinschaft? Versöhnungsversprechen und Angst im Nationalsozialismus. In: Münch, Karstem; Munz, Dietrich; Springer, Anne (Hrsg.): Die Fähigkeit allein zu sein. Zwischen psychoanalytischem Ideal und gesellschaftlicher Realität. Gießen, S. 71 – 87.

Broder, Henryk M. (1986): Der ewige Antisemit – Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls. Frankfurt a. M.

Brömer, Rainer; Hoßfeld, Uwe; Rupke, Niklaas (2000): Evolutionsbiologie von Darwin bis heute. Berlin.

Bromberger, Barbara; Mausbach, Hans (1987): Feinde des Lebens. NS-Verbrechen an Kindern. Köln.

Bronfenbrenner, Urie (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart.

Broszat, Martin (1970): Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 4, S. 392-409.

Broszat, Martin (1983): Zur Struktur der NS-Massenbewegung. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 1, S. 52 – 76.

Broszat, Martin (1985): Grundzüge der gesellschaftlichen Verfassung des Dritten Reiches. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. (= Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland. Bd. 6). Weinheim, S. 25-39.

Broszat, Martin (1986a): Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. Beiträge von Martin Broszat. München.

- Broszat, Martin (1986b): Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus. In: ders.: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. Beiträge von Martin Broszat. München, S. 159-173.
- Broszat, Martin (1989): Nationalsozialistische Konzentrationslager. In: Buchheim, Hans; Jacobson, Hans-Adolf; Krausnick, Helmut (Hrsg.): Anatomie des SS-Staates. Band 2. 5. Auflage. München, S. 9 – 160.
- Broszat, Martin (1994): Die Machtergreifung: Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik. 5. Auflage. München.
- Broszat, Martin (1996): Das weltanschauliche und gesellschaftliche Kräftefeld. In: ders.; Frei, Norbert (Hrsg.): Das Dritte Reich im Überblick. Chronik. Ereignisse. Zusammenhänge. 5. Auflage. München, S. 94 – 107.
- Broszat, Martin (2000): Der Staat Hitlers. 15. Auflage. München.
- Broszat, Martin; Fröhlich, Elke; Wieseemann, Falk (Hrsg.)(1977): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte. München.
- Broszat, Martin; Fröhlich, Elke (Hrsg.)(1979): Bayern in der NS-Zeit. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt. Band 2. München.
- Broszat, Martin; Fröhlich, Elke; Grossmann, Anton (1981): Bayern in der NS-Zeit. Band 4. Teil C. München.
- Broszat, Martin; Fröhlich, Elke (1987): Gesellschaftsgeschichte des Widerstands. In: dies.: Alltag und Widerstand – Bayern im Nationalsozialismus. München, S. 11 – 73.
- Brothers, Eric (1993): Wer war Herbert Baum? Eine Annäherung auf der Grundlage von >>oral histories<< und schriftlichen Zeugnissen. In: Löhken, Wilfried; Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1933 – 1945. Berlin, S. 83 – 94.
- Browning, Christopher R. (2002): Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die <<Endlösung>> in Polen. 5. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Browning, Christopher (2006): Die Entfesselung der >>Endlösung<<. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942. Mit einem Beitrag von Jürgen Matthäus. Berlin.
- Bruendel, Steffen (2003): Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Idee von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Berlin.
- Bruhns, Wiebke (2007): Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie. 8. Auflage. Berlin.
- Brumlik, Micha; Kunik, Petra (1988): Reichspogromnacht – Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht. Frankfurt a. M.
- Brumlik, Micha (2005): Wer Sturm sät. Die Vertreibung der Deutschen. Berlin.
- Brumlik, Micha (Hrsg.)(2007a): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. 2. Auflage. Weinheim.
- Brumlik, Micha (2007b): Durch Unterdrückung zur Freiheit. Bernhard Buebs reaktionäre Vergangenheitsbewältigung. In: ders. (Hrsg.): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. 2. Auflage. Weinheim, S. 52 – 75.
- Brunner, Claudia; Seltmann, Uwe von (2006): Schweigen die Täter reden die Enkel. Frankfurt a. M.
- Brunotte, Ulrike (2004): Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Rituale in der Moderne. Berlin.

- Bruyn, Günter de (2004): Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin. 10. Auflage. Frankfurt a. Main.
- Buchheim, Hans (1958): Das Dritte Reich. Grundlagen und politische Entwicklung. München.
- Buchheim, Hans; Broszat, Martin; Jacobson, Hans-Adolf; Krausnick, Helmut (Hrsg.)(1989): Anatomie des SS-Staates. 2 Bände. 5. Auflage. München.
- Buchheim, Hans (1989): Die SS – Das Herrschaftsinstrument. Befehl und Gehorsam. (= Buchheim, Hans; Broszat, Martin; Jacobson, Hans-Adolf; Krausnick, Helmut (Hrsg.): Anatomie des SS-Staates. 2 Bände. 5. Auflage. Band 1). München.
- Buchheim, Christoph (2001): Die Wirtschaftsentwicklung im Dritten Reich – mehr Desaster als Wunder: Eine Erwiderung auf Werner Abelshauser. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 4, S. 653 – 664.
- Buddrus, Michael (1990): Zum antijüdischen Rassismus in der Hitlerjugend. In: Jugendgeschichte, Heft 12, S. 13 - 22.
- Buddrus, Michael (1993): Die doppelt betrogene Generation. Aspekte der Jugendgeschichte und der Jugendpolitik in der SBZ/ DDR (1945-1952). In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung, S. 265 – 299.
- Buddrus, Michael (1995): Rezension zur veröffentlichten Dissertation von Birgit Jürgens. In: Foitzik, Jan (Hrsg.): Jahrbuch für zeitgeschichtliche Jugendforschung 1994/ 95. Berlin, S. 346 – 347.
- Buddrus, Michael (1996): Überlegungen zu einem Vergleich: Hitlerjugend (HJ) und Freie Deutsche Jugend (FDJ). In: Edelstein, Wolfgang; Sturzbecher, Dietmar (Hrsg.): Jugend in der Krise. Ohnmacht und Institutionen. Potsdam, S. 55 – 77.
- Buddrus, Michael (1998): „Wir fahren zum Juden Geld holen!“. Hitlerjugend, Antisemitismus, Reichskristallnacht. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung. Band 18, S. 13 - 158.
- Buddrus, Michael (2003): Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik. 2 Bände. (= Texte und Materialien zur Zeitgeschichte Bd. 13/1 und 13/2). München.
- Buddrus, Michael (2010): Das letzte Jahr, der letzte Jahrgang. Zu einigen Aspekten des Kriegseinsatzes der Hitlerjugend in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 241 – 272.
- Bude, Heinz (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt a. M.
- Bueb, Bernhard (2008): Lob der Disziplin: Eine Streitschrift. Berlin.
- Büchner, Peter (2005): „Sei froh, dass du überlebt hast!“. Die zum Schweigen „verurteilte“ Generation der Kriegskinder wird zunehmend mitteilnehmend. Sammelbesprechung. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE), Heft 3, S. 315 - 319.
- Bühler-Niederberger, Doris (2005): Kindheit und die Ordnung der Verhältnisse. Von der gesellschaftlichen Macht der Unschuld und dem kreativen Individuum. Weinheim.
- Büttner, Ursula (1993): „Gomorrha“: Hamburg im Bombenkrieg. Hamburg.
- Büttner, Ursula (2003a): Die deutsche Gesellschaft und die Judenverfolgung – ein Bericht über Forschungserträge und ungelöste Fragen. In: dies. (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Überarbeitete Neuauflage. Frankfurt a. M., S. 13 – 46.

Büttner, Ursula (2003b): Der Alltag der Judenverfolgung und der Anteil der Bevölkerung. In: dies. (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Überarbeitete Neuauflage. Frankfurt a. M., S. 86 - 110.

Bundesministerium für Vertriebene (Hrsg.)(1954): Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Bearbeitet von Theodor Schieder. (= Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Band I/1). Bonn.

Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hrsg.)(1960): Dokumente Deutscher Kriegsschäden. Evakuierte, Kriegsgeschädigte, Währungsgeschädigte. Bd.1. Aus den Tagen des Luftkrieges und des Wiederaufbaues. Erlebnis- und Erfahrungsberichte. Bonn.

Burgdorff, Stephan; Habbe, Christian (2004): Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland. (=Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Band 447). Bonn.

Burghardt, Christina (1978): Die deutsche Frau – Küchenmagd, Zuchtsau, Leibeigene im Dritten Reich – Geschichte oder Gegenwart? Münster.

Burleigh, Michael; Wippermann, Wolfgang (1991): The racial State: Germany 1933 – 1945. Cambridge.

Burleigh, Michael (2000): Die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Gesamtdarstellung. Frankfurt a. M.

Burrin, Philippe (2004): Warum die Deutschen? Antisemitismus, Nationalsozialismus, Genozid. Berlin.

Bursten, Ben (1996): Die Beziehung zwischen narzißtischen und antisozialen Persönlichkeiten. In: Kernberg, Otto F. (Hrsg.): Narzißtische Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart, S. 71 – 87.

Buscher, Paulus (1988): Das Stigma. Koblenz.

Campbell Bartoletti, Susan (2007): Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin.

Canetti, Elias (1996): Masse und Macht. Limitierte Sonderausgabe. Frankfurt a. M.

Castell-Rüdenhausen, Adelheid Gräfin zu (1989): Familie, Kindheit, Jugend. 1. Familie und Kindheit. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. V 1918 – 1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. München, S. 65 – 85.

Chamberlain, Houston Stewart (1922): Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 14. Auflage. München.

Chamberlain, Sigrid (1992): Nationalsozialistinnen als Mütter. In: Heimannsberg, Barbara; Schmidt, Christoph (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Köln, S. 267 – 278.

Chamberlain, Sigrid (1997): Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind: Über zwei NS-Erziehungsbücher. Gießen.

Chiari, B.; Volkmann, H.-E. (Hrsg.)(2003): Ökonomie und Expansion. Grundzüge der NS-Wirtschaftspolitik. München.

Cervik, Karl (2001): Kindermord in der Ostmark. Kindereuthanasie im Nationalsozialismus 1938 – 1945. Münster.

Claessens, Dieter (1979): Familie und Wertsystem. 4. Auflage. Berlin.

Cloer, Ernst; Klika, Dorle; Seyfahrt-Stubenrauch (1991): Versuch einer pädagogischen-biographischen historischen Sozialisations- und Bildungsforschung. Kindsein in Arbeiter- und Bürgerfamilien des Wilhelminischen Reiches. In: Berg, Christa (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a. M., S. 68-100.

Cloer, Ernst (2006): Pädagogisches Wissen in biographischen Ansätzen der Historischen Sozialisations- und Bildungsforschung. Methodologische Zugänge, theoretische und empirische Erträge. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden, S. 171 – 204.

Cohn, Norman (1998): >>Die Protokolle der Weisen von Zion<<. Der Mythos der jüdischen Weltverschwörung. Zürich.

Conte, Eduard; Essner, Cornelia (1996): „Ferneze“, „Leichentrauung“ und „Totenscheidung“. Metamorphosen des Ehrechts im Dritten Reich. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ) Heft 2, S. 201 – 227.

Conway, John S. (1969): Die nationalsozialistische Kirchenpolitik. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge. München.

Corino, Karl (1980): Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus. Hamburg.

Cornberg, Jobst Freiherr von; Steiner, John M. (1998): Willkür in der Willkür. Befreiungen von den antisemitischen Nürnberger Gesetzen. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Heft 2, S. 143-187.

Corni, Gustavo; Gies, Horst (1994): >>Blut und Boden<<. Rassenideologie und Agrarpolitik im Staat Hitlers. Idstein.

Cranach, Gad (2008): Heimat los! Aus dem Leben eines jüdischen Emigranten. München.

Czarnowski, Gabriele (1986): Familienpolitik als Geschlechterpolitik. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 243-267.

Czarnowski, Gabriele (1991): Das kontrollierte Paar. Ehe und Sozialpolitik im Nationalsozialismus. Weinheim.

Czisch, Katharina (1989): Bericht vom Dezember 1988. In: Zeitzeugen berichten... Schwäbisch Gmünd – Erinnerungen an die Zeit von 1930 bis 1945. Schwäbisch Gmünd, S. 35 – 105.

Dabel, Gerhard (1981): KLV. Die erweiterte Kinderlandverschickung - KLV-Lager 1940-1945. Freiburg.

Dahm, Volker (1996): Kulturelles und geistiges Leben. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 75 – 267.

Dahm, Volker; Mehringer, Hartmut; Möller, Horst (Hrsg.)(1999): Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich. Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte. München.

Dahrendorf, Ralf (1965): Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. München.

Dahrendorf, Ralf (2004): Über Grenzen. Lebenserinnerungen. Frankfurt a. M.

Dammer, Susanna (1981): Kinder, Küche, Kriegsarbeit – Die Schulung der Frauen durch die NS-Frauenschaft. In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hrsg.): Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 215-245.

Daniel, Ute (1997): Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Band 48, S. 195 – 218 und 259 – 278.

Daniel, Ute (2001): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt a. M.

Danyel, Jürgen (1993): Die geteilte Vergangenheit. Gesellschaftliche Ausgangslagen und politische Dispositionen für den Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten nach 1949. In: Kocka, Jürgen (Hrsg.): Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien. Berlin, S. 129-147.

Dawidowicz, Lucy (1979): Der Krieg gegen die Juden. München.

Decker, Oliver; Brähler, Elmar (2006): Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit bei den Geburtsjahrgängen 1930 – 1945. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 119 – 138.

Degen, Michael (2006): Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin. 11. Auflage. Berlin.

Dengel, Sabine (2005): Untertan, Volksgenosse, Sozialistische Persönlichkeit. Politische Erziehung im Deutschen Kaiserreich, dem NS-Staat und der DDR. Frankfurt a. M.

Dertinger, Antje (1987): Weiße Möwe, gelber Stern. Das kurze Leben der Helga Stern. Ein Bericht. Berlin.

Deutschkron, Inge (1978): Ich trug den gelben Stern. Köln.

Deutschkron, Inge (Hrsg.)(1985): ... Denn ihrer war die Hölle. Kinder in Ghettos und Lagern. Köln.

Deutschland Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940. Hrsg. 1980. 7 Bände. Frankfurt a. M.

Deutz-Schroeder, Monika; Schroeder, Klaus (2008): Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich. Stamsried.

De Vries, Inge (1998): Tradierung der Werte und Normen des Nationalsozialismus auf die Leitbilder heutiger deutscher Familien. In: Zeitschrift für politische Psychologie (ZfPP), Heft 4, S. 429-438.

Dick, Lutz van (Hrsg.)(1990): Lehreropposition im NS-Staat. Biographische Berichte über den >aufrechten Gang<. Überarbeitete Neuauflage. Frankfurt a. M.

Dickopp, Karl-Heinz (1978): Nationalsozialistische Pädagogik. In: Speck, Josef (Hrsg.): Geschichte der Pädagogik des 20. Jahrhunderts. Band 2. Stuttgart, S. 122 – 150.

Dieckmann, Christoph; Herbert, Ulrich; Orth, Karin (Hrsg.)(2002): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. 2 Bände. Unveränderte Taschenbuchausgabe. Frankfurt a. M.

Dieckmann, Christoph; Herbert, Ulrich; Orth, Karin (2002): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Geschichte, Erinnerung, Forschung. In: dies. (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 1. Frankfurt a. M., S. 17-40.

Diestelkamp, Bernhard; Stolleis, Michael (1988): Juristischer Alltag im Dritten Reich. Frankfurt a. M.

Dietrich, Gerd (1996): Karrieren im Schnellverfahren: die HJ-Generation in der frühen DDR. In: hochschule ost, Heft 2, S. 25 – 34.

Dietzel, Kerstin (2001): Lebenswelten Jugendlicher während des Zweiten Weltkrieges. Dargestellt am Beispiel der Kinderlandverschickung aus Schulen auf dem Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt. Magdeburg.

Diewald-Kerkmann, Gisela (1995): Politische Denunziation im NS-Regime oder die kleine Macht der „Volksgenossen“. Bonn.

Dill, Gregor (1999): Nationalsozialistische Säuglingspflege. Eine frühe Erziehung zum Massenmenschen. Stuttgart.

Dilthey, Wilhelm (1982): Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Mensch, der Gesellschaft und dem Staat (1875). In: ders.: Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. Bd. V. 7. unveränderte Auflage. Göttingen.

Diner, Dan (1987): Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus. In: ders. (Hrsg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt a. M., S. 62-73.

Dippel, John V. H. (2001): Die große Illusion. Warum deutsche Juden ihre Heimat nicht verlassen wollten. München.

Dittrich, Eckard; Dittrich-Jacobi, Juliane (1993): Die Autobiographie als Quelle zur Sozialgeschichte der Erziehung. In: Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Erweiterte Neuauflage. Weinheim, S. 256-276.

Dördelmann, Katrin (1997): „Aus einer gewissen Empörung hierüber habe ich nun Anzeige erstattet.“ Verhalten und Motive von Denunziantinnen. In: Heinsohn, Kirsten; Vogel, Barbara; Weckel, Ulrike (Hrsg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsspielräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M., S. 189 – 205.

Dörner, Bernward (2007): Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte. Berlin.

Dörner, Christine (1991): Erziehung durch Strafe. Die Geschichte des Jugendstrafvollzugs von 1871 – 1945. Weinheim.

Doerry, Martin (2004): >>Mein verwundetes Herz<<. Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Band 470). Bonn.

Dollinger, Hans (Hrsg.)(1987): Kain, wo ist dein Bruder? Was der Mensch im Zweiten Weltkrieg erleiden mußte. Dokumentiert in Tagebüchern und Briefen. Frankfurt a. M.

Domarus, Max (1962): Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Band I: Triumph (1932-1938). Würzburg.

Domarus, Max (1963): Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Band 2: Untergang (1939-1945). Würzburg.

Dörner, Bernward (1998): >>Heimtücke<<: Das Gesetz als Waffe: Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945. Paderborn.

Dörner, Christine (1991): Erziehung durch Strafe. Die Geschichte des Jugendstrafvollzugs von 1971 – 1945. Weinheim.

Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Frankfurt a. M.

Dörr, Margarete (1986): Warum sind so viele Menschen Hitler freiwillig gefolgt? In: Lehren und Unterricht. Heft 2, S. 40 – 67.

Dörr, Margarete (1998a): Lebensgeschichten. (= „Wer die Zeit nicht miterlebt hat...“. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. 1). Frankfurt a. M.

Dörr, Margarete (1998b): Kriegsalltag. (= „Wer die Zeit nicht miterlebt hat...“. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. 2). Frankfurt a. M.

Dörr, Margarete (2007): „Der Krieg hat uns geprägt“. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. 2 Bände. Frankfurt a. M.

- Dole, Arthur A. (1995): Why not drop >>race<< as a term? In: American Psychologist. Heft 50, S. 40.
- Draaisma, Douwe (2006) : Warum das Leben schneller vergeht, wenn man älter wird. Von den Rätseln unserer Erinnerung. München.
- Dräger, Horst (1992): Erlebnis als unmittelbarer Weg der Führung. Perversion des Führens in der NS-Zeit. In: Pädagogisches Forum, Heft 4, S. 195 – 200.
- Dreier, Ralf; Sellert, Wolfgang (1989)(Hrsg.): Recht und Justiz im „Dritten Reich“. Frankfurt.
- Drewitz, Ingeborg (1978): Gestern war heute. Hundert Jahre Gegenwart. Düsseldorf.
- Drobisch, Klaus (1993): Die Judenreferate des Geheimen Staatspolizeiamtes und des Sicherheitsdienstes der SS 1933-1939. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung. Band 2, S. 230 – 254.
- Drösser, Christoph (2000): Stimmt´s? Moderne Legenden im Test. 3. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Drolshagen, Ebba D. (1998): Nicht ungeschoren davonkommen: das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die Wehrmachtssoldaten liebten. Hamburg.
- Drolshagen, Ebba D. (2005): Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater. München.
- Drolshagen, Ebba D. (2006): Wehrmachtskinder in Europa. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 175 – 180.
- Dudek, Peter (1980): Von Holocaust, Emanzipation und einem Mädchen, das für Deutschland kämpft. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 483 – 513.
- Dudek, Peter (1987): Die Rolle der „jungen Generation“ und ihr Bedeutungswandel in der nationalsozialistischen Ideologie. In: Bildung und Erziehung. Heft 2, S. 183-199.
- Dudek, Peter (1988a): Leitbild: Kamerad und Helfer. Sozialpädagogische Bewegung in der Weimarer Republik am Beispiel der „Gilde soziale Arbeit“. Frankfurt a. M.
- Dudek, Peter (1988b): Erziehung durch Arbeit. Arbeitslagerbewegung und freiwilliger Arbeitsdienst 1920-1935. Opladen.
- Dudek, Peter (1990): Sozialwissenschaften und Nationalsozialismus. Zum Stand der disziplingeschichtlichen „Vergangenheitsbewältigung“. In: Neue politische Literatur. 35. Jahrgang, S. 407 – 442.
- Dudek, Peter (1995): „Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen“. Zur pädagogischen Verarbeitung des Nationalsozialismus in Deutschland (1945-1990). Opladen.
- Dudek, Peter (1999): Grenzen der Erziehung im 20. Jahrhundert. Allmacht und Ohnmacht der Erziehung im pädagogischen Diskurs. Bad Heilbrunn.
- Dudek, Peter (2002): Geschichte der Jugend. In: Krüger, Heinz-Hermann; Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen, S. 333-353.
- Dudek, Peter (2003) : Nationalsozialismus. In: Krüger, Heinz-Hermann; Grunert, Cathleen (Hrsg.): Wörterbuch Erziehungswissenschaft. Wiesbaden, S. 325-329.
- Duesterberg, Julia (2002) : Von der >>Umkehr aller Weiblichkeit<<. Charakterbilder einer KZ-Aufseherin. In: Eschebach, Insa; Jacobeit, Sigrid; Wenk, Silke (Hrsg.): Gedächtnis und Geschlecht.

Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids. Frankfurt a. M., S. 227 – 243.

Dussel, Konrad (1993): Der NS-Staat und die >deutsche Kunst<. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 256 – 272.

Dussel, Konrad (1999): Deutsche Rundfunkgeschichte. Eine Einführung. Konstanz.

Dwork, Debórah (1994): Kinder mit dem gelben Stern. Europa 1933 – 1945. München.

Eber, Irene (2007): Ich bin allein und bang. Ein jüdisches Mädchen in Polen 1939 – 1945. München.

Ebert, Jens (2010): „Der Kessel von Stalingrad ist nicht zu beschreiben“. Feldpostbriefe aus Stalingrad 1942/ 43. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 166 – 191.

Ebbinghaus, Angelika (1986): Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus. Nördlingen.

Echterkamp, Jörg (2003): Nach dem Krieg. Alltagsnot, Neuorientierung und die Last der Vergangenheit 1945 – 1949. Zürich.

Echterkamp, Jörg (2004): Im Kampf an der inneren und äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg. In: ders. (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. München, S. 1 – 94.

Echterkamp, Jörg (2008): Im Schlagschatten des Krieges. Von den Folgen militärischer Gewalt und nationalsozialistischer Herrschaft in der frühen Nachkriegszeit. In: Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 10: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945. Zweiter Halbband: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges. München, S. 657 – 698.

Eckstaedt, Anita (1989): Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen. Frankfurt a. M.

Eckstaedt, Anita (2001): Vergewaltigung und Flucht während des Zweiten Weltkrieges und die Wiederkehr des Verdrängten bei einer deutschen Frau in der dritten Generation. In: Grünberg, Kurt; Straub, Jürgen (Hrsg.): (2001): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen, S. 57 – 82.

Eggert, Heinz-Ulrich (2005): Schul-Zeit 1938 bis 1949. Zur Vorgeschichte des Wilhelm-Hittorf-Gymnasiums Münster im NS-Staat und in der Nachkriegszeit. Münster.

Ehlich, Konrad (1989) (Hrsg.): Sprache im Faschismus. Frankfurt a. M.

Ehmer, Josef (2004): „Nationalsozialistische Bevölkerungspolitik“ in der neueren historischen Forschung. In: Mackensen, Rainer (Hrsg.): Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik im „Dritten Reich“. Opladen, S. 21 – 44.

Ehrlich, Ernst Ludwig (2003): Der Umgang mit der Erinnerung. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 30 – 37.

Ehrmann, Annegret (2002): Holocaust in Politik und Bildung. In: Fritz Bauer Institut (Hrsg.): Grenzenlose Vorurteile. Antisemitismus, Nationalismus und ethnische Konflikte in verschiedenen Kulturen. Frankfurt a. M., S. 41 – 68.

Eichberg, Henning (1989): Lebenswelten und Alltagswissen. In: Langewiesche, Dieter; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. 1918-1945. Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. V. München, S. 25-65.

Eichborn, Ulrike (1994): Ehestandsdarlehen. Dem Mann dem Arbeitsplatz, der Frau Heim, Herd und Kinder. In: Kuhn, Anette (Hrsg.): Frauenleben im NS-Alltag. Pfaffenweiler, S. 48-64.

Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Zeitgeschichte in Wort, Bild und Ton 1933 – 1937. Herrsching.

Eilers, Rolf (1963): Die nationalsozialistische Schulpolitik. Eine Studie zur Funktion der Erziehung im totalitären Staat. Köln.

Eitner, Hans-Jürgen (1990): Hitlers Deutsche. Das Ende eines Tabus. Gernsbach.

Elias, Norbert (1981): Zivilisation und Gewalt. Über das Staatsmonopol der körperlichen Gewalt und seine Durchbrechungen. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologistentages zu Bremen 1980. Frankfurt a. M., S. 98 – 122.

Elias, Norbert (1987): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a. M.

Elias, Norbert; Scotson, John (1990): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a. M.

Elias, Norbert (1992): Studien über die Deutschen. 4. Auflage. Frankfurt a. M.

Elias, Ruth (1992): Erziehung nach Auschwitz. In: Heyl, Matthias; Schreier, Helmut (Hrsg.): Das Echo des Holocaust. Pädagogische Aspekte des Erinnerns. Hamburg, S. 13 – 18.

Elias, Ruth (1995): Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel. 6. Auflage. München.

Ellinger, Katharina (2008): Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg.

Elon, Amos (2005): Zu einer anderen Zeit. Porträt der jüdisch-deutschen Epoche 1743-1933. München.

Endlich, Stefanie (2004): Die frühen Konzentrationslager. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 61-82.

Eppler, Christoph Johannes (2007): Pädagogik im Nationalsozialismus. Eine Analyse anhand von Hermann Gieseckes Werken „Vom Wandervogel bis zur Hitlerjugend. Jugendarbeit zwischen Politik und Pädagogik“ (1981) und „Hitlers Pädagogen. Theorie und Praxis nationalsozialistischer Erziehung“ (1993/ 1999). Augsburg.

Eppler, Erhard (1994): Als Wahrheit verordnet wurde. Briefe an meine Enkelin. Frankfurt a. M.

Erdheim, Mario (1998): Zur psychoanalytischen Konstruktion des historischen Bewusstseins. In: Rüsen, Jörn; Straub, Jürgen (Hrsg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt a. M., S. 174 – 193.

Erikson, Erik H. (1970): Jugend und Krise. Stuttgart.

Erikson, Erik H. (1976): Kindheit und Gesellschaft. 6. Auflage. Stuttgart.

Erikson, Erik H. (1978): Kinderspiel und politische Phantasie. Frankfurt a. M.

Erikson, Erik H. (1993): Identität und Lebenszyklus. 13. Auflage. Frankfurt a. M.

Erler, Hans (Hrsg.)(2003): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M.

Eschebach, Insa; Mühlhäuser, Regina (Hrsg.)(2008): Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. Berlin.

Essner, Cornelia (2002): Die „Nürnberger Gesetze“ oder die Verwaltung des Rassenwahns 1933 – 1945. Paderborn.

Evans, Richard (1991): Im Schatten Hitlers? Historikerstreit und Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M.

Evans, Richard (2005): Das Dritte Reich. Aufstieg. München.

Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.)(2006): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim.

Ewers, Hans-Heino (2008): Täter und Enkel. Die erste und die dritte Generation in aktuellen deutschen (Jugend-)Romanen. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 129 – 140.

Falter, Jürgen (1979): Wer verhalf der NSDAP zum Sieg? Neue Forschungsergebnisse zum parteipolitischen und sozialen Hintergrund der NSDAP-Wähler 1924-1933. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu „Das Parlament“. Band 28/29, S. 3-21.

Falter, Jürgen (1986): Die erste moderne Integrationspartei? Historische Wahlforschung und die Kontroverse um das Wählerpotential der NSDAP. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ). Ausgabe vom 19.3.1986, Seite 33.

Falter, Jürgen (1991): Hitlers Wähler. München.

Falter, Jürgen W.; Kater, Michael (1993): Wähler und Mitglieder der NSDAP: Neue Forschungsergebnisse zur Soziographie des Nationalsozialismus 1925-1933. In: Geschichte und Gesellschaft. Heft 19, S. 155-177.

Fariás, Victor (1989): Heidegger und der Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Faul, Erwin (1954): Hitlers Über-Machiavellismus. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2, S. 344 – 372.

Faulstich-Wieland, Hannelore (2000): Individuum und Gesellschaft. Sozialisationstheorien und Sozialisationsforschung. München.

Feidel-Mertz, Hildegard; Schnorbach, Hermann (Hrsg.)(1981): Verband deutscher Lehrer-Emigranten: Informationsblätter und Programme 1934 – 1939. Weinheim.

Feidel-Mertz, Hildegard (Hrsg.)(1983): Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933. Reinbek.

Feidel-Mertz, Hildegard (1988): Dazwischen und dagegen. In: Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. Weinheim, S. 197 – 209.

Feidel-Mertz, Hildegard (1990): Pädagogik im Exil nach 1933. Erziehung zum Überleben. Bilder und Texte einer Ausstellung. Frankfurt a. M.

Feidel-Mertz, Hildegard (2003): Identitätsbildung und Integration. Exilschulen in Großbritannien. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.)(2003): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 102 – 119.

Feidel-Mertz, Hildegard; Paetz, Andreas (2008): Das jüdische Kinder- und Landschulheim Caputh (1931-1938). Ein verlorenes Paradies. Bad Heilbrunn.

Feller, Barbara; Feller, Wolfgang (2001): Die Adolf-Hitler-Schulen. Pädagogische Provinz versus ideologische Zuchtanstalt. Weinheim.

Fend, Helmut (1969): Sozialisierung und Erziehung. Weinheim.

Fend, Helmut (1996): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert. 3. Auflage. Frankfurt a. M.

Ferchhoff, Wilfried (1985): Zur Pluralisierung und Differenzierung von Lebenszusammenhängen bei Jugendlichen. In: Baacke, Dieter; Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Neue Widersprüche. Weinheim.

Ferguson, Niall (2006): Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. 3. Auflage. München.

Fest, Joachim C. (1994): Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli. Berlin.

Fest, Joachim C. (2003): Das Gesicht des dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft. 6. Auflage. München.

Fest, Joachim (2006): Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend. Reinbek bei Hamburg.

Fiedler, Gudrun (1989): Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914 – 1923. Köln.

Fiedler, Gudrun (1993): „Werdet Führer Eurem Volke!“ Politisierung der Freideutschen Jugend 1917 – 1923. In: Krabbe, Wolfgang R. (Hrsg.): Politische Jugend in der Weimarer Republik. Bochum, S. 13 – 37.

Finckh, Renate (1978): Mit uns zieht die neue Zeit. Baden-Baden.

Filser, Karl (1998): Darf Auschwitz so behandelt werden? Eine zeitgeschichtliche Kontroverse im Geschichtsunterricht. In: Dotterweich, Volker (Hrsg.): Kontroversen der Zeitgeschichte. Historisch-politische Themen im Meinungsstreit. (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg. Nr. 48. Historisch-sozialwissenschaftliche Reihe). München, S. 101-122.

Fischer, Albert (1995): Hjalmar Schacht und Deutschlands <<Judenfrage>>. Bonn.

Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, Martin (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, S. 311 – 336.

Fischer, Wolfram (1989): Perspektiven der Lebenslaufforschung. In: Herlth, Alois; Strohmeier, Klaus P. (Hrsg.): Lebenslauf und Familienentwicklung. Opladen, S. 279 – 294.

Fischer, Gottfried; Riedesser, Peter (1999): Lehrbuch der Psychotraumatologie. 2. Auflage. München.

Fix, Elisabeth (1989): Das Herrschaftssystem des Dritten Reiches. Der „Führerstaat“ zwischen Anspruch und Realität. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 2. Friedenspropaganda und Kriegsvorbereitung 1935-1939. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 43-82.

Fix, Elisabeth (1993): „Führer befehl, wir folgen dir!“. Das nationalsozialistische Herrschaftssystem im Zweiten Weltkrieg. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 3. Das bittere Ende 1939-1945. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 93-152.

Fix, Elisabeth (1993): „Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft“. Nationalsozialistische Erziehung, Sprach- und Kulturpolitik im Zweiten Weltkrieg. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 3. Das bittere Ende 1939-1945. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 153-210.

Flader, Dieter (2002): Der Witz als sozialer Vorgang und als Ausdruck von Subjektivität. In: Psyche, Heft 3, S. 275 – 302.

Flessau, Kurt-Ingo (1977): Schule der Diktatur. München.

Flitner, Andreas (1972): Spielen – Lernen. München.

Flitner, Andreas (1999): Reform der Erziehung. Impulse des 20. Jahrhunderts. Erweiterte Neuauflage. München.

Focke, Harald; Reimer, Uwe (Hrsg.)(1979): Alltag unter Hitler. Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten. (= <<Alltag unterm Hakenkreuz>>. Band 1). Reinbek bei Hamburg.

Focke, Harald; Reimer, Uwe (Hrsg.)(1980): Alltag der Entrechteten. Wie die Nazis mit ihren Gegnern umgingen. (= <<Alltag unterm Hakenkreuz>>. Band 2). Reinbek bei Hamburg.

Focke, Harald; Reimer, Uwe (Hrsg.)(1985): Alltag der Gleichgeschalteten. Wie die Nationalsozialisten Kirchen, Kultur, Justiz und Presse braun färbten. (= <<Alltag unterm Hakenkreuz>>. Band 3). Reinbek bei Hamburg.

Förster, Jürgen (2003): Die weltanschauliche Erziehung in der Waffen-SS. >>Kein totes Wissen, sondern lebendiger Nationalsozialismus<<. In: ders.; Breitmann, Richard; Kwiet, Konrad; Matthäus, Jürgen: Ausbildungsziel Judenmord? >>Weltanschauliche Erziehung<< von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der >>Endlösung<<. Frankfurt a. M., S. 87 – 113.

Förster, Jürgen (2004): Geistige Kriegsführung in Deutschland 1919 bis 1945. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. München, S. 469 – 640.

Förster, Jürgen (2007): Die Wehrmacht im NS-Staat. Eine strukturgeschichtliche Analyse. München.

Fontaine, Karin (2003): Nationalsozialistische Aktivistinnen (1933 – 1945). Würzburg.

Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006a): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim.

Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (2006b): Zur Einführung: 60 Jahre nach Kriegsende – (K)ein Ende des Krieges? In: dies. (Hrsg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 7 – 14.

Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (2007): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim.

Forsthooff, Ernst (1934): Der totale Staat. 2. Auflage. Hamburg

Foucault, Michel (1994): Autobiographie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Heft 4, S. 699 – 702.

Foucault, Michel (1997): Archäologie des Wissens. 8. Auflage. Frankfurt a. M.

Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976). Frankfurt a. M.

Francis, Emerich K. (1981): Darwins Evolutionstheorie und der Sozialdarwinismus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS), Heft 33, S. 209 – 221.

Frank, Hans (1934): Nationalsozialistisches Handbuch für Recht und Gesetzgebung. München.

Frank, Hans (1939): Recht und Kunst. Leipzig.

Frank, Hans (1953): Im Angesicht des Galgens. München.

Frank, Niklas (2005a): Meine deutsche Mutter. München.

Frank, Niklas (2005b): Der Vater. Eine Abrechnung. 6. Auflage. Mit einem Vorwort von Ian Kershaw erweiterte Neuveröffentlichung. München.

Franz, Matthias (2007): Mannheimer Kohortenstudie: Langzeitfolgen kriegsbedingter Vaterlosigkeit. In: Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 95 – 108.

Franzke, Jürgen; Engelhardt, Thomas; Käs, Rudolf; Murko, Matthias (1984): Der Zusammenbruch der Weimarer Republik als biographisches Ereignis. Bewältigungs- und Anpassungsformen innerhalb eines zentralen Krisenzeitraumes im Lebenslauf einer Nürnberger Arbeitergeneration. In: Kohli, Martin; Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart, S. 261-283.

Frauengruppe Faschismusforschung (Hrsg.) (1981): Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Frei, Norbert (1993): Wie modern war der Nationalsozialismus? In: Gesellschaft und Geschichte (GG), 19, S. 367 – 387.

Frei, Norbert (1999): Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit. München.

Frei, Norbert (2001): Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945. 6. erweiterte und aktualisierte Neuauflage. München.

Frei, Norbert (Hrsg.)(2003): Hitlers Eliten nach 1945. München.

Frei, Norbert (2005): 1945 und Wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen. München.

Frei, Norbert (Hrsg.)(2007a): Martin Broszat, der >Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar.

Frei, Norbert (2007b): Nach Broszat. In: ders. (Hrsg.): Martin Broszat, der >Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar, S. 7 – 18.

Freud, Anna; Burlingham, Dorothy (1980): Berichte aus den „Hampstead Nurseries“. 24. Monatsbericht, Januar 1943. Schriften der Anna Freud. Band 3. 1939 – 1945, S. 660 – 663.

Freud, Anna (1987): Vorwort. In: dies.: Die Schriften der Anna Freud. Band II. Frankfurt a. M.

Freud, Anna (1987): Kriegserfahrungen. In: dies.: Die Schriften der Anna Freud. Band V. Frankfurt a. M.

Freud, Sigmund (1920): Deutung des Spiels eines anderthalbjährigen Knaben. In: Scheuerl, Hans (Hrsg.)(1975): Theorien des Spiels. Weinheim, S. 80 – 83.

Freud, Sigmund (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. S.A., Band 9. Frankfurt a. M., S. 65 – 134.

Freud, Sigmund (1922): >>Psychoanalyse<< und >>Libidotheorie<<. Frankfurt a. M.

Freud, Sigmund (1940 ff.a): Gesammelte Werke. Band II und III. Die Traumdeutung. London.

Freud, Sigmund (1940 ff.b): Gesammelte Werke. Band XIII. London.

Freud, Sigmund (1972): Abriss der Psychoanalyse/ Das Unbehagen in der Kultur. Unveränderte Neuauflage. Frankfurt a. M.

Freud, Sigmund (1975): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Frankfurt a. M.

Freund, Elisabeth (1996): Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin. Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund. Herausgegeben und kommentiert von Carola Sachse. Berlin.

Frevert, Ute (1986): Frauengeschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt a. M.

Frevert, Ute (2001): Frauen. In: Benz, Wolfgang; Graml, Hermann; Weiß, Hermann (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München, S. 220-234.

Freyberg, Jutta von; Bromberger, Barbara; Mausbach, Hans (1995): „Wir hatten andere Träume.“ Kinder und Jugendliche unter der NS-Diktatur. (Herausgegeben vom Studienkreis Deutscher Widerstand). Frankfurt a. M.

Fricke-Finkelburg, Renate (Hrsg.)(1989): Nationalsozialismus und Schule. Amtliche Erlasse und Richtlinien 1933 – 1945. Opladen.

Friedlander, Henry (1997): Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung. Berlin.

Friedländer, Saul (1998): Wenn die Erinnerung kommt. 2. Auflage. München.

Friedländer, Saul (2000): Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933 – 1939. München.

Friedländer, Saul; Frei, Norbert; Rendtorff, Trutz; Wittmann, Reinhard (2002)(Hrsg.): Bertelsmann im Dritten Reich. München.

Friedländer, Saul (2006): Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939 – 1945. München.

Friedländer, Saul (2007a): Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte. Weimar.

Friedländer, Saul (2007b): Ein Briefwechsel, fast 20 Jahre später. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Martin Broszat, der >>Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar, S. 188 – 194.

Friedländer, Saul; Frei, Norbert; Rendtorff, Trutz; Wittmann, Reinhard (2002)(Hrsg.): Bertelsmann im Dritten Reich. München.

Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.)(1999): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien.

Friedrich, Carl J. (1958): Totalitäre Diktatur. Stuttgart.

Friedrich, Jörg (1983): Freispruch für die Nazi-Justiz. Die Urteile gegen NS-Richter seit 1948. Reinbek bei Hamburg.

Friedrich, Jörg (1984): Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik. Frankfurt a. M.
Friedrich, Jörg (2004): Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. Berlin.

Friedrich, Jörg (2007): Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik. Erweiterte Neuauflage. Berlin.

Friese, Gerhard; Lemme, Hansjoachim (1937): Die deutsche Erbpflege. Ein Grundriß. Leipzig.

Friesen, Astrid von (2000): Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die 2. Generation deutscher Vertriebener. Gießen.

Friesen, Astrid von (2006): Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die zweite Generation deutscher Vertriebener. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 297 – 305.

Frietsch, Elke (2006): >>Kulturproblem Frau<<: Weiblichkeitsbilder in der Kunst des Nationalsozialismus. Köln.

Frietsch, Elke (2009): Mediale Inszenierungen von >>Volk und Führer<<: Akustik – Bild – Skulptur. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.)(2009a): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 199 – 221.

Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.)(2009a): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld.

Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (2009b): Nationalsozialismus und Geschlecht. Eine Einführung. In: dies. (Hrsg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 9 – 44.

Frings, Karola (2004): Sklaven für die „Heimatfront“. Kriegsgesellschaft und Konzentrationslager. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. München, S. 195 – 272.

Frisch, Max (1985): Tagebuch 1946 – 1949. Frankfurt a. M.

Fritze, Lothar (1998): Noch einmal: >>Vergleichen<< gleich >>Gleichsetzen<<? Ein Vorschlag zur Güte. In: Zeitschrift für Politik, Heft 4, S. 427-431.

Frodien, Ulrich (2002): >>Bleib übrig<<. Eine Kriegsjugend in Deutschland. München.

Fromm, Erich (1966; erstmals 1941): Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt a. M.

Fuchs, Werner (1985): Jugend als Lebenslaufphase. In: Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugendliche und Erwachsene 85. Band 1. Leverkusen, S. 195 – 263.

Fuchs, Petra; Rotzoll, Maike; Müller, Ulrich; Richter, Paul; Hohendorf, Gerrit (Hrsg.)(2007): >>Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst<<. Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen >>Euthanasie<<. Göttingen.

Füssl, Karl-Heinz (1994): Die Umerziehung der Deutschen. Jugend und Schule unter den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs 1945 – 1955. Paderborn.

Gadamer, Hans-Georg (2000): Historik und Sprache. In: Koselleck, Rainer (Hrsg.): Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer. Frankfurt a. M.

Gäßler, Karin (1993): Extremtraumatisierung in der Pubertät. Grundlagen spezifischer Erziehungs- und Bildungskonzeptionen für die nachfolgenden Generationen von jüdischen Verfolgten während des deutschen Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Galinski, Dieter; Herbert, Ulrich; Lachauer, Ulla (Hrsg.)(1982): Nazis und Nachbarn. Schüler erforschen den Alltag im Nationalsozialismus. Ergebnisse, Erfahrungen, Anregungen. Reinbek bei Hamburg.

Gamm, Hans-Jochen (1963a): Der braune Kult. Das Dritte Reich und seine Ersatzreligion. Hamburg.

Gamm, Hans-Jochen (1963b): Der Flüsterwitz im Dritten Reich. München.

Gamm, Hans-Jochen (1964): Führung und Verführung. Pädagogik des Nationalsozialismus. München.

Gamm, Hans-Jochen (1966): Pädagogische Studien zum Problem der Judenfeindschaft. Ein Beitrag zur Vorurteilsforschung. Neuwied.

Gamm, Hans-Jochen (1990): Führung und Verführung. Pädagogik des Nationalsozialismus. 3. Auflage der Neuausgabe von 1984. München.

Gamper, Markus; Willems, Helmut (2006): Rechtsextreme Gewalt – Hintergründe, Täter und Opfer. Fachwissenschaftliche Analyse. In: Heitmeyer, Wilhelm; Schröttle, Monika (Hrsg.): Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention. (= Veröffentlichungen der Bundeszentrale für politische Bildung Band 563). Bonn, S. 439 – 461.

Ganor, Solly (1998): Das andere Leben. Kindheit im Holocaust. 2. Auflage. Frankfurt a. M.

Garz, Detlef (1994): Sozialpsychologische Entwicklungstheorien. Von Mead, Piaget und Kohlberg bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Opladen.

Gatzemann, Thomas; Göing, Anja-Silvia (Hrsg.)(2004): Geisteswissenschaftliche Pädagogik, Krieg und Nationalsozialismus. Kritische Fragen nach der Verbindung von Pädagogik, Politik und Militär. Frankfurt a. M.

Gatzemann, Andreas (2009): Der Jugendwerkhof Torgau. Das Ende der Erziehung. Berlin.

Gay, Peter (1994): Freud für Historiker. (= Forum Psychohistorie. Bd. 2). Tübingen.

Gay, Peter (1999): Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933-1939. München.

Gay, Peter (2004): Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918 – 1933. Frankfurt a. M.

Gebhardt, Miriam (2007a): Haarer meets Spock – frühkindliche Erziehung und gesellschaftlicher Wandel seit 1933. In: Gebhardt, Miriam; Wischermann, Clemens (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart, S. 87 – 106.

Gebhardt, Miriam (2007b): „Ganz genau nach Tabelle“ – Frühkindliche Sozialisation in Deutschland zwischen Normerfüllung und Dissonanzerfahrungen der Eltern, 1915 – 1965. In: Jahrbuch für Bildungsforschung. Band 13, S. 239 – 266.

Gebhardt, Miriam (2009a): „Lehret sie, dass sie nicht um ihrer selbst willen sind.“ Frühkindliche Sozialisation im Nationalsozialismus. In: Ecarius, Jutta; Groppe, Carola; Malméde, Hans (Hrsg.): Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden, S. 221 – 244.

Gebhardt, Miriam (2009b): Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert. München.

Gehmacher, Johanna (2009): Im Umfeld der Macht: populäre Perspektiven auf Frauen der NS-Elite. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.)(2009a): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 49 – 69.

Gehrken, Eva (1997): Nationalsozialistische Erziehung in den Lagern der erweiterten Kinderlandverschickung 1940 bis 1945. Braunschweig.

Gelhaus, Dirk; Hülter, Jörn-Peter (2003): Die Ausleseschulen als Grundpfeiler des NS-Regimes. Würzburg.

Gellately, Robert (1993a): >>Die Gestapo und die >öffentliche Sicherheit und Ordnung<<<. In: Reinke, Herbert (Hrsg.): >>... nur für die Sicherheit da?...<<: Zur Geschichte der Polizei im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M., S. 94-115.

Gellately, Robert (1993b): Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945. Paderborn.

- Gellately, Robert (1995): Allwissend und allgegenwärtig? Entstehung, Funktion und Wandel des Gestapo-Mythos. In: Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (Hrsg.): Die Gestapo: Mythos und Realität. Darmstadt, S. 47 – 72.
- Gellately, Robert (2004): Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk. München.
- Gerhardt, Hans J. (2008): Nicht alle marschierten mit. Die Geschichte eines Deserteurs im Zeiten Weltkrieg. München.
- Gersdorff, Ursula von (1969): Frauen im Kriegsdienst 1914 bis 1945. Stuttgart.
- Gestrich, Andreas (1988): Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung. In: Gestrich, Andreas; Knoch, Peter; Merkel, Helga (Hrsg.): Biographie – Sozialgeschichtlich. Göttingen, S. 5-28.
- Gestrich, Andreas (1999): Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. München.
- Geulen, Christian (2004): Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert. Hamburg.
- Geulen, Dieter (1980): Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Paradigmen. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 15-49.
- Geulen, Dieter (1989): Das vergesellschaftete Subjekt - Zur Grundlegung der Sozialisationstheorie. Frankfurt a. M.
- Geulen, Dieter (1991): Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Paradigmen. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 21-54.
- Geulen, Dieter (2001): Sozialisation. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 2. 6. Auflage, S. 1409-1416.
- Geulen, Dieter (2002): Sozialisationstheoretische Ansätze. In: Krüger, Heinz-Hermann; Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen, S.83-99.
- Geulen, Dieter; Hurrelmann, Klaus (1980): Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 51-67.
- Geiss, Imanuel (1981): Das Deutsche Reich und der erste Weltkrieg. München.
- Giese, Gerhardt (1933): Staat und Erziehung. Grundzüge einer politischen Pädagogik und Schulpolitik. Hamburg.
- Giesecke, Hermann (1981): Vom Wandervogel bis zur Hitlerjugend. Jugendarbeit zwischen Politik und Pädagogik. München.
- Giesecke, Hermann (1985): Die Hitlerjugend. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 173 – 188.
- Giesecke, Hermann (1996): Das Ende der Erziehung. Neue Chancen für Familie und Schule. Stuttgart.
- Giesecke, Hermann (1998): Pädagogische Illusionen. Lehren aus 30 Jahren Bildungspolitik. Stuttgart.
- Giesecke, Hermann (1999): Hitlers Pädagogen. Theorie und Praxis nationalsozialistischer Erziehung. 2. überarbeitete Auflage. München.
- Giesen, Bernhard; Schneider, Christoph (Hrsg.)(2004): Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs. Konstanz.

- Ginzel, Günther Bernd (1984): Jüdischer Alltag in Deutschland 1933 – 1945. Düsseldorf.
- Giordano, Ralph (1987): Die zweite Schuld *oder* Von der Last ein Deutscher zu sein. Hamburg.
- Giordano, Ralph (2007): Erinnerungen eines Davongekommenen. Die Autobiographie. Köln.
- Goeb, Alexander (2001): Er war sechzehn, als man ihn hängte. Das kurze Leben des Widerstandskämpfers Bartholomäus Schink. Reinbek bei Hamburg.
- Goebbels, Joseph (1992): Tagebücher. Band 5: 1943 – 1945. München.
- Götz, Margarete (1997): Die Grundschule in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine Untersuchung der inneren Ausgestaltung der vier unteren Jahrgänge der Volksschule auf der Grundlage amtlicher Maßnahmen. Bad Heilbrunn.
- Götz, Margarete (2006): Der Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie auf den lehrplanmäßigen Unterricht in der Grundschule. In: Teistler, Gisela (Hrsg.): Lesen lernen in Diktaturen der 1930er und 1940er Jahre. Fabeln in Deutschland, Italien und Spanien. Hannover, S. 39 – 49.
- Götz von Olenhusen, Irmtraud (1987): Die Krise der jungen Generation und der Aufstieg des Nationalsozialismus. Eine Analyse der Jugendorganisationen der Weimarer Zeit. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Neue Erziehung<<, >>Neue Menschen<<: Erziehung und Bildung zwischen Kaiserreich und Diktatur. Weinheim, S. 260-278.
- Goldhagen, Daniel Jonah (1998): Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin.
- Goldhagen, Daniel Jonah (2002): Die katholische Kirche und der Holocaust. Eine Untersuchung über Schuld Sühne. Berlin.
- Goltermann, Svenja (2009): Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München.
- Gottschewsky, Lydia (1934): Männerbund und Frauenfrage. München.
- Glaser, Hermann (1962): Das Dritte Reich. Anspruch und Wirklichkeit. 3. Auflage. Freiburg.
- Glaser, Hermann (1975a): Sexualität und Aggression. Sozialpathologische Aspekte der modernen Gesellschaft. München.
- Glaser, Hermann (1975b): Ohne besondere Vorkommnisse. In: ders.; Silenius, Axel (Hrsg.): Jugend im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 48-63.
- Glaser, Hermann (1991): Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945 – 1989.
- Glaser, Hermann (2004): 1945. Beginn einer Zukunft. Bericht und Dokumentation. Aktualisierte Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Glaserfeld, Ernst von (1994): Piagets konstruktivistisches Modell: Wissen und Lernen. In: Rusch, Gebhard; Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Piaget und der radikale Konstruktivismus. Frankfurt a. M., S. 16-42.
- Goebbels, Joseph (1942) Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit. 10. Auflage. München.
- Göpfert, Rebekka (1994): Ich kam allein. Die Rettung von zehntausend jüdischen Kindern. München.
- Göpfert, Rebekka (2003): Kindertransport. Geschichte und Erinnerung. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 34 – 43.

Götte, Petra (2003): Jugendstrafvollzug im „Dritten Reich“. Diskutiert und realisiert – erlebt und erinnert. Bad Heilbrunn.

Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.

Goffman, Erving (1972): Asyle. Über die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a. M.

Goldhagen, Daniel Jonah (1996): Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin.

Goltermann, Svenja (2009): Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München.

Gotschlich, Helga (Hrsg.)(1997): Aber nicht im Gleichschritt. Zur Entstehung der FDJ. Berlin.

Gräfer, Gustav (1940): Die Deutsche Schule. In: Ministerialrat Benze, Rudolf; Regierungsdirektor Gräfer, Gustav (Hrsg.): Erziehungsmächte und Erziehungshoheit im Großdeutschen Reich. Leipzig, S. 45-76.

Gräser, Marcus (1995): Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik. Göttingen.

Graml, Hermann (1992): Integration und Entfremdung. Innanspruchnahme durch Staatsjugend und Dienstpflicht. In: Benz, Ute; Benz Wolfgang (Hrsg.): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 70 – 79.

Graml, Hermann (1993): Rassismus und Lebensraum. Völkermord im Zweiten Weltkrieg. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 440 – 451.

Grams, Wolfram (1990): Kontinuität und Diskontinuität der bildungspolitischen und pädagogischen Planungen aus Widerstand und Exil im Bildungswesen der BRD und DDR. Frankfurt a. M.

Grass, Günther (2008): Beim Häuten der Zwiebel. München.

Grau, Günther (Hrsg.)(2004): Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung. Überarbeitete Neuauflage. Frankfurt a. M.

Gravenhorst, Lerne; Tatschmurat, Carmen (Hrsg.)(1990): Töchter-Fragen. NS-Frauen-Geschichte. Freiburg.

Gravenhorst, Lerne (2009): NS-Verbrechen und asymmetrische Geschlechterdifferenz: eine kritische Auseinandersetzung mit historischen Analysen zur NS-Täterschaft. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.)(2009a): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 86 – 103.

Grayling, Anthony C. (2007): Die toten Städte. Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen München.

Greif, Gideon (2005): >>Wir weinten tränenlos...<< Augenzeugenberichte des jüdischen >Sonderkommandos<< in Auschwitz. Frankfurt a. M.

Greschat, Martin (2003): Die Haltung der deutschen evangelischen Kirchen zur Verfolgung der Juden im Dritten Reich. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 320 – 341.

Greuel, Luise (1993): Polizeiliche Vernehmung vergewaltigter Frauen. Weinheim.

Gries, Rainer (1990): Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege. Münster.

Griese, Karin (Hrsg.)(2006): Sexualisierte Kriegsgewalt und ihre Folgen. Handbuch zur Unterstützung traumatisierter Frauen in verschiedenen Arbeitsfeldern. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Frankfurt a. M.

Grisebach, Agnes-Marie (2006): Eine Frau Jahrgang 13. Eine Frau im Westen. Von Anfang zu Anfang. Frankfurt a. M.

Gröper, Reinhard (2000): Erhoffter Jubel über den Endsieg. Tagebuch eines Hitlerjungen 1943 – 1945. Stuttgart.

Gross, Johann (2000): Spiegelgrund. Leben in NS-Erziehungsanstalten. Wien.

Grossmann, Anita (1995): Eine Frage des Schweigens? Die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten. In: Sozialwissenschaftliche Informationen. Heft 24, S. 109-119.

Grossmann, Karin; Grossmann, Klaus E. (2006): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. 3. Auflage. Stuttgart.

Große Kracht, Klaus (2005): Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945. Göttingen.

Grote, Christiane; Rosenthal, Gabriele (1992): Frausein als Entlastungsargument für die biographische Verstrickung in den Nationalsozialismus? In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, S. 289 – 318.

Grube, Frank; Richter, Gerhard (1982): Alltag im Dritten Reich. So lebten die Deutschen 1933 – 1945. Hamburg.

Gruchmann, Lothar (1980): Jugendopposition und Justiz im Dritten Reich. Die Probleme bei der Verfolgung der >>Leipziger Meuten<< durch die Gerichte. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Mescellanea. Festschrift für Helmut Krausnick zum 75. Geburtstag, S. 103 – 130.

Gruchmann, Lothar (1990): Justiz im Dritten Reich. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner. 2. Auflage. München.

Gruchmann, Lothar (1993): >>Die >rechtsprechende Gewalt< im nationalsozialistischen Herrschaftssystem<<. In: Benz, Wolfgang; Buchheim, Hans; Mommsen, Hans (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft. Frankfurt a. M., S. 78 – 103.

Gruchmann, Lothar (2001): Justiz im Dritten Reich 1933-1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner. 3. verbesserte Auflage. München.

Gruchmann, Lothar (2005): Der Zweite Weltkrieg. Kriegsführung und Politik. 11., durchgesehene und aktualisierte Auflage. München.

Gruen, Arno (1986): Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau. München.

Gruen, Arno (2003): Der Fremde in uns. 2. Auflage. München.

Grün, Max von der (1996): Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich. 2. Auflage. München.

Grünberg, Kurt (1997): Schweigen und Ver-Schweigen. NS-Vergangenheit in Familien von Opfern und von Tätern oder Mitläufern. In: psychosozial. Heft II, S. 9 – 22.

Grünberg, Kurt; Straub, Jürgen (2001): Die Gegenwart der Vergangenheit. In: dies. (Hrsg.): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen, S. 7 – 38.

Grüttner, Michael (1995): Studenten im Dritten Reich. Paderborn.

Grüttner, Michael (2007): Zwischen Numerus Clausus und Dienstverpflichtung. Studentinnen im Nationalsozialismus. In: Reese, Dagmar (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 321 – 341.

Grunberger, Richard (1972): Das zwölfjährige Reich. Wien.

Grundmann, Matthias; Hoffmeister, Dieter (2007): Ambivalente Kriegskindheiten. Eine soziologische Analyseperspektive. In: Lettke, Frank; Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt a. M., S. 270 – 298.

Grunenberg, Nina (2008): Die Wundertäter: Netzwerke der deutschen Wirtschaft 1942-1966. München.

Gruner, Petra (2000a): Das Überlebens-Spiel. Sozialisation und Mentalität der Flakhelfer-Generation in der DDR. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung. Band 6, S. 329 – 349.

Gruner, Petra (2000b): Die Neulehrer – ein Schlüsselsymbol der DDR-Gesellschaft. Biographische Konstruktionen von Lehrern zwischen Erfahrungen und gesellschaftlichen Erwartungen. Weinheim.

Gruner, Wolf (1997): Der geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938 – 1943. Berlin.

Gruner, Wolf (2002): Öffentliche Wohlfahrt und Judenverfolgung. Wechselwirkung lokaler und zentraler Politik im NS-Staat 1933 – 1942. München.

Gruner, Wolf (2005): Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der >>Mischehen<< 1943. Frankfurt a. M.

Günther, Hans F. K. (1933): Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. München.

Guse, Martin (2004): „Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben“ Eine Ausstellung zu den Jugend-Konzentrationslagern Moringen und Uckermark. 1940 – 1945. 5. Auflage. Moringen.

Guse, Martin; Kohrs, Andreas (1989): Zur Entpädagogisierung der Jugendfürsorge in den Jahren 1922 – 1945. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Frankfurt a. M., S. 228 – 249.

Guse, Martin; Kohrs, Andreas; Vahsen, Friedhelm (1986): Das Jugendschuttlager Moringen – Ein Jugendkonzentrationslager. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 321 – 343.

Gutschik, Reinhold (2005): Der politische Witz im Nationalsozialismus aus Sicht der Kommunikationswissenschaft. Marburg.

Gutte, Rolf (1980): Horst-Wessel-Schule. Vorarbeiten zur Beschreibung einer Schulzeit unterm Faschismus. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 330 – 348.

Haag, Lina (1977): Eine Handvoll Staub. Frankfurt a. M.

Haar, Ingo (2009): Zur Sozialstruktur und Mitgliederentwicklung der NSDAP. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 60 – 73.

Haarer, Johanna (1934): Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. München.

Haarer, Johanna (1937): Mutterschaft und Familienpflege im neuen Reich. Vortrag von Dr. med. Johanna Haarer, Gausachbearbeiterin für rassenpolitische Fragen in der NS.-Frauensschaft. In: Beiträge zur Volkslehre und Gemeinschaftspflege. Herausgegeben von der Volksbildungskanzlei München des Landesverbandes für nationale Volkserziehung. Heft 1, S. 5 – 28.

- Haarer, Johanna (1938): Unsere kleinen Kinder. 3. Auflage. München.
- Haarer, Johanna (1939): Mutter, erzähl von Adolf Hitler! Ein Buch zum Vorlesen, Nacherzählen und Selbstlesen für kleinere und größere Kinder. München.
- Haase, Norbert (2006): Justizterror in der Wehrmacht am Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 80 – 102.
- Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: ders.; Luhmann, Niklas: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a. M., S. 101-141.
- Habermas, Jürgen (1973): Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation. In: ders.: Kultur und Kritik. Frankfurt a. M., S. 118-194.
- Habermas, Jürgen (1987): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände. 4. Auflage. Frankfurt a. M.
- Hachtmann, Rüdiger (1998): Arbeitsverfassung. In: Hockerts, Günter (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich. (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 76). München, S. 27 – 54.
- Hackett, David A. (2002): Der Buchenwald Report. München.
- Hänsel, Dagmar (2006): Die NS-Zeit als Gewinn für Hilfsschullehrer. Bad Heilbrunn.
- Haerendel, Ulrike (2004): Der Schutzlosigkeit preisgegeben: Die Zwangsveräußerung jüdischen Immobilienbesitzes und die Vertreibung der Juden aus ihren Wohnungen. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 105 – 126.
- Härtling, Peter (2003a): Leben lernen. München.
- Härtling, Peter (2003b): Nachgetragene Liebe. München.
- Hafeneger, Benno (1988): "Alle Arbeit für Deutschland": Arbeit, Jugendarbeit und Erziehung in der Weimarer Republik, unter dem Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit. Köln.
- Hafeneger, Benno; Fritz, Michael (1993): Sie starben für Führer, Volk und Vaterland. Ein Lesebuch zur Kriegsbegeisterung junger Männer. Band 3: Die Hitlerjugend. Frankfurt a. M.
- Haffner, Sebastian (1981): Anmerkungen zu Hitler. Ungekürzte Neuausgabe. Frankfurt a. M.
- Haffner, Sebastian (2004): Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933. 3. Auflage. München.
- Hage, Volker (2008): Zeugen der Zerstörung. Die Literaten im Luftkrieg. Frankfurt a. M.
- Halbwachs, Maurice (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Nachdruck. Frankfurt a. M.
- Hagemann, Karen (2001): Von Männern, Frauen und der Militärgeschichte. In: L'Homme. Heft 12, S. 144 – 153.
- Hagemann, Karen (2001): „Jede Kraft wird gebraucht“. Militäreinsatz von Frauen im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: Thoß, Bruno; Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Paderborn, S. 79 – 106.
- Hagen, Louis (1951): Follow my Leader. London.

- Halbmayer, Brigitte (2009): Sexualisierte Gewalt gegen Frauen während der NS-Verfolgung. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 141 – 155.
- Halder, Winfried (2007): Im Teufelskreis der Gewalt. Deutsche Zivilbevölkerung und sowjetische Soldaten 1944/45. Anmerkungen zu neueren Forschungsergebnissen. In: Deutschland Archiv. Heft 5, S. 815 – 823.
- Hamann, Brigitte (1996): Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. München.
- Hamann, Brigitte (2008): Hitlers Edeljude: Das Leben des Armenarztes Eduard Bloch. München.
- Hamilton, Richard F. (1982): Who voted for Hitler? Princeton.
- Hammermann, Gabriele (2006): Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/ 1945. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 122 – 148.
- Hampel, Johannes (1988): Hitlers „Mein Kampf“ als neue Bibel. Die Weltanschauung der Nationalsozialisten. In: ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 1. Machtergreifung und Machtsicherung 1933-1945. 2. Auflage. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München, S. 89-114.
- Hampel, Johannes (1988): Die Wirtschafts- und Finanzpolitik. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!“. In: ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 1. Machtergreifung und Machtsicherung 1933-1945. 2. Auflage. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München, S. 145-164.
- Hampel, Johannes (1989): „Kanonen statt Butter“. Die Wirtschaft im Dienst der Aufrüstung. In: ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 2. Friedenspropaganda und Kriegsvorbereitung 1935-1939. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 83-104.
- Hampel, Johannes (1989): „Juden raus!“. Aus der Leidensgeschichte der deutschen Juden. In: ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 2. Friedenspropaganda und Kriegsvorbereitung 1935-1939. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 133-174.
- Handro, Saskia (2006): Zwischen Identitätsstiftung und historischem Verstehen. Kriegkindheit in deutsch-deutschen Schulgeschichtsbüchern. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 233 – 262.
- Handwerk, Ute; Teegen, Frauke (2006): Deutsche Frontkrankenschwestern im II. Weltkrieg. In: Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie. Number 3, S. 127 – 138.
- Hansen, Georg (2007): Völkisch-rassistische NS-Schulpolitik im Reichsgau Wartheland und im Generalgouvernement. In: Ruchniewicz, Krzysztof; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Zwischen Zwangsarbeit, Holocaust und Vertreibung. Polnische, jüdische und deutsche Kindheiten im besetzten Polen. Weinheim, S. 63 – 70.
- Hansen-Scharberg, Inge (1998): Kindheit und Jugend. In: Krohn, Claus-Dieter; Mühlen, Patrick von zur; Paul, Gerhard; Winckler, Lutz (Hrsg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933 – 1945. Darmstadt, S. 81 – 94.
- Hansen-Schaberg, Inge (2004): Anne Frank und die anderen: Ausgrenzung, Verfolgung und Exil als Kindheitserfahrung. In: dies. (Hrsg.): Als Kind verfolgt. Anne Frank und die anderen. Berlin, S. 15 – 28.
- Hannsmann, Margarete (1991): Der helle Tag bricht an. Ein Kind wird Nazi. München.
- Hannsmann, Otto (1995): Kindheit und Jugend zwischen Mittelalter und Moderne: ein Lese-, Arbeits- und Studienbuch. Weinheim.

- Hardtmann, Gertrud (1989): Spuren des Nationalsozialismus bei nicht-jüdischen Kindern, Jugendlichen und ihren Familien. In: Cogoy, Renate; Kluge, Irene; Meckler, Brigitte (Hrsg.): Erinnerung einer Profession. Erziehungsberatung, Jugendhilfe und Nationalsozialismus. Münster, S. 231 – 240.
- Hardtmann, Gertrud (Hrsg.)(1992a): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf ihre Opfer und ihre Kinder. Gerlingen.
- Hardtmann, Gertrud (1992b): Begegnung mit dem Tod. Die Kinder der Täter. In: Psychosozial. Heft 51, S. 42 – 53.
- Hardtmann, Gertrud (1995): Die Schatten der Vergangenheit. In: Bergmann, Martin S.; Jucovy, Milton E.; Kestenberg, Judith S. (Hrsg.): Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt a. M., S. 239 – 264.
- Hardtmann, Gertrud (1998, im engl. Original erstmals 1982): Die Schatten der Vergangenheit. In: Bergmann, Martin S.; Jucovy, Milton E.; Kestenberg, Judith S. (Hrsg.): Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Frankfurt a. M., S. 239 – 261.
- Hardtmann, Gertrud (2007): 16, männlich, rechtsradikal: Rechtsextremismus – seine gesellschaftlichen und psychologischen Wurzeln. Düsseldorf.
- Harik, Sabine (2004): Nur Kalkül? Zur Selbstauflösung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins (A.D.L.V.) und zur Zwangsbeurlaubung von Frauen dieses Vereins im Frühjahr 1933. In: Ritz, Christian; Wiegmann, Ulrich (Hrsg.)(2004): Behörden und pädagogische Verbände im Nationalsozialismus. Zwischen Anpassung, Gleichschaltung und Auflösung. Bad Heilbrunn, S. 219 – 236.
- Harlan, Veit (1966): Im Schatten meiner Filme. Selbstbiographie. Gütersloh.
- Harppecht, Klaus (2007): Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand. Reinbek bei Hamburg.
- Harris, Mark Jonathan; Oppenheimer, Deborah (2000): Kindertransport. In eine fremde Welt. München.
- Harten, Hans-Christian (1996): De-Kulturation und Germanisierung. Die nationalsozialistische Rassen- und Erziehungspolitik in Polen 1939 – 1945. Frankfurt a. M.
- Harten, Hans-Christian (2006): Kindheit und nationalsozialistische Schulpolitik im besetzten Polen. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 59 – 68.
- Harten, Hans-Christian; Neirich, Uwe; schwerendt, Matthias (2006): Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reiches. Bio-bibliographisches Handbuch. Berlin.
- Hartl, Peter (2007): Belogen, betrogen und umerzogen. Kinderschicksale aus dem 20. Jahrhundert. München.
- Hartmann, Gertrud (2007): 16, männlich, rechtsradikal. Düsseldorf.
- Hartmann, Christian (2001): Massensterben oder Massenvernichtung? Sowjetische Kriegsgefangene im >>Unternehmen Barbarossa<<. In Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ) Nr. 49, S. 97-158.
- Harvey, Elisabeth (1989): Die Jugendfürsorge in der Endphase der Weimarer Republik. Das Beispiel der Fürsorgeerziehung. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Frankfurt a. M., S. 198 – 227.
- Harvey, Elisabeth (2007): >>Osteinsatz<< des Bundes Deutscher Mädel im Krieg. In: Reese, Dagmar (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 289 – 320.

- Hasubek, Peter (1972): Das deutsche Lesebuch in der Zeit des Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Literaturpädagogik zwischen 1933 und 1945. Hannover.
- Hauer, Nadine (1994): Die Mitläufer. Oder die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus für die Demokratie von heute. Opladen.
- Hauke, Reinhard (1997): Das Landjahr. Ein Stück Erziehungsgeschichte unter dem Hakenkreuz. Gelnhausen.
- Haumann, Heiko (1999): Geschichte der Ostjuden. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage. 5. Auflage. München.
- Haupt, Bernhard; Schäfer, Franz-Josef (1991): Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus. Frankfurt a. M.
- Haupt, Heinz-Gerhard; Kocka, Jürgen (1996): Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M., S. 9-46.
- Hausmann, Christopher (1990): Heranwachsen im „Dritten Reich“. Möglichkeiten und Besonderheiten jugendlicher Sozialisation im Spiegel autobiographischer Zeugnisse. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (GWU), Heft 10, S. 607-618.
- Haußer, Karl (1995): Identitätspsychologie. Berlin.
- Hayes, Peter; Wojak, Irmtraud (2000): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): >>Arisierung<< im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 7 – 14.
- Hecht, Ingeborg (1987): Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassengesetzen. München.
- Heck, Alfons (1985): A Child of Hitler. Germany in the Days When God Wore a Swastika. Phoenix.
- Heckmann, Charlotte (1995): Begleiten und Vertrauen. Pädagogische Erfahrungen im Exil 1934 – 1946. Frankfurt a. M.
- Heer, Hannes (1980): Das Fischerhuder Totenbuch. Lebensläufe aus einem deutschen Dorf. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 79 – 110.
- Heer, Hannes (2005): Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei. Berlin.
- Heer, Hannes (2008): >>Hitler war's<<. Die Befreiung der Deutschen von ihrer Vergangenheit. Berlin.
- Heer, Hannes (2010): „Und dann kamen wir nach Russland...“. Junge Soldaten im Krieg gegen die Sowjetunion. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 137 – 165.
- Hehl, Ulrich von (1993): Die Kirchen in der NS-Diktatur. Zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 153 – 181.
- Hehl, Ulrich (1996): Nationalsozialistische Herrschaft. (=Enzyklopädie deutscher Geschichte. Bd. 39). München.
- Hehl, Ulrich von (2004): Staat und Kirchen in den Anfängen der NS-Diktatur. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 127-144.

- Heiber, Helmut (1991): Universität unterm Hakenkreuz. 2 Bände. Teil 1: Der Professor im Dritten Reich. Bilder aus der akademischen Provinz. München.
- Heiber, Beatrice; Heiber, Helmut (Hrsg.)(1993): Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches. München.
- Heidenreich, Gisela (2004): Das endlose Jahr. Die langsame Entdeckung der eigenen Biographie – ein Lebensborn Schicksal. Frankfurt a. M.
- Heidenreich, Gisela (2006): Lebensbornkindheiten als Beispiele „geraubter Biographien“ –ein autobiographischer Bericht. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 171 – 174.
- Heimannsberg, Barbara; Schmidt, Christoph J. (1988): Einführung. Zur Symptomatik der Nazi-Erbenschaft. In: dies. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg, S. 7 – 12.
- Heineman, Elizabeth (1999): What a Difference does a Husband Make? Women and Martial Status in Nazi and Postwar Germany. Berkeley.
- Heinemann, Manfred (Hrsg.)(1980a): Erziehung und Schulung im Dritten Reich. Teil 1. Kindergarten, Schule, Jugend, Berufserziehung. Stuttgart.
- Heinemann, Manfred (Hrsg.)(1980b): Erziehung und Schulung im Dritten Reich. Teil 2. Hochschule, Erwachsenenbildung. Stuttgart.
- Heinemann, Manfred (1981): Umerziehung und Wiederaufbau. Die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich. Stuttgart.
- Heinesohn, Kirsten; Vogel, Barbara; Weckel, Ulrike (1997): Zwischen Karriere und Verführung. Handlungsspielräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M.
- Heinl, Peter (1994): >>Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg...<<. Seelische Wunden aus der Kriegskindheit. München.
- Heinritz, Charlotte (1985): Schlüsselszenen in Autobiographien der 1929 bis 1940 Geborenen. In: Fischer, Arthur (Hrsg.): Jugend der fünfziger Jahre – heute. (= Fischer, Arthur; Fuchs, Werner; Zinnecker (Hrsg.): Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich. Studie im Auftrag des Jugendwerks der Deutschen Shell. Band 3). Opladen, S. 7-41.
- Heinritz, Charlotte (1997): Autobiographien als erziehungswissenschaftliche Quellentexte. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, S. 341-353.
- Heinsohn, Gunnar (1995): Warum Auschwitz? Hitlers Plan und die Ratlosigkeit der Nachwelt. Reinbek bei Hamburg.
- Heinsohn, Gunnar (2000): What makes the Holocaust a uniquely unique genocide? In: Journal of Genocide Research. Number 3, S. 411 – 430.
- Heinze, Carsten (2001): Die Pädagogik an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus. Bad Heilbrunn.
- Heise, Rosemarie (1998): Aufbruch in die Illusion? Eine Jugend in der SBZ/DDR. In: Kersting, Franz-Werner (Hrsg.): Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Weinheim, S. 191 – 212.
- Heitmeyer, Wilhelm (1992): Desintegration und Gewalt. In: Pädagogisches Zentrum Berlin (Hrsg.): Schule ohne Gewalt. Band 1. Berlin, S. 3 – 16.

- Heitmeyer, Wilhelm (2007): Deutsche Zustände. Folge 5. Frankfurt a. M.
- Helbig, Ludwig (1983): „Und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben!“ Eine kleinbürgerliche Kindheit und Jugend im „Dritten Reich“. 2. Auflage. Weinheim.
- Hellfeld, Matthias von (1983): Edelweißpiraten in Köln. Jugendrebellion gegen das 3. Reich. Das Beispiel Köln-Ehrenfeld. 2. Auflage. Köln.
- Hellfeld, Matthias von (1987): Bündische Jugend und Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930-1939. Köln.
- Hellfeld, Matthias von; Klönne, Arno (1987): Die betrogene Generation. Jugend im Faschismus. Quellen und Dokumente. 2. Auflage. Köln
- Hellfeld, Matthias von (1990): Davongekommen! Erwachsenwerden im Holocaust. Frankfurt a. M.
- Hempel, Wolfgang (1998): „Ein kleiner Nazi bis zum letzten Tag“. Meine frühe Kindheit in der Nazizeit und das Kriegsende. In: Kersting, Franz-Werner (Hrsg.): Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Weinheim, S. 263 – 270.
- Henke, Klaus-Dietmar (1996): Die amerikanische Besatzung Deutschlands. 2. Auflage. München.
- Henningsen, Jürgen (1982): Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi. In: Zeitschrift für Pädagogik. Heft 28, S. 341-354.
- Henningsen, Jürgen (1985): Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 333-345.
- Hentig, Hartmut von (1983): Aufgeräumte Erfahrung. Texte zur eigenen Person. Wien.
- Hentig, Hartmut von (1993): Die Schule neu denken. Eine Übung in praktischer Vernunft. München.
- Hentig, Hartmut von (2007): Mein Leben – bedacht und bejaht. Kindheit und Jugend. München.
- Hepp, Adalbert; Löw, Martina (Hrsg.)(2008): M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession. Frankfurt a. M.
- Herbert, Ulrich (1985): Fremdarbeiter. Politik und Praxis des >>Ausländer-Einsatzes<< in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Berlin.
- Herbert, Ulrich (1989): Arbeiterschaft im Dritten Reich. Zwischenbilanz und offene Fragen. In: Geschichte und Gesellschaft, S. 320 – 351.
- Herbert, Ulrich (1995a): Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.
- Herbert, Ulrich (1995b): Rückkehr in die Bürgerlichkeit? NS-Eliten in der Bundesrepublik. In: Weisbrod, Bernd (Hrsg.): Rechtsradikalismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik. Hannover, S. 157 – 173.
- Herbert, Ulrich (2001a): Vernichtungspolitik: Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des >>Holocaust<<. In: ders. (Hrsg.): Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939 – 1945. Neue Forschungen und Kontroversen. 4. Auflage. Frankfurt a. M., S. 9-66.
- Herbert, Ulrich (2001b): Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989. Unveränderte Neuauflage. Bonn.
- Herbert, Ulrich (2003): Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert. In: Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, S. 95 – 114.

Herbst, Ludolf (1982): Der totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939 – 1945. Stuttgart.

Herbst, Ludolf (1996): Das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Frankfurt a. M.

Herbst, Ludolf (2002): Nationalsozialistische Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 172 – 187.

Herf, Jeffrey (1998): Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland. Berlin.

Herf, Jeffrey (2005): Nationalsozialistische Propaganda im Zweiten Weltkrieg. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 159 – 202.

Hering, Sabine; Schilde, Kurt (2004): Das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“. Die Organisation junger Frauen im Nationalsozialismus. Opladen.

Herkommer, Christina (2005): Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. München.

Hermant, Jost (1988): Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Hermant, Jost (1993): Als Pimpf in Polen. Erweiterte Kinderlandverschickung 1940 – 1945. Frankfurt a. M.

Herrmann, Ulrich (1978): Pädagogik und geschichtliches Denken. In: ders.; Thiersch, Hans; Ruprecht, Horst (Hrsg.): Die Entwicklung der Erziehungswissenschaft. München, S. 123 – 238.

Herrmann, Ulrich (1982): Was heißt >>Jugend<<? In Ulrich Herrmann, Ulrich; Braun, Hans; Fischer, Arthur; Wehling, Hans-Georg (Hrsg.): Jugend, Jugendprobleme, Jugendprotest. Stuttgart, S. 11 – 27.

Herrmann, Ulrich (1985a): Probleme einer „nationalsozialistischen Pädagogik“. In: ders. (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<: Der >>Erziehungsstaat<< des Dritten Reiches. Weinheim, S. 9 – 21.

Herrmann, Ulrich (1985b): „Völkische Erziehung ist wesentlich nichts anderes als Bindung“. Zum Modell nationalsozialistischer Formierung. In: ders. (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<: Der >>Erziehungsstaat<< des Dritten Reiches. Weinheim, S. 67 – 78.

Herrmann, Ulrich (1986): Jugend in der Sozialgeschichte. In: Schieder, Wolfgang; Sellin, Volker (Hrsg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. Band 4: Soziale Gruppen in der Geschichte. Göttingen, S. 133 – 155.

Herrmann, Ulrich (1987): „Neue Schule“ und „Neue Erziehung“ – „Neue Menschen“ und „Neue Gesellschaft“. Pädagogische Hoffnungen und Illusionen nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland. In: ders. (Hrsg.): „Neue Erziehung“ und „Neue Menschen“: Erziehung und Bildung zwischen Kaiserreich und Diktatur. Weinheim, S. 11-35.

Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.)(1988): Pädagogik und Nationalsozialismus. (= Zeitschrift für Pädagogik 22. Beiheft). Weinheim.

Herrmann, Ulrich (1993): Jugendpolitik in der Nachkriegszeit. Weinheim.

Herrmann, Ulrich (1994): Formationserziehung – Zur Theorie und Praxis edukativ-formativer Manipulation von jungen Menschen. In: ders.; Nassen, Ulrich (Hrsg.) (1994): Formative Ästhetik im Nationalsozialismus. Intentionen, Medien und Praxisformen totalitärer ästhetischer Herrschaft und Beherrschung. Weinheim, S. 101 – 112.

Herrmann, Ulrich ; Nassen, Ulrich (Hrsg.)(1994a): Formative Ästhetik im Nationalsozialismus. Intentionen, Medien und Praxisformen totalitärer ästhetischer Herrschaft und Beherrschung. Weinheim.

Herrmann, Ulrich; Nassen, Ulrich (1994b): Die ästhetische Inszenierung von Herrschaft und Beherrschung im nationalsozialistischen Deutschland. In: dies. (Hrsg.): Formative Ästhetik im Nationalsozialismus: Intentionen, Medien und Praxisformen totalitärer Herrschaft und Beherrschung. Weinheim, S. 9 – 12.

Herrmann, Ulrich (1996): Jugendzeit – Umbruchzeit. Jugendkrisen im Spiegel der deutschen Gesellschaftsgeschichte und Gesellschaftskrisen im Spiegel der deutschen Jugendgeschichte. In: Edelstein, Wolfgang; Sturzbecher, Dietmar (Hrsg.): Jugend in der Krise. Ohnmacht der Institutionen. Potsdam, S. 41 – 53.

Herrmann, Ulrich (1998): Vom Tode fürs Vaterland. Ein Vorwort von Ulrich Herrmann. In: Schubert-Weller, Christoph: „Kein schöner Tod...“. Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890 – 1918. Weinheim, S. 13 – 16.

Herrmann, Ulrich (Hrsg.)(2002): Protestierende Jugend. Jugendopposition und politischer Protest in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Weinheim.

Herrmann, Ulrich (2003): „ungenau in dieser Welt“ – kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 geborener in einer „Generationen“ – Lücke. In: Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, S. 159-186.

Herrmann, Ulrich (2010a): Für eine Kriegsgeschichte „von innen“. In: ders.; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 15 – 40.

Herrmann, Ulrich (2010b): „Wir wurden zu Soldaten ‚verarbeitet‘“ – oder: Wie man Soldaten für Hitlers Krieg machte. In: In: ders.; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 41 – 62.

Herrmann, Ulrich (2010c): Kriegserfahrungen – Überlebenserfahrungen – Lebenserfahrungen. Gespräche mit ehemaligen jungen Soldaten des zweiten Weltkriegs. In: ders.; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 339 - 375.

Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (2010): Zur Einführung. In: dies. (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 9 – 14.

Herzig, Arno (2005): Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. Band 491). Bonn.

Herzog, Dagmar (2005): Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München.

Herzog, Rudolph (2008): Heil Hitler, das Schwein ist tot! Lachen unter Hitler – Komik und Humor im Dritten Reich. München.

Hesse, Hermann (1982): Gesammelte Briefe. Dritter Band 1936 – 1948. Frankfurt a. M.

Hesse, Klaus; Springer, Philipp (2002): Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz. Essen.

Heß, Wolf-Rüdiger (1994): Rudolf Heß: 'Ich bereue nichts'. 3. Auflage. Graz.

Hettling, Manfred; Torp, Cornelius (Hrsg.)(2006): Hans-Ulrich Wehler. Eine lebhaftige Kampfsituation. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp. München.

Heuel, Eberhard (1989): Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933 – 1935. Frankfurt a. M.

- Heußler, Wilhelm (1940): Aufbau und Aufgaben der NS-Jugendbewegung. Würzburg.
- Heusler, Andreas (2006): Die Eskalation des Terrors. Gewalt gegen ausländische Zwangsarbeiter in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 172 – 182.
- Heydemann, Günther (1998): Integraler und sektoraler Vergleich. Zur Methodologie der empirischen Diktaturforschung. In: ders.; Jesse, Eckhard (Hrsg.): Diktaturvergleich als Herausforderung. Theorie und Praxis. Berlin, S. 227-233.
- Heydemann, Günther; Schmiechen-Ackermann, Detlef (2003): Zur Theorie und Methodologie vergleichender Diktaturforschung. In: Heydemann, Günther; Oberreuter, Heinrich (Hrsg.): Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Band 398). Bonn, 9-55.
- Heyl, Matthias (1997): Erziehung nach Auschwitz – eine Bestandsaufnahme: Deutschland, Niederlande, Israel, USA. Hamburg.
- Heyl, Matthias (2001): >>Dialektik der Aufklärung<< der anderen Art – Generationen nach Auschwitz. In: Polis, Heft 4, S. 3 – 6.
- Heyl, Matthias (2003): Zweimal Nachdenken über Martin Walsers >>Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede<<. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 75-99.
- Hierl, Konstantin (1941): Ausgewählte Schriften und Reden. Band 2. München.
- Hilberg, Raul (1999): Die Vernichtung der europäischen Juden. 3 Bände. 9. durchgesehene Auflage. Frankfurt a. M.
- Hilberg, Raul (2002): Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und Interpretieren. Frankfurt a. M.
- Hilberg, Raul (2003): Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933 – 1945. 4. Auflage. Frankfurt a. M.
- Hilberg, Raul (2008): Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers. Frankfurt a. M.
- Hildebrandt, Dieter (2008): Ich musste immer lachen. Dieter Hildebrandt erzählt sein Leben. München.
- Hildebrand, Klaus (1990): Deutsche Außenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma? 5., mit einem Nachwort versehene, Auflage. Stuttgart.
- Hildebrand, Klaus (2001): Universitäten im Dritten Reich. Eine historische Betrachtung. In: Kohnle, Armin; Engehausen, Frank (Hrsg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für E. Wolgast zum 65. Geburtstag. Stuttgart, S. 194-202.
- Hildebrand, Klaus (2003): Das Dritte Reich. 6. neubearbeitete Auflage. München.
- Hilger, Andreas (2000): Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion 1941 – 1956. Kriegsgefangenschaft, Lageralltag und Erinnerung. Essen.
- Hilgers, Micha (1996): Scham. Gesichter eines Affekts. Göttingen.
- Hilgers, Micha (2006): Scham. Gesichter eines Affekts. 3. überarbeitete Auflage. Göttingen.
- Hiller, Friedrich (Hrsg.)(1936): Deutsche Erziehung im neuen Staat. 2. Auflage. Berlin.
- Hillel, Marc; Henry, Clarissa (1975): Lebensborn e. V. Im Namen der Rasse. Wien.

- Hillgruber, Andreas (1980): Unter dem Schatten von Versailles. Die außenpolitische Belastung der Weimarer Republik: Realität und Perzeption bei den Deutschen. In: Erdmann, Karl Dietrich; Schulze, Hagen (Hrsg.): Selbstpreisgabe einer Demokratie. Düsseldorf, S. 51-67.
- Hillgruber, Andreas (1982): Endlich genug über Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg? Forschungsstand und Literatur. Düsseldorf.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie. 4. Auflage. Stuttgart.
- Himmeler, Katrin (2005): Die Brüder Himmeler. Eine deutsche Familiengeschichte. Frankfurt a. M.
- Hirschfeld, Gerhard; Jersak, Tobias (Hrsg.)(2004): Karrieren im Nationalsozialismus. Funktionseliten zwischen Mitwirkung und Distanz. Frankfurt a. M.
- Hirschmann, Maria Anne (2006): Vom Hakenkreuz zum Kreuz. Asslar.
- Hitler, Adolf (1933): Mein Kampf. 66. Auflage. München.
- Hitlers politisches Testament. (1981). Hamburg.
- Hockerts, Hans Günter (1983): Die Goebbelsstagebücher 1932 – 1941. Eine neue Hauptquelle zur Erforschung der nationalsozialistischen Kirchenpolitik. In: ders.; Albrecht, Dieter; Mikat, Paul; Morsey, Rudolf (Hrsg.): Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag. Berlin, S. 359 – 392.
- Hockerts, Hans Günter (1998): Einführung. In: ders. (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich. (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 76). München, S. 7 – 26.
- Hockerts, Hans Günter (2000): Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: Bauer, Theresia; Süß, Winfried (Hrsg.): NS-Diktatur, DDR, Bundesrepublik. Drei Zeitgeschichten des vereinigten Deutschland. Werkstattberichte. Neuried, S. 13 – 46.
- Hodek, Johannes (1984): >>Sie wissen, wenn man Heroin nimmt...<<. Von Sangeslust und Gewalt im Naziliedern. In: Heister, Hans-Werner; Klein, Hans-Günter (Hrsg.): Musik und Musikpolitik im faschistischen Deutschland. Frankfurt a. M., S. 19 – 35.
- Höffer-Mehlmer, Markus (2003): Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres. Baltmannsweiler.
- Höffer-Mehlmer, Markus (2007): Sozialisation und Elternratschlag. Elternratgeber nach 1945. In: Gebhardt, Miriam; Wischermann, Clemens (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart, S. 71 – 85.
- Hoegner, Wilhelm (1975): Der schwierige Außenseiter. München.
- Hoegner, Wilhelm (1977): Flucht vor Hitler. Erinnerungen an die Kapitulation der ersten deutschen Republik 1933. München.
- Höhn, Reinhard (1934): Vom Wesen der Gemeinschaft. Berlin.
- Höb, Rudolf (1978): Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höb. Herausgegeben von Martin Broszat. 4. Auflage. München.
- Hofer, Walther (1986): Stufen der Judenverfolgung im Dritten Reich 1933-1939. In: Strauss, Herbert A.; Kampe, Norbert (Hrsg.): Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust. Frankfurt a. M., S. 172 – 185.
- Hofer, Walther (2004): Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. 49. Auflage. Frankfurt a. M.

- Hoffmann, Christa (1992): Stunden Null? Vergangenheitsbewältigung in Deutschland 1945 und 1989. Bonn.
- Hoffmann, Hilmar (1988): >>Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit<<. Propaganda im NS-Film. Band 1. Frankfurt a. M.
- Hoffmann, Hilmar (1991): Die Funktion von Film und Kino im Dritten Reich. In: ders.; Klotz, Heinrich (Hrsg.): Die Kultur unseres Jahrhunderts 1933-1945. Düsseldorf.
- Hoffmann, Lutz (1991): Das >Volk<. Zur ideologischen Struktur eines unvermeidbaren Begriffs. In: Zeitschrift für Soziologie. Heft 3, S. 191 – 208.
- Hoffmann, Walter (1992): Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Emanzipation – Identität – Kontinuität. In: Neue Sammlung. Heft 1, S. 53 – 64.
- Hohmann, Christine (2007): Dienstbares Begleiten und später Widerstand. Der nationale Sozialist Adolf Reichwein im Nationalsozialismus. Bad Heilbrunn.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung. Hamburg.
- Holzträger, Hans (1995): Kampfeinsatz der Hitler-Jugend im Chaos der letzten Kriegsmonate. Dinklage.
- Hopfer, Ines (2010): Geraubte Identität. Die gewaltsame „Eindeutschung“ von polnischen Kindern in der NS-Zeit. Köln.
- Hornung, Ela; Langthaler, Ernst; Schweitzer, Sabine (2005): Zwangsarbeit in der Landwirtschaft. In: Echterkamp, J. (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 577 – 660.
- Horsinga-Renno, Mireille (2008): Der Arzt von Hartheim. Wie ich die Wahrheit über die Nazi-Vergangenheit meines Onkels herausfand. Reinbek bei Hamburg.
- Huber, Engelbert (1933): Das ist Nationalsozialismus. Stuttgart.
- Hubertus, Adam; Aßhauer, Martin (2007): Flüchtlingskinder – Individuelles Trauma, Versöhnungsprozess und soziale Rekonstruktion. In: Fookien, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 155 – 168.
- Hübner-Funk, Sibylle (1990): Die „Hitlerjugend Generation“: Umstrittenes Projekt und streitbares Subjekt der deutschen Zeitgeschichte. In: Prokla 20, Heft 80, S. 84 – 98.
- Hübner-Funk, Sibylle (2005): Hitlers Garanten der Zukunft. Biographische Brüche. Historische Lektionen. 2. erweiterte Auflage. Potsdam (= Potsdamer Studien, Band 10).
- Hübner-Funk, Sibylle (2006): Lebenslanges Überleben. Nationalsozialistische Kriegskindheiten in der Retrospektive. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 281 – 295.
- Huerkamp, Claudia (1996): Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900 – 1945. Göttingen.
- Hüttenberger, Peter (1969): Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP. Stuttgart.
- Hüttenberger, Peter (1976): Nationalsozialistische Polykratie. In: Geschichte und Gesellschaft. Heft 4, S. 417 – 442.

- Hüttmann, Jens (1998): „Positiver Nachweis des Mitmachens“: Arno von Lepinsky, eine Fallstudie in Manipulation biographischer Erinnerung. In: Zeitschrift für Politische Psychologie. Heft 4, S. 337 – 349.
- Hultenberg, Peer (1987): Scham – eine überschattete Emotion. In: Analytische Psychologie. Heft 18, S. 84 – 104.
- Hurrelmann, Klaus (1983): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Heft 3, S. 91-103.
- Hurrelmann, Klaus (1991): Bio-psycho-soziale Entwicklung - Versuche, Sozialisationstheorie wirklich interdisziplinär zu machen. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Heft 2, S. 98-104.
- Hurrelmann, Klaus (2002): Einführung in die Sozialisationstheorie. 8., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim.
- Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (1991a): Gegenstands und Methodenfragen der Sozialisationsforschung. In: Dies. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 3-20.
- Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.) (1991b): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim.
- Huster, Gabriele (1983): Das Bild der Frau in der Malerei des deutschen Faschismus. In: Frauen unterm Hakenkreuz. Berlin, S. 64 – 73.
- Jacobeit, Sigrid; Jacobeit, Wolfgang (1995): Alltagsgeschichte als Sozialgeschichte oder Alltagsgeschichte kontra Sozialgeschichte? In: Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner (Hrsg.): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus. Münster, S. 280-293.
- Jacobeit, Sigrid; Jacobeit, Wolfgang (1998): Illustrierte Alltagsges- und Sozialgeschichte Deutschlands. 1900-1945. Münster.
- Jacobs, Ingeborg (2008): Freiwild. Das Schicksal deutscher Frauen 1945. Berlin.
- Jacobs, Ingeborg (2010): Wolfskind. Die unglaubliche Lebensgeschichte des ostpreußischen Mädchens Liesabeth Otto. Berlin.
- Jacoby, Mario (1997): Scham-Angst und Selbstwertgefühl. In: Kühn, Rolf; Raub, Michael, Titze, Michael (Hrsg.): Scham – ein menschliches Gefühl. Kulturelle, psychologische und philosophische Perspektiven. Opladen, S. 159 – 168.
- Jäckel, Eberhard; Kuhn, Axel (Hrsg.)(1980): Adolf Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924. Stuttgart.
- Jäckel, Eberhard (1981): Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft. Erweiterte und überarbeitete Neuauflage. Stuttgart.
- Jäckel, Eberhard (1986): Hitlers Herrschaft. Vollzug einer Weltanschauung. Stuttgart.
- Jäger, Wolfgang; Schubert, Ludwig; Tiedemann, Heinrich von; Fissen, Dethardt (1959): Es begann am 30. Januar. 3. Auflage. München.
- Jahnke, Karl-Heinz (1977): Jungkommunisten im Widerstandskampf gegen den Hitlerfaschismus. Berlin (Ost).
- Jahnke, Karl-Heinz (1985): Jugend im Widerstand 1933 – 1945. 2. Auflage. Frankfurt a. M.

Jahnke, Karl-Heinz (1991): Zur Rolle der deutschen Jugend im Zweiten Weltkrieg – Stand und Perspektive der historischen Forschung. In: Koch, Ingo (Hrsg.): Deutsche Jugend im Zweiten Weltkrieg. Beiträge eines Kolloquiums der Forschungsgruppe ‚Jugendgeschichte‘ des Fachbereiches Geschichtswissenschaften der Uni Rostock. Rostock, S. 9 – 24.

Jahnke, Karl-Heinz (1993): Hitlers letztes Aufgebot. Deutsche Jugend im sechsten Kriegsjahr 1944/45. Essen.

Jahnke, Karl Heiz (2003): Jugend unter der NS-Diktatur 1933-1945. Eine Dokumentation. Rostock.

Jamin, Mathilde (2006): Kindheitserinnerungen an den Bombenkrieg. Interviews im Rahmen der Ausstellung „Maikäfer flieg...“ des Ruhrlandmuseums Essen. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 19 – 30.

Jandrisits, Vera (2007): Zur Struktur des Fürsorgewesens im NS-Wien. In: Berger, Ernst (Hrsg.): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, 139 – 158.

Janka, Franz (1997): Die braune Gesellschaft. Ein Volk wird formatiert. Stuttgart.

Janßen, Karl-Heinz (1975): Eine Welt brach zusammen. In: Glaser, Hermann; Silenius, Axel (Hrsg.): Jugend im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 88-96.

Janus, Ludwig (2006): Belastende Kriegserfahrungen der Mütter und die prägende Wirkung von vorgeburtlichem Stress. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 27 – 36.

Jaraus, Konrad (2004): Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945 – 1995. Bonn.

Jarmula, Cecylia (2009): Die Indoktrination durch Sprache am Beispiel der Lehrwerke der Nazi- und der DDR-Zeit. Dresden.

Jasper, Gotthard (1992): Der „Geist von Weimar“. Die Grundentscheidungen der Weimarer Verfassung und ihre Bewährung. In: Stammen, Theo (Hrsg.): Die Weimarer Republik. Band 1. Das schwere Erbe 1918-1923. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. 2. Auflage. München, S. 147-190.

Jaspers, Karl (1965): Die Schuldfrage. In: ders.: Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945-1965. München.

Jens, Inge; Jens, Walter (2007): Katias Mutter. Das außerordentliche Leben der Hedwig Pringsheim. Reinbek bei Hamburg.

Jensen, Olaf; Welzer, Harald (2001): „Marschier, Lieder gesungen und Sport getrieben – das fanden wir schön“. Sport als Attraktionselement im intergenerationellen Gespräch über den Nationalsozialismus. In: SportZeit. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft. Heft 1, S. 57-70.

Jeroschek, Günter (2003): Vertreibungsschicksale in Psychoanalysen. In: Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen. (= psychosozial. Heft II). Gießen, S. 45 – 50.

Jesse, Eckhard (1992): Der Reichstagsbrand und seine >>Aufklärer<<. Ein Fälschungsskandal geht zu Ende. In: Corino, Karl (Hrsg.): Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik. Unveränderte Neuauflage. Reinbek bei Hamburg, S. 106-127.

Jetter, Monika (2004): Mein Kriegsvater. Versuch einer Versöhnung. Hamburg.

Jodda-Flintrop, Stefanie (2010): „Wir sollten intelligente Mütter werden“. Nationalpolitische Erziehungsanstalten für Mädchen. 3. Auflage. Norderstedt.

Johansen, Erna M. (1986): >Ich wollt‘, ich wäre nie geboren<. Kinder im Krieg. Frankfurt a. M.

John, Eckhard (2007): >>Brüder zur Sonne zur Freiheit<<. Zur Topographie des politischen Liedes im 20. Jahrhundert. In: Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (Hrsg.): Good-bye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts. Essen, S. 51 – 78.

Johnson, Eric A. (2001): Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche. Berlin.

Johnson, Eric A.; Reuband, Karl-Heinz (2006): What we knew. Terror, Mass Murder, and everyday life in Nazi Germany. An Oral History. Cambridge.

Johr, Barbara; Sander, Helke (Hrsg.) (2005): BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder. Neuauflage. Frankfurt a. M.

Jovy, Michael (1984): Jugendbewegung und Nationalsozialismus. Neuauflage. Münster.

Jünger, Ernst (1986; ursprünglich 1920): In Stahlgewittern. 30. Auflage. Stuttgart.

Jürgens, Birgit (1994): Zur Geschichte des BDM (Bund deutscher Mädel) von 1923 bis 1939. Frankfurt a. M.

Jureit, Ulrike (1995): Erziehen, Strafen, Vernichten. Jugendkriminalität und Jugendstrafrecht im Nationalsozialismus. Münster.

Jureit, Ulrike; Meyer, Beate (1994): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 6 – 25.

Jureit, Ulrike (2006a): Generationenforschung. Göttingen.

Kästner, Erich (1999): Erich Kästner. Notabene 45. Ein Tagebuch. 4. Auflage. München.

Kästner, Erich (2000): Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. 16. Auflage. München.

Kallis, Aristotle A. (2005): Der Niedergang der Deutungsmacht. Nationalsozialistische Propaganda im Kriegsverlauf. In: Echterkamp, J. (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 203 – 250.

Kandel, Eric (2006): Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes. München.

Kanz, Heinrich (1990): Der Nationalsozialismus als pädagogisches Problem. Deutsche Erziehungsgeschichte 1933 – 1945. 2. verbesserte und ergänzte Auflage. Frankfurt a. M.

Kaplan, Marion (2003): Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland. Berlin.

Kappeler, Manfred (2000): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit. Marburg.

Kappelt, Olaf (1997): Die Entnazifizierung in der SBZ sowie die Rolle und der Einfluß ehemaliger Nationalsozialisten in der DDR als ein soziologisches Phänomen. Hamburg.

Karasek, Hellmut (2006): Auf der Flucht. Erinnerungen. Berlin.

Karutz, Annemarie (2003): Von der Idealisierung des Nationalsozialismus zur Idealisierung des Kommunismus. Eine biographietheoretische Verlaufsstudie früherer SED-Genossen von 1990 bis 1999. Gießen.

Kaschuba, Wolfgang; Lipp, Carola (1980): Kein Volk steht auf, kein Sturm bricht los. Stationen dörflichen Lebens auf dem Weg in den Faschismus. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 111 – 155.

- Kater, Michael H. (1974): Das „Ahnenerbe“ der SS 1935-1945. Stuttgart.
- Kater, Michael H. (1977): Bürgerliche Jugendbewegung und Hitlerjugend in Deutschland von 1926 bis 1939. In: Archiv für Sozialgeschichte, Heft 17, S. 127-174.
- Kater, Michael H. (1983a): The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919 – 1945. Cambridge/ Massachusetts.
- Kater, Michael H. (1983b): Frauen in der NS-Bewegung. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 31, S. 202-241.
- Kater, Michael H. (1985a): Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933. In: Geschichte und Gesellschaft 11, S. 217-243.
- Kater, Michael H. (1985b): Die deutsche Elternschaft im nationalsozialistischen Erziehungssystem. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Familie. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 79-101.
- Kater, Michael H. (1987): Jugendbewegung und Hitlerjugend in der Weimarer Republik. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Neue Erziehung<<, >>Neue Menschen<<: Erziehung und Bildung zwischen Kaiserreich und Diktatur. Weinheim, S. 279-303.
- Kater, Michael H. (1995): Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus. Köln.
- Kater, Michael H. (2005): Hitler Jugend. Darmstadt.
- Kaufmann, Günter (1943): Das kommende Deutschland. Die Erziehung der Jugend im Reich Adolf Hitlers. Berlin.
- Kebbedies, Frank (2000): Außer Kontrolle. Jugendkriminalpolitik in der NS-Zeit und der frühen Nachkriegszeit. Essen.
- Keilson, Hans (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische Follow-up-Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden. Stuttgart.
- Keilson, Hans (1992a): Trennung und Traumatisierung. Jüdische Kinder im Untergrund in Holland während deutscher Besatzung 1940 – 1945. In: Benz, Ute; Benz, Wolfgang (Hrsg.): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 40 – 57.
- Keilson, Hans (1992b): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. In: Hardtmann, Gertrud (Hrsg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen, S. 69 – 79.
- Keim, Wolfgang (Hrsg.) (1988): Pädagogen und Pädagogik im Nationalsozialismus – Ein unerledigtes Problem der Erziehungswissenschaft. Frankfurt a. M.
- Keim, Wolfgang (1995): Erziehung unter der Nazi-Diktatur. Band I. Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung. Darmstadt.
- Keim, Wolfgang (1997): Erziehung unter der Nazi-Diktatur. Band II: Kriegsvorbereitung, Krieg und Holocaust. Darmstadt.
- Keim, Wolfgang (2006): Faschismusbearbeitung als Grundlage kritischer Pädagogik. Die singuläre Position Hans-Jochen Gamms in der bundesdeutschen Erziehungswissenschaft. In: ders.; Steffens, Gerd (Hrsg.): Bildung und gesellschaftlicher Widerspruch. Hans-Jochen Gamm und die deutsche Pädagogik seit dem Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a. M., S. 63 – 92.
- Keller, Barbara (1996): Rekonstruktion von Vergangenheit. Vom Umgang der „Kriegsgeneration“ mit Lebenserinnerungen. Opladen.

- Keller, Sven (2006): Verbrechen in der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Überlegungen zu Abgrenzung, Methodik und Quellenkritik. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 25 – 50.
- Kellerhoff, Sven Felix (2009): Die Erfindung des Parteimitglieds. Rhetorik des Herauswindens: Wie heute die NSDAP-Mitgliedschaft kleingeredet wird. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 167 – 180.
- Kellermann, Natan P. F. (2008): Die Kinder der Child Survivors. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 57 – 74.
- Kemnitz, Heidemarie (2006): Schulische Mädchenerziehung im nationalsozialistischen Deutschland. In: Horn, Klaus-Peter; Tenorth, Heinz-Elmar; Ogasawara, Michio; Sakakoshi, Masaki; Yamana, Jun; Zimmer, Hasko (Hrsg.): Pädagogik im Militarismus und im Nationalsozialismus. Japan und Deutschland im Vergleich. Bad Heilbrunn, S. 179 – 192.
- Kempowski, Walter (1999): Haben Sie davon gewußt? Deutsche Antworten (= Die deutsche Chronik. Bd. VI). 2. Auflage. München.
- Kempowski, Walter (2007): Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch. 2. Auflage. München.
- Kenkmann, Alfons (1991): Navajos, Kittelbach- und Edelweißpiraten. Jugendliche Dissidenten im „Dritten Reich“. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 138 – 158.
- Kenkmann, Alfons (2002): Wilde Jugend. Lebenswelt Großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform. Neuauflage. Essen.
- Kenkmann, Alfons (2008): Zwischen Nonkonformität und Widerstand. Abweichendes Verhalten unter nationalsozialistischer Herrschaft. In: Süß, Dietmar; Süß, Winfried (Hrsg.): Das >>Dritte Reich<<. Eine Einführung. München, S. 143 – 162.
- Kernberg, Otto F. (1999): Massenpsychologie durch die analytische Linse. In: psychosozial. Heft IV, S. 95 – 110.
- Kernberg, Otto F. (2000): Ideologie, Konflikt und Führung. Psychoanalyse von Gruppenprozessen und Persönlichkeitsstruktur. Stuttgart.
- Kernberg, Otto F. (2002): Affekt, Objekt und Übertragung. Aktuelle Entwicklungen der psychoanalytischen Theorie und Technik. Gießen.
- Kershaw, Ian (1981): Alltägliches und Außeralltägliches: Ihre Bedeutung für die Volksmeinung 1933-1939. In: Peukert, Detlev; Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus. Wuppertal, S. 273-292.
- Kershaw, Ian (1983): How effective was Nazi Propaganda? In: Welch, David (Hrsg.): Nazi Propaganda. The Power and the Limitations. London.
- Kershaw, Ian (1998): Hitler. 1889-1936. 2. Auflage. Stuttgart.
- Kershaw, Ian (1999): Hitler. 1936-1945. Stuttgart.
- Kershaw, Ian (2001): Hitlers Macht. Das Profil der NS-Herrschaft. 3. Auflage. München.
- Kershaw, Ian (2003): Der Hitlermythos. Führerkult und Volksmeinung. 2. Auflage. München.
- Kershaw, Ian (2006): Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick. 4. Auflage der 1999 erschienenen erweiterten und bearbeiteten Neuauflage. Reinbek bei Hamburg.

Kershaw, Ian (2007): Soziale Motivation und Führerbindung im Staat Hitlers. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Martin Broszat, der >Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar, S. 76 – 84.

Kersting, Franz-Werner (Hrsg.)(1998): Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Weinheim.

Kersting, Franz-Werner (1999): Wehrmacht und Schule im „Dritten Reich“. In: Müller, Rolf-Dieter; Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität. München, S. 436 – 455.

Kersting, Franz-Werner (2002): Helmut Schelskys >>Skeptische Generation<< von 1957. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (VfZ), Heft 3, S. 465-495.

Kertesz, Julia (2003): Von Auschwitz ins Volkswagenwerk. Erinnerungen an KZ-Haft und Zwangsarbeit. In: Distel, Barbara (Hrsg.): „Wir konnten die Kinder doch nicht im Stich lassen!“ Frauen im Holocaust. Gerlingen, S. 157 – 188.

Kessler, Hannelore (1981): „Die deutsche Frau“. Nationalsozialistische Frauenpolitik im „Völkischen Beobachter“. Jahrgänge 1933 und 1939. Köln.

Kessler, Matthias (2002): >>Ich muß meinen Vater doch lieben, oder?<<: die Lebensgeschichte der Monika Göth, der Tochter des KZ-Kommandanten aus >>Schindlers Liste<<. Frankfurt a. M.

Kestenberg, Judith; Kestenberg, Milton (1992): Die Verfolgung von Kindern durch die Nazis. In: Hardtmann, Gertrud (Hrsg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf ihre Opfer und ihre Kinder. Gerlingen, S. 80 – 92.

Kettenacker, Lothar (1981): Sozialpsychologische Aspekte der Führer-Herrschaft. In: ders.; Hirschfeld, Lothar (Hrsg.): Der „Führerstaat“: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches. Stuttgart, S. 98-132.

Kettenacker, Lothar (Hrsg.) (2003): Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-45. Berlin.

Kielar, Wieslaw (2004): Anus Mundi. Fünf Jahre Auschwitz. 10. Auflage. Frankfurt a. M.

Kilian, Katrin A. (2005): Kriegsstimmungen. Emotionen einfacher Soldaten in Feldpostbriefen. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 251 – 288.

Kinder in Uniform. Generationen im Gespräch über Kindheit und Jugend in zwei deutschen Diktaturen. 2008.

Kindleberger, Charles P. (1972): Die Weltwirtschaftskrise 1923-1939. München.

Kinz, Gabriele (1990): Der Bund deutscher Mädel. Ein Beitrag zur außerschulischen Mädchenerziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Kjendsli, Veslemoy (1988): Kinder der Schande. Berlin.

Klafki, Wolfgang (Hrsg.)(1988a): Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. Weinheim.

Klafki, Wolfgang (1988b): Politische Identitätsbildung und frühe Berufsorientierung in Kindheit und Jugend unter dem Nationalsozialismus – Autobiographische Rekonstruktionen. In: ders. (Hrsg.): Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. Weinheim, S. 131-183.

- Klafki, Wolfgang (1989): Kann Erziehungswissenschaft zur Begründung pädagogischer Zielsetzungen beitragen? Über die Notwendigkeit, bei pädagogischen Entscheidungsfragen hermeneutische, empirische und ideologiekritische Untersuchungen mit diskursethischen Erörterungen zu verbinden. In: Röhrs, Hermann; Scheuerl, Hans (Hrsg.): Richtungsstreit in der Erziehungswissenschaft und pädagogische Verständigung. Frankfurt a. M., S. 147 – 159.
- Klafki, Wolfgang (1990a): Abschied von der Aufklärung? Grundzüge eines bildungstheoretischen Gegenentwurfs. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Abschied von der Aufklärung? Opladen, S. 91 – 104.
- Klafki, Wolfgang (1990b): Bericht über das Podium. „Pädagogik im Nationalsozialismus“. In: Zeitschrift für Pädagogik. 25. Beiheft. Weinheim, S. 35 – 55.
- Klafki, Wolfgang (1991): Typische Faktorenkonstellationen für Identitätsbildungsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus im Spiegel autobiographischer Berichte. In: Berg, Christa; Eller-Rüttgart, Sieglind (Hrsg.): >>Du bist nichts, Dein Volk ist alles<<: Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim, S. 159 – 172.
- Klafki, Wolfgang (1996): Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. 5. Auflage. Weinheim.
- Klafki, Wolfgang (1998): Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus in autobiografischer Sicht. Marburg. (<http://archiv.ub.uni-marburg.de/sonst/1998/0003/k11.html>).
- Klafki, Wolfgang (2002a): Die bildungstheoretische Didaktik im Rahmen kritisch-konstruktiver Erziehungswissenschaft. In: Gudjons, Herbert; Teske, Rainer; Winkel, Rita (Hrsg.): Didaktische Theorien. 11. Auflage. Hamburg, S. 13 – 34.
- Klafki, Wolfgang (2002b): Schultheorie, Schulforschung und Schulentwicklung in politisch-gesellschaftlichem Kontext. Ausgewählte Studien. Weinheim.
- Klafki, Wolfgang; Braun, Karl-Heinz (2007): Wege pädagogischen Denkens. Ein autobiographischer und erziehungswissenschaftlicher Dialog. München.
- Klaus, Martin (1983): Mädchenerziehung zur Zeit der faschistischen Herrschaft in Deutschland. Der Bund Deutscher Mädel. 2 Bände. Frankfurt a. M.
- Klaus, Martin (1986): Freiwillige Integration und Objektbestimmung – Wie Mädchen des BDM erleben konnten. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 455-465.
- Klaus, Martin (1998): Mädchen im Dritten Reich. Der Bund Deutscher Mädel (BDM). 3. aktualisierte Auflage. Köln.
- Klee, Ernst (1992): Persilscheine und falsche Pässe. Wie die Kirchen den Nazis halfen. Frankfurt a. M.
- Klee, Ernst (2004a): Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer. 3. Auflage. Frankfurt a. M.
- Klee, Ernst (2004b): >>Euthanasie<< im NS-Staat. Die Vernichtung >>lebensunwerten Lebens<<. 11. Auflage. Frankfurt a. M.
- Klee, Ernst (2005): Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a. M.
- Klein, Silvia; Stelmaszyk, Bernhard (1991): Eberhard Köbel ‚tusk‘. Ein biographisches Porträt über die Jahre 1907 bis 1945. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 102 – 137.
- Klemperer, Victor (1995a): Ich will Zeugnis Ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933-1945. Band 1. Berlin.

Klemperer, Victor (1995b): Ich will Zeugnis Ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933-1945. Band 2. Berlin.

Klemperer, Victor (2005): „LTI“. Notizbuch eines Philologen. 20. Auflage. Leipzig.

Klessmann, Christoph (1980): Die Zerstörung des Schulwesens als Bestandteil deutscher Okkupationspolitik im Osten am Beispiel Polens. In: Heinemann, Manfred (Hrsg.): Erziehung und Schulung im Dritten Reich. Band 1. Stuttgart, S. 176 – 192.

Klessmann, Christoph (1989): Nicht nur Hitlers Krieg. Der Zweite Weltkrieg und die Deutschen. Düsseldorf.

Klewitz, Marion (1987): Lehrersein im Dritten Reich. Analysen lebensgeschichtlicher Erzählungen zum beruflichen Selbstverständnis. Weinheim.

Klier, Freya (1998): Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern. Berlin.

Klönne, Arno (1958): Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich. Hannover.

Klönne, Arno (1980): Zur >>bündischen Opposition<< im Dritten Reich. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 12, S. 123 – 128.

Klönne, Arno (1985a): Widersprüche der HJ-Sozialisation. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der >>Erziehungsstaat<< des Dritten Reiches. Weinheim, S. 206 – 215.

Klönne, Arno (1985b): Bündische Jugend, Nationalsozialismus und NS-Staat. In: Schmäddecke, Jürgen; Steinbach, Peter (Hrsg.): Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler. München, S. 182-189.

Klönne, Arno (1986): Sozialisation in der Hitlerjugend. In: Otto, Hans-Uwe; Sünder, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 467-476.

Klönne, Arno (1988): „Jugendeinheit – deutsche Einheit“. Die Bemühungen um eine gesamtdeutsche Jugendvertretung 1946-1948. In: Deutschlandarchiv. Heft 6, S. 624 – 633.

Klönne, Arno (1989): Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte, Ziele, Wirkungen. München.

Klönne, Arno (1991): Zur Traditionspflege nicht geeignet. Wie die deutsche Öffentlichkeit nach 1945 mit der Geschichte jugendlicher Opposition im „Dritten Reich“ umging. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 295 – 310.

Klönne, Arno (1990): Jugend im Nationalsozialismus – Ansätze und Probleme der Aufarbeitung. In: Keim, Wolfgang (Hrsg.): Pädagogen und Pädagogik im Nationalsozialismus – ein unerledigtes Problem der Erziehungswissenschaft. 2. durchgesehene Auflage. Frankfurt a. M., S. 79 – 88.

Klönne, Arno (1993): Jugend im Dritten Reich. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 218 – 239.

Klönne, A. (1998): Jugend in der deutschen Gesellschaft von 1900 bis in die Fünfziger Jahre. Kurseinheit 3. Umerziehung, Aufbau und Kulturkonflikt. Zur Geschichte der Jugend im geteilten Deutschland von 1945 bis in die Fünfziger Jahre. FernUniversität Hagen.

Klönne, Arno (2000): „Antikapitalistische Sehnsucht“. Vom „Deutschen Sozialismus“ zur Rassenpolitik. Ein Kapitel aus der Geschichte der Hitlerjugendgeneration. In: Dust, Martin; Sturm, Christoph; Weiß, Edgar (Hrsg.): Pädagogik wider das Vergessen. Festschrift für Wolfgang Keim. Kiel, S. 301 – 307.

Klönne, Arno (2003): Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner. Neuauflage. Köln.

Klönne, Irmgard (1990): „Ich spring in diesem Ringe“. Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung. Pfaffenweiler.

Klönne, Irmgard (1998a): Jugend in der deutschen Gesellschaft von 1900 bis in die Fünfziger Jahre. Kurseinheit 1. Geschlechterverhältnis und Jugendbewegung. Zur Geschichte der Jugend in Deutschland von der Jahrhundertwende bis zur Weimarer Republik. FernUniversität Hagen. Fachbereich Erziehungswissenschaften.

Klönne, Irmgard (1998b): Jugend in der deutschen Gesellschaft von 1900 bis in die Fünfziger Jahre. Kurseinheit 2. Bewegung, Formierung, Abweichung. Zur Geschichte der Jugend in Deutschland von der Weimarer Republik bis zum Ende des „Dritten Reiches“. FernUniversität Hagen. Fachbereich Erziehungswissenschaften.

Klönne, Irmgard (2000): Jugend weiblich und bewegt. Mädchen und Frauen in deutschen Jugendbünden. Neuauflage der Arbeit von 1990. Stuttgart.

Klönne, Irmgard (2007): Kontinuitäten und Brüche: Weibliche Jugendbewegung und Bund Deutscher Mädel. In: Reese, Dagmar (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 41 – 88.

Klüger, Ruth (2005): Weiterleben. Eine Jugend. 13. Auflage. München.

Kluge, Ulrich (1985): Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Wirtschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch. Frankfurt a. M.

Knabe, Hubertus (2008): Tag der Befreiung?: Das Kriegsende in Ostdeutschland. Berlin.

Knapp, Gudrun-Axeli (1993): Frauen und Rechtsextremismus: >>Kampfgefährtin<< oder >>Heimchen am Herd<<? In Welzer, Harald (Hrsg.): Nationalsozialismus und Moderne. Tübingen, S. 208-239.

Knoch, Peter (1988): Kriegserlebnis als biographische Krise. In: Gestrich, Andreas; Knoch, Peter, Merkel, Petra (Hrsg.): Biographie sozialgeschichtlich. Göttingen, S. 86 – 108.

Knoell, D.R. (1993): Die doppelte als einseitige Vergangenheitsbewältigung. T. Mosers analytisch-therapeutischer Beitrag zum geistigen Wiederaufbau. In: Psyche Heft 47, S. 775-794.

Knopp, Guido (2001): Hitlers Kinder. München.

Koch, Claus (2007): Erziehung im Nationalsozialismus, 1968 und der erneute Ruf nach Disziplin und Unterordnung . In: Brumlik, Micha (Hrsg.): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. 2. Auflage. Weinheim, S. 100 – 133.

Koch, Gertrud (2006): Edelweiß. Meine Jugend als Widerstandskämpferin. Reinbek bei Hamburg.

Koch, Hannsjoachim (1975): Geschichte der Hitlerjugend. Ihre Ursprünge und ihre Entwicklung 1922-1945. Percha.

Koch, Thorsten; Müller, Sabine (2001): Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. In: Schulze, Rainer; Rohde, Reinhard; Voss, Rainer (Hrsg.): Zwischen Heimat und Zuhause. Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in (West-)Deutschland 1945 – 2000. Osnabrück, S. 216 – 228.

Koch-Wagner, Gesa (2001): Gefühlserbschaften aus Kriegs- und Nazizeit. Mutter-Tochter Beziehungen unter dem Einfluss von Kriegstraumen und nationalsozialistischen Ideologiefragmenten. Aachen.

Kock, Gerhard (1997): „Der Führer sorgt für unsere Kinder...“. Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg. Paderborn.

Kock, Lisa (1994): „Man war bestätigt und man konnte was!“ . Der Bund Deutscher Mädel im Spiegel der Erinnerungen ehemaliger Mädelführerinnen. Münster.

Kocka, Jürgen (1986): Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung - Probleme. 2. erweiterte Auflage. Göttingen.

Kocka, Jürgen (1994): Nationalsozialismus und SED-Diktatur in vergleichender Perspektive. In: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien. Heft 2, S. 20-27.

Koebner, Thomas; Janz, Rolf-Peter; Trommler, Frank (1984): „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend. Frankfurt a. M.

König, Hans-Dieter (1998): Hitler als charismatischer Massenführer. Tiefenhermeneutische Fallrekonstruktion zweier Sequenzen aus Leni Riefenstahls Triumph des Willens und ihre sozialisationstheoretische Relevanz. In: ders. (Hrsg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus. Frankfurt a. M., S. 41 – 82.

König, Helmut (2003): Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewußtsein der Bundesrepublik. Frankfurt a. M.

König, W (2004): Volkswagen, Volksempfänger, Volksgemeinschaft. >>Volksprodukte<< im Dritten Reich. Vom Scheitern einer nationalsozialistischen Konsumgesellschaft. Paderborn.

Körte, Mona (2003): Armband, Handtuch, Taschenuhr. Objekte des letzten Augenblicks in Erinnerung und Erzählung. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.)(2003): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 171 – 185.

Köttig, Michaela (2004): Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik. Gießen.

Köttig, Michaela (2008): Die Bedeutung der intergenerationalen Weitergabe in Familien- und Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter junger Frauen. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 201 – 214.

Kogan, Ilany (2008): Die Durchlässigkeit der Grenzen in Holocaust-Überlebenden und ihren Nachkommen. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 119 – 128.

Kogon, Eugen (1946): Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Frankfurt a. M.

Kohlberg, Lawrence (1974): Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Frankfurt a. M.

Kohlhaas, Elisabeth (2006): >>Aus einem Haus, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen<<. Durchhalteterror und Gewalt gegen Zivilisten am Kriegsende 1945. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 51 – 79.

Kohli, Martin (1991): Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrellmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 303-317.

Kohli, Martin (2007): Von der Gesellschaftsgeschichte zur Familie. Was leistet das Konzept der Generationen? In: Lettke, Frank; Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Frankfurt a. M., S. 47 – 68.

Kollmann, Michaela (2006): Schulbücher im Nationalsozialismus. NS-Propaganda, „Rassenhygiene“ und Manipulation. Saarbrücken.

- Kollmeier, Kathrin (2007): Ordnung und Ausgrenzung. Die Disziplinarpolitik der Hitler-Jugend. Göttingen.
- Koonz, Claudia (1991; amerikanische Erstausgabe 1987): Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich. Freiburg i. Br.
- Koonz, Claudia (1992): Erwiderung auf Gisela Bocks Rezension von >>Mothers in the Fatherland<<. In: Geschichte und Gesellschaft 18, S. 394 – 399.
- Koonz, Claudia (2003): The Nazi conscience. Cambridge.
- Koop, Volker (2007): Dem Führer ein Kind schenken. Die SS-Organisation Lebensborn e.V. Köln.
- Koop, Volker (2008): Himmlers letztes Aufgebot. Köln.
- Kopelew, Lew (1996): Aufbewahren für alle Zeit! Göttingen.
- Korczak, Janusz (1992): Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942. Göttingen.
- Korotin, Ilse (Hrsg.)(1994): Die besten Geister der Nation. Philosophie und Nationalsozialismus. Wien.
- Koselleck, Reinhart (1999): Die Diskontinuität der Erinnerung. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Heft 2, S. 213 – 222.
- Koselleck, Reinhart (2000a): Gebrochene Erinnerungen? Deutsche und polnische Vergangenheiten. In: Jahrbuch der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Göttingen, S. 19 – 32.
- Koselleck, Reinhart (2000b): Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer. Frankfurt a. M.
- Koser-Oppermann, Ursula (1994): Evakuiert, umquartiert, einquartiert. Wohnen in der zerstörten Stadt. In: Jureit, Ulrike; Meyer, Beate (Hrsg.)(1994): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 175 – 187.
- Kossert, Andreas (2008): Kalte Heimat. Die Geschichte der Deutschen Vertriebenen nach 1945. München.
- Koukkou, Martha; Leuzinger-Bohleber, Marianne; Mertens, Wolfgang (1998): Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog. Bd. 1. Bestandsaufnahme. Stuttgart.
- Kraas, Andreas (2004): Lehrerlager 1932-1945. Politische Funktion und pädagogische Gestaltung. Bad Heilbrunn.
- Kramer, Dieter (1981): Alltags-, Gesellschafts- oder Kulturgeschichte? Zu Jürgen Kuczynskis Interpretation des modischen Alltagsparadigmas. In: Demokratische Erziehung. Heft 6, S. 293 – 295.
- Kramer, Nicole (2004): Kein Sonderfall – Die Firma Sigmund Feuchtwanger. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 87 – 104.
- Kranig, Andreas (1993): Arbeitnehmer, Arbeitsbeziehungen und Sozialpolitik unter dem Nationalsozialismus. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 135 – 152.
- Krappmann, Lothar (2001): Identität. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 1. 6. Auflage. Reinbek bei Hamburg bei Hamburg, S. 715-719.

Kratz, Philip (2006): Sparen für das kleine Glück. In: Aly, Götz (Hrsg.)(2006b): Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 59 – 79.

Kraus, Wolfgang (2004): Christlicher Antijudaismus und die Programmatik des nationalsozialistischen Antisemitismus. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 145-172.

Krause-Vilmar, Dietfrid (1984): Das Lager als Lebensform des Nationalsozialismus. Anmerkung und Fragen. In: Pädagogische Rundschau. Heft 1, S. 29-38.

Krauss, Martina (Hrsg.)(2009a): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen.

Krauss, Martina (2009b): Rechte Frauen. Mitläuferinnen, Profiteurinnen, Täterinnen in historischer Perspektive. In: dies. (Hrsg.): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen, S. 7 – 19.

Kretzer, Anette (2005): >>His or her spezial job<<. Die Repräsentation von NS-Verbrecherinnen im ersten Hamburger Ravensbrück-Prozess und im westdeutschen Täterschafts-Diskurs. In: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland. Heft 7, S. 134 – 150.

Kriek, Ernst (1930): Philosophie der Erziehung. Fünftes und Sechstes Tausend. Jena.

Kriek, Ernst (1935): Erziehung im nationalsozialistischen Staat. Berlin.

Kriek, Ernst (1937; ursprünglich 1922): Nationalpolitische Erziehung. 21. Auflage. Leipzig.

Kriek, Ernst (1944): Erziehung und Wachstum. In: ders.: Grundriß der Erziehungswissenschaft. Fünf Vorträge. Leipzig, S. 25 – 40.

Kröger, Marianne (2003): Kindheit im Exil. Ein Forschungsdesiderat. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 17 – 33.

Kron, Friedrich W. (1996): Grundwissen Pädagogik. 5., verbesserte Auflage. München.

Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.)(1985): „Die Elvis-Tolle, die hatte ich mir unauffällig wachsen lassen.“ Lebensgeschichte und jugendliche Alltagskultur in den fünfziger Jahren. Opladen.

Krüger, Heinz-Hermann (1999): Einführung in Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. 2. Auflage. Opladen.

Krüger, Horst (1999): Das zerbrochene Haus. Eine Jugend in Deutschland. 6. Auflage. München.

Kühn, Rolf; Raub, Michael, Titze, Michael (Hrsg.): Scham – ein menschliches Gefühl. Kulturelle, psychologische und philosophische Perspektiven. Opladen.

Kühne, Thomas (1996a): „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren.“ Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: ders. (Hrsg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt a. M., S. 174 – 192.

Kühne, Thomas (1996b): Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Geschichte und Gesellschaft. Jahrgang 22, S. 504 – 529.

Kühne, Thomas (1999): Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht. In: Müller, Rolf-Dieter; Volkmann, Hans-Erich (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München, S. 534 - 549.

Kühne, Thomas (2006): Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen.

Kühnl, Reinhard (1977): Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten. 2. erweiterte Auflage. Köln.

Kühnl, Reinhard (Hrsg.) (1987): Vergangenheit, die nicht vergeht. Die „Historiker-Debatte“. Dokumentation, Darstellung und Kritik. Köln.

Küstermeier, Rudolf (1972): Der Rote Stoßtrupp. Berlin

Kuhlmann, Carola (1989): Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933-1945. Weinheim.

Kuhn, Anette; Rothe, Valentine (1982): Frauen im deutschen Faschismus. 2 Bände. Düsseldorf.

Kunczik, Michael (1983): Elemente der modernen Systemtheorie im soziologischen Werk von Herbert Spencer. In: KZfSS 35.

Kunczik, Michael (1998): Gewalt und Medien. Köln.

Kundrus, Birthe (1995): Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hamburg.

Kundrus, Birthe (1999): Nur die halbe Geschichte. Frauen im Umfeld der Wehrmacht zwischen 1939 und 1945 – Ein Forschungsbericht. In: Müller, Rolf-Dieter; Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität. München, S. 719-735.

Kundrus, Birthe (2000): Widerstrebende Geschichte. Ein Literaturbericht zur Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. In: Neue Politische Literatur. Heft 2, S. 67 – 92.

Kundrus, Birthe (2004): Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegsführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 93 – 158.

Kundrus, Birthe (2009): Regime der Differenz. Volkstumspolitische Inklusionen und Exklusionen im Warthegau und im Generalgouvernement 1939 – 1944. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 105 – 123.

Kunz, Andreas (2007): Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945. 2. Auflage. München.

Kunz, Andreas (2010): Junge Soldaten in der Wehrmacht. Struktur- und organisationsgeschichtliche Betrachtungen. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 81 – 112.

Kunze, Rolf-Ulrich (Hrsg.) (2006): Distanz zum Unrecht 1933 – 1945. Methoden und Probleme der deutschen Widerstandsforschung. Konstanz.

Kupfer, Torsten (2006): Generation und Radikalisierung. Die Mitglieder der NSDAP im Kreis Bernburg 1921 – 1945. Berlin.

Kupffer, Heinrich (1984): Der Faschismus und das Menschenbild der deutschen Pädagogik. Frankfurt a. M.

Kwiet, Konrad (1996): Nach dem Pogrom: Stufen der Ausgrenzung. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 545 – 659.

Lamey, Annegret (2008): Kind unbekannter Herkunft. Die Geschichte des Lebensbornkindes Hannes Dollinger. Mit einem Vorwort von Andreas Wirsching. Augsburg.

Lamnek, Siegfried (1997): Neue Theorien abweichenden Verhaltens. München.

Lamnek, Siegfried (2007): Theorien abweichenden Verhaltens I. „Klassische Ansätze“. 8. überarbeitete Auflage. Paderborn.

Landgraf, Iris (2007): Dritte Generation und Nationalsozialismus. Das Wissen der Enkel über die Beteiligung ihrer Großeltern. Saarbrücken.

Landeck, Jürgen (1992): Am Anfang stand das Ende. In: Hardtmann, Gertrud (Hrsg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf ihre Opfer und ihre Kinder. Gerlingen, S. 18 – 31.

Landmann, Salcia (1982): Jüdische Witze. Ausgewählt und eingeleitet von Salcia Landmann. 21. Auflage. München.

Lang, Hans-Joachim (2007): Die Namen der Nummern. Wie es gelang, die 86 Opfer eines NS-Verbrechens zu identifizieren. Überarbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M.

Langbein, Hermann (1988): ...nicht wie die Schafe zur Schlachtbank. Widerstand in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frankfurt a. M.

Lange, Karl (1968): Hitlers unbeachtete Maximen. >>Mein Kampf<< und die Öffentlichkeit. Stuttgart.

Langendorf, Uwe (2004): Heimatvertreibung – Das stumme Trauma. Spätfolgen von Vertreibung in der zweiten Generation. In: Analytische Psychologie. Heft 136, S. 207 – 223.

Langewiesche, Dieter; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.) (1989): Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. 1918-1945. Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. V. München.

Larass, Claus (1992): Der Zug der Kinder. KLV – Die Evakuierung 5 Millionen deutscher Kinder im 2. Weltkrieg. Frankfurt a. M.

Large, Clay (2004): Einwanderung abgelehnt: Wie eine deutsche Familie versuchte, den Nazis zu entkommen. München.

Latzel, Klaus (2006): Kriegskinder, Kriegsoffer und kriegskompetente Mädchen. In: . In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 207 – 218.

Latzel, Klaus (2010): Töten und Getötet-werden. Ambivalenzen von Erfahrung, Gewalt und Verletzbarkeit. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 113 – 136.

Laqueur, Walter (1962): Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie. Köln.

Laqueur, Walter (1964): Heimkehr. Reisen in die Vergangenheit. Begegnungen mit Schlesien und dem Utopia der Jugendzeit. Berlin.

Laqueur, Walter (1982): Jahre auf Abruf. Stuttgart.

Laqueur, Walter (1986): Totalitarismus: Gibt es ihn? Gab es ihn jemals? In: Europäische Rundschau. Heft 1. S. 9-22.

Laqueur, Walter (2000): Geboren in Deutschland. Der Exodus der jüdischen Jugend nach 1933. Berlin.

Lauer, Amalie (1932): Die Frau in der Auffassung des Nationalsozialismus. Köln.

- Laux, Eberhard (1986): Führung und Verwaltung in der Rechtslehre des Nationalsozialismus. In: Rebentisch, Dieter; Teppe, Karl (Hrsg.): Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System. Göttingen, S. 33 – 64.
- Laux, Hermann (1990): Pädagogische Diagnostik im Nationalsozialismus 1933 – 1945. (= Ingekamp, Karlheinz; Laux Hermann (Hrsg.): Geschichte der Pädagogischen Diagnostik. Band II.). Weinheim.
- Lazarsfeld, Paul F.; Jahoda, Marie; Zeisel, Hans (2007; ursprünglich 1933): Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Lebert, Norbert; Lebert Stephan (2000): Denn Du trägst meinen Namen. Das schwere Erbe der prominenten Nazi-Kinder. 3. Auflage. München.
- Leggewie, Claus (1995): Die 89er. Portrait einer Generation. Hamburg.
- Leh, Almuth; Plato, Alexander von (1997): >Ein unglaublicher Frühling<. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945-1948. Bonn.
- Lehmann, Albrecht (1986): Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. München.
- Lehmann, Albrecht (1989): Militär und Militanz zwischen den Weltkriegen. In: Langewiesche, Dieter; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.) (1989): Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. 1918-1945. Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. V. München, S. 407-433.
- Lehmann, Albrecht (2003): Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft. In: Ueberschär, Gerd R.; Wette, Wolfgang (Hrsg.) (2003): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. 4. Auflage. Frankfurt a. M., S. 178-189.
- Lehnberger, Reiner (1986): Kinderlandverschickung. „Fürsorgliche Aktion“ oder „Formationserziehung“. In: ders.; Lorent, Hans-Peter de (Hrsg.): „Die Fahne hoch“. Schulpolitik und Schulalltag unterm Hakenkreuz. Hamburg, S. 370 – 381.
- Lempp, Reinhart (1979): Extrembelastung im Kindes und Jugendalter. Über psychosoziale Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Gutachten. Bern.
- Lempp, Reinhart (1992): Seelische Verfolgungsschäden bei Kindern in der ersten und zweiten Generation. In: Hardtmann, Gertrud (Hrsg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen, S. 93 – 99.
- Lennert, Rudolf (1986): Zugehörigkeit, Selbstbewußtsein, Fremdheit. Erinnerungen an eine dunkle Zeit. In: Neue Sammlung. Heft 3, S. 381 – 395.
- Lenzen, Dieter (1999): Orientierung Erziehungswissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg.
- Lenzen, Dieter (2001a): Kindheit. In: ders. (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 2. 6. Auflage, S. 845-859.
- Lenzen, Dieter (Hrsg.) (2001b): Pädagogische Grundbegriffe. 2 Bände. 6. Auflage. Reinbek bei Hamburg bei Hamburg.
- Leonhardt, Ludwig (1934): Heirat und Rassenpflege. Ein Berater für Eheanwärter. München.
- Lepsius, Rainer M. (1966): Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft. In: Abel, Wilhelm (Hrsg.): Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart, S. 371 – 393.

- Lepsius, Rainer M. (1993): Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen.
- Lepsius, Rainer M. (2002): Generationen. In: Greiffenhagen, Martin; Greiffenhagen, Sylvia (Hrsg.): Handwörterbuch zur politischen Kultur Bundesrepublik Deutschland. 2. Auflage. München, S. 162 – 165.
- Lerch, Edith; Mühlbauer-Hülshoff, Renate (1991): Aufwachsen zwischen Sedantag und 1. Mai. Politische Indoktrination von Kindern im Kaiserreich. In: Berg, Crista (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a. M., S. 155 – 186.
- Leschinsky, Achim; Kluchert, Gerhard (1997): Zwischen zwei Diktaturen. Gespräche über die Schulzeit im Nationalsozialismus und in der SBZ/DDR. Weinheim.
- Leschinsky, Achim (2000): Schule in der Diktatur. Die Umformung der Schule im Sowjetkommunismus und im Nationalsozialismus. In: Benner, Dietrich; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Praktische Entwicklungen und Formen der Reflexion im historischen Kontext. Weinheim, S. 116-139.
- Leschinsky, Achim (2006): Alte Kameraden. Zur unterlaufenen Entnazifizierung im westdeutschen Schulwesen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung. Band 12, S. 91 – 116.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne (1998): Pathogenes Leiden an der Schuld der Väter – eine Fallskizze. In: Leuzinger-Bohleber, Marianne; Lahme-Gronostaj, Hildegard; Meyer-Stoll, Traudl; Michel, Max (Hrsg.): Psychoanalyse im Spannungsfeld zwischen Klinik und Kulturtheorie. Institut für Psychoanalyse; Eigendruck. Kassel, S. 79 – 99.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne (2003): Die langen Schatten von Krieg und Verfolgung: Kriegskinder in Psychoanalysen. Beobachtungen und Berichte aus der DPV-Katamnesestudie. In: Psyche. Heft 9/10, S. 982 – 1016.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne (2006): Kriegskindheiten, ihre lebenslangen Folgen - dargestellt an einigen Beispielen aus der DPV-Katamnesestudie. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 61 – 82.
- Leverton, Bertha; Lowensohn, Shmuel (1990): I came alone. The Stories of the Kindertransports. Lewes, England.
- Levi, Primo (1998): Ist das noch ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht. 7. Auflage. München.
- Levita, David J. de (1999): Transgenerationelle Traumatisierung. In: Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien, S. 89 – 99.
- Levy Drucker, Olga (1995): Kindertransport. Allein auf der Flucht Göttingen.
- Ley, Michael (2003): Kleine Geschichte des Antisemitismus. München.
- Ley, Robert (1933): Vom Wesen des Ständischen Aufbaus. In: Nationalsozialistische Monatshefte 4.
- Ley, Robert (1938): Soldaten der Arbeit. München.
- Liebler-Fechner, Miriam (2001): Der ideologisch motivierte Entzug des elterlichen Sorgerechts in der Zeit des Nationalsozialismus. Münster.
- Lifton, Robert Jay (1988): Ärzte im Dritten Reich. Stuttgart.
- Lilienthal, Georg (2003): Der >>Lebensborn e.V.<<. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt a. M.

Limbächer, Katja; Merten, Maïke (2000a): Geschichte des Jugendschutzlagers Uckermark. In: dies.; Pfefferle, Bettina (Hrsg.): Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark. Münster, S. 16 – 43.

Limbächer, Katja; Merten, Maïke (2000b): Die Einweisungspraxis der Kriminalpolizei in das Jugendschutzlager Uckermark. In: dies.; Pfefferle, Bettina (Hrsg.): Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark. Münster, S. 95 – 109.

Limbächer, Katja; Merten, Maïke; Pfefferle, Bettina (2000): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark. Münster, S. 9 – 15.

Limbächer, Katja; Merten, Maïke; Pfefferle, Bettina (Hrsg.) (2000): Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark. Münster.

Lingelbach, Karl Christoph (1987): Erziehung und Erziehungstheorien im Nationalsozialistischen Deutschland. Ursprünge und Wandlungen der 1933 – 1945 in Deutschland vorherrschenden erziehungstheoretischen Strömungen; ihre politischen Funktionen und ihr Verhältnis zur außerschulischen Erziehungspraxis des „Dritten Reiches“. Überarbeitete Zweitausgabe mit drei neueren Studien und einem Diskussionsbericht. Frankfurt a. M.

Lingelbach, Karl Christoph (1988): Unkritische Bildungshistorie als sozialwissenschaftlicher Fortschritt? In: Zeitschrift für Pädagogik. Heft 4, S. 519 – 534.

Lingelbach, Karl Christoph (1990): ‚Erziehung‘ unter der NS-Herrschaft – Methodische Probleme ihrer Erfassung und Reflexion. In: Keim, Wolfgang (Hrsg.): Pädagogen und Pädagogik im Nationalsozialismus – Ein unerledigtes Problem der Erziehungswissenschaft. 2. durchgesehene Auflage. Frankfurt a. M., S. 47-63.

Link, Jörg-W. (2006): Pädagogischer Widerstand? Adolf Reichweins „Schaffendes Schulvolk“ im Kontext nationalsozialistischer Landschulreform. In: Miller-Kipp, Gisela; Zymek, Bernd (Hrsg.): Politik in der Bildungsgeschichte – Befunde, Prozesse, Diskurse. Bad Heilbrunn, S. 53 – 70.

Lisner, Wiebke (2006): >>Hüterinnen der Nation<<. Hebammen im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Lisner, Wiebke (2009): >>Mutter der Mütter<< - >>Mütter des Volkes<<? Hebammen im Nationalsozialismus. In: Krauss, Marita (Hrsg.): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen, S. 42 – 61.

Livi, Massimiliano (2005): Gertrud Scholtz-Klink: Die Reichsfrauenführerin. Politische Handlungsräume und Identitätsprobleme der Frauen im Nationalsozialismus am Beispiel der Führerin aller deutschen Frauen. Münster.

Livi, Massimiliano (2009): Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Bewertung politischer Rollen im NS-System: der Fall der Entnazifizierung von Gertrud Scholtz-Klink. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 327 – 337.

Loch, Werner (1969): Enkulturation als anthropologischer Grundbegriff der Pädagogik. In: Weber, Erich (Hrsg.): Der Erziehungs- und Bildungsbegriff im 20. Jahrhundert. Bad Heilbrunn, S. 122-140.

Loch, Werner (1999): Der Lebenslauf als anthropologischer Grundbegriff einer biographischen Erziehungstheorie. In: Krüger, Heinz-Hermann ; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 69-89.

Lofti, Gabriele (2000): KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich. Stuttgart.

Longerich, Peter (1993): Nationalsozialistische Propaganda. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 291 – 314.

- Longerich, Peter (1998): Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung. München.
- Longerich, Peter (2002): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das NS-Regime – ein Überblick. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 239 – 257.
- Longerich, Peter (2003): Geschichte der SA. München.
- Longerich, Peter (2006): >>Davon haben wir nichts gewusst!“. Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933-1945. München.
- Longerich, Peter (2008): Heinrich Himmler: Biographie. München.
- Lorenz, Hilke (2005): Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin.
- Lorenzer, Alfred (1968): Methodologische Probleme der Untersuchung traumatischer Neurosen. In: Psyche, 9-11, S. 861 – 874.
- Loth, Wilfried; Rusinek, Bernd A. (Hrsg.)(1998): Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Frankfurt a. M.
- Loth, Wilfried (2008): Die deutsche Frage und der Wandel des internationalen Systems. In: Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 10: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Zweiter Halbband: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges. München, S. 201 – 371.
- Lotz, Christian (2007): Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete (1948-1972). Köln.
- Lowry, Stephen (1991): Pathos und Politik. Ideologie in Spielfilmen des Nationalsozialismus. Tübingen.
- Ludwig, Mario; Kögel, Friedrich (2005): Natur. Rätsel, Fakten und Rekorde. München.
- Lück, Margret (1979): Die Frau im Männerstaat. Die gesellschaftliche Stellung der Frau im Nationalsozialismus. Eine Analyse aus pädagogischer Sicht. Frankfurt a. M.
- Lück, Helmut E. (1996): Geschichte der Psychologie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- Lüders, Christian; Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 57-80.
- Lüdtke, Alf (1989): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt a. M.
- Lüdtke, Alf (1991a): Funktionseliten. Täter, Mit-Täter, Opfer? Zu den Bedingungen des deutschen Faschismus. In: ders. (Hrsg.): Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien. Göttingen, S. 559 – 590.
- Lüdtke, Alf (1991b): >>Ehre der Arbeit<<: Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus. In: Tenfelde, Klaus (Hrsg.): Arbeiter im 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 343 – 392.
- Lüdtke, Alf (1991c): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozialanthropologische Studien. Göttingen, S. 9 – 63.
- Luhmann, Niklas (1985): Die Autopiesis des Bewusstseins. In: Soziale Welt 36, S. 402-446.
- Luhmann, Niklas (1995): Inklusion und Exklusion. In: ders.: Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen, S. 237 – 264.

- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Lukács, Georg (1954): Die Zerstörung der Vernunft. Ost-Berlin.
- Lustiger, Arno (1994): Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden in Europa. 1933 – 1945. Köln.
- Maas, Utz (1984): Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand. Sprache im Nationalsozialismus. Opladen.
- Maas, Utz (1991): Sprache im Nationalsozialismus: Macht des Wortes oder Lähmung der Sprache. In: Bohleber, Werner; Drews, Jörg (Hrsg.): „Gift, das du unbewusst eintrinkst...“: der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache. Bielefeld, S. 25-38.
- Maase, Kaspar (1996): Amerikanisierung von unten. Demonstrative Vulgarität und kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik der 50er Jahre. In: Lüdtke, Alf; Marßolek, Inge; Saldern, Adelheit von (Hrsg.): Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart, S. 291 – 313.
- Maeger, Herbert (2006): Verlorene Ehre. Verratene Treue. Zeitzeugenbericht eines Soldaten. 11. Auflage. Rosenheim.
- März, Fritz (1982): Pädagogenprofile. Miniaturen großer Erzieher und bedeutender pädagogischer Denker. Donauwörth.
- März, Fritz (1998): Personengeschichte der Pädagogik. Bad Heilbrunn.
- Maier, Charles (1992): Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte und nationale Identität der Deutschen, Frankfurt a. M.
- Maierhof, Gudrun (2004): „Wir hatten gehofft, mehr Kinder zu retten.“ Die Abteilung Kinderauswanderung in der Reichsvertretung/ Reichsvereinigung der Juden in Deutschland 1934 bis 1941. In: Hansen-Schaberg, Inge (Hrsg.)(2004): Als Kind verfolgt. Anne Frank und die anderen. Berlin, S. 53 – 64.
- Maierhof, Gudrun (2008): Flucht und Rettung jüdischer Kinder 1933 bis 1941. In: Hering, Sabine; Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Sorge um die Kinder. Beiträge zur Geschichte von Kindheit, Kindergarten und Kinderfürsorge. Weinheim, S. 201 – 211.
- Malina, Peter (2007a): „Erziehungs“-Terror: Politische und gesellschaftliche Voraussetzungen von Kindsein im Nationalsozialismus. In: Berger, Ernst (Hrsg.): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, S. 91 – 106.
- Malina, Peter (2007b): Kindererziehung im Nationalsozialismus. In: Berger, Ernst (Hrsg.): Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, 91 – 138.
- Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (1991): Herrschaft und Alltag. Ein Industrieviertel im Dritten Reich. Bonn.
- Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (1993a): Allwissend, allmächtig, allgegenwärtig? Gestapo, Gesellschaft und Widerstand. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG). Heft 11, S. 984 – 999.
- Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (1993b): Resistenz oder loyale Widerwilligkeit. Anmerkungen zu einem umstrittenen Begriff. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 41, S. 99 – 116.
- Mallmann, Klaus-Michael; Gerhard, Paul (1995a): Auf dem Weg zu einer Sozialgeschichte des Terrors. Eine Zwischenbilanz. In: dies. (Hrsg.): Die Gestapo: Mythos und Realität. Darmstadt, S. 3 – 18.

Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (1995b): Widerstand und Verweigerung im Saarland 1933 – 1945. Bonn.

Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (2000): Die Gestapo. Weltanschauungsexekutive mit gesellschaftlichem Rückhalt. In: dies. (Hrsg.): Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront“ und besetztes Europa. Darmstadt, S. 599 – 650.

Mallmann, Klaus-Michael; Paul, Gerhard (Hrsg.)(2004): Karrieren der Gewalt. Nationalsozialistische Täterbiographien. Darmstadt.

Malmede, Hans (1991): Vom „Genius des Bösen“ oder: Die „Entartung“ von Minderjährigen. Negative Kindheitsbilder und defensive Modernisierung in der Epoche des deutschen Kaiserreichs 1871 – 1918. In: Berg, Christa (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a. M., S. 187 – 214.

Malmede, Hans (2000): Historische Jugendforschung in Deutschland. Entwicklung, Stand und Perspektiven eines komplexen Forschungsfeldes. In: Götte, Petra; Gippert, Wolfgang (Hrsg.): Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts Bilanzen und Perspektiven. Christa Berg zum 60. Geburtstag. Essen, S. 111 – 140.

Mann, Erika (1997): Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich. Unveränderte Neuauflage. Reinbek bei Hamburg.

Mann, Thomas (1977): Tagebücher 1933 – 1934. (herausgegeben von Peter de Mendelssohn). Frankfurt a. M.

Mann, Thomas (1987): Deutsche Hörer! Radiosendungen nach Deutschland aus den Jahren 1940 – 1945. Frankfurt a. M.

Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie. Heft 7, S. 157-185, sowie S. 309-330.

Mannheim, Karl (1970): Wissenssoziologie. 2. unveränderte Auflage. Neuwied.

Markert, Margret (1994): „... gewisse Herren den Lebenslauf zu verlängern.“ 'Bildungsgänge' Wilhelmsburger Abiturienten aus den Jahren 1947 bis 1952. In: Jureit, Ulrike; Meyer, Beate (Hrsg.): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 78 – 93.

Markowitsch, Hans J.; Welzer, Harald (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart.

Markowitsch, Hans J.; Welzer, Harald (2006): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart.

Marks, Marie; Müller, Wolfgang (1980): <<Dann geh doch in den Widerstand!>> Gespräch über ein Tagebuch. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 281 – 292.

Marks, Stephan (2001): Research Project >History and Memory<. In: Kiegelmann, Mechthild (Hrsg.): Qualitative Research in Psychology. Schwangau, S. 150-154.

Marks, Stephan (2003): >>Die Wurzeln sind in den Verfolgern zu suchen, nicht in den Opfern<<. Zur Erforschung eines >>blinden Flecks<< in der Pädagogik des Erinnerns und den Konsequenzen für eine gelingende Erziehung nach und über Auschwitz. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 189-201.

Marks, Stephan (2007a): Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus. Düsseldorf.

Marks, Stephan (2007b): „Jemanden öffentlich beschämen ist wie Blutvergießen“ (Talmud). Zur Bedeutung von Scham und Scham-Abwehr im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik. In: ders. (Hrsg.): Scham – Beschämung - Anerkennung. Berlin, S. 33 – 46.

Marßolek, Inge (1993): Die Denunziantin. Die Geschichte der Helene Schwärzel 1944 – 1947. Bremen.

Marx, Karl (2006): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx, Karl; Engels, Friedrich: August 1851 – März 1853. (= Gesammelte Werke in 43 Bänden. Bd. 8). 8. Auflage. Berlin; S. 111-207.

Marxen, Klaus (1994): Das Volk und sein Volksgerichtshof. Eine Studie zum nationalsozialistischen Volksgerichtshof. Frankfurt a. M.

Maschmann, Melita (1979): Fazit. Mein Weg in der Hitler-Jugend. München.

Maser, Werner (1973): Der Sturm auf die Republik. Frühgeschichte der NSDAP. Stuttgart.

Maser, Werner (1985): Das Regime. Alltag in Deutschland 1933 – 1945. München.

Mason, Timothy W. (1975): Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien der deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939. Opladen.

Mason, Timothy W. (1978): Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. 2. Auflage. Opladen.

Massaquoi, Hans J. (2000): >>Neger, Neger, Schornsteinfeger!<< Meine Kindheit in Deutschland. Bern.

Massing, Almuth (1988): Auswirkungen anhaltender nationalsozialistischer Weltanschauungen in Familienschicksalen. In: Heimannsberg, Barbara; Schmidt, Christoph J. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg, S. 55 - 68

Massing, Almuth (1991): Die Reinszenierung nationalsozialistischer Weltbilder im psychotherapeutischen Prozess. In: Psychoanalyse 1991, S. 20-30.

Massing, Almuth; Reich, Günter; Sperling, Eckhard (1994): Die Mehrgenerationen-Familientherapie. Göttingen.

Matthäus, Jürgen (2003): Die >>Judenfrage als Schulungsthema von SS und Polizei. >>Inneres Erlebnis<< und Handlungslegitimation. In: ders.; Breitmann, Richard; Förster, Jürgen; Kwiet, Konrad: Ausbildungsziel Judenmord? >>Weltanschauliche Erziehung<< von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der >>Endlösung<<. Frankfurt a. M., S. 35 – 86.

Matthes, Eva (1992): Von der geisteswissenschaftlichen zur kritisch-konstruktiven Pädagogik und Didaktik. Der Beitrag Wolfgang Klafkis zur Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft. Bad Heilbrunn.

Matthes, Eva (1996): Erziehung in der NS-Zeit und der DDR im Vergleich. Teil II. In: Realschule in Deutschland. Heft 5 (Teil I in Heft 4, S. 14-18), S. 23-27.

Matthes, Eva (1998): Geisteswissenschaftliche Pädagogik nach der NS-Zeit. Politische und Pädagogische Verarbeitungsversuche. Bad Heilbrunn.

Matthias, Erich; Morsey, Rudolf (Hrsg.)(1984): Das Ende der Parteien 1933. Darstellung und Dokumentation. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1960. Düsseldorf.

Matthias, Erich (1984): Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands. In: ders.; Morsey, Rudolf (Hrsg.): Das Ende der Parteien 1933. Darstellung und Dokumentation. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1960. Düsseldorf, S. 101-281.

Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J. (1982): Autopoietische Systeme: Eine Bestimmung der lebendigen Organisation. In: Maturana, Humberto R. (Hrsg.): Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig.

Maubach, Franka (2007): Expansion weiblicher Hilfe: Zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst. In: Steinbacher, Sybille (Hrsg.): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen, S. 93 – 114.

Maubach, Franka (2009): Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachtshelferinnen. Göttingen.

May, Werner (1934): Deutscher Nationalkatechismus. Was ein deutscher Junge und ein deutsches Mädel vom Dritten Reich wissen soll. Breslau.

Mayer, Elke (2003): Verfälschte Vergangenheit. Zur Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung rechtsextremer Publizistik von 1945 bis 1970. Frankfurt a. M.

Maylahn, Erich (2004): Auflistung der KLV-Lager. Dokumente und Berichte zur Erweiterten Kinderlandverschickung 1940 – 1945. Bochum.

McDougall, Adam (2008): A duty to forget?: The “Hitler youth Generation” and the Transition from Nazism to Communism in postwar East Germany 1945 – 49. In: Germany History 26, S. 24 – 46.

Mead, Georg Herbert (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a. M.

Mees, Ulrich (1992): Ärger-, Vorwurfs- und verwandte Emotionen. In: ders. (Hrsg.): Psychologie des Ärgers. Göttingen, S. 30 – 87.

Melcher, Christoph P. (1977): Untersuchungen zur Wirkungspsychologie nationalsozialistischer Propagandafilme. Köln.

Menck, Peter (1988): Pädagogik in Deutschland zwischen 1933 und 1945. Überlegungen zur Aneignung einer verdrängten Tradition. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. Zeitschrift für Pädagogik. 22. Beiheft, S. 39 – 52.

Menze, Renate; Peter, Rita (2005): Das Mädchen, das im Krieg verloren ging. München.

Merridale, Catherine (2008): Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939 – 1945. Frankfurt a. M.

Mertens, Wolfgang (1991): Psychoanalytische Theorien und Forschungsbefunde. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 77-97.

Mertens, Wolfgang (1993): Einführung in die psychoanalytische Therapie. 3 Bd. 2., verbesserte und aktualisierte Auflage. Stuttgart.

Mertens, Wolfgang (1996): Psychoanalyse. 5., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.

Mertens, Wolfgang (1997): Psychoanalyse. Geschichte und Methoden. München.

Meschnig, Alexander (2008): Der Wille zur Bewegung. Militärischer Traum und totalitäres Programm. Eine Mentalitätsgeschichte vom Ersten Weltkrieg zum Nationalsozialismus. Bielefeld.

Meseth, Wolfgang (2000): Theodor W. Adornos „Erziehung nach Auschwitz“. Ein pädagogisches Programm und seine Wirkung. In: Fechner, Bernd; Kößler, Gottfried; Leiberz-Groß; Till (Hrsg.): „Erziehung nach Auschwitz“ in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen. Weinheim, S. 19 – 30.

Messerschmidt, Manfred (1969): Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination. Hamburg.

Messerschmidt, Manfred; Wüllner, Fritz (1987): Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende. Baden-Baden.

- Messerschmidt, Manfred (1996): Was damals recht war... NS-Militär- und Strafjustiz im Vernichtungskrieg. Herausgegeben von Wolfram Wette. Essen.
- Messerschmidt, Manfred (2005): Die Wehrmachtsjustiz 1933-1945. Paderborn.
- Metzler, Helmut (1994): NSDAP-Propaganda aus psychologischer Sicht. Grundlagen und Orientierungen. (= Veröffentlichung des Jenaer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V.). Jena.
- Meuser, Michael (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. In: Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried; Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen, S. 140-142.
- Meyer, Alwin (2000): Die Kinder von Auschwitz. Göttingen.
- Meyer, Beate (1994): „Man nahm so vieles hin ohne Regung“. Überlegungen zu lebensgeschichtlichen Auswirkungen einer Kindheit in der Endkriegsphase. In: dies.; Jureit, Ulrike (Hrsg.): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 26 – 45.
- Meyer, Beate (1999): „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933 – 1945. Hamburg.
- Meyer, Beate (2009): Erfüllte und erdachte >>Volksgemeinschaft<<. Erfahrungen >>jüdischer Mischlinge<< zwischen Integration und Ausgrenzung. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 144 – 164.
- Meyer, Hilbert; Meyer, Hilbert A. (2007): Wolfgang Klafki: Eine Didaktik für das 21. Jahrhundert? Weinheim.
- Meyer, Hubert (1982): Kriegsgeschichte der 12. SS-Division „Hitlerjugend“. Osnabrück.
- Meyer, Kathrin (2004): Entnazifizierung von Frauen. Die Internierungslager der US-Zone Deutschlands. Berlin.
- Meyer, Sybille; Schulze, Eva (1985a): >Als wir wieder zudammen waren, ging der Krieg im Kleinen weiter.< Frauen, Männer und Familien im Berlin der 40er Jahre. In: Niethammer, Lutz; Plato, Alexander von (Hrsg.): >>Wir kriegen jetzt andere Zeiten.<< Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin, S. 305 – 326.
- Meyer, Sybille; Schulze, Eva (1985b): Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit. München.
- Meyer, Wulf-Uwe; Schützwohl, Achim; Reisenzein, Rainer (1993): Einführung in die Emotionspsychologie. Band 1. Die Emotionstheorien von Watson, James und Schachter. Bern.
- Michalka, Wolfgang (Hrsg.) (1985): Das Dritte Reich. Dokumente zur Innen- und Außenpolitik. Band 1: >>Volksgemeinschaft<< und Großmachtpolitik 1933 – 1939. München.
- Michler, Caroline (2006): Kriegskindheit, positiv gefärbt. Über die begrenzten Darstellungsmöglichkeiten zeitgeschichtlicher Kinder- und Jugendliteratur. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 153 – 168.
- Middlebrook, Martin (1983): Hamburg Juli `43. Alliierte Luftstreitkräfte gegen eine deutsche Stadt. Berlin.
- Milgram, Stanley (2000): Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität. Unveränderte Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Miller, Gisela (1980): Erziehung durch den Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend (RADwJ). Ein Beitrag zur Aufklärung nationalsozialistischer Erziehungsideologie. In: Heinemann, Manfred

(Hrsg.): Erziehung und Schulung im Dritten Reich. Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung. Stuttgart, S. 170-193.

Miller-Kipp, Gisela (1982): Der Bund Deutscher Mädel in der Hitler-Jugend – Erziehung zwischen Ideologie und Herrschaftsprozeß. In: Pädagogische Rundschau. Sonderheft (August). S. 71 – 105.

Miller-Kipp, Gisela (1985): Der Bund Deutscher Mädel in der Hitlerjugend. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 189 – 205.

Miller-Kipp, Gisela (1988): Die ausgebeutete Tradition, die ideologische Revolution und der pädagogische Mythos. Versuche und Schwierigkeiten, „nationalsozialistische Pädagogik“ zu begreifen und historisch einzuordnen. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. Zeitschrift für Pädagogik 22. Beiheft, S. 21-37.

Miller-Kipp, Gisela (1994): Schmuck und ordentlich und immer ein Lied auf den Lippen – Ästhetische Formen und mentales Milieu im Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend (RADwJ). In: Herrmann, Ulrich ; Nassen, Ulrich (Hrsg.): Formative Ästhetik im Nationalsozialismus. Intentionen, Medien und Praxisformtotalitärer ästhetischer Herrschaft und Beherrschung. Weinheim, S. 139 – 162.

Miller-Kipp, Gisela (1996): „Jugend soll von Jugend geführt werden“. Formen und Folgen der Aufkündigung des pädagogischen Generationenverhältnisses, beispielsweise in der Antipädagogik, in der deutschen Jugendbewegung und im Nationalsozialismus. In: Liebau, Eckart; Wulf, Christoph (Hrsg.): Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung. Weinheim, S. 286-303.

Miller-Kipp, Gisela (2001): >>Auch du gehörst dem Führer<<. Die Geschichte des Bundes Deutscher Mädel (BDM) in Quellen und Dokumenten. Weinheim.

Miller-Kipp, Gisela (2004): Sammelbesprechung. In: Zeitschrift für Pädagogik, Heft 1, S. 138-142.

Miller-Kipp, Gisela (2005): Sammelbesprechung. In: Zeitschrift für Pädagogik, Heft 6, S. 892-897.

Miller-Kipp, Gisela (2006a): „Totale Erziehung“ im nationalsozialistischen Deutschland: die Hitler-Jugend. In: Horn, Klaus-Peter; Ogasawara, Michio; Sakakoshi, Masaki; Tenorth, Heinz-Elmar; Yamana, Jun; Zimmer, Hasko (Hrsg.): Pädagogik im Militarismus und im Nationalsozialismus. Japan und Deutschland im Vergleich. Bad Heilbrunn, S. 207 – 226.

Miller-Kipp, Gisela (2006b): Geschlechterrollen und „erziehlicher Zweck“ in Fibeln des „Dritten Reiches“. In: Teistler, Gisela (Hrsg.): Lesen lernen in Diktaturen der 1930er und 1940er Jahre. Fibeln in Deutschland, Italien und Spanien. Hannover, S. 131 – 154.

Miller-Kipp, Gisela (2007): >>Der Führer braucht mich<<. Der Bund Deutscher Mädel (BDM): Lebenserinnerungen und Erinnerungsdiskurs. Weinheim.

Mitscherlich, Alexander; Mitscherlich, Margarete (2004): Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. 17. Auflage. München.

Mitterauer, Michael (1986): Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt a. M.

Mittermaier, Klaus (2002): Vermißt wird... Die Arbeit des deutschen Suchdienstes. Berlin.

Modert, Gerd (2004): Motor der Verfolgung – Zur Rolle der NSDAP bei der Entrechtung und Ausplünderung der Münchner Juden. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 145 – 175.

Möding, Nori (1985): >>Ich muß irgendwo engagiert sein – fragen Sie mich bloß nicht, warum.<< Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Niethammer, Lutz; Plato, Alexander von (Hrsg.): >>Wir kriegen jetzt andere Zeiten.<< Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin, S. 256 – 304.

Moeller, Robert G. (1997): Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik. München.

Moeller, Robert G. (2005): Germans as Victims? Thoughts on a Post-Cold War History of World War II's Legacies. In: History & Memory 17, S. 147 – 194.

Möller, Horst (1986): Die nationalsozialistische Machtergreifung – eine Revolution? In: Lill, Rudolf; Oberreuter, Heinrich (Hrsg.): Machtverfall und Machtergreifung. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. 2. Auflage. München, S. 121-140.

Möller, Horst (1996): Regionalismus und Zentralismus in der neueren Geschichte. Bemerkungen zur historischen Dimension einer aktuellen Diskussion. In: ders; Wirsching, Andreas; Ziegler, Walter (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 9 – 24.

Möller, Horst; Wirsching, Andreas; Ziegler, Walter (1996)(Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München.

Möller, Horst (2006): Die Weimarer Republik. Eine unvollendete Demokratie. 8. Auflage. München.

Mogge, Winfried (2007): >>Und heute gehört uns Deutschland...<<. Entstehung und Nachwirkungen eines Liedes 1933 – 1993. In: Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (Hrsg.): Good-bye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts. Essen, S. 175 – 184.

Mollenhauer, Klaus (1982): Theorien zum Erziehungsprozess. 4. Auflage. München.

Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline; Welzer, Harald (2002): >>Opa war kein Nazi<<. Nationalsozialismus und Familiengedächtnis. 3. Auflage. Frankfurt a. M.

Mommsen, Hans (1964): Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 12, S. 351-413.

Mommsen, Hans (1966): Beamtentum im Dritten Reich. Stuttgart.

Mommsen, Hans (1976): Zur Verschränkung traditioneller und faschistischer Führungseliten in Deutschland beim Übergang von der Bewegungs- zur Systemphase. In: Schieder, Wolfgang (Hrsg.): Faschismus als soziale Bewegung. Hamburg, S. 157 – 181.

Mommsen, Hans (1985): Generationskonflikt und Jugendrevolte in der Weimarer Republik. In: Koebner, Thomas; Janz, Rolf-Peter; Trommler, Frank (Hrsg.): "Mit Uns in die neue Zeit". Der Mythos Jugend, Frankfurt a. M., S. 50 – 67.

Mommsen, Hans; Obst, Dieter (1988): Die Reaktion der deutschen Bevölkerung auf die Verfolgung der Juden 1933-1943. In: Mommsen, Hans; Willems, Susanne (Hrsg.): Herrschaftsaltag im Dritten Reich. Düsseldorf, S. 374 – 421.

Mommsen, Hans; Krieger, Manfred (1996): Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich. Düsseldorf.

Mommsen, Hans (1999a): Nachwort. In: Schoenbaum, D. (1999), S. 317-329.

Mommsen, Hans (1999b): Was haben die Deutschen vom Völkermord gewusst? In: Pehle, Walter H. (Hrsg.): Der Judenpogrom 1938. Von der >>Reichskristallnacht<< zum Völkermord. 9. Auflage. Frankfurt a. M., S. 176-200.

Mommsen, Hans (2003): Generationskonflikt und politische Entwicklung in der Weimarer Republik. In: Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, S. 115-126.

- Mommsen, Hans (2007): Martin Broszat und die Erforschung der NS-Zeit. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Martin Broszat, der >>Staat Hitlers<< und die Historisierung des Nationalsozialismus. Weimar, S. 19 – 30.
- Mommsen, Wolfgang J. (2002): Deutscher Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 11 – 24.
- Moore, Barrington (1984): Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterdrückung und Widerstand. 2. Auflage. Frankfurt a. M.
- Morgenroth, Hermine; Schmidt, Maria (1933): Kinder, was wißt ihr vom Führer? Leipzig.
- Morsch, Günther (1988): Streik im >>Dritten Reich<<. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ). Heft 4, S. 649 – 691.
- Moser, Jonny (1999): Die Entrechtung der Juden im Dritten Reich. Diskriminierung durch Terror und Gesetze, Verordnungen und Erlasse. In: Pehle, Walter H. (Hrsg.): Der Judenprogrom 1938. Von der >>Reichskristallnacht<< zum Völkermord. 9. Auflage. Frankfurt a. M., S. 118 – 131.
- Moser, Tillmann (1992): Die Unfähigkeit zu Trauern: Hält die Diagnose einer Überprüfung stand? Zur psychischen Verarbeitung des Holocaust in der Bundesrepublik. In: Psyche Heft 46, S. 389-405.
- Moses, Dirk (2000): Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie. In: Neue Sammlung. Heft 1, S. 233 – 263.
- Mosse, George L. (1978): Der nationalsozialistische Alltag. So lebte man unter Hitler. Königstein.
- Mosse, George L. (1987): Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen. Reinbek bei Hamburg.
- Mosse, George L. (2003): Aus großem Hause. Erinnerungen eines deutsch-jüdischen Historikers. München.
- Mosse, George L. (2006): Geschichte des Rassismus in Europa. Unveränderte Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Mühlfeld, Claus; Schönweiss, Friedrich (1989): Nationalsozialistische Familienpolitik. Familiensoziologische Analyse der nationalsozialistischen Frauenpolitik. Stuttgart.
- Mühlhäuser, Regina (2010): Eroberungen: Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941 – 1945. Hamburg.
- Müller, Ingo (1989): Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz. München.
- Müller, Rolf-Dieter (1993): Grundzüge der deutschen Kriegswirtschaft 1939 bis 1945. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 357 – 376.
- Müller, Rolf-Dieter; Ueberschär, Gerd R. (1994): Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches. Frankfurt a. M.
- Müller, Sven Oliver (2005): Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 9 – 92.
- Müller-Botsch, Christine (2009): „Den richtigen Mann an die richtige Stelle“: Biographien und politisches Handeln von unteren NSDAP-Funktionären. Frankfurt a. M.

Müller-Hohagen, Jürgen (2001): Seelische Weiterwirkungen aus der Zeit des Nationalsozialismus – zum Widerstreit der Loyalitäten. In: Grünberg, Kurt; Straub, Jürgen (Hrsg.): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen, S. 83 – 118.

Müller-Hohagen, Jürgen (2005): Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. München.

Müller-Hohagen, Jürgen (2008): Übermittlung von Täterhaftigkeit an die nachfolgenden Generationen. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 155 – 164.

Münk, Dieter (1993): Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches. Bonn.

Münkler, Herfried (1996): Das kollektive Gedächtnis der DDR. In: Vorsteher, Dieter (Hrsg.): Parteiauftrag: ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 13. Dezember 1996 bis 11. März 1997. Berlin, S. 458-468.

Muth, Heinrich (1982): Jugendopposition im Dritten Reich. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 30, S. 369 – 417.

Muth, Heinrich (1994): Das „Jugendschutzlager“ Moringen. In: Dachauer Hefte. Heft 5: Die vergessenen Lager. München, S. 223 – 252.

Naudascher, Brigitte (1990): Freizeit in öffentlicher Hand. Behördliche Jugendpflege in Deutschland von 1900 – 1980. Düsseldorf.

Naumann, Klaus (2004): Agenda 1945. Das Kriegsende im aktuellen Geschichtsdiskurs. In: Rusinek, Bernd A. (Hrsg.): Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive. Göttingen, S. 239 – 253.

Negt, Oskar (1980): Überlebensarbeit. Den Erinnerungen der Väter nachspüren. Ein Gespräch. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 16 – 32.

Neiman, Susan (2006): Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie. Frankfurt a. M.

Nejahr, Marie (2007): Mach nicht so traurige Augen, weil du ein Negerlein bist. Meine Jugend im Dritten Reich. Reinbek bei Hamburg.

Nelles, Dieter; Rübner, Hartmut; Sünker, Heinz (2003): Die >>Kinder des Widerstands<<. Lebensbedingungen und Sozialisation der Kinder von politisch und religiös Verfolgten des NS-Regimes. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Heft 3/4, S. 341 – 357.

Nellessen, Bernd (2003): Die schweigende Kirche. Katholiken und Judenverfolgung. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 305 – 319.

Neue Gesellschaft für bildende Kunst (Hrsg.)(1980): Faschismus. Renzo Vespignani. 6. Auflage. Berlin.

Neugebauer, Manuela (1997): Der Weg in das Jugendschutzlager Moringen. Eine entwicklungsgeschichtliche Analyse nationalsozialistischer Jugendpolitik. Mönchengladbach.

Neuloh, Otto; Zilius, Wilhelm (1982): Die Wandervögel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der frühen deutschen Jugendbewegung. Göttingen.

- Neumann, Micha (1999): Psychische Folgen für die Kinder der Naziopfer. In: Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien, S. 100 – 108.
- Neumann, Vera (1999): Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Münster.
- Neurath, Paul Martin (2004): Die Gesellschaft des Terrors. Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald. Erstveröffentlichung der Dissertation von 1951, mit einem Nachwort von Christian Fleck, Albert Müller und Nico Sehr. Frankfurt a. M.
- Nicolaisen, Hans-Dietrich (1981): Die Flakhelfer. Luftwaffenhelfer und Marinehelfer im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a. M.
- Nieden, Susanne zur (1993): Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 – 1945. Berlin.
- Niederdalhoff, Friederike (1997): „Im Sinne des Systems einsatzbereit...“ Mädchenarbeit im 'Bund Deutscher Mädel' (BDM) und in der 'Freien Deutschen Jugend' (FDJ) – Ein Vergleich. Münster.
- Niedhart, Gottfried; Broderick, George (Hrsg.)(1999): Lieder in Politik und Alltag des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Niehuss, Merith (2001): Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945 – 1960. Göttingen.
- Niemann, Beate (2005): Mein guter Vater. Mein Leben mit seiner Vergangenheit – Eine Täter Biographie. Teetz.
- Niessen, Anne (1999): „Die Lieder waren die eigentlichen Verführer!“ Mädchen und Musik im Nationalsozialismus. Mainz.
- Niethammer, Lutz (1972): Entnazifizierung in Bayern. Frankfurt a. M.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.)(1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. (= Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 1). Berlin.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.)(1983b): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. (= Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 2). Berlin.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.)(1994): Der >gesäuberte< Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald. Dokumente. Berlin.
- Niethammer, Lutz (1989): Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek bei Hamburg.
- Niethammer, Lutz (1990): Juden und Russen im Gedächtnis der Deutschen. In: Pehle H., Walter (Hrsg.): Der historische Ort des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.).
- Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek bei Hamburg.
- Nipperdey, Thomas (1986): Probleme der Modernisierung in Deutschland. In: ders.: Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays. München, S. 52 – 70.
- Nissen, Margret (2007): Sind Sie die Tochter Speer? Bergisch Gladbach.
- Nissen, Margaret (2005): Sind Sie die Tochter Speer? Stuttgart.
- Nitsch, Ulla M. (2006): „fein marschieren und singen...“ Neue Identifikations-, Handlungs- und Bindungsangebote in deutschen Fibeln aus den Jahren 1933 bis 1943. In: Teistler, Gisela (Hrsg.):

Lesen lernen in Diktaturen der 1930er und 1940er Jahre. Fibeln in Deutschland, Italien und Spanien. Hannover, S. 107 – 130.

Nohl, Herman (1947): Die geistige Lage im gegenwärtigen Deutschland. In: Die Sammlung. Heft 2, S. 601-606.

Nolzen, Armin (2000): Der Streifendienst der Hitler-Jugend (HJ) und die <<Überwachung der Jugend>>. In: Gerlach, Christian (Hrsg.): Durchschnittstäter. Handeln und Motivation. Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus. Band 16. Berlin, S. 13 – 51.

Nolzen, Armin (2004): Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. München, S. 99 – 194.

Nolzen, Armin (2009a): Vom >>Jugendgenossen<< zum >>Parteigenossen<<. Die Aufnahme von Angehörigen der Hitler-Jugend in die NSDAP. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 123 – 150.

Nolzen, Armin (2009b): Inklusion und Exklusion im >>Dritten Reich<<. Das Beispiel der NSDAP. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 60 – 77.

Norbisrath, Gudrun (2000): Gestohlene Jugend. Der Zweite Weltkrieg in Erinnerungen. Essen.

Novick, Peter (2003): Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord. München.

Nowak, Kurt (1991): Widerstand, Zustimmung, Hinnahme: Das Verhalten der Bevölkerung zur >>Euthanasie<<. In: Frei, Norbert (Hrsg.): Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. München, S. 23-251.

Nyssen, Elke (1979). Schule im Nationalsozialismus. Heidelberg.

Obst, Dieter (1991): „Reichskristallnacht“ – Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom November 1938. Frankfurt a. M.

Ochsenknecht, Ingeborg (2005): >>Als ob der Schnee alles zudeckte<<. Eine Krankenschwester erinnert sich an ihren Kriegseinsatz an der Ostfront. Berlin.

Oelkers, J. (1988): Pädagogischer Liberalismus und Nationale Gemeinschaft. Zur politischen Ambivalenz der Reformpädagogik in Deutschland vor 1914, in Zeitschrift für Pädagogik 22, Beiheft, S. 195-219.

Oelkers, Jürgen (1991): Erziehung und Gemeinschaft: Eine historische Analyse reformpädagogischer Optionen. In: Berg, Christa; Eller-Rüttgart, Sieglind (Hrsg.): >>Du bist nichts, Dein Volk ist alles<<. Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim, S. 22-59.

Oelkers, Jürgen (1996): Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim.

Oelkers, Jürgen (2001): Einführung in die Theorie der Erziehung. Weinheim.

Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hrsg.) (2002): Entwicklungspsychologie. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim.

Oevermann, Ulrich (1973): Zur Analyse und Struktur von sozialen Deutungsmustern. Berlin.

Oevermann, Ulrich; Allert, Tillman; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352-434.

- Oevermann, Ulrich (1998): Zur soziologischen Erklärung und öffentlichen Interpretation von Phänomenen der Gewalt und des Rechtsextremismus bei Jugendlichen. Zugleich eine Analyse des kulturellen Syndroms. In: König, Hans-Dieter (Hrsg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus. Frankfurt a. M., S. 83 – 125.
- Oevermann, Ulrich (2001a): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern. In: Sozialer Sinn. Heft 2, S. 3-33.
- Oevermann, Ulrich (2001b): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn. Heft 2, S. 35-81.
- Offermanns, Alexandra (2003): „Die wussten, was uns gefällt.“ Ästhetische Manipulation und Verführung im Nationalsozialismus, illustriert am BDM-Werk „Glaube und Schönheit“. Münster.
- Ogan, Bernd; Weiß, Wolfgang W. (Hrsg.)(1992): Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus. Nürnberg.
- Oldfield, Sybil (2003): Meist war es eine >>Sie<<. Die Rolle britischer Frauen bei der Rettung und Versorgung jüdischer Flüchtlingskinder. In: Benz, Wolfgang; Curio, Claudio; Hammel, Andrea (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/ 39. Rettung und Integration. Frankfurt a. M., S. 82 – 101.
- Olsen, Kare (2004): Schicksal Lebensborn. Die Kinder der Schande und ihre Mütter. München.
- Orth, Karin (1994): Jan Melsen: „Hamburg beschäftigt mich emotional am meisten.“ – Erinnerungen eines KZ-Überlebenden an den Hamburger Feuersturm. In: Jureit, Ulrike; Meyer, Beate (Hrsg.): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 145 – 155.
- Orth, Karin (1999a): Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte. Hamburg.
- Orth, Karin (Hrsg.)(1999b): 'Täterinnen' im Konzentrationslager. WerkstattGeschichte, Heft 12.
- Ortmeyer, Benjamin (1998): Schicksale jüdischer Schülerinnen und Schüler in der NS-Zeit – Leerstellen deutscher Erziehungswissenschaft? Bundesrepublikanische Erziehungswissenschaften (1945/49-1995) und die Erforschung der nazistischen Schule. Witterschlick.
- Ortmeyer, Benjamin (2000): Schulzeit unterm Hitlerbild. Analysen, Berichte, Dokumente. Frankfurt a. M.
- Ottensmeier, Hermann (1991): Faschistisches Bildungssystem in Deutschland zwischen 1933 und 1989. Kontinuitäten zwischen Drittem Reich und DDR. Hamburg.
- Otto, Hans-Uwe; Sünder, Heinz (1991): Volksgemeinschaft als Formierungsideologie des Nationalsozialismus. Zu Genesis und Geltung von >>Volkspflege<<. In: dies. (Hrsg.): Politische Formierung und soziale Erziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 50 – 77.
- Otto, Hans-Uwe; Rauschenbach, Thomas; Vogel, Peter (Hrsg.)(2002): Erziehungswissenschaft: Politik und Gesellschaft. Opladen.
- Ottomeyer, Klaus (1991): Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung, S. 153-186.
- Overmans, Rüdiger (1999): Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. München.
- Overmans, Rüdiger (2005): Die Kriegsgefangenenpolitik des Deutschen Reiches 1939 bis 1945. In: Eckerkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 729 – 876.

Overmans, Rüdiger (2008): Das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs. In: Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 10: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Zweiter Halbband: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges. München, S.379 – 656.

Overmans, Rüdiger (2010): Jugendliche in Kriegsgefangenschaft. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 273 – 287.

Owings, Alison (1999): Eine andere Erinnerung. Frauen erzählen von ihrem Leben im „Dritten Reich“. Berlin.

Padover, Saul K. (1999): Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45. Frankfurt a. M.

Pahlke, Georg (1995): Trotz Verbot nicht tot. Katholische Jugend in ihrer Zeit. Band III: 1933 – 1945. Paferborn.

Pahmeyer, Peter; Spankeren, Lutz van (1998): Die Hitlerjugend in Lippe (1933 – 1939). Totalitäre Erziehung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Bielefeld.

Papanek, Hanna (2004): Exilkind: ... aus dem Garten vertrieben. In: Hansen-Schaberg, Inge (Hrsg.): Als Kind verfolgt. Anne Frank und die anderen. Berlin, S. 31 – 44.

Parak, Michael (2004): Hochschule und Wissenschaft in zwei deutschen Diktaturen. Eliten austausch an sächsischen Hochschulen 1933-1952. Köln.

Parsons, Talcott (1949): Essays in Sociological Theory: Pure and Applied. Glencoe, Ill.

Parsons, Talcott (1964): Demokratie und Sozialstruktur in Deutschland vor der Zeit des Nationalsozialismus. In: ders. Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied, S. 256-281.

Parsons, Talcott (1968): Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt a. M.

Parsons, Talcott (1976): Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen.

Paucker, Arnold (2003): Deutsche Juden im Widerstand 1933 – 1945. Berlin.

Paucker, Arnold (2004): Deutsche Juden im Widerstand. In: Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hrsg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Bonn, S. 285 – 306.

Paul, Gerhard (1994): Ungehorsame Soldaten. Dissens, Verweigerung und Widerstand deutscher Soldaten (1939-1945). Sankt Ingbert.

Paul, Gerhard (2000): >>Diese Erschießungen haben mich innerlich gar nicht mehr berührt.<< Die Kriegsendphasenverbrechen der Gestapo 1944/ 45. In: ders.; Mallmann, Klaus-Michael (Hrsg.): Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. >>Heimatfront<< und besetztes Europa. Darmstadt, S. 543 – 567.

Paul, Gerhard (2002): Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und >>ganz gewöhnlichen<< Deutschen. Die Täter der Shoah im Soiegal der Forschung. In: ders. (Hrsg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen, S. 13 – 90.

Paul, Heinrich (1999): Brücken der Erinnerung. Von den Schwierigkeiten, mit der nationalsozialistischen Vergangenheit umzugehen. Pfaffenweiler.

Pedersen, Ulf (1994): Bernhard Rust: Ein nationalsozialistischer Bildungspolitiker vor dem Hintergrund seiner Zeit. Braunschweig.

Peller, Lili (1981): Das Spiel im Zusammenhang der Trieb- und Ichentwicklung. In: Röhrs, Hermann (Hrsg.): Spiel und Sportspiel – ein Wechselverhältnis. Hannover, S. 99 – 117.

- Perel, Sally (2005): Ich war Hitlerjunge Salomon. 20. Auflage. München.
- Peters, Otto (2007): Meine Lehrer im „Dritten Reich“. Versuch einer autobiographischen Rekonstruktion. Münster.
- Petsch, Joachim (1992): Architektur als Weltanschauung. Die Staats- und Parteienarchitektur im Nationalsozialismus. In: Ogan, Bernd; Weiß, Wolfgang W. (Hrsg.): Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus. Nürnberg, S. 197 – 204.
- Petter, Wolfgang (1993): SA und SS als Instrumente nationalsozialistischer Herrschaft. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 76 – 94.
- Petter, Wolfgang (2003): Wehrmacht und Judenverfolgung. In: Büttner, Ursula (Hrsg.): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 194 – 214.
- Petzold, Joachim (1997): Ideale und Idole im Schatten Hitlers und Stalins: Dresdner Oberschüler auf dem Weg aus dem Dritten Reich in die DDR. Potsdam.
- Peukert, Detlev (1980): Die Edelweißpiraten. Protestbewegung jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Köln.
- Peukert, Detlev (1981a): Arbeitslager und Jugend KZ: Die „Behandlung Gemeinschaftsfremder“ im Dritten Reich. In: ders.; Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unter dem Nationalsozialismus. Wuppertal, S. 435-454.
- Peukert, Detlev (1981b): Alltag unterm Nationalsozialismus. (= Beiträge zum Thema Widerstand 17). Berlin.
- Peukert, Detlev (1982): Volksgemeinschaft und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus. Köln.
- Peukert, Detlev (1983): Der Nationalsozialismus und das „Volk“. (= Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (Hrsg.): Nationalsozialismus im Unterricht. Studieneinheit 5). Tübingen.
- Peukert, Detlev (1985a): Alltag unterm Nationalsozialismus. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. (= Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland. Bd. 6). Weinheim, S. 40-66.
- Peukert, Detlev (1985b): Edelweißpiraten, Meuten, Swing. Jugendsubkulturen im Dritten Reich. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. (= Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland. Bd. 6). Weinheim, S. 216 – 231.
- Peukert, Detlev (1985d): Protest und Widerstand von Jugendlichen im Dritten Reich. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Widerstand und Exil 1933 – 1945. Bonn, S. 76 – 96.
- Peukert, Detlev (1986a): Das >>Dritte Reich<< aus der >>Alltags<<-Perspektive. In: Archiv für Sozialgeschichte. Bd. XXVI. Bonn, S. 533-556.
- Peukert, Detlev (1986b): Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge 1878-1932. Köln.
- Peukert, Detlev (1986c): Alltagsleben und Generationenerfahrung von Jugendlichen in der Zwischenkriegszeit. In: Dowe, Dieter (Hrsg.): Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich Bonn, S. 139 – 150.
- Peukert, Detlev (1987): Die Weimarer Republik. Frankfurt a. M.
- Peukert, Detlev (1988): Die Edelweißpiraten. Protestbewegung junger Arbeiter im Dritten Reich. Köln.

Peukert, Detlev (1989): Die Genesis der >>Endlösung<< aus dem Geist der Wissenschaft. In: ders.: Max Webers Diagnose der Moderne. Göttingen, S. 102 – 121.

Pfingsten, Gabriele; Füllberg-Stollberg, Claus (2002): Frauen in Konzentrationslagern – geschlechtsspezifische Bedingungen des Überlebens. In: Dieckmann, Christoph; Herbert, Ulrich; Orth, Karin (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 1. Frankfurt a. M., S. 911-938.

Picaper, Jean-Paul; Norz, Ludwig (2005): Die Kinder der Schande. Das tragische Schicksal deutscher Besatzungskinder in Frankreich. München.

Pinner, Ludwig (1972): Die Bedeutung der Einwanderung aus Deutschland für das jüdische Palästina. In: ders.; Feilchenfeld, Werner; Michaelis, Dolf (Hrsg.): Haavara-Transfer nach Palästina und Einwanderung deutscher Juden 1933 – 1939. Tübingen, S. 89 – 101.

Piper, Ernst (2007): Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München.

Platner, Geert; Schüler der Gerhard-Hauptmann-Schule in Kassel (Hrsg.)(2005): Schule im Dritten Reich. Eine Erziehung zum Tod: Eine Dokumentation. 4. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bonn.

Plato, Alexander von (1985): Fremde Heimat. Zur Integration von Flüchtlingen und Einheimischen in die neue Zeit. In: Niethammer, Lutz; Plato, Alexander von (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. (= Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Band 3). Berlin, S. 172 – 219.

Plato, Alexander von (1986): „Ich bin mit allen gut ausgekommen“. Oder: war die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten? In: Niethammer, Lutz (Hrsg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Band 1. 2. Auflage. Berlin, S. 31 – 66.

Plato, Alexander von; Möding, Nori (1986): Siegernadeln. Jugendkarrieren in BDM und HJ. In: Bucher, Willi; Pohl, Klaus (Hrsg.): Schock und Schöpfung: Jugendästhetik im 20. Jahrhundert. Darmstadt, S. 292 – 301.

Plato, Alexander von (1991): Oral History als Erfahrungswissenschaft. In: BIOS. Heft 4, S. 97 – 119.

Plato, Alexander von; Meinicke, Wolfgang (1991): Die Last des Schweigens. Umgesiedelte, Vertriebene und Flüchtlinge in der SBZ und DDR. Berlin.

Plato, Alexander von (1995): The Hitler Youth generation and its role in the two post-war German states. In: Roseman, Mark (Hrsg.): Generations in Conflict: Youth Revolt and Generation Formation in Germany 1770 – 1968. Cambridge, S. 210 – 226.

Plato, Alexander von (2001): Wo sind die ungläubigen Kinder geblieben? Kritik einiger Thesen des Projektes >>Tradierung von Geschichtsbewußtsein<<. In: WerkstattGeschichte, Heft 30, S. 64-72.

Plato, Alexander von; Leh, Almut; Thonfeld, Christoph (Hrsg.)(2008): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich. Wien.

Plato, Alexander von (2010): Erinnerungen junger Soldaten an den Zweiten Weltkrieg. In: Herrmann, Ulrich; Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Junge Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen als Lebenserfahrungen. Weinheim, S. 321 – 338.

Plattner, Elisabeth (1941): Die ersten sechs Lebensjahre. Ein Erziehungsbuch. 5. Auflage. Leipzig.

Plöckinger, Othmar (2006): Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers >Mein Kampf< 1922-1945. München.

- Plum, Günter (1996a): Deutsche Juden oder Juden in Deutschland? In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München, S. 35-74.
- Plum, Günter (1996b): Wirtschaft und Erwerbsleben. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 268 – 313.
- Pohl, Dieter (2008): Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944. München.
- Pohl, Karl Heinrich; Ruck, Michael (Hrsg.)(2003a): Regionen im Nationalsozialismus. Bielefeld.
- Pohl, Karl Heinrich; Ruck, Michael (2003b): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Regionen im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 7 – 13.
- Pohl, Rainer (1991): „Schräge Vögel mausert euch!“ Von Renitenz, Übermut und Verfolgung Hamburger Swings und Pariser Zazous. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Piraten, Swings und junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Bonn, S. 241 – 270.
- Poliakov, Léon; Wulf, Joseph (1959): Das Dritte Reich und seine Denker. Dokumente. Berlin.
- Poliakov, Léon; Delacampagne, Christian; Girard, Patrick (1984): Über den Rassismus. Sechzehn Kapitel zur Anatomie, Geschichte und Deutung des Rassenwahns, Frankfurt a. M.
- Portmann, Adolf (1951): Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. 2. Auflage. Basel.
- Priepke, Martin (1960): Die evangelische Jugend im Dritten Reich 1933-1936. Hannover.
- Priemel, Kim Christian (2007): Flick: Eine Konzerngeschichte vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. Göttingen.
- Prinz, Michael; Zitelmann, Rainer (Hrsg.)(1991): Nationalsozialismus und Modernisierung. Darmstadt.
- Probst-Effah, Gisela (2007): >>Das Moorsoldatenlied<<. Zur Geschichte eines Liedes von säkularer Bedeutung. In: Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (Hrsg.): Good-bye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts. Essen, S. 155 – 174.
- Przyrembel, Alexandra (2002): Der Bann eines Bildes. Ilse Koch, die >>Kommandeuse von Buchenwald<<. In: Eschebach, Insa; Jacobeit, Sigrid; Wenk, Silke (Hrsg.): Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids. Frankfurt a. M., S. 245 – 267.
- Przyrembel, Alexandra (2003): >>Rassenschande<<. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus. Göttingen.
- Psyrembel (1994): Klinisches Wörterbuch. 257. neu bearbeitete Auflage. Berlin.
- Pyta, Wolfram (1996): Ländlich-evangelisches Milieu und Nationalsozialismus bis 1933. In: Möller, Horst; Wirsching, Andreas; Ziegler, Walter (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 199 – 212.
- Quindeau, Ilka (1995): Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust. Frankfurt a. M.
- Queck, Hermann (Hrsg.)(2008): Jugend an der Front. Das Kriegsgeschehen im Südwesten. Von 1943-1945. Letztes Aufgebot: Luftwaffenhelfer, Reichsarbeitsdienst, Volkssturmmänner, Kindersoldaten im Kriegseinsatz im Süden und Osten. Gerlingen.
- Queiser, Hans, R. (1993): >>Du gehörst dem Führer!<<. Vom Hitlerjungen zum Kriegsbericht. Köln.

- Radday, Yehuda (1997): Zum Begriff des >>Holocaust<<. In: Das Parlament. Heft 5, S. 19.
- Radebold, Hartmut (2000): Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen. Göttingen.
- Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2005a): Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen. 2. Auflage. Gießen.
- Radebold, Hartmut (2005a): Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege. Stuttgart.
- Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2005b): Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen. 2. Auflage. Gießen.
- Radebold, Hartmut (2007): Der Beitrag psychoanalytischer Forschungspraxis: Langfristige Folgen kriegsbedingter väterlicher Abwesenheit. In: In: Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 147 – 154.
- Radebold, Hartmut (2008a): Kriegsbedingte Kindheiten und Jugendzeit. Teil 1: Zeitgeschichtliche Erfahrungen, Folgen und transgenerationale Auswirkungen. In: In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 45 – 56.
- Radebold, Hartmut (2008b): Kriegsbedingte Kindheiten und Jugendzeit. Teil 2: Väterliche Abwesenheit und ihre Auswirkungen auf individuelle Entwicklung, Identität und Elternschaft. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 175 – 182.
- Radebold, Hartmut; Reulecke, Jürgen; Schulz, Hermann (2005): Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Band 479). Bonn.
- Radt, Joachim (1998): Indoktrination der Jugend im NS-Regime. Geschichte im „Dritten Reich“ am Beispiel der Zeitschrift „Wille und Macht“. Bad Homburg.
- Radner, Siegfried (1939): Rasse und Humor. 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage. München.
- Raphael, Lutz (1998): Experten im Sozialstaat. In: Hockerts, Hans Günter (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich. (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Band 76). München, S. 231 – 258.
- Rang, Adalbert (1986): Reaktionen auf den Nationalsozialismus in der Zeitschrift „Die Erziehung“ im Frühjahr 1933. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 35 – 54.
- Rappl, Marian (2004): <<Unter der Flagge der Arierisierung... um einen Schundpreis zu eraffen>>. Zur Präzisierung eines problematischen Begriffs. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 17 – 30.
- Rathkolb, Oliver (2005): Zwangsarbeit in der Industrie. In: Echterkamp, J. (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 667 – 728.
- Raub, Michael (1997): Scham – ein obsoletes Gefühl? Einleitende Bemerkungen zur Aktualität eines Begriffs. In: Kühn, Rolf; Raub, Michael, Titze, Michael (Hrsg.): Scham – ein menschliches Gefühl. Kulturelle, psychologische und philosophische Perspektiven. Opladen, S. 27 – 44.
- Rauh-Kühne, Cornelia (1995): Die Entnazifizierung und die deutsche Gesellschaft. In: Archiv für Sozialgeschichte (AfS). Band 35, S. 35 – 70.
- Rauh-Kühne, Cornelia (1995): Die Entnazifizierung und die deutsche Gesellschaft. In: Archiv für Sozialgeschichte. Band 35, S. 35 – 70.

- Rauh-Kühne, Cornelia (1996): Katholisches Sozialmilieu, Region und Nationalsozialismus. In: Möller, Horst; Wirsching, Andreas; Ziegler, Walter (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 213 – 236.
- Rauschning, Hermann (1973): Gespräche mit Hitler. Unveränderte Neuauflage (zuerst erschienen 1940 in Zürich). Wien.
- Rebentisch, Karl-Dieter; Teppe Karl (Hrsg.)(1986): Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System. Göttingen.
- Rebentisch, Dieter (1989): Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg. Verfassungsentwicklung und Verwaltungspolitik 1939-1945. Stuttgart.
- Reble, Albert (1995): Geschichte der Pädagogik. Stuttgart.
- Reboul, Olivier (1979): Indoktrination. Wenn Denken unterdrückt wird. Olten.
- Recker, Marie-Louise (1985): Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg. München.
- Recker, Marie-Luise (1990): Die Außenpolitik des Dritten Reiches. München.
- Recker, Marie-Luise (1993): Vom Revisionismus zur Großmachtstellung. Deutsche Außenpolitik 1933 bis 1939. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 315 – 332.
- Reeken, Dietmar von (1999): Wer hat Angst vor Wolfgang Klafki? Der Geschichtsunterricht und die „Schlüsselprobleme“. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Jg. 50, S. 292 – 304.
- Reese, Dagmar (1986): Kontinuitäten und Brüche in den Weiblichkeitskonstruktionen im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 223 – 241.
- Reese, Dagmar (1989): „Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb“: Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund deutscher Mädel im sozialkulturellen Vergleich zweier Milieus. Weinheim.
- Reese, Dagmar (1991a): Frauen im Nationalsozialismus: Opfer oder Täterinnen? Zu einer aktuellen Auseinandersetzung in der Frauenforschung zum Nationalsozialismus. In: Berg, Christa; Eller-Rüttgardt, Sieglind (Hrsg.): >>Du bist nichts, Dein Volk ist alles<<: Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim, S. 59-73.
- Reese, Dagmar (1991b): Emanzipation oder Vergesellschaftung: Mädchen im >>Bund Deutscher Mädel<<. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Politische Formierung und soziale Erziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 203-225.
- Reese, Dagmar (1991c): Homo humini lupus – Frauen als Täterinnen? In: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz für die Geschichte der Arbeiterklasse. Heft 1, S. 25 – 34.
- Reese, Dagmar (1991d): Eine weibliche Generation in Deutschland im Übergang von der Diktatur zur Demokratie. Herausgegeben von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der freien Universität Berlin.
- Reese, Dagmar (1993): Die Kameraden. Eine partnerschaftliche Konzeption der Geschlechterbeziehungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In: dies.; Rosenhaft, Eve; Sachse, Carola; Siegel, Tilla (Hrsg.): Rationale Beziehungen. Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozeß. Frankfurt a. M., S. 58 – 74.

- Reese, Dagmar (1997): Verstrickung und Verantwortung. Weibliche Jugendliche in der Führung des Bundes Deutscher Mädel. In: Heinsohn, Kirsten; Vogel, Barbara; Weckel, Ulrike (Hrsg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsspielräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M., S. 206 – 222.
- Reese, Dagmar (2007a): Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 9 – 40.
- Reese, Dagmar (2007b): Kamerad unter Kameraden. Weiblichkeitskonstruktionen im Bund Deutscher Mädel während des Krieges. In: dies. (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 215 – 254.
- Reese, Dagmar (Hrsg.)(2007c): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin.
- Reese, Willy Peter (2004): Mir selber seltsam fremd. Russland 1941 – 44. Berlin.
- Reh, Sabine (2003): Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als „Bekenntnisse“. Interpretationen und methodologische Überlegungen zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Bad Heilbrunn.
- Reich-Ranicki, Marcel (Hrsg.)(1997): Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller. 6. Auflage. München.
- Reich-Ranicki, Marcel (1999): Mein Leben. Stuttgart.
- Reichardt, Rolf (1978): >>Histoire des mentalités.<< Eine neue Dimension der Sozialgeschichte am Beispiel des französischen Ancien Régime. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Heft 3, S. 130 – 166.
- Reicharz, Jehuda (1986): Haschomer Hazair in Nazideutschland 1933 – 1938. In: Pauker, Arnold (Hrsg.): Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. Tübingen, S. 317 – 351.
- Reichel, Peter (1994): Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus. Frankfurt a. M.
- Reichel, Peter (2001): Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute. München.
- Reichel, Peter (2007): Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater. Frankfurt a. M.
- Reichwein, Roland (1971): Sozialisation und Individuation in der Theorie von Talcott Parsons. In: Soziale Welt XXII. Heft 1, S. 161-184.
- Reimann, Bruno (1984): Die „Selbst-Gleichschaltung“ der Universitäten 1933. In: Tröger, Jörg (Hrsg.): Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 38-52.
- Reimann, Horst (1991): Institutionen. In: ders.; et al. (Hrsg.): Basale Soziologie: Hauptprobleme. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Opladen, S. 159-178.
- Reiß, Matthias (2002): >>Die Schwarzen waren unsere Freunde<<. Deutsche Kriegsgefangene in der amerikanischen Gesellschaft 1942 – 1946. Paderborn.
- Remarque, Erich Maria (1987; ursprünglich 1929): Im Westen nichts Neues. Köln.
- Reinharz, Jehuda (1986): Haschomer Hazair in Nazideutschland, 1933 – 1938. In: Paucker, Arnold (Hrsg.): Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland. Tübingen, S. 317 – 351.
- Reuband, Karl-Heinz (2000): Gerüchte und Kenntnisse vom Holocaust in der deutschen Gesellschaft vor Ende des Krieges. Eine Bestandsaufnahme auf der Basis von Bevölkerungsumfragen. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung. Band 9, S. 196 – 233.

Reuband, Karl-Heinz (2006): Das NS-Regime zwischen Akzeptanz und Ablehnung. Eine retrospektive Analyse von Bevölkerungseinstellungen im Dritten Reich auf der Basis von Umfragedaten. In: Geschichte und Gesellschaft. Heft 3, S. 315 – 343.

Reulecke, Jürgen (1985): Männerbund versus Familie. Bürgerliche Jugendbewegung und Familie in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Koebner, Thomas, Janz, Rolf-Peter, Trommler, Frank (Hrsg.): "Mit Uns in die neue Zeit". Der Mythos Jugend, Frankfurt a. M., S. 199-222.

Reulecke, Jürgen (1988): „...und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben!“ Der Weg in die „Staatsjugend“ von der Weimarer Republik zur NS-Zeit. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. (= Zeitschrift für Pädagogik (ZfP), Beiheft 22). Weinheim, S. 243-259.

Reulecke, Jürgen (1989): Jugend und <<junge Generation>> in der Gesellschaft der Zwischenkriegszeit. In: Tenorth, H. E.; Langwiesche, D. (Hrsg.): 1918-1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. (= Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band V.). München, S. 86-110.

Reulecke, Jürgen (1993): >>Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?<<. Zum Umgang mit einer falschen Frage. In: Krabbe, Wolfgang R. (Hrsg.): Politische Jugend in der Weimarer Republik. Bochum, S. 222-243.

Reulecke, Jürgen (1997): Rückkehr in die Ferne. Die deutsche Jugend in der Nachkriegszeit und das Ausland. Weinheim.

Reulecke, Jürgen (2000a): Generationen und Biographien im 20. Jahrhundert. In: Strauß, Bernhard; Geyer, Michael (Hrsg.): Psychotherapie in Zeiten der Veränderung. Wiesbaden, S. 26 – 40.

Reulecke, Jürgen (2000b): Waren wir so? Zwanzigjährige um 1960: Ein Beitrag zur „Ich-Archäologie“. In: Götte, Petra; Gippert, Wolfgang (Hrsg.): Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven. Essen, S. 169 – 180.

Reulecke, Jürgen (2003): Einführung: Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts – im „Generationscontainer“? In: ders. (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte. München, S. VII – XV.

Reulecke, Jürgen (2004): Blicke auf die deutsche Jugend nach Kriegsende. In: Rusinek, Bernd A. (Hrsg.): Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive. Göttingen, S. 54-66.

Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (2007): Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts. In: dies. (Hrsg.): Good-bye memories? Lieder im Generationsgedächtnis des 20. Jahrhunderts. Essen, S. 11 – 24.

Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (2008): Kindheiten und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg. Erfahrungen und Normen der Elterngeneration und ihre Weitergabe. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 13 – 32.

Reyer, Jürgen (1987): Geschichte der öffentlichen Kleinkindererziehung im deutschen Kaiserreich, in der Weimarer Republik und in der Zeit des Nationalsozialismus. In: ders.; Erning, Günter; Neumann, Karl (Hrsg.): Geschichte des Kindergartens. Band I: Entstehung und Entwicklung der öffentlichen Kleinkindererziehung in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Freiburg, S. 43 – 82.

Richter, Horst-Eberhard (1986): Die Chance des Gewissens. Erinnerungen und Assoziationen. München.

Richarz, Monika (1982): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte. Band 3: 1918 – 1945. Stuttgart.

Riedesser, Peter; Verderber, Axel (2004): „Maschinengewehre hinter der Front“. Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie. 2. Auflage. Frankfurt a. M.

Riedesser, Peter (2006): Belastende Kriegserfahrungen in der Kleinkindzeit. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.)(2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 37 – 50.

Rigg, Bryan M. (2003): Hitlers „jüdische Soldaten“. 3. Auflage. Paderborn.

Ringelheim, Joan (1992): Verschleppung, Tod und Überleben. Nationalsozialistische Ghetto Politik gegen jüdischen Frauen und Männer im besetzten Polen. In: Wobbe, Theresa (Hrsg.): Nach Osten: Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen. Frankfurt a. M., S. 135 – 160.

Rißmann, Michael (2001): Hitlers Gott. Vorsehungsglaube und Sendungsbewußtsein des deutschen Diktators. Zürich.

Ritschl, Albrecht (1993): Wirtschaftspolitik im Dritten Reich – Ein Überblick. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 118 – 134.

Ritschl, Albrecht (2003): Hat das Dritte Reich wirklich eine ordentliche Beschäftigungspolitik betrieben? In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Teil 1, S. 125-140.

Ritzi, Christian; Wiegmann, Ulrich (Hrsg.)(2004): Behörden und pädagogische Verbände im Nationalsozialismus. Zwischen Anpassung, Gleichschaltung und Auflösung. Bad Heilbrunn.

Roberts, Ulla (2005): Starke Mütter – ferne Väter. Über Kriegs- und Nachkriegskindheit einer Töchtergeneration. 2. erweiterte Auflage. Gießen.

Roberts, Ulla (2006): Die Enkelgeneration betritt den Raum der Geschichte. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 185 – 201.

Röcher, Ruth (1992): Die jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland 1933 – 1942. Frankfurt a. M.

Roegel, Otto B. (1994): Gestapo gegen Schüler. Die Gruppe >>Christopher<< in Bruchsal. Konstanz.

Röhr, Werner (1995): Einleitung: Sozialgeschichtliche Faschismusforschung auf dem Hintergrund der Kontroverse zwischen Alltags- und Sozialgeschichte. In: Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner (Hrsg.): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus. Münster, S. 7-29.

Röhr, Werner (1995): Alltag und Alltagsgeschichte. Fragen und Kritiken sozialgeschichtlicher Faschismusforschung. In: Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner (Hrsg.): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus. Münster, S. 294-344.

Röhrs, Hermann (1980): Die Reformpädagogik. Ursprung und Verlauf in Europa. Hannover.

Röpke, Andrea; Schröm, Oliver (2006): Stille Hilfe für braune Kameraden. Das geheime Netzwerk der Alt- und Neonazis. Berlin.

Roeßler, Wilhelm (1976): Schichtenspezifische Sozialisation in der Weimarer Republik. In: Heinemann, Manfred (Hrsg.): Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik. Stuttgart, S. 17-39.

- Rolff, Hans-Günther; Zimmermann, Peter (1997): Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation im Kindesalter. Vollständig überarbeitete Neuauflage der 5. Auflage. Weinheim.
- Rommelspacher, Birgit (1994): Schuldlos – Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen. Hamburg.
- Rolnikaite, Mascha (2004): Ich muss erzählen. Mein Tagebuch 1941-1945. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Roos, Peter (2006): Gepöppelt und Verbraucht. In Mauthausen ist die erste Ausstellung über Bordelle in den Konzentrationslagern zu sehen. In: Die Zeit, Ausgabe vom 20. Juli, S. 40.
- Rose, Arnold (1980): Werwolf 1944-1945. Eine Dokumentation. Stuttgart.
- Rosenbaum, Heidi (2001): Kindheitsbiographien und –autobiographien in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit. In: Behnken, Imbke; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze-Velber, S. 744 – 757.
- Rosenbaum, Heidi; Timm, Elisabeth (2008): Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz.
- Rosenberg, Alfred (1933): Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. 13.-16. Auflage. München.
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1986): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen.
- Rosenthal, Gabriele (1987): „... Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Opladen.
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien. Opladen.
- Rosenthal, Gabriele (1995a): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.
- Rosenthal, Gabriele (1995b): Familienbiographien: Nationalsozialismus und Antisemitismus im intergenerationellen Dialog. In: Attia, Iman; Basqué, Monika; Kornfeld, Ursula; Magiriba Lwanga, Gotlind; Rommelspacher, Brigitt; Teimoori, Pari; Vogelmann, Silvia; Wachendorfer, Ursula (Hrsg.): Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen, S. 30 – 51.
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen.
- Rosenthal, Gabriele (1999): Die Shoah im intergenerationellen Dialog. ZU den Spätfolgen der Verfolgung in Drei-Generationen-Familien. In: Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien, S. 68 – 88.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim.
- Rosenthal, Gabriele (2006): Israelische Familien von jugendlichen ZwangsemigrantInnen aus Deutschland. Zu den transgenerationellen Folgen einer Emigration ohne Eltern und Geschwister. In: Exilforschung. Ein internationales Handbuch. Band 24. München, S. 231 – 249.
- Rosh, Lea (Hrsg.) (1999): >>Die Juden, das sind doch die anderen<<. Berlin.
- Rostock, Jürgen; Zadniecek, Franz (1995): Paradies Ruinen. Das KdF Seebad der Zwanzigtausend auf Rügen. Berlin.
- Roth, Claudia (1997): Parteikreis und Kreisleiter der NSDAP unter besonderer Berücksichtigung Bayerns. München.

- Roth, Heinrich (1959): Katholische Jugend in der NS-Zeit unter besonderer Berücksichtigung des katholischen Jungmännerverbandes. Daten und Dokumente. Düsseldorf.
- Roth, Heinrich (1971): Pädagogische Anthropologie. Band II. Entwicklung und Erziehung. Grundlagen einer Entwicklungspädagogik. Berlin.
- Rottgardt, Elke (1993): Elternhörigkeit. Nationalsozialismus in der Generation danach. Eltern-Kind-Verhältnisse vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit. Hamburg.
- Rousseau, Jean-Jacques (1975): Emil oder über die Erziehung. 3. Auflage. Paderborn.
- Ruck, Michael (1993): Führerabsolutismus und polykratisches Herrschaftsgefüge – Verfassungsstrukturen des NS-Staates. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 32 – 56.
- Ruck, Michael (1995): Bibliographie zum Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Ruck, Michael (1996): Zentralismus und Regionalgewalten im Herrschaftsgefüge des NS-Staates. In: Möller, Horst; Wirsching, Andreas; Ziegler, Walter (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 99 – 122.
- Ruck, Michael (2000): Bibliographie zum Nationalsozialismus. 2. Bände. Vollständig überarbeitete und wesentlich erweiterte Neuausgabe. Darmstadt.
- Rüdiger, Jutta (1983): Die Hitler-Jugend und ihr Selbstverständnis im Spiegel ihrer Aufgabengebiete. Lindhorst.
- Rüdiger, Jutta (1984): Der Bund Deutscher Mädel. Eine Richtigstellung. Lindhorst.
- Rüdiger, Jutta (Hrsg.) (1987): Zur Problematik von Soldatinnen. Der Kampfeinsatz von Flakhelferinnen im Zweiten Weltkrieg – Berichte und Dokumentationen. Lindhorst.
- Rüter, Christiaan F. (Hrsg.) (1969): Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischen Tötungsverbrechen 1945 – 1999. Band II. Amsterdam, S. 75 – 102.
- Ruhl, Klaus-Jörg (1991): Die NS-Familienpolitik (1933-1945). Ideologie, Maßnahmen, Bilanz. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 42, S. 479 – 488.
- Rulc, Siegfried (1997): Unvollständige Chronik 1945. Ein Tagebuch zur Werwolf-Legende. Berlin.
- Rumpf, Horst (2004): Von der Belehrung zur Aufmerksamkeit? Zur Leistungsfähigkeit des Schulfachs Geschichte. In: Meseth, Wolfgang; Proske, Matthias; Radke, Frank-Olaf (Hrsg.): Schule und Nationalsozialismus. Anspruch und Grenzen des Geschichtsunterrichts. Frankfurt a. M., S. 147 – 157.
- Rusinek, Bernd A. (1989): Gesellschaft in der Katastrophe – Terror, Illegalität, Widerstand – Köln 1944/ 45. Essen.
- Rusinek, Bernd A. (1994): Jugendwiderstand und Kriminalität. Zur neueren Bewertung der >>Edelweißpiraten<< als Widerstandsgruppe. In: Ueberschär, Gerd A. (Hrsg.): Der 20. Juli 1944. Köln, S. 291 – 308.
- Rusinek, Bernd A. (2004): Ende des Zweiten Weltkriegs lokal, regional, international. Forschungsstand und Perspektiven. In: ders. (Hrsg.): Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive. Göttingen, S. 7-26.
- Rutschky, Katharina (1983): Erziehungszeugen. Autobiographien als Quelle für eine Geschichte der Erziehung. In: Zeitschrift für Pädagogik (ZfP), Heft 4, S. 499-517.

- Sabrow, Martin (2000): Einleitung. Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft. In: ders. (Hrsg.): Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR. Berlin, S. 9-35.
- Sachße, Carola (1990): Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Hamburg.
- Sachße, Christoph; Tennstedt, Florian (Hrsg.)(1992): Geschichte der Armenfürsorge. Band 3: Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus. Stuttgart.
- Safranski, Rüdiger (2008): Wieviel Wahrheit braucht der Mensch? Über das Denkbare und das Lebbare. 10. Auflage. Frankfurt a. M.
- Sagy, Shifra; Antonovsky, Aaron (2000): The development of the sense of coherence: A retrospective study of the early life experiences in the family. In: International Journal of Aging and Human Development, 51, S. 155 – 166.
- Saldern, Adelheit von (2003): Öffentlichkeiten in Diktaturen. Zu Herrschaftspraktiken im Deutschland des 20. Jahrhunderts. In: Heydemann, Günter; Oberreuter, Heinrich (Hrsg.): Diktaturen in Deutschland. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen im Vergleich. Bonn, S. 442 – 475.
- Saloch, Reinhard; Thiele, Dieter (1994): Die unerbittliche Vergangenheit. Berichte vom Bruch zwischen Trauma und 'Lebensnormalität'. In: Jureit, Ulrike; Meyer, Beate (Hrsg.)(1994): Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg, S. 188 – 212.
- Samuel, Vivette (1999): Die Kinder retten. Frankfurt a. M.
- Sander, Helke (2005): Zuwort zum Vorwort. In: dies.; Johr, Barbara (Hrsg.): BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt a. M., S. 3-8.
- Sander, Ulrich (2002): Jugendwiderstand im Krieg. Die Helmuth-Hübener-Gruppe 1941/ 1942. Bonn.
- Sarkowicz, Hans (1992): Die Protokolle der Weisen von Zion. In: Corino, Karl (Hrsg.): Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik. Unveränderte Neuauflage. Reinbek bei Hamburg, S. 56-73.
- Sartre, Jean Paul (1977): Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert. 1821-1857. I. Die Konstitution. Reinbek bei Hamburg.
- Sauer, Christian (2003): Rede als Erzeuger von Komplizentum. Hitler und die öffentliche Erwähnung der Judenverfolgung. In: Kopper-Schmidt, Josef (Hrsg.): Hitler der Redner. München, S. 413-440.
- Sauer, Wolfgang (1973): Die Mobilisierung der Gewalt. (= Bracher, K. D.; et al. Bd. 3). Köln.
- Sautermeister, Gerd (1987): Messianisches Hoffen, tapfere Skepsis, Lebensbegehren: Jugend in den Nachkriegsjahren. Mit einer Nachrede wider die Trauer-Rhetorik. In: Koebner, Thomas; et al. (Hrsg.): Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939-1949. Opladen, S. 261-300.
- Schabel, Ralf (1993): „Weltmacht oder Untergang“. Das „Dritte Reich“ im Krieg. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 3. Das bittere Ende 1939-1945. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 43-92.
- Schacter, Daniel (1999): Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit. Reinbek bei Hamburg.
- Schaefer, Anka (1990): Zur Stellung der Frau im nationalsozialistischen Eherecht. In: Gravenhorst, Lerke; Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Töchter-Fragen – NS-FrauenGeschichte. Freiburg.
- Schäfer, Gerd E. (1986): Spiel, Spielraum und Verständigung. Weinheim.

- Schäfer, Gerd E. (1989): Spielphantasie und Spielumwelt. Weinheim.
- Schäfer, Hans Dieter (1981): Das gesplittete Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945. München.
- Schäfers, Bernhard (2003): Verhalten, abweichendes. In: ders. (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 8. überarbeitete Auflage. Opladen, S. 414 – 417.
- Schafft von Loesch, Ursula (1997): Mit vorher nie gekanntem Mut. Lebenserinnerungen. Reinbek bei Hamburg.
- Scheibe, Wolfgang (1994): Die Reformpädagogische Bewegung 1900 bis 1932. Eine einführende Darstellung. 10. Auflage. Weinheim.
- Scheidgen, Irina (2009): Frauenbilder im Spielfilm, Kulturfilm und in der Wochenschau des >>Dritten Reiches<<. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.)(2009a): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 259 – 281.
- Schellenberger, Barbara (1975): Katholische Jugend und Drittes Reich. Eine Geschichte des katholischen Jungmännerverbandes 1933 - 1939 unter besonderer Berücksichtigung der Rheinprovinz. Mainz.
- Schelsky, Helmut (1953): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Dortmund.
- Schelsky, Helmut (1984): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf.
- Schenk, Dieter (2008): Hans Frank: Hitlers Kronjurist und Generalgouverneur. Frankfurt a. M.
- Scherr, Albert (2003): Individuum/Person. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 8., überarbeitete Auflage. Opladen, S. 134-140.
- Scheub, Ute (2007): Das falsche Leben. Eine Vatersuche. München.
- Scheuerl, Hans (1988): Eindrücke und Erfahrungen aus bewegter Zeit. In: Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. Weinheim, S. 56-80.
- Schiedeck, Jürgen; Stahlmann, Martin (1991): Die Inszenierung „totalen Erlebens“. Lagererziehung im Nationalsozialismus. In: Otto, Hans-Uwe; Sünker, Heinz (Hrsg.): Politische Formierung und soziale Erziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 167 – 202.
- Schilde, Kurt (1995): Im Schatten der >>Weißen Rose<<. Jugendopposition gegen den Nationalsozialismus im Spiegel der Forschung (1945 bis 1989). Frankfurt a. M.
- Schilde, Kurt (2004): Widerstand von Jugendlichen. In: Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hrsg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Bonn, S. 266 – 281.
- Schilde, Kurt (2007a): >>Unsere Fahne flattert uns voran!<<. Die Karriere des Liedes aus dem Film >>Hitlerjunge Quex<<. In: Reulecke, Jürgen; Stambolis, Barbara (Hrsg.): Good-bye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts. Essen, S. 185 – 198.
- Schilde, Kurt (2007b): Jugendopposition 1933 – 1945. Berlin.
- Schildt, Axel (1993): Von der Not der Jugend zur Teenager-Kultur: Aufwachsen in den 50er Jahren. In: ders.; Sywottek, Arnold (Hrsg.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Bonn, S. 335 – 348.
- Schilling, René (2002): „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813 – 1945. Paderborn.

- Schirach, Baldur von (1934): Die Hitlerjugend. Idee und Gestalt. Berlin.
- Schirach, Baldur von (1938): Revolution der Erziehung. Reden aus den Jahren des Aufbaus. München.
- Schirach, Richard von (2005): Der Schatten meines Vaters. München.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1966): Pädagogische Schriften. Unter Mitwirkung von Th. Schulze herausgegeben von E. Weniger. Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826. 2. Auflage. Düsseldorf.
- Schlüter, Holger (1995): Die Urteilspraxis des nationalsozialistischen Volksgerichtshofs. Berlin.
- Schluß, Henning (Hrsg.)(2007): Indoktrination und Erziehung. Aspekte der Rückseite der Pädagogik. Wiesbaden.
- Schmädeke, Jürgen; Steinbach, Peter (Hrsg.)(1985): Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. München.
- Schmeer, Karl-Heinz (1956): Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich. München.
- Schmid, Armin; Schmid, Renate (2005): Im Labyrinth der Paragraphen. Die Geschichte einer gescheiterten Emigration. Frankfurt a. M.
- Schmid, Josef (2007): Zwei Welten – Der Bevölkerungsbegriff in der Soziologie und der Eugenik. In: Ehmer, Josef; Ferdinand, Ursula; Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Herausforderung Bevölkerung. Zu Entwicklungen des modernen Denkens über die Bevölkerung vor, im und nach dem „Dritten Reich“. Wiesbaden, S. 47 – 54.
- Schmid, Michaela (2008): Erziehungsratgeber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - eine vergleichende Analyse. Kontinuität und Diskontinuität im Mutterbild sowie der (früh)kindlichen Pflege und Erziehung in ausgewählten Erziehungsratgebern der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Berlin.
- Schmidt, Helmut (1992): Kindheit und Jugend unter Hitler. Berlin.
- Schmidt, Ilse (2002): Die Mitläuferin. Erinnerungen einer Wehrmachtsangehörigen. Berlin.
- Schmidt, Monika (2003): >>Das sind Sachen, von denen man sich nicht befreien kann.<< Margit Schulz. Erinnerungen an Auschwitz und Peterswaldau. In: Distel, Barbara (Hrsg.): „Wir konnten die Kinder doch nicht im Stich lassen!“. Frauen im Holocaust. Köln, S. 70-104.
- Schmidt, Uta C. (1998): Radioaneignung. In: Maßolek, Inge; Saldern, Adelheit von (Hrsg.): Zuhören und Gehörtwerden. I: Radio im Nationalsozialismus. Zwischen Lenkung und Ablenkung. Tübingen, S. 243 – 360.
- Schmidt-Harzbach, Ingrid (1984): Eine Woche im April. Berlin 1945: Vergewaltigung als Massenschicksal. In: Feministische Studien 2, S. 51 – 65.
- Schmidtke, Adrian (2007): Körperformationen. Fotoanalysen zur Formierung und Disziplinierung des Körpers in der Erziehung des Nationalsozialismus. Münster.
- Schmiechen-Ackermann, Detlef (2000): Der „Blockwart“. Die unteren Parteifunktionäre im nationalsozialistischen Terror- und Überwachungsstaat. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ), Heft 4, S. 575-602.
- Schmitt, Carl (1933): Staat, Bewegung, Volk. Hamburg.
- Schmitt, Carl (1996): Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien. 6. Auflage. Berlin.

Schmitt, Marina (2007): Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE): Folgen kollektiver Kriegstraumata im Erwachsenenalter. In: Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 109 – 120.

Schmitz-Berning, Cornelia (1998): Vokabular des NS. Berlin.

Schmitz-Köster, Dorothee (2003): >>Deutsche Mutter, bist du bereit<<. Alltag im Lebensborn. 4. Auflage. Berlin.

Schmitz-Köster, Dorothee (2007): Kind L 364. Eine Lebensborn-Familiengeschichte. Berlin.

Schmuhl, Hans-Walter (1991): Max Weber und das Rassenproblem. In: Hettling, Manfred; Huerkamp, Claudia; Nolte, Claudia; Schmuhl, Hans-Werner (Hrsg.): Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. München, S. 332-342.

Schmuhl, Hans-Walter (1992): Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie: Von der Verhütung zur Vernichtung >>lebensunwerten Lebens<<. 1890-1945. 2. Auflage. Göttingen.

Schmuhl, Hans-Walter (1993): Rassismus unter den Bedingungen charismatischer Herrschaft. Zum Übergang von der Verfolgung zur Vernichtung gesellschaftlicher Minderheiten im Dritten Reich. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 182 – 197.

Schmuhl, Hans-Walter (2001): Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927 – 1945. Göttingen.

Schneider, Christian; Stillke, Cornelia; Leineweber, Bernd (1996): Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Hamburg.

Schneider, Christian (1999): >>Sie hofften, dass dieses Thema sich noch zu ihren Lebzeiten erledigt<<. Ein Gespräch mit der dritten Generation. In: Mittelweg 36. Heft 1, S. 4 – 20.

Schneider, Gudrun; Driesch, Georg; Kruse, Andreas; Nehen, Hans-Georg; Heuft, Gereon (2006): Belastende und fördernde Faktoren im Lebenslauf der Kriegskinder – Zusammenhänge zur psychischen Gesundheit im Alter. In: Fooker, Insa; Heuft, Gereon; Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive. Weinheim, S. 93 – 104.

Schneider, Gudrun; Driesch, Georg; Kruse, Andreas; Nehen, Hans Georg; Heuft, Gereon (2007): ELDERMEN-Studien: Alt und krank und trotzdem zufrieden? Zur Resilienz im Prozess des Alterns. In: Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 121 – 130.

Schneider, Helga (2005): Laß mich gehen. München.

Schneider, Helga (2006): Kein Himmel über Berlin. Eine Kindheit. Taschenbuchausgabe der ungekürzten Neuausgabe von 2003. München.

Schneider, Michael (1981): Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder die melancholische Linke. Aspekte des Kulturzerfalls in den siebziger Jahren. Darmstadt.

Schneider, Michael (1995): Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933-1945. Überlegungen zur Sozialgeschichte des „Dritten Reiches“. In: Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner (Hrsg.): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus. Münster, S. 258-279.

Schneider, Michael (1999): Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939. Bonn.

Schneider, Michael (2000): Nationalsozialismus und Region. In: ASG. Band 40, S. 423 – 439.

- Schneider, Wolfgang (2001): Frauen unterm Hakenkreuz. Hamburg.
- Schnyder, Ulrich; Büchi, Stefan; Sensky, Tom; Klaghofer, Richard (2000): Antonovsky's Sense of Coherence: trait or state? *Psychotherapy and Psychosomatics*, 69, S. 296 – 302.
- Schoenbaum, David (1999): Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches. Ungekürzte Neuauflage. Berlin.
- Schönfelder, Heinrich (Hrsg.)(1943): Deutsche Reichsgesetze. Sammlung des Verfassungs-, Gemein-, Straf- und Verfahrensrechts für den täglichen Gebrauch. 13. Auflage. München.
- Schörken, Rolf (1982): Jugendlalltag im Dritten Reich – Die „Normalität“ in der Diktatur. Anmerkungen zu einigen Erinnerungsbüchern. In: Bergmann, Klaus; Schörken, Rolf (Hrsg.): *Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte*. Düsseldorf, S. 236-246.
- Schörken, Rolf (1985): *Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins*. 2. Auflage. Stuttgart.
- Schörken, Rolf (1989): Geleitwort. In: Tewes, Ludger: *Jugend im Krieg. Von Luftwaffenhelfern und Soldaten 1939-1945*. Essen, S. VII.
- Schörken, Rolf (1999): „Schülersoldaten“ – Prägung einer Generation. In: Müller, Rolf-Dieter; Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.): *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*. München, S. 456-473.
- Schörken, Rolf (2001): Jugend. In: Benz, Wolfgang ; Graml, Hermann; Weiß, Hermann (Hrsg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. 4. Auflage. München, S. 203 – 219.
- Schörken, Rolf (2004): *Die Niederlage als Generationserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft*. Weinheim.
- Schörken, Rolf (2005): *Jugend 1945. Politisches Denken und Lebensgeschichte. Unveränderte Neuauflage*. Frankfurt a. M.
- Schörken, Rolf (2006): Ein Regime opfert seine Jugendlichen. Isolierung und Doppelbedrohung in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Weinheim, S. 77 – 90.
- Scholder, Klaus (1986): *Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 1. Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918-1934*. Geringfügig korrigierte und ergänzte Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Scholder, Klaus (1988): *Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 2. Das Jahr der Ernüchterung 1934*. Barmen und Rom. Geringfügig ergänzte und korrigierte Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Scholem, Gershom (1977): *Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen*. Frankfurt a. M.
- Scholl, Inge (2005): *Die Weiße Rose*. 11. Auflage. Frankfurt a. M.
- Scholtz, Harald (1973): *Nationalsozialistische Ausleseschulen. Internatsschulen als Herrschaftsmittel des Führerstaates*. Göttingen.
- Scholtz, Harald (1985): *Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz*. Göttingen.
- Scholtz, Harald (1988): Pädagogische Reformpraxis im Sog einer totalitären Bewegung. Versuche zur Anpassung und Instrumentalisierung. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): *Pädagogik und Nationalsozialismus. Zeitschrift für Pädagogik*. 22. Beiheft, S. 221 – 242.
- Scholtz, Harald (2000): Lagererziehung als Realisierung der Ausnahmesituation für Schulkinder unter der Nazi-Herrschaft. In: Dust, Martin; Sturm, Christoph; Weiß, Edgar (Hrsg.): *Pädagogik wider das Vergessen. Festschrift für Wolfgang Keim*. Kiel, S. 341 – 351.

Scholtz, Harald (1998): Das nationalsozialistische Reich – kein Erziehungsstaat. In: Benner, Dietrich; Schriewer, Jürgen; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Erziehungsstaaten. Historisch vergleichende Analysen ihrer Denktraditionen und nationaler Gestalten. Weinheim, S. 131-144.

Schoppmann, Claudia (1998): Zeit der Maskierung. Lebensgeschichten lesbischer Frauenim >>Dritten Reich<<. Frankfurt a. M.

Schor, Ambros (1988): „Machtergreifung“ und Gleichschaltung. Die Nationalsozialisten errichten den totalitären Staat. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 1. Machtergreifung und Machtsicherung 1933-1945. 2. Auflage. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. München, S. S. 49-88.

Schreckenberger, Heinz (2001): Erziehung, Lebenswelt und Kriegseinsatz unter Hitler: Anmerkungen zur Literatur. Münster.

Schreckenberger, Heinz (2003): Ideologie und Alltag im Dritten Reich. Frankfurt a. M.

Schreiber, Birgit (2005): Versteckt. Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach: Interpretationen biographischer Interviews (Biographie- und Lebensweltforschung). Frankfurt a. M.

Schreyber, Kai S. (Hrsg.)(2001): Warum wir Adolf Hitler wählten. Jungwähler von 1933/38 berichten. Kiel.

Schröder, Hans-Joachim (1992): Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen.

Schröder, Hans-Joachim (1995): „Ich hänge hier, weil ich getürmt bin.“ Terror und Verfall im deutschen Militär bei Kriegsende 1945. In: Wette, Wolfram (Hrsg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten. 2. Auflage. München, S. 279 – 294.

Schroeder, Klaus (1998): Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft. München.

Schroeder, Peter W.; Schroeder-Hildebrand, Dagmar (2000): Das Büroklammer-Projekt. Schüler schaffen ein Holocaust-Mahnmal. München.

Schröder, Richard (2004): Die Lehre aus beiden Diktaturen ziehen. In: Lammert, Norbert (Hrsg.): Erinnerungskultur. (= Veröffentlichung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.). Sankt Augustin, S. 51-57.

Schruttker, Tatjana (1997): Die Jugendpresse des Nationalsozialismus. Köln.

Schubert, Helga (1990): Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich. Frankfurt a. M.

Schubert-Lehnhardt (Hrsg.)(2006): Frauen als Täterinnen und Mittäterinnen im Nationalsozialismus. Protokollbände der Fachtagungen 2004 und 2005 in Bernburg. Bände 1 und 2. Gerbstedt.

Schubert-Lehnhardt (2009): Zur Beteiligung von Frauen an nationalsozialistischen Verbrechen im Gesundheitswesen: Fallstudien aus der Region des heutigen sachsen-Anhalt. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 298 – 311.

Schubert-Weller, Christoph (1998): „Kein schöner Tod...“. Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890 – 1918. Weinheim.

Schubert-Weller, Christoph (1999): Hitlerjugend. Vom >>Jungsturm Adolf Hitler<< zur Jugendorganisation des Dritten Reiches. Weinheim.

Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: AG Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. München, S. 159 – 260.

Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: Bios (Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History), Heft 1, S. 31-110.

Schütze, Fritz (1999): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 191-224.

Schütze, Yvonne; Geulen, Dieter (1989): Die >Nachkriegskinder< und die >Konsumkinder<: Kindheitsverläufe zweier Generationen. In: Preuss-Lausitz, Ulf; u. a. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, S. 29 – 52.

Schütze, Yvonne (2000): Konstanz und Wandel – Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert. In: Benner, Dietrich; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Praktische Entwicklungen und Formen der Reflexion im historischen Kontext. (= Zeitschrift für Pädagogik 42. Beiheft). Weinheim, S. 16 – 35.

Schulz, Gerhard (1973): Die Anfänge des totalitären Maßnahmenstaates. (= Bracher, Karl Dietrich; Sauer Wolfgang; Schulz Gerhard (Hrsg.)(1973): Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34. Band 2.) Köln.

Schulz, Günther (1998): Soziale Sicherung von Frauen und Familien. In: Hockerts, Hans Günter (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich. (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 76). München, S. 117 – 150.

Schulz-Hageleit, Peter (1994): Leben in Deutschland. Pfaffenweiler.

Schulz-Hageleit, Peter (2006): NS-Kindheit und Geschichtsbewusstsein. Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 219 – 232.

Schulze, Gerhard (1993): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.

Schulze, Theodor (1980): Schule im Widerspruch. Erfahrungen, Theorien, Perspektiven. München.

Schumann, Hans Gerd (1958): Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der „Deutschen Arbeitsfront“. Hannover.

Schulze, Rainer (1987): „Die Flüchtlinge liegen uns allen schwer im Magen.“ Zum Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen im ländlichen Raum. In: Geschichtswerkstatt 13, S. 35 – 45.

Schuster, Britt-Marie; Kraas, Andreas (1998): „Das Wortfeld ‚Kamerad‘ wird sinnerfüllt“ – Zum Sprachgebrauch von Lagerzeitungen aus nationalsozialistischen Schulungslagern. In: Schuster, Britt-Marie; Schwarz, Ute (Hrsg.): Kommunikationspraxis und ihre Reflexion in frühneuhochdeutscher und neuhochdeutscher Zeit. Hildesheim, S. 157 – 176.

Schwaiger, Brigitte (1980): Lange Abwesenheit. Wien.

Schwarberg, Günther (1991): Das Getto. Spaziergang durch die Hölle. Frankfurt a. M.

Schwarz, Gudrun (1992): Verdrängte Täterinnen. Frauen im Apparat der SS (1939 – 1945). In: Wobbe, Theresa (Hrsg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen. Frankfurt a. M., S. 197 – 227.

Schwarz, Gudrun (1997): Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der >>SS-Sippengemeinschaft<<. Hamburg.

Schwarz, Gudrun (1998): Frauen in Konzentrationslagern: Täterinnen und Zuschauerinnen. In: Herbert, Ulrich; Orth, Karin; Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager: Entwicklung und Struktur. Band 1 und 2. Göttingen, S. 800 – 821.

Schwarz, Gudrun (2003): >>... möchte ich nochmals um meine Einberufung als SS-Aufseherin bitten.<< Wärterinnen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. In: Distel, Barbara (Hrsg.): „Wir konnten die Kinder doch nicht im Stich lassen!“. Frauen im Holocaust. Köln, S. 331-354.

Schwartz, Michael (2008): Ethnische „Säuberung“ als Kriegsfolge: Ursachen und Verlauf der Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung aus Ostdeutschland und Osteuropa 1941 bis 1950. In: Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 10: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945. Zweiter Halbband: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges. München, S. 509 – 656.

Schwensen, Ingwer (2009): Sexuelle Gewalt in kriegerischen Konflikten. Auswahlbibliographie für die Erscheinungsjahre 2002 bis 2008. In: Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Heft 1, S. 67 – 90.

Schwerendt, Matthias (2009): „Trau keinem Fuchs auf grüner Heid, und keinem Jud bei seinem Eid“. Antisemitismus in nationalsozialistischen Schulbüchern und Unterrichtsmaterialien. Berlin.

Schwersenz, Jizchak (1988): Die versteckte Gruppe. Berlin.

Schwingl, Georg (1993): Die Pervertierung der Schule im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Begriff „Totalitäre Erziehung“. Regensburg.

Seegers, Lu (2007): Vaterlosigkeit als Kriegserfahrung: Eine „vergessene“ Form der Familiensozialisation nach 1945. In: Gebhardt, Miriam; Wischermann, Clemens (Hrsg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart, S. 107 – 117.

Segev, Tom (1995): Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung. Reinbek.

Seidel, Doris (2004): Die jüdische Gemeinde Münchens 1933 – 1945. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 31 – 53.

Seidler, Franz (1979): Blitzmädchen. Die Geschichte der Helferinnen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Koblenz.

Seidler, Franz (1998): Frauen zu den Waffen? Marketenderinnen – Helferinnen – Soldatinnen. 2. Auflage. Bonn.

Selig, Wolfram (2004): 'Arisierung' in München. Berlin.

Selle, Gert (1987): Die Sinnlichkeit der Gewalt. Oder: Das Kleinbürgertum als Produzent und Adressat faschistischer Sozialisationsstrategien. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): „Neue Erziehung“ und „Neue Menschen“: Erziehung und Bildung zwischen Kaiserreich und Diktatur. Weinheim, S. 91-103.

Semprun, Jorge (1981): Die große Reise. Frankfurt a. M.

Senfft, Alexandra (2007): Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte. Berlin.

Sherif, Muzafer (1966): Group conflict and cooperations: Their social psychology. London.

Sichrovsky, Peter (1987): Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln.

Sieder, Reinhard (1987): Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a. M.

Sieder, Reinhard (1998): Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich. In: Burguière, André; Klapisch-Zuber, Christiane; Segalen, Martine (Hrsg.): Geschichte der Familie. Band 4. Frankfurt a. M., S. 211 – 284.

Siedler, Wolf Jobst (2002): Ein Leben wird besichtigt. In der Welt der Eltern. Berlin.

Siegel, Tilla (1989): Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen >>Ordnung der Arbeit<<. Opladen.

Sigmund, Anna Maria (2004): Die Frauen der Nazis. München.

Simpson, Christopher (1988): Der schwarze Bumerang: NS-Kriegsverbrecher im Sold der USA. Wien.

Simons-Schneider, Gerda (2001): Antipädagogik. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Band 1. Aggression bis Interdisziplinarität. 6. Auflage. Reinbek bei Hamburg, S. 88 – 93.

Skiera, Ehrenhard (2003): Reformpädagogik in Geschichte und Gegenwart. Eine kritische Einführung. München.

Skyba, Peter (2000): Vom Hoffnungsträger zum Sicherheitsrisiko. Jugend in der DDR und Jugendpolitik der SED 1949-1961. Köln.

Sloterdijk, Peter (1990): Versprechen auf Deutsch. Rede über das eigene Land. Frankfurt a. M.

Smelser, Ronald (1989): Robert Ley. Hitlers Mann an der „Arbeitsfront“. Eine Biographie. Paderborn.

Smith, Arthur L. (1992): Die >>vermisste Million<<. Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg. München.

Smith, Bradley F.; Peterson, Agnes F. (Hrsg.)(1974): Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen. Frankfurt a. M.

Sösemann, Bernd (2002): Propaganda und Öffentlichkeit in der >>Volksgemeinschaft<<. In: ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 114 – 154.

Sofsky, Wolfgang (2004): Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager. 5. Auflage. Frankfurt a. M.

Sollbach, Gerhard E. (1998): Heimat Ade! Kinderlandverschickung in Hagen 1941 – 1945. Hagen.

Sollbach, Gerhard E. (2006): Die (erweiterte) Kinderlandverschickung (KLV) im Zweiten Weltkrieg. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 31 – 48.

Solms, Mark; Turnbull, Oliver (2004): Das Gehirn und die innere Welt. Neurowissenschaft und Psychoanalyse. Düsseldorf.

Sommer, Rainer (Hrsg.)(1995): Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reiches. Analysen zur Ästhetik eines unbewältigten Mythos. Marburg.

Sommer, Robert (2009): Das KZ-Bordell: Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Paderborn.

Sontag, Susan (1981): Faszinierender Faschismus. In.: dies.: Im Zeichen des Saturn. Frankfurt a. M., S. 95 – 124.

- Sontheimer, Kurt (1992): Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. 3. Auflage. München.
- Sontheimer, Kurt; Bleek (2002): Grundzüge des politischen Systems Deutschlands. 14. Auflage. München.
- Solschenizyn, Alexander (2001): Der Archipel Gulag. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Specht, Minna (1944): Erziehung zum Selbstvertrauen. In: Feidel-Mertz, Hildegard (Hrsg.)(1983): Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933. Reinbek, S. 92 – 103.
- Speer, Albert (1969): Erinnerungen. Frankfurt a. M.
- Spieler, Silke (Hrsg.) (1989): Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974. Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn.
- Spode, Hasso (1982): Arbeiterurlaub im Dritten Reich. In: Sachse, Carola; Siegel, Tilla; Spode, Hasso; Spoen, Wolfgang (Hrsg.): Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus. Opladen, S. 275-325.
- Spoen, Wolfgang (1982): Betriebsgemeinschaft und innerbetriebliche Herrschaft. In: Sachse, Carola; Siegel, Tilla; Spode Hasso; Spoen, Wolfgang (Hrsg.): Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im nationalsozialistischen Deutschland. Opladen, S. 140-274.
- Spoerer, Mark (2005): Die soziale Differenzierung der ausländischen Zivilarbeiter, Kriegsgefangenen und Häftlinge im Deutschen Reich. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 485 – 576.
- Spree, Reinhard (2004): Wirtschaftliche Lage und Wirtschaftspolitik (Beschäftigungspolitik) in Deutschland am Beginn der NS-Herrschaft. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 101-126.
- Stachura, Peter D. (1983): Das Dritte Reich und die Jugenderziehung. Die Rolle der Hitlerjugend 1933 – 1939. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Nationalsozialistische Diktatur. Eine Bilanz. Düsseldorf, S. 224 – 244.
- Stahlmann, Martin; Schiedeck, Jürgen (1991): „Erziehung zur Gemeinschaft – Auslese durch Gemeinschaft“. Zur Zurichtung des Menschen im Nationalsozialismus. Bielefeld.
- Stahr, Gerhard (2001): Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum. Berlin.
- Stambolis, Barbara (2003): Mythos Jugend. Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahrhundert. Bad Schwalbach.
- Stambolis, Barbara; Pfau, Dieter (2006): Flüchtlingskindheit. Erfahrungen und Rückblicke auf ein „erfolgreiches Leben“. In: Ewers, Hans-Heino; Mikota, Jana; Reulecke, Jürgen; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weinheim, S. 263 – 280.
- Stammen, Theo (1992): In Glanz und Gloria. Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. In: ders. (Hrsg.): Die Weimarer Republik. Bd. 1. Das schwere Erbe. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 17-86.
- Stargardt, Nicholas (2006): „Maikäfer flieg!“ Hitlers Krieg und die Kinder. München.
- Staritz, Dietrich (1984): Die Gründung der DDR. Von der sowjetischen Besatzungsherrschaft zum sozialistischen Staat. München.
- Stein, Bertram von der (2003): Charakteristische Abwehrformen bei Kindern von Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. In: psychosozial. Heft II, S. 67 – 72.

Stein, Bertram von der (2008): „Flüchtlingskinder“. Transgenerationale Perspektive von Spätfolgen des Zweiten Weltkriegs bei Nachkommen von Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 183 – 192.

Steinacker, Sven (2007): Der Staat als Erzieher. Jugendpolitik und Jugendfürsorge im Rheinland vom Kaiserreich bis zum Ende des Nazismus. Stuttgart.

Steinbach, Lothar (1985): Lebenslauf, Sozialisation und >>erinnerte Geschichte<<. In: Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der >>Oral History<<. Frankfurt a. M., S. 393-435.

Steinbach, Lothar (1995): Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich. Neuauflage. Bonn.

Steinbach, Peter (1986): Republik ohne Grundkonsens. Grundwertverlust und Zerstörung der politischen Kultur in der Weimarer Republik. In: Lill, R.; Oberreuter, H. (Hrsg.): Machtverfall und Machtergreifung. Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. 2. Auflage. München, S. 63-92.

Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hrsg.)(2004): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Bonn.

Steinbacher, Gerald (2008): Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen. Innsbruck.

Steinbacher, Sybille (Hrsg.)(2007): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen.

Steinbacher, Sybille (2008): Frauen im >>Führerstaat<<. In: Süß, Dietmar; Süß, Winfried (Hrsg.): Das >>Dritte Reich<<. Eine Einführung. München, S. 103 – 120.

Steinbacher, Sybille (2009): Differenz der Geschlechter? Chancen und Schranken für die >>Volksgenossinnen<<. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 94 – 104.

Steinert, Marlies (1970): Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg. Düsseldorf.

Steinhaus, Hubert (1981): Hitlers pädagogische Maximen. 'Mein Kampf' und die Destruktion der Erziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.

Steinhaus, Hubert (1985): Die nihilistische Utopie – Der nationalsozialistische Mensch. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 105-116.

Steinhaus, Hubert (1988): Blut und Schicksal. Die Zerstörung der pädagogischen Vernunft in den geschichtsphilosophischen Mythen des wilhelminischen Deutschland. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. 22. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim, S. 87 – 122.

Stellrecht, Helmut (1936): Die Wehrerziehung der deutschen Jugend. Berlin.

Stellrecht, Helmut (1944; ursprünglich 1942): Neue Erziehung. 5. Auflage. Berlin.

Stelzner, J. (1976): Arbeitsbeschaffung und Wiederaufrüstung 1933-1936. Nationalsozialistische Beschäftigungspolitik und Aufbau der Wehr- und Rüstungswirtschaft. Tübingen.

Stephenson, Jill (1981): The Nazi Organization of Women. London.

- Stephenson, Jill (2007): Der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend. In: Reese, Dagmar (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 255 – 288.
- Stern, Carola (2004): Doppelleben. Reinbek bei Hamburg.
- Stern, Fritz (2007): Fünf Deutschland und ein Leben: Erinnerungen. München.
- Sternheim-Peters, Elisabeth (2000): Habe ich den allein gejubelt? Eine Jugend im Nationalsozialismus. Köln.
- Stierlin, Helm (1995): Adolf Hitler. Familienperspektiven. Unveränderte, mit einem Vorwort versehene Neuausgabe. Frankfurt a. M.
- Stolleis, Michael (1994): Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Störig, Hans-Joachim (1999): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Überarbeitete Neuausgabe. Frankfurt a. M.
- Stöver, Bernd (1993): Volksgemeinschaft im Dritten Reich: Die Konsensbereitschaft der Deutschen aus Sicht sozialistischer Exilberichte. Düsseldorf.
- Stolleis, Michael (1994): Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Stolfus, Nathan (2003): Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse – 1943. Mit einem Vorwort von Joschka Fischer versehene Taschenbuchausgabe. 2. Auflage. München.
- Straub, Jürgen (1998): Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematisierender Absicht. Heidelberg.
- Straub, Jürgen (2001): Erbschaften des nationalsozialistischen Judäozids in „Überlebenden-Familien“ und die Nachkommen deutscher Täter. In: Grünberg, Kurt; Straub, Jürgen (Hrsg.): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen, S. 223 – 280.
- Straub, Jürgen; Grünberg, Kurt (2001): Die Gegenwart der Vergangenheit. In: dies.: (Hrsg.)(2001): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen, S. 7 – 38.
- Strien, Renate (2000): Mädchenerziehung und –sozialisation in der Zeit des Nationalsozialismus und ihre lebensgeschichtliche Bedeutung. Lehrerinnen erinnern sich an ihre Jugend während des Dritten Reiches. Opladen.
- Strobl, Ingrid (2003): >>Wir konnten die Kinder doch nicht im Stich lassen!<< Die Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher in Frankreich durch jüdische Widerstandskämpferinnen. In: Distel, Barbara (Hrsg.): „Wir konnten die Kinder doch nicht im Stich lassen!“ Frauen im Holocaust. Gerlingen, S. 245 – 273.
- Stroß, Annette (2001): Indoktrination. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe. Bd.1. Reinbek bei Hamburg, S. 722 – 726.
- Stuckart, Wilhelm; Globke, Hans (1936): Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung. München und Berlin.
- Sturm, Karl Friedrich (1938): Deutsche Erziehung im Werden. 4. Auflage. Osterwieck.
- Struckmann, Johann Caspar (Hrsg.)(2008): Bibliographie zur Geschichte des Alltags. Band 1. Titel bis zum Erscheinungsjahr 2000. Berlin.

Struckmann, Johann Caspar (Hrsg.)(2008): Bibliographie zur Geschichte des Alltags. Band 2. Titel ab dem Erscheinungsjahr 2001 und Nachträge. Berlin.

Sünker, Heinz (1994): Sozialpolitik und >>Volkspflege<< im Nationalsozialismus: Zur faschistischen Aufhebung von Wohlfahrtsstaatlichkeit. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, S. 79 – 92.

Süß, Winfried (1998): Gesundheitspolitik. In: Hockerts, Hans Günter (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich. (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 76). München, S. 55 – 100.

Süß, Winfried (2003): Der „Volkskörper“ im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939 – 1945. München.

Sumowski, Hans-Burkhard (2009): >>Jetzt war ich ganz allein auf der Welt<< Erinnerung an eine Kindheit in Königsberg 1944 – 1947. München.

Sywottek, Jutta (1976): Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg. Opladen.

Szejnmann, Claus-Christian W. (2003): Theoretisch-methodische Chancen und Probleme regionalgeschichtlicher Forschungen zur NS-Zeit. In: Pohl, Karl Heinrich; Ruck, Michael (Hrsg.): Regionen im Nationalsozialismus. Bielefeld, S. 43 – 57.

Szepansky, Gerda (1986): >>Blitzmädel<<, >>Heldenmutter<<, >>Kriegerwitwe<<. Frauenleben im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a. M.

Szöllösi-Janze, Margit (2002): >>Wir Wissenschaftler bauen mit<<. Universitäten und Wissenschaft im Dritten Reich. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 155 – 171.

Taege, Herbert (1978): Über die Zeiten fort. Das Gesicht einer Jugend im Aufgang und Untergang. Wertung – Deutung – Erscheinung. Lindhorst.

Taege, Herbert (2002): Die Hitler-Jugend. Geschichte einer betrogenen Generation. Graz.

Tajfel, Henry (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil: Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern.

Tamir, Arnon (1992): Eine Reise zurück. Von den Schwierigkeiten, Unrecht wiedergutzumachen. Frankfurt a. M.

Tausk, Walter (2000): Breslauer Tagebuch 1933 – 1940. Berlin.

Taylor, Charles (1999): Quellen des Selbst. Frankfurt a. M.

Teegen, Frauke; Meister, Verena (2000): Traumatische Erfahrungen deutscher Flüchtlinge am Ende des II. Weltkrieges und heutige Belastungsstörungen. In: Zeitschrift für Gerontologie und – psychiatrie. Volume 13, Numbers 3/4, S. 112 – 124.

Teistler, Gisela (2003): Fibel- Findbuch (Fi-Fi). Deutschsprachige Fibeln von den Anfängen bis 1944. Eine Bibliographie. Osnabrück.

Teistler, Gisela (2006): Deutsche Fibeln vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der Weimarer Republik. Ihre Gestaltung und Entwicklung im Spannungsfeld gesellschaftlicher und politischer Einflüsse. In: dies. (Hrsg.): Lesen lernen in Diktaturen der 1930er und 1940er Jahre. Fibeln in Deutschland, Italien und Spanien. Hannover, S. 13 – 38.

Tenbruck, Friedrich (1974): Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik. In: Löwenthal, Richard; Schwarz, Hans Peter (Hrsg.): Die Zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – Eine Bilanz. Stuttgart, S. 289-310.

- Tenorth, Heinz-Elmar (1985): Zur deutschen Bildungsgeschichte 1918-1945. Köln.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1986): Deutsche Erziehungswissenschaft 1930 bis 1945. Aspekte ihres Strukturwandels. In: Zeitschrift für Pädagogik (ZfP), Heft 3, S. 299-321.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1988): Wissenschaftliche Pädagogik im nationalsozialistischen Deutschland. Zum Stand ihrer Erforschung. In: Herrmann, Ulrich; Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pädagogik und Nationalsozialismus. Zeitschrift für Pädagogik. 22. Beiheft, S. 53 – 86.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1989a): Erziehung und Erziehungswissenschaft von 1930 – 1945. Über Kontroversen ihrer Analyse. In: Zeitschrift für Pädagogik, Heft 2, S. 261-280.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1989b): Pädagogisches Denken. In: Langewiesche, Dieter; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. 1918-1945. Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. V. München, S. 111 – 153.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1993a): Bildung und Wissenschaft im >Dritten Reich<. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 240 – 255.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1993b): Wahrheitsansprüche und Fiktionalität. Einige systematische Überlegungen und exemplarische Hinweise an der pädagogischen Historiographie zum Nationalsozialismus. In: Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogik und Geschichte: Pädagogische Historiographie zwischen Wirklichkeit, Fiktion und Konstruktion. Weinheim, S. 87 – 102.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1995): Grenzen der Indoktrination. In: Drewek, Peter; Horn, Klaus-Peter; Kersting, Christa; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Ambivalenzen der Pädagogik: Zur Bildungsgeschichte der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts. Harald Scholtz zum 65. Geburtstag. Weinheim, S. 335-350.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1997a): Politisierung des Schulalltags im historischen Vergleich – Grenzen von Indoktrination. In: Pädagogisches Landesinstitut Brandenburg (Hrsg.): Erinnerung für die Zukunft II. Das DDR Bildungssystem als Geschichte und Gegenwart. Ludwigsfelde-Struveshof, S. 37-48.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1997b): Die Bildungsgeschichte der DDR – Teil der deutschen Bildungsgeschichte? In: Häder, Sonja; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsgeschichte einer Diktatur. Bildung und Erziehung in SBZ und DDR im historisch-gesellschaftlichen Kontext. Weinheim, S. 69-98.
- Tenorth, Heinz-Elmar (1998): "Erziehungsstaaten". Pädagogik des Staates und Etatismus der Erziehung. In: Benner, Dietrich; Schriewer, Jürgen; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Erziehungsstaaten. Historisch vergleichende Analysen ihrer Denktraditionen und nationaler Gestalten. Weinheim, S. 13-53.
- Tenorth, H.-E. (1999): Sammelrezension. In: Zeitschrift für Pädagogik. Heft 6, S. 955 – 961.
- Tenorth, Heinz-Elmar (2000): Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung. 3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim.
- Tenorth, Heinz-Elmar (2003a): Gefangen in der eigenen Tradition – Erziehungswissenschaft angesichts des Nationalsozialismus. Eine Sammelbesprechung neuerer Veröffentlichungen. In: Zeitschrift für Pädagogik (ZfP), Heft 5, S. 734-755.
- Tenorth, Heinz-Elmar (2003b): Pädagogik der Gewalt. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung. Bad Heilbrunn, S. 7-36.
- Tenorth, Heinz-Elmar (2006): Eugenik im pädagogischen Denken des nationalsozialistischen Deutschland – oder: Rassismus als Grenzbegriff der Pädagogik. In: ders.; Horn, Klaus-Peter; Ogasawara, Michio; Sakakoshi, Masaki; Yamana, Jun; Zimmer, Hasko (Hrsg.): Pädagogik im Militarismus und im Nationalsozialismus. Japan und Deutschland im Vergleich. Bad Heilbrunn, S. 33 – 44.

Tenorth, Heinz-Elmar (2008): Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung. 4. erweiterte Auflage. Weinheim.

Tewes, Ludger (1989): Jugend im Krieg. Von Luftwaffen Helfern und Soldaten 1939-1945. Essen.

Thalmann, Rita (1984): Frausein im Dritten Reich. München.

Thalmann, Rita (1993): Zwischen Mutterkreuz und Rüstungsbetrieb: Zur Rolle der Frau im Dritten Reich. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 198 – 217.

Thamer, Hans-Ulrich (1990): Nation als Volksgemeinschaft. Völkische Vorstellungen, Nationalsozialismus und Gemeinschaftsideologie. In: Gauger, Jörg-Dieter; Weigelt, Klaus (Hrsg.): Soziales Denken in Deutschland zwischen Tradition und Innovation. Bonn, S. 112 – 127.

Thamer, Hans-Ulrich (1993): Das Dritte Reich. Interpretationen, Kontroversen und Probleme des aktuellen Forschungsstandes. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 507 – 531.

Thamer, Hans-Ulrich (1998): Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945.

Theilen, Fritz (2003): Edelweisspiraten. Köln.

Theuerkauf, Holger (1998): Goebbels Filmerbe. Das Geschäft mit unveröffentlichten Ufa-Filmen. Berlin.

Theweleit, Klaus (2002a): Männerphantasien. Band 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. In: ders.: Männerphantasien. Band 1 und 2. Mit einem Nachwort versehene Taschenbuchausgabe. 2. Auflage. München.

Theweleit, Klaus (2002b): Männerphantasien. Band 2. Männerkörper – zur Psychoanalyse des weißen Terrors. In: ders.: Männerphantasien. Band 1 und 2. Mit einem Nachwort versehene Taschenbuchausgabe. 2. Auflage. München.

Thießen, Malte (2009): Schöne Zeiten? Erinnerungen an die >>Volksgemeinschaft<< nach 1945. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 165 – 187.

Thießen, Malte, Apel, Linda; Holstein, Christa; Lamparter, Ulrich; Wiegand-Grefe, Silke; Wierling, Dorothee (2008): Zeitzeugen des Hamburger „Feiersturms“ und ihre Familien. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Kriegserfahrungen. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 215 – 255.

Thomä, Dieter (2008): Väter. München.

Tiedemann, Kirsten (2001): Hebammen im Dritten Reich. Über die Standesorganisation für Hebammen und ihre Berufspolitik. Frankfurt a. M.

Tillmann, Klaus-Jürgen (2001): Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. 12. Auflage. Reinbek bei Hamburg bei Hamburg.

Timm, Angelika (1997): Hammer, Zirkel, Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel. Bonn.

Timm, Uwe (2005): Am Beispiel meines Bruders. München.

Titze, Hartmut (2001): Bildungswachstum und Nationalsozialismus. In: Zeitschrift für Pädagogik (ZfE). Heft 3, S. 415 – 436.

- Tobias, Fritz (1962): Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit. Rastatt.
- Tobias, Fritz (1992): Auch Fälschungen haben lange Beine. Des Senatspräsidenten Rauschnings >>Gespräche mit Hitler<<. In: Corino, Karl (Hrsg.): Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik. Unveränderte Neuauflage. Reinbek bei Hamburg, S. 91-105.
- Toller, Ernst (2006): Eine Jugend in Deutschland. 19. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Tooze, Adam (2007): Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus. München.
- Traudisch, Dora (1993): Mutterschaft mit Zuckerguß? Frauenfeindliche Propaganda im NS-Spielfilm. Pfaffenweiler.
- Treu, Gabriele (2003): >>Heil Hitler, für fünf Pfennig Senf!<< Jugend im Dritten Reich. Zur Psychologie nazistischer Sozialisation. Gießen.
- Treue, Wilhelm (1955): Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan. In: Vierteljahrsheft für Zeitgeschichte, Heft 3, S. 204 – 210.
- Trittel, Günter J. (1990): Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945 – 1949). Frankfurt a. M.
- Tröger, Annemarie (1977): Die Dolchstoßlegende der Linken: >>Frauen haben Hitler an die Macht gebracht<<. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. 2. Auflage. Berlin, S. 324 – 355.
- Trützscher von Falkenstein, Eugenie (1989): Von der Mutter zur Munitionsarbeiterin. Die Frau in der Ideologie und Praxis des NS-Regimes. In: Hampel, Johannes (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Bd. 2. Friedenspropaganda und Kriegsvorbereitung 1935-1939. Bayerische Landeszentrale für politische Bildung. München, S. 311-342.
- Tuchel, Johannes (1991): Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der „Inspektion der KZ“ 1934-1938. Boppard.
- Tuchel, Johannes (2003): Organisationsgeschichte der „frühen“ Konzentrationslager. In: Benz, Wolfgang, Diestel, Barbara (Hrsg.): Instrumentarium der Macht. Frühe Konzentrationslager 1933-1937. Berlin, S. 9 – 26.
- Tuchel, Johannes (2004): Die Rache des Regimes. In: Die Zeit vom 9.12.2004, S. 90.
- Turner, Henry A. (1972): Faschismus und Kapitalismus in Deutschland. Studien zum Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Wirtschaft. Göttingen.
- Turner, Henry A. (1985): Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers. Berlin.
- Ueberhorst, Horst (Hrsg.)(1969): Elite für die Diktatur. Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten 1933 – 1945. Ein Dokumentarbericht. Düsseldorf.
- Ueberschär, Gerd R. (Hrsg.)(2000): Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943-1952. 2. Auflage. Frankfurt a. M.
- Ueberschär, Gerd R.; Vogel, Winfried (2000): Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten. Frankfurt a. M.
- Ueberschär, Gerd R. (2001): Wehrmacht. In: Benz, Wolfgang; Graml, Herrmann; Weiß, Herrmann (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München, S. 98-107.
- Ueberschär, Gerd R.; Wette, Wolfgang (Hrsg.)(2003): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. 4. Auflage. Frankfurt a. M.

- Ueberschär, Gerd R. (2006): Für ein anderes Deutschland. Der deutsche Widerstand gegen den NS-Staat 1933 – 1945. Frankfurt a. M.
- Ulich, Dieter (1991): Zur Relevanz verhaltenstheoretischer Lern- Konzepte für die Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.), S. 57-77.
- Ulich, Dieter (2000): Einführung in die Psychologie. 3. Auflage. Stuttgart.
- Ullrich, Volker (2005): So viel Hitler war nie. In: Frankfurter Hefte. Heft 5, S. 44-47.
- Ullrich, Volker (2007): Vogelfrei im eigenen Land. In: Die Zeit. Literaturbeilage vom März 2007, S. 43.
- Ullrich, Volker (2008): Keine Landsleute, sondern Fremde. Andreas Kossert zerstört den Mythos von der erfolgreichen Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland. In: Die Zeit. Nummer 23 (vom 29. Mai 2008), S. 59.
- Umbreit, Hans (1988): Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft. In: ders.; Kroener, Bernhard R.; Müller, Rolf-Dieter: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 5: Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Erster Halbband: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939 – 1941. Stuttgart, S. 3 – 135.
- Ungar-Klein, Brigitte (1999): Überleben im Versteck – Rückkehr in die Normalität? In: Friedmann, Alexander; Glück, Elvira; Vyssoki, David (Hrsg.): Überleben der Shoah – Und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien, S. 31 – 41.
- Ungerer, Tomi (1999): Die Gedanken sind frei. Meine Kindheit im Elsaß. Zürich.
- Vaupel, Angela (2004): Frauen im NS-Film. Unter besonderer Berücksichtigung des Spielfilms. (= Schriften zur Medienwissenschaft. Bd. 9). Hamburg.
- Venzlaff, Ulrich (1958): Die psychoreaktiven Störungen nach entschädigungspflichtigen Ereignissen. Berlin.
- Verolme, Hetty E. (2005): Wir Kinder von Bergen-Belsen. 2. Auflage. Weinheim.
- Voegelin, Erich (1938): Die politischen Religionen. Wien.
- Vinken, Barbara (2002): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. München.
- Voegelin, Erich (2006): Hitler und die Deutschen. (= Veröffentlichung einer Vorlesungsreihe aus dem Jahr 1964, herausgegeben und eingeleitet von Manfred Henningsen). München.
- Völter, Bettina (2008): Generationenforschung und „transgenerationale Weitergabe“ aus biographietheoretischer Perspektive. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 95 – 106.
- Vogelsang, Thilo (1967): Die nationalsozialistische Zeit. Deutschland 1933 bis 1945. Frankfurt.
- Vogt, Lore (1987): „Bericht über den Einsatz als Flakwaffenhelferin“. In: Rüdiger, Jutta (Hrsg.): Zur Problematik von Soldatinnen. Der Kampfeinsatz von Flakhelferinnen im Zweiten Weltkrieg – Berichte und Dokumentationen. Lindhorst, S. 12-73.
- Vollnhans, Clemens (Hrsg.) (1991): Entnazifizierung, Politische Säuberung, und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945 bis 1949. München.
- Vollnhals, Clemens (Hrsg.)(1992): Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Band I: Februar 1925 – Juni 1926. München.
- Vollnhals, Clemens (1996): Jüdische Selbsthilfe bis 1938. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 4. Auflage. München, S. 314 – 412.

- Vondung, Klaus (1971): Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus. Göttingen.
- Vorländer, Herwart (1988): Die NSV. Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation. Boppard.
- Wachsmann, Nikolaus (2006): Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat. München.
- Wälder, Robert (1973): Die psychoanalytische Theorie des Spiels. In: Flitner, Andreas (Hrsg.): Das Kinderspiel. München, S. 50 – 61.
- Wagner, Andrea (2003): Ein Human-Development-Index für Deutschland: Die Entwicklung des Lebensstandards von 1920 bis 1960. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Teil 2, S. 171 – 199.
- Wagner, Leonie (1996): Nationalsozialistische Frauenansichten. Vorstellungen von Weiblichkeit und Politik führender Frauen im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Wagner, Patrick (1996): Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Hamburg.
- Wagner-Kygora, Georg (2005): „Menschenführung“ in Rüstungsunternehmen der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft. In: Echterkamp, Jörg (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 9: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. München, S. 383 – 476.
- Walb, Lore (2000): Ich, die Alte. Ich, die Junge. Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933 – 1945. 2. Auflage. Berlin.
- Walk, Joseph (1991): Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich. Frankfurt a. M.
- Walk, Joseph (1996): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung. 2. Auflage. Heidelberg.
- Walter, Dirk (1999): Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik. Bonn.
- Watson, John B. (1968): Behaviorismus. Köln.
- Watzke-Otte, Susanne (1999): „Ich war ein einsatzbereites Glied in der Gemeinschaft...“. Vorgehensweise und Wirkungsmechanismen nationalsozialistischer Erziehung am Beispiel des weiblichen Arbeitsdienstes. Frankfurt a. M.
- Watzlawick, Paul (1977): Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation. 4. Auflage. Bern.
- Weber, Erich (1987): Generationenkonflikte und Jugendprobleme aus (erwachsenen-)pädagogischer Sicht. München.
- Weber, Erich (1996): Pädagogik. Eine Einführung. Band 1. Grundfragen und Grundbegriffe. Teil 2. Ontogenetische Voraussetzungen der Erziehung – Notwendigkeit und Möglichkeit der Erziehung. 8., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Donauwörth.
- Weber, Erich (1999): Pädagogik. Eine Einführung. Band 1. Grundfragen und Grundbegriffe. Teil 3. Pädagogische Grundvorgänge und Zielvorstellungen – Erziehung und Gesellschaft/ Politik. 8., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Donauwörth.
- Weber, Hermann (1986): Tübingen 1945. Stuttgart.
- Weber, Max (1990): Wirtschaft und Gesellschaft. 5. Auflage. Tübingen.

Wegehaupt, Phillip (2009): Funktionäre und Funktionseleiten der NSDAP. Vom Blockleiter zum Gauleiter. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 39 – 59.

Wegner, Bernd (2004): Erziehung zum Tod: Himmler, die SS und das Leitbild des ‚politischen Soldaten‘. In: Gatzemann, Thomas; Göing, Anja-Silvia (Hrsg.): Geisteswissenschaftliche Pädagogik, Krieg und Nationalsozialismus. Kritische Fragen nach der Verbindung von Pädagogik, Politik und Militär. Frankfurt a. M., S. 69 – 88.

Wehler, Hans-Ulrich (1988): Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum <<Historikerstreit>>. München.

Wehler, Hans-Ulrich (1998): Pierre Bourdieu. In: ders.: Die Herausforderung der Kulturgeschichte. München, S. 15 – 44.

Wehler, Hans-Ulrich (2003): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 4. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden Deutschen Staaten 1914-1949. 2. Auflage. München.

Wehler, Hans-Ulrich (2007): Notizen zur deutschen Geschichte. München.

Wehler, Hans-Ulrich (2009): Der Nationalsozialismus: Bewegung, Führerherrschaft, Verbrechen: Bewegung, Führerherrschaft, Verbrechen 1919 – 1945. München.

Weidenhaupt, Hugo (Hrsg.)(1982): Ein nichtarischer Deutscher. Die Tagebücher des Albert Herzfeld 1935-1939. Düsseldorf.

Weigel, Björn (2009): >>Märzgefallene<< und Aufnahmestopp im Frühjahr 1933. Eine Studie über den Opportunismus. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 91 – 109.

Weinberg, Gerhard L. (Hrsg.)(1961): Hitlers zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928. Stuttgart.

Weiss, Y. (2000): Deutsche und polnische Juden vor dem Holocaust. Jüdische Identität zwischen Staatsbürgerschaft und Ethnizität 1933-1940. München.

Weiß, Hermann (1993): Ideologie der Freizeit im Dritten Reich. Die NS-Gemeinschaft >>Kraft durch Freude<<. In: Archiv für Zeitgeschichte. Heft 33, S. 289-303.

Weizsäcker, Richard von (2002): Vier Zeiten. Berlin.

Welsh, Helga (1989): Revolutionärer Wandel auf Befehl? Entnazifizierungs- und Personalpolitik in Thüringen und Sachsen. München.

Welsh, Helga A. (1991): 'Antifaschistisch-demokratische Umwälzung' und politische Säuberung in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. In: Henke, Klaus-Dietmar; Woller, Hans (Hrsg.): Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg. München, S. 84 – 108.

Welzel, Brigitta (1994): Die Beliebigkeit der filmischen Botschaft aufgewiesen am „ideologischen“ Gehalt von 120 NS-Spielfilmen. Rheinfelden.

Welzer, Harald (1993): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen.

Welzer, Harald (1997a): Verweilen beim Grauen. Essays zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Holocaust. Tübingen.

Welzer, Harald (1997b). Die anhaltende Macht der Gefühle. In: Psychologie Heute. Heft 6, S. 52-56.

Welzer, Harald; Montau, Robert; Pläß, Christine (1997c): >>Was wir für böse Menschen sind!<<. Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen. Tübingen.

- Welzer, Harald (2000): Vorhanden/ Nicht-Vorhanden. Über die Latenz der Dinge. In: Hayes, Peter; Wojak, Irmtraud (Hrsg.): >>Arisierung<< im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 287 – 308.
- Welzer, Harald (2003): Von der Täter- zur Opfergesellschaft: Zum Umbau der deutschen Erinnerungskultur. In: Erler, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 100-106.
- Welzer, Harald (2004a): Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane. In: Mittelweg 36. Heft 1, S. 53 – 64.
- Welzer, Harald (2004b): >>Es gibt eine starke Tendenz, die Täter zu entschulden<<. In: Psychologie heute. Heft 10, S. 29 – 31.
- Welzer, Harald (2005a): Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt a. M.
- Welzer, Harald (2005b): Der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis. In: Frei, Norbert, Knigge, Volkhard (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 489). Bonn, S. 362-378.
- Welzer, Harald (Hrsg.)(2007): Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis. Frankfurt a. M.
- Welzer, Harald (2008): Die Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen. Eine sozialpsychologische Perspektive. In: Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 75 – 94.
- Wendt, Bernd Jürgen (1995): Deutschland 1933-1945. Das „Dritte Reich“. Handbuch zur Geschichte. Hannover.
- Wendt, Bernd Jürgen (2000): Das nationalsozialistische Deutschland. Opladen.
- Werkentin, Falko (1995): Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht. Berlin
- Werle, Gerhard (1989): Justiz-Strafrecht und polizeiliche Verbrechensbekämpfung im Dritten Reich. Berlin.
- Werner, Emmy E. (2001): Unschuldige Zeugen. Der Zweite Weltkrieg in den Augen von Kindern. Hamburg.
- Werner, Paul (1944): Die Einweisung in die polizeilichen Jugendschutzlager. In: FREISLER, Roland (Hrsg.): Deutsches Jugendrecht. Heft 4 (= "Zum neuen deutschen Strafrecht"). Berlin, S. 95-106.
- Westenrieder, Norbert (1984): „Deutsche Frauen und Mädchen!“ Vom Alltagsleben 1933-1945. Düsseldorf.
- Westernhagen, Dörte von (1981): Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach. München.
- Westernhagen, Dörte von (1989): Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich in Familienkonflikten. In: Psychosozial. Heft 36, S. 30 – 37.
- Wette, Wolfram (1979): Ideologien, Propaganda und Innenpolitik. Als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches. In: ders.; Deist, Wilhelm; Messerschmidt, Manfred; Volkmann, Hans-Erich: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 1: Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik. Stuttgart, S. 25 – 176.

- Wette, Wolfram (Hrsg.)(2002): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Frankfurt a. M.
- Wette, Wolfram (Hrsg.)(2004): Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS. Frankfurt a. M.
- Wette, Wolfram (2005): Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden. Überarbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M.
- Wetzel, Juliane (1996): Auswanderung aus Deutschland. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933 – 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München, S. 413 – 498.
- Wetzel, Juliane (2009): Die NSDAP zwischen Öffnung und Mitgliedsperre. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M., S. 74 – 90.
- Weyrather, Irmgard (1981): Numerus Clausus für Frauen – Studentinnen im Nationalsozialismus. In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hrsg.), S. 131-162.
- Weyrather, Irmgard (1993): Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die „deutsche Mutter“ im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Wiegmann, Ulrich (2004): Die Hitlerjugend als Gegenstand bildungsgeschichtlicher Forschung und Publikationsfähigkeit. In: Ritzi, Christian; Wiegmann, Ulrich (Hrsg.)(2004): Behörden und pädagogische Verbände im Nationalsozialismus. Zwischen Anpassung, Gleichschaltung und Auflösung. Bad Heilbrunn, S. 11 – 32.
- Wieland, Günther (1989): Das war der Volksgerichtshof: Ermittlungen – Fakten – Dokumente. Pfaffenweiler.
- Wiener, Ralph (1994): Gefährliches Lachen. Schwarzer Humor im Dritten Reich. Reinbek bei Hamburg.
- Wierling, Dorothee (1993): Von der HJ zur FDJ? In: Bios. Heft 1, S. 107 – 125.
- Wierling, Dorothee (1994): Die Jugend als innerer Feind. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, S. 404-425.
- Wierling, Dorothee (1998): Gebrochener Aufbruch. Rosemarie Heises Jugenderfahrungen in der SBZ. In: Kersting, Franz-Werner (Hrsg.)(1998): Jugend vor einer Welt in Trümmern. Erfahrungen und Verhältnisse der Jugend zwischen Hitler- und Nachkriegsdeutschland. Weinheim, S. 213 – 222.
- Wiersing, Erhard (1989): Die Gesellschaftsgeschichte der Erziehung. Bemerkungen aus Anlaß des Erscheinens von Heinz-Elmar Tenorths >Geschichte der Erziehung<. In: Neue Sammlung. 29. Jg., S. 89 – 106.
- Wiesel, Elie (1996): Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis. 7. Auflage. Freiburg.
- Wiggershaus, Renate (1980): Frauen im Nationalsozialismus. In: Leben im Faschismus. Terror und Hoffnung in Deutschland 1933 – 1945. Reinbek bei Hamburg, S. 357 – 365.
- Wiggershaus, Renate (1984): Frauen unterm Nationalsozialismus. Wuppertal.
- Wiggershaus, Rolf (1988): Die Frankfurter Schule. München.
- Wilcke, Gudrun (2005): Die Kinder- und Jugendliteratur des Nationalsozialismus als Instrument ideologischer Beeinflussung. Liedertexte – Erzählungen und Romane – Schulbücher – Zeitschriften – Bühnenwerke. Frankfurt a. M.
- Wildt, Michael (2002): Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. 2. Auflage. Hamburg.

Wildt, Michael (2005): Nachwort. In: Himmler, Katrin: Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte, S. 295 – 304.

Wildt, Michael (2007): Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939. Hamburg.

Wildt, Michael (2008): Geschichte des Nationalsozialismus. Göttingen.

Wildt, Michael (2009): Die Ungleichheit des Volkes. >>Volksgemeinschaft<< in der politischen Kommunikation der Weimarer Republik. In: Bajohr, Frank; Wildt, Michael (Hrsg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 24 – 40.

Wilhelm, Theodor (1959): Pädagogik der Gegenwart. Stuttgart.

Wilhelm, Theodor (1967): Pädagogik der Gegenwart. 4. umgearbeitete Auflage. Stuttgart.

Willmot, Louise (2007): Zur Geschichte des Bundes Deutscher Mädel. In: Reese, Dagmar (Hrsg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus. Berlin, S. 89 – 158.

Wimmer, Fridolin (1994): Das historisch-politische Lied im Geschichtsunterricht: exemplifiziert am Einsatz von Liedern des Nationalsozialismus und ergänzt durch eine empirische Untersuchung über die Wirkung dieser Lieder. Frankfurt a. M.

Windel, Klaus (2005): Schuldfragen und Schuldzuschreibungen mit Bezug zur Jugend im Dritten Reich. Die Bedeutung von individueller Biographie und historischem Kontext bei der Behandlung älterer Patienten. In: Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen. Gießen, S. 179-190.

Winkler, Dörte (1977): Frauenarbeit im >>Dritten Reich<<. Hamburg.

Winkler, Heinrich August (1977): Vom Mythos der Volksgemeinschaft. In: Archiv für Sozialgeschichte (AfS). Heft 17, S. 484 – 490.

Winkler, Heinrich August (1987): Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930-1933. Berlin.

Winstel, Tobias (2004): Verordnete <<Ehrenpflicht>> - Wiedergutmachung für jüdische NS-Opfer. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München, S. 218 – 236.

Wippermann, Wolfgang (1989): Der konsequente Wahn. Ideologie und Politik Adolf Hitlers. München.

Wippermann, Wolfgang (1998): Umstrittene Vergangenheit. Fakten und Kontroversen zum Nationalsozialismus. Berlin.

Wippermann, Wolfgang (2002): Hat Hitler die Macht ergriffen? In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart, S. 66 – 77.

Wippermann, Wolfgang (2008): Autobahn zum Mutterkreuz. Historikerstreit der schweigenden Mehrheit. Berlin.

Wirsching, Andreas (1996): Nationalsozialismus in der Region. Tendenzen der Forschung und methodische Probleme. In: ders.; Möller, Horst; Ziegler, Walter (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 25 – 46.

Wirsching, Andreas (1999): Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich. München.

- Wirsching, Andreas (2000): Die Weimarer Republik. Politik und Gesellschaft. München.
- Wirsching, Andreas (2001): Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert. München.
- Wirth, Hans-Jürgen (1997): Von der Unfähigkeit zu trauern zur Wehrmachtsausstellung. Stationen der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. In: ders. (Hrsg.): Geschichte ist ein Teil von uns. Psychosozial. Heft 1, S. 7 – 26.
- Wirth, Hans-Jürgen (2002): Narzissmus und Macht. Zur Psychoanalyse seelischer Störungen in der Politik. Gießen.
- Witte, Karsten (1995): Lachende Erben, Toller Tag. Filmkomödie im Dritten Reich. Berlin.
- Wittmann, Ingrid (1981): „Echte Weiblichkeit ist ein Dienen“. Die Haushaltsgehilfin in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hrsg.): Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 15-48.
- Wittrock, Christine (1983): Weiblichkeitsmythen, Das Frauenbild im Faschismus und seine Vorläufer in der Frauenbewegung der 20er Jahre. Frankfurt a. M.
- Wolbert, Klaus (1982): Die Nackten und die Toten des Dritten Reiches. Gießen.
- Wolf, Christa (2002): Kindheitsmuster. 2. Auflage. München.
- Wolff, Jörg (1992): Jugendliche vor Gericht. Nationalsozialistische Jugendstrafrechtspolitik und Justizalltag. München.
- Wolff, Sylvia (2004): Die Selbstauflösung des Bundes Deutscher Taubstummlehrer (1933) und die Folgen für die Gehörlosen. In: Ritzi, Christian; Wiegmann, Ulrich (Hrsg.)(2004): Behörden und pädagogische Verbände im Nationalsozialismus. Zwischen Anpassung, Gleichschaltung und Auflösung. Bad Heilbrunn, S. 195 – 218.
- Wolfram, Lavern (2009): Weibliches SS-Personal in Konzentrationslagern: überzeugte Parteigängerinnen der NSDAP oder ganz normale deutsche Frauen? In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hrsg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, >>Rasse<< und Sexualität im >>Dritten Reich<< und nach 1945. Bielefeld, S. 312 – 321.
- Wortmann, Michael (1982): Baldur von Schirach. Köln.
- Wulf, Joseph (1963): Die bildende Kunst im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Gütersloh.
- Wurmser, Leon (1987): Flucht vor dem Gewissen. Analyse von Über-Ich und Abwehr bei schweren Neurosen. Berlin.
- Wurmser, Leon (1997): Identität, Scham und Schuld. In: Kühn, Rolf; Raub, Michael, Titze, Michael (Hrsg.): Scham – ein menschliches Gefühl. Kulturelle, psychologische und philosophische Perspektiven. Opladen, S. 11 – 26.
- Wurmser, Leon (2007a): Die Maske der Scham: Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten. Eschborn.
- Wurmser, Leon (2007b): Scham, Schamabwehr und tragische Wahrheit. In: Marks, Stephan (Hrsg.): Scham – Beschämung – Anerkennung. Münster, S. 19 – 32.
- Wurzbacher, Gerhard (1963a) Sozialisation – Enkulturation – Personalisation. In: ders. (Hrsg.): Der Mensch als soziales und personales Wesen. Beiträge zu Begriff und Theorie der Sozialisation. Stuttgart, S. 1-35.
- Wurzbacher, Gerhard (1963b): Der Mensch als soziales und personales Wesen. Beiträge zu Begriff und Theorie der Sozialisation. Stuttgart.

- Wyman, David S. (1986): Das unerwünschte Volk. Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden. München.
- Yelton, David K. (2002): Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany 1944-1945. Kansas.
- Yesner, Renata (1996): Jeder Tag war Jom Kippur. Eine Kindheit im Ghetto und KZ. Frankfurt a. M.
- Zahn, Christine (1993): >>Nicht mitgehen, sondern weggehen!<< Chug Chaluzi – eine jüdische Jugendgruppe im Untergrund. In: Löhken, Wilfried; Vathke, Werner (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1933 – 1945. Berlin, S. 159 – 205.
- Zámečník, Stanislav (2007): Das war Dachau. Frankfurt a. M.
- Zander, Wolfgang (1992): Kinder und Jugendliche als Opfer. Die traumatisierenden Einflüsse der NS-Zeit und des Zweiten Weltkrieges. In: Benz, Ute; Benz Wolfgang (Hrsg.)(1992): Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M., S. 128 – 140.
- Zarusky, Jürgen (1991): >>... nur eine Wachstumskrankheit<<? Jugendwiderstand in Hamburg und München. In: Dachauer Hefte. Band 7, S. 210 – 229.
- Zarusky, Jürgen (2004a): Jugendopposition. In: Benz, Wolfgang; Pehle, Walter H. (Hrsg.): Lexikon des deutschen Widerstandes. 2. Auflage. Frankfurt a. M., S. 98 – 111.
- Zarusky, Jürgen (2004b): Jugendliche >>Vierergruppen<<. In: Benz, Wolfgang; Pehle, Walter H. (Hrsg.): Lexikon des deutschen Widerstandes. 2. Auflage. Frankfurt a. M., S. 237 – 239.
- Zarusky, Jürgen (2006): Von der Sondergerichtsbarkeit zum Endphasenterror. Loyalitätserzwingung und Rache am Widerstand im Zusammenbruch des NS-Regimes. In: Arendes, Cord; Wolfrum, Edgar; Zedler, Jörg (Hrsg.)(2006): Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Göttingen, S. 103 – 121.
- Zehnpfennig, Barbara (2000): Hitlers *Mein Kampf*. Eine Interpretation. München.
- Zeidler, Manfred (2008): Die Rote Armee auf deutschem Boden. In: Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 10: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945. Erster Halbband: Die militärische Niederwerfung der Wehrmacht. München, S. 681 – 771.
- Zempel, Hans Günther (2001): Des Teufels Kadett. Napola Schüler von 1936 bis 1943. Gespräch mit einem Freund. 2. Auflage. Frankfurt a. M.
- Zentner, Christian (2006): Adolf Hitlers Mein Kampf. Eine kommentierte Auswahl. 18. Auflage. Berlin.
- Zeuschner, Heiko (1995): Die braune Mattscheibe. Fernsehen im Nationalsozialismus. Hamburg.
- Ziegler, Hans Willi (1935): Erziehung zur Volksgemeinschaft. In: Süddeutsche Monatshefte. 32. Jg., S. 331 – 347.
- Ziegler, Walter (1996): Gaue und Gauleiter im Dritten Reich. In: ders.; Möller, Horst; Wirsching, Andreas (Hrsg.): Nationalsozialismus in der Region. (= Sondernummer der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München, S. 139 – 160.
- Zielen, Viktor (1988): Lässt sich Nazi-Kindheit bewältigen? In: Heimannsberg, Barbara; Schmidt, Christoph J. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg, S. 161 – 174.

- Ziemann, Benjamin (1999): Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1933 – 1945. In: Müller, Rolf-Dieter; Volkmann, Hans-Erich (Hrsg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität. München, S. 589 – 613.
- Zierenberg, Malte (2008): Von Schiebern und Schwarzen Märkten. Zur Geschichte des Berliner Schwarzhandels im Übergang vom Zweiten Weltkrieg zur Nachkriegszeit. Göttingen.
- Ziesmer, Gregor (1942): Education for Death. The making of a Nazi. London.
- Zilch, Dorle (1994): Millionen unter der blauen Fahne. Die FDJ. Zahlen – Fakten – Tendenzen. Mitgliederbewegung und Strukturen in der FDJ-Mitgliedschaft von 1946 bis 1989 unter besonderer Berücksichtigung der Funktionäre. Rostock.
- Zill, Elfriede (1935): Die körperliche Schulung im BDM. In: Munske, Hilde (Hrsg.): Mädels im Dritten Reich. Berlin, S. 24 – 28.
- Zimbardo, Philip G. (1995): Psychologie. 6., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin.
- Zimbardo, Philip G. (2005): Das Stanford Gefängnis Experiment. Eine Simulationsstudie über die Sozialpsychologie der Haft. 2. Auflage. Goch.
- Zimbardo, Philip G. (2008): Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen. Heidelberg.
- Zimmer, Hasko (1999): Der Buchenwald-Konflikt. Zum Streit um Geschichte und Erinnerung im Kontext der deutschen Vereinigung. Münster.
- Zimmermann, Clemens (2007): Medien im Nationalsozialismus. Deutschland, Italien und Spanien in den 1930er und 1940er Jahren. Wien.
- Zimmermann, Michael (1986): Ausbruchshoffnung. Junge Bergleute in den Dreißiger Jahren. In: Niethammer, Lutz (Hrsg.): "Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll". Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Band 1. 2. Auflage. Berlin, S. 97 – 132.
- Zimmermann, Moshe (2008): Deutsche gegen Deutsche. Das Schicksal der Juden 1938 – 1945. Berlin.
- Zimmermann, Rolf (2008): Moral als Macht. Eine Philosophie der historischen Erfahrung. Reinbek bei Hamburg.
- Zimmermann, Verena (2004): >>Den neuen Menschen schaffen<<. Die Umerziehung von schwererziehbaren und straffälligen Jugendlichen in der DDR (1945 – 1990). Köln.
- Zinnecker, Jürgen (1987): Jugendkultur 1940 – 1985. Opladen.
- Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. In: Behnken, Imbke (Hrsg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweisen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Opladen, S. 142 – 162.
- Zinnecker, Jürgen (2007): Schlusswort: Ein Kommentar aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive. In: ders.; Fooker, Insa (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim, S. 197 – 210.
- Zinnecker, Jürgen (2008a): Kindheit als Heimatfront. Das Familienmoratorium der Kinder auf dem Prüfstand der europäischen Kriegsgesellschaft. In: Hering, Sabine; Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Sorge um die Kinder. Beiträge zur Geschichte von Kindheit, Kindergarten und Kinderfürsorge. Weinheim, S. 213 – 230.
- Zinnecker, Jürgen (2008b): Die „transgenerationale Weitergabe“ der Erfahrung des Weltkrieges in der Familie. Der Blickwinkel der Familien-, Sozialisations- und Generationenforschung. In:

Bohleber, Werner; Radebold, Hartmut; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim, S. 141 – 154.

Zinkl, Herbert (1988): Lausige Zeiten. Eine Jugend zwischen 1934 und 1945. Graz.

Zitellmann, Rainer (1991): Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs. Unveränderte Neuauflage. Stuttgart.

Zitellmann, Rainer (1993): Hitler-Bild im Wandel. In: Bracher, Karl Dietrich; Funke, Manfred; Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.): Deutschland 1933 – 1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft. 2. ergänzte Auflage. Düsseldorf, S. 491 – 506.

Zmarzlik, Hans Günter (1975): Einer vom Jahrgang 1922. In: Glaser, Hermann; Silenius, Axel (Hrsg.): Jugend im Dritten Reich. Frankfurt a. M., S. 7-17.

Zofka, Zdenek (2004): Die Entstehung des NS-Repressionssystems – oder – die Machtergreifung des Heinrich Himmler. In: Bayerische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Zur Diskussion gestellt. Die Anfänge der braunen Barbarei. München, S. 45-60.

Zülsdorf-Kersting, Meik (2008): Sechzig Jahre danach: Jugendliche und Holocaust. Eine Studie zur geschichtskulturellen Sozialisation. Münster.

Zürndorfer, Hannele (1997): Verlorene Welt. Jüdische Kindheit im Dritten Reich. Überarbeitete Neuauflage. Düsseldorf.

Zymek, Bernd (1985): Die pragmatische Seite der nationalsozialistischen Schulpolitik. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): >>Die Formung des Volksgenossen<<. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, S. 269 – 284.

Zymek, Bernd (1997): Die Schulentwicklung in der DDR im Kontext einer Sozialgeschichte des deutschen Schulsystems. Historisch vergleichende Analyse lokaler Schulangebotsstrukturen in Mecklenburg und Westphalen, 1900-1990. In: Häder, Sonja; Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsgeschichte einer Diktatur. Bildung und Erziehung in SBZ und DDR im historisch-gesellschaftlichen Kontext. Weinheim, S. 25-54.

Zymek, Bernd (2002): Erinnerung und Gedächtnis – neue Grundbegriffe der historisch-systematischen Erziehungswissenschaft? In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung. Band 8, S. 345 – 363.

Zymek, Bernd (2004): Erinnerungsgeschichte und Sozialgeschichte – was wird „bedeutsam“? In: Liedtke, Max; Matthes, Eva; Miller-Kipp, Gisela (Hrsg.): Erfolg oder Misserfolg? Urteile und Bilanzen in der Historiographie der Erziehung. Bad Heilbrunn, S. 17-31.

Lebenslauf von Jakob Benecke (Dipl. Päd.)

Geburtsort/ -datum:

Hamburg, den 6.12.1973

Ausbildung/ beruflicher Werdegang:

1980 - 1992	Freie Waldorfschule München Schwabing
1992 - 1993	Vorbereitung zur Mittleren Reife
1993	Absolvierung der Prüfung zur Mittleren Reife für externe Schüler an der Georg Büchner Realschule München
1993 - 1995	Vorbereitung zur externen Abiturprüfung an Bayerischen Gymnasien
1995	Absolvierung der Abiturprüfung am Lion Feuchtwanger Gymnasium München
1996	Vier monatiges Praktikum in der Notaufnahme des Clemens-Maria-Kinderheimes in Ottobrunn bei München
ab 1996	Tätigkeit für die Münchner Volkshochschule
WS 1996/97	Studium der Geschichte an der Ludwigs Maximilians Universität in München
1997 - 2001	Studium der Pädagogik an der Universität Augsburg

SS 2001	Erwerb von Zusatzqualifikationen in den Fächern Marketing, Personalführung und Unternehmensführung an der Betriebswissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg
2001	Diplom-Hauptprüfung in den Fächern Pädagogik (Hauptfach), Psychologie (Nebenfach) und Medienpädagogik (Wahlpflichtfach)
WS 2001/02	Schreiben der Diplomarbeit im Fach Pädagogik
ab WS 2003	Promotion an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg
ab Herbst 2003	Stipendiat der Friedrich Ebert Stiftung (3 jähriges Stipendium)
ab 2006	Lehrbeauftragter im Fach Pädagogik an der Universität Augsburg
ab Oktober 2010	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pädagogik der Universität Augsburg
25.Oktober 2010	Tag der Disputation